DEUTSCHE GESCHICHTE IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT: TH. BIS ZUM ZWEITEN...

Heinrich von Treitschke







Staatengeschichte

der neuesten Zeit.

Vierundzwanzigster Band.

H. v. Treitschke

Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert

Erster Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1879.

Deutsche Geschichte

im

Neunzehnten Jahrhundert

von

Heinrich von Treitschke.

Erster Theil.

Bis zum zweiten Pariser Frieden.

Zweite Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1879.

An Max Duncker.

Nehmen Sie, mein verehrter Freund, die Widmung dieser Blätter als ein Zeichen alter Treue freundlich auf. Sie haben mir bei den langwierigen Vorarbeiten so oft Ihre warme Theilnahme erwiesen; es thut mir wohl, zuerst vor Ihnen auszusprechen was ich über Anlage und Absicht des Buchs den Lesern zu sagen habe.

Mein Plan war ursprünglich, nur die Geschichte des Deutschen Bundes zu schreiben, nach einem kurzen Eingang sofort mit den Verhandlungen des Wiener Congresses zu beginnen. Ich erkannte jedoch bald, daß ein nicht ausschließlich für Gelehrte bestimmtes Buch weiter ausholen muß. Die Schicksale des Deutschen Bundes bilden nur den Abschluß des zweihundertjährigen Kampfes zwischen dem Hause Oesterreich und dem neu aufsteigenden deutschen Staate; sie bleiben dem Leser unverständlich, wenn er nicht über die Anfänge der preußischen Monarchie und den Untergang des heiligen Reichs unterrichtet ist. Eine allen Gebildeten gemeinsame nationale Geschichtsüberlieferung hat sich in unserem kaum erst wiedervereinigten Volke noch nicht entwickeln können. Jenes einmüthige Gefühl froher Dankbarkeit, das ältere Nationen ihren politischen Helden entgegenbringen, hegen wir Deutschen nur für die großen Namen unserer Kunst und Wissenschaft; selbst über die Frage, welche Thatsachen in dem weiten Wirrsal unserer neuen Geschichte die wahrhaft entscheidenden waren, gehen die Meinungen noch weit auseinander.

Ich entschloß mich daher in einem einleitenden Buche kurz zu schildern, wie sich seit dem Westphälischen Frieden das neue Deutschland

gebildet hat. Einem Kenner brauche ich nicht zu sagen, wie schwer es ist diesen massenhaften Stoff in gedrängter Uebersicht zusammenzufassen. Der unendlichen Mannichfaltigkeit und Bedingtheit des historischen Lebens kann nur eine tief in das Einzelne eindringende Schilderung ganz Genüge leisten. Sie werden leicht zwischen den Zeilen lesen, wie oft ich in einem kurzen Satze meine Meinung über eine schwierige Streitfrage sagen, wie oft ich jedes Wort abwägen mußte um bestimmt zu reden ohne Härte, gerecht ohne Verschwommenheit. Das Unternehmen war um so gewagter, da wir in Häussers Deutscher Geschichte bereits eine umfassende Darstellung der letzten Jahrzehnte des heiligen Reichs besitzen, ein Buch, das bei seinem Erscheinen wie eine politische That wirkte und für immer eine Zierde unserer historischen Literatur bleiben wird. Aber seit dem Tode des unvergeßlichen Mannes ist unsere Kenntniß des napoleonischen Zeitalters, nicht zuletzt durch Ihre Arbeiten, wesentlich erweitert worden. Auch der Standpunkt des historischen Urtheils hat sich verändert. Wer heute durch eine Schilderung jener Epoche das Verständniß der Gegenwart fördern will, muß die innere Entwicklung des preußischen Staates und die großen Wandlungen des geistigen Lebens in den Vordergrund der Erzählung stellen.

In dem einleitenden Buche bin ich nicht darauf ausgegangen neue Thatsachen mitzutheilen. Ich habe mich auch nicht gescheut, zuweilen Allbekanntes zu wiederholen; denn will der Historiker immer und überall neu sein, so wird er nothwendig unwahr. Mein Bestreben war, aus dem Gewirr der Ereignisse die wesentlichen Gesichtspunkte herauszuheben, die Männer und die Institutionen, die Ideen und die Schicksalswechsel, welche unser neues Volksthum geschaffen haben, kräftig hervortreten zu lassen. Darum sind auch die inneren Zustände der kleineren deutschen Staaten nur kurz behandelt; ich denke erst im zweiten Bande, bei der Schilderung der süddeutschen Verfassungskämpfe, mich auf diese Verhältnisse näher einzulassen. Möchten Sie und andere nachsichtige Richter finden, daß diese Uebersicht einen annähernd richtigen Begriff giebt von den großen Gegensätzen, welche den Staatsbau unseres Mittelalters zerstörten und den Boden ebneten für die weltlichen Staatsgebilde des neuen Jahrhunderts. Mehr als die Umrisse des Bildes konnte ich auf so engem Raume nicht bieten.

Nach dem Untergange des alten Reichs wird die Darstellung allmählich ausführlicher, und mit den Tagen des ersten Pariser Friedens beginnt dann die eingehende Geschichtserzählung, die ich im zweiten Bande zunächst bis zum Jahre 1830 fortzuführen hoffe. Für diesen Zeitraum habe ich, mit Erlaubniß des Fürsten Reichskanzlers und des Freiherrn von Roggenbach, die Acten des Berliner Geh. Staatsarchivs und des Auswärtigen Ministeriums in Carlsruhe benutzt. Ich kann nicht genug danken für die freisinnige Bereitwilligkeit, die mir von der hiesigen Archivverwaltung, erst unter Ihrer, dann unter H. von Sybels Leitung, immer bewiesen wurde. Ich habe dies Vertrauen nicht mißbraucht weil ich es nicht mißbrauchen konnte. In der Geschichte Preußens ist nichts zu bemänteln noch zu verschweigen. Was dieser Staat geirrt und gesündigt hat weiß alle Welt schon längst, Dank der Mißgunst aller unserer Nachbarn, Dank der Tadelsucht unseres eigenen Volks; ehrliche Forschung führt in den meisten Fällen zu der Erkenntniß, daß seine Staatskunst selbst in ihren schwachen Zeiten besser war als ihr Ruf.

Es giebt viele Arten Geschichte zu schreiben, und jede ist berechtigt wenn sie nur ihren Stil rein und streng einhält. Dies Buch will einfach erzählen und urtheilen. Sollte die Darstellung nicht völlig formlos werden, so durfte ich den Lesern nur das fertige Ergebniß der Untersuchung vorlegen ohne ihnen das Handwerkszeug der Forschung aufzuweisen oder sie mit polemischen Auseinandersetzungen zu belästigen.

Indem ich noch einmal zurückblicke auf die anderthalb Jahrhunderte, welche dieser Band zu schildern versucht, empfinde ich wieder, wie so oft beim Schreiben, den Reichthum und die schlichte Größe unserer vaterländischen Geschichte. Kein Volk hat besseren Grund als wir, das Andenken seiner hart kämpfenden Väter in Ehren zu halten, und kein Volk, leider, erinnert sich so selten, durch wie viel Blut und Thränen, durch wie viel Schweiß des Hirnes und der Hände ihm der Segen seiner Einheit geschaffen wurde. Sie, lieber Freund, haben schon in der Paulskirche den Traum vom preußischen Reiche deutscher Nation geträumt und sind im Herzen jünger geblieben als Mancher aus dem altklugen Nachwuchs; denn Sie wissen, wie erträglich die Sorgen der Gegenwart erscheinen neben dem Jammer der alten kaiserlosen Tage. Sie werden mich nicht tadeln, wenn Ihnen aus der gleichmäßigen Ruhe der historischen Rede dann und

wann ein hellerer Ton entgegenklingt. Der Erzähler deutscher Geschichte löst seine Aufgabe nur halb, wenn er blos den Zusammenhang der Ereignisse aufweist und mit Freimuth sein Urtheil sagt; er soll auch selber fühlen und in den Herzen seiner Leser zu erwecken wissen was viele unserer Landsleute über dem Zank und Verdruß des Augenblicks heute schon wieder verloren haben: die Freude am Vaterlande.

Berlin 10. Februar 1879.

Heinrich von Treitschke.



Erstes Buch.

Einleitung.

Der Untergang des Reichs.

Di
den gro
Jugend
Macht
jolzeste
den B
ginnen,
n die
Su
Christen
Reyen
um da
sprach
Kon
sich i
Fürst
Staa
kaiser
des
die
sch
die
der
Ur
der



Erster Abschnitt.

Deutschland nach dem Westphälischen Frieden.

Die deutsche Nation ist trotz ihrer alten Geschichte das jüngste unter den großen Völkern Westeuropas. Zweimal ward ihr ein Zeitalter der Jugend beschieden, zweimal der Kampf um die Grundlagen staatlicher Macht und freier Gesittung. Sie schuf sich vor einem Jahrtausend das stolzeste Königthum der Germanen und mußte acht Jahrhunderte nachher den Bau ihres Staates auf völlig verändertem Boden von Neuem beginnen, um erst in unsern Tagen als geeinte Macht wieder einzutreten in die Reihe der Völker.

Sie hatte einst in überschwellendem Thatendrang die Kaiserkrone der Christenheit mit der ihren verbunden, ihr Leben ausgeschmückt mit allen Reizen ritterlicher Kunst und Bildung, Ungeheures gewagt und geopfert um die Führerschaft des Abendlandes zu behaupten. In den weltumspannenden Kämpfen ihrer großen Kaiser ging die Macht der deutschen Monarchie zu Grunde. Auf den Trümmern des alten Königthums erhebt sich sodann eine junge Welt territorialer Gewalten: geistliche und weltliche Fürsten, Reichsstädte, Grafen und Ritter, ein formloses Gewirr unfertiger Staatsgebilde, voll wunderbarer Lebenskraft. Mitten im Niedergange der kaiserlichen Herrlichkeit vollführen die Fürsten Niedersachsens, die Ritter des deutschen Ordens und die Bürger der Hansa mit Schwert und Pflug die größte Colonisation, welche die Welt seit den Tagen der Römer gesehen: die Lande zwischen Elbe und Memel werden erobert und besiedelt, die skandinavischen und die slavischen Völker auf Jahrhunderte hinaus deutschem Handel, deutscher Bildung unterworfen. Aber Fürsten und Adel, Bürgerthum und Bauerschaften gehen Jeder seines eigenen Weges; der Haß der Stände vereitelt alle Versuche, diese Ueberfülle schöpferischer Volkskräfte politisch zu ordnen, die zerfallende Staatseinheit in bündischen Formen wieder aufzurichten.

Dann hat Martin Luther nochmals begeisterte Männer aus allen Stämmen des zersplitterten Volkes zu großem Wirken vereinigt. Der



Ernst des deutschen Gewissens führte die verweltlichte Kirche zurück zu der erhabenen Einfalt des evangelischen Christenthums; deutschem Geiste entsprang der Gedanke der Befreiung des Staates von der Herrschaft der Kirche. Unser Volk erstieg zum zweiten male einen Höhepunkt seiner Gesittung, begann schlicht und recht die verwegenste Revolution aller Zeiten. In anderen germanischen Ländern hat der Protestantismus überall die nationale Staatsgewalt gestärkt, die Vielherrschaft des Mittelalters aufgehoben. In seinem Geburtslande vollendete er nur die Auflösung des alten Gemeinwesens. Es ward entscheidend für alle Zukunft der deutschen Monarchie, daß ein Fremdling unsere Krone trug während jener hoffnungsfrohen Tage, da die Nation frohlockend den Wittenberger Mönch begrüßte und, bis in ihre Tiefen aufgeregt, eine Neugestaltung des Reiches an Haupt und Gliedern erwartete. Die kaiserliche Macht, dermaleinst der Führer der Deutschen im Kampfe wider das Papstthum, versagte sich der kirchlichen, wie der politischen Reform. Das Kaiserthum der Habsburger ward römisch, führte die Völker des romanischen Südeuropas ins Feld wider die deutschen Ketzer und ist fortan bis zu seinem ruhmlosen Untergange der Feind alles deutschen Wesens geblieben.

Die evangelische Lehre sucht ihre Zuflucht bei den weltlichen Landesherren. Als Beschützer des deutschen Glaubens behaupten und bewähren die Territorialgewalten das Recht ihres Daseins. Doch die Nation vermag weder ihrem eigensten Werke, der Reformation, die Alleinherrschaft zu bereiten auf deutschem Boden, noch ihren Staat durch die weltlichen Gedanken der neuen Zeit zu verjüngen. Ihr Geist, von Alters her zu überschwänglichem Idealismus geneigt, wird durch die tiefsinnige neue Theologie den Kämpfen des politischen Lebens ganz entfremdet; das leidsame Lutherthum versteht nicht die Gunst der Stunde zu befreiender That zu benutzen. Schimpflich geschlagen im schmalkaldischen Kriege beugt das waffengewaltige Deutschland zum ersten male seinen Nacken unter das Joch der Fremden. Dann rettet die wüste Empörung Moritz's von Sachsen dem deutschen Protestantismus das Dasein und zerstört die hispanische Herrschaft, aber auch die letzten Bande monarchischer Ordnung, welche das Reich noch zusammengehalten; in schrankenloser Willkür schaltet fortan die Libertät der Reichsstände. Nach raschem Wechsel halber Erfolge und halber Niederlagen schließen die ermüdeten Parteien den vorzeitigen Religionsfrieden von Augsburg. Es folgen die häßlichsten Zeiten deutscher Geschichte. Das Reich scheidet freiwillig aus dem Kreise der großen Mächte, verzichtet auf jeden Antheil an der europäischen Politik. Unbeweglich und doch unversöhnt lebt die ungestalte Masse katholischer, lutherischer, calvinischer Landschaften durch zwei Menschenalter träge träumend dahin, während dicht an unsern Grenzen die Heere des katholischen Weltreichs ihre Schlachten schlagen, die niederländischen Ketzer um die Freiheit des Glaubens und die Herrschaft der Meere kämpfen.

Da endlich bricht der letzte, der entscheidende Krieg des Zeitalters der Glaubenskämpfe über das Reich herein. Die Heimath des Protestantismus wird auch sein Schlachtfeld. Sämmtliche Mächte Europas greifen ein in den Krieg, der Auswurf aller Völker haust auf deutscher Erde. In einer Zerstörung ohne Gleichen geht das alte Deutschland zu Grunde. Die einst nach der Weltherrschaft getrachtet, werden durch die unbarmherzige Gerechtigkeit der Geschichte dem Ausland unter die Füße geworfen. Rhein und Ems, Elbe und Weser, Oder und Weichsel, alle Zugänge zum Meere sind „fremder Nationen Gefangene"; dazu am Oberrhein die Vorposten der französischen Uebermacht, im Südosten die Herrschaft der Habsburger und der Jesuiten. Zwei Drittel der Nation hat der gräuelvolle Krieg dahingerafft; das verwilderte Geschlecht, das noch in Schmutz und Armuth ein gedrücktes Leben führt, zeigt nichts mehr von der alten Großheit des deutschen Charakters, nichts mehr von dem freimüthig heiteren Heldenthum der Väter. Der Reichthum einer uralten Gesittung, was nur das Dasein ziert und adelt, ist verschwunden und vergessen bis herab zu den Handwerksgeheimnissen der Zünfte. Das Volk, das einst von Chriemhilds Rache sang und sich das Herz erhob an den heldenhaften Klängen lutherischer Lieder, schmückt jetzt seine verarmte Sprache mit fremden Flittern, und wer noch tief zu denken vermag, schreibt französisch oder lateinisch. Das gesammte Leben der Nation liegt haltlos jedem Einfluß der überlegenen Cultur des Auslandes geöffnet. Auch die Erinnerung an die Hoheit wundervoller Jahrhunderte geht der Masse des Volks über dem Jammer der Schwedennoth, über den kleinen Sorgen des armseligen Tages verloren; fremd und unheimlich ragen die Zeugen deutscher Bürgerherrlichkeit, die alten Dome in die verwandelte Welt. Erst anderthalb Jahrhunderte darauf hat die Nation durch mühsame gelehrte Forschung die Schätze ihrer alten Dichtung wieder aufgegraben, erstaunend, wie reich sie einst gewesen. Kein anderes Volk ward jemals so gewaltsam sich selber und seinem Alterthum entfremdet; sogar das heutige Frankreich ist nicht durch eine so tiefe Kluft getrennt von den Zeiten seines alten Königthums. —

Die grauenhafte Verwüstung schien den Untergang des deutschen Namens anzukündigen, und sie ward der Anfang eines neuen Lebens. In jenen Tagen des Elends, um die Zeit des Westphälischen Friedens beginnt unsere neue Geschichte. Zwei Mächte sind es, an denen dies versinkende Volk sich wieder aufgerichtet hat, um seitdem in Staat und Wirthschaft, in Glauben, Kunst und Wissen sein Leben immer reicher und voller zu gestalten: die Glaubensfreiheit und der preußische Staat.

Deutschland hatte durch die Leiden und Kämpfe der dreißig Jahre die Zukunft des Protestantismus für den gesammten Welttheil gesichert und zugleich den Charakter seiner eigenen Cultur unverrückbar festgestellt. Sein äußerster Süden ragte hinein in die katholische Welt der Romanen,

seine Nordmarken berührten das harte Lutherthum Skandinaviens, doch seine Kernlande blieben der Sammelplatz dreier Bekenntnisse. Die deutsche Nation war das einzige paritätische unter den großen Völkern und darum gezwungen, den blutig erkämpften kirchlichen Frieden in Staat und Gesellschaft, in Haus und Schule durch die Gewöhnung jedes neuen Tages zu befestigen. Vor Zeiten, da die römische Kirche noch die allgemeine Kirche war und die Keime des Protestantismus in sich umschloß, hatte sie unser Volk für die Gesittung erzogen, seine Kunst und Wissenschaft reich befruchtet. Als sie diese Mächte der Freiheit ausstieß und gestützt auf die romanischen Völker sich umgestaltete zu einer geschlossenen kirchlichen Partei, da gelang ihr zwar durch die Herrscherkunst des Hauses Habsburg einen Theil des deutschen Reiches zurückzuerobern; dem Gemüthe unseres Volkes blieb der jesuitische Glaube immer fremd. Die reichen geistigen Kräfte der neu-römischen Kirche entfalteten sich prächtig in ihren romanischen Heimathlanden; in diesem feindlichen deutschen Boden, in diesem Volke geborener Ketzer wollten sie nicht Wurzel schlagen. Hier sang kein Tasso, kein Calderon, hier malte kein Rubens, kein Murillo. Niemand unter den faulen Bäuchen des deutschen Mönchthums wetteiferte mit dem Gelehrtenfleiße der ehrwürdigen Väter von St. Maur. Die Gesellschaft Jesu erzog unter den Deutschen viele fromme Priester und gewandte Staatsmänner, auch manche plumpe Eiferer, welche, wie Pater Busenbaum, mit ungeschlachter Germanenderbheit der Welt das Geheimniß verriethen, daß der Zweck die Mittel heilige; doch ihre gesammte Bildung war das Werk romanischer Köpfe, wie die sinnberauschenden Formen ihres Cultus. In Deutschland wirkte der neue Katholicismus nur hemmend und verwüstend; sein geistiges Vermögen verhielt sich zu der Gedankenwelt der deutschen Protestanten wie die unfruchtbare Scholastik unseres ersten Jesuiten Canisius zu der schlichten Weisheit der Werke Luthers. Rom wußte es wohl, Deutschland blieb die feste Burg der Ketzerei, trotz aller Massenbekehrungen der Gegenreformation. Das Mark unseres Geistes war protestantisch.

Die theuer erkaufte kirchliche Duldung bereitete die Stätte für eine maßvolle Freiheit, eine besonnene Verwegenheit des Denkens, die unter der Alleinherrschaft einer Kirche niemals gedeihen kann. Auf solchem Boden erwuchs, sobald das erschöpfte Volk wieder geniale Naturen zu ertragen vermochte, unsere neue Wissenschaft und Dichtung, die wirksamste Literatur der neuen Geschichte, protestantisch von Grund aus und doch weltlich frei und mild. Sie schenkte der verkümmerten Nation aufs Neue eine mächtige Sprache, gab ihr die Ideale der Humanität und den Glauben an sich selbst zurück. Also sind unserem Volke selbst die Niederlagen der Reformation zuletzt zum Segen geworden. Gezwungen, alle die großen Gegensätze des europäischen Lebens in seinem eigenen Schooße zu beherbergen, ward Deutschland fähig, sie alle zu verstehen und mit der Kraft

des Gedankens zu beherrschen. Seine Seele tönte von jedem Athemzuge der Menschheit. Seine classische Literatur ward vielseitiger, kühner, menschlich freier, als die früher gereifte Bildung der Nachbarvölker. Hundertundfünzig Jahre nach dem Untergange der alten deutschen Cultur durfte Hölderlin das neue Deutschland also anreden:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Zugleich erwachte wieder die staatenbildende Kraft der Nation. Aus dem Durcheinander verrotteter Reichsformen und unfertiger Territorien hob sich der junge preußische Staat empor. Von ihm ging fortan das politische Leben Deutschlands aus. Wie einst fast um ein Jahrtausend zuvor die Krone von Wessex alle Königreiche der Angelsachsen zum Staate von England vereinigte, wie das Königthum der Franzosen von der Isle de France aus, das ganze Mittelalter hindurch, die Theilstaaten der Barone und Communen eroberte und bändigte, so hat die Monarchie der brandenburgisch-preußischen Marken der zerrissenen deutschen Nation wieder ein Vaterland geschaffen. Das harte Ringen um die Anfänge der Staatseinheit gelingt gemeinhin nur der derben bildsamen Lebenskraft jugendlicher Völker; hier aber vollzog es sich im hellen Mittagslichte der neuen Zeit, gegen den Widerstand des gesammten Welttheils, im Kampfe mit den legitimen Gewalten des heiligen Reichs und den unzähligen durch eine alte Geschichte verhärteten Gegensätzen des vielgestaltigen deutschen Lebens. Es war die schwerste Einheitsbewegung, die Europa erlebte, und nur der letzte, volle, durchschlagende Erfolg hat endlich die widerwillige Welt gezwungen, an das so oft aussichtslos gescholtene Werk zu glauben. —

Von Kaiser und Reich konnte die Neugestaltung des deutschen Staates nicht mehr ausgehen. Die alte längst schon brüchige Reichsverfassung wurde seit dem Eindringen des Protestantismus zu einer häßlichen Lüge. Die letzten Folgen alles großen menschlichen Thuns bleiben dem Thäter selber verhüllt. Wie Martin Luther, da er von der Kirche des Mittelalters sich löste, ahnungslos die Bahn brach für die weltliche Wissenschaft unserer Tage, die seinen frommen Sinn empören würde: so hat er auch, indem er den Staat von der Vormundschaft der Kirche befreite, die Wurzeln jenes römischen Kaiserthums untergraben, das er als treuer Unterthan verehrte. Sobald die Mehrheit der Nation der evangelischen Lehre sich zuwandte, ward die theokratische Kaiserwürde ebenso unhaltbar wie ihre Stütze, das geistliche Fürstenthum. Der gekrönte Schirmvogt und die Bischöfe der alten Kirche durften nicht herrschen über ketzerischem Volke. Darum wurde schon in den ersten Jahren der Reformation, auf dem Reichstage von 1525, die Forderung

laut, daß die geistlichen Gebiete heimgeramscht, den benachbarten weltlichen Fürsten unterworfen würden; und an allen großen Wendepunkten der Reichspolitik ist der nothwendige Gedanke der Secularisation seitdem regelmäßig wieder aufgetaucht, denn aus ihm sprach die Natur der Dinge. Aber das unheilvolle Gleichgewicht der Kräfte und der Gegenkräfte, das jede Bewegung des Reiches hemmte, vereitelte auch diese unabweisbare Folge der Reformation. Die Mehrzahl der geistlichen Fürsten blieb erhalten, und mit ihnen die traumhaften Herrschaftsansprüche der Sacra Caesarea Majestas, obschon das deutsche Königthum, das diese römische Krone trug, längst aller Macht entkleidet, alle Hoheitsrechte der alten Monarchie längst übergegangen waren in die Hände der Landesherren.

Zwei Drittel des deutschen Volkes außerhalb der kaiserlichen Erblande bekannten das Evangelium, desgleichen alle mächtigen Fürstenhäuser mit Ausnahme der Wittelsbacher und der Albertiner. Das amtliche Deutschland aber blieb katholisch. Die Altgläubigen behaupteten die Mehrheit im Kurfürsten- wie im Fürstenrathe, und das Kaiserthum bewahrte noch immer seinen halb priesterlichen Charakter. Der Kaiser wurde durch die Krönung „ein Theilhaber unseres geistlichen Amtes“, gelobte dem Papste und der Kirche die gebührenden geistlichen Ehren zu erweisen; er war von Amtswegen Canonicus mehrerer katholischer Stifter und empfing darum das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Es ist nicht anders, unter dieser römischen Theokratie konnte die Ketzerei rechtlich nicht bestehen. Die erste große politische That der deutschen Lutheraner war jene Protestation von Speyer, die dem neuen Glauben den Namen gab; sie erklärte rund heraus, die Evangelischen würden der Mehrheit im Reiche sich nicht fügen. Und also im Kampfe gegen das Reich, wie er begonnen, in beständiger Empörung hat sich der Protestantismus auch fürderhin behauptet. Er erzwang die Religionsfriedensschlüsse, dem alten Kaisereide wie dem Grundgedanken des heiligen Reichs schnurstracks zuwider, und bildete einen Staat im Staate, um die ertrotzte Glaubensfreiheit gegen die Mehrheit des Reichstags zu sichern. Das Corpus Evangelicorum blieb in milderen Formen doch ein nicht minder anarchischer, staatswidriger Nothbehelf, als die Confoederationen der polnischen Adelsrepublik.

Nur ein revolutionärer Entschluß, nur die Umwandlung des heiligen Reichs in einen Bund weltlicher Staaten konnte die Nation erretten aus solcher Unwahrheit ihres politischen Lebens; nur eine nationale Staatsgewalt, die ehrlich ihr weltliches Wesen eingestand, konnte den Altgläubigen wie den Evangelischen auf dem Boden des Gesetzes gerecht werden. Schon den beiden größten Publicisten unseres siebzehnten Jahrhunderts drängte sich diese Ueberzeugung auf: der Wortführer der schwedischen Partei, Hippolithus a Lapide predigte mit heißer Leidenschaft den Vernichtungskrieg wider das Kaiserthum; der besonnenere Samuel

Pufendorf sah das Reich „sicher wie einen rollenden Stein" der Umgestaltung in einen Staatenbund entgegeneilen. Auch das amtliche Deutschland empfand dunkel, wie sinnlos die alten Formen in der neuen Zeit geworden. Die Religionsfriedensschlüsse gaben sich selber nur für Waffenstillstände, vertrösteten die Nation auf bessere Zeiten, da „durch Gottes Gnade eine Vereinigung in Glaubenssachen zu Stande kommen wird". Der Westphälische Friede beauftragte den nächsten Reichstag, durch eine umfassende Verfassungsrevision die neu errungene Macht der Reichsstände in Einklang zu bringen mit den alten Rechten der Kaiserkrone. Doch das Haus Oesterreich verhinderte auch diesmal den Versuch der Reform. Die Reichsversammlung von 1654 ging unverrichteter Dinge auseinander, und da der folgende Reichstag durch anderthalb Jahrhunderte zu Regensburg tagte, ohne seine wichtigste Aufgabe jemals in Angriff zu nehmen, so blieb der deutsche Staat in Wahrheit verfassungslos. In seinem öffentlichen Rechte lagen die Trümmerstücke dreier grundverschiedener Staatsformen wirr und unverbunden neben einander: die schattenhaften Ueberbleibsel der alten monarchischen Einheit, die verkümmerten Anfänge einer neuen staatenbündischen Ordnung, endlich, lebendiger als Beide, der Particularismus der territorialen Staatsgewalten.

Das Kaiserthum hielt in allem Wandel der Zeiten die alten Ansprüche monarchischer Machtvollkommenheit fest und gestattete niemals, daß ein Reichsgesetz ihm den Umfang seiner Rechte fest begrenzte. Der kaiserliche Oberlehnsherr empfing noch immer sitzend, mit bedecktem Haupte die Huldigung seiner knieenden Unterthanen, der Reichsstände; er übte, soweit sein Arm reichte, die Gerichtsbarkeit durch seinen Reichshofrath, als sei er wirklich noch der höchste Richter über Eigen und Lehen und über jeglichen Mannes Leib, wie einst in den Tagen des Sachsenspiegels. Noch immer schwenkte der Herold bei der Krönung das Kaiserschwert nach allen vier Winden, weil die weite Christenheit dem Doppeladler gehorche; noch sprach das Reichsrecht mit feierlichem Ernst von den Lehen des Reichs, die auf den Felsterrassen der Riviera von Genua und tief in Toscana hinein lagen; noch bestanden die drei Reichskanzlerämter für Germanien, Italien und Arelat; Nomeny und Bisanz und so viele andere, längst den Fremden preisgegebene Stände wurden noch auf den Reichstagen zur Abstimmung aufgerufen; der Herzog von Savoyen galt als Reichsvicar in Wälschland, und Niemand wußte zu sagen, wo des heiligen Reiches Grenzpfähle standen. Dem Dichterauge des jungen Goethe wurde in dem altfränkischen Schaugepränge der Kaiserkrönung die farbenreiche Herrlichkeit des alten Reiches wieder lebendig; wer aber mit dem nüchternen Sinne des Weltmannes zuschaute, gleich dem Ritter Lang, dem erschien dies Kaiserthum der verblaßten Erinnerungen und der grenzenlosen Ansprüche als ein fratzenhafter Mummenschanz, ebenso lächerlich

und abgeschmackt, wie das Schwert Karls des Großen, das den böhmischen Löwen auf der Klinge trug, oder wie die Chorknaben von St. Bartholomäi, die durch ihr hellstimmiges fiat! vom hohen Chor herab im Namen der deutschen Nation die Erwählung des Weltherrschers genehmigten.

Die Umbildung des altgermanischen Wahlkönigthums zur erblichen Monarchie hat den meisten Völkern Westeuropas die Staatseinheit gesichert. Deutschland aber blieb ein Wahlreich, und die dreihundertjährige Verbindung seiner Krone mit dem Hause Oesterreich erweckte nur neue Kräfte des Zerfalles und des Unfriedens, denn das Kaiserthum der Habsburger war unserem Volke eine Fremdherrschaft. Abgetrennt von der Mitte Deutschlands durch das starke Slavenreich in Böhmen, hatte die alte deutsche Südostmark schon früh im Mittelalter ihres eigenen Weges gehen und sich einleben müssen in die verschlungene Politik des ungarisch-slavisch-walachischen Völkergemisches der unteren Donaulande. Sie wurde sodann durch das Haus Habsburg zum Kernlande eines mächtigen vielsprachigen Reiches erhoben, durch falsche und echte Privilegien aller ernstlichen Pflichten gegen das deutsche Reich entbunden und erlangte bereits im sechzehnten Jahrhundert eine so wohlgesicherte Selbständigkeit, daß die Habsburger sich mit dem Plane tragen konnten ihre deutschen Erblande zu einem Königreich Oesterreich zu vereinigen. Mitten im Gewimmel fremden Volksthums bewahrten die tapferen Stämme der Alpen und des Donauthales getreulich ihre deutsche Art; sie nahmen mit ihrer frischen herzhaften Sinnlichkeit rühmlich Theil an dem geistigen Schaffen unseres Mittelalters. An dem lebensfrohen Hofe der Babenberger blühte die ritterliche Kunst; der größte Dichter unserer Staufertage war ein Sohn der Tyroler Alpen; die prächtigen Hallen von St. Stephan und St. Marien am Stiegen erzählten von dem Stolze und dem Kunstfleiß des deutschen Bürgerthums in Niederösterreich. Alsdann wandte sich auch hier der deutsche Geist in freudigem Erwachen der evangelischen Lehre zu; in Böhmen wurde das Hussitenthum wieder lebendig, und am Ausgang des Jahrhunderts der Reformation war der größte Theil der deutsch-österreichischen Kronländer dem Glauben unseres Volkes gewonnen. Da führte der Glaubenseifer des Kaiserhauses alle Schrecken des Völkermordes über Oesterreich herauf. Unter blutigen Gräueln ward die Herrschaft der römischen Kirche durch die kaiserlichen Seligmacher wieder aufgerichtet. Was deutschen Sinnes war und dem fremden Joche sich nicht beugte, Hunderttausende der Besten vom böhmischen Volke fanden eine neue Heimath in den Landen der evangelischen Reichsfürsten. Die daheim geblieben, verloren in der Schule der Jesuiten die Lebenskraft des deutschen Geistes: den Muth des Gewissens, den sittlichen Idealismus. Kirchlicher Druck zerstört die tiefsten Wurzeln des Volkslebens. Der helle Frohmuth des österreichischen Deutschthums verflachte in gedankenloser Genußsucht, das leichtlebige Volk gewöhnte sich

rasch an die verlogene Gemüthlichkeit einer pfäffischen Regierung, die ihre kalte Menschenverachtung hinter läßlich bequemen Formen zu verbergen wußte.

Der Westphälische Friede gab diesem letzten großen Siege der Gegenreformation die gesetzliche Weihe. Der Kaiser genehmigte die Gleichberechtigung der drei Bekenntnisse im Reiche nur unter der Bedingung, daß seine Erblande der Regel nicht unterliegen sollten. Seitdem schied Oesterreich aus der Gemeinschaft des deutschen Lebens. Das Einzige, was der zerrütteten Reichsverfassung noch Sinn und Inhalt gab, die gesicherte Glaubensfreiheit, war für die habsburgischen Länder nicht vorhanden; zur selben Zeit, da Deutschland in prunkenden Friedensfesten sich der endlich errungenen Versöhnung freute, ließ sein Kaiser die päpstliche Bulle, welche den Friedensschluß verdammte, in Wien und Prag, in Graz und Innsbruck an die Kirchthüren anschlagen. Auch nach dem Frieden arbeitet das Kaiserhaus unablässig an der Ausrottung der Ketzerei. Noch an hundert Jahre lang, bis zum Tode Karls VI., fluthet in immer kürzeren Wellenschlägen die Auswanderung österreichischer Protestanten nach dem deutschen Norden hinüber, bis endlich alle Erblande den Todesschlaf der Glaubenseinheit schlummern. Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges bekannte sich die böhmische Grafschaft Glatz, bis auf eine einzige römische Gemeinde, zum evangelischen Glauben; als die Grenadiere König Friedrichs dort einzogen, war das Volk katholisch bis auf den letzten Mann, und mitten in dem neubekehrten Lande prangte die gnadenreiche Wallfahrtskirche von Albendorf, ein Siegesdenkmal für die Schlacht am weißen Berge. Den katholischen Nachbarn in Baiern verfeindet durch Stammeshaß und uralte politische Gegnerschaft, argwöhnisch abgesperrt von jeder Berührung der norddeutschen Ketzerei, führen die deutsch-österreichischen Länder fortan ein stilles Sonderleben. Der Verkehr zwischen Böhmen und der unteren Elbe, im Mittelalter so schwunghaft, daß Kaiser Karl IV. hoffen durfte, ein großes Elbreich von Prag bis Tangermünde aufzurichten — alle die alten fruchtbaren Wechselwirkungen zwischen dem Nordosten und dem Südosten Deutschlands verfallen gänzlich, und an der sächsisch-böhmischen Grenze bildet sich allmählich eine scharfe Völkerscheide, ein grundtiefer Gegensatz der Gedanken und Lebensgewohnheiten. Von den seelenvollen Klängen der wiedererwachenden deutschen Dichtung, von den freien Reden unserer jungen Wissenschaft drang kaum ein Laut in diese abgeschiedene Welt. Während die deutsche Jugend um die Leiden des jungen Werther weinte und mit dem Räuber Moor auf die Thatenarmuth des tintenkleckſenden Seculums zürnte, ergötzte sich das lustige Wien an den platten Zerrbildern der Blumauerschen Aeneide. Allein die Werke der großen Tonsetzer Oesterreichs bekundeten, daß die schöpferische Macht des deutschen Geistes noch nicht ganz erloschen war in der schönen Heimath Walthers von der Vogelweide.

Erst im neunzehnten Jahrhundert sollte das zertretene Deutschthum der Südostmarken wieder die Kraft finden allen Arbeiten der modernen deutschen Cultur mit lebendigem Verständniß zu folgen.

Dergestalt hat die Politik der katholischen Glaubenseinheit die Donaulande auf lange hinaus unserem Volke entfremdet. Sie zerspaltete das alte Reich, sie schuf den vielbeklagten deutschen Dualismus; so lange die Deutschen sich nicht selber aufgaben, durften sie auch den Widerstand gegen die Fremdherrschaft der Habsburger nicht aufgeben. Das Haus Oesterreich war im Verlaufe der Jahrhunderte mit der römischen Kaiserkrone so fest verwachsen, daß die Volksmeinung Beide kaum noch zu trennen wußte; der einzige Nicht-Oesterreicher, der während dieser letzten Jahrhunderte den deutschen Thron bestieg, Karl VII., erschien den Zeitgenossen wie ein Gegenkaiser. Eine tiefe innere Verwandtschaft verband das entdeutschte Kaiserthum mit seinem alten Gegner, dem heiligen Stuhle. Die Wiener Politik zeigt wie die römische jenen Charakterzug heuchlerischer Salbung, welcher die Theokratie zur unsittlichsten aller Staatsformen macht. In Wien wie in Rom die gleiche Unfähigkeit, das Recht des Gegners zu verstehen. Alle Habsburger, die heitere Liebenswürdigkeit Maria Theresias so gut wie der stumpfsinnige Hochmuth Leopolds I., ertragen die Schläge des Schicksals in dem zuversichtlichen Glauben, daß ihr Haus dem Herzen Gottes am nächsten stehe und nur böse, gottlose Menschen das fromme Erzhaus zu bekämpfen wagen. Hier wie dort dieselbe starre Unbeweglichkeit in allen Stürmen der Jahrhunderte: jeder schmähliche Friede, den die lebendigen Mächte der Geschichte dem alten Kaiserhause auferlegen, wird von den Habsburgern unterzeichnet mit dem stillen Vorbehalt, daß zur rechten Stunde die unveräußerlichen Rechte kaiserlicher Vollgewalt wieder in Kraft treten sollen. Hier wie dort dieselbe Dreistigkeit theokratischer Mythenbildung und Rechtsverdrehung. Indem Maria Theresia sich wider den rechtmäßigen Kaiser Karl VII. empört, trägt sie selber die sittliche Entrüstung der beleidigten kaiserlichen Majestät zur Schau; als König Friedrich sodann ihrem drohenden Angriffe zuvor kommt, da schwingt ihr Gemahl, der als schlichter Privatmann an ihrem Hofe lebt, das kaiserlicher Scepter und verurtheilt den Feind der Königin von Ungarn als Rebellen gegen Kaiser und Reich; unbefangen, als verstände sich's von selber, nimmt nachher das kleine Haus Lothringen alle die herrischen Ansprüche des alten Kaisergeschlechtes wieder auf, und wie die Päpste von dem Throne des Apostelfürsten fabeln, so gebärden sich die Lothringer, als seien die Habsburger niemals ausgestorben. In Wien wie in Rom derselbe hoffärtig träge Kaltsinn gegen das Wohl des eigenen Volkes: sobald die Glaubenseinheit fest begründet und der schweigende Gehorsam der Unterthanen gesichert ist, wird die gesammte Macht Oesterreichs nach außen gewendet. Alles Leben des Staates geht in der europäischen Politik auf, im Innern wird gar nicht

regiert, die alte ständische Verwaltung schleppt sich gemächlich dahin in ihren verlebten Formen. Niemand denkt an die Ausbildung einer geordneten Regierungsgewalt, an die Pflege des Wohlstandes und der Bildung, an alle jene unscheinbar großen Aufgaben der inneren Politik, welche einem gesunden weltlichen Staate den besten Inhalt des Lebens bilden. Jahrhunderte lang hat die Geschichte Oesterreichs neben zahlreichen fähigen Feldherren und Diplomaten kein einziges Talent der Verwaltung aufzuweisen. Erst unter Maria Theresia entsinnt sich die Krone der nächsten Pflichten der Monarchie.

Indessen zeigte jene staatenbildende Kraft der neuen Geschichte, die überall zur festen Abrundung der Staatsgebiete drängte, auch in dem bunten Ländergemisch der habsburg-burgundischen Erbschaft ihre Wirksamkeit. Unter Leopold I. wird Ungarn erobert, die Stephanskrone erblich dem Hause Oesterreich übertragen. Damit beginnt die Geschichte der neuen österreichischen Großmacht, wie gleichzeitig mit dem Großen Kurfürsten die neue deutsche Geschichte. Der Hausbesitz der Habsburger wird zur geographischen Einheit; das Donaureich findet den Schwerpunkt seiner militärischen Macht in Ungarns kriegerischen Völkern. Starke wirthschaftliche und politische Interessen verbinden fortan die deutschen Erblande mit dem Völkergewimmel jener subgermanischen Welt, wo das Deutschthum nur mühsam ein geistiges Uebergewicht behauptet; im Verlaufe der langen ruhmvollen Türkenkriege entsteht unter den deutschen, ungarischen und slavischen Kampfgenossen ein Bewußtsein der Gemeinschaft. Durch die Eroberung Ungarns wurde vollendet, was die Politik der Gegenreformation begonnen hatte: die Trennung Oesterreichs von Deutschland. So lange die Paschas der Osmanen auf der Königsburg von Ofen hausten, führte Oesterreich den Markmannenkrieg für die deutsche Gesittung gegen die Barbarei des Ostens; nur mit Deutschlands Hilfe, durch das gute Schwert der Märker, der Sachsen, der Baiern gelang die Vertreibung der Türken aus Ungarn. Seit die Pforte in Schwäche versank, zerriß auch dies letzte Band gemeinsamer Gefahr, das unsere Nation noch an das Kaiserthum gekettet hatte. Deutschland und Oesterreich waren nunmehr zwei selbständige Reiche, allein durch die Formen des Staatsrechts künstlich verbunden; die Zerstörung dieser unwahren Formen blieb für lange Jahrzehnte die große Aufgabe der deutschen Geschichte.

Schritt für Schritt befestigte sich seitdem die Staatseinheit des neuen Oesterreichs. Die Pragmatische Sanction verkündete die Untheilbarkeit des kaiserlichen Hausbesitzes. Darauf gab der größte Herrscher des Habsburgerstammes den Erblanden, die bisher nur durch das Kaiserhaus, den Clerus, den Adel und das Heer verbunden gewesen, eine nothdürftige gemeinsame Verfassung. Maria Theresia begründete das System des österreichisch-ungarischen Dualismus. Sie stellte die böhmisch-österreichische Hofkanzlei

als höchste Behörde über die Kronländer diesseits der Leitha, während die Lande der Stephanskrone in ihrem althistorischen staatsrechtlichen Verbande blieben. Also ward mit sicherem Griffe die Form gebildet, welche allein dies an Gegensätzen überreiche Ländergewirr zusammenhalten konnte; nach mannichfachen vergeblichen Anläufen zum Einheitsstaate wie zum Staatenbunde ist die Monarchie seitdem immer wieder zu den Gedanken der Kaiserin zurückgekehrt. Auch die Noth und der Ruhm der theresianischen Tage kräftigten den Bestand des Staates; durch acht schwere Kriegsjahre behauptete die stolze Habsburgerin, beharrlich unterstützt von ihren treuen Völkern, das Erbe ihres Hauses gegen eine mächtige Coalition; und wie leuchtend auch während des siebenjährigen Krieges das Gestirn König Friedrichs emporstieg, die Besiegten selber zur Bewunderung zwingend, das kaiserliche Heer trug doch die Kränze von Kollin und Hochkirch, freute sich der Heldengröße seines Loudon, ging mit berechtigtem Selbstgefühl aus dem gewaltigen Kampfe hervor. Lange bevor es ein Kaiserthum Oesterreich gab, redete der allgemeine Sprachgebrauch Europas schon von dem österreichischen Staate und Heere.

Der Besitz der Stephanskrone gewährte dem Kaiserhause die Möglichkeit, in der europäischen Politik eine feste Richtung folgerecht einzuhalten. Der Eroberer Ungarns, Eugen von Savoyen, wies dem Staate die verheißende Bahn nach dem Schwarzen Meere; vorzudringen bis zu den Mündungen des Stromes und die slavisch-walachischen Völker auf beiden Ufern einer überlegenen Gesittung zu unterwerfen, dies schien fortan der natürliche Beruf des Donaureichs. Darum galt das entlegene Belgien, das den Staat beständig in die Händel Westeuropas zu verwickeln drohte, bald als eine unbequeme Last; schon zur Zeit der schlesischen Kriege begannen die seitdem beharrlich wiederkehrenden Versuche, den unhaltbaren Außenposten gegen ein näher gelegenes Gebiet auszutauschen. Gleichwohl lernte das Kaiserhaus niemals, in weiser Selbstbeschränkung die gesammelte Kraft des Staates gegen den Südosten zu wenden. Eine nationale Politik war in diesem Reiche der Völkertrümmer ohnehin unmöglich; zu keiner Zeit und am Wenigsten in jener Epoche des Absolutismus hat die öffentliche Meinung auf Oesterreichs diplomatische Haltung irgend welchen Einfluß ausgeübt. Die europäische Stellung des Staates ward jederzeit allein durch das persönliche Belieben seiner Herrscher bestimmt. Die Macht des Hauses war einst gegründet worden durch eine schlaue und kühne Familienpolitik, die planlos begehrlich nach allen Seiten hin um sich griff, ohne nach der Weltstellung und Eigenart der unterworfenen Länder zu fragen. Die Gedanken dieser dynastischen Staatskunst und die glänzenden Erinnerungen kaiserlicher Weltherrschaft bleiben auch in dem neuen Donaureiche noch lange lebendig. Die Hofburg hält ihre Herrscherstellung im deutschen Reiche beharrlich fest; sie versucht zugleich, durch die Eroberung Baiern

die vorderösterreichischen Besitzungen am Rheine mit den Kernlanden der Monarchie zu verbinden; seit Karl VI. nimmt sie auch die italienische Politik der spanischen Habsburger wieder auf und strebt jenseits der Alpen die Oberhand zu behaupten; dazwischen hinein spielen in raschem Wechsel kecke Anschläge gegen Polen und die Osmanen: — ein Uebermaß unsteter Herrschsucht, das den mächtigen Staat von einer Niederlage zur andern führt.

Also stand die kaiserliche Macht der protestantisch-deutschen Bildung feindselig, den europäischen Aufgaben der deutschen Politik gleichgiltig, den Handelsinteressen unserer Küsten mit binnenländischer Beschränktheit gegenüber. Die Habsburg-Lothringer konnten in den unklaren Befugnissen des Kaiserthums nur ein willkommenes Mittel sehen um die gewaltige kriegerische Kraft deutscher Nation auszubeuten für die Zwecke des Hauses Oesterreich, die Machtfragen dieser Hauspolitik zu entscheiden durch den Mißbrauch der Formen des Reichsrechts. Die altehrwürdige kaiserliche Gerichtsbarkeit ward ein Tummelplatz für rabulistische Künste, Deutschlands auswärtige Politik ein unberechenbares Spiel. Das Reich, von der Hofburg bald fremden Angriffen preisgegeben, bald in undeutsche Händel hineingezogen, mußte regelmäßig den Preis für Oesterreichs Niederlagen zahlen. Holland und die Schweiz, Schleswig-Holstein, Pommern und das Ordensland, Elsaß und Lothringen gingen wesentlich durch die Schuld der Habsburger dem Reiche verloren: unersetzliche Verluste, minder schmachvoll für jene halbfremde Macht, welche die Kaiserpflicht mit den Interessen ihres Hauses nicht vereinigen konnte, als für die deutsche Nation, die nach solchem Unsegen der Fremdherrschaft nimmer den Willen fand das Löwenbündniß mit Oesterreich zu zerreißen.

Das Kaiserthum wurzelte in einer überwundenen Vergangenheit und fand darum seinen natürlichen Gegner in dem erstarkenden weltlichen Fürstenthum, seine Anhänger unter den verfaulten und verkommenen Gliedern des Reichs. „Das stiftische Deutschland" bildete den Kern der österreichischen Partei: jene reichgesegneten geistlichen Gebiete, die, durch die Siege der Gegenreformation der römischen Kirche zurückgegeben, nunmehr unter der weichen Herrschaft des Krummstabs, im Behagen der Vetterschaft und der Sinnlichkeit ein bequemes Stillleben führten. Sie konnten, rings umklammert und durchschnitten von evangelischen Gebieten, dem Leben der Nation nicht so gänzlich entfremdet werden wie die kaiserlichen Erblande; mancher milde und gelehrte Kirchenfürst kam den Ideen des Zeitalters der Aufklärung freudig entgegen. Doch die politische Lebenskraft der geistlichen Staaten blieb unrettbar verloren, und der Gedankenarbeit des neuen Jahrhunderts stand die Masse des Volkes in Köln, Mainz und Trier so fern, daß späterhin der Verlust des linken Rheinufers dem geistigen Leben Deutschlands kaum eine fühlbare Wunde schlug. Zum Kaiser hielt desgleichen der mächtige katholische Adel, der in seinen

Domcapiteln über drei Kurhüte und zahlreiche Fürstenstühle des Reichs verfügte, in den Diensten des adelsfreundlichen Erzhauses bequeme Versorgung für seine Söhne fand. Auch die Landstände der weltlichen Fürstenthümer riefen die Hilfe des Kaisers an, wenn sie ihre habenden Freiheiten gegen das gemeine Recht der neuernden Monarchie vertheidigten. Der katholischen Mehrheit sicher schaute die Hofburg gemächlich zu, wie die Parteien im Reiche sich an einander zerrieben, das gegenseitige Mißtrauen jeden Gedanken der Reichsreform im Keime erstickte, jede dem Kaiserthum bedrohliche Macht durch andere Mächte darnieder gehalten wurde. Die überlieferte Ehrfurcht der kleinen Fürsten vor dem Erzhause, der Neid des Nachbars gegen den Nachbarn, der Einfluß der Beichtväter auf die zahlreichen fürstlichen Convertiten, endlich die reichen Gnaden und Privilegien, womit die Hofburg ihre Getreuen belohnte, sicherten dem Kaiserhause auch an den protestantischen Höfen jederzeit einen starken Anhang; mancher fürstliche Geheime Rath erhielt geradezu den Titel eines kaiserlichen Ministers und damit den Auftrag, die Sache Oesterreichs an seinem Hofe zu vertreten. Die Kaiserwürde, werthlos in der Hand eines kleinen Herrn, bot einer Großmacht mannichfache Handhaben, den hohen Adel deutscher Nation mittelbar zu beherrschen; und dieser mächtige Einfluß stand einem Fürstenhause zu, das weder gewillt noch im Stande war, sich den Gesetzen des Reichs, den Pflichten deutscher Politik zu fügen. Ein gewandter Parteigänger des kaiserlichen Hauses, der Freiherr von Gemmingen, schrieb in einem unbewachten Augenblicke ehrlicher Erregung kurzab: „Das Haus Oesterreich kann nur das Oberhaupt oder der Feind des deutschen Reiches sein.“ —

Neben diesen Trümmern einer verfallenen, fremden Zwecken dienenden monarchischen Gewalt enthielt die Reichsverfassung noch die Anfänge einer bündischen Ordnung: ein Vermächtniß jener großen Reformperiode des Reichs, da Berthold von Mainz, Friedrich von Sachsen, Eitelfritz von Zollern an der Spitze unseres Fürstenstandes den kühnen Versuch gewagt hatten, das deutsche Gemeinwesen in einen kräftigen Bundesstaat zu verwandeln. Von daher stammten die Kreisordnung und der von den Reichsständen besetzte Bundesgerichtshof, das Reichskammergericht. Aber wie der Kaiser die Wirksamkeit dieses ständischen Tribunals durch die concurrirende Gewalt seines monarchischen Reichshofraths beständig schwächte, so gelang es auch der Mehrzahl der größeren Reichsfürsten, ihre Gebiete der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts zu entziehen. In Schwaben, Franken und am Rhein, wo ein Gewölk von Bischöfen und Reichsrittern, Fürsten und Reichsstädten, Aebten und Grafen in wunderlichem Gemenge durcheinander hauste, genügte das Ansehen der Kreisobersten und der Kreistage noch zuweilen um die polizeiliche Ordnung nothdürftig aufrecht zu halten und die winzigen Contingente der Reichsstände zu größeren Heerkörpern zu vereinigen. Im Norden und Osten hatte die Kreis-

ordnung niemals festen Boden gewonnen. Hier waren die geistlichen Gebiete seit dem Westphälischen Frieden fast gänzlich vernichtet, die mächtigen weltlichen Fürsten meinten sich selber zu genügen. Wie aus einer hellen modernen Welt blickte der Norddeutsche hochmüthig hinüber nach jenem bunten Gewirr der Kleinstaaterei im Südwesten, das er spottend „das Reich" nannte. Was noch jung und stark war im alten Deutschland, strebte aus den beengenden Formen der Reichsverfassung hinaus.

Der Particularismus des weltlichen Fürstenthums blieb doch die lebendigste politische Kraft im Reiche. Das heilige Reich war in der That, wie Friedrich der Große es nannte, die erlauchte Republik deutscher Fürsten. Seine Stände besaßen seit dem Westphälischen Frieden das Recht der Bündnisse und die Landeshoheit in geistlichen wie in weltlichen Dingen, eine unabhängige Staatsgewalt, die nur noch des Namens der Souveränität entbehrte. Sie trotzte der Reichsgewalt, wie das Leben dem Tode trotzt. Keiner der auf den Trümmern der alten Stammesherzogthümer emporgewachsenen weltlichen Staaten umfaßte ein abgerundetes Gebiet, keiner einen selbständigen deutschen Stamm; sie dankten allesammt ihr Dasein einer dynastischen Staatskunst, die durch Krieg und Heirath, durch Kauf und Tausch, durch Verdienst und Verrath einzelne Fetzen des zerrissenen Reiches zusammenzuraffen und festzuhalten verstand. Diese Hauspolitik ergab sich nothwendig aus der Reichsverfassung selber. Die Nation war mediatisirt, nur die Herrengeschlechter galten als Reichsunmittelbare; auf dem Reichstage waren nicht die Staaten, sondern die Fürstenhäuser vertreten; das Glaubensbekenntniß des fürstlichen Hauses, nicht des Volkes, entschied über die Frage, ob ein Reichsstand den Evangelischen oder den Katholiken zuzuzählen sei; kurz, das Reichsrecht kannte keine Staaten, sondern nur Land und Leute fürstlicher Häuser. Die Wechselfälle einer wirrenreichen Geschichte hatten die Grenzen der Territorien beharrlich durch einander geschoben, jede Achtung vor dem Besitzstande der Genossen, jeden eidgenössischen Rechtssinn im deutschen Fürstenstande ertödet. Begehrlich sah der Nachbar auf des Nachbars Land, stets bereit mit fremder Hilfe den Landsmann zu überwältigen. Die Ländergier und der Dynastenstolz der großen Fürstengeschlechter bedrohten das Reich mit gänzlichem Zerfalle. Längst strebten Sachsen und Baiern nach der Königskrone; Kurpfalz hoffte seine niederrheinischen Lande zu einem Königreich bei Rhein zu erheben und also der Oberhoheit des Reiches ledig zu werden.

Gleichwohl lag in dem Leben dieser weltlichen Fürstenthümer nahezu Alles umschlossen, was noch deutsche Politik heißen konnte. Es bleibt der historische Ruhm unseres hohen Adels, daß Deutschlands Fürsten die der nationalen Monarchie entrissene Macht nicht wie die polnischen Magnaten allein verwendeten, um die Pracht und den Glanz ihres

Hauses zu mehren, sondern sich redlich bemühten in ihren engen Gebieten die politischen Pflichten zu erfüllen, denen das Reich sich versagte. Das Kaiserhaus lebte seinen europäischen Plänen, der Reichstag haderte um leere Formen; in den Territorien wurde regiert. Hier allein fanden das Recht, der Wohlstand, die Bildung des deutschen Volkes Schutz und Pflege. Unsere Fürsten hatten einst das Kleinod deutscher Geistesfreiheit gerettet im Kampfe gegen das Haus Habsburg. In der langen matten Friedenszeit nachher blühte jene treufleißige Kurfürstenpolitik, die, jedes großen Gedankens baar, ängstlich zurückschreckend vor den geschwinden Händeln der europäischen Kämpfe, ihre wohlwollende Sorgfalt allein dem Gedeihen des eignen Ländchens widmete. Die durch wunderliche Glücksfälle zusammengewürfelten Ländertrümmer verwuchsen nach und nach zu einer kümmerlichen politischen Gemeinschaft. Die Territorien wurden zu Staaten. In der Enge ihres Sonderlebens bildete sich ein neuer Particularismus. Der Kursachse, der Kurpfälzer, der Braunschweig-Lüneburger hing mit fester Treue an dem angestammten Fürstenhause, das so lange Freud' und Leid mit seinem Völkchen getheilt. In der Hand der landesfürstlichen Obrigkeit lag sein und seiner Kinder Glück; das große Vaterland ward ihm zu einer dunklen Sage. Nach dem dreißigjährigen Kriege waren es wieder die Landesherren, nicht Kaiser und Reich, die dem Bürger und Bauern halfen seine verwüsteten Wohnplätze aufzubauen, kärgliche Trümmer des alten Wohlstandes aus der großen Zerstörung zu retten; ihrem Karl Ludwig dankte die Pfalz die Wiederkehr froherer Tage. Dies weltliche Fürstenthum, das mit seiner dreisten Selbstsucht jedes Band nationaler Gemeinschaft zu zersprengen drohte, stand doch rührig und wirksam mitten im Leben der Nation. War ein Neubau des deutschen Gesammtstaates noch möglich, so konnte er nur auf dem Boden dieser Territorialgewalten sich erheben. —

In solchem Chaos von Widersprüchen hatte jede Institution des Reichs ihren Sinn, jedes Recht seine Sicherheit verloren. Der Mehrer des Reichs mehrte seine Hausmacht zu Deutschlands Schaden. Das ehrwürdige Amt des Reichskanzlers in Germanien, der vormals der natürliche Führer der Nation in allen ihren Verfassungskämpfen gewesen, ward in den Händen des Mainzer Erzbischofs nach und nach ein gefügiges Werkzeug österreichisch-katholischer Parteipolitik. Die Wahlcapitulation, vor Zeiten bestimmt den dynastischen Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt zu verhindern, diente jetzt die dynastische Willkür der Landesherren von jedem Zwange zu entfesseln. Der Reichstag hatte sich gleich den Generalstaaten der Niederlande aus einer Ständeversammlung thatsächlich in einen Bundestag verwandelt und vermochte doch niemals, wie jene, ein gesundes bündisches Leben auszubilden. Ueberall widersprachen die Formen des Rechtes den lebendigen Mächten der Geschichte. Die Reichsverfassung legte das Recht der Mehrheit in die Hand der schwächsten Stände; sie zwang

die Mächtigen zu dem trotzigen Bekenntniß: was dem Reiche zugeht wird unserer Freiheit genommen. Ein dichter Nebel von Phrasen und Lügen lag über den gothischen Zinken und Zacken des alten Reichsbaues; in keinem Staate der modernen Welt ist so beharrlich und feierlich von Amtswegen gelogen worden. Die frommen reichsväterlichen Vermahnungen der entdeutschten kaiserlichen Majestät, die inbrünstigen reichspatriotischen Betheuerungen der mit dem Auslande verschworenen Reichsstände, die prahlerischen Reden von deutscher Libertät und dem ungebeugten Nacken der Nation, Alles, Alles in diesem Regensburger Treiben erscheint dem redlichen Sinne als eine grobe Unwahrheit.

Seit jenen müden Tagen nach dem Augsburger Frieden, die den alten deutschen Stolz in zagen Philistersinn verwandelten, kam in unserem Volke die kleinmüthige Neigung auf, nach Trostgründen zu suchen für das Unleidliche und Schmachvolle; die deutsche Geduld ließ sich's nicht nehmen, selbst den Aberwitz dieser Reichsverfassung wissenschaftlich zu erklären und zu rechtfertigen. Vergeblich erhob Samuel Pufendorf seine mahnende Stimme und schilderte das Reich wie es war, als ein politisches Ungeheuer. Da die Leidenschaft der Glaubenskriege allgemach verrauchte und die Unwahrheit der theokratischen Reichsformen im täglichen Leben wenig mehr empfunden wurde, so ließ sich die zünftige Rechtsgelahrtheit in ihrer unterthänigen Ruheseligkeit nicht stören. Noch immer versicherten einzelne Caesarianer aus Reinkingks Schule, das heilige Reich sei eine Monarchie und sein Kaiser der rechtmäßige Nachfolger von Divus Augustus. Andere priesen die Ohnmacht des Reichs und die Zuchtlosigkeit seiner Glieder als das Palladium deutscher Freiheit. Die Meisten fanden in dem beglückten Deutschland das Idealbild des gemischten Staates verwirklicht, der alle Vorzüge anderer Staatsformen in sich vereinigen solle. Selbst ein Leibnitz vermochte dem Bannkreise dieser wissenschaftlichen Traumwelt nicht zu entfliehen.

Die Fäulniß eines solchen Staatslebens begann bereits den rechtschaffenen Gradsinn des Volkscharakters zu zerstören. Ein Menschenalter voll namenloser Leiden hatte den bürgerlichen Muth gebrochen, den kleinen Mann gewöhnt vor dem Mächtigen zu kriechen. Unsere freimüthige Sprache lernte in allerunterthänigster Ergebenheit zu ersterben und bildete sich jenen überreichen Wortschatz von verschnörkelten knechtischen Redensarten, den sie noch heute nicht gänzlich abgeschüttelt hat. Die gewissenlose Staatsraison des Jahrhunderts vergiftete auch den bürgerlichen Verkehr. Das geldgierige Geschlecht warb, wetteifernd in Bestechung und Ränkespiel, um die Gnade der Großen; kaum daß sich noch in der Stille des häuslichen Lebens ein Hauch treuherziger Gemüthlichkeit verspüren ließ. Der Edelmann strebte die Herrschaft, die er in den Landtagen gegen die aufsteigende Monarchie nicht mehr behaupten konnte, durch höfischen Einfluß und durch die Mißhandlung des Landvolks von Neuem zu befestigen; niemals in

unserer Geschichte war der Adel mächtiger, niemals schädlicher für das Leben der Nation. Der Fürstenstand vergaß seine alte landesväterliche Sorgsamkeit, seit das gleißende Vorbild des bourbonischen Königthums den kleinen Herren den Sinn bethörte. Die größeren Höfe mißbrauchen das neu erworbene Recht der Bündnisse, drängen sich vorlaut, vielgeschäftig ein in die Händel der europäischen Mächte, bilden glänzende Armeen mit Marschällen und Generalen, und glücklich wer einen Admiral zu halten vermag wie der pfälzische Kurfürst auf seinen Rhein-Zollschiffen. Alle, die großen wie die kleinen, wetteifern in prahlerischer Pracht mit dem großen Ludwig; das ärmste Land Westeuropas überstrahlt bald alle Nachbarn durch die Unzahl seiner prunkenden Fürstenschlösser. Kein Reichsgraf, der sich nicht sein Versailles, sein Trianon erbaute; im Schloßgarten von Weikersheim bewachen die Standbilder der Welteroberer Ninus, Cyrus, Alexander und Caesar den Eingang zu dem Herrschersitze des Hohenlohischen Reichs. Der deutsche Kleinfürst fand weder in dem Pflichtgefühle der Monarchie noch in der Standesgesinnung eines politischen Adels einen sittlichen Halt; Mancher empfand voll Unmuth den Fluch eines zwecklos leeren Daseins, Mancher vertobte seine Kraft in frecher Unzucht und grausamen Sultanslaunen.

Für ein Zusammenwirken des Adels mit dem Bürgerthum, für ein englisches Unterhaus bot der alte deutsche Staat keinen Raum. Der Städtebund der Hansa war zerfallen seit die geeinte nationale Macht der Völker des Westens die beiden Indien erobert hatte; jene glorreiche Flagge, die im Mittelalter auf allen nordischen Meeren herrschte, ließ sich kaum mehr blicken in dem neuen transatlantischen Verkehre. Die Nation ward dem Meere so fremd, wie ihr Kaiserhaus. Unter allen Schriftstellern unseres achtzehnten Jahrhunderts ist nur Einer, der Seeluft geathmet hat und die befreiende Macht des völkerverbindenden Handels zu schätzen weiß: Justus Möser. Wie ein Hohn klang in der stockigen Luft dieses binnenländischen Stilllebens der frohe Schifferspruch, der noch am Hause Seefahrt in Bremen zu lesen stand: navigare necesse est, vivere non necesse. Englische und holländische Schiffe führten die Waaren der Colonien zur Elbe und den Rhein hinauf; fast allein mit seiner Leinwand und seinen Metallwaaren beschickte der deutsche Gewerbefleiß noch den Weltmarkt. Keine der altberühmten Städte des Reichs vermochte ihre historische Größe zu behaupten; die Trave verödete, der oberländische Handel verfiel, die Lübecker Baugeschichte endete mit der Gothik, die Augsburger mit dem Zeitalter der Renaissance. Nur an einigen jüngeren Handelsplätzen, in Hamburg und Leipzig, sammelte sich wieder langsam ein neuer Verkehr. Die alten Reichsstädte verschlossen sich still hinter ihren Wällen, ängstlich das Stadtrecht und den Zunftbrauch hütend, kleinlaut auf den Reichstagen, voll Mißtrauens gegen die ausgreifende Gewalt der fürstlichen Nachbarn ringsum; aus langen Jahrzehnten meldet kaum eine dürftige Kunde, daß diese stolzen Communen noch lebten. Und da auch in dem bedienten-

haften Treiben der neuen Residenzen der Bürgerstolz nicht gedeihen wollte, so wurde das Land, dessen hansische Helden einst die Königskronen Skandinaviens verschenkten, zum classischen Boden kleinstädtischer Armseligkeit. Deutschland bot das in aller Geschichte unerhörte Schauspiel eines alten Volkes ohne eine Großstadt. Nirgends ein Brennpunkt des nationalen Lebens, wie ihn die Nachbarvölker in London, Paris und Madrid, ja selbst in Kopenhagen, Stockholm und Amsterdam besaßen. Nirgends eine Stelle, wo die Parteikämpfe eines politischen Adels mit der Bildung und dem Reichthum eines selbstbewußten Bürgerthums befruchtet und befruchtend sich berührten. Alle Kräfte der Nation streben in unendlicher Zersplitterung auseinander, in tausend Rinnsalen versiegend gleich dem deutschen Strome: jeder Stand, jede Stadt, jede Landschaft eine Welt für sich selber.

Die ganze Schmach dieser Zersplitterung zeigte sich in der Wehrlosigkeit des Reichs. In den Zeiten seiner Größe hatte Deutschland seine gefährdete Ostgrenze mit dem eisernen Gürtel der kriegsbereiten Marken umschlossen. Jetzt, da beständig vom Westen her der Angriff drohte, lagen dicht vor Frankreichs begehrlichen Händen die schwächsten, die waffenlosen Glieder des Reichs. Die lange Pfaffengasse des Rheines entlang erstreckte sich von Münster und Osnabrück bis nach Constanz hinauf ein Gewirr winziger Staaten, unfähig zu jeder ernsthaften Kriegsrüstung, durch das Gefühl der Ohnmacht zum Landesverrathe gezwungen. Fast alle rheinischen Höfe bezogen Pensionen aus Versailles; der erste Rheinbund von 1658 ward von begeisterten Reichspatrioten als ein rühmliches Unternehmen zum Schutze deutscher Freiheit gepriesen. Ein Gebiet von fast dreitausend sechshundert Geviertmeilen gehörte solchen Kleinstaaten, deren keiner mehr als 130 Geviertmeilen umfaßte; der Volkswitz verhöhnte die strümpfestrickenden Kölnischen Stadtsoldaten und das grimmige Kriegsvolk des Bischofs von Hildesheim, das auf seinen Hüten die Inschrift trug: Gieb Frieden, Herr, in unsern Tagen! Dies reichste Drittel Deutschlands diente in den Kriegen des Reiches nur als todte Last. Es bleibt ein glänzendes Zeugniß für die deutsche Tapferkeit, daß die Nation nach solcher Selbstverstümmelung von den Heeren Frankreichs und Schwedens nicht gänzlich überwältigt wurde. Die Gesammtheit des Reichs galt kaum noch als eine Macht zweiten Ranges, während seine mächtigeren Glieder längst schon selbständig auf der freien Bühne der europäischen Politik sich bewegten.

Die Reichsverfassung erscheint wie ein wohldurchdachtes System, ersonnen um die gewaltigen Kräfte des waffenfrohesten der Völker künstlich niederzudrücken. In der That wurde der unnatürliche Zustand nur durch die Wachsamkeit des gesammten Welttheils aufrecht erhalten. Das heilige Reich blieb durch seine Schwäche, wie einst durch seine Stärke, der Mittelpunkt und die Grundlage des europäischen Staatensystems.

Auf der Ohnmacht Deutschlands und Italiens ruhte die neue Machtstellung von Oesterreich und Frankreich, von Schweden, Dänemark und Polen, wie die Seeherrschaft der Briten und die Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande. Eine stille Verschwörung des gesammten Auslandes hielt die Mitte des Festlands gebunden. Die Fremden lachten der querelles allemandes und der misère allemande; der Franzose Bouhours stellte die höhnische Frage: ob es möglich sei, daß ein Deutscher Geist haben könne? Niemals früher war die Nation von den Nachbarn so tief verachtet worden; nur den alten Ruhm deutscher Waffentüchtigkeit wagte man nicht zu bestreiten. Der politische Zustand aber, der dies schmähliche Sinken des deutschen Ansehens verschuldete, ward überall in der Welt als die feste Bürgschaft des europäischen Friedens gepriesen; und dies Volk, das vormals durch seinen Hochmuth so übel berüchtigt gewesen wie heute die Briten, sprach gelehrig nach, was die Eifersucht der Nachbarn erfand, gewöhnte sich das Vaterland mit den Augen der Fremden zu betrachten. Die deutsche Staatswissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts bereichert die alten Wahnbegriffe von deutscher Freiheit noch durch das neue Schlagwort der Freiheit Europas. Alle unsere Publicisten bis herab auf Pütter und Johannes Müller warnen die friedliebende Welt vor der verderblichen Macht der deutschen Einheit und schließen das Lob des heiligen Reichs mit der inbrünstigen Mahnung: wehe der Freiheit des Welttheils, wenn die hunderttausende deutscher Bajonette jemals Einem Herrscher gehorchten!

Eine unerforschlich weise Waltung züchtigt die Völker durch dieselben Gaben, welche sie einst frevelhaft mißbrauchten. Die Weltstellung, die angeborene Eigenart und der Gang der Geschichte gaben unserem Volke von früh auf einen Zug vielseitiger weltbürgerlicher Weitherzigkeit. Die deutsche Nation besaß ein natürliches Verständniß für die romanische Welt: war doch einst das romanische Volksthum durch deutsche Eroberer auf den Trümmern der römischen Gesittung begründet worden; sie war den Briten wie dem skandinavischen Norden blutsverwandt, mit den Slaven von Alters her durch Krieg und Handel wohlvertraut; im Mittelalter hatte sie als ein Volk der Mitte vom Süden und Westen her Cultur empfangen, dem Norden und Osten Cultur gegeben. So wurde sie das weltbürgerlichste der Völker, empfänglicher noch für fremdes Wesen als ihre Schicksalsgenossen, die Italiener. Der Drang in die Ferne ward uns zum Verhängniß, in ihm lag die Schuld und die Größe des deutschen Lebens. Auf die Jahrhunderte der deutschen Weltherrschaftspläne folgte nunmehr eine Zeit des leidenden Weltbürgerthums. Das Volk der Mitte empfing die Befehle aller Welt. Sämmtliche mächtige Fürsten des Welttheils gehörten als Reichsstände oder als Friedensbürgen dem deutschen Reiche an und meisterten sein Leben. Die Nation aber lebte sich ein in die Fremdherrschaft, hing mit deutscher Treue an den Fahnen des Aus-

lands. Der particularistische Dünkel, die Ueberhebung des Nachbarn über den nachbarlichen Stammgenossen trat nirgends trotziger auf als in den deutschen Provinzen ausländischer Fürsten. Mit Stolz pries der Holste seinen Danebrog; der Stralsunder freute sich des Schlachtenruhmes der drei Kronen und bemitleidete den brandenburgischen Pommern, dessen Landesherr nur einen deutschen Kurhut trug; die Nachkommen der Eroberer des Weichsellandes, die stolzen Geschlechter der Hutten, Oppen, Rosenberg nahmen polnische Namen an und spotteten, froh der sarmatischen Adelsfreiheit, über den märkischen Despotismus im Herzogthum Preußen.

Dabei lebt in dem thatenfrohen Volke unversieglich die alte abenteuernde Wanderlust. Ungezählte Schaaren deutscher Reisläufer strömen in alle Lande, drei volle Jahrhunderte hindurch, solange das Söldnerwesen blüht. Deutsche Hiebe klingen auf jedem Schlachtfelde Europas, vor den Mauern von Athen wie auf Irlands grüner Insel. Die Fahnen Frankreichs, Schwedens, Hollands und der kaum minder undeutsche kaiserliche Dienst gelten für adlicher als das öde Einerlei des heimischen Garnisonlebens; auf dem Sterbebette ermahnt der alte deutsche Degenknopf seine Söhne, dem Wappenschilde des Hauses Ruhm und Reichthum zu erwerben im Dienste fremder Kronen. Die deutschen Regimenter Bernhards von Weimar bildeten den Kern jener unüberwindlichen Heere, welche Turenne und Condé zum Siege führten; nur in deutscher Schule lernten die Nachbarn uns zu schlagen. Und dazu die lange Reihe deutscher Staatsmänner, Aerzte, Gelehrten und Kaufleute in der Fremde: kraftvolle Wildlinge vom deutschen Stamme und allesammt verloren für das Vaterland. Ein unheimlich großartiger Anblick: diese titanische Ueberkraft eines von den Fremden getretenen Volkes. Jede Darstellung unserer Geschichte bleibt Stückwerk, wenn sie dies über die weite Welt verzweigte Wirken deutschen Geistes und deutscher Waffen nicht würdigt. Um dieselbe Zeit, da Frankreich die Westmarken des heiligen Reiches eroberte, schuf Peter der Große durch deutsche Kräfte den neuen russischen Staat. Auch die Fürstenhäuser wurden von dem nationalen Wandertriebe ergriffen; jeder ehrgeizige deutsche Hof trachtete nach fremden Thronen, und das Kaiserhaus begünstigte dies Bestreben um lästige Nebenbuhler aus dem Reiche zu entfernen. Endlich fielen alle Kronen Europas, allein Piemont und die bourbonischen Staaten ausgenommen, in die Hände deutscher Fürstengeschlechter; aber diese glänzende Herrenstellung unseres hohen Adels verstärkte nur das Gewicht der centrifugalen Kräfte im Reiche, kettete den deutschen Staat nur um so fester an den Willen des Auslands.

Ueber diesem verrotteten Gemeinwesen lag der Zauber einer tausendjährigen Geschichte. Eine niemals unterbrochene Ueberlieferung verband das Heute mit dem Gestern. Der Kenner der Reichsgeschichte war zugleich ein kundiger Rath für die Rechtshändel der Gegenwart; wenn der junge

Jurist Wolfgang Goethe sich aus Datts Folianten gewissenhaft über Landfrieden und Reichskammergericht unterrichtete, so sah er die biderbe Gestalt des Ritters Götz von Berlichingen leibhaftig auf dem Armensünderbänkchen sitzen. Die Reichsverfassung blieb immerhin das einzige Band politischer Einheit für dies zerrissene Volk. Noch im Jahre ihres Unterganges schrieb der Hamburger Publicist Gaspari: „Nur durch den Kaiser sind wir frei, ohne ihn sind wir gar keine Deutsche mehr." Aus ihren schwerfälligen Formen sprach noch immer jener altgermanische Staatsgedanke, der schon in den Anfängen unserer Geschichte den sittlichen Ernst und den Freiheitsmuth der Deutschen bekundet hatte: die Reichsgewalt war die Schirmerin des gemeinen Friedens und darum ehrwürdig selbst im Verfalle. Das Bewußtsein seiner Einheit konnte dem Volke niemals gänzlich verloren gehen, so lange noch das gemeine Recht bestand und der rechtsbildende Gemeingeist der Nation in der Arbeit der Rechtswissenschaft wie der Gerichte sich bekundete; auch als das gemeine Recht nach und nach von particularistischen Rechtsbildungen überwuchert wurde, blieb die nationale Form der Rechtssprechung aufrecht, das Reich sicherte der Nation die Unabhängigkeit und Ständigkeit der Richterämter. Auf dem Rechte des Kaisers ruhte zuletzt jedes Recht im Reiche; wer der kaiserlichen Majestät widerstand, verlor den Boden unter den Füßen. „Halte ich zum Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn immer noch Kurfürst!" — mit solchen Worten hatte einst der zaudernde Georg Wilhelm von Brandenburg die Anträge Gustav Adolfs zurückgewiesen. Dieselbe Erwägung hemmte noch im folgenden Jahrhundert jeden tapferen Entschluß, sobald ein revolutionärer Wille sich anschickte neue Wege zu bahnen durch die wuchernde Wildniß dieses naturwüchsigen und doch so unnatürlichen Reichsrechts. Die Politik des Auslandes und des Hauses Oesterreich, die Selbstsucht der kleinen Höfe und die Eifersucht Jedes gegen Jeden, das Gleichgewicht der politischen Kräfte wie die Interessen einer dem Untergang zueilenden Gesellschaftsordnung, das Weltbürgerthum und die Träume von deutscher Freiheit, Rechtsgefühl und uralte Gewöhnung, die Macht der Trägheit und die deutsche Treue, Alles vereinigte sich die bestehende Unordnung aufrecht zu erhalten. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schien das heilige Reich, nach der Meinung aller Welt, noch einer unabsehbaren Zukunft sicher. —

Aus dem Boden dieses Reichsrechts und seiner territorialen Staatsgebilde, und doch in scharfem Gegensatze zu Beiden ist der preußische Staat entstanden. Die zähe Willenskraft der norddeutschen Stämme war dem weicheren und reicheren oberdeutschen Volksthum in der Kraft der Staatenbildung von Altersher überlegen. Nur so lange der Sachsen-

stamm die Krone trug blieb die deutsche Monarchie ein lebendiges Königthum; ihre Macht zerfiel unter den Händen der Franken und der Schwaben, zumeist durch den trotzigen Ungehorsam der sächsischen Fürsten. Dann erwuchsen in Niederdeutschland die zwei mächtigsten politischen Schöpfungen unseres späten Mittelalters, die Hansa und der deutsche Orden, beide unabhängig von der Reichsgewalt, oftmals mit ihr verfeindet. Im Norden stand die Wiege der Reformation; an dem Widerstande der Norddeutschen scheiterte die hispanische Herrschaft, und seit die undeutsche Politik der Habsburger den Dualismus im Reiche hervorgerufen, blieb der Norden das Kernland der deutschen Opposition. Die Führung dieser Opposition ging im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts von dem unfähigen Geschlechte der Wettiner auf die Hohenzollern über. Der Schwerpunkt deutscher Politik verschob sich nach dem Nordosten.

Dort in den Marken jenseits der Elbe war aus dem Grundstock der niedersächsischen Eroberer, aus Einwanderern von allen Landen deutscher Zunge und aus geringen Trümmern des alteingesessenen Wendenvolks ein neuer norddeutscher Stamm emporgewachsen, hart und wetterfest, gestählt durch schwere Arbeit auf kargem Erdreich wie durch die unablässigen Kämpfe des Grenzerlebens, klug und selbständig nach Colonistenart, gewohnt mit Herrenstolz auf die slavischen Nachbarn herabzusehen, so schroff und schneidig, wie es die gutmüthig gespaßige Derbheit des niederdeutschen Charakters vermag. Dreimal hatte dies vielgeprüfte Land das rauhe Tagewerk der Culturarbeit von vorn begonnen: zuerst als die ascanischen Eroberer die Tannenwälder an den Havelseen rodeten und ihre Städte Burgen und Klöster im Wendenlande erbauten; dann abermals zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, als die ersten Hohenzollern den unter bairisch-lützelburgischer Herrschaft völlig zerrütteten Frieden und Wohlstand sorgsam wieder herstellten; und jetzt wieder war Brandenburg durch die Schrecken der dreißig Jahre schwerer heimgesucht als die meisten deutschen Lande, mußte sich die ersten Anfänge der Gesittung von Neuem erobern.

Die rauhe Sitte des armen Grenzlandes blieb während des Mittelalters im Reiche übel berüchtigt. Der römischen Kirche ist aus dem Sande der Marken niemals ein Heiliger erwachsen; selten erklang ein Minnelied an dem derben Hofe der ascanischen Markgrafen. Die fleißigen Cistercienser von Lehnin trachteten allezeit mehr nach dem Ruhme tüchtiger Landwirthe als nach den Kränzen der Kunst und Gelehrsamkeit; den handfesten Bürgern der märkischen Städte verfloß das Leben in grober, hausbackener Arbeit, nur die Prenzlauer durften ihre Marienkirche mit den prächtigen Bauten der reichen Ostseestädte vergleichen. Allein durch kriegerische Kraft und starken Ehrgeiz ragte der Staat der Brandenburger über die Nachbarstämme hervor; schon die Ascanier und die Lützelburger haben mehrmals den Plan erwogen, hier in der günstigen Lage zwischen

dem Elb- und Odergebiete, zwischen den schwächlichen Kleinstaaten Mecklenburgs, Pommerns und Schlesiens eine Großmacht des Nordostens zu errichten. Noch größer schien sich das Schicksal der Marken zu gestalten, als die Burggrafen von Nürnberg den Kurhut empfingen: Friedrich I. war der Führer der deutschen Fürsten bei der Reformbewegung in Reich und Kirche, Albrecht Achill der bewunderte Held des ritterlichen Adels in den Kämpfen gegen die Städte. Zugleich begann im Innern eine kühne und feste monarchische Politik. Früher als das heilige Reich erhielt die Mark ihren Landfrieden, durch Friedrich I.; früher als in anderen Reichslanden wurde hier die Untheilbarkeit des Staates gesetzlich ausgesprochen durch die Gesetze Albrecht Achills. Adel und Städte beugten ihren trotzigen Nacken vor der Willenskraft der drei ersten Hohenzollern. Aber dem vielverheißenden Anlaufe entsprach der Fortgang nicht. Die Nachfolger jener hochstrebenden Helden sanken bald zurück in die bequeme Enge deutscher Kurfürstenpolitik. Sie verloren die kaum errungene landesherrliche Gewalt zum guten Theile wieder an den Landtag, hielten mit ihren übermüthigen Herren Ständen wohl oder übel Haus, suchten wie alle mächtigeren Reichsfürsten Verwaltung und Rechtspflege ihres Landes vor jedem Eingriff der Reichsgewalt zu behüten und blieben dabei dem Kaiserhause hold und gewärtig; sie traten spät und zögernd in die lutherische Kirche ein, überließen die Führung der protestantischen Parteien gemächlich an Kursachsen und Kurpfalz.

Mit gutem Grunde sagt König Friedrich in den Denkwürdigkeiten seines Hauses: wie ein Fluß erst werthvoll werde, wenn er schiffbar sei, so gewinne die Geschichte Brandenburgs erst gegen Anfang des siebzehnten Jahrhunderts tiefere Bedeutung. Erst unter Kurfürst Johann Sigismund traten drei entscheidende Ereignisse ein, welche den Marken eine große Zukunft, eine von dem Leben der übrigen Reichsländer grundverschiedene Entwicklung verhießen: die Vereinigung des secularisirten Deutsch-Ordenslandes mit Brandenburg, der Uebertritt des Fürstenhauses zur reformirten Kirche, endlich die Erwerbung der niederrheinischen Grenzlande.

Auch andere Reichsfürsten, Katholiken wie Protestanten, hatten ihre Macht durch die Güter der alten Kirche erweitert. Im Ordenslande aber wagte die Politik der deutschen Protestanten ihren verwegensten Griff; auf Luthers Rath entriß der Hohenzoller Albrecht der römischen Kirche das größte ihrer geistlichen Territorien. Das gesammte Gebiet des neuen Herzogthums Preußen war entfremdetes Kirchengut; des Papstes Bann und des Kaisers Acht trafen den abtrünnigen Fürsten. Niemals wollte der römische Stuhl diesen Raub anerkennen. Indem die märkischen Hohenzollern die Herzogskrone ihrer preußischen Vettern mit ihrem Kurhute verbanden, brachen sie für immer mit der römischen Kirche; ihr Staat stand und fiel fortan mit dem Protestantismus. Zur selben

Zeit nahm Johann Sigismund das reformirte Bekenntniß an. Er legte damit den Grund für die folgenreiche Verbindung seines Hauses mit dem Heldengeschlechte der Oranier und trat aus der leidsamen Trägheit des erstarrten Lutherthums hinüber in die Gemeinschaft jener Kirche, welche allein noch die politischen Gedanken der Reformation mit kriegerischem Muthe verfocht. Der calvinische Landesherr beherrschte in den Marken ein hart lutherisches Volk; in Preußen saßen Lutheraner und Katholiken, in den niederrheinischen Landen die Bekenner aller drei großen Kirchen Deutschlands bunt durcheinander. Von dem Glaubenshasse der eigenen Unterthanen bedroht, sah sich das Fürstenhaus gezwungen, allen kirchlichen Parteien durch duldsame Schonung gerecht zu werden. Dergestalt ward die eigenthümliche Doppelstellung der Hohenzollern zu unserem kirchlichen Leben begründet: sie standen, seit die Macht der Pfälzer zerfiel, an der Spitze des streitbaren Protestantismus im Reiche und vertraten doch zugleich den Grundgedanken der neuen deutschen Gesittung, die Glaubensfreiheit. Mit dem Scharfblicke des Hasses sagte der kaiserliche Vicekanzler Stralendorff in den Tagen Johann Sigismunds voraus: es stehe zu befürchten, daß der Brandenburger nunmehr der werden könne, den das calvinische und lutherische Geschmeiß ersehne.

Mit der preußischen Herzogskrone gewann das Haus Hohenzollern jene stolze Colonie des gesammten Deutschlands, die mit dem Blute aller deutschen Stämme noch reicher als die Mark benetzt war und sich vor allen Landschaften des Reiches einer großen und heldenhaften Geschichte rühmte: hier in dem „neuen Deutschland" hatte einst der deutsche Orden die baltische Großmacht des Mittelalters aufgerichtet. Das entlegene, durch die Feindschaft des polnischen Lehnsherrn wie der skandinavischen und moskowitischen Nachbarn unablässig bedrohte Grenzland verwickelte den Staat der Hohenzollern in die wirrenreichen Kämpfe des nordischen Staatensystems. Während er also an der Ostsee festen Fuß faßte, erwarb Johann Sigismund zugleich das Herzogthum Cleve nebst den Grafschaften Mark und Ravensberg, ein Gebiet von geringem Umfang, aber hochwichtig für die innere Entwicklung wie für die europäische Politik des Staates: Lande von treu bewahrter alter Bauern- und Städtefreiheit, reicher und höher gesittet als die dürftigen Colonien des Ostens, unschätzbare Außenposten an Deutschlands schwächster Grenze. In Wien und Madrid ward es als eine schwere Niederlage empfunden, daß eine neue evangelische Macht sich festsetzte dort am Niederrheine, wo Spanier und Niederländer um Sein oder Nichtsein des Protestantismus kämpften, dicht vor den Thoren Kölns, der Hochburg des römischen Wesens im Reiche. Der junge Staat umschloß auf seinen fünfzehnhundert Geviertmeilen bereits fast alle die kirchlichen, ständischen, landschaftlichen Gegensätze, welche das heilige Reich mit lautem Hader erfüllten; mit gespreizten

Beinen gleich dem Koloß von Rhodus stand er über den deutschen Landen und stemmte seine Füße auf die bedrohten Marken am Rhein und Memelstrom.

Eine Macht in solcher Lage konnte nicht mehr in dem engen Gesichtskreise deutscher Territorialpolitik verharren; sie mußte versuchen ihre weithin zerstreuten Gebiete zu einer haltbaren Masse abzurunden, sie war gezwungen für das Reich zu handeln und zu schlagen, denn jeder Angriff der Fremden auf deutschen Boden schnitt ihr in ihr eignes Fleisch. Und dieser Staat, der nur deutsches Land beherrschte, stand doch der Reichsgewalt in glücklicher Unabhängigkeit gegenüber. Jenen Reichsständen, deren Gebiete allesammt innerhalb der Reichsgrenzen lagen, war eine selbständige europäische Politik immerhin erschwert; andere Fürstengeschlechter, die sich durch die Erwerbung ausländischer Kronen den hemmenden Fesseln der Reichsverfassung entzogen, gingen dem deutschen Leben verloren. Auch dem Hause Brandenburg sind oftmals lockende Rufe aus der Ferne erklungen: die Herrschaft in Schweden, in Polen, in den Niederlanden, in England schien ihm offen zu stehen. Doch immer hat bald die Macht der Umstände bald die verständige Selbstbeschränkung des Fürstengeschlechts diese gefährlichen Versuchungen abgewiesen. Eine segensreiche Fügung, die dem ernsten Sinne nicht als Zufall gelten darf, nöthigte die Hohenzollern in Deutschland zu verbleiben. Sie bedurften der fremden Kronen nicht; denn sie dankten ihre unabhängige Stellung in der Staatengesellschaft dem Besitze des Herzogthums Preußen, eines kerndeutschen Landes, das mit allen Wurzeln seines Lebens an dem Mutterlande hing und gleichwohl dem staatsrechtlichen Verbande des Reichs nicht angehörte. Also mit dem einen Fuß im Reiche, mit dem andern draußen stehend, gewann der preußische Staat das Recht, eine europäische Politik zu führen, die nur deutsche Ziele verfolgen konnte. Er durfte für Deutschland sorgen, ohne nach dem Reiche und seinen verrotteten Formen zu fragen.

Dem Historiker ist nicht gestattet, nach der Weise der Naturforscher das Spätere aus dem Früheren einfach abzuleiten. Männer machen die Geschichte. Die Gunst der Weltlage wird im Völkerleben wirksam erst durch den bewußten Menschenwillen, der sie zu benutzen weiß. Noch einmal stürzte der Staat der Hohenzollern von seiner kaum errungenen Machtstellung herab; er trieb dem Untergange entgegen, solange Johann Sigismunds Nachfolger Georg Wilhelm aus matten Augen schläfrig in die Welt blickte. Auch dieser neue Versuch deutscher Staatenbildung schien wieder in der Armseligkeit der Kleinstaaterei zu enden, wie vormals die unter ungleich günstigeren Anzeichen aufgestiegenen Mächte der Welfen, der Wettiner, der Pfälzer. Da trat als ein Fürst ohne Land, mit einem Stecken und einer Schleuder Kurfürst Friedrich Wilhelm ein in das verwüstete deutsche Leben, der größte deutsche Mann seiner Tage, und beseelte die schlummernden Kräfte seines Staates mit der Macht des

Wollens. Seitdem blieb die Kraft des zweckbewußten königlichen Willens der werdenden deutschen Großmacht unverloren. Man kann sich die englische Geschichte vorstellen ohne Wilhelm III., die Geschichte Frankreichs ohne Richelieu; der preußische Staat ist das Werk seiner Fürsten. In wenigen andern Ländern bewährte das Königthum so stetig jene beiden Tugenden, die seine Größe bilden: den kühnen, weit vorausschauenden Idealismus, der das bequeme Heute dem größeren Morgen opfert, und die strenge Gerechtigkeit, die jede Selbstsucht in den Dienst des Ganzen zwingt. Nur der Weitblick der Monarchie vermochte in diesen armseligen Gebietstrümmern die Grundsteine einer neuen Großmacht zu erkennen. Nur in dem Pflichtgefühle der Krone, in dem monarchischen Staatsgedanken fanden die verfeindeten Stämme und Stände, Parteien und Kirchen, welche dieser Mikrokosmos des deutschen Lebens umfaßte, ihren Schutz und ihren Frieden.

Schon in den ersten Jahren des großen Kurfürsten tritt die Eigenart der neuen deutschen Macht scharf und klar heraus. Der Neffe Gustav Adolfs, der sein junges Heer unter dem alten Protestantenrufe „Mit Gott" in die Schlachten führt, nimmt die Kirchenpolitik seines Oheims wieder auf. Er zuerst ruft in den Hader der Kirchen das erlösende Wort hinein, fordert die allgemeine unbedingte Amnestie für alle drei Bekenntnisse. Es war das Programm des Westphälischen Friedens. Und weit über die Vorschriften dieses Friedensschlusses hinaus ging die Duldung, welche die Hohenzollern im Innern ihres Landes walten ließen. Brandenburg galt vor dem Reichsrechte als ein evangelischer Stand und wurde doch der erste Staat Europas, der die volle Glaubensfreiheit gewährte. Das bunte Sectenwesen in den Niederlanden verdankte seine ungebundene Bewegung nur der Anarchie, der Schwäche des Staates; hier aber ruhte die Gewissensfreiheit auf den Gesetzen einer kraftvollen Staatsgewalt, die sich das Recht der Oberaufsicht über die Kirchen nicht rauben ließ. In den anderen deutschen Territorien bestand überall noch eine herrschende Kirche, die den beiden anderen Confessionen nur den Gottesdienst nicht gänzlich untersagen durfte; in Brandenburg stand die Krone frei über allen Kirchen und schützte die Parität. Derweil Oesterreich seine besten Deutschen gewaltsam austreibt, öffnet eine Gastfreundschaft ohne Gleichen die Genzen Brandenburgs den Duldern jeglichen Glaubens. Wie viel tausendmal ist in den Marken das Danklied der böhmischen Exulanten erklungen: „Dein Volk, das sonst im Finstern saß, von Irrthum ganz umgeben, das findet hier nun sein Gelaß und darf in Freiheit leben!" Als Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufhebt, da tritt ihm der kleine brandenburgische Herr als der Wortführer der protestantischen Welt kühn entgegen und bietet durch sein Potsdamer Edict den Söhnen der Märtyrerkirche Schirm und Obdach. Ueberall wo noch die Flammen des alten Glaubenshasses aus dem deutschen Boden emporschlagen, schreiten die

Hohenzollern schützend und versöhnend ein. Sie rufen die Wiener Judenschaft an die Spree, sie sichern „via facti", des Reiches ungefragt, den Protestanten Heidelbergs den Besitz ihrer Kirchen, sie bereiten den evangelischen Salzburgern in Ostpreußen eine neue Heimath. So strömte Jahr für Jahr eine Fülle jungen Lebens in die entvölkerten Ostmarken hinüber; das deutsche Blut, das die Habsburger von sich stießen, befruchtete die Lande ihres Nebenbuhlers. Beim Tode Friedrichs II. bestand etwa ein Drittel der Bevölkerung des Staates aus den Nachkommen der Einwanderer, die seit den Tagen des großen Kurfürsten zugezogen.

Erst diese Kirchenpolitik der Hohenzollern hat das Zeitalter der Religionskriege abgeschlossen; sie zwang schließlich die besseren weltlichen Fürsten zur Nachahmung und entzog zugleich den geistlichen Staaten das letzte Recht des Daseins; denn wozu noch geistliche Reichsfürsten, seit die katholische Kirche unter den Flügeln des preußischen Adlers gesicherte Freiheit fand? Friedrich Wilhelm erwarb im Westphälischen Frieden die großen Stifter Magdeburg, Halberstadt, Minden, Cammin. Sein Staat ward wie kein anderer in Deutschland durch die Güter der römischen Kirche bereichert; doch er rechtfertigte den Raub, denn er übernahm mit dem Kirchengute zugleich die großen Culturaufgaben, welche die Kirche des Mittelalters einst für den unreifen Staat erfüllt hatte, Armenpflege und Volkserziehung, und er verstand den neuen Pflichten zu genügen. Dasselbe Gebot der Selbsterhaltung, das die Hohenzollern nöthigte Frieden zu halten zwischen Katholiken und Protestanten, drängte sie auch innerhalb der evangelischen Kirche zwischen den Gegensätzen zu vermitteln. Der Gedanke der evangelischen Union blieb dem preußischen Staate eigenthümlich seit Johann Sigismund zuerst den lutherischen Eiferern das Zetern wider die Calvinisten untersagte, und was anfänglich die Noth erzwang, ward endlich zur politischen Ueberlieferung, zur Herzenssache des Fürstenhauses.

Wie der preußische Staat also der deutschen Nation den kirchlichen Frieden sicherte, der ihr erlaubte wieder theilzunehmen an dem Schaffen der Culturvölker, so gab er ihr auch zurück was ihr seit den Tagen der Glaubensspaltung fehlte: einen Willen gegen das Ausland. Ueberall im Reiche verkamen reiche Kräfte in engen Verhältnissen, und wer hoch hinausstrebte eilte in die Fremde; da faßte Friedrich Wilhelms gewaltige Hand die dürftigen Mittel der ärmsten deutschen Gebiete entschlossen zusammen und zwang sein Volk der Heimath zu dienen und zeigte dem Welttheil wieder was das deutsche Schwert vermöge. Das Reich zehrte von alten Erinnerungen, bewahrte die Staatsformen des Mittelalters mitten im neuen Europa; diese norddeutsche Macht aber wurzelte fest in der modernen Welt, über den Trümmern der alten Kirchenherrschaft und der altständischen Rechte stieg ihre starke Staatsgewalt empor, sie lebte den Sorgen der Gegenwart und den Plänen einer großen Zukunft. Mit

einem Schlage führte Friedrich Wilhelm seinen mißachteten kleinen Staat in die Reihe der europäischen Mächte ein; seit der Schlacht von Warschau stand Brandenburg den alten Militärstaaten ebenbürtig zur Seite. Wie eine Insel schien diese festgeeinte kriegerische Macht urplötzlich emporzusteigen aus der tobenden See deutscher Vielherrschaft, vor den verwunderten Blicken eines Volkes, das längst verlernt an raschen Entschluß und großes Gelingen zu glauben. So scharf wehte der frische Luftzug des bewußten politischen Willens durch die Geschichte des neuen preußischen Staates, so straff und gewaltsam ward jeder Muskel seines Volks zur Arbeit angespannt, so grell erschien das Mißverhältniß zwischen seinem Ehrgeiz und seinen Mitteln, daß er bei Freund und Feind durch anderthalb Jahrhunderte nur als eine künstliche Schöpfung galt. Die Welt hielt für das willkürliche Wagniß einiger Lieblinge des Glücks, was der nothwendige Neubau des uralten nationalen Staates der Deutschen war.

Preußen behauptete wie in den deutschen Glaubenshändeln, so auch in den großen Machtkämpfen des Welttheils eine schwierige Mittelstellung. So lange das protestantische Deutschland willenlos darniederlag, zerfiel Europa in zwei getrennte Staatensysteme, die einander selten berührten. Die Staatenwelt des Südens und Westens kämpfte um die Beherrschung Italiens und der rheinisch-burgundischen Lande, während die Mächte des Nordens und Ostens sich um die Trümmerstücke des deutschen Ordensstaates und um den Nachlaß der Hansa, die Ostseeherrschaft stritten. Der Osten und der Westen begegneten sich nur in dem einen Verlangen, die ungeheure Lücke, die in der Mitte des Welttheils klaffte, immerdar offen zu halten. Nun erhob sich die jugendliche deutsche Macht, das vielverspottete „Reich der langen Grenzen". Sie gehörte dem Welttheil an, ihr versprengtes Gebiet berührte die Marken aller Großmächte des Festlands. Sobald sie anfing mit selbständigem Willen sich zu bewegen, griffen die Mächte des Westens in die Händel des Ostens ein, immer häufiger verschlangen und durchkreuzten sich die Interessen der beiden Staatensysteme.

Der geborene Gegner der alten, auf Deutschlands Ohnmacht ruhenden Ordnung Europas, stand Preußen in einer Welt von Feinden, deren Eifersucht seine einzige Rettung blieb, ohne irgend einen natürlichen Bundesgenossen, denn noch war der deutschen Nation das Verständniß dieser jungen Kraft nicht aufgegangen. Und dies in jener Zeit der harten Staatsraison, da der Staat nur Macht war und die Vernichtung des Nachbarn als seine natürliche Pflicht betrachtete. Wie das Haus Savoyen sich hindurchwand durch die Uebermacht der Habsburger und der Bourbonen, ebenso, doch ungleich schwerer bedrängt mußte Preußen sich seinen Weg bahnen zwischen Oesterreich und Frankreich hindurch, zwischen Schweden und Polen, zwischen den Seemächten und der trägen Masse

des deutsches Reiches, mit allen Mitteln rücksichtsloser Selbstsucht, immer bereit die Front zu wechseln, immer mit zwei Sehnen am Bogen.

Kurbrandenburg empfand bis in das Mark seines Lebens, wie tief das ausländische Wesen sich in Deutschland eingefressen hatte. Alle die zuchtlosen Kräfte ständischer Libertät, welche der strengen Ordnung der neuen Monarchie widerstrebten, stützten sich auf fremden Beistand. Holländische Garnisonen lagen am Niederrhein und begünstigten den Kampf der clevischen Stände wider den deutschen Landesherrn, die Landtage von Magdeburg und der Kurmark rechneten auf Oesterreich, der polenzende Adel in Königsberg rief den polnischen Oberlehnsherrn zu Hilfe gegen den märkischen Despotismus. Im Kampfe mit der Fremdherrschaft wurde die Staatseinheit dieser zerstreuten Gebiete und das Ansehen ihres Landesherrn begründet. Friedrich Wilhelm zerstörte die Barriere der Niederländer im deutschen Nordwesten, vertrieb ihre Truppen aus Cleve und Ostfriesland; er befreite Altpreußen von der polnischen Lehenshoheit und beugte den Königsberger Landtag unter seine Souveränität. Dann ruft er der tauben Nation sein Mahnwort zu: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“ und versucht die Schweden vom Reichsboden zu verdrängen. Zweimal gelang der Mißgunst Frankreichs und Oesterreichs, den Brandenburger um den Lohn seiner Siege, um die Herrschaft in Pommern zu betrügen; den Ruhm des Tages von Fehrbellin konnten sie ihm nicht rauben. Endlich wieder, nach langen Jahrzehnten der Schande, ein glänzender Triumph deutscher Waffen über die erste Kriegsmacht der Zeit; die Welt erfuhr, daß Deutschland wieder wage sein Hausrecht zu wahren. Der Erbe der deutschen Kirchenpolitik Gustav Adolfs zersprengte den verwegenen Bau des skandinavischen Ostseereiches, den das Schwert jenes Schwedenkönigs zusammengefügt. Die beiden künstlichen Großmächte des siebzehnten Jahrhunderts, Schweden und Holland, begannen zurückzutreten in ihre natürlichen Schranken, und der neue Staat, der sich an ihrer Stelle erhob, zeigte weder die ausschweifende Eroberungslust der schwedischen Militärmacht noch den monopolsüchtigen Kaufmannsgeist der Niederländer. Er war deutsch, er begnügte sich das Gebiet seiner Nation zu schirmen und vertrat gegen die Weltherrschaftspläne der Bourbonen den Gedanken des europäischen Gleichgewichts, der Staatenfreiheit. Als die Republik der Niederlande dem Angriff Ludwigs XIV. zu erliegen drohte, da fiel Brandenburg dem Eroberer in den erhobenen Arm; Friedrich Wilhelm führte den einzigen ernsthaften Krieg, den das Reich zur Wiedereroberung des Elsasses gewagt hat, und noch auf seinem Sterbebette entwarf er mit seinem oranischen Neffen den Plan, das evangelische und parlamentarische England zu retten vor der Willkür der Stuarts, der Vasallen Ludwigs. Ueberall wo diese junge Macht allein stand kämpfte sie siegreich, überall unglücklich wo sie dem Wirrwarr des Reichsheeres sich anschließen mußte.

So erwies sich die neue Staatsbildung schon in ihren Anfängen als eine europäische Nothwendigkeit. Deutschland aber fand endlich wieder einen Mehrer des Reichs. Mit dem Aufsteigen Preußens begann die lange blutige Arbeit der Befreiung Deutschlands von fremder Herrschaft. Seit hundert Jahren von den Nachbarn beraubt sah das Reich jetzt zum ersten male das ausländische Regiment von einigen Schollen deutscher Erde zurückweichen. In diesem einen Staate erwachte wieder, noch halb bewußtlos, wie trunken vom langen Schlummer, der alte herzhafte vaterländische Stolz. Das treue Landvolk der Grafschaft Mark begann den kleinen Krieg gegen die Franzosen, die Bauern von Ostpreußen setzten in wilder Jagd den fliehenden Schweden nach. Wenn die Bauernlandwehr der Altmark, an den Elbdeichen Wache haltend wider die Schweden, auf ihre Fahnen schrieb: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit Gut und Blut," so klingt uns aus den ungelenken Worten schon derselbe Heldensinn entgegen, welcher dereinst in freieren Tagen Deutschlands Schlachten schlagen sollte unter dem Rufe: „Mit Gott für König und Vaterland!"

Während die Hausmacht der Habsburger aus Deutschland hinaus wuchs, drängte ein stetig waltendes Schicksal den Staat der Hohenzollern tief und tiefer in das deutsche Leben hinein, zuweilen wider den Willen seiner Herrscher. Friedrich Wilhelm hat es nie verwunden, daß er seine pommerschen Erbansprüche im Westphälischen Frieden gegen den Widerstand Oesterreichs und Schwedens nicht behaupten konnte. Er hoffte als ein König der Vandalen von dem Stettiner Hafen aus die Ostsee zu beherrschen und mußte sich mit den sächsisch-westphälischen Stiftslanden, zum Ersatz für die Odermündungen, begnügen. Doch selbst diese diplomatische Niederlage ward ein Glück für den Staat; sie bewahrte ihn vor einem halbdeutschen baltischen Sonderleben, verstärkte seine centrale Stellung und zwang ihn theilzunehmen an allen Händeln der binnendeutschen Politik. Zudem war ganz Norddeutschland übersponnen von einem Netze hohenzollerscher Erbverträge, die dies bedachtsam rechnende Haus im Laufe der Jahrhunderte abgeschlossen; an jedem neuen Tage konnte ein Todesfall der ehrgeizigen Macht eine neue Vergrößerung bringen.

Das Haus Habsburg erkannte früher als die Hohenzollern selber, wie feindselig dieser moderne norddeutsche Staat der alten Verfassung des heiligen Reichs gegenüberstand. Er war das Haupt des Protestantismus im Reiche, mochte immerhin Kursachsen noch Director des Corpus Evangelicorum heißen; er bedrohte mit seiner monarchischen Ordnung den ganzen Bau jener ständischen und theokratischen Institutionen, welche die Kaiserkrone stützten; sein starkes Heer und sein selbständiges Auftreten in der Staatengesellschaft gefährdeten das altgewohnte System kaiserlicher Hauspolitik. In Schlesien, in Pommern, in dem jülich-clevischen

Erbfolgestreite, überall trat Oesterreich dem gefährlichen Nebenbuhler mißtrauisch entgegen. Gleich dem Wiener Hofe beargwöhnten alle Reichsfürsten den unruhigen Staat, der den gesammten deutschen Norden zu umklammern drohte; so oft er mit einiger Kühnheit sich hervorwagte, erklang durchs deutsche Land der Jammerruf über „den immer tiefer ins Reich dringenden brandenburgischen Dominat". Als der große Kurfürst die Schweden aus Düppel und Alsen verjagte, schlossen die Fürsten des Westens mit der Krone Frankreich jenen ersten Rheinbund zum Schutze des Reichsstandes Schweden. Da das Kaiserhaus noch durch den Breisgau und die oberschwäbischen Lande ganz Süddeutschland militärisch beherrschte, so war an den oberländischen Höfen die Furcht vor Oesterreichs Ländergier zuweilen stärker als die Angst vor dem entlegenen Brandenburg; zuletzt überwog doch bei allen Kleinfürsten die Erkenntniß, daß der kaiserliche Hof eine Macht des Beharrens, jener nordische Emporkömmling aber durch einen tiefen, unversöhnlichen Gegensatz von der alten Ordnung der deutschen Dinge getrennt sei.

Auch die Nation sah mit Abscheu und Besorgniß auf den Staat der Hohenzollern, wie einst die italischen Stämme auf das emporsteigende Rom. Die freien Köpfe der Zeit begannen bereits sich den Ideen des modernen Absolutismus zuzuwenden; die Masse des Volks hing noch an den althergebrachten ständischen Formen, die in dem Hause Brandenburg ihren Bändiger fanden. Einzelne Kriegsthaten Friedrich Wilhelms erweckten wohl die Bewunderung der Zeitgenossen; nach seinem kühnen Zuge vom Rhein zum Rhyn begrüßte ihn das Elsasser Volkslied zuerst mit dem Namen des Großen. Doch solche Stimmungen erregter Augenblicke hielten nicht vor. Zorn und Neid trafen das trotzige Glied, das sich neben das Reich stellte und noch nicht vermochte der Nation einen Ersatz zu bieten für die zerstörte alte Ordnung; Leibnitz, der begeisterte Reichspatriot, erwies in beredter Denkschrift, wie der Brandenburger von seinen Mitständen gezüchtigt werden müsse, weil er eigenmächtig sein Heer zur Rettung Hollands gegen die Franzosen geführt habe. Noch ahnte Niemand in diesem staatlosen Geschlechte, daß die Führung zersplitterter Völker nothwendig dem Theile zufällt, welcher die Pflichten des Ganzen auf sich nimmt. Um so lebhafter regte sich die dunkle Sorge, diese thatenlustige Macht müsse wachsen oder untergehen; und wie schon im Mittelalter der Volkswitz immer den deutschen Stamm heimsuchte, der den Gedanken der nationalen Einheit trug, so ergossen jetzt particularistische Seelenangst und Selbstgefälligkeit ihren Hohn auf die Marken.

Das Volk spottete über die Armuth der Streusandbüchse des heiligen Reichs, über die brandenburgische Knechtschaft; wie Verzweifelte fochten die Bürger Stettins auf ihren Wällen um ihre gute Stadt bei der schwedischen Freiheit zu erhalten und vor dem Joche des märkischen Blut-

menschen zu bewahren. Der Particularismus aller Stände und aller Landschaften vernahm mit Entsetzen, wie der große Kurfürst seine Unterthanen zwang als „eines Hauptes Glieder“ zu leben, wie er die Vielherrschaft der Landtage den Befehlen der Landeshoheit unterwarf und seine Krone stützte auf die beiden Säulen monarchischer Vollgewalt, den miles perpetuus und die stehende Steuer. In der Anschauung des Volkes galten Truppen und Steuern noch als eine außerordentliche Staatslast für Tage der Noth. Friedrich Wilhelm aber erhob das Heer zu einer dauernden Institution und schwächte die Macht der Landstände, indem er in allen seinen Gebieten zwei allgemeine Steuern einführte: auf dem flachen Lande den Generalhufenschoß, in den Städten die Accise, ein mannichfaltiges System von niedrigen directen und indirecten Abgaben, das auf die Geldarmuth der erschöpften Volkswirthschaft berechnet war und die Steuerkraft an möglichst vielen Stellen anfaßte. Im Reiche war nur eine Stimme der Verwünschung wider diese ersten Anfänge des modernen Heer- und Finanzwesens. Preußen blieb vom Beginne seiner selbständigen Geschichte der bestgehaßte der deutschen Staaten; die Reichslande, welche diesem Fürstenhause zufielen, sind fast alle unter lauten Klagen und heftigem Widerstande in die neue Staatsgemeinschaft eingetreten, um sämmtlich bald nachher ihr Schicksal zu segnen.

Das ungeheure, hoffnungslose Wirrsal der deutschen Zustände, die erbliche Ehrfurcht der Hohenzollern vor dem Kaiserhause und die Bedrängniß ihres zwischen übermächtigen Feinden eingepreßten Staates verhinderten noch durch viele Jahrzehnte, daß das alte und das neue Deutschland in offenem Kampfe auf einander stießen. Friedrich Wilhelm lebte und webte in den Hoffnungen der Reichsreform; mit dem ganzen feurigen Ungestüm seines heldenhaften Wesens betrieb er auf dem ersten Reichstage nach dem Westphälischen Frieden die zu Osnabrück verheißene Neugestaltung der Reichsverfassung. Da dieser Versuch scheiterte, faßte Georg Friedrich von Waldeck den verwegenen Gedanken, daß der Hohenzoller selber dem Reiche eine neue Ordnung geben solle; er entwarf den Anschlag zu einem deutschen Fürstenbunde unter der Führung des vergrößerten brandenburgischen Staates. Noch waren die Zeiten nicht erfüllt. Der Kurfürst ließ seinen kühnen Rathgeber fallen, um der nächsten Noth zu begegnen und mit dem Kaiser verbündet gegen die Schweden auszuziehen; er hat nachher sogar den lang erwogenen Plan der Eroberung Schlesiens aufgegeben, weil er Oesterreichs bedurfte im Kampfe wider Frankreich. Doch der Weg war gewiesen; jede neue große Erschütterung des deutschen Lebens hat den preußischen Staat wieder zurückgeführt zu dem zweifachen Gedanken der Gebietserweiterung und der bündischen Hegemonie.

Friedrich Wilhelms Nachfolger brachte mit der Königskrone seinem Hause einen würdigen Platz in der Gesellschaft der europäischen Mächte,

seinem Volke den gemeinsamen Namen der Preußen. Nur die Noth, nur die Hoffnung auf Preußens Waffenhilfe bewog den kaiserlichen Hof, dem Nebenbuhler die neue Würde zuzugestehen. Ein Schrecken ging durch die theokratische Welt: Kurmainz protestirte, der deutsche Orden forderte nochmals seinen alten Besitz zurück, der jetzt dem ketzerischen Königthum den Namen gab, und der Staatskalender des Papstes kannte noch an hundert Jahre lang nur einen brandenburgischen Markgrafen. Die anspruchsvolle königliche Krone erschien dem Enkel Friedrichs I. als eine ernste Mahnung, die Macht und Selbständigkeit des Staates zu befestigen. Von solchem Stolze wußte die schwache Seele des ersten Königs wenig. Er diente, ein getreuer Reichsfürst, dem Kaiserhause, kämpfte ritterlich am Rheine, in der arglosen Hoffnung, der Kaiser werde die Feste Straßburg dem Reiche zurückbringen; er half den Habsburgern die Türken zu schlagen, ließ sein Heer als karg belohnte Hilfsmacht Oesterreichs und der Seemächte an den Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges theilnehmen. Damals zuerst lernten die Franzosen das preußische Fußvolk als die Kerntruppe des deutschen Heeres fürchten; doch an der politischen Leitung des Krieges hatte der Berliner Hof keinen Antheil. Während seine tapferen Truppen in Ungarn und den Niederlanden, in Oberdeutschland und Italien unfruchtbaren Kriegsruhm ernteten, führte Schweden den Verzweiflungskampf gegen die Mächte des Nordens; Preußen aber versäumte die Gunst seiner centralen Lage auszubeuten und durch eine kühne Schwenkung vom Rhein zur Oder dem nordischen Kriege die Entscheidung zu geben. Mit Mühe hat nachher Friedrich Wilhelm I. die Fehler des Vaters gesühnt und aus dem Schiffbruch der schwedischen Großmacht mindestens die Odermündungen für Deutschland gerettet.

Von Altersher waren die Hohenzollern, nach gutem deutschem Fürstenbrauche, für die idealen Aufgaben des Staatslebens treu besorgt gewesen; sie hatten die Hochschulen von Frankfurt und Königsberg gegründet, die Duisburger wiederhergestellt. Und jetzt, unter dem duldsamen Regimente des freigebigen Friedrich und seiner philosophischen Königin, gewann es den Anschein, als sollte Deutschlands wiedererwachende Kunst und Wissenschaft in dem rauhen Brandenburg ihre Heimath finden. Die vier reformatorischen Denker des Zeitalters, Leibnitz, Pufendorf, Thomasius, Spener wandten sich dem preußischen Staate zu. Die neue Friedrichs-Universität zu Halle ward die Zufluchtstätte freier Forschung, übernahm für einige Jahrzehnte die Führung der protestantischen Wissenschaft, trat in die Lücke ein, welche die Zerstörung der alten Heidelberger Hochschule geschlagen hatte. Die dürftige Hauptstadt schmückte sich mit den Prachtbauten Schlüters; der schwelgerische Hof strebte den Glanz und den Mäcenatenruhm des gehaßten Bourbonen zu überbieten. Zwar die frivole Selbstvergötterung des höfischen Despotismus blieb dem Hause der Hohenzollern immer fremd; die üppige Pracht Friedrichs I. reichte an

die ruchlose Unzucht der sächsischen Auguste nicht von fern heran. Den schweren niederdeutschen Naturen fehlte die Anmuth der Sünde; immer wieder, oft in hochkomischem Contraste, brach das ernsthaft nüchterne nordische Wesen durch die erkünstelten Versailler Formen hindurch. Doch die Verschwendung des Hofes drohte die Mittel des armen Landes zu verzehren; für ein Gemeinwesen, das sich also durch die Macht des Willens emporgehoben über das Maß seiner natürlichen Kräfte, war nichts schwerer zu ertragen, als die schlaffe Mittelmäßigkeit. Ein Glück für Deutschland, daß die derben Fäuste König Friedrich Wilhelms I. der Lust und Herrlichkeit jener ersten königlichen Tage ein jähes Ende bereiteten.

Der unfertige Staat enthielt in sich die Keime vielseitigen Lebens und vermochte doch mit seiner geringen Macht fast niemals, allen seinen Aufgaben zugleich zu genügen; seine Fürsten haben das Werk ihrer Väter selten in gerader Linie weitergeführt, sondern der Nachfolger trat immer in die Bresche ein, welche der Vorgänger offen gelassen, wendete seine beste Kraft den Zweigen des Staatslebens zu, welche Jener vernachlässigt hatte. Der große Kurfürst hatte sein Lebtag zu ringen mit dem Andrang feindlicher Nachbarn. Seine starke Natur verlor über den großen Entwürfen der europäischen Politik nicht jenen sorgsam haushälterischen Sinn, der den Meisten seiner Vorfahren eigen war und schon in den Anfängen des Hauses an dem häufig wiederkehrenden Beinamen Oeconomus sich erkennen läßt; er that das Mögliche den zerstörten Wohlstand des Landes zu heben, erzog den Stamm eines monarchischen Beamtenthums, begann den Staatshaushalt nach den Bedürfnissen moderner Geldwirthschaft umzugestalten. Doch eine durchgreifende Reform der Verwaltung kam in den Stürmen dieser kampferfüllten Regierung nicht zu Stande; des Fürsten persönliches Ansehen und die schwerfällige alte Centralbehörde, der Geheime Rath, hielten das ungestalte Bündel ständischer Territorien nothdürftig zusammen. Erst sein Enkel zerstörte den alten ständischen Staat.

König Friedrich Wilhelm I. stellte die Grundgedanken der inneren Ordnung des preußischen Staates so unverrückbar fest, daß selbst die Gesetze Steins und Scharnhorsts und die Reformen unserer Tage das Werk des harten Mannes nur fortbilden, nicht zerstören konnten. Er ist der Schöpfer der neuen deutschen Verwaltung, unseres Beamtenthums und Offizierstandes; sein glanzlos arbeitsames Wirken ward nicht minder fruchtbar für das deutsche Leben als die Waffenthaten seines Großvaters, denn er führte eine neue Staatsform, die geschlossene Staatseinheit der modernen Monarchie, in unsere Geschichte ein. Er gab dem neuen Namen der Preußen Sinn und Inhalt, vereinte sein Volk zur Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung, prägte den Gedanken der Pflicht für alle Zukunft diesem Staate ein. Nur wer den knorrigen Wuchs, die harten Ecken und Kanten des niederdeutschen Volkscharakters kennt, wird

diesen gewaltigen Zuchtmeister verstehen, wie er so athemlos durchs Leben stürmte, der Spott und Schrecken seiner Zeitgenossen, rauh und roh, scheltend und fuchtelnd, immer im Dienst, sein Volk und sich selber zu heißer Arbeit zwingend, ein Mann von altem deutschen Schrot und Korn, kerndeutsch in seiner kindlichen Offenheit, seiner Herzensgüte, seinem tiefen Pflichtgefühl, wie in seinem furchtbaren Jähzorn und seiner formlos ungeschlachten Derbheit. Der alte Haß des norddeutschen Volkes wider die alamodische Feinheit der wälschen Sitten, wie er aus Laurenbergs niederdeutschen Spottgedichten sprach, gewann Fleisch und Blut in diesem königlichen Bürgersmanne; auch seine Härte gegen Weib und Kind zeigt ihn als den echten Sohn jenes classischen Zeitalters der deutschen Haustyrannen, das alle Leidenschaft des Mannes aus dem unfreien öffentlichen Leben in die Enge des Hauses zurückdrängte. Streng und freudlos, abschreckend kahl und dürftig ward das Leben unter dem banausischen Regimente des gestrengen Herrschers. Die harte Einseitigkeit seines Geistes schätzte nur die einfachen sittlichen und wirthschaftlichen Kräfte, welche den Staat im Innersten zusammenhalten; er warf sich mit der ganzen Wucht seines herrischen Willens auf das Gebiet der Verwaltung und bewährte hier die ursprüngliche Kraft eines schöpferischen Geistes. So fest und folgerecht, wie einst Wilhelm der Eroberer in dem unterworfenen England, richtete Friedrich Wilhelm I. den Bau des Einheitsstaates über der Trümmerwelt seiner Territorien auf. Doch nicht als ein Landgut seines Hauses erschien ihm der geeinte Staat, wie jenem Normannen; vielmehr lebte in dem Kopfe des ungelehrten Fürsten merkwürdig klar und bewußt der Staatsgedanke der neuen Naturrechtslehre: daß der Staat bestehe zum Besten Aller, und der König berufen sei in unparteiischer Gerechtigkeit über allen Ständen zu walten, das öffentliche Wohl zu vertreten gegen Sonderrecht und Sondervortheil. Diesem Gedanken hat er sein rastloses Schaffen gewidmet; und wenn sein Fuß mit den lockeren Unsitten des väterlichen Hofes auch alle die Keime reicherer Bildung gewaltsam zertrat, die unter Friedrich I. sich zu entfalten begannen, so that er doch das Nothwendige. Die feste Mannszucht eines wehrhaften, arbeitsamen Volkes war für Preußens große Zukunft wichtiger als jene vorzeitige Blüthe der Kunst und Wissenschaft.

Eine sanftere Hand als die seine war hätte die Zuchtlosigkeit altständischer Libertät niemals unter die Majestät des gemeinen Rechts gebeugt; zartere Naturen als diese niederdeutschen Kerneichen Friedrich Wilhelm und sein Wildling Leopold von Dessau hätten dem Sturmwinde wälschen Wesens, der damals über die deutschen Höfe dahinfegte, nie widerstanden. Als Organisatoren der Verwaltung sind diesem Soldatenkönige unter allen Staatsmännern der neuen Geschichte nur zwei ebenbürtig: der erste Consul Bonaparte und der Freiherr vom Stein. Er verband mit der Kühnheit des Neuerers den peinlich genauen Ordnungssinn des sparsamen

Hausvaters, dem weder die schwarzundweißen Heftfäden der Actenbündel noch die Kamaschenknöpfe der Grenadiere entgingen; er faßte verwegene Pläne, die erst das neunzehnte Jahrhundert zu vollführen vermocht hat, und hielt doch im Handeln mit sicherem Blicke die Grenzen des Möglichen ein. Sein prosaischer, auf das handgreiflich Nützliche gerichteter Sinn ging andere Wege als die schwungvolle Heldengröße des Großvaters, doch mitten im Sorgen für das Kleinste und Nächste bewahrte er stets das Bewußtsein von der stolzen Bestimmung seines Staates; er wußte, daß er die Kräfte des Volkes sammle und bilde für die Entscheidungsstunden einer größeren Zukunft, und sagte oft: „Ich weiß wohl, in Wien und Dresden nennen sie mich einen Pfennigklauber und Pedanten, aber meinen Enkeln wird es zu gute kommen!"

Durch das Heer wurde Preußen zur europäischen Macht erhoben, und durch das Heer ward auch in das alte Verwaltungssystem des Staates die erste Bresche geschlagen. Der große Kurfürst hatte für die Verwaltung der neuen Steuern, die er zur Erhaltung seiner Kriegsmacht verwendete, eine Reihe von Mittelbehörden, die Kriegscommissariate eingesetzt; und so stand denn durch einige Jahrzehnte die Steuerwirthschaft des werdenden modernen Staates unvermittelt neben der Verwaltung der Kammergüter, dem letzten Trümmerstücke der Naturalwirthschaft des Mittelalters. Friedrich Wilhelm I. hob diesen Dualismus auf. Er schuf in dem Generaldirectorium eine Oberbehörde, in den Kriegs- und Domänenkammern Mittelstellen für die gesammte Verwaltung und gab diesen Collegien zugleich die Gerichtsbarkeit für die Streitfragen des öffentlichen Rechts. Die bunte Mannichfaltigkeit des Staatsgebietes zwang den König freilich, eine zwischen dem Provinzial- und dem Realsysteme vermittelnde Einrichtung zu treffen; er stellte an die Spitze der Abtheilungen des Generaldirectoriums Provinzialminister, die zugleich einige Zweige der Verwaltung für den gesammten Staat zu leiten hatten. Doch im Wesentlichen wurde die Centralisation der Verwaltung begründet, früher als irgendwo sonst auf dem Festlande. Was noch übrig geblieben von altständischen Behörden ward beseitigt oder dem Befehle des monarchischen Beamtenthums unterworfen; eine schonungslose Reform brach über die tief verderbte städtische Verwaltung herein, beseitigte den Nepotismus der Magistrate, erzwang ein neues gerechteres Steuersystem, warf die drei Städte Königsberg, die zwei Communen der Havelstadt Brandenburg zu einer Gemeinde zusammen, stellte das gesammte Städtewesen unter die scharfe Aufsicht königlicher Kriegsräthe.

Ueberall trat der Particularismus der Stände, der Landschaften, der Gemeinden der neuen gleichmäßigen Ordnung feindlich entgegen. Murrend fügte sich der adliche Landstand den Geboten der bürgerlichen Beamten. Die stolzen Ostpreußen klagten über Verletzung alter Freiheitsbriefe, da nun Pommern und Rheinländer in die Aemter des

Herzogthums eindrangen. Auch die Gerichte lebten noch in dem Gedankenkreise des altständischen Staates und nahmen, gleich den französischen Parlamenten, fast immer Partei für das verfallene Recht der Theile gegen das lebendige Recht des Ganzen. Also, im siegreichen Kampfe für Staatseinheit und Rechtsgleichheit, hat sich Preußens neue regierende Klasse, das königliche Beamtenthum geschult. Aus jenem heimathlosen Dienergeschlechte, das im siebzehnten Jahrhundert von Hof zu Hof umherzog, ward nach und nach ein preußischer Stand, der sein Leben dem Dienste der Krone hingab und in ihrer Ehre die seine fand, streng, thätig und gewissenhaft wie sein König. Er verkümmerte nicht, wie die Herren Stände der alten Zeit, in dem engen Gesichtskreise der Landschaft und der Vetterschaft; er gehörte dem Staate an, lernte sich heimisch fühlen in Königsberg wie in Cleve und wahrte in den Klassenkämpfen der Gesellschaft gegen Hoch und Niedrig das Gesetz des Landes. Der König aber gab seinen Beamten durch eine feste Rangordnung und gesicherten Gehalt eine geachtete Stellung im bürgerlichen Leben, forderte von jedem Eintretenden den Nachweis wissenschaftlicher Kenntnisse und begründete also eine Aristokratie der Bildung neben der alten Gliederung der Geburtsstände. Die Folge lehrte, wie richtig er die lebendigen Kräfte der deutschen Gesellschaft geschätzt hatte; die besten Köpfe des Adels und des Bürgerthums strömten der neuen regierenden Klasse zu. Das preußische Beamtenthum wurde für lange Jahre die feste Stütze des deutschen Staatsgedankens, wie einst die Legisten Philipps des Schönen die Pioniere der französischen Staatseinheit waren.

Zu der Steuerpflicht, welche der große Kurfürst seinen Unterthanen auferlegt, fügte Friedrich Wilhelm I. die Wehrpflicht und die Schulpflicht hinzu; er stellte also die Dreizahl jener allgemeinen Bürgerpflichten fest, welche Preußens Volk zur lebendigen Vaterlandsliebe erzogen haben. Ahnungslos brach sein in der Beschränktheit gewaltiger Geist die Bahn für eine strenge, dem Bürgersinne des Alterthums verwandte Staatsgesinnung. Der altgermanische Gedanke des Waffendienstes aller wehrbaren Männer war in den kampfgewohnten deutschen Ostmarken selbst während der Zeiten der Söldnerheere niemals gänzlich ausgestorben. In Ostpreußen bestanden noch bis ins achtzehnte Jahrhundert die Trümmer der alten Landwehr der Wybranzen, und Friedrich I. unternahm eine Landmiliz für den gesammten Staat zu bilden. Vor dem Soldatenauge seines Sohnes fanden solche Versuche ungeregelter Volksbewaffnung keine Gnade. König Friedrich Wilhelm kannte die Ueberlegenheit wohlgeschulter stehender Heere; er sah, daß sein Staat nur durch die Anspannung aller Kräfte bestehen und doch die Kosten der Werbungen auf die Dauer nicht erschwingen konnte. Wie ihm überall hinter dem Gebote der politischen Pflicht jede andere Rücksicht zurücktrat, so gelangte er zu dem kühnen Schlusse, daß alle Preußen durch die Schule des stehenden Heeres gehen

müßten. Von den politischen Denkern der jüngsten Jahrhunderte hatten allein Machiavelli und Spinoza den einfach großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht zu vertheidigen gewagt; Beide schöpften ihn aus der Geschichte des Alterthums, Beide blieben unverstanden von den Zeitgenossen. Die Noth des Staatshaushalts und eine instinctive Erkenntniß der Natur seines Staates führten dann den derben Praktiker auf Preußens Throne zu derselben Ansicht, obgleich er von der sittlichen Kraft eines nationalen Heeres nur wenig ahnte. Er zuerst unter den Staatsmännern des neuen Europas sprach den Grundsatz aus: „jeder Unterthan wird für die Waffen geboren" und arbeitete sein Leben lang sich diesem Ideale anzunähern, ein Heer von Landeskindern zu bilden. Das Cantonreglement von 1733 verkündete die Regel der allgemeinen Dienstpflicht.

Freilich nur die Regel. Der Gedanke war noch unreif, da die lange Dienstzeit jener Epoche ihm schnurstracks zuwiderlief. Die Armuth des Landes und die Macht der ständischen Vorurtheile zwangen den König zahlreiche Ausnahmen zuzulassen, so daß die Last des erzwungenen Waffendienstes thatsächlich allein auf den Schultern des Landvolkes lag; und selbst die also beschränkte Wehrpflicht konnte nicht vollständig durchgeführt werden. Unbesiegbar blieb der stille Widerstand gegen die unerhörte Neuerung, der Abscheu des Volkes vor dem langen und harten Dienste. Selten gelang es, mehr als die Hälfte des Heeres mit einheimischen Cantonisten zu füllen; der Rest ward durch Werbungen gedeckt. Viele der meisterlosen deutschen Landsknechte, die bisher in Venedig und den Niederlanden, in Frankreich und Schweden ihre Haut zu Markte getragen, fanden jetzt eine Heimath unter den Fahnen der norddeutschen Großmacht; der Süden und Westen des Reichs wurde das ergiebigste Werbegebiet der preußischen Regimenter. Auf so wunderlichen Umwegen ist unsere Nation zur Macht und Einheit aufgestiegen. Jenes waffenlose Drittel des deutschen Volkes, dessen Staatsgewalten zum Schutze des Reichs kaum einen Finger regten, zahlte den Blutzoll an das Vaterland durch die tausende seiner verlorenen Söhne, die als Söldner in Preußens Heeren fochten; jene Kleinfürsten in Schwaben und am Rhein, die in Preußen ihren furchtbaren Gegner sahen, halfen selber die Kriegsmacht ihres Feindes zu verstärken. Seit das preußische Heer entstand, hörte das Reich allmählich auf der offene Werbeplatz aller Völker zu sein, und als dies Heer erstarkte war Deutschland nicht mehr das Schlachtfeld aller Völker.

Das Heer bot dem Könige die Mittel den aufsässigen Adel mit der monarchischen Ordnung zu versöhnen. Wohl war das Ansehen des Kriegsherrn schon erheblich gestiegen seit jenen argen Tagen, da der große Kurfürst seine eigenen Kriegsobersten gleich Raubthieren auf der Jagd umstellen ließ und sie zwang ihm allein den Eid der Treue zu

schwören; aber erst dem Enkel glückte, was der Großvater vergeblich erstrebte, die Ernennung aller Offiziere in seine Hand zu bringen, das erste rein monarchische Offizierscorps der neuen Geschichte zu bilden. Sein organisatorischer Sinn, der überall die politische Reform den gegebenen Zuständen der Gesellschaft anzupassen verstand, fühlte rasch heraus, daß die abgehärteten Söhne der zahlreichen armen Landadelsgeschlechter des Ostens die natürlichen Führer der cantonpflichtigen Bauerburschen waren. Er stellte das Offizierscorps als eine geschlossene Aristokratie über die Mannschaft, schuf in dem Cadettenhause die Pflanzschule für den Sponton, eröffnete Jedem, der den gestickten Rock trug, die Aussicht auf die höchsten Aemter des Heeres, wachte streng über der Standesehre, suchte in jeder Weise den Adel für diesen ritterlichen Stand zu gewinnen, während er die gelehrte Bildung des Bürgerthums lieber im Verwaltungsdienste verwendete. Wie oft hat er bittend und drohend die trotzigen Edelleute von Ostpreußen ermahnt, ihre rohen Söhne in die Zucht des Cadettenhauses zu geben; er selber ging mit seinem Beispiele voran, ließ alle seine Prinzen im Heere dienen. Verwundert pries Karl Friedrich Moser diese „Erbmaxime des preußischen Hauses, die den Adel an das Militär- und Finanzsystem der Krone gewöhnen solle.“ Und es gelang, aus verwilderten Junkern einen treuen und tapferen monarchischen Adel zu erziehen, der für das Vaterland zu siegen und zu sterben lernte und so fest wie Englands parlamentarischer Adel mit dem Leben des Staates verwuchs. Ueberall sonst in der hocharistokratischen Welt der Ostseelande blühte die ständische Anarchie: in Schweden und Schwedisch-Pommern, in Mecklenburg, Polnisch-Preußen und Livland; nur in Preußen wurde der Adel den Pflichten des modernen Staates gewonnen. Die Armee erschien wie ein Staat im Staate, mit eigenen Gerichten, Kirchen und Schulen; der Bürger sah mit Entsetzen die eiserne Strenge der unmenschlichen Kriegszucht, welche die rohen Massen der Mannschaft gewaltsam zusammenhielt, ertrug unwillig den polternden Hochmuth der Leutnants und jenen Centaurenhaß gegen die Gelehrsamkeit der Federfuchser, der seit den Tagen des feurigen Prinzen Karl Aemil in den Offizierskreisen zur Schau getragen wurde und in der Berserkerroheit des alten Dessauers sich verkörperte. Und doch war dies Heer nicht blos die bestgeschulte und bestbewaffnete Kriegsmacht der Zeit, sondern auch das bürgerlichste unter allen großen Heeren der modernen Völker, das einzige, das seinem Kriegsherrn nie die Treue brach, das nie versuchte dem Gesetze des Landes mit Praetorianertrotz entgegenzutreten.

2

Ebenso unheimlich wie diese Heeresorganisation erschien den Deutschen der preußische Schulzwang; die Unwissenheit des großen Haufens galt den herrschenden Ständen noch für die sichere Bürgschaft staatlicher Ordnung. König Friedrich Wilhelm aber bewunderte, wie sein Großvater, die protestantischen Niederlande als das gelobte Land bürgerlicher Wohl-

fahrt; er hatte dort den sittlichen und wirthschaftlichen Segen einer weit verbreiteten Schulbildung kennen gelernt und fühlte dunkel, daß die Lebenskraft der protestantischen Cultur in der Volksschule liegt. Da er einsah, daß die gedrückten und verdumpften Volksmassen des Nordostens nur durch die Zwangsgewalt des Staates ihrer Roheit entrissen werden konnten, so schritt er auch hier der Gesetzgebung aller anderen Großmächte entschlossen voraus und legte durch das Schulgesetz von 1717 jedem Hausvater kurzab die Pflicht auf seine Kinder in die Schule zu schicken. Sehr langsam hat sich auf dem Boden dieses Gesetzes das preußische Volksschulwesen ausgebildet. Die Entwicklung ward erschwert nicht blos durch die Armuth und Trägheit des Volks, sondern auch durch die Schuld des Königs selber; denn alle Volksbildung ruht auf dem Gedeihen selbständiger Forschung und schöpferischer Kunst, und für dies ideale Schaffen hatte Friedrich Wilhelm nur den Spott des Barbaren.

So, durch die Gemeinschaft schwerer Bürgerpflichten, durch die Einheit des Beamtenthums und des Heerwesens wurden die Magdeburger und Pommern, die Märker und Westphalen zu einem preußischen Volke, und Friedrich II. gab nur dem Werke seines Vaters den rechtlichen Abschluß, als er allen seinen Unterthanen das preußische Indigenat verlieh. Aber wie schroff und herrisch auch dies Königthum seine Souveränität als einen rocher von bronze jedem Ungehorsam entgegenstellte, das Werk der Einigung schritt doch weit schonender vorwärts als im Nachbarlande die gewaltsame „Einebnung des französischen Bodens". Der Staat konnte seine germanische Natur nicht verleugnen; ein Zug historischer Pietät lag tief in seinem Wesen. Wie er die kirchlichen Gegensätze zu versöhnen suchte, so mußte er auch in der Politik eine mittlere Richtung einhalten um die Ueberfülle der centrifugalen Kräfte zu beschwichtigen. Geduldige Achtung ward den alten Erinnerungen der Landschaften überall erwiesen; noch heute prangt der Doppeladler Oesterreichs fast auf jedem Ring der schlesischen Städte, und der Schutzheilige Böhmens blickt noch von der Glatzer Citadelle auf die schöne Grafschaft hernieder. Jene übermüthigen Herren Stände, die dem großen Kurfürsten noch verbieten wollten seinen Vater nach calvinischem Brauche zu beerdigen, waren endlich nach gewaltigem Ringen in die Reihen der gemeinen Unterthanen herabgedrückt. Die Landtage verloren ihre alten Regierungsrechte sowie jeden Einfluß auf Staatshaushalt und Heerwesen; doch nachdem dieser Kampf siegreich beendigt war, ließ man ihnen den Schein des Lebens.

Preußens Krone hat bis zum Untergange des heiligen Reiches in allen den Landschaften, die sie nach und nach erwarb, nur dreimal eine landständische Verfassung förmlich aufgehoben: in Schlesien, in Westpreußen und im Münsterlande, da dort die Stände den Heerd einer staatsfeindlichen Partei bildeten, die dem Eroberer bedrohlich schien. Ueberall sonst kamen die Landtage in die neueren Tage hinüber, ein seltsames Getrümmer

aus jenen alten Zeiten, da der deutsche Norden noch in kleine Territorien zerfiel. Sie waren die Eierschale, die der junge Aar noch auf seinem Kopfe trug; sie vertraten die Vergangenheit des Staates, Krone, Beamtenthum und Heer seine Gegenwart. Sie vertraten den Particularismus und das ständische Privilegium gegen die Staatseinheit und das gemeine Recht; ihre Macht reichte noch aus um den großen Gang der monarchischen Gesetzgebung zuweilen zu erschweren, nicht mehr um ihn gänzlich aufzuhalten. Den Landtagsausschüssen blieb die Vertheilung einiger Steuern und die Verwaltung des landschaftlichen Schuldenwesens; auf diesem engen Gebiete bestanden der Nepotismus, der Schlendrian und das leere Formelwesen des altständischen Staates noch ungebrochen, und der märkische Edelmann nannte sein Brandenburg noch gern einen selbständigen Staat unter der Krone Preußen. Auch das altständische Landrathsamt ward nicht aufgehoben, sondern behutsam in die Ordnung des monarchischen Beamtenthums eingefügt; der Landrath, auf Vorschlag der Stände durch die Krone ernannt, war zugleich Vertreter der Ritterschaft und königlicher Beamter, der Kriegs- und Domänenkammer untergeben. Der König hegte ein gut bürgerliches Mißtrauen gegen den gewaltthätigen Uebermuth seiner Junker, doch er bedurfte der Hingebung des Adels um die neue Heeresverfassung aufrecht zu halten, suchte die Murrenden durch Ehren und Würden zu beschwichtigen, ließ den Grundherren einen Theil der alten Steuerprivilegien und die gutsherrliche Polizei, freilich unter der Aufsicht der königlichen Beamten.

Nur diese kluge Schonung hat dem Könige die Durchführung seiner großen wirthschaftlichen Reformen ermöglicht. Er begründete jenes eigenthümliche System monarchischer Organisation der Arbeit, das während zweier Menschenalter die altüberlieferte Gliederung der Stände mit den neuen Aufgaben des Staates in Einklang gehalten hat. Jeder Provinz und jedem Stande wies die Krone gewisse Zweige volkswirthschaftlicher und politischer Arbeit zu. Außer dem Landbau, dem Hauptgewerbe der gesammten Monarchie, sollten in der Kurmark und den westphälischen Provinzen die Manufacturen, in den Küstenländern der Handel, im Magdeburgischen der Bergbau betrieben werden. Dem Adel gebührte allein der große Grundbesitz und ein nahezu ausschließlicher Anspruch auf die Offiziersstellen, dem Bauernstande die ländliche Kleinwirthschaft und der Soldatendienst, den Stadtbürgern Handel und Gewerbe und, dem entsprechend, hohe Steuerlast.

Diese Rechte der Stände und Landschaften vor jedem Eingriff zu sichern galt als die Pflicht königlicher Gerechtigkeit und sie war nirgends so schwer zu erfüllen, wie hier auf dem alten Colonistenboden, wo die Uebermacht der Grundherren zugleich der Krone und dem bürgerlichen Frieden bedrohlich wurde. Die menschlichste der Königspflichten, die Beschützung der Armen und Bedrängten, war für die Hohenzollern ein

Gebot der Selbsterhaltung; sie führten mit Stolz den Namen „Könige der Bettler", den ihnen Frankreichs Hohn ersann. Die Krone verbot das Auskaufen der Bauerngüter, das in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern dem Adel die Alleinherrschaft auf dem flachen Lande verschaffte; sie rettete den ländlichen Mittelstand vom Untergange, und seit Friedrich Wilhelm I. arbeitete eine durchdachte Agrargesetzgebung an der Entfesselung des Landvolkes. Der König wünschte die Erbunterthänigkeit aufzuheben, allen bäuerlichen Besitz in freies Grundeigenthum zu verwandeln; schon im Jahre 1719 sprach er aus, „was es denn für eine edle Sache sei, wenn die Unterthanen statt der Leibeigenschaft sich der Freiheit rühmen, das Ihrige desto besser genießen, ihr Gewerbe und Wesen mit um so mehr Begierde und Eifer als ihr eigenes treiben." Diesen Herzenswunsch der Krone zu erfüllen blieb freilich noch auf lange hinaus unmöglich; zu leidenschaftlich war der Widerspruch des mächtigen Adels, der schon die Aufhebung des Lehenswesens als eine Kränkung empfand, zu zähe das stille Widerstreben der rohen Bauern selber, die jede Aenderung des Hergebrachten mit Argwohn betrachteten. Aber stetig und unaufhaltsam hat sich der König seinem Ziele angenähert. Sein Prügelmandat schützte den Gutsunterthan vor Mißhandlung; die bäuerlichen Dienste und Abgaben wurden erleichtert, die Auftheilung der Gemeinheiten und die Zusammenlegung der Grundstücke begonnen, überall die Bahn gebrochen für die Befreiung der Scholle und der Arbeitskraft. Die Reformen Steins und Hardenbergs konnten nur darum einen so durchschlagenden Erfolg erringen, weil sie vorbereitet waren durch die Gesetzgebung dreier Menschenalter. Bei dem Beamtenthum der Krone fand der kleine Mann Schutz gegen adlichen Uebermuth, sachkundigen Rath und unerbittlich strenge Aufsicht; kein Opfer schien dem sparsamen Könige zu schwer für das Beste seiner Bauern; die gesammte Staatseinnahme eines vollen Jahres hat er aufgewendet um sein Schmerzenskind, das von Pest und Krieg verheerte Ostpreußen der Gesittung zurückzugeben, die weite Wüste am Memel und Pregel mit fleißigen Arbeitern zu bevölkern.

Der treuen Sorgfalt für das Wohl der Massen, nicht dem Glanze des Kriegsruhms dankten die Hohenzollern das in aller Noth und Versuchung unerschütterliche Vertrauen des Volkes zu der Krone. Zeiten der Erstarrung und Ermattung blieben dem preußischen Staate so wenig erspart wie andern Völkern; sie erscheinen sogar in seiner Geschichte auffälliger, häßlicher als irgendwo sonst, weil immer tausend feindselige Augen nach seinen Schwächen spähten und der vielumkämpfte zu versinken drohte ohne die Spannkraft des Willens. Wer längere Zeiträume ruhig überblickt, kann gleichwohl das stetige Fortschreiten der Monarchie zur Staatseinheit und Rechtsgleichheit nicht verkennen. Wie die Bilder der Hohenzollern zwar nicht die geistlos eintönige Gleichheit habsburgischer

Fürstenköpfe, doch einen unverkennbaren Familienzug zeigen, so auch ihr politischer Charakter. Alle, die großen wie die schwachen, die geistreichen wie die beschränkten, bekunden mit seltenen Ausnahmen einen nüchtern verständigen Sinn für die harten Wirklichkeiten des Lebens, der nicht verschmäht im Kleinen groß zu sein, und alle denken hoch von ihrer Fürstenpflicht.

Die Gesinnung des ersten märkischen Hohenzollern, der sich „Gottes schlichten Amtmann an dem Fürstenthum" nannte, waltet in allen Enkeln; sie kehrt wieder in dem Wahlspruche des großen Kurfürsten „Für Gott und das Volk"; sie spricht aus dem fieberischen Diensteifer des Soldatenkönigs, der sich immer bewußt blieb mit seiner Seelen Seligkeit dereinst einstehen zu müssen für das Wohl seines Volkes; sie findet endlich einen tieferen und freieren Ausdruck in dem fridericianischen Worte: „Der König ist der erste Diener des Staates." Viele der Hohenzollern haben gefehlt durch allzu gewissenhafte Scheu vor dem Würfelspiele des Krieges, Wenige durch unstete Kampflust; die überlieferte Politik des Hauses suchte den Herrscherruhm in der Wahrung des Rechts und der Pflege der Werke des Friedens, richtete nur zuweilen, in großen Augenblicken, die wohlgeschonten Kräfte des Staates nach außen — auch hierin wie überall das schroffe Gegenbild der gänzlich den europäischen Fragen zugewendeten Staatskunst der Habsburger. Die Dynastie hatte längst gleich den altfranzösischen Königen ihr Hausgut an den Staat abgetreten; sie lebte allein dem Ganzen. Während fast alle anderen Territorien des Reichs den Namen und das Wappenschild ihres Fürstenhauses annahmen, trugen die Fahnen der Hohenzollern den alten Reichsadler der Stauferzeit, den sich die ferne Ostmark durch die Jahrhunderte bewahrt hatte, und die Deutsch-Ordensfarben des Landes Preußen. Dies hart politische Königthum erzog ein mißhandeltes und verwildertes Volk zu den Rechten und Pflichten des Staatsbürgerthums. Wo immer man die Zustände deutscher Landschaften vor und nach ihrem Eintritt in den preußischen Staat vergleichen mochte, in Pommern, in Ostpreußen, in Cleve und der Grafschaft Mark, überall hatte der Klang der preußischen Trommeln den Deutschen die Freiheit gebracht: die Befreiung von der Gewalt des Auslands und von der Tyrannei ständischer Vielherrschaft. Auf dem Boden des gemeinen Rechts ist dann unter schweren Kämpfen, doch in natürlicher, nothwendiger Entwicklung eine neue reifere Form der politischen Freiheit erwachsen, die geordnete Theilnahme der Bürger an der Leitung des Staates. Nicht das Genie, sondern der Charakter und die feste Manneszucht gab diesem Staate sittliche Größe; nicht der Reichthum, sondern die Ordnung und die rasche Schlagfertigkeit seiner Mittel gab ihm Macht.

Doch jetzt am wenigsten konnte die deutsche Nation ein Verständniß gewinnen für die seltsame Erscheinung dieses waffenstarken Staates, wie

er so dastand, eine jugendlich unreife Gestalt, knochig und sehnig, Kraft und Trotz im Blicke, aber unschön, ohne die Fülle der Formen, aller Anmuth, alles Adels baar. Die alte Abneigung der Deutschen gegen das vordringliche Brandenburg wurde durch die böotische Rauheit Friedrich Wilhelms I. bis zu leidenschaftlichem Widerwillen gesteigert. Dem Historiker ziemt es nicht, die erschreckend grellen Farben unserer neuen Geschichte mit weichem Pinsel zu verwischen; es ist nicht wahr, daß dieser tiefe Haß der Nation nur verhaltene Liebe gewesen sei. Damals bildete sich in der öffentlichen Meinung jene aus Wahrem und Falschem seltsam gemischte Ansicht vom Wesen des preußischen Staates, die in den Kreisen der deutschen Halbbildung an hundert Jahre lang geherrscht hat und noch heutzutage in der Geschichtschreibung des Auslands die Oberhand behauptet. Dies Land der Waffen erschien den Deutschen wie eine weite Kaserne. Nur der dröhnende Gleichtritt der Potsdamer Riesengarde, der barsche Commandoruf der Offiziere und das Jammergeschrei der durch die Gasse gejagten Deserteure klang aus der dumpfen Stille des großen Kerkers ins Reich hinüber; von den Segenswünschen, welche der dankbare litthauische Bauer für seinen gestrengen König zum Himmel schickte, hörte Deutschland nichts. Der Adel im Reich sah eben jetzt goldene Tage. In Hannover waltete das Regiment der Herren Stände schrankenlos, seit der Kurfürst im fernen England weilte; das sächsische Junkerthum benutzte den Uebertritt seines Polenkönigs zur römischen Kirche um sich neue ständische Privilegien zu erringen und tummelte sich in Saus und Braus an dem schamlosen Hofe der albertinischen Landverderber; zornig zugleich und geringschätzig schauten die stolzen Geschlechter der Nachbarlande auf den bürgerlich-soldatischen Despotismus der Hohenzollern, der die fröhliche Zeit der Adelsherrschaft so gewaltsam störte.

Auch der Bürgersmann wollte sich zu dem preußischen Wesen kein Herz fassen. Er betrachtete bald mit ironischem Mitleid bald mit scheuer Furcht den eisernen Fleiß und die unbestechliche Strenge der preußischen Beamten; er meinte alle Heiligkeit des Rechtes bedroht, wenn er die neue Verwaltung, in beständigem Kampfe mit den Gerichten, über die alten Freiheitsbriefe der Landschaften und Communen rücksichtslos hinwegschreiten sah, und ahnte nicht, daß dies alte Leben, das hier zertreten ward, nur das wimmelnde Leben der Verwesung war. Mit besserem Rechte zürnten die Gelehrten. Die gesammte akademische Welt fühlte sich schmählich beleidigt, als der rohe König mit dem ehrwürdigen J. J. Moser und den Franfurter Professoren seine höhnischen Possen trieb. Wie der Anblick der steifen trockenen soldatischen Ordnung auf reiche Künstlerseelen wirkte, das bekundet uns noch der überströmende Haß, welchen der größte Preuße jener Tage seinem Vaterlande widmete. Mit glühender Sehnsucht strebte Winckelmann hinaus aus der schweren und erstickenden Luft des vermaledeiten Landes, und als er endlich den Staub der alt-

märkischen Schulstube von seinen Füßen geschüttelt und an den Gemälden der Dresdner Galerie mit trunkenen Blicken schwelgte, da sandte er noch, unbefangen wie ein großer Heide, seine Flüche der Heimath zu: „Ich gedenke mit Schaudern an dieses Land; auf ihm drückt der größte Despotismus, der je gedacht ist. Besser ein beschnittener Türke werden als ein Preuße. In einem Lande wie Sparta (eine sehr ideale Bezeichnung des Regiments des Corporalstocks!) können die Künste nicht gedeihen und müssen gepflanzt ausarten.“ So weit strebten jene schöpferischen Kräfte noch auseinander, die in unbewußtem Bunde das neue Deutschland gebaut haben! Die kleinen Leute im Reiche verwünschten den König von Preußen wegen der Landplage seiner Werbungen. Wachse nicht, dich fangen die Werber! rief die schwäbische Mutter ängstlich ihrem Sohne zu; Jedermann am Rheine wußte hundert unheimliche Geschichten aus dem Wirthshause zu Frankfurt, wo die preußischen Werboffiziere ihr Standquartier hatten; keine Teufelei, die man den wilden Gesellen nicht zutraute.

Und all diese List und Gewalt, alle die ungeheuren Heereskosten, welche volle vier Fünftel der preußischen Staatseinnahmen verschlangen, dienten, so meinte man im Reiche, doch nur der zwecklosen Soldatenspielerei eines närrischen Tyrannen. Ein Menschenalter war verflossen seit jenem Heldenkampfe von Cassano, da das Blut der märkischen Grenadiere die Wellen des Ritorto röthete und die dankbaren Lombarden die tapferen Prussiani zum ersten male mit den rauschenden Klängen des Dessauer Marsches begrüßten; wenn die wilde herausfordernde Weise jetzt auf friedlichen Exercirplätzen erklang, so lachten die Deutschen über den „preußischen Wind“. Friedrich Wilhelms Regierung fiel in die armselig ideenlose Zeit des Utrechter Friedens; die kleinen Künste der Fleury, Alberoni, Walpole beherrschten die europäische Politik. Rathlos stand der gradsinnige Fürst in dem durchtriebenen Ränkespiel der Diplomatie. Er hielt in altdeutscher Treue zu seinem Kaiser, wollte seinen Kindern Säbel und Pistolen in die Wiege legen um die fremden Nationen vom Reichsboden zu schmeißen; wie oft hat er mit dem vaterländischen Bierkrug in der Hand sein schallendes Vivat Germania teutscher Nation! gerufen. Nun mußte der Arglose erleben, wie die Wiener Hofburg mit seinen beiden ehrgeizigen Nachbarn Hannover und Sachsen insgeheim die Zerstückelung Preußens verabredete, wie sie dann den Albertinern zur polnischen Krone verhalf, Lothringen den Franzosen preisgab und in seinem eigenen Hause den Unfrieden schürte zwischen Vater und Sohn, wie sie ihm endlich sein gutes Erbrecht auf Berg und Ostfriesland treulos zu entwinden suchte. So ward er sein Leben lang hin und her gestoßen zwischen Gegnern und falschen Freunden; erst am Ende seiner Tage hat er Oesterreichs Arglist durchschaut und seinen Sohn ermahnt, den betrogenen Vater zu rächen. An den fremden Höfen aber ging

die Rede, der König stehe beständig mit gespanntem Hahn auf der Wacht ohne jemals abzudrücken; und wenn den deutschen Mann im Reiche zuweilen eine stille Angst vor der Potsdamer Wachparade überkam, dann tröstete ihn das Spottwort: So schnell schießen die Preußen nicht! —

Der Spott verstummte, als Preußen einen Herrscher fand, der mit dem Sinne für das Mögliche, mit der glücklichen Nüchternheit der Hohenzollern die Kühnheit und den freien Blick des Genius vereinte. Der helle Sonnenschein der Jugend strahlt über den Anfängen der fridericianischen Zeit, da endlich nach langem Stocken und Zagen die zähe Masse der erstarrten deutschen Welt wieder in Fluß gerieth und die mächtigen Gegensätze, welche sie barg, in nothwendigem Kampfe sich maßen. Seit den Tagen jenes Löwen aus Mitternacht hatte Deutschland nicht mehr das Bild eines Helden gesehen, zu dem die gesammte Nation bewundernd emporblickte; der aber jetzt in stolzer Freiheit, wie einst Gustav Adolf, mitten durch die großen Mächte seines Weges schritt und die Deutschen zwang wieder an die Wunder des Heldenthums zu glauben, er war ein Deutscher.

Der springende Punkt in dieser mächtigen Natur bleibt doch die erbarmungslos grausame deutsche Wahrhaftigkeit. Friedrich giebt sich wie er ist und sieht die Dinge wie sie sind. Wie in der langen Bändereihe seiner Briefe und Schriften keine Zeile steht, darin er versuchte seine Thaten zu beschönigen, sein eigenes Bild für die Nachwelt auszuschmücken, so trägt auch seine Staatskunst, wenngleich sie die kleinen Künste und Listen des Zeitalters als Mittel zum Zwecke nicht verschmäht, das Gepräge seines königlichen Freimuths: so oft er zum Schwerte greift, verkündet er mit unumwundener Bestimmtheit, was er von dem Gegner fordert, und legt die Waffen erst nieder am erreichten Ziele. Seit er zum Denken erwacht fühlt er sich froh und stolz als den Sohn eines freien Jahrhunderts, das mit der Fackel der Vernunft in die staubigen Winkel einer Welt alter Vorurtheile und entgeisteter Ueberlieferungen hineinleuchtet: er läßt sich das Bild des Sonnengottes, der siegreich durch die Morgenwolken aufsteigt, an die Decke seines heiteren Rheinsberger Saales malen. Mit der dreisten Zuversicht des Jüngers der Aufklärung tritt er an die Erscheinungen des historischen Lebens heran und prüft eine jede, wie sie bestehe vor dem Urtheil des scharfen Verstandes. In den schweren Machtkämpfen der Staaten achtet er nur das Lebendige, nur die von rascher Thatkraft klug benutzte Macht. „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente,“ sagt er unbefangen, und auf die Nachricht von dem Tode des letzten Habsburgers fragt er seine Räthe: „Ich gebe Euch ein Problem zu lösen; wenn man im Vortheile ist, soll man sich dessen zu nutze machen oder nicht?“ Die prahlerische Ohnmacht, die sich als Macht gebärdet, das unsittliche Vorrecht, das mit der Heiligkeit des historischen Rechts prunkt, die Thatenscheu, die ihre Rathlosigkeit hinter leeren Formbedenken verbirgt, fanden niemals einen

stolzeren Verächter; und nirgends konnte dieser unerbittliche Realismus so reinigend und zerstörend, so revolutionär wirken wie in der großen Fabelwelt des römischen Reichs. Nichts schonungsloser als Friedrichs Hohn wider die heilige Majestät des Kaisers Franz, der am Schürzenbande seiner Gemahlin gegängelt wird und, ein würdiger König von Jerusalem, für die Heere der Königin von Ungarn einträgliche Lieferungsgeschäfte besorgt; nichts grausamer als sein Spott über „das Phantom" der Reichsarmee, über die dünkelhafte Nichtigkeit der kleinen Höfe, über die Formelkrämerei „dieser verfluchten Perrücken von Hannover", über den leeren Hochmuth des staatlosen Junkerthums in Sachsen und Mecklenburg, über „diese ganze Rasse von Prinzen und Leuten Oesterreichs": — wer vor den Großen dieser Welt die Kniee beugt, „der kennt sie nicht!"

Im vollen Bewußtsein der Ueberlegenheit hält er den Schattenbildern des Reichsrechtes die gesunde Wirklichkeit seines modernen Staates entgegen; eine ingrimmige Schadenfreude spricht aus seinen Briefen, wenn er „die Pedanten von Regensburg" des Krieges eherne Nothwendigkeit empfinden läßt. Friedrich vollzog durch die That was die streitbaren Publicisten des vergangenen Jahrhunderts, Hippolithus und Severinus, nur mit Worten versucht hatten: er hielt dem „unheimlich leichenhaften Angesicht Germaniens" den Spiegel vor, erwies vor aller Welt die rettungslose Fäulniß des heiligen Reichs. Mochten wohlmeinende Zeitgenossen ihn schelten, weil er das altehrwürdige Gemeinwesen dem Gelächter preisgegeben: die Nachwelt dankt ihm, denn er hat die Wahrheit wieder zu Ehren gebracht in der deutschen Politik, wie Martin Luther einst im deutschen Denken und Glauben.

Friedrich hatte jene streng protestantische Ansicht von deutscher Geschichte und Reichspolitik, die seit Pufendorf und Thomasius unter den freieren Köpfen Preußens vorherrschte, frühe in sich aufgenommen und sie dann, unter den erbitternden Erfahrungen seiner mißhandelten Jugend, scharf und selbständig weiter gebildet. Er sieht in der Erhebung der Schmalkaldener, im dreißigjährigen Kriege, in allen Wirren der jüngsten zwei Jahrhunderte nichts als den unablässigen Kampf der deutschen Freiheit wider den Despotismus des Hauses Oesterreich, das die schwachen Fürsten des Reichs „mit eisernem Scepter" als Sklaven beherrsche und nur die starken frei gewähren lasse. Nicht ohne Willkür legt er sich die Thatsachen der Geschichte nach dieser einseitigen Auffassung zurecht; die dem Lichte und dem Leben zugewandte Einseitigkeit bleibt ja das Vorrecht des schaffenden Helden. Jenen alten Kampf siegreich hinauszuführen scheint ihm die Aufgabe des preußischen Staates. In seinen jungen Jahren steht er noch treu zur evangelischen Sache; er preist die rühmliche Pflicht des Hauses Brandenburg „die protestantische Religion überall im deutschen Reiche und in Europa zu fördern" und bemerkt in Heidelberg voll Unmuth, wie hier in der alten Herrscherstätte unserer Kirche

die Mönche und Priester Roms wieder ihr Wesen treiben. Aber auch als er späterhin dem Kirchenglauben sich entfremdet und von der Höhe seiner selbstgewissen philosophischen Aufklärung herunter wegwerfend aburtheilt über die mittelmäßigen Pfaffennaturen Luther und Calvin, bleibt ihm doch das Bewußtsein lebendig, daß sein Staat mit allen Wurzeln seines Wesens der protestantischen Welt angehört. Er weiß, wie alle Helfershelfer des römischen Stuhles insgeheim an der Vernichtung der neuen protestantischen Großmacht arbeiten; er weiß, daß sein menschliches Ideal der Glaubensfreiheit, das Recht eines Jeden nach eigener Façon selig zu werden, vorderhand nur möglich ist auf dem Boden des Protestantismus; er weiß, daß er in neuen, weltlichen Formen die Kämpfe des sechzehnten Jahrhunderts weiterführt, und setzt noch über sein letztes Werk, den Plan des deutschen Fürstenbundes, die vielsagende Ueberschrift: „entworfen nach dem Muster des Bundes von Schmalkalden."

Das früheste der uns erhaltenen politischen Schriftstücke Friedrichs zeigt uns die Blicke des Achtzehnjährigen schon jenem Gebiete des Staatslebens zugewendet, auf dem er die höchsten und eigensten Kräfte seiner Begabung entfalten sollte: den Fragen der großen Politik. Der Kronprinz betrachtet die Weltstellung seines Staates, findet die Lage des zerstückelten Gebietes schwer gefährdet und entwirft dann, noch halb scherzend, im übermüthigen Spiele, verwegene Anschläge, wie die entlegenen Provinzen abzurunden seien, damit sie sich nicht mehr gar so einsam, ohne Gesellschaft befinden. Nur kurze Zeit, und die unreifen jugendlichen Einfälle kehren wieder als tiefe und mächtige Gedanken; drei Jahre vor seiner Thronbesteigung sieht er bereits ahnungsvoll, in wunderbarer Klarheit, den großen Weg seines Lebens offen vor sich liegen: „Es scheint, so schreibt er, der Himmel hat den König bestimmt, alle Vorbereitungen zu treffen, welche die weise Umsicht vor Beginn eines Krieges erheischt. Wer weiß, ob nicht die Vorsehung mir vorbehalten hat, dereinst einen glorreichen Gebrauch zu machen von diesen Kriegsmitteln und sie zu verwenden zur Verwirklichung der Pläne, wofür die Voraussicht meines Vaters sie bestimmte!" Er bemerkt, wie sein Staat in unhaltbarer Mittelstellung zwischen den Kleinstaaten und den Großmächten daherschwankt, und zeigt sich entschlossen diesem Zwitterwesen einen festen Charakter zu geben (décider cet être): die Vergrößerung des Staatsgebietes, das corriger la figure de la Prusse ist zur Nothwendigkeit geworden, wenn anders Preußen auf eignen Füßen stehen, den großen königlichen Namen mit Ehren führen will.

Von Geschlecht zu Geschlecht hatten seine Ahnen dem Hause Oesterreich treue Heeresfolge geleistet, jederzeit gewissenhaft verschmähend die Verlegenheit des Nachbarn zum eignen Vortheil auszubeuten; Undank, Betrug und Verachtung war ihr Lohn gewesen. Auch Friedrich selber hatte „den Uebermuth, die Anmaßung, den wegwerfenden Hochmuth dieses hochtrabenden Wiener Hofes" in den Schmerzensstunden seiner mißhandelten Jugend

schwer empfunden; sein Herz war geschworen von Haß „gegen die kaiserliche Bande“, die mit ihren Schlichen und Lügen ihm das Herz seines Vaters verfeindet hatte. Sein unzähmbarer Stolz bäumte sich auf, wenn man an dem väterlichen Hofe den vornehmen Ton kalter Abweisung gegen die Zumuthungen Oesterreichs gar nicht finden wollte; dann schrieb er zornig, ein König von Preußen solle dem edlen Palmbaum gleichen, von dem der Dichter sage: „wenn du ihn fällen willst, so hebt er seinen stolzen Wipfel.“ Zugleich war er mit wachsamen Augen der Verschiebung der Machtverhältnisse im Staatensysteme gefolgt und zu der Einsicht gelangt, daß die alte Politik des europäischen Gleichgewichts sich gänzlich überlebt hatte: seit den Siegen des spanischen Erbfolgekrieges war es nicht mehr an der Zeit, im Bunde mit Oesterreich und England die Bourbonen zu bekämpfen; jetzt galt es, den neuen deutschen Staat „durch den Schrecken seiner Waffen“ auf eine solche Stufe der Macht emporzuheben, daß er gegen jede Nachbarmacht, auch gegen das Kaiserhaus seinen freien Willen behaupten durfte.

So erhält denn der viel mißbrauchte Ausdruck „deutsche Freiheit“ in Friedrichs Munde einen neuen, edleren Sinn. Er bedeutet nicht mehr jene ehrlose Kleinfürstenpolitik, welche das Ausland gegen den Kaiser zu Hilfe rief und die Marken des Reichs an die Fremden verrieth; er bedeutet die Aufrichtung einer großen deutschen Macht, die das Vaterland im Osten und im Westen mit starker Hand vertheidigt, aber nach ihrem eigenen Willen, unabhängig von der Reichsgewalt. Seit hundert Jahren galt die Regel, daß wer nicht gut österreichisch war, gut schwedisch sein mußte, wie Hippolithus a Lapide, oder gut französisch, wie die Fürsten des Rheinbundes, oder gut englisch, wie die Sippe des Welfenhauses; selbst der große Kurfürst konnte, in der furchtbaren Pressung zwischen überlegenen Nachbarn, nur von Zeit zu Zeit eine selbständige Haltung behaupten. Es ist Friedrichs Werk, daß neben jenen beiden gleich verderblichen Tendenzen der verhüllten und der unverhüllten Fremdherrschaft eine dritte Richtung sich erhob, eine Politik, die nur preußisch war und nichts weiter; ihr gehörte Deutschlands Zukunft.

Vom Vaterlande viel zu reden war nicht die Weise dieses Hassers der Phrase; und doch lebte in seiner Seele ein reizbarer, schroff abweisender Nationalstolz, unzertrennlich verwachsen mit seinem gewaltigen Selbstgefühle und seinem Fürstenstolze. Daß fremde Nationen auf deutschem Boden die Herren spielen sollten, erschien ihm wie eine Beleidigung seiner persönlichen Ehre und des erlauchten Blutes in seinen Adern, das der philosophische König, naiv wie der Genius ist, immer sehr hoch hielt. Wenn das wunderliche Wirrsal der deutschen Dinge ihn zuweilen zum Bunde mit dem Auslande zwang, niemals hat er fremden Mächten eine Scholle deutschen Landes verheißen, niemals seinen Staat für ihre Zwecke mißbrauchen lassen. Sein Leben lang ward er der treulosen Arglist geziehen, weil kein Vertrag

und kein Bündniß ihn je vermochte auf das Recht der freien Selbstbestimmung zu verzichten. Alle Höfe Europas sprachen grollend vom travailler pour le roi de Prusse; von Altersher gewohnt das deutsche Leben zu beherrschen vermochten sie kaum zu fassen, daß sich endlich wieder die entschlossene Selbstsucht eines unabhängigen deutschen Staates ihrem Willen entgegenstemmte. Der königliche Schüler Voltaires hat für den deutschen Staat dasselbe Werk der Befreiung begonnen, das Voltaires Gegner, Lessing, für unsere Dichtung vollführte. Schon in seinen Jugendschriften verdammt er in scharfen Worten die Schwäche des heiligen Reichs, das seine Thermopylen, das Elsaß dem Fremdling geöffnet habe; er zürnt auf den Wiener Hof, der Lothringen an Frankreich preisgegeben; er will es der Königin von Ungarn nie verzeihen, daß sie die wilde Meute jener Grazien des Ostens, Jazygen, Croaten und Tolpatschen auf das deutsche Reich losgelassen und die moskowitischen Barbaren zum ersten male in Deutschlands innere Händel herbeigerufen hat. Dann während der sieben Jahre entladet sich sein deutscher Stolz und Haß oft in Worten grimmigen Hohnes. Den Russen, die ihm seine neumärkischen Bauern ausplündern, sendet er den Segensspruch: „O könnten sie ins Schwarze Meer mit Einem Sprunge sich versenken, köpflings, den Hintern hinterher, sich selber und ihr Angedenken.“ Und als die Franzosen das Rheinland überfluthen, da singt er, freilich in französischer Sprache, jene Ode, die an die Klänge des Befreiungskrieges gemahnt:

Bis in seine tiefste Quelle
Schäumt der alte Rhein vor Groll,
Fluch der Schmach, daß seine Welle
Fremdes Joch ertragen soll!

„Die Klugheit ist sehr geeignet zu bewahren was man besitzt, doch allein die Kühnheit versteht zu erwerben“ — mit diesem Selbstgeständniß hat Friedrich in seinen Rheinsberger Tagen verrathen, wie ihn sein innerstes Wesen zu rascher Entschließung, zu stürmischer Verwegenheit drängte. Nichts halb zu thun gilt ihm als die oberste Pflicht des Staatsmannes, und unter allen denkbaren Entschlüssen scheint ihm der schlimmste — keinen zu fassen. Doch er zeigt auch darin sein deutsches Blut, daß er die feurige Thatenlust von frühauf zu bändigen weiß durch kalte, nüchterne Berechnung. Der die Heldenkraft eines Alexander in sich fühlte, beschied sich, das Dauernde zu schaffen in dem engen Kreise, darein ihn das Schicksal gestellt. Im Kriege läßt er dann und wann seinem Feuergeiste die Zügel schießen, fordert das Unmögliche von seinen Truppen und fehlt durch die stolze Geringschätzung des Feindes; als Staatsmann bewährt er immer eine vollendete Mäßigung, eine weise Selbstbeschränkung, die jeden abenteuerlichen Plan sogleich an der Schwelle abweist. Keinen Augenblick bethört ihn der Gedanke seinen Staat loszureißen von dem verfallenen deutschen Gemeinwesen; die Reichsstandschaft

beengt ihn nicht in der Freiheit seiner europäischen Politik, sie gewährt ihm das Recht einzugreifen in die Geschicke des Reichs, darum will er den Fuß im Bügel des deutschen Rosses behalten. Noch weniger kommt ihm bei, selber nach der Kaiserkrone zu greifen. Seit den Weissagungen der Hofastrologen des großen Kurfürsten blieb in der Umgebung der Hohenzollern immer die dunkle Ahnung lebendig, daß diesem Hause bestimmt sei dereinst noch Scepter und Schwert vom heiligen Reiche zu tragen; die Heißsporne Leopold von Dessau und Winterfeldt vermaßen sich zuweilen ihren königlichen Helden als den deutschen Augustus zu begrüßen. Der aber wußte, daß sein weltlicher Staat die römische Krone nicht tragen konnte, daß sie den Emporkömmling unter den Mächten in aussichtslose Händel verwickeln mußte, und meinte trocken: „für uns wäre sie nur eine Fessel.“

Als er kaum den Thron bestiegen, trat jene große Wendung der deutschen Geschicke ein, welche schon Pufendorfs Seherblick als die einzig mögliche Gelegenheit zu einer durchgreifenden Reichsreform bezeichnet hatte. Das alte Kaiserhaus starb aus, und vor den flammenden Blicken des jungen Königs, der die einzige fest geordnete Kriegsmacht Deutschlands in seinen Händen hielt, erschloß sich eine Welt von lockenden Aussichten, die einen minder tiefen, minder gesammelten Geist zu überschwänglichen Träumen begeistern mußte. Friedrich fühlte lebhaft den schweren Ernst der Stunde; „Tag und Nacht, so gestand er, liegt mir das Schicksal des Reichs auf dem Herzen, ich allein kann und soll es jetzt aufrecht halten.“ Das stand ihm fest, daß dieser große Augenblick nicht verfliegen durfte, ohne dem preußischen Staate die volle Freiheit der Bewegung, einen Platz im Rathe der großen Mächte zu schenken; doch er ahnte auch, wie unberechenbar, bei der Begehrlichkeit der ausländischen Nachbarn, bei der rathlosen Zwietracht des Reichs, die Lage Deutschlands sich verwirren mußte, sobald die Monarchie der Habsburger in Trümmer fiel. Darum will er Oesterreich schonen und begnügt sich aus der Masse der längst bedachtsam erwogenen alten Ansprüche seines Hauses den einen wichtigsten hervorzuholen. Allein, ohne die lauernden fremden Mächte nur eines Wortes zu würdigen, in überwältigendem Ansturm bricht er in Schlesien ein. Das an die feierlichen Bedenken und Gegenbedenken seiner Reichsjuristen gewöhnte Deutschland empfängt mit Erstaunen und Entrüstung die Lehre, daß die Rechte der Staaten nur durch die lebendige Macht behauptet werden. Dann erbietet sich der Eroberer, dem Gemahl Maria Theresias die Kaiserkrone zu verschaffen und für den Bestand Oesterreichs gegen Frankreich zu fechten. Erst der Widerstand der Hofburg treibt ihn weiter, zu umfassenden Plänen der Reichsreform, die an Waldecks verwegene Träume erinnern.

Nicht Friedrich hat den deutschen Dualismus geschaffen, wie Mit- und Nachwelt ihm vorwarf; der Dualismus bestand seit Karl V., und

Friedrich war der Erste, der ernstlich ihn zu vernichten versuchte. Sobald die Verständigung mit dem Wiener Hofe sich als unmöglich erwies, faßte der König den kühnen Gedanken, die Kaiserkrone für immer dem Hause Oesterreich zu entwinden und also das letzte Band zu zerreißen, das diese Dynastie noch an Deutschland kettete. Er näherte sich den bairischen Wittelsbachern, dem einzigen unter den mächtigeren deutschen Fürstengeschlechtern, das gleich den Hohenzollern nur deutsche Lande beherrschte und gleich ihnen in Oesterreich seinen natürlichen Gegner sah; er begründete zuerst jenes Bündniß zwischen den beiden größten rein deutschen Staaten, das sich seitdem so oft, und immer zum Heile für das Vaterland erneuert hat. Der Kurfürst von Baiern empfing die kaiserliche Würde, und Friedrich hoffte diesem neuen Kaiserthume, das er selber „mein Werk" nannte, an der Krone Böhmen einen festen Rückhalt zu sichern.

Und alsbald erwachte in Berlin wie in München wieder jener rettende Gedanke der Secularisation, der sich allezeit unabwendbar aufdrängte sobald man die heilende Hand legte an den siechen Körper des Reichs. Es war im Werke, die Macht der größeren weltlichen Reichsstände, welche Friedrich als die allein lebensfähigen Glieder des Reichs erkannte, auf Kosten der theokratischen und republikanischen Territorien zu verstärken; eine rein weltliche Staatskunst schickte sich an die politischen Ideen der Reformation zu verwirklichen. Einige geistliche Gebiete Oberdeutschlands sollten secularisirt, auch mehrere Reichsstädte den benachbarten fürstlichen Gebieten zugeschlagen werden. Mit gutem Grunde klagte Oesterreich, wie schwer dies von Preußen geleitete bairische Kaiserthum den Adel und die Kirche zu schädigen drohe. Traten jene unfertigen Gedanken ins Leben, so war der deutsche Dualismus nahezu beseitigt, die Reichsverfassung, selbst wenn ihre Formen blieben, in ihrem Wesen umgestaltet; Deutschland wurde ein Bund weltlicher Fürsten unter Preußens beherrschendem Einfluß; die geistlichen Staaten, die Reichsstädte, der Schwarm der kleinen Grafen und Herren, des habsburgischen Rückhalts beraubt, verfielen dem Untergange, und das Trutzdeutschland im Herzen des Reichs, die Krone Böhmen, ward für die germanische Gesittung erobert. So konnte Deutschland aus eigener Kraft jene nothwendige Revolution vollziehen, die ihm zwei Menschenalter später der Machtspruch des Auslandes schimpflich auferlegt hat. Aber das Haus Wittelsbach, ohnehin dem deutschen Leben entfremdet durch die erbliche Verbindung mit Frankreich wie durch die Härte katholischer Glaubenseinheit, erwies in großer Zeit eine klägliche Unfähigkeit; der Nation fehlte jedes Verständniß für die verheißungsvolle Gunst des Augenblicks. Auf einer Rundreise durch das Reich gewann der König einen so trostlosen Einblick in die Zwietracht, die Habgier, die sklavische Angst der kleinen Höfe, daß er für immer seine deutschen Hoffnungen herabzustimmen lernte; auch seine eigene Macht

reichte noch nicht aus, den tapferen Widerstand der Königin von Ungarn gänzlich zu brechen. Der zweite schlesische Krieg endete trotz der Triumphe von Hohenfriedberg und Kesselsdorf mit der Wiederherstellung des österreichischen Kaiserthums. Das Reich verblieb in seiner verfassungslosen Zerrüttung, Franz von Lothringen bestieg den Kaiserthron nach dem Tode Karls VII., und von Neuem schloß sich der alte Bund zwischen Oesterreich und der katholischen Reichstagsmehrheit.

Die Lösung des deutschen Dualismus war mißlungen; schroffer, feindseliger denn je zuvor gingen die Parteien im Reiche auseinander. Gleichwohl blieb dem Könige ein dauernder Gewinn gesichert: die Großmachtstellung Preußens. Er hatte Baiern vom Untergange gerettet, die Macht seines eigenen Landes um mehr als ein Drittel verstärkt, die lange Kette habsburgisch-wettinischer Gebiete, welche den preußischen Staat im Süden und Osten umschloß, mit einem kühnen Stoße zersprengt, das stolze Kaiserhaus zum ersten male vor einem Reichsfürsten tief gedemüthigt. Er dankte alle seine Siege allein der eigenen Kraft und trat den alten Mächten mit so festem Stolze entgegen, daß selbst Horatio Walpole gestehen mußte, dieser Preußenkönig halte jetzt die Wage des europäischen Gleichgewichts in seinen Händen. Sachsen, Baiern, Hannover, alle die Mittelstaaten, welche soeben noch mit der Krone Preußen gewetteifert, wurden durch die schlesischen Kriege für immer in die zweite Reihe zurückgeworfen, und hoch über den zahllosen kleinen Gegensätzen, die das Reich zerklüfteten, erhob sich die eine Frage: Preußen oder Oesterreich? Die Frage der deutschen Zukunft war gestellt. Der König blickte jetzt aus freier Höhe auf das Gewimmel der deutschen Reichsstände hernieder, gab auf beleidigende Zumuthungen gern die spöttische Antwort, ob man ihn etwa für einen Herzog von Gotha oder für einen rheinischen Fürsten halte; er spielte bereits, den kleinen Nachbarn gegenüber, die Rolle des wohlmeinenden Gönners und Beschützers, die er in seinem Anti-Machiavell als die schöne Pflicht des Starken bezeichnet hatte, und schon sammelte sich am Reichstage eine kleine preußische Partei, die norddeutschen Höfe begannen ihre Prinzen im Heere des Königs dienen zu lassen.

Unterdessen verwuchs die neue Erwerbung überraschend schnell mit der Monarchie; der Staat erprobte zum ersten male auf einem weiten Gebiete jene starke Anziehungs- und Anbildungskraft, die er seitdem in deutschen und halbdeutschen Landen überall bewährt hat. Die frischen Kräfte der modernen Welt hielten ihren Einzug in die verwahrloste, unter ständischem und geistlichem Drucke darniedergehaltene Provinz; das monarchische Beamtenthum verdrängte die Adelsherrschaft, das strenge Recht den Nepotismus, die Glaubensfreiheit den Gewissenszwang, das deutsche Schulwesen den tiefen Seelenschlaf pfäffischer Bildung; der träge knechtische Bauer lernte wieder auf ein Morgen zu hoffen, und sein König verbot ihm dem Beamten knieend den Rock zu küssen.

Noch kein anderer Staat hatte in jenem Jahrhundert der Machtkämpfe seinem Wirken so vielseitige, so menschliche Aufgaben gestellt. Erst die friedliche Arbeit der Verwaltung gab der Eroberung Schlesiens die sittliche Rechtfertigung und führte den Beweis, daß jenes vielgescholtene Wagniß eine deutsche That gewesen. Das von unheimischen Gewalten schon halb überfluthete herrliche Grenzland wurde durch das preußische Regiment dem deutschen Volksthum zurückgegeben. Schlesien war das einzige der deutsch-österreichischen Erblande, wo die Politik der Glaubenseinheit eines vollen Sieges sich nicht rühmen konnte. Mit unüberwindlicher Zähigkeit hatte der leichtlebig heitere deutsche Stamm in den Thälern des Riesengebirges den Blutthaten der Lichtenstein'schen Dragoner wie den Ueberredungskünsten der Jesuiten widerstanden. Die Mehrzahl der Deutschen blieb dem protestantischen Bekenntniß treu; gedrückt und mißachtet, aller Güter beraubt, fristete die evangelische Kirche ein ärmliches Leben; nur die Drohungen der Krone Schweden verschafften ihr zu den wenigen Gotteshäusern, die ihr geblieben, noch den Besitz einiger Gnadenkirchen. Die katholischen Polen Oberschlesiens und jene czechischen Colonisten, die der Kaiserhof zum Kampfe gegen die deutschen Ketzer ins Land gerufen, waren die Stützen der kaiserlichen Herrschaft. Beim Einmarsch des preußischen Heeres erhob das Deutschthum wieder froh sein Haupt; jubelnd erklang in den Gnadenkirchen das Lob des Herrn, der seinem Volke ein Hartes erzeigt hat und ihm jetzund endlich ein Panier aufsteckt. Der Protestantismus gewann unter dem Schutze der preußischen Glaubensfreiheit bald das Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit wieder, das Polenthum verlor zusehends an Boden, und nach wenigen Jahrzehnten standen die preußischen Schlesier in Gedanken und Sitten ihren norddeutschen Nachbarn näher als den Schlesiern jenseits der Grenze. Die römische Kirche aber beließ der protestantische Sieger im Besitze fast des gesammten evangelischen Kirchenguts, und während England seine irischen Katholiken zwang, die anglikanische Staatskirche durch ihre Abgaben zu unterhalten, mußte in Schlesien der Protestant nach wie vor Steuern zahlen für die katholische Kirche. Erst die landesverrätherischen Umtriebe des römischen Clerus während des siebenjährigen Krieges nöthigten den König zurückzukommen von diesem Uebermaße der Schonung, das zu Ungerechtigkeit gegen die Evangelischen führte; doch auch dann noch blieb die katholische Kirche günstiger gestellt als in irgend einem anderen protestantischen Staate.

Das Aufblühen des schlesischen Landes unter dem preußischen Scepter zeigte genugsam, daß die neue Provinz ihren natürlichen Herrn gefunden hatte, daß die Entscheidung im deutschen Osten unabänderlich gefallen war. Doch unbeirrt hielt der Wiener Hof die Hoffnung fest, die erlittene Schmach zu rächen und den Eroberer Schlesiens wieder in den bunten Haufen der deutschen Reichsstände hinabzustoßen, gleich allen

den anderen Vorwitzigen, die sich früherhin der Empörung gegen die alte Kaisermacht erdreistet hatten. Auch König Friedrich wußte, daß der letzte entscheidende Waffengang noch bevorstand. Er versuchte einmal während der kurzen Friedensjahre, den Sohn Maria Theresias von der Kaiserwürde auszuschließen, für die Zukunft mindestens das Reich von dem Hause Oesterreich zu trennen; der Plan scheiterte an dem Widerspruche der katholischen Höfe. Der unversöhnliche Gegensatz der beiden führenden Mächte Deutschlands bestimmte auf lange hinaus den Gang der europäischen Politik, entzog dem heiligen Reiche die letzte Lebenskraft. Die Nation sah in banger Ahnung einen neuen dreißigjährigen Krieg heraufziehen. Was in der stillen Arbeit schwerer Jahrzehnte langsam gereift war erschien dem nächsten Menschenalter nur als ein wundersamer Zufall, als das glückliche Abenteuer eines genialen Kopfes. Ganz einsam steht in dem diplomatischen Briefwechsel des Zeitraums jenes Seherwort des Dänen Bernstorff, der im Jahre 1759 traurig an Choiseul schrieb: „Alles was Sie heute unternehmen um zu verhindern, daß sich in der Mitte Deutschlands eine ganz kriegerische Monarchie erhebe, deren eiserner Arm bald die kleinen Fürsten zermalmen wird — das Alles ist verlorene Arbeit!" Alle Nachbarmächte im Osten und im Westen grollten dem Glücklichen, der aus den Wirren des österreichischen Erbfolgekrieges allein den Siegespreis davongetragen, und wahrlich nicht nur der persönliche Haß mächtiger Frauen wob an dem Netze der großen Verschwörung, das sich über Friedrichs Haupte zusammenzuziehen drohte. Europa fühlte, daß die altüberlieferte Gestalt der Staatengesellschaft ins Wanken kam, sobald die sieghafte Großmacht in der Mitte des Festlandes sich befestigte. Der römische Stuhl sah mit Sorgen, wie die verhaßte Heimath der Ketzerei ihren eigenen Willen wiederfand; nur durch Roms Mithilfe ist es gelungen, daß die alten Feinde, die beiden katholischen Großmächte Oesterreich und Frankreich zum Kampfe gegen Preußen sich vereinten. Es galt, die Ohnmacht Deutschlands zu verewigen.

Durch einen verwegenen Angriff rettete der König seine Krone vor dem sicheren Verderben, und als er nun durch sieben entsetzliche Jahre seinen deutschen Staat am Rhein und Pregel, an der Peene und den Riesenbergen gegen fremde und halbfremde Heere vertheidigt hatte und im Frieden den Bestand seiner Macht bis auf das letzte Dorf behauptete, da schien Preußen wieder an derselben Stelle zu stehen wie beim Beginn des mörderischen Kampfes. Kein Fußbreit deutscher Erde war ihm gewonnen, das halbe Land lag verwüstet, die reiche Friedensarbeit dreier Geschlechter war nahezu vernichtet, die unglückliche Neumark begann die Arbeit der Cultur zum vierten male von vorn. Der König selber konnte niemals ohne Bitterkeit jener schrecklichen Tage gedenken, da das Unglück alle Pein, die ein Mann ertragen mag, bis über das Maß des Menschlichen hinaus, auf seine Schultern häufte; was er damals gelitten erschien ihm wie die sinnlos

boshafte Laune eines tückischen Schicksals, wie ein Trauerspiel ohne Gerechtigkeit und Abschluß. Dennoch lag ein ungeheurer Erfolg in dem Ergebniß des scheinbar so unfruchtbaren Kampfes: die neue Ordnung der deutschen Dinge, die mit der Begründung der preußischen Macht begonnen, hatte sich in der denkbar schwersten Prüfung als eine unwiderrufliche Nothwendigkeit erwiesen. Hundert Jahre zuvor vermochte Deutschland nur durch die Kämpfe eines vollen Menschenalters sich der habsburgischen Herrschaft zu erwehren und mußte dann ausländischen Bundesgenossen schmählichen Helferlohn zahlen; jetzt genügten den ärmsten Gebieten des Reichs sieben Jahre um den Ansturm einer Welt in Waffen abzuschlagen, und deutsche Kraft allein entschied den Sieg, denn die einzige fremde Macht, die dem Könige zur Seite stand, gab ihn treulos preis. Deutschlands Stern war wieder im Aufsteigen; es galt den Deutschen was in allen Kirchen Preußens frohlockend gebetet ward: „Sie haben mich oft bedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht."

Beim Beginne des zweiten Feldzugs hat Friedrich die stolze Hoffnung gehegt, die Schlacht von Pharsalus gegen das Haus Oesterreich zu schlagen und vor den Mauern Wiens den Frieden zu dictiren, wie denn diese reiche Zeit überall die ersten Keime der großen Neubildungen einer fernen Zukunft erkennen läßt und auch ein Bund Preußens mit Oesterreichs anderem Nebenbuhler, mit Piemont, schon versucht wurde. Dann warf die Schlacht von Kollin den König in die Vertheidigung zurück, er kämpfte nur noch für das Dasein seines Staates. Was er versuchte um einen Gegen-Reichstag zu berufen, eine norddeutsche Union der kaiserlichen Liga entgegenzustellen, ward zu nichte an der unbesieglichen Eifersucht der kleinen Höfe und vornehmlich an dem hochmüthigen Widerwillen des welfischen Bundesgenossen. Für die Beseitigung des deutschen Dualismus, für einen Neubau des Reichs war die Stunde noch immer nicht gekommen; aber durch die furchtbare Wahrhaftigkeit dieses Krieges wurden die verlebten alten Formen des deutschen Gemeinwesens sittlich vernichtet, der letzte Schleier hinweggerissen von der großen Lüge des heiligen Reichs. So hirnlos hatte noch nie ein Kaiser an dem Vaterlande gefrevelt, wie dieser lothringische Mehrer des Reichs, der alle Thore Deutschlands den fremden Plünderern aufthat, die Niederlande den Bourbonen, die Ostmarken den Moskowitern preisgab. Und derweil der Kaiser seinen Eid mit Füßen trat, seinem Hause jedes Anrecht auf die deutsche Krone verwirkte, spielte zu Regensburg die freche Posse des reichsrechtlichen Strafverfahrens. Der Reichstag rief dem Eroberer Schlesiens sein „darnach hat Er, Kurfürst, Sich zu richten" zu, der brandenburgische Gesandte warf den Boten der erlauchten Versammlung die Treppe hinunter, die eilende Reichsarmee sammelte sich unter den Fahnen des bourbonischen Reichsfeindes um sofort vor Seydlitz's Reitergeschwadern wie Spreu im Winde zu zerstieben. Die deutsche Nation aber feierte mit hellem Jubel den Sieger

von Roßbach, den Rebellen gegen Kaiser und Reich. Mit diesem wüsten Satyrspiele ging die große Tragödie der Reichsgeschichte in Wahrheit zu Ende; was noch übrig blieb von dem alten deutschen Gemeinwesen bewahrte kaum noch den Schein des Lebens.

Der Sieger aber, der im Donner der Schlachten die alten theokratischen Formen über den Haufen warf, war der Schirmherr des Protestantismus. Wie verblaßt auch die kirchlichen Gegensätze dem Zeitalter der Aufklärung erschienen, Friedrich erkannte doch, daß der Bestand des Westphälischen Friedens, die Parität der Glaubensbekenntnisse im Reiche unhaltbar wurde, sobald die beiden katholischen Großmächte triumphirten; die gemeinsame protestantische Sache bot ihm die einzige Handhabe um die zagenden kleinen Fürsten in den Kampf gegen Oesterreich zu drängen. Wachsam folgte sein Auge den geheimen Umtrieben der „prêtraille“ an den protestantischen Höfen; sein Machtwort schützte die Freiheit der evangelischen Kirche in Württemberg und Hessen, als dort die Thronfolger zum römischen Bekenntniß übertraten. Und noch klarer als er selber erkannten seine kleinen norddeutschen Bundesgenossen die religiöse Bedeutung des Krieges: in den Briefen des hessischen Ministers F. A. von Hardenberg heißen die Verbündeten Preußens stets kurzweg „die evangelischen Stände“, und das treue Festhalten an der preußischen Partei wird als das natürliche System aller protestantischen Staaten des Reichs gepriesen. Unter den Klängen lutherischer Kirchenlieder zog der preußische Grenadier zur Schlacht, die evangelischen Soldaten des schwäbischen Kreises liefen fluchend auseinander, weil sie nicht gegen ihre Glaubensgenossen fechten wollten; in den Conventikeln der englischen Dissenters beteten gottselige Prediger für den Maccabäer des Evangeliums, den Freigeist Friedrich. Der Papst aber beschenkte den Feldmarschall der Kaiserin mit geweihtem Hut und Degen, und jede neue Siegesbotschaft aus dem preußischen Lager rief im Vatican einen Sturm des Unwillens und der Angst hervor. Wie zerfahren und zerfallen hatte hundert und zwanzig Jahre zuvor die protestantische Welt zu den Füßen Roms gelegen, als die Fahnen der Wallensteiner am Ostseestrande wehten und die Stuarts das Parlament ihrer römischen Königskunst zu unterwerfen trachteten. Jetzt gab eine protestantische Großmacht dem heiligen Reiche den Gnadenstoß, und durch die Schlachten am Ohio und am Ganges wurde für alle Zukunft entschieden, daß die Herrschaft über das Weltmeer und die Colonien den protestantischen Germanen gehörte.

Der Kampf um Preußens Dasein war der erste europäische Krieg; er schuf die Einheit der neuen Staatengesellschaft und gab ihr die aristokratische Form der Pentarchie. Als die neue mitteleuropäische Großmacht sich die Anerkennung der Nachbarmächte erzwang, da verschmolzen die beiden alten Staatensysteme des Ostens und des Westens zu einer einzigen unzertrennlichen Gemeinschaft, und zugleich sank das Ansehen der minder-

mächtigen Staaten, welche früherhin zuweilen durch ihren Zutritt zu einer Coalition den Ausschlag in einem großen Kriege gegeben hatten, doch jetzt den schweren Anforderungen der neuen großartigen Kriegsweise nicht mehr genügen konnten; die Staaten zweiten Ranges beschieden sich fortan, die Leitung der europäischen Dinge den großen Kriegs- und Seemächten zu überlassen. Unter diesen fünf führenden Mächten aber waren zwei protestantisch, eine schismatisch; die Rückkehr Europas unter die Herrschaft des gekrönten Priesters blieb nunmehr undenkbar. Die Befestigung der protestantisch-deutschen Großmacht war die schwerste Niederlage, welche der römische Stuhl seit dem Auftreten Martin Luthers erlitten; König Friedrich hat wirklich, wie der englische Gesandte Mitchell von ihm sagte, für die Freiheit des Menschengeschlechts gefochten.

In der Schule der Leiden und der Kämpfe erwuchs dem Volke Preußens eine lebendige Staatsgesinnung; sie berechtigte den König von seiner nation prussienne zu reden. Ein Preuße zu sein war vordem eine schwere Pflicht, jetzt ward es eine Ehre. Der Gedanke des Staates, des Vaterlandes drang erregend und stärkend in Millionen Herzen; auch die gedrückte Seele des kleinen Mannes spürte einen Hauch von dem antiken Bürgersinne, der aus den schlichten Worten des Königs sprach: „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und für mein Vaterland kämpfe.“ Ueberall in Preußen regten sich unter den steifen Formen des absoluten Königthums der Opfermuth und die große Leidenschaft des Volkskrieges. Das Heer, das Friedrichs letzte Schlachten schlug, war national; die Werbungen im Auslande verboten sich von selber in der Noth der Zeit. Die Stände der Marken rüsteten freiwillig jene Regimenter aus, welche die Festungen Magdeburg, Stettin und Küstrin dem Staate retteten; die pommerschen Seeleute traten zusammen um mit ihrer kleinen Flotte die Odermündungen gegen die Schweden zu halten. Sechs Jahre lang empfingen die blutarmen Beamten kein Gehalt und versahen ruhig ihren Dienst, als verstünde sich's von selber. Wetteifernd thaten alle Provinzen ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, wie die neue Redensart der Preußen lautete: von den tapferen Bauern der rheinischen Grafschaft Mörs bis hinüber zu den unglücklichen Ostpreußen, die dem russischen Eroberer ihren zähen stillen Widerstand entgegenstemmten und sich in ihrer festen Treue gar nicht stören ließen, als der unerbittliche König sie des Abfalls zieh und mit Beweisen der Ungnade überhäufte.

Die völkerbildende Macht des Krieges erweckte in diesen norddeutschen Stämmen zuerst wieder jenen schroffen Stolz, der einst die Romfahrer und die Slavenbesieger unseres Mittelalters beseelte; das kecke Selbstgefühl der Preußen stach seltsam ab von der harmlos gemüthlichen Bescheidenheit der anderen Deutschen. Voll Zuversicht widerlegt Graf Hertzberg die Lehre Montesquieus von der republikanischen Tugend: wo sei

denn je in Republiken eine festere Bürgertugend gediehen, als hier unter dem stählenden nordischen Himmel, bei den Nachkommen jener heroischen Nationen, der Gothen und Vandalen, die einst das Römerreich in Trümmer schlugen? Derselbe Sinn lebt in den Massen des Volks; er verräth sich bald in dreister Prahlerei, in den tausend landläufigen Spottgeschichten von kaiserlicher Dummheit und preußischer Husarenlist, bald in rührenden Zügen gewissenhafter Treue. Der junge Seemann Joachim Nettelbeck kommt nach Danzig und wird gedungen, den König von Polen über den Hafen zu rudern; man setzt ihm einen Hut auf mit dem Namenszuge König Augusts; er sträubt sich lange, denn das fremde Hoheitszeichen zu tragen scheint ihm ein Verrath an seinem Preußenkönig; endlich muß er sich fügen, doch der verdiente Ducaten brennt ihm in der Hand, und sobald er nach Pommern heimkehrt schenkt er das Sündengeld dem ersten preußischen Invaliden, der ihm in den Weg kommt. So reizbar ward jetzt der politische Stolz in diesem Volke, das vor wenigen Jahrzehnten noch in der Armseligkeit seiner häuslichen Sorgen verkam.

Es ließ sich doch nicht vergessen, daß zu den zwei großen Kriegsfürsten der Geschichte, zu Caesar und Alexander, sich nunmehr ein Preuße als Dritter gesellte. Im Gemüthe des norddeutschen Volks liegt dicht neben der festen Ausdauer ein Zug übermüthigen Leichtsinns, der mit der Gefahr vermessen zu spielen liebt, und dies ihr eigenes Wesen fanden die Preußen in dem Feldherrn Friedrich zu genialer Mächtigkeit gesteigert wieder: wie er, nach harter Lehrzeit rasch zum Meister gereift, die behutsamen Regeln der schwerfälligen alten Kriegskunst zur Seite warf und selber dem Feinde „das Gesetz des Krieges dictirte“, stets bereit die Entscheidung in freier Feldschlacht zu suchen; wie er die kühnste der Waffen, die Reiterei, wieder zu der Stellung erhob, die ihr im großen Kriege gebührt; wie er nach jedem Siege und nach jeder seiner drei Niederlagen immer von Neuem „das stolze Vorrecht der Initiative“ behauptete. Der Erfolg lehrte, wie glücklich der König und sein Volk einander verstanden; ein dichter Kreis von Helden schaarte sich um den Feldherrn und verbreitete bis in die untersten Schichten des Heeres die frohe Wagelust, jenen Geist der Offensive, der in allen ihren großen Zeiten die Stärke der preußischen Armee geblieben ist; aus märkischen Junkern und pommerschen Bauerburschen erzog sich Friedrich die gefürchteten Regimenter Ansbach-Baireuth-Dragoner und Zieten-Husaren, die im tollen Dahinjagen und schneidigen Einhauen bald die wilden Reitervölker Ungarns übertrafen. Mit Stolz sprach der König aus, für solche Soldaten gebe es kein Wagniß: „ein General, der in anderen Heeren für tollkühn gelten würde, thut bei uns nur seine Pflicht.“ Die zwölf Feldzüge der fridericianischen Zeit haben dem kriegerischen Geiste des preußischen Volkes und Heeres für immer seine Eigenart gegeben; noch

heute verfällt der Norddeutsche, wenn auf den Krieg die Rede kommt, unwillkürlich in die Ausdrucksweise jener heroischen Tage und spricht wie Friedrich von brillanten Campagnen und fulminanten Attaken.

Die gutherzige Gemüthlichkeit der Deutschen außerhalb Preußens bedurfte langer Zeit um das Grauen zu überwinden vor dem harten Realismus dieser fridericianischen Politik, die ihre Gegner so ungroßmüthig immer angriff, wenn es ihnen am wenigsten willkommen war. Aber als das große Jahr 1757 über das deutsche Land dahinbrauste, siegreicher Angriff und schwere Niederlage, neue verwegene Erhebung und neue strahlende Siege in sinnverwirrender Hast sich drängten und aus der wilden Flucht der Ereignisse immer gleich groß und beherrschend das Bild des Königs heraustrat, da fühlte sich das Volk in Herz und Nieren gepackt und erschüttert von dem Anblick echter Menschengröße. Die verwitterte und verknöcherte Gestalt des alten Fritz, wie der Hammerschlag des unerbittlichen Schicksals sie zurecht geschmiedet, übte ihren dämonischen Zauber auf unzählige treue Gemüther, die zu der glänzenden Erscheinung des jugendlichen Helden von Hohenfriedberg nur mit befangener Scheu emporgeblickt hatten. Die Deutschen waren, wie Goethe von seinen Frankfurtern sagt, fritzisch gesinnt — „denn was ging uns Preußen an?" — und lauschten mit verhaltenem Athem, wie der unzähmbare Mann jahraus jahrein sich des Verderbens erwehrte. Jener überwältigende Einmuth ungetheilter Liebe und Freude, der die Geschichte glücklicherer Völker zuweilen mit goldenem Lichte verklärt, blieb freilich dem zerrissenen Deutschland auch jetzt noch versagt. Wie Luther und Gustav Adolf, die beiden einzigen Helden vordem, deren Bild sich den Massen unseres Volkes unvergeßlich ins Herz prägte, so ward auch Friedrich in den Krummstabslanden am Rhein und Main als der große Feind gefürchtet. Doch die ungeheure Mehrheit des protestantischen, auch weite Kreise des katholischen Volks, und vor Allem sämmtliche Wortführer der jungen Wissenschaft und Dichtung folgten ihm mit warmer Theilnahme; man haschte nach seinen Witzworten, erzählte Wunder über Wunder von seinen Grenadieren und Husaren. Dem verschüchterten Geschlechte ward die Seele weit bei dem Gedanken, daß der erste Mann des Jahrhunderts unser war, daß der Ruhm des großen Königs bis nach Marokko und Amerika drang.

Noch wußten Wenige, daß in dem preußischen Schlachtenruhme nur die uralte Waffenherrlichkeit der deutschen Nation wieder zu Tage kam; selbst Lessing spricht von den Preußen zuweilen wie von einem halbfremden Volke und meint verwundert, denen sei der Heldenmuth so angeboren wie den Spartanern. Nach und nach begannen doch selbst die Massen zu fühlen, daß Friedrich für Deutschland focht. Die Schlacht von Roßbach, die bataille en douceur, wie er sie spottend nennt, ward der folgenreichste seiner Siege für unser nationales Leben. Wenn in diesem

Volke von Privatmenschen noch irgend eine politische Leidenschaft lebte, so war es die stille Erbitterung gegen den französischen Hochmuth, der, so oft vom deutschen Schwerte gezüchtigt, zuletzt doch immer das Feld behauptet hatte und jetzt wieder die rheinischen Lande mit Blut und Trümmern bedeckte. Nun traf ihn Friedrichs guter Degen und stürzte ihn in einen Pfuhl der Schande; ein lautes Frohlocken ging durch alle deutsche Gauen und der Schwabe Schubart rief: „Da griff ich ungestüm die goldne Harfe, darein zu stürmen Friedrichs Lob." Damals zuerst überkam die Deutschen im Reiche wieder ein Gefühl, das dem Nationalstolze ähnlich sah, und sie sangen mit dem alten Gleim: „Laßt uns Deutsche sein und bleiben!" Die von den deutschen Schlachtfeldern heimkehrenden französischen Offiziere verkündeten in Paris selber unbefangen das Lob des Siegers von Roßbach, da ihr Stolz noch gar nicht für möglich hielt, daß dies kleine Preußen die Macht Frankreichs jemals ernstlich bedrohen könnte; im deutschen Lustspiel aber erhielt der einst gefürchtete Franzose jetzt zuweilen die Rollen der komischen Person und des windigen Abenteurers.

Ein politisches Verständniß für das Wesen des preußischen Staates ging der Nation freilich auch jetzt noch nicht auf; dies gelehrte Volk lebte in einer wunderbaren Unwissenheit über die entscheidenden Thatsachen seiner neuen Geschichte wie über die Institutionen seiner mächtigsten Staatsbildung. Wenn die Siege Friedrichs den alten Haß gegen Preußen etwas beschwichtigt hatten, so pries sich doch selbst in den protestantischen Reichslanden jeder Bürgersmann glücklich, daß er kein Preuße war. Die geschäftigen Erdichtungen der österreichischen Partei fanden überall willige Hörer; „diese freien Leute, schrieb Friedrich Nicolai um das Jahr 1780 aus Schwaben, sehen auf uns arme Brandenburger wie auf Sklaven herab." Nur auf starke und hochstrebende Naturen wirkte die Anziehungskraft des mächtigen Staates. Seit den fridericianischen Tagen begann eine stattliche Schaar junger Talente aus dem Reiche in preußische Dienste einzutreten; die Einen trieb die Bewunderung für den König, Andere die Sehnsucht nach reicher Thätigkeit, Mancher ahnte auch dunkel die Bestimmung dieser Krone. Die Monarchie war jetzt der Engherzigkeit des territorialen Lebens völlig entwachsen, nahm alle gesunden Kräfte aus dem Reiche willig auf und fand in den Kreisen der Einwanderer viele ihrer treuesten und fähigsten Diener, auch ihren Retter, den Freiherrn Karl vom Stein.

Mit den Hubertusburger Verträgen brachen für den deutschen Norden vier Jahrzehnte tiefer Ruhe an: jene reich gesegnete Friedenszeit, deren der alte Goethe späterhin so oft mit dankbarer Rührung gedachte. Damals begann die alte Ueberlieferung von Preußens Armuth zur Fabel zu werden. Das sociale Leben, vornehmlich in der Hauptstadt, gewann reichere und freiere Formen, der Volkswohlstand nahm einen über-

raschenden Aufschwung, die deutsche Dichtung trat in ihre großen Jahre. Der Krieg hatte die Lage des Reiches zugleich vereinfacht und erschwert. Von der alten Ordnung war nichts mehr lebendig als der ungelöste Gegensatz der beiden Großmächte. Das Vorgefühl einer schweren Entscheidung ging durch die deutsche Welt; die kleinen Höfe beriethen in geschäftigen Verhandlungen, wie sie durch einen Bund der Mindermächtigen sich decken sollten, falls ein neuer Zusammenstoß „der beiden Kolosse Deutschlands" sie zu zermalmen drohe. König Friedrich aber, gründlich belehrt über die unendliche Macht der Trägheit in diesem alten Reiche, beschied sich die erschöpften Kräfte seines eigenen Staates von Neuem zu sammeln; seine deutsche Politik zielte fortan nur dahin, jedes Einwirken fremder Mächte vom Reiche fern und dem Einfluß Oesterreichs das Gleichgewicht zu halten.

Eine schwere Gefahr, die vom Osten her der deutschen Macht drohte, riß ihn aus seinen friedlichen Plänen. Die polnische Republik war seit dem Kriege dem Willen der Czarin unterthänig, die förmliche Vereinigung des zerrütteten Staates mit dem russischen Reiche schien nur noch eine Frage der Zeit. Da entsprang aus Friedrichs Haupte der Gedanke der Theilung Polens, der die Absichten der Russen durchkreuzte, ihrem Ehrgeiz Schranken setzte. Es war ein Sieg der deutschen Politik, zugleich über Rußlands ausgreifende Ländergier und über die Westmächte, die von den dreist vorgehenden Mächten des Ostens rücksichtslos zur Seite geschoben wurden. Die nothwendige That eröffnete freilich die Aussicht auf unabsehbare Verwicklungen, da das verfaulte Reich des sarmatischen Adels nunmehr rettungslos dem Untergange entgegentrieb; doch sie war nothwendig, sie rettete das treue Ostpreußen vor der Wiederkehr der moskowitischen Herrschaft und sicherte dem Staate die Brücke zwischen dem Pregel- und dem Oberlande, welche schon der Kronprinz Friedrich als unentbehrlich erkannt hatte. Der König erschien zum zweiten male als der Mehrer des Reichs, er schenkte das Kernland der Deutschordens-Macht, das schöne Weichselthal, das einst der deutsche Ritter den Barbaren, der deutsche Bauer der Wuth der Elemente abgerungen, dem großen Vaterlande wieder. Als die Stände von Westpreußen im Remter des Hochmeisterschlosses zu Marienburg „der wiederhergestellten Herrschaft Treue schwuren" — wie die Denkmünze des Huldigungsfestes bezeichnend sagt — da ward gesühnt, was drei Jahrhunderte zuvor der Uebermuth der Polen und der Landesverrath der ständischen Libertät an diesem deutschen Lande gefrevelt hatten. Der halbtausendjährige Kampf der Deutschen und der Polen um den Besitz der Ostseeküste war zu Deutschlands Gunsten entschieden.

Alsdann begann der Staat, der selber noch aus den Wunden des letzten Krieges blutete, die schwere Arbeit der friedlichen Wiedereroberung. Entsetzlich hatte der sarmatische Adel im Weichsellande gehaust, mit jener

hoffärtigen Mißachtung fremden Rechtes und fremden Volksthums, welche die Polen vor allen Nationen Europas auszeichnet. Noch rühriger als vordem in Schlesien mußte hier der neue Herrscher schalten, um in den alten ehrenreichen Stätten deutschen Kriegsruhms und Bürgerfleißes, in Thorn, Culm und Marienburg deutsches Wesen wieder zu Ehren zu bringen, die ersten Anfänge wirthschaftlichen Verkehrs wieder über das gänzlich verödete flache Land zu leiten. Und wie einst die ersten deutschen Eroberer die Kornkammer der Werder den Strömen entrissen, so stieg jetzt aus den Sümpfen neben dem aufblühenden Bromberg der fleißige Netzegau empor, die Schöpfung des zweiten Eroberers. Friedrich selber ahnte nur dunkel, was die Wiedererwerbung des Ordenslandes in dem großen Zusammenhange der deutschen Geschichte bedeutete; der Nation aber war ihr eigenes Alterthum fremd geworden, sie wußte kaum noch, daß diese Gauen jemals deutsch gewesen. Die Einen verdammten mit dem herben Dünkel des Sittenrichters das zweideutige diplomatische Spiel, das den Heimfall des Landes vorbereitet hatte; Andere wiederholten gläubig, was Polens alte Bundesgenossen, die Franzosen erdichteten um die Theilungsmächte zu brandmarken; die Meisten blieben kalt und befestigten sich nur von Neuem in der landläufigen Meinung, daß der alte Fritz den Teufel im Leibe habe. Für die neue Wohlthat, die er unserem Volke erwiesen, dankte ihm Niemand im Reiche.

Der unruhige Ehrgeiz Kaiser Josephs II. führte den König am Abend seines Lebens zu den Ideen der Reichspolitik zurück, welche seine Jugend beschäftigt hatten. Der Wiener Hof gab die conservative Haltung auf, welche dem Kaiserhause allein noch Ansehen im Reiche sichern konnte, und unternahm sich in Baiern für den Verlust von Schlesien zu entschädigen; der ganze Verlauf der österreichischen Geschichte seit zweihundert Jahren, das stetige Hinauswachsen des Kaiserstaates aus dem Reiche sollte durch einen abenteuerlichen Einfall urplötzlich zum Rücklaufe gebracht werden. Da schloß König Friedrich zum zweiten male seinen Bund mit den Wittelsbachern und verbot dem Hause Oesterreich mit dem Schwerte, seine Macht auf deutschem Boden zu erweitern; scharf und klar wie niemals früher trat der Gegensatz der beiden Nebenbuhler an den Tag. Der bairische Erbfolgekrieg zeigt in seinem Feldzugsplane wie in seinen politischen Zielen manche überraschende Aehnlichkeit mit dem Entscheidungskriege von 1866, doch nicht um Deutschland von Oesterreichs Herrschaft zu befreien zog Preußen das Schwert, wie drei Menschenalter später, sondern lediglich zur Abwehr österreichischer Uebergriffe, zur Wahrung des Besitzstandes. Obschon der alternde Held nicht mehr die Verwegenheit besaß, seinen Kriegsplan so groß wie er gedacht war durchzuführen, so erwies sich doch Preußens Macht stark genug den Wiener Hof auch ohne glänzende Kriegserfolge zum Nachgeben zu zwingen. Baiern ward zum zweiten male gerettet, der stolze Kaiserhof mußte sich herbeilassen „vor dem Berliner

Tribunale zu plaidiren“, und der erbitterte Fürst Kaunitz sprach jene Weissagung, die auf dem Felde von Königgrätz wider den Sinn des Propheten sich erfüllen sollte: wenn je die Schwerter Oesterreichs und Preußens nochmals auf einander schlügen, dann würden sie nicht eher wieder in die Scheide fahren, „als bis die Entscheidung offenbar, vollkommen, unwiderruflich gefallen sei.“ Noch werthvoller fast als der augenblickliche Erfolg war der mächtige Umschwung der Meinung im Reiche. Der gefürchtete Störenfried, der Rebell gegen Kaiser und Reich erschien der Nation jetzt als der weise Beschirmer des Rechtes; die kleinen Höfe, die so oft vor dem preußischen Degen gezittert, blickten nunmehr, aufgescheucht durch Kaiser Josephs rastlose Pläne, hilfesuchend nach dem Schiedsrichter in Sanssouci. An den Bauernhäusern im bairischen Hochgebirge hing das Bild des Alten mit dem dreispitzigen Hute neben dem Volksheiligen Corbinian. In den Chor der schwäbischen und norddeutschen Poeten, die von dem Ruhme des Königs erzählten, mischten sich bereits einzelne Stimmen aus dem tief verfeindeten Kursachsen; der Barde Ringulph besang in verzückten Oden, wie „aus der Allmacht Schooße, König Friedrich, deine große schlachtenfrohe Seele ging“. Vor Kurzem noch hatte K. F. Moser ausgesprochen, der Blick des gewöhnlichen Menschen vermöge diesem Adler nicht in seine Höhen zu folgen, vielleicht erscheine dereinst ein Newton der Staatswissenschaft, der die Bahnen der fridericianischen Politik ermesse. Jetzt aber begannen die Deutschen zu fühlen, daß diese räthselhafte Politik im Grunde wunderbar einfach war, daß der Staatsmann Friedrich, jedes Hasses, jeder Liebe baar, gleichsam unpersönlich, immer nur wollte was die klar erkannte Lage seines Staates gebot.

Als die Empörung in Nordamerika ausbrach und die aufgeklärte Welt der neuen Sonne, die im Westen aufging, zujubelte, da hat auch Friedrich seine Freude nicht verhehlt. Seiner jungen Großmacht war ein neuer Staat, der sich in den Kreis der alten Mächte eindrängte, willkommen; es that ihm wohl, dies England, das ihn im letzten Kriege so schmählich verrathen und ihn dann während der polnischen Händel an der Erwerbung von Danzig gehindert hatte, jetzt in peinlicher Verlegenheit zu sehen. Er erklärte offen, daß er nicht zum zweiten male Hannover für das undankbare England vertheidigen werde; er hat einmal sogar den Durchmarsch der in Deutschland erkauften englischen Hilfsvölker verboten, weil ihn dieser schmutzige Menschenhandel empörte und mehr noch weil er der jungen Männer aus dem Reiche für sein eignes Heer bedurfte. Er benutzte die Noth der Meereskönigin um durch den Bund der bewaffneten Neutralität die Rechte der Marinen zweiten Ranges zu wahren; er schloß nach dem Frieden, der Erste unter den europäischen Fürsten, einen Handelsvertrag mit der jungen Republik und bekannte sich darin zu jener freien, menschlichen Auffassung des Völkerrechts, welche seitdem eine treu bewahrte Ueberlieferung des preußischen Staates geblieben ist.

Doch weder sein Haß gegen „die Goddam-Regierung“, noch die überschwängliche Volksgunst, die ihm aus den Colonien entgegenklang, bewog ihn jemals nur einen Schritt über das Interesse seines Staates hinauszugehen. Sein alter Feind Kaunitz konnte sich noch immer den stolzen Gang der fridericianischen Politik nur aus der unberechenbaren Arglist einer dämonischen Natur erklären. Im Reiche aber schwand das alte Mißtrauen nach und nach; die Nation merkte, daß nirgendwo ihre Angelegenheiten so sachlich und maßvoll, so wachsam und so kalt erwogen wurden, wie in der Einsiedelei von Sanssouci.

So konnte denn das Unerhörte geschehen, daß der hohe Adel des Reichs sich von freien Stücken um Friedrichs Fahnen schaarte. Kaiser Joseph nahm seine bairischen Pläne wieder auf — um Preußens Macht zu erschüttern, wie er selber eingestand; er bedrohte zugleich durch hastige Secularisationsgedanken den Bestand seiner geistlichen Nachbarn. Ein jäher Schrecken ergriff die kleinen Staaten, da sie also ihren natürlichen Beschützer zum Feinde werden sahen; man berieth über einen Bund der Mittelmächte, über eine Liga der geistlichen Fürsten, bis sich endlich die Erkenntniß aufdrängte, daß man ohne Preußens Hilfe nichts vermöge. Mit jugendlichem Feuer griff der alte König in den Streit ein. Alle die lockenden Anträge, die ihm vorschlugen sich mit dem Kaiser in den Besitz von Deutschland zu theilen, wies er weit von sich als Köder für „die gemeine Habgier“; er bezwang seine Verachtung gegen die Kleinfürsten und begriff, daß er ces gens-là nur durch strenge Gerechtigkeit an sich fesseln konnte. Es gelang ihm, die große Mehrheit des Kurfürstenrathes und die meisten der mächtigeren Fürsten für seinen deutschen Fürstenbund zu gewinnen, die alte Reichsverfassung und den Besitzstand der Reichsstände gegen den Kaiser zu behaupten. „Allein die Liebe zu meinem Vaterlande und die Pflicht des guten Bürgers, so schrieb er, treibt mich in meinem Alter noch zu diesem Unternehmen.“ Was er in seiner Jugend geträumt, ging dem Greise glänzender in Erfüllung: nicht mehr versteckt hinter einem bairischen Schattenkaiser, wie einst in den schlesischen Kriegen, sondern mit offenem Visier trat die Krone Preußen jetzt auf den Plan, als der Protector von Deutschland. Alle die Nachbarmächte, die auf Deutschlands Schwäche zählten, sahen die unerwartete Wendung der Reichspolitik mit ernster Besorgniß; Frankreich und Rußland näherten sich dem Wiener Hofe, die Allianz von 1756 drohte sich von Neuem zu schließen. Das Turiner Cabinet dagegen begrüßte den Fürstenbund mit Freuden als „den Schutzgott der italienischen Staaten“.

Die Politik des Foederalismus war im Reiche seit zweihundert Jahren nicht über halbe Anläufe hinausgekommen; nun da sie sich auf die Macht des preußischen Staates stützte errang sie plötzlich einen großen Erfolg. Die Erinnerung an die Zeiten Maximilians I. und die Reformversuche Kurfürst Bertholds tauchte wieder auf. Der Fürstenbund war geschlossen um

das alte reichsständisch-theokratische Deutschland aufrecht zu halten. Doch wenn er dauerte, wenn Preußen seine Führerstellung an der Spitze der großen Reichsstände behauptete, so mußten die alten Formen des Reichsrechtes ihren Sinn verlieren; es eröffnete sich die Aussicht, das österreichische System in seinen Grundlagen zu erschüttern, wie Graf Hertzberg freudig ausrief, die Erzherzöge von den großen deutschen Stiftern auszuschließen, bei der nächsten Wahl die Kaiserkrone auf ein anderes Haus zu übertragen und die Leitung des Reichs in die Hände der mächtigsten Stände zu legen. Der junge Karl August von Weimar schlug bereits vor, jene alten Privilegien, welche dem Hause Oesterreich seine Sonderstellung sicherten, einer Prüfung von Reichswegen zu unterwerfen. Fast schien es, als sollte das große Räthsel der deutschen Zukunft in Frieden gelöst werden. Aber der Fürstenbund konnte nicht dauern; und am wenigsten der nüchterne Sinn des alten Königs hat sich diese bittere Wahrheit verborgen. Nur eine Verkettung zufälliger Umstände, nur der Abfall Kaiser Josephs von den altbewährten Ueberlieferungen der österreichischen Staatskunst hatte die kleinen Fürsten in Friedrichs Arme hinübergescheucht; ihr Vertrauen zu Preußen reichte nicht weiter als ihre Angst vor Oesterreich. Mit äußerstem Widerstreben fügte sich Kursachsen der Führung des jüngeren und minder vornehmen Hauses Brandenburg, kaum weniger mißtrauisch zeigte sich Hannover; selbst die ergebensten und schwächsten der verbündeten Stände, Weimar und Dessau beriethen insgeheim, so erzählt uns Goethe, wie man sich decken könne gegen die Herrschsucht des preußischen Beschützers. Sobald die Hofburg ihre begehrlichen Pläne fallen ließ, mußte sich auch die alte natürliche Parteibildung wiederherstellen; die geistlichen Fürsten, die jetzt in Berlin Hilfe suchten, konnten in dem protestantischen Preußen nur den geschworenen Feind ihrer Herrschaft sehen. Weil Friedrich dies wußte, weil er mit seinem durchbohrenden Blicke den getreuen Bundesgenossen bis in Mark und Nieren schaute, darum ließ er auch durch den Erfolg des Tages sich nicht darüber täuschen, daß dieser neue schmalkaldische Bund nur ein Nothbehelf war, nur ein Mittel zur Wahrung des augenblicklichen Gleichgewichts. Karl August entwarf in großherziger Schwärmerei kühne Pläne für den Ausbau der neuen Reichsassociation, er dachte an einen Zollverband, an Militär-Conventionen, an ein deutsches Gesetzbuch; Johannes Müller verherrlichte den Fürstenbund in schwülstigen Pamphleten, Schubart in schwungvollen lyrischen Ergüssen, und Dohm gelangte in einer geistreichen Flugschrift zu dem Schlusse: „Deutsches und preußisches Interesse können sich nie im Wege stehen.“ Den überlegenen Verstand des greisen Königs berührten solche Träume nicht; er wußte, daß nur ein ungeheurer Krieg die Herrschaft Oesterreichs im Reiche brechen konnte; ihm genügte, sie in den Schranken des Rechts zu halten, da er des Friedens für sein Land bedurfte.

Für eine ernstliche Reform des Reichs fehlten noch immer alle Vorbedingungen, es fehlte vor Allem der Wille der Nation. Ueber das alte Wahngebilde der deutschen Freiheit kamen auch die reichspatriotischen Vertheidiger des Fürstenbundes nicht hinaus. Die josephinische Politik, so versichert Hertzberg beweglich, drohe die Kräfte Deutschlands zu einer Masse zusammenzuballen, das freie Europa einer Universalmonarchie zu unterwerfen; und in Dohms Augen erscheint es als eine preiswürdige Aufgabe des neuen Bundes, die Westgrenzen Oesterreichs offen zu halten, damit Frankreich jederzeit zu Gunsten deutscher Freiheit einschreiten könne. Das Volk empfand dunkel, daß das Bestehende nicht werth sei zu bestehen; in Schubarts Schriften werden die kleinen schwäbischen Territorien oft geschildert als ein offener Taubenschlag, der dem fürstlichen Marder dicht vor den Klauen liege. Doch alle solche Einfälle und Ahnungen wurden darniedergehalten von einem Gefühle hoffnungsloser Entsagung, das die kräftigere Gegenwart kaum noch versteht; den Deutschen war zu Muthe, als ob eine unerforschlich geheimnißvolle Schicksalsmacht dies Volk verdammt hätte, für alle Ewigkeit in einem widersinnigen Zustande zu verharren, der jedes Recht des Daseins längst verloren. Als der große König schied, da hinterließ er zwar ein Geschlecht, das froher und stolzer in die Welt blickte denn die Väter, und gewaltig hatte sich die Macht des Staates gehoben, der vielleicht dereinst einen neuen Tag über Deutschland heraufführen konnte. Doch die Frage: durch welche Mittel und Wege eine lebensfähige Ordnung für das deutsche Gemeinwesen zu schaffen sei? — erschien bei Friedrichs Tode fast noch ebenso räthselhaft wie bei seiner Thronbesteigung; ja sie wurde von der ungeheuren Mehrzahl der Deutschen nicht einmal ernstlich aufgeworfen. Noch bestanden kaum die ersten Anfänge einer Parteibildung in der Nation; nur ein Wunder des Himmels schien der rathlosen Hilfe bringen zu können. Die entsetzliche Verschrobenheit aller Verhältnisse erhellt mit unheimlicher Klarheit aus der einen Thatsache, daß der Held, der einst mit seinem guten Schwerte die Nichtigkeit der Institutionen des Reichs erwiesen hatte, nun damit enden mußte, diese entgeisteten Formen selber gegen das Reichsoberhaupt zu vertheidigen.

Wenn Friedrich die Entscheidung der deutschen Verfassungsfrage nur vorbereiten, nicht vollenden konnte, so hat er dagegen auf die innere Politik der deutschen Territorien tief und nachhaltig eingewirkt und unser Volk zu einer edleren Staatsgesinnung, einer würdigeren Ansicht vom Wesen des Staates erzogen. Er stand am Ende der großen Tage der unbeschränkten Monarchie und erschien gleichwohl den Zeitgenossen als der Vertreter eines neuen Staatsgedankens, des aufgeklärten Despotismus. Nur der Genius besitzt die Kraft der Propaganda, vermag die widerstrebende Welt um das Banner neuer Gedanken zu schaaren. Wie die Ideen der Revolution erst durch Napoleon wirksam verbreitet wurden, so

ist auch jene ernste Auffassung der Pflichten des Königthums, die seit dem großen Kurfürsten auf dem preußischen Throne herrschte, erst durch Friedrich in das Bewußtsein der Menschen übergegangen. Erst seit den blendenden Erfolgen der schlesischen Kriege wendeten sich die Blicke der Welt, die bisher an der Hofpracht von Versailles bewundernd gehangen, nachdenklich auf die prunklose Krone der Hohenzollern. Im Kriege und in der auswärtigen Politik zeigte der König die unvergleichliche schöpferische Macht seines Geistes; in der inneren Verwaltung war er der Sohn seines Vaters. Er hat die überlieferten Formen des Staates durch die Kraft des Genius belebt, das Unfertige in freiem und großem Sinne weitergebildet; einen Neubau unternahm er nicht. Doch er wußte den Gedanken des politischen Königthums, den sein Vater als ein handfester Praktiker verwirklicht hatte, mit der Bildung des Jahrhunderts in Einklang zu bringen; unablässig gab er sich und Andern Rechenschaft von seinem Thun. Schon als Kronprinz errang er sich einen Platz unter den politischen Denkern des Zeitalters; sein Anti-Machiavell bleibt, bei allen Schwächen jugendlicher Unreife, doch das Beste und Tiefste, was jemals über die Pflichten des fürstlichen Amts in der absoluten Monarchie gesagt wurde. Nachher, in den ersten Jahren des Siegerglückes, schrieb er den Fürstenspiegel für den jungen Herzog von Württemberg; doch mächtiger denn alle Lehren sprachen seine Thaten, da er in den Tagen der Prüfung seine Worte bewährte und der Welt zeigte was es heiße „als König denken, leben, sterben". Zuletzt ward ihm noch jene Schicksalsgunst, deren auch der Genius bedarf, wenn er einem ganzen Zeitalter den Stempel seines Geistes aufprägen soll: das Glück, in einem reichen Alter sich völlig auszuleben. Er war jetzt der Nestor, der anerkannt erste Mann des europäischen Fürstenstandes; sein Ruhm hob den Glanz aller Throne, aus seinen Worten und Werken lernten die Könige groß zu denken von ihrem Berufe.

Die althergebrachte Vorstellung des Kleinfürstenthums, daß Land und Leute dem durchlauchtigen Fürstenhause zu eigen gehörten, verlor an Boden, seit dieser König trocken aussprach: „Der Fürst hat keinen nähern Verwandten als seinen Staat, dessen Interessen immer den Banden des Blutes voranstehen müssen." Die dynastische Selbstüberhebung der Bourbonen erschien in ihrer Nichtigkeit, seit er bei seiner Thronbesteigung den leichten Genüssen des Lebens den Rücken wandte mit den Worten „mein einziger Gott ist meine Pflicht" und nun durch ein halbes Jahrhundert mit allen Kräften seiner Seele diesem einen Gott diente und auf jeden Dank seines Volkes immer nur die gelassene Antwort gab: „dafür bin ich da." So weltlich unbefangen hatte noch nie ein gekröntes Haupt von der fürstlichen Würde geredet, wie dieser Selbstherrscher, der unbedenklich die Berechtigung der Republik wie des parlamentarischen Königthums anerkannte und die Größe der absoluten Monarchie allein

in der Schwere ihrer Pflichten suchte: „der Fürst soll Kopf und Herz des Staates sein, er ist das Oberhaupt der bürgerlichen Religion seines Landes."

An Friedrichs Beispiel und an den menschenfreundlichen Gedanken der neuen Aufklärung bildete sich das heranwachsende Geschlecht des hohen Adels. Auf die kleinen Sultane, die zur Zeit Friedrich Wilhelms I. gehaust, folgte jetzt eine lange Reihe wohlmeinender pflichtgetreuer Landesväter, wie Karl Friedrich von Baden, Friedrich Christian von Sachsen. Schon geschah es häufiger, daß die Prinzen nach preußischer Weise eine militärische Erziehung erhielten; kirchliche Duldsamkeit, Förderung des Wohlstandes und der Schulen galten als Fürstenpflicht; einzelne Kleinstaaten, wie Braunschweig, gewährten der Presse noch größere Freiheit als Preußen selber. Selbst in einigen geistlichen Gebieten trat eine Wendung zum Besseren ein, das Münsterland pries die milde und sorgsame Verwaltung seines Fürstenberg. Nicht überall freilich und nicht mit einem Schlage konnten die tief eingewurzelten Sünden des kleinfürstlichen Despotismus verschwinden; die alte Unsitte des Soldatenhandels erreichte eben jetzt, während des amerikanischen Krieges, den Gipfelpunkt ihrer Ruchlosigkeit und zeigte, wessen das deutsche Kleinfürstenthum fähig war. Das fridericianische System der Völkerbeglückung von Oben führte in der Enge der Kleinstaaten oft zu leerer Spielerei oder zu erdrückender Bevormundung. Der badische Markgraf nannte seine Hofkammer kurzweg „die natürliche Vormünderin unserer Unterthanen"; mancher wohldenkende kleine Herr mißhandelte sein Ländchen durch das neumodische physiokratische Steuersystem, durch allerhand unreife philanthropische Experimente, und das fürstlich Oettingen-Oettingen'sche Landesdirectorium mußte dem wißbegierigen Landesherrn über „Namen, Gattung, Gebrauch und äußerliche Gestalt" sämmtlicher in fürstlichen Landen befindlichen Hunde genauen Bericht erstatten nebst beigefügtem ohnmaßgeblichen allerunterthänigsten Gutachten. Doch im Ganzen war die Fürstengeneration der achtziger Jahre die ehrenwertheste, die seit Langem auf den deutschen Thronen gesessen. Wo er nur konnte trat der König den Ausschreitungen seiner Standesgenossen entgegen, befreite den alten Moser aus dem Kerker, sicherte den Württembergern den Bestand ihrer Verfassung. Das Reich als Ganzes lag hoffnungslos darnieder, aber in vielen seiner Glieder pulste wieder ein neues hoffnungsvolles Leben.

Und weit hinaus über Deutschlands Grenzen wirkte das Vorbild Friedrichs. Maria Theresia wurde seine gelehrigste Schülerin, sie hat den Gedanken der fridericianischen Monarchie in der katholischen Welt verbreitet. Von schwachen Nachbarn umgeben hatte das alte Oesterreich bisher sorglos und schläfrig dahingelebt; erst das Erstarken des ehrgeizigen Nebenbuhlers im Norden zwang den Kaiserstaat seine Kräfte tapfer anzuspannen. Der Norddeutsche Haugwitz gestaltete die Ver-

waltung Oesterreichs, soweit es anging, nach preußischem Muster um, und von diesen österreichischen Reformen wiederum lernte der aufgeklärte Despotismus, der nunmehr in allen romanischen Landen, in Neapel und Toscana, in Spanien und Portugal seine rastlos gewaltsame Völkerbeglückung begann. Am längsten sträubte sich der Stolz der französischen Bourbonen wider die neue Auffassung der Monarchie; mit spöttischem Lächeln erzählte man sich zu Versailles, daß am Potsdamer Hofe der Oberkammerherr noch niemals dem Könige das Hemd gereicht habe. Erst da es zu spät war, da die Mächte der Revolution schon an die Thore klopften, begann man etwas zu ahnen von den Pflichten des Königthums. Die Krone der Bourbonen ist aus dem trüben Dunstkreise höfischer Selbstvergötterung und Menschenverachtung niemals gänzlich hinausgekommen, darum ging sie schimpflich zu Grunde. Den Deutschen aber wurde die monarchische Gesinnung, die unserem Volke im Blute lag und selbst in den Jahrhunderten der ständischen Vielherrschaft nicht völlig verloren ging, durch König Friedrich aufs Neue gekräftigt. In keiner andern Nation der neuen Geschichte hat das Königthum seine Aufgaben so groß und hochsinnig verstanden; darum blieb das deutsche Volk, selbst als die Zeit der parlamentarischen Kämpfe kam, das am treuesten monarchisch gesinnte unter den großen Culturvölkern.

Die Friedensliebe des hohenzollernschen Hauses blieb auch in seinem größten Kriegsfürsten lebendig. Friedrich schätzte die Macht, doch nur als ein Mittel für den Wohlstand und die Gesittung der Völker; daß sie jemals Selbstzweck sein, daß der Kampf um die Macht als solche schon historischen Ruhm verleihen sollte, erschien ihm als eine Beleidigung der fürstlichen Ehre. Darum schrieb er seine leidenschaftliche Streitschrift gegen Machiavelli. Darum kam er in seinen Schriften immer wieder auf das abschreckende Beispiel Karls XII. von Schweden zurück. Er mochte insgeheim fühlen, daß in seiner eigenen Brust dämonische Kräfte arbeiteten, die ihn zu ähnlichen Verirrungen mißleiten konnten, und ward nicht müde die Hohlheit des zwecklosen Kriegsruhms zu schildern, ließ im runden Saale zu Sanssouci die Büste des Schwedenkönigs verächtlich unter den Füßen der Muse aufstellen. Schon in seinen brausenden Jünglingsjahren war er mit sich im Reinen über die sittlichen Zwecke der Macht; dieser Staat muß stark werden, so schrieb er damals, „damit er die schöne Rolle spielen kann den Frieden zu erhalten allein aus Liebe zur Gerechtigkeit, nicht aus Furcht. Wenn aber jemals in Preußen Unrecht, Parteilichkeit und Laster überhand nähmen, dann wünsche ich dem Hause Brandenburg schleunigen Untergang. Das sagt Alles.“ Als er nach dem siebenjährigen Kriege sich stark genug fühlte aus Gerechtigkeit den Frieden zu wahren, da wendete er seine Sorge mit solchem Eifer der Wiederherstellung des Volkswohlstandes zu, daß die Armee geradezu geschädigt wurde.

Es ist nicht anders: der Feldherr, der die Fahnen Preußens mit

Lorbeeren überschüttet hatte, hinterließ die Armee in schlechterem Zustande als er sie bei seiner Thronbesteigung vorgefunden, reichte als militärischer Organisator an seinen rauhen Vater nicht heran. Er bedurfte der fleißigen Hände um sein verwüstetes Land zu heben und begünstigte darum grundsätzlich die Anwerbung von Ausländern für das Heer. Die Regimentscommandeure sollten ihre Cantonslisten im Einverständniß mit den Land- und Steuerräthen aufstellen; seitdem spielte alljährlich in jedem Kreise jener Streit zwischen den militärischen Anforderungen und den bürgerlichen Interessen, der nachher unter wechselnden Formen in der Geschichte Preußens immer wiederkehrte. Für diesmal ward der Kampf zu Gunsten der Volkswirthschaft entschieden. Die bürgerlichen Behörden suchten jeden irgend fähigen oder vermögenden jungen Mann vor der rothen Cantonisten-Halsbinde zu bewahren. Der König selbst griff helfend ein, befreite zahlreiche Klassen der Bevölkerung, die Neueingewanderten, die Familien aller Gewerbtreibenden, die Hausdienerschaft der Grundherren von der Dienstpflicht; viele Städte, ja ganze Provinzen, wie Ostfriesland, erhielten Privilegien. Das Heer bestand bald nach dem Frieden schon zur größeren Hälfte aus Ausländern. Friedrich dachte hoch von der Armee, nannte sie gern den Atlas, der diesen Staat auf seinen starken Schultern trage; der Kriegsruhm der sieben Jahre wirkte noch nach, der Dienst des gemeinen Soldaten galt in Preußen zwar, wie überall sonst in der Welt, als ein Unglück, doch nicht als eine Schande, wie draußen im Reiche. Der König brachte die großen Sommerübungen auf der Mockerauer Heide zu einer technischen Vollendung, welche die Kunst des Manövrirens seitdem wohl nie wieder erreicht hat, schärfte seinen Offizieren unermüdlich ein, „das Detail zu lieben, das auch seinen Ruhm hat," schrieb zu ihrer Belehrung seine militärischen Abhandlungen, die reifsten seiner Werke. Seinen Blicken entging kein Fortschritt des Kriegswesens; noch im hohen Alter bildete er die neue Waffe der leichten Infanterie, die grünen Füsiliere, nach dem Vorbilde der amerikanischen Riflemen. Der Ruhm des Potsdamer Exercierplatzes zog Zuschauer aus allen Landen herbei; in Turin ahmte Victor Amadeus mit seinen Generalen jede Bewegung des großen preußischen Drillmeisters bis auf die gebeugte Haltung des Kopfes andächtig nach; und wenn der junge Leutnant Gneisenau die spitzen Blechmützen der Grenadiere beim Parademarsche in der Sonne funkeln sah, dann rief er begeistert: „Sagt, welches unter allen Völkern ahmet wohl ganz dies wunderbare Schauspiel nach?"

Und dennoch ist das Heer in Friedrichs letzten Jahren unzweifelhaft gesunken. Die Blüthe des alten Offiziercorps lag auf den Schlachtfeldern; während der sieben Jahre waren — ein beispielloser Fall in der Kriegsgeschichte — sämmtliche namhafte Generale bis auf spärliche Ausnahmen geblieben oder kampfunfähig geworden. Die jetzt emporkamen hatten den Krieg nur in subalternen Stellungen kennen gelernt, suchten das Ge-

heimniß der fridericianischen Siege allein in den Handgriffen des Paradeplatzes. Unter den ausländischen Offizieren war mancher zweideutige Abenteurer; man jagte nach Gunst und Gnade, für den stolzen Freimuth eines York oder Blücher war kein Raum. Der König, minder bürgerfreundlich als sein Vater, glaubte, daß nur der Edelmann Ehre im Leibe habe, entfernte die bürgerlichen Offiziere aus den meisten Truppentheilen. In den adlichen Offiziercorps entstand ein Junkersinn, der dem Volke bald noch unleidlicher wurde als die ungeschlachte Roheit früherer Zeiten. Die geworbenen alten Soldaten endlich lebten bequem mit Weib und Kind, in bürgerlicher Hantirung, und verabscheuten den Krieg für ein Land, das ihnen fremd blieb. Schon im bairischen Erbfolgekriege bemerkte Friedrich mit Befremden, wie wenig dies Heer leiste; den Grund des Verfalls durchschaute er nicht. Der Eudämonismus seines Zeitalters ließ ihn die sittlichen Kräfte des Heerwesens verkennen. Er hatte einst, nach dem Brauche der Zeit, preußische Regimenter aus österreichischen und sächsischen Kriegsgefangenen gebildet und selbst durch die massenhaften Desertionen der Unglücklichen sich nicht belehren lassen; er hatte in den letzten Jahren des Krieges genugsam erfahren, was ein Heer von Landeskindern vermochte, doch ein so gewaltsames Aufgebot der gesammten Volkskraft blieb ihm stets nur ein Nothbehelf für verzweifelte Tage, „da es auf den Schutz des Vaterlandes und eine presente Gefahr ankommt.“ Unter seinen Staatsmännern hat allein Hertzberg die kühnen Ideen Friedrich Wilhelms I. heilig gehalten; der wollte das Heer nach und nach von allen Ausländern säubern: „dann werden wir unüberwindlich sein wie die Griechen und Römer.“ Der alte König aber sah mit Genugthuung, wie sein unglückliches Land wirthschaftlich erstarkte, und bezeichnete jetzt das Ideal des Heerwesens mit den wunderlichen Worten: „Der friedliche Bürger soll es gar nicht merken, wenn die Nation sich schlägt.“ So gerieth eine der Säulen, welche diesen Staatsbau trugen, der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, langsam ins Wanken.

Die überlieferte Gliederung der Stände und die hierauf beruhende Organisation der Arbeit hielt der König noch strenger aufrecht als sein Vater; er half durch Belehrung und rücksichtslosen Zwang, durch Geschenke und Darlehen nach, so oft der Bauer, der Bürger, der Edelmann der Rolle, die ihm im Haushalte der Nation vorgeschrieben war, nicht mehr zu genügen schien. Der Adel sollte der erste Stand im Staate bleiben, denn „ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung“. Durch die Pfandbriefsanstalten und durch erhebliche Unterstützungen mit baarem Gelde erreichte Friedrich die „Conservirung“ des adlichen Großgrundbesitzes nach den Verwüstungen der Kriegsjahre. Darum wagte er auch so wenig wie sein Vater, die Unfreiheit des Landvolks, die seinen großen Sinn empörte, gänzlich aufzuheben. Durch das Allgemeine Landrecht wurde zwar die rohe Form der Leibeigenschaft beseitigt,

doch die um ein Geringeres leichtere Erbunterthänigkeit überall aufrecht erhalten. Die Verwaltung begnügte sich, im Einzelnen die Härten der bestehenden Klassenherrschaft zu mildern. Von dem alternden Fürsten nicht bemerkt und nicht gewollt, begann unterdessen eine folgenreiche Verschiebung der socialen Machtverhältnisse. Die neue Literatur erzog ein aus allen Ständen gemischtes gebildetes Publicum; die Kaufleute und Gewerbtreibenden der größeren Städte, die bürgerlichen Pächter des ausgedehnten Domaniums der Monarchie gelangten nach und nach zu gesichertem Wohlstande und zu einem kräftigen Selbstbewußtsein, das die Vorrechte des Adels auf die Dauer nicht mehr ertragen konnte. Der Adel verlor allmählich die sittlichen wie die wirthschaftlichen Grundlagen seiner Herrenstellung. Der Bau der alten ständischen Gliederung ward unmerklich untergraben.

Auch die Verwaltungsorganisation des Vaters blieb unter dem Sohne unverändert, nur daß er den Provinzialdepartements des Generaldirectoriums vier neue, den ganzen Staat umfassende, für Kriegsverwaltung, Handelspolitik, Berg- und Forstwesen, hinzufügte und also einen Schritt weiter that auf dem Wege zum Einheitsstaate. Die Krone stand noch immer hoch über ihrem Volke. Landdragoner mußten den Bauern anhalten die vom Könige geschenkten Saatkartoffeln zu verwenden; der Befehl des Landraths und der Kammer erzwang, gegen den zähen passiven Widerstand der Betheiligten, die Gemeinheitstheilungen und Entwässerungen, alle Fortschritte der landwirthschaftlichen Technik. Der völlig ermattete Unternehmungsgeist der bürgerlichen Gewerbe konnte nur durch die gewaltsamen Mittel des Prohibitivsystems geweckt werden. Die Gebrechen der fridericianischen Volkswirthschaftspolitik lagen nicht in dem Alles meisternden Beglückungseifer der Staatsgewalt, dem die Zeit noch keineswegs entwachsen war, sondern in den fiscalischen Künsten, wozu der König durch die Bedrängniß seines Haushalts genöthigt wurde: er mußte volle drei Viertel seiner ordentlichen Ausgaben für das Heer verwenden und suchte was am Nothwendigen fehlte durch die Monopolien und indirecten Steuern seiner Regie einzubringen. Das Finanzwesen glich in seiner Schwerfälligkeit noch einem großen Privathaushalte. Fast die Hälfte der regelmäßigen Einnahmen kam aus den Domänen und Forsten; nur dieser reiche Grundbesitz des Staates ermöglichte ihm seine hohen Ausgaben, er diente zugleich zur technischen Erziehung des Landvolks. Die Summe der Hauptsteuern stand gesetzlich fest; für die außerordentlichen Ausgaben der Colonisationen und Urbarmachungen mußte der bewegliche Ertrag der Regie herangezogen werden. Der sorgsam vermehrte Schatz genügte für einige kurze Feldzüge; doch einen langen schweren Krieg konnte das alte Preußen ohne fremde Hilfsgelder nicht führen, da die Rechte der Landtage, die überlieferten Anschauungen des Beamtenthums und die Unreife der Volkswirthschaft jede Anleihe verboten. Wie kräftig

auch der bürgerliche Wohlstand anwuchs, der weite Vorsprung der glücklicheren Nachbarvölker ließ sich so schnell nicht einholen. Der preußische Staat blieb noch immer die ärmste der Großmächte des Westens, im Wesentlichen ein Ackerbauland, spielte im Welthandel eine bescheidene Rolle, auch nachdem ihm Friedrich durch die Erwerbung Ostfrieslands einen Zugang zur Nordsee eröffnet hatte; den Häfen der Ems wie der Oder fehlte ein reiches gewerbfleißiges Hinterland.

Als ein Reformator wirkte Friedrich nur in jenem Bereiche des inneren Staatslebens, das sein Vorgänger nicht verstand: er schuf den neuen preußischen Richterstand, wie sein Vater das moderne deutsche Verwaltungsbeamtenthum gebildet hatte. Er wußte, daß die Rechtsprechung ein politisches Amt ist, unzertrennlich mit dem Staate verwachsen; er erwirkte sich für alle seine Lande die Unabhängigkeit von den Reichsgerichten, verbot Gutachten der Juristenfacultäten einzuholen, stellte ein Justizministerium neben das Generaldirectorium, gab die gesammte Rechtspflege in die Hände eines hierarchisch gegliederten Staatsbeamtenthums, das sich seinen jungen Nachwuchs selbst erzog und die in der untersten Instanz noch fortbestehende Privatgerichtsbarkeit unter strenge Aufsicht nahm. Die unbedingte Selbständigkeit der Gerichte gegenüber der Verwaltung ward feierlich verheißen und, bis auf wenige Fälle einer wohlmeinend willkürlichen Cabinetsjustiz, unverbrüchlich gehalten. Der neue Richterstand bewahrte sich in bescheidener wirthschaftlicher Lage eine ehrenhafte Standesgesinnung, und während an den Gerichten des Reichs Bestechlichkeit und parteiische Gunst ihr Wesen trieben, galt in Preußen auch gegen den Willen des Königs das stolze Wort: il y a des juges à Berlin. Dem Jünger der Aufklärung, dem der Staat das Werk des zweckbewußten Menschenwillens war, drängte sich von selber das Verlangen auf, daß im Staate nicht ein gegebenes und überliefertes, sondern ein gewußtes und gewolltes Recht herrschen müsse; sein Leben lang trug sich Friedrich mit dem Gedanken, die erste umfassende Codification des Rechts, die seit den Zeiten Justinians gewagt worden, durchzuführen. Erst nach seinem Tode kam das Allgemeine Landrecht zu Stande, das deutlich, wie kein anderes Werk der Epoche, den Januskopf der fridericianischen Staatsansicht erkennen läßt. Das Gesetzbuch wahrt einerseits die überlieferten socialen Unterschiede so sorgsam, daß das gesammte Rechtssystem sich der ständischen Gliederung einfügen muß, dem Adel sogar — zuwider dem gemeinen Rechte — ein ständisches Eherecht gewährt wird, und führt andererseits den Gedanken der Souveränität des Staates mit solcher Kühnheit bis in seine letzten Folgerungen, daß mancher Satz schon die Ideen der französischen Revolution vorausnimmt, und Mirabeau meinen konnte, mit diesem Werke eile Preußen dem übrigen Europa um ein Jahrhundert voraus. Zweck des Staates ist das gemeine Wohl, nur um dieses Zweckes willen darf der Staat die natürliche Freiheit seiner Bürger beschränken,

aber auch — alle bestehenden Privilegien aufheben. Der König ist nur das Oberhaupt des Staates, hat nur als solches Rechte und Pflichten — und dies in Tagen, da Biener und andere namhafte Juristen das Privateigenthumsrecht der deutschen Fürsten an Land und Leuten noch als einen unbestreitbaren Rechtssatz verfochten. Die also über das Bereich des Privatrechts hinausgehobene Staatsgewalt greift ordnend und lehrend in alle Privatverhältnisse ein, schreibt Eltern und Kindern, Grundherren und Dienstboten ihre sittlichen Pflichten vor, sie vermißt sich durch ihre Alles vorausbedenkende gesetzgeberische Weisheit jeden möglichen Rechtsstreit der Zukunft von vornherein zu erledigen.

Mit diesem Gesetzbuche sprach der alte Absolutismus sein letztes Wort: er umgab seine Gewalt mit festen Schranken, erhob das Gemeinwesen zum Rechtsstaate; er betrat zugleich, indem er die Herrschaft des römischen Rechts zerstörte, ahnungslos den Weg, der zu einer neuen Rechtseinheit des deutschen Volkes führen mußte. Der mechanische Staatsbegriff der fridericianischen Tage ist bald nachher durch eine tiefer eindringende Philosophie, die unfertige juristische Bildung der Carmer und Suarez durch die Arbeiten der historischen Rechtswissenschaft überwunden worden; und gleichwohl blieb das Allgemeine Landrecht noch auf Jahrzehnte hinaus der kräftige Boden, dem alle weiteren Reformen des preußischen Staates entwuchsen. Der Glaube an die Herrschaft des Gesetzes, die Vorbedingung aller politischen Freiheit, ward eine lebendige Macht im Beamtenthum wie im Volke. Wenn der Staat bestand um des gemeinen Wohles willen, so führte eine unaufhaltsame Nothwendigkeit, von der Friedrich nichts ahnte, zu dem Verlangen: Aufhebung der Privilegien der höheren Stände und Theilnahme der Nation an der Staatsleitung. Und diese Schlüsse mußten früher oder später gezogen werden, da schon jetzt in dem vergrößerten Staatsgebiete nur eine geniale Manneskraft den schweren Aufgaben, welche dies Königthum sich stellte, genügen konnte.

Bei Weitem nicht in gleichem Maße hat Friedrich das geistige Leben seines Volkes gefördert. Wohl wissen wir aus Goethes Bekenntnissen, wie das Heldenthum der sieben Jahre befruchtend und befreiend auf die deutsche Bildung wirkte, wie in jenen Jahren des Waffenruhmes zuerst wieder ein nationaler Gehalt, ein schwellendes Gefühl der Lebenskraft in die ermattete Dichtung drang, wie die verarmte Sprache, die längst schon stammelnd nach dem Ausdruck mächtigen Gefühles suchte, jetzt endlich aus der Plattheit und Leere sich emporrang und das große Wort fand für die große Empfindung: recht eigentlich unter dem Trommelschlag des preußischen Kriegslagers ward das erste deutsche Lustspiel, Minna von Barnhelm, geschaffen. Preußens Volk nahm an dem wunderbaren Erwachen der Geister seinen reichen Antheil, schenkte der literarischen Bewegung mehrere ihrer bahnbrechenden Talente, von Winckelmann bis herab auf Hamann und Herder. Und ganz und gar von preußischem

Geiste erfüllt war jene neue reifere Form des deutschen Protestantismus, welche endlich aus den Gedankenkämpfen der gährenden Zeit siegreich hervorging und ein Gemeingut des norddeutschen Volkes wurde: die Ethik Kants. Der kategorische Imperativ konnte nur auf diesem Boden der evangelischen Freiheit und der entsagenden pflichtgetreuen Arbeit erdacht werden. Wo vordem rauhe Befehle die schweigende Unterwerfung erzwangen, da sah sich jetzt jedes freimüthige Urtheil herausgefordert durch das Vorbild des Königs, der furchtlos auf die Kraft des forschenden Verstandes baute und gern bekannte: wer zum Besten räsonnirt, bringt es am Weitesten. Friedrich führte die altpreußische Politik der kirchlichen Duldung in freiem Sinne fort, verkündete in seinem Gesetzbuche den Grundsatz: „die Begriffe der Einwohner von Gott und göttlichen Dingen können kein Gegenstand von Zwangsgesetzen sein." Auch die Unionsbestrebungen seiner Ahnen hat der Freigeist nicht aufgegeben, sondern streng darauf gehalten, daß die beiden evangelischen Kirchen einander im Nothfall die Sacramentsgemeinschaft nicht versagten. Die oberstbischöfliche Gewalt, die er für seine Krone in Anspruch nahm, sicherte ihn gegen staatsfeindliche Umtriebe der Geistlichkeit, erlaubte ihm sogar die vom Papste aufgehobene Gesellschaft Jesu in seinem Staate zu dulden. Er gewährte der Presse eine selten beschränkte Freiheit, denn „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht genirt werden". Er erklärte alle Schulen für „Veranstaltungen des Staates", sprach gern und geistvoll von der Pflicht des Staates, das junge Geschlecht zu selbständigem Denken und aufopfernder Vaterlandsliebe zu erziehen. Wie oft hat er den Glanz der Gelehrsamkeit und Dichtung als den schönsten Schmuck der Kronen gepriesen; auch darin zeigte er sich als ein Deutscher und ein Friedensfürst, daß er den classischen Unterricht für den Quell aller höheren Bildung ansah, nicht die exacten Wissenschaften, wie der Soldat Napoleon. Trotz Alledem hat der König für die Pflege der Volksbildung unmittelbar nur wenig geleistet.

Die Knappheit der Geldmittel, der Mangel an brauchbaren Volksschullehrern und die unablässigen Kämpfe bald mit auswärtigen Feinden bald mit der wirthschaftlichen Noth daheim erschwerten ihm die Ausführung seiner Pläne; und schließlich brach auch bei dem Sohne der trockene Nützlichkeitssinn des Vaters immer wieder durch. Für alles Andere wußte der Sparsame leichter Rath zu schaffen als für die Zwecke des Unterrichts. Wenn die Deutschen im Reiche spotteten, dies Preußen habe sich groß gehungert, so dachten sie dabei zunächst an die preußischen Gelehrten. Für die Volksschulen geschah nur das Nothdürftige; die wiederholt eingeschärfte Regel der allgemeinen Schulpflicht blieb für weite Striche des platten Landes noch ein todter Buchstabe. Keine der preußischen Universitäten reichte an den Ruhm der neuen Georgia Augusta heran. Erst gegen das Ende der fridericianischen Zeit, als Zedlitz, der

Freund Kants, die Leitung der Bildungsanstalten übernahm, kam ein etwas freierer Zug in das Unterrichtswesen. Damals verbesserte der treffliche Abt Felbiger die katholische Volksschule und fand draußen im Reich eifrige Anhänger, also daß endlich auch das katholische Deutschland des besten Segens der Reformation theilhaftig wurde.

Es schien ein Leichtes, in Berlin einen glänzenden Kreis der besten Köpfe Deutschlands zu reicher Thätigkeit zu versammeln. Jedes junge Talent im Reiche suchte nach dem Auge des Helden der Nation. Selbst jener Winckelmann, der einst in heißem Hasse den Marken entflohen war, empfand jetzt, mit wie starken Banden dieser Staat die Herzen seiner Söhne festhält. „Es lässet sich, so schrieb er, zum ersten male die Stimme des Vaterlandes in mir hören, die mir vorher unbekannt war.“ Er brannte vor Begier, dem Aristoteles der Kriegskunst zu zeigen, daß ein geborener Unterthan etwas Würdiges hervorbringen könne, unterhandelte jahrelang über eine Anstellung in Berlin. Aber an Friedrichs französischer Akademie war kein Platz für deutsche Denker. Die mediceischen Tage, die man einst von dem kunstbegeisterten Prinzen des Rheinsberger Musenhofes erhoffte, kamen nur für die ausländischen Schöngeister der Tafelrunde von Sanssouci; das junge Leben, das in den Tiefen seines eigenen Volkes sich unbändig regte, wollte und konnte der Zögling französischer Bildung nicht mehr verstehen. Während die Berliner Gesellschaft an den Gedanken der neuen Literatur sich bis zur Ueberbildung berauschte, spöttische Freigeisterei und verfeinerte Genußsucht bereits die alte strenge Sitteneinfalt verdrängten, behielt die preußische Verwaltung auch jetzt die einseitige Richtung auf das handgreiflich Nützliche. Jener unausstehlich steife, hausbacken prosaische Geist, den der alte Soldatenkönig seinem Staate eingeflößt, wurde durch Friedrich etwas gemildert, nicht gebrochen; nur die barocke Pracht des Neuen Palais und die mächtigen Kuppeln der Gensdarmenkirche ließen erkennen, daß mindestens der barbarische Bildungshaß der dreißiger Jahre allmählich zu entweichen begann.

Der preußische Staat vertrat noch immer nur die eine Seite unseres nationalen Lebens; die Zartheit und die Sehnsucht, der Tiefsinn und die Schwärmerei des deutschen Wesens gelangten in dieser Welt der Nüchternheit nicht zu ihrem Rechte. Der Mittelpunkt der deutschen Politik wurde nicht die Heimath der geistigen Arbeit der Nation; das classische Zeitalter unserer Dichtung fand seine Bühne in den Kleinstaaten. In dieser folgenschweren Thatsache liegt der Schlüssel zu manchem Räthsel der neuen deutschen Geschichte. Der kühl ablehnenden Haltung König Friedrichs dankt unsere Literatur das Köstlichste was sie besitzt, ihre unvergleichliche Freiheit; aber diese Gleichgiltigkeit der Krone Preußen während der Tage, welche den Charakter der modernen deutschen Bildung bestimmten, hat auch verschuldet, daß es den Helden des deutschen Gedankens noch lange schwer fiel, den einzigen lebenskräftigen Staat unseres Volkes zu verstehen.

Nach Friedrichs Tode vergingen noch zwei volle Jahrzehnte bis Preußen den geistigen Mächten des neuen Deutschlands eine gastliche Stätte bereitete; und dann sind nochmals lange Jahrzehnte verflossen, bis die deutsche Wissenschaft erkannte, daß sie eines Blutes sei mit dem preußischen Staate, daß die staatenbildende Kraft unseres Volkes in demselben starken Idealismus wurzelte, der deutschen Forschermuth und Künstlerfleiß zu kühnem Wagen begeisterte.

Friedrichs Kaltsinn gegen die deutsche Bildung ist wohl die traurigste, die unnatürlichste Erscheinung in der langen Leidensgeschichte des neuen Deutschlands. Der erste Mann der Nation, der den Deutschen wieder den Muth erweckt hatte an sich selber zu glauben, stand den schönsten und eigensten Werken seines Volkes wie ein Fremdling gegenüber; anschaulicher, erschütternder läßt sich's nicht aussprechen, wie schwer und langsam dies Volk die arge Erbschaft der dreißig Jahre, die Uebermacht unheimischer Gewalten, wieder abgeworfen hat. Friedrich war nicht, wie Heinrich IV. von Frankreich, ein getreuer Vertreter der nationalen Art und Unart, dem Volksgemüthe verständlich in jeder Wallung seiner Laune. In seiner Seele stritten zwei Naturen: der philosophische Schöngeist, der in den Klängen der Musik, in dem Wohllaut französischer Verse schwelgte, der den Dichterruhm für das höchste Glück der Erde hielt, der seinem Voltaire in ehrlicher Bewunderung zurief: „Mir schenkte das Geschick des Ranges leeren Schein, dir jegliches Talent; das beßre Theil ist dein“ — und der kernhafte norddeutsche Mann, der seine brandenburgischen Kerls mit grobem märkischen Jod anwetterte, dem harten Volke ein Vorbild kriegerischen Muthes, rastloser Arbeit, eiserner Strenge. Die französische Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts krankt an einer tiefen Unwahrheit, sie besitzt weder die Lust noch die Kraft, das Leben in Einklang zu bringen mit der Idee: man schwärmt für die heilige Einfalt der Natur und gefällt sich doch unsäglich in den unnatürlichsten Sitten und Trachten, welche jemals die europäische Welt beherrschten; man spottet über den albernen Zufall der Geburt, träumt von der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit und lebt doch lustig drauf los in der frechen Menschenverachtung und allen den süßen Sünden der alten höfischen Gesellschaft, befriedigt mit der Hoffnung, daß irgend einmal in einer fernen Zukunft über den Trümmern alles Bestehenden die Vernunft ihren Herrscherthron aufschlagen werde. Am preußischen Hofe war der geistreich boshafte Prinz Heinrich ein getreuer Vertreter dieser neuen Bildung: theoretisch ein Verächter jenes leeren Rauches, der beim Pöbel Ruhm und Größe heißt, praktisch ein Mann der harten Staatsraison, skrupellos, aller Listen und Ränke kundig. Auch Friedrich hat in seiner Weise dies Doppelleben der Männer der französischen Aufklärung geführt. Ihm ward das tragische Schicksal, in zwei Sprachen zu denken und zu reden, von denen er keine ganz beherrschte. Das rohe Kauderwälsch, das in

dem Tabakscollegium seines Vaters gepoltert wurde, erschien dem schönheitstrunkenen Jüngling ebenso widerwärtig wie das schwerfällige Schriftdeutsch der gelahrten Pedanterei, das er aus den Werken hartgläubiger Theologen kennen lernte; wohl oder übel behalf er sich mit dieser ungeschlachten Sprache, erledigte die laufenden Geschäfte bald im rauhen Dialekt, bald im steifen Kanzleistile. Für die Welt der Ideen, die in seinem Kopfe gährte, fand er den würdigen Ausdruck allein in der Sprache der weltbürgerlichen Bildung. Er wußte wohl, daß seine bizarre und tudeske Muse ein barbarisches Französisch rede, und schlug im Bewußtsein dieser Schwäche den Kunstwerth seiner Verse noch niedriger an als sie es verdienten. Das Eine mindestens was den Dichter macht, die proteische Begabung, war ihm keineswegs versagt. Seine Muse gebot über die ganze Tonleiter der Stimmungen; sie konnte bald in würdigem Ernst das Große und Erhabene aussprechen, bald in satirischer Laune mit der Bosheit eines Kobolds — oder, die Wahrheit zu sagen: mit dem Muthwillen eines Berliner Gassenjungen — ihre Opfer necken und zausen. Und doch sagte ihm ein richtiges Gefühl, daß in seinen Versen der Reichthum seiner Seele nicht so voll und rein ausströmte wie in den Klängen seiner Flöte; die höchste Fülle des Wohllauts, die letzte Tiefe der Empfindung blieb dem Deutschen unerreichbar in der fremden Sprache.

Der Philosoph von Sanssouci wurde nie ganz heimisch in der fremden Bildung, die er so lebhaft bewunderte. Vor Allem trennte ihn von den französischen Genossen die Strenge seiner sittlichen Weltanschauung. Es ist die Größe des Protestantismus, daß er die Einheit des Denkens und des Wollens, des religiösen und des sittlichen Lebens gebieterisch fordert. Friedrichs sittliche Bildung wurzelte zu tief im deutschen protestantischen Leben, als daß er die geheime Schwäche der französischen Philosophie nicht empfunden hätte. Er stand der Kirche mit freierem Gemüthe gegenüber als der Katholik Voltaire, der in seiner Henriade, dem Evangelium der neuen Toleranz, endlich doch zu dem Schlusse gelangte, daß alle anständigen Menschen der römischen Kirche angehören sollen; er hat niemals wie dieser seinen Nacken gebeugt unter religiöse Formen, die sein Gewissen verwarf, und konnte mit der gelassenen Heiterkeit des geborenen Ketzers ertragen, daß die römische Curie seine Werke auf den Index der verbotenen Bücher setzte. Mag er die Philosophie zuweilen herablassend als seine Passion bezeichnen, das Nachdenken über die großen Probleme des Daseins ist ihm doch weit mehr als ein geistreicher Zeitvertreib; nach der Weise der Alten sucht und findet er in der Gedankenarbeit die Ruhe des mit sich selber einigen Geistes, die über allen Wechselfällen des Geschicks erhabene Sicherheit der Seele. Nach den Verirrungen leidenschaftlicher Jugend lernt er früh, den Zug künstlerischer Weichheit und Sinnlichkeit, der ihn zu beschaulichem Genusse treibt, ge-

waltsam zu bändigen. So kühn und frech der Zweifel und der Spott in seinem Kopfe sich regen, die sittliche Weltordnung, der Gedanke der Pflicht steht ihm unantastbar fest. Die furchtbare Ernsthaftigkeit seines ganz der Pflicht geweihten Lebens ist wie durch eines Himmels Weite getrennt von der lockeren und weichlichen Moral der Pariser Aufklärung. Wie seine Schriften — in jenem klaren und scharfen Stile, der zuweilen trivial, doch nie verschwommen wird — immer mit unaufhaltsamer Willenskraft auf einen sicheren, bestimmten, greifbaren Schluß losdrängen, so will er auch das Leben nach der erkannten Wahrheit gestalten; soweit es der Widerstand einer barbarischen Welt erlaubt, sucht er der Humanität, die er die Cardinaltugend jedes denkenden Wesens nennt, die Herrschaft in Staat und Gesellschaft zu sichern und geht dem Tode entgegen mit dem ruhigen Bewußtsein „die Welt überhäuft mit meinen Wohlthaten zurückzulassen“.

Gleichwohl gelingt ihm niemals den Zwiespalt seiner Seele völlig zu überwinden. Der innere Widerspruch verräth sich schon in Friedrichs beißendem Witze, er tritt darum so grell heraus, weil der Held in seiner stolzen Wahrhaftigkeit nie daran denkt ihn zu verstecken. Das Leben des Genius ist immer geheimnißvoll, selten erscheint es so schwer verständlich wie in dem Reichthum dieses zwiegetheilten Geistes. Der König sieht mit überlegener Ironie auf die plumpe Unwissenheit seiner märkischen Edelleute herunter, er athmet auf, wenn er von der Langeweile dieser geistlosen Gesellschaft sich erholen kann bei dem einzigen Manne, zu dem er bewundernd emporschaut, dem Meister der gallischen Musensprache; dabei fühlt er doch, was er der guten Klinge jenes rauhen Geschlechtes verdankt, er findet nicht Worte genug, den Muth, die Treue, den ehrenhaften Sinn seines Adels zu preisen, er zügelt seinen Spott vor dem handfesten Bibelglauben des alten Zieten. Die Franzosen sind ihm willkommene Gäste für die heiteren Stunden des Nachtisches; seine Achtung gehört den Deutschen. Niemand von den ausländischen Genossen ist dem Herzen Friedrichs so nahe getreten wie jener „Seelenmensch“ Winterfeldt, der seine deutsche Art auch gegen den königlichen Freund tapfer behauptete. Oftmals sehnt sich Friedrich in seinen Briefen hinüber nach dem neuen Athen an der Seine und beklagt den Neid mißgünstiger Götter, der den Sohn der Musen verdammt hat im kimmerischen Winterlande über Sklaven zu herrschen; und dennoch theilt er unverdrossen wie sein Vater die Sorgen und Mühen dieses armen Volkes, von Herzen froh des neuen Lebens, das unter den harten Fäusten seiner Bauern aufsprießt, und ruft stolz: „ich ziehe unsere Einfachheit, selbst unsere Armuth jenen verdammten Reichthümern vor, welche die Würde unseres Geschlechts verderben.“ Wehe den fremden Poeten, wenn sie sich unterstehen dem Könige einen politischen Rathschlag zu geben; hart und höhnisch weist er sie dann in die Schranken ihrer Kunst zurück.

Wie lebhaft ihn auch die Ideen des neuen Frankreichs beschäftigen, ein großer Schriftsteller ist er nur, wenn er deutsche Gedanken mit französischen Worten ausspricht, wenn er in seinen politischen, militärischen und historischen Schriften als ein deutscher Fürst und Feldherr redet. Nicht in der Schule der Fremden, sondern durch eigene Kraft und eine unvergleichliche Erfahrung wurde Friedrich der erste Publicist unseres achtzehnten Jahrhunderts, der einzige Deutsche, der mit schöpferischer Kritik an den Staat herantrat, und in großem Stile von den Pflichten des Bürgers sprach: so warm und tief wie der Verfasser der Briefe des Philopatros wußte noch Niemand aus jenem staatlosen Geschlechte über die Vaterlandsliebe zu reden. Der greise König hielt es nicht mehr der Mühe werth, von der Höhe seines französischen Parnasses hinabzusteigen in die Niederungen deutscher Kunst und mit eigenen Augen zu prüfen, ob die Dichterkraft seines Volkes nicht endlich erwacht sei. In dem Aufsatze über die deutsche Literatur, sechs Jahre vor seinem Tode, wiederholt er noch die alten Anklagen der regelrechten Pariser Kritik wider die zuchtlose Verwilderung der deutschen Sprache, fertigt die abscheulichen Plattheiten des Götz von Berlichingen, den er schwerlich je gelesen, mit schnöden Worten ab. Und doch giebt gerade diese berüchtigte Abhandlung ein beredtes Zeugniß von dem leidenschaftlichen Nationalstolze des Helden. Er weissagt der Zukunft Deutschlands eine Zeit geistigen Ruhmes, die den Ahnungslosen schon mit ihrem Morgenscheine bestrahlte. Wie Moses sieht er das gelobte Land in der Ferne liegen und schließt hoffnungsvoll: „Vielleicht werden die zuletzt kommen alle ihre Vorgänger übertreffen!" So nah und so fern, so fremd und so vertraut stand Deutschlands großer König zu seinem Volke.

Die große Zeit der alten Monarchie ging zur Rüste. Um den König ward es still und stiller; die Helden, die seine Schlachten geschlagen, die Freunde, die mit ihm gelacht und geschwärmt, sanken Einer nach dem Andern ins Grab; der Fluch der Größe, die Einsamkeit kam über ihn. Er war gewohnt, kein menschliches Gefühl zu schonen; waren ihm doch selber einst alle wonnigen Träume der Jugend durch den unbarmherzigen Vater zertreten worden. Im Alter ward die rücksichtslose Strenge zur unerbittlichen Härte. Der ernste Greis, der in spärlichen Mußestunden einsam mit seinen Windspielen an den Gemälden der Gallerie von Sanssouci entlang schritt, oder im runden Tempel des Parkes schwermüthig der verstorbenen Schwester gedachte, sah tief unter seinen Füßen ein neues Geschlecht kleiner Menschenkinder dahin ziehen; sie sollten ihn fürchten und ihm gehorchen, an ihrer Liebe lag ihm nichts. Die Uebermacht des einen Mannes lastete drückend auf den Gemüthern. Wenn er zuweilen noch in das Opernhaus kam, dann schienen Oper und Sänger vor den Zuschauern zu versinken, Alles blickte hinüber nach der Stelle im Parterre, wo der verfallene Alte mit den großen harten Augen saß. Als die Nach-

richt seines Todes kam, rief ein schwäbisches Bäuerlein, unzähligen Deutschen aus der Seele: wer soll nun die Welt regieren? Bis zu seinem letzten Athemzuge strömte alle Willenskraft der preußischen Monarchie von diesem einen Manne aus; der Tag seines Todes war der erste Rasttag seines Lebens. Sein Testament erzählte der Nation noch einmal, wie anders als die Hauspolitik der kleinen Höfe das politische Königthum der Hohenzollern seinen Beruf verstanden hatte: „Meine letzten Wünsche im Augenblicke meines Todes werden dem Glücke dieses Staates gelten; möge er der glücklichste der Staaten sein durch die Milde seiner Gesetze, der am gerechtesten verwaltete in seinem Haushalt, der am tapfersten vertheidigte durch ein Heer, das nur Ehre und edlen Ruhm athmet, und möge er blühend dauern bis an das Ende der Zeiten!"

Anderthalb Jahrhunderte waren vergangen, seit jener Friedrich Wilhelm unter den Trümmern des alten Reichs die ersten Werkstücke zusammensuchte für das Gebäude der neuen Großmacht. Hunderttausende preußischer Männer hatten den Heldentod gefunden, eine ungeheure Arbeit war aufgewendet um das neue deutsche Königthum zu sichern, und mindestens ein reicher Segen dieser furchtbaren Kämpfe ward im Reiche lebhaft empfunden: die Nation fühlte sich wieder daheim, als Herrin auf eigenem Boden. Ein lang entbehrtes Bewußtsein der Sicherheit verschönte den Deutschen im Reiche das Leben; ihnen war, als sei dies Preußen von der Natur bestimmt, die Friedenswerke der Nation gegen alle fremden Störer mit seinem Schilde zu decken; ohne dies kräftige Gefühl bürgerlichen Behagens hätte unsere deutsche Dichtung den frohen Muth zu großem Schaffen nicht gefunden. Die öffentliche Meinung begann sich nach und nach mit dem Staate zu versöhnen, der wider ihren Willen emporgewachsen war; man nahm ihn hin als eine Nothwendigkeit des deutschen Lebens, ohne viel um seine Zukunft zu sorgen. Die schwere Frage: wie eine so verwegene Staatsbildung ohne die belebende Kraft des Genies sich behaupten solle? ward in vollem Ernst nur von einem Zeitgenossen aufgeworfen, von Mirabeau. Die alte und die neue Zeit begrüßten einander noch einmal freundlich, als der Tribun der nahenden Revolution kurz vor dem Tode des Königs am Tische von Sanssouci weilte. Mit der glühenden Farbenpracht seiner Rhetorik hat Mirabeau dann den größten Menschen, der seinen Blicken begegnet war, geschildert; er nannte den Staat Friedrichs ein wahrhaft schönes Kunstwerk, den einzigen Staat der Gegenwart, der einen geistreichen Kopf ernstlich beschäftigen könne, doch ihm entging nicht, daß dieser kühne Bau leider auf allzuschwachem Grunde ruhe. Von den Preußen jener Tage wurden solche Zweifel nicht verstanden; die Glorie der fridericianischen Zeit erschien so wunderbar, daß selbst dies tadelsüchtigste aller europäischen Völker davon geblendet wurde. Für die nächste Generation ward der Ruhm Friedrichs zum Verderben; man lebte dahin in trügerischer Sicherheit und vergaß, daß nur neue schwere

Arbeit das Werk unsäglicher Mühen aufrechthalten konnte. Als aber die Tage der Schande und der Prüfung kamen, da hat Preußen wieder die langnachwirkende segenspendende Macht des Genius erfahren; die Erinnerung an Roßbach und Leuthen war die letzte sittliche Kraft, welche das lecke Schiff der deutschen Monarchie noch über dem Wasser hielt: und als er Staat dann nochmals die Waffen zum Verzweiflungskampfe hob, da sah ein süddeutscher Dichter die Gestalt des großen Königs aus den Wolken niedersteigen und dem Volke zurufen: „Auf, meine Preußen, unter meine Fahnen! und ihr sollt größer sein als eure Ahnen!" —

Unterdessen hatte das deutsche Volk mit einer jugendlichen Schnellkraft, die in der langsamen Geschichte alter Völker einzig dasteht, eine Revolution seines geistigen Lebens vollendet; kaum vier Menschenalter nach der trostlosen Barbarei des dreißigjährigen Kriegs erschienen die schönsten Tage deutscher Kunst und Wissenschaft. Aus den starken Wurzeln der Glaubensfreiheit erwuchs eine neue weltlich freie Bildung, die den verknöcherten Formen der deutschen Gesellschaft ebenso feindlich gegenüberstand wie der preußische Staat dem heiligen römischen Reiche. Bei allen anderen Völkern war die classische Literatur ein Kind der Macht und des Reichthums, die reife Frucht einer alten durchgebildeten nationalen Cultur; Deutschlands classische Dichtung hat ihr Volk erst wieder eingeführt in den Kreis der Culturvölker, ihm erst die Bahn gebrochen zu reinerer Gesittung. Niemals in aller Geschichte hat eine mächtige Literatur so gänzlich jeder Gunst der äußeren Lebensverhältnisse entbehrt. Hier bestand kein Hof, der die Kunst als eine Zierde seiner Krone hegte, kein großstädtisches Publicum, das den Dichter zugleich ermuthigen und in den Schranken einer überlieferten Kunstform halten konnte, kein schwunghafter Handel und Gewerbfleiß, der dem Naturforscher fruchtbare Aufgaben stellte, kein freies Staatsleben, das dem Historiker die Schule der Erfahrung bot; selbst die große Empfindung, die aus großen Erlebnissen stammt, kam den Deutschen erst durch Friedrichs Thaten. Recht eigentlich aus dem Herzen dieser Nation des Idealismus ward ihre neue Dichtung geboren, wie einst die Reformation aus dem guten deutschen Gewissen hervorging. Die Mittelklassen lebten dahin, fast gänzlich ausgeschlossen von der Leitung des Staates, eingepfercht in die Langeweile, den Zwang und die Armuth kleinstädtischen Treibens, und doch in so leidlich gesicherten wirthschaftlichen Verhältnissen, daß der Kampf um das Leben noch nicht das Leben selber dahinnahm und die wilde Jagd nach Erwerb und Genuß dem befriedeten Dasein noch völlig fremd blieb. Unter diesen unbegreiflich genügsamen Menschen erwacht nun die leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Wahren und dem Schönen. Ihre guten Köpfe fühlen sich als freie

Kinder Gottes und flüchten aus der jämmerlichen Wirklichkeit in die reine Welt der Ideale. Große Talente geben den Ton an, hundert begeisterte Stimmen fallen ein in vollem Chore. Ein Jeder redet wie es ihm um's Herz ist, und befolgt getrosten Muthes die frohe Botschaft des jungen Goethe: „denn es ist Drang, und so ist's Pflicht!" und setzt seine volle Kraft ein, als ob das Schaffen des Denkers und des Dichters allein auf der weiten Welt des freien Mannes würdig wäre, und lebt sich fröhlich aus, wenig bekümmert um den Lohn der Arbeit, ganz verloren im Dichten, Schauen und Forschen, beglückt durch den überströmenden Beifall warmherziger Freude, glücklicher noch durch das Bewußtsein das Göttliche geschaut zu haben.

So haben seit dem Jahre 1750 etwa drei Generationen deutscher Männer, neben und nach einander wirkend und oft in leidenschaftlichem Kampfe mit einander ringend, die jüngste der großen Literaturen Europas geschaffen, die, selber vom Auslande lange kaum bemerkt, unendlich empfänglich den dauernden Gehalt der classischen Dichtung Englands und Frankreichs, Spaniens und Italiens in sich zusammenfaßte und schöpferisch neu gestaltete um schließlich in dem vielseitigsten aller Dichter, in Goethe, ihre Vollendung zu finden. Es war eine Bewegung so völlig frei, so ganz aus dem innersten Drange des übervollen Herzens heraus, daß sie zuletzt bei dem verwegenen Idealismus Fichtes anlangen mußte, der den sittlichen Willen als das einzig Wirkliche, die gesammte Außenwelt nur als eine Schöpfung des denkenden Ich ansah; und doch ein nothwendiges natürliches Werden. Die schöpferische Kraft des deutschen Geistes hatte lange gleich einer Puppe schlummernd in zarter Schale gelegen, und ihr geschah, wie der Dichter sagte: „Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los, und eilt auf Fittichen der Rose in den Schooß." Ein lauterer Ehrgeiz, der das Wahre suchte um der Wahrheit, das Schöne um der Schönheit willen, ward in den hellen Köpfen der deutschen Jugend lebendig. Keine der modernen Nationen hat jemals so in vollem Ernst, mit so ungetheilter Hingebung in die Welt der Ideen sich versenkt, keine zählt unter den Talenten ihrer classischen Literatur so viele reine, menschlich liebenswerthe Charaktere; darum wird das Gedächtniß der Tage von Weimar unserem Volke in allen Zeiten, da sein Gestirn sich zu verdunkeln scheint, ein unerschöpflicher Quell des Trostes und der Hoffnung bleiben. Die Kunst und Wissenschaft ward den Deutschen zur Herzenssache, sie ist hier niemals, wie einst bei den Romanen, ein elegantes Spiel, ein Zeitvertreib für die müßigen Stunden der vornehmen Welt geworden. Nicht die Höfe erzogen unsere Literatur, sondern die aus dem freien Schaffen der Nation entstandene neue Bildung unterwarf sich die Höfe, befreite sie von der Unnatur ausländischer Sitten, gewann sie nach und nach für eine mildere, menschlichere Gesittung.

Und diese neue Bildung war deutsch von Grund aus. Während das

politische Leben in unzählige Ströme zertheilt dahinfloß, waltete auf dem Gebiete der geistigen Arbeit die Naturgewalt der nationalen Einheit so übermächtig, daß eine landschaftliche Sonderbildung niemals auch nur versucht wurde. Alle Helden unserer classischen Literatur, mit der einzigen Ausnahme Kants, sind gewandert, und haben ihre reichste Wirksamkeit nicht auf dem Boden ihrer Heimath gefunden. In ihnen allen lebte das Bewußtsein der Einheit und Ursprünglichkeit des deutschen Wesens und das leidenschaftliche Verlangen, die Eigenart dieses Volksthums wieder in der Welt zu Ehren zu bringen; sie alle wußten, daß das ganze große Deutschland ihren Worten lauschte, und empfanden es als ein stolzes Vorrecht, daß allein der Dichter und der Denker zu der Nation reden, für sie schaffen durfte. Also wurde die neue Dichtung und Wissenschaft auf lange Jahrzehnte hinaus das mächtigste Band der Einheit für dies zersplitterte Volk, und sie entschied zugleich den Sieg des Protestantismus im deutschen Leben. Die geistige Bewegung hatte ihre Heimath im evangelischen Deutschland, riß erst nach und nach die katholischen Gebiete des Reichs mit in ihre Bahnen hinein. Aus der Gedankenarbeit der Philosophen ging eine neue sittliche Weltanschauung, die Lehre der Humanität, hervor, die, aller confessionellen Härte baar, gleichwohl fest im Boden des Protestantismus wurzelte, und schließlich allen denkenden Deutschen, den Katholiken wie den Protestanten, ein Gemeingut wurde; wer sie nicht kannte, lebte nicht mehr mit dem neuen Deutschland.

Jene mittleren Schichten der Gesellschaft aber, welche die neue Bildung trugen, rückten dermaßen in den Vordergrund des nationalen Lebens, daß Deutschland vor allen anderen Völkern ein Land des Mittelstandes wurde; ihr sittliches Urtheil und ihr Kunstgeschmack bestimmten die öffentliche Meinung. Der classische Unterricht, vordem nur ein Mittel für die Fachbildung der Juristen und Theologen, wurde die Grundlage der gesammten Volksbildung; aus den zerfallenden alten Ständen erhob sich die neue Aristokratie der studirten Leute, die an hundert Jahre lang der führende Stand unseres Volkes geblieben ist. Nach allen Seiten hin wirkte die literarische Bewegung erweckend und befruchtend: sie veredelte die rohen Sitten, gab der Frau das gute Recht der Herrin im geselligen Verkehre zurück; sie schenkte einem gedrückten und verschüchterten Geschlechte wieder die helle Lust am Leben. Sie schuf, indem sie die Schriftsprache Martin Luthers ausbaute, eine gemeinsame Umgangssprache für alle deutschen Stämme; erst im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts begannen die gebildeten Klassen das reine Hochdeutsch auch im täglichen Leben in Ehren zu lassen. Unberührt von dem Lärm und der Hast der großen Welt konnte sich die deutsche Dichtung wunderbar lange den unschuldigen Frohmuth, die gesammelte Andacht und die frische Werdelust der Jugend bewahren; das war es, was Frau von Staël noch in den Glanztagen der Weimarischen Kunst so mächtig bezauberte, sie meinte an der Ilm

inmitten der Höchstgebildeten des deutschen Volkes die reine Waldluft eines ursprünglichen Menschenlebens zu trinken und athmete wieder auf von dem Dunst und dem Staube ihrer heimischen Weltstadt. Und wie es das Recht des Jünglings ist, Unendliches zu versprechen, nach allen Kränzen des Ruhmes zugleich die Hände auszustrecken, so zeigte auch die deutsche Nation in jenem zweiten Jugendalter ihrer Dichtung ein wunderbar vielseitiges Streben, sie war unermüdlich im Aufwerfen neuer Probleme, im Erfinden neuer Kunstformen, versuchte ihre Kraft an allen Wissenschaften zugleich, mit einziger Ausnahme der Politik.

Freilich waren mit dieser eigenthümlichen Entstehung unserer neuen Literatur auch ihre Schwächen gegeben. Da der Dichter hier nicht unmittelbar aus den großen Leidenschaften eines bewegten öffentlichen Lebens seine Stoffe schöpfen konnte, so gewann die Kritik ein Uebergewicht, das der unbefangenen künstlerischen Schöpferkraft oft gefährlich wurde; die meisten dramatischen Helden unserer classischen Kunst zeigen einen kränklichen Zug der Entsagung, der Thatenscheu. Die regellose Freiheit des Schaffens verführte die Poeten leicht zu willkürlichen Einfällen, zu gesuchter Künstelei, zu vielverheißenden Anläufen, die keinen Fortgang fanden, und es ist kein Zufall, daß der erste unserer Dichter unter allen großen Künstlern der Geschichte die meisten Fragmente hinterlassen hat. Die eigenartige Begabung durfte sich noch ungestört ausleben in ursprünglicher Kraft, ward noch nicht durch das politische Parteileben über einen Kamm geschoren; stürmisch war die Liebe, zärtlich die Freundschaft, überschwänglich der Ausdruck jeder Empfindung; eine beneidenswerth gedankenreiche Geselligkeit erzog einzelne Männer von allseitiger Bildung, wie sie seit den Tagen des Cinquecento der europäischen Welt nicht wieder erschienen waren. Doch mit der Eigenart entfaltete sich auch die Unart der freien Persönlichkeit in der Stille dieses rein privaten Lebens. „Lieben, hassen, fürchten, zittern, hoffen, zagen bis ins Mark" — so hieß das Losungswort der neuen Stürmer und Dränger; ein unbändiges Selbstgefühl, ein himmelstürmender Trotz ward in dem jungen Geschlechte rege, wunderlich abstechend von der Unfreiheit der öffentlichen Zustände. Unberechenbare Launen, persönlicher Haß und persönliche Neigung traten anmaßend auf den Markt hinaus; viele Werke jener Epoche sind schon heute nur dem verständlich, der die Briefe und Tagebücher ihrer Dichter kennt.

Eine Literatur von solchem Ursprung und Charakter konnte nicht im vollen Sinne volksthümlich werden, konnte nur langsam und mittelbar auf die Massen wirken. Während die Gebildeten an den reinen Formen der Antike sich begeisterten, blieb das Schönheitsgefühl der Volksmassen, obgleich sie bessere Schulbildung genossen als ihre romanischen Nachbarn, weit stumpfer als in Frankreich und Italien. Eine leidliche Durchbildung des Formensinnes ist diesem nordischen Volke nur einmal beschieden gewesen: in den Tage der Staufer, da die Pfalzen und Dome des spätromanischen Stils

sich erhoben und die herrlichen Lieder unserer älteren classischen Dichtung in jedem Dorfe am Rhein und Main von den Bauern und Mägden verstanden wurden. Seitdem ist noch auf jeder Entwicklungsstufe der deutschen Cultur ein häßlicher Bodensatz ungebrochener Barbarei an den Tag getreten. Als die prächtige Renaissance-Façade des Otto-Heinrichsbaus zu Heidelberg entstand, lag die deutsche Dichtkunst tief darnieder, und das edle Bauwerk ward durch klägliche Knittelverse verunziert. Und wieder, als die frohe Zeit unserer zweiten classischen Dichtung anhob, wurden die bildenden Künste, die nur in der weichen Luft behäbigen Wohlstandes gedeihen, von dem frischen Hauche der neuen Zeit kaum berührt, und Goethe verschwendete die Pracht seiner Verse an lächerliche Bauten, wie jenes römische Haus zu Weimar, das mit seinen antikisirenden Formen dem Volke fremd bleibt, den gebildeten Sinn durch kahle Nüchternheit beleidigt. Wohl ist es ein rührender Anblick, dies Heroengeschlecht des Idealismus, das inmitten der schmucklosen Armseligkeit kleinfürstlicher Residenzdörfer um die höchsten Güter der Menschheit warb: unnatürlich weit blieb doch der Abstand zwischen dem Reichthum der Ideen und der Armuth des Lebens, zwischen den verwegenen Gedankenflügen der Gebildeten und dem grundprosaischen Treiben der hart arbeitenden Massen. Der Adel einer harmonisch durchgebildeten Gesittung, wie sie die Italiener in den Tagen Leonardos beglückte, blieb den Deutschen noch immer versagt.

Aber wie sie nun war mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, diese literarische Revolution hat den Charakter der neuen deutschen Cultur bestimmt. Sie erhob dies Land wieder zum Kernlande der Ketzerei, indem sie den Grundgedanken der Reformation bis zu dem Rechte der voraussetzungslos freien Forschung weiterbildete. Sie erweckte mit den Idealen reiner Menschenbildung auch den vaterländischen Stolz in unserem Volke; denn wie unreif auch die politische Bildung der Zeit erscheint, wie verschwommen ihre weltbürgerlichen Träume, in allen ihren Führern lebte doch der edle Ehrgeiz, der Welt zu zeigen, daß, wie Herder sagt, „der deutsche Name in sich selbst stark, fest und groß sei.“ Nicht im Kampfe mit den Ideen der Humanität, sondern recht eigentlich auf ihrem Boden ist die vaterländische Begeisterung der Befreiungskriege erwachsen. Als grausame Schicksalsschläge den in den Wolken fliegenden deutschen Genius wieder an die endlichen Bedingungen des Daseins erinnert hatten, da gelangte die Nation durch einen nothwendigen letzten Schritt zu der Erkenntniß, daß ihre neue geistige Freiheit nur dauern konnte in einem geachteten, unabhängigen Staate; der Idealismus, der aus Kants Gedanken und Schillers Dramen sprach, gewann eine neue Gestalt in dem Heldenzorne des Jahres 1813. Also hat unsere classische Literatur von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her dem nämlichen Ziele zugestrebt wie die politische Arbeit der preußischen Monarchie. Diesen beiden bilden-

den Mächten dankt unser Volk seine Stellung unter den Nationen, den besten Inhalt seiner neuesten Geschichte; und merkwürdig, wie sie beide in ihrer Entwicklung an hundert Jahre lang mit einander Schritt gehalten haben: ein innerer Zusammenhang, der ebendarum nicht zufällig sein kann, weil eine unmittelbare Wechselwirkung selten stattfand. In derselben Zeit, da der große Kurfürst den neuen weltlichen Staat der Deutschen schuf, geschah auch in der Literatur die entscheidende That, die Befreiung der Wissenschaft von dem Joche der Theologie. Als darauf der preußische Staat unter Friedrich Wilhelm I. in stiller Arbeit seine Kräfte sammelte, trat auch das geistige Leben der Nation in einen Zustand der Selbstbesinnung: die dürre Prosa der Wolffischen Philosophie lehrte die Mittelklassen wieder logisch zu denken und zu schreiben. Um das Jahr 1750 endlich, gleichzeitig mit dem Heldenruhme König Friedrichs, begann das Erwachen der schöpferischen Kraft in der Literatur, und die ersten dauernden Werke der neuen Dichtung erschienen.

Dem Mittelalter erschien die sittliche Welt als eine geschlossene sichtbare Einheit; Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft empfingen die sittlichen Gesetze ihres Lebens aus der Hand des Papstes. Es war die Absicht der Reformation, diese Herrschaft der geistlichen Gewalt zu zerstören, dem Staate wie der Wissenschaft das Recht auf ein selbständiges sittliches Dasein zurückzugewinnen. Doch sie hielt ein bei einem halben Erfolge. Wie die Theokratie des heiligen Reichs aufrecht blieb und alle weltlichen Staaten dem Glaubenseifer der Kirchen ihren streitbaren Arm liehen, so fiel auch die Wissenschaft wieder zurück in die theologische Verbildung; die alte Königin der Wissenschaften behauptete ihren Herrscherthron, alle Lehrer der Universitäten wurden auf ein kirchliches Bekenntniß verpflichtet. Da hob, zunächst in Deutschlands höher gesitteten Nachbarländern, die große Arbeit des mathematischen Jahrhunderts an: eine strenge und klare, weltlich freie Forschung erklärte die Geheimnisse der Natur, und gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als Newton die Gesetze der Mechanik des Himmels fand, war nach und nach eine grundtiefe Veränderung in der Weltanschauung der Menschheit vorgegangen. Das kirchliche Bekenntniß hatte bisher als der einzige feste Maßstab für das unsichere Denken gegolten, jetzt erschien das Wissen sicherer als der Glaube. Es wird nun immer eine stolze Erinnerung unseres Volkes bleiben, wie kühn und frei das getretene Geschlecht des dreißigjährigen Krieges an dieser mächtigen Bewegung sich betheiligte: zuerst empfangend und lernend — denn dahin war es mit uns gekommen, daß Leibnitz sagen mußte, der deutschen Nation sei als einzige Begabung der Fleiß geblieben — nachher selbständig und selbstthätig. Nach langem erbittertem Kampfe vertrieb Pufendorf die Theologen aus der Staatswissenschaft und begründete für Deutschland eine weltliche Lehre vom Staate. Andere Wissenschaften folgten und stellten sich auf ihre eignen

Füße; die Heidelberger Hochschule gab zuerst den Grundsatz der Glaubenseinheit auf. In Leibnitz erstand ein Denker, dessen behutsam vermittelnder Geist innerlich schon ganz frei war von dem Banne des Dogmas und der voraussetzungslosen Forschung der deutschen Philosophie die Bahnen brach; und bald durfte Thomasius frohlockend rufen: „Ungebundene Freiheit allein giebt dem Geiste das wahre Leben.“ Durch die Verweltlichung der Wissenschaften wurde die politische Macht der Kirchen allmählich von innen heraus zerstört. Von der Herrschaft, welche die Oberhofprediger und Consistorien einst in den lutherischen Reichslanden besaßen, war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wenig mehr übrig; das neue Beamtenthum stand fest zu der Souveränität des Staates. Zugleich wagte Thomasius die deutsche Sprache in den akademischen Unterricht einzuführen, und seit alle protestantischen Hochschulen seinem Beispiele folgten, sah sich die lateinische Gelehrsamkeit der Jesuiten außer Stande, den Wettkampf mit der protestantischen Wissenschaft aufzunehmen; wer im katholischen Deutschland nach lebendiger Bildung verlangte, eilte den protestantischen Universitäten zu. Wenngleich der Zunftstolz der Gelehrten, die Roheit der akademischen Jugend noch nicht gänzlich überwunden wurde, die erste Brücke zwischen der Wissenschaft und dem Leben der Nation war doch geschlagen.

Zugleich brach für die evangelische Kirche ein neues Leben an, das in der jungen Hallischen Hochschule seinen Heerd fand und mit der duldsamen Kirchenpolitik des preußischen Staates fest zusammenhing. Die Nation war verekelt an dem wüthenden Dogmenstreite des Zeitalters der Religionskriege. Die Unionsbestrebungen der Calixtiner, die fromme Glaubensinnigkeit der Pietisten und die rationalistische Kritik des Thomasius fanden sich zusammen im gemeinsamen Kampfe gegen die Herrschsucht des theologischen Buchstabenglaubens. Der über dem Gezänk der Glaubenseiferer fast vergessene sittliche Gehalt des Christenthums trat wieder in sein Recht, seit Francke und Spener ihre Gemeinden mahnten das Evangelium zu leben in gemeiner, brüderlicher Liebe; der werkthätige Sinn christlicher Frömmigkeit bekundete sich in der großartigen Stiftung des Hallischen Waisenhauses und anderen Werken der Barmherzigkeit; die Predigt des Pietismus sprach zum Herzen und erlaubte den Frauen, sich wieder als lebendige Glieder der Gemeinde zu fühlen. Die Neubelebung des deutschen Protestantismus führte nicht, wie die Bestrebungen der holländischen Arminianer und der englischen Latitudinarier, zur Bildung neuer Secten; sie ging vielmehr darauf aus den ganzen evangelischen Namen zu vereinigen, die Kirche wieder mit dem Geiste des ursprünglichen Christenthums zu durchdringen und das Wort zu erfüllen: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Nach manchen Kämpfen und Verirrungen blieb doch das dauernde Ergebniß, daß der deutsche Protestantismus die mildeste, freieste und weitherzigste aller christlichen Glaubens-

genossenschaften wurde und auch für die kühnsten Wagnisse der Philosophie noch einen Raum bot, daß die religiöse Duldung allmählich in alle Lebensgewohnheiten der Deutschen drang, zahlreiche gemischte Ehen und bald auch gemischte Schulen den kirchlichen Frieden dieses paritätischen Volkes sicherten.

Nur diese Wiedererhebung des deutschen Protestantismus erklärt jene eigenthümlichsten Charakterzüge der neuen deutschen Cultur, welche den meisten Nicht-Germanen und selbst den Engländern räthselhaft bleiben; nur sie hat es ermöglicht, daß der Deutsche zugleich fromm und frei sein konnte, daß seine Literatur protestantisch wurde und doch nicht confessionell. Der englisch-französischen Aufklärung steht es auf der Stirn geschrieben, daß sie emporkam im Kampfe mit der Herrschsucht unfreier Kirchen und der finsteren Hartgläubigkeit dumpfer Volksmassen; selbst der Deismus der Briten ist irreligiös, denn sein Gott redet nicht zum Gewissen, versieht nur das Amt des großen Maschinenmeisters der Welt. Die deutsche Aufklärung dagegen wurzelte fest im Protestantismus; sie ging der kirchlichen Ueberlieferung mit noch schärferen Waffen zu Leibe als die Philosophie der Nachbarvölker, doch die Kühnheit ihrer Kritik ward ermäßigt durch eine tiefe Ehrfurcht vor der Religion. Sie weckte die Gewissen, welche der englisch-französische Materialismus einschläferte; sie bewahrte sich den Glauben an den persönlichen Gott und an den letzten Zweck der vollkommenen Welt, die unsterbliche Seele des Menschen. Der fanatische Kirchenhaß und die mechanische Weltanschauung der französischen Philosophen erschienen den Deutschen als ein Zeichen der Unfreiheit; mit Widerwillen wendete sich Lessing von Voltaires Spöttereien, und der Student Goethe lachte mit der Selbstgewißheit der zukunftsfrohen Jugend über die greisenhafte Langeweile des Système de la nature. Das evangelische Pfarrhaus behauptete das achtzehnte Jahrhundert hindurch noch seinen alten wohlthätigen Einfluß auf das deutsche Leben, nahm an dem Schaffen der neuen Literatur warmen Antheil. Wenn unsere Kunst nicht zum Besitzthume des ganzen Volks zu werden vermochte, so danken wir doch der Verjüngung des deutschen Protestantismus den großen Segen, daß die sittlichen Anschauungen der Höchstgebildeten Fühlung behielten mit dem Gewissen der Masse, daß endlich Kants Ethik auf die evangelischen Kanzeln und bis in die niedrigsten Schichten des norddeutschen Volkes drang. Die sittliche Kluft zwischen den Höhen und den Tiefen der Gesellschaft war in Deutschland schmäler als in den Ländern des Westens.

Diese erste Epoche der modernen deutschen Literatur trägt noch einen hart prosaischen Zug. Gelehrte stehen an der Spitze der Bewegung; die Dichtung wird von dem Geiste der neuen Tage noch kaum berührt: nur in Schlüters Bauten und Bildsäulen, in den Tonwerken von Bach und Händel tritt der heldenhafte Charakter des Zeitalters groß und frei hervor.

Und doch erscheinen uns heute jene gewaltigen Kämpfe gegen den Jesuitismus und das erstarrte Lutherthum ebenso bahnbrechend, ebenso radical wie die politischen Thaten des Großen Kurfürsten. Sie haben den festen Grund gelegt für Alles was wir heute deutsche Geistesfreiheit nennen. Aus den reiferen Werken von Leibnitz und Thomasius, aus Pufendorfs Schrift über das Verhältniß von Staat und Kirche spricht schon der freie Geist einer unbedingten Duldung, welcher im Auslande weder Locke noch Bayle ganz zu folgen vermochte.

Dem nächsten Menschenalter gebrach die schöpferische Kraft fast völlig; es waren die öden Tage, da Kronprinz Friedrich die bestimmenden Eindrücke seiner Jugend empfing. Eine unfruchtbare Vielwisserei beherrschte den Markt der Gelehrsamkeit, und ihren weitschweifigen Werken fehlte, was der Rheinsberger Musenhof vor Allem schätzte, Maß, Schärfe, Bestimmtheit des Ausdrucks. Gottscheds Dichtung folgte sklavisch den steifen Regeln der französischen Poetik, ohne sich jemals aus breitspuriger Plattheit zu dem rednerischen Pathos der Romanen zu erheben. Kursachsen war das einzige deutsche Land, das sich geschmackvoller Bildung und einer fruchtbaren künstlerischen Thätigkeit rühmen konnte; aber die prächtigen Opern und die reichen Barock-Bauten des Dresdener Hofes bezeichnen nur eine phantastische Nachblüthe der wälschen Kunst, nicht einen Fortschritt unseres nationalen Lebens. Gleichwohl stand das Wachsthum des deutschen Geistes auch jetzt nicht still. Die gemeinfaßlichen Ergebnisse der Gedankenarbeit der hochbegabten letzten Generation wurden allmählich dem Volke geläufig. Die Philosophie Christian Wolffs vollzog eine Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, welche den Bedürfnissen des Zeitalters genügte, gab dem heranwachsenden Geschlechte eine feste, in sich übereinstimmende Weltanschauung. Die Durchschnittsbildung der Mittelklassen fand ihren Frieden in dem Glauben, daß Gott nach den Naturgesetzen wirke. Wolff ging mit Absicht über die Schranken der gelehrten Welt hinaus, weckte in weiten Kreisen die Lust zu denken und zu schreiben, gewöhnte die Gebildeten ihr Scherflein beizutragen zu dem Werke der allgemeinen Aufklärung. Zugleich wirkte der Pietismus in der Gesellschaft fort. Der rauhe Ton tyrannischer Härte verschwand aus dem Familienleben. In den gefühlsseligen Conventikeln der schönen Seelen begann der Cultus der Persönlichkeit. Das Leben jedes Einzelnen erhielt einen ungeahnten neuen Werth und Inhalt; die Deutschen erkannten wieder, wie reich die Welt des Herzens ist, und wurden fähig, tief empfundene Werke der Kunst zu verstehen.

Und nun, urplötzlich wie die Macht des fridericianischen Staates und überraschend stark wie sie, traten die in langen Jahren der Sammlung still gereiften Kräfte des deutschen Genius in den Kampf hinaus. Im Jahre 1747 erschienen die ersten Gesänge von Klopstocks Messias. Die Wärme und Innigkeit des Gefühls, die in den Gebeten und Tagebüchern der Erweckten nur einen unreifen, oft lächerlichen Ausdruck ge-

funden, schuf sich hier endlich eine würdige poetische Form; die ernüchterte Sprache gewann Schwung, Adel, Kühnheit; die ganze Welt des Erhabenen wurde der deutschen Phantasie von Neuem aufgethan. Merkwürdig schnell begriff die Nation, ein neues Zeitalter ihrer Bildung sei angebrochen. Ein Schwarm von jungen Talenten drängte sich um den Sänger, der auch in seiner persönlichen Haltung die Hoheit der neuen Kunst stattlich vertrat, und erging sich in der naiven Selbstüberhebung, die allen kräftig aufsteigenden Epochen eigenthümlich ist, stellte das Epos des deutschen Meisters über Homer, seine Oden über Pindar. Eine phantastische Schwärmerei für das Vaterland berauschte diese Dichterkreise und ist von da, langsam aber mächtig fortwirkend, bis in die untersten Schichten des deutschen Mittelstandes hinabgedrungen. Wie jede Nation, wenn sie in einen Wendepunkt ihres Daseins eintritt, aus den großen Erinnerungen der heimischen Vorzeit frischen Muth zu schöpfen pflegt, so wendete sich die Sehnsucht jener Tage der einfältigen Größe der germanischen Urzeit zu: nur im Schatten deutscher Eichenhaine, nur in dem Lande Hermanns und der Barden sollten Wahrheit und Treue, Kraft und Gluth ursprünglicher Empfindung heimisch sein. Wie jubelte das neue Deutschland, als der Sänger des Messias die junge bebende Streiterin, die deutsche Muse aufrief, den Wettlauf zu wagen mit der Dichtung Englands.

Unterdessen erschloß Winckelmann unserem Volke die Erkenntniß der antiken Kunst und fand die einfältig tiefe Wahrheit wieder, daß die Kunst die Darstellung des Schönen ist. Er schuf zugleich die ersten formvollendeten Werke der neuen deutschen Prosa. Klar, tief und weihevoll erklang die Rede dieses Priesters der Schönheit, mächtige Leidenschaft und große Gedanken zusammengedrängt in maßvoll knapper Form; durch „die erleuchtete Kürze“ seines Stiles wurde die formlos breite Redseligkeit der gelehrten Pedanterei zuerst überwunden. Seine Schriften gaben der jungen Literatur die Richtung auf das classische Ideal. Wetteifernd, in leidenschaftlichem Entzücken, strebten Dichtung und Wissenschaft sich zu erfüllen mit dem Geiste des Alterthums; und da der Mensch nur schätzt was er überschätzt, so wollte dies schönheitsfrohe Geschlecht, berauscht von der Freude der ersten Entdeckung, in der antiken Gesittung nichts sehen als reine Menschlichkeit, Gesundheit, Natur. Den Romanen war eigentlich nur die altrömische Welt wahrhaft vertraut geworden; die Deutschen zog ein Gefühl der Wahlverwandtschaft zu dem hellenischen Genius. Ihnen zuerst unter den modernen Völkern ging das volle Verständniß des griechischen Lebens auf, und als ihre neue Bildung gereift war, durfte ihr Dichter frohlockend rufen: aber die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns! Durch die Einkehr in die Formenwelt des Alterthums erlangte die so oft arm und hart gescholtene deutsche Sprache nicht nur einen guten Theil ihres alten

Reichthums wieder; sie zeigte auch eine ungeahnte bildsame Weichheit und Schmiegsamkeit. Sie allein unter den neuen Culturspracheu erwies sich fähig, alle Versmaße der Hellenen treu und lebendig nachzubilden; sie wurde allmählich, seit der Vossische Homer den Weg gewiesen, die erste Uebersetzersprache der Welt, bot den Gestalten der Dichtung aller Völker und Zeiten gastfreundlich eine zweite Heimath. Und diese reizbare Empfänglichkeit war doch nicht unselbständige Schwäche: die deutschen Jünger des Alterthums standen dem classischen Ideale innerlich frei gegenüber, sie ließen sich nicht, wie einst die Humanisten am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, durch die sittlichen Anschauungen der antiken Welt in der festen Führung des eigenen Lebens beirren. Winckelmann selber freilich erinnert in manchem Zuge an die unbefangenen Heiden des Cinquecento; aber die Mehrzahl der Dichter und Denker, die seinen Spuren folgten, blieb deutsch, nahm von hellenischer Bildung nur an, was deutschem Wesen zusagte, und das Gedicht, das unter allen Werken der modernen Kunst dem Geiste des Alterthums am nächsten kam, Goethes Iphigenie, ward doch durchweht von einem Sinne liebevoller Milde, den die Herzenshärtigkeit der Heiden nie verstanden hätte.

Unabhängig von diesen beiden Richtungen, aber einig mit ihnen in dem Kampfe für das Recht des freien Künstlergeistes, ging Lessing seinen Weg: der productivste Kritiker aller Zeiten, stand er zu Klopstocks pathetischer Ueberschwänglichkeit, wie einst Pufendorf und Thomasius zu dem Pietismus gestanden hatten, ablehnend zugleich und ergänzend. Seiner schöpferischen Kritik gelang, was der Enthusiasmus der neuen Lyrik allein nie vermocht hätte, die gespreizte Unnatur der Gottschedischen Verskunst für immer zu vernichten, die Zwittergattung der Lehrgedichte vom deutschen Parnaß zu vertreiben, die Nation zu befreien von dem Joche der Kunstregeln Boileaus, und so wenig wir dem Manne, der den Patriotismus für eine heroische Schwachheit erklärte, das bewußte vaterländische Gefühl unserer Tage andichten dürfen, durch jene mächtigen Streitschriften, welche die Dramen Voltaires dem Gelächter der Deutschen preisgaben, geht doch derselbe große Zug erstarkenden nationalen Lebens wie durch Friedrichs Heldenlaufbahn. Lessings Kritik wies die deutschen Poeten von der höfischen Dichtung der Bourbonen hinweg zu dem recht verstandenen Aristoteles, zu den einfachen Vorbildern der antiken Kunst und lehrte sie, die naturgetreue Wahrheit über alle erklügelten Regeln zu stellen. Sie zeigte ihnen in Shakespeares Dramatik einen Quell ursprünglichen germanischen Lebens, der ein Jungbrunnen wurde für die deutsche Kunst; der Dichter des fröhlichen alten Englands fand bei dem weltlich freien Sinne der Deutschen bald ein tieferes Verständniß, als in seinem eigenen, durch das Puritanerthum ernüchterten Vaterlande. Lessing vor Allen hat das neue Publicum erzogen; er wurde der erste deutsche Literat, der Erste, der durch seine persönliche Würde den Beruf des

freien Schriftstellers zu Ehren brachte und zu allen Gebildeten der Nation wirksam zu reden verstand. Die dunkelsten Probleme der Theologie, der Aesthetik, der Archäologie erschienen durchsichtig klar, wenn er sie behandelte in dem leichten Tone des lebhaften obersächsischen Gesprächs, in jener kunstvoll einfachen Prosa, die überall sein innerstes Wesen, die Heiterkeit im Verstande, widerspiegelte.

Und hier, schon in den Jugendjahren der classischen deutschen Prosa, zeigte sich's, daß unsere freie Sprache jeden individuellen Stil ertrug, jeden schöpferischen Kopf nach seiner Weise gewähren ließ: der offenbar an französischen Mustern gebildete Stil Lessings war ebenso deutsch wie die majestätischen Perioden Winckelmanns, denn Beide schrieben wie sie mußten. Die rechte Sicherheit des literarischen Selbstgefühles kam den Deutschen aber erst da der große Kritiker sich auch als ein Künstler zeigte und unserer Bühne die ersten Werke schenkte, die nicht beschämt wurden durch die reiche Wirklichkeit des fridericianischen Zeitalters und mit der Dramatik des Auslandes in die Schranken treten durften — Werke des schärfsten Kunstverstandes und doch voll leidenschaftlicher dramatischer Bewegung, bühnengerecht und doch in voller Freiheit erfunden, Gestalten von unvergänglichem menschlichem Gehalt, und doch mit kecker Hand aus dem bewegten Leben der nächsten Gegenwart herausgegriffen. So stieg er hoch und höher, nach allen Seiten hin den Samen einer freien Bildung streuend: durch seine Emilia weckte er der jungen Literatur den Muth, ihre Stimme zu erheben gegen die Unfreiheit in Staat und Gesellschaft; seine theologischen Streitschriften legten den Grund für eine neue Epoche unserer theologischen Wissenschaft, für die Evangelienkritik des neunzehnten Jahrhunderts; seine letzte Dichtung schuf die Form für das Drama hohen Stils, das nachher durch Schiller seine Ausbildung erhalten sollte, und verkündete zugleich jenes Glaubensbekenntniß deutscher Aufklärung, dessen heitere Milde anderen Völkern erst nach den Stürmen der Revolution verständlich wurde.

In den siebziger Jahren trat eine neue, noch reichere Generation auf den Plan. Herders universaler Geist vereinte in sich die Verstandeskühnheit Lessings und die Gemüthsfülle Klopstocks. Er fand die in langen Jahrhunderten barbarischer Ueberbildung verlorene Wahrheit wieder, daß die Dichtung nicht das Besitzthum Einzelner, sondern eine gemeine Gabe aller Völker und Zeiten ist, und führte die deutsche Lyrik zu unseren alten volksthümlichen Formen und Stoffen zurück: der seelenvolle Klang des deutschen Reims trat von Neuem in sein Recht, in Liedern und Balladen gewann das erregte Gefühl einen warmen, tiefen und natürlichen Ausdruck. Einem durchaus unhistorischen Zeitalter, das im Zerstören einer verrotteten Welt historischer Trümmer seinen Ruhm fand, erweckte Herder das Verständniß des geschichtlichen Lebens. Sein freier Sinn verachtete die Armseligkeit jenes selbstzufriedenen Wahnes, der

alle Menschenkinder nur „für das was wir Cultur nennen" geschaffen glaubte; er erkannte, daß jedes Volk sein eigenes Maß der Glückseligkeit, sein eigenes goldenes Zeitalter hat, und mit wunderbarem Ahnungsvermögen fand er das Eigenste aus dem Seelenleben der Völker heraus: der Gegensatz der naiven Cultur des Alterthums und der sentimentalen Bildung der modernen Welt ist ihm zuerst klar geworden. Seinem prophetischen Blicke enthüllte sich schon der Zusammenhang von Natur und Geschichte; er faßte den grandiosen Gedanken „dem Schöpfer nachzugehen, nachzusinnen", die Offenbarung Gottes in den weltbauenden Kräften des Alls wie in den Wandlungen der Menschengeschichte aufzusuchen; er vertiefte die Idee der Humanität, indem er den Menschen verstand als einen „Ton im Chorgesang der Schöpfung, ein lebend Rad im Werke der Natur". Schärfer als Herder hat kein Mann des achtzehnten Jahrhunderts über die endlichen Erscheinungsformen des Christenthums geurtheilt, und doch ist Keiner in das Verständniß des Glaubens tiefer eingedrungen als dieser von Grund aus religiöse Geist. Die Religion zu reinigen von allem geistlosen und unfreien Wesen blieb das höchste Ziel seines Strebens. Durch jede seiner Schriften weht der Hauch einer tiefen Frömmigkeit, ein inniges, glückseliges Zutrauen zu der Weisheit und Güte Gottes, das alle Launen einer selbstquälerischen, leicht verstimmten Natur schließlich niederzwingt; darum konnte der schonungslose Bekämpfer der Verirrungen der Kirche ohne Heuchelei ein hoher Geistlicher und Kirchenbeamter bleiben — ein glänzendes Zeugniß für die maßvolle Freiheit des Zeitalters.

Die neue universale Bildung, welcher Herders kühne Ahnungen und Andeutungen nur den Weg wiesen, empfing nun endlich ihre reine künstlerische Form durch den sprachgewaltigen Dichter, dem ein Gott gab zu sagen was er litt. Diese geheimnißvolle Macht der unmittelbaren Eingebung war es, was die Zeitgenossen zuerst an dem jungen Goethe bewunderten. Bald fühlten sie auch die Kraft seiner unendlichen Liebe, seiner unerschöpflichen Empfänglichkeit für alles Menschliche. Es klang wie ein Selbstgeständniß, wenn er seinen Gottessohn sagen ließ: „O mein Geschlecht, wie sehn' ich mich nach dir! und du, mit Herz- und Liebesarmen flehst du aus tiefem Drang zu mir." Er dichtete nur Erlebtes gleich den Sängern der Zeitalter naiver Kunst; doch dieser Geist war so reich und vielgestaltig, daß seine Dichtung nach und nach den weiten Umkreis des deutschen Lebens umspannte, und während langer Jahrzehnte fast jeder neue Gedanke, den die rastlos schaffende Zeit emporwarf, in Goethes Werken seinen tiefsten und mächtigsten Ausdruck fand, bis endlich die ganze Welt der Natur und des Menschenlebens in dem ruhigen Auge des Greises sich widerspiegelte; und so ist ihm geworden was er sich wünschte, daß heute noch da Enkel um ihn trauern, zu ihrer Lust noch seine Liebe dauert. Im sicheren Bewußtsein einer ungeheuren Begabung trat er seine Laufbahn

an und hieß den Schwager Kronos ins Horn stoßen, „daß der Orkus vernehme: ein Fürst kommt! — drunten von ihren Sitzen sich die Gewaltigen lüften.“ Wohl war es Fürstenwerk, wie er schon durch seine Jugendgedichte der deutschen Lyrik das neue Leben brachte, das Herder nur ahnte. Alle die holden und zarten, die süßen und sehnsüchtigen Gefühle des deutschen Herzens, die von Klopstocks pathetischem Odenstile übertäubt wurden, gewannen jetzt auf einmal Sprache; die uralten Lieder vom Röslein auf der Haide entzückten wieder die gebildete Jugend, seit Goethe sie den Hirten und den Jägern ablauschte, ihre Einfalt adelte durch den Zauber seiner Kunst; an seinen geselligen Liedern lernten die Deutschen wieder, so recht aus Herzensgrunde froh zu sein, unbefangen aufzugehen im himmlischen Behagen des Augenblicks. Dann führte der Götz die derbe unverstümmelte Kraft und Großheit des alten deutschen Lebens der Nation wieder vor die Augen; dann fanden Werthers Leiden das erlösende Wort für den Sturm und Drang schwärmerischer Leidenschaft, der die Herzen des jungen Geschlechts erfüllte, und es ward auch politisch bedeutsam, daß einmal doch in diesem zerrissenen Volke ein Dichter einen unwiderstehlichen, allgemeinen Erfolg errang, wie einst Cervantes, und Alles was jung war in schöner Begeisterung sich zusammenfand. Als das fridericianische Zeitalter zu Ende ging, riß der Dichter sich los aus jenen Herzenskämpfen, denen wir die schönsten Liebesgedichte deutscher Sprache verdanken, um nach zehn Jahren höfischen Lebens voll Arbeit und Zerstreuung wieder ein Künstler zu werden; er eilte in „jenes Land, wo für jeden Empfänglichen die eigenste Bildungsepoche beginnt“, dort im Süden lernte er nordische Leidenschaft und Gemüthstiefe mit antiker Formenreinheit zu versöhnen.

So groß er war und so gewaltig sein Einfluß, die Herrschaft über unsere Dichtung hat er nie beansprucht, und deutsche Freiheit hätte sie Keinem gestattet. Nach wie vor, auch nachdem jener übermächtige Genius erstanden war, fluthete die literarische Bewegung in fröhlicher Ungebundenheit dahin: hunderte selbständiger Köpfe nach eigenem Willen thätig; überall in den Dichterbünden und Freimaurerlogen ein begeistertes Suchen nach reiner Menschlichkeit, nach der Erkenntniß des Ewigen; und überall in dem bewegten Treiben die frohe Ahnung einer wundervollen Zukunft. Dies Geschlecht fühlte sich wie emporgehoben über die gemeine Wirklichkeit der Dinge, wie auf Windesflügeln dahingetragen dem Tage des Lichts, der Vollendung der Menschheit entgegen. Die gedankenlose Masse freilich verlangte auch damals, wie zu allen Zeiten, nur nach behaglicher Unterhaltung; Wielands schalkhafte Munterkeit war ihr bequemer als Klopstocks Pathos, wie späterhin Kotzebue populärer wurde als Schiller und Goethe. Aber in den besten Kreisen der Gesellschaft herrschte ein freudiger Idealismus; er gab der Bildung des Zeitalters das Gepräge.

Indessen entdeckte die Nation, daß sie neben dem größten Dichter auch

den größten wissenschaftlichen Kopf des Zeitalters besaß. Den Gegensatz der deutschen und der französisch-englischen Weltanschauung bezeichnet Goethe mit den einfachen Worten: „Die Franzosen begreifen nicht, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist.“ Dem deutschen Idealismus erschien umgekehrt gerade dies räthselhaft: wie etwas von außen in die Seele hineingelangen könne. Der Aufklärung des Westens galt die Welt der sinnlichen Erfahrung als die schlechthin unbestreitbare Wirklichkeit; da unternahm Kant die Thatsachen der menschlichen Erkenntniß zu erklären und stellte die tiefe Frage: wie ist ein wissenschaftliches Erkennen der Natur überhaupt möglich? Es war der große Wendepunkt der neuen Philosophie. Mit dem gleichen königlichen Selbstgefühle wie Goethe hatte Kant die Arbeit seines Lebens begonnen: „nichts soll mich hindern meinen Lauf fortzusetzen;“ er war ausgegangen von den Ideen des mathematischen Jahrhunderts und darauf jeder Bewegung der neueren Jahrzehnte selbständig gefolgt. Gegen das Ende des fridericianischen Zeitalters trat er dann mit jenen Werken hervor, welche die sittlichen Grundgedanken des gereiften Protestantismus auf lange hinaus feststellten. Verwegener als irgend einer der Gottesleugner der Encyclopädie bekämpfte er den Wahn, als ob es je eine Wissenschaft vom Uebersinnlichen geben könne; doch auf dem Gebiete der praktischen Vernunft fand er die Idee der Freiheit wieder. Aus der Nothwendigkeit des sittlichen Handelns ergab sich ihm, nicht gestützt auf theologische Krücken und ebendarum unwiderstehlich siegreich, die große Erkenntniß, daß das Unbegreiflichste das Allergewisseste ist: das empirische Ich unterliegt den Gesetzen der Causalität, das intelligible Ich handelt mit Freiheit. Und dem freien Handeln stellte er jenen Imperativ, bei dem die Einfalt wie die höchste Bildung ihren Frieden finden konnte: handle so, als ob die Maxime deines Handelns Naturgesetz werden müßte. Auch Kants Gedanken, wie Alles was diese lebensprühende Zeit geschrieben hat, empfingen ihre volle Wirkung erst durch die Macht der Persönlichkeit. Die heitere Weisheit des Königsberger Denkers, der von dem Menschen forderte, daß er selbst in guter Laune sterben müsse, die schlichte Größe dieses ganz von der Idee erfüllten Lebens packte die Gewissen. Kant wurde der Bildner seiner altpreußischen Heimath, er hat die entlegene Ostmark wieder als ein thätiges Glied in die Werkstatt deutscher Geistesarbeit zurückgeführt; und die Erhebung von 1813 bewährte, wie tief dem tapferen Volke das Wort zu Herzen gedrungen war, daß überall nichts in der Welt für gut dürfe gehalten werden, als allein ein guter Wille.

Und schon erhob sich der junge Dichter, dem bestimmt war dereinst die Ideen der Kantischen Ethik in den weitesten Kreisen der Nation zu verbreiten. Roh und formlos erschienen Schillers Jugendwerke, wie sie eine unbändige Willenskraft dem Zwange kleinlich unfreier Verhältnisse abgetrotzt hatte; doch der kühne Wurf der Fabel, das mächtige Pathos,

der volle langanhaltende Athemzug der Leidenschaft und der gewaltig aufsteigende Gang der Handlung ließen schon ahnen, daß Deutschland seinen größten Dramatiker gefunden hatte — einen dictatorischen, zum Herrschen und Siegen geborenen Geist, der jetzt in den Tagen jugendlicher Gährung seinen Hörern das Wilde und Gräßliche unwiderstehlich aufzwang und nachher, gereift und geläutert, die Tausende mit sich emporriß über die gemeine Bedürftigkeit des Lebens. Aus der lärmenden Rhetorik dieser Tragödien sprach eine Welt von neuen Gedanken, glühende Sehnsucht nach Freiheit und der Haß einer großen Seele wider die starren Formen der alten Gesellschaft; Rousseaus Schriften und die politische Bewegung der Nachbarlande warfen bereits ihre ersten Funken nach Deutschland hinüber. Ein Verächter alles Platten, Engen, Alltäglichen, strebte dieser Sohn des kleinbürgerlichen Schwabenländchens hinaus in die großen Kämpfe der historischen Welt; er zuerst band unserer dramatischen Muse den Kothurn an die Sohlen, führte sie unter Könige und Helden, auf die Höhen der Menschheit.

Neben solchem Reichthum der Kunst und der Wissenschaft erscheint die eigentlich politische Literatur unheimlich klein und dürftig. Wie noch jede große Umgestaltung unseres geistigen Lebens in den Schicksalen einer deutschen Universität sich widergespiegelt hat, so läßt sich auch wohl ein Zusammenhang nachweisen zwischen den Anfängen unserer classischen Literatur und der ersten Blüthe der Georgia Augusta. Die eifrige Pflege der Rechts- und Staatswissenschaften, die von Göttingen ausging, stand in Wechselwirkung mit der großen Gedankenströmung des Jahrhunderts, die sich überall den exacten Wissenschaften ab- und der Freiheit der historischen Welt zuwandte. Und es war lebendiges Recht was die Göttinger Publicisten lehrten; die Rechte des Protestantismus und der weltlichen Reichsstände gegen die schattenhaften Ansprüche des Kaiserthums zu vertheidigen galt als Ehrenpflicht der welfischen Professoren. Doch weder Schlözers derber Freimuth noch Pütters Sammlerfleiß, weder die Gelehrsamkeit der beiden Moser noch irgend eine andere unter den vielen stattlichen publicistischen Erscheinungen der Zeit trägt den Stempel des Genies. Keine Spur von Pufendorfs kühnem Weitblick, keine Spur von jener schöpferischen Kritik, welche die Dichter mit feurigem Odem berührte; nichts von der köstlichen Prägnanz des Ausdruckes, die uns an der schönen Literatur der Zeit entzückt: neben dem Silbertone Lessing'scher und Goethe'scher Prosa giebt die Sprache Pütters einen blechernen Klang.

Während die deutsche Dichtkunst und Philosophie die Werke der Nachbarvölker überflügelte, behielten in der Staatswissenschaft Engländer und Franzosen die Führung. An der großen politischen Gedankenbewegung des Jahrhunderts nahm Deutschland einen wirksamen Antheil allein durch die Thaten und die Schriften des großen Königs, den der literarische Aufschwung seines Volkes nicht berührte. Wie schwach sind selbst in

Herders „Ideen“ die politischen Abschnitte neben der Fülle der culturhistorischen. Der einzige stark und eigenthümlich angelegte politische Denker, der Deutschlands jungem literarischen Leben angehörte, Justus Möser, hat auf die Zeitgenossen eigentlich nur ästhetisch gewirkt durch seine geistvolle Schilderung des deutschen Alterthums; seine tiefsinnige geschichtliche Auffassung vom Staate ward erst weit später, in den Tagen der historischen Rechtsschule, von der Nation verstanden. Die deutschen Leser brachten dem Publicisten ein reicheres Maß von Geschichtskenntnissen entgegen als die Briten und Franzosen, aber keinen Schimmer von politischer Leidenschaft und politischem Verständniß. Die durch und durch unpolitische Zeit verstand die Kunst sich wohl zu befinden unter Zuständen, deren vollendeten Widersinn Jedermann fühlte. Derweil der Forschermuth deutscher Denker kühnlich an die dunkelsten Räthsel des Kosmos herantrat, erschien selbst nach den furchtbaren Lehren der sieben Jahre kein einziger Mann, der den Finger in die Wunden des deutschen Staates legte und der Nation mit schonungslosem Freimuth die entscheidende Frage vorhielt: was dies Aufsteigen einer neuen deutschen Großmacht für unsere Zukunft bedeute?

Weder in dem Gedankenreichthum der Literatur noch in der Thatkraft des preußischen Staates fand das deutsche Leben einen erschöpfenden Ausdruck. Wohl kamen Augenblicke, da die beiden schöpferischen Mächte unserer neuen Geschichte einander zu berühren und zu verstehen schienen. Wir Nachlebenden vernehmen mit Rührung, wie die bärbeißigen Offiziere des fridericianischen Heeres in Leipzig bei dem frommen Gellert Herzensrath und Erbauung suchten; der Dichter des Frühlings, Ewald Kleist, der preußische Werbeofffizier, der sich in Zürich von den Strapazen der Menschenjagd im Kreise Klopstockischer Schöngeister erholte und dann bei Kunnersdorf den Soldatentod fand, erscheint uns heute bedeutender als mancher begabtere Poet, weil er den Heldensinn und die Dichtersehnsucht dieser reichen Zeit in sich vereinigte. Im Ganzen bleibt doch sicher, daß das alte Preußen ebenso unästhetisch war wie die deutsche Literatur unpolitisch. Die preußische Hauptstadt war zu Lessings Zeiten einige Jahre lang die Hochburg der deutschen Kritik; seit den siebziger Jahren besaß sie wohl das kunstsinnigste Publicum Deutschlands, eine verfeinerte, geistreiche Geselligkeit; schöpferisches Vermögen zeigte sie noch wenig. Vielmehr führte gerade an der Spree der seichte Eudämonismus das große Wort. Dem platten Menschenverstande Nicolais ging der Flug der jungen Dichtung zu hoch; unter den Jammerrufen der Berliner Kritik wurden draußen im Reich die großen Schlachten der neuen deutschen Cultur geschlagen. Unserer classischen Literatur fehlte der feste Boden der nationalen Macht. Sie hat für alle Zukunft erwiesen, daß die stolze Freiheit der Poesie der Sonne des Glücks entrathen kann, daß eine neue Gedankenwelt, sobald sie sich in der Seele eines Volkes angesammelt hat, auch unfehlbar

Form und Ausdruck finden muß. Aber die Nation lief Gefahr einer krankhaften Ueberschätzung der geistigen Güter zu verfallen, da ihr literarisches Leben so viel herrlicher war als das politische. Der Patriotismus ihrer Dichter blieb zu innerlich um unmittelbar auf das Volksgefühl zu wirken. Der edle weltbürgerliche Zug, der die gesammte Literatur des achtzehnten Jahrhunderts erfüllte, fand hier nicht wie in Frankreich ein Gegengewicht an einem durchgebildeten Nationalstolze, er drohte die Deutschen ihrem eigenen Staate zu entfremden.

So glänzend hatte Deutschland seit Luthers Tagen nicht mehr in der europäischen Welt dagestanden wie jetzt, da die ersten Helden und die ersten Dichter eines reichen Jahrhunderts unserem Volke angehörten. Und solche Fülle des Lebens nur hundert Jahre nach der Schande der Schwedennoth! Wer damals die Lande der größeren weltlichen Reichsstände in Mittel- und Norddeutschland durchreiste, gewann den Eindruck, als ob hier ein edles Volk in friedlicher Entwicklung einer schönen Zukunft entgegenreifte. Die humane Bildung der Zeit bethätigte sich in zahlreichen gemeinnützigen Anstalten; die alte Landplage der Bettler verschwand von den Landstraßen, die größeren Städte sorgten freigebig für ihre Armen- und Krankenhäuser; eifrige Paedagogen bemühten sich nach neu erfundenen Systemen die Jugend wissenschaftlich zu bilden ohne ihr die Unschuld des Rousseau'schen Naturmenschen zu rauben. Ueberall rüttelte die aufgeklärte Welt an den trennenden Schranken der alten ständischen Ordnung; schon fanden sich einzelne Edelleute, die freiwillig ihren Gutsunterthanen die Freiheit schenkten; die Philosophen vernahmen mit Befriedigung, daß eines Schinders Sohn in Leipzig Arzt geworden, ein junger Frankfurter Doctor im adelstolzen Weimar über die Schultern der eingeborenen Edelleute hinweg zum Ministerposten aufgestiegen war. Eine heitere Naturschwärmerei verdrängte die alte Angst vor den Unbilden der freien Luft, die philisterhaften Gewohnheiten des Stubenlebens: die Gelehrten fingen an sich wieder heimisch zu fühlen auf Gottes Erde. Und doch war das Volk im Innersten krank. Unbewegt und unversöhnt stand die große Lüge des Reichsrechts neben der neuen Bildung und dem neuen Staate der Deutschen; alle Fäulniß, alle Niedertracht des deutschen Lebens lag wie ein ungeheurer Scheiterhaufen angesammelt in den Kleinstaaten des Südens und Westens, dicht neben dem ruhelosen Nachbarvolke, das den Feuerbrand über die Grenze schleudern sollte. Der Ruhm des fridericianischen Zeitalters war kaum verblichen, als das heilige römische Reich schmachvoll zusammenstürzte.

Zweiter Abschnitt.

Revolution und Fremdherrschaft.

Nur ein königlicher Feldherr oder ein reformatorischer Gesetzgeber konnte das Erbe Friedrichs ungeschmälert behaupten. Die alte Form der fridericianischen Monarchie stand auf zwei Augen. Wenn es nicht gelang die kriegerischen Kräfte dieses Volkes noch einmal zu kühnem Wagen zusammenzuraffen und dem heiligen Reiche durch Preußens Waffen eine neue Verfassung zu schaffen, so ließ sich die gewaltsame Vereinigung der gesammten Staatsgewalt in einer Hand nicht mehr für die Dauer aufrechterhalten. Der erweiterte Umfang des Staatsgebietes, die gesteigerten Ansprüche an die Leistungen des Staates und das mächtig erstarkte Selbstgefühl der wohlhabenden Klassen geboten eine umfassende Reform, welche den Staatshaushalt beweglicher gestaltete, die unhaltbar gewordene alte Gliederung der Stände beseitigte und dem Unterthan erlaubte, bei der Verwaltung von Kreis und Gemeinde selber Hand anzulegen. Unterblieb der Neubau, so drohte der Monarchie Siechthum und Erstarrung; jener Geist der Kritik, der von Friedrich selber geweckt aber durch die Scheu vor seinem Genius in Schranken gehalten worden war, konnte leicht den sittlichen Halt des Staates, die alte preußische Treue und Mannszucht, zerstören.

Es ward Deutschlands Verhängniß, daß Friedrichs Nachfolger weder die eine noch die andre Aufgabe zu lösen vermochte. Friedrich Wilhelm II. besaß die ritterliche Tapferkeit seiner Ahnen und ein lebendiges Gefühl für seine königliche Würde, für die Großmachtstellung seines Staates, doch weder die Sachkenntniß und den ausdauernden Fleiß, noch die Sicherheit des Urtheils und die feste Willenskraft, welche sein schweres Amt erheischte. Ebenso mild und wohlwollend, wie sein alternder Oheim menschenfeindlich gewesen, leicht erregbar, reich an guten Einfällen, empfänglich für hochgehende Entwürfe, ließ er das rasch und feurig Ergriffene wieder fallen, wenn zäher Widerstand ihn ermüdete oder schlaue Gegner seiner Großmuth zu schmeicheln wußten. Die Kleinheit der Menschen athmete erleichtert

auf, als die erdrückende Größe des alten Helden von hinnen ging; aufrichtiger Jubel begrüßte den Vielgeliebten, der so traulich und warmherzig mit seinem Volke verkehrte. Wieder wie in den Tagen Friedrichs I. rühmte man die inepuisablen Hände des Königs, und noch lange ging im Lande die Rede von den Geschenken und Adelsbriefen des großen Gnadenjahres 1787. Manche Härten des fridericianischen Regiments wurden beseitigt: die verhaßte Regie fiel, die Werbeoffiziere empfingen „zum Besten der Menschheit“ die Weisung, ihr hartes Handwerk mit Mäßigung zu betreiben. Doch im Wesentlichen blieb die alte Verwaltung unverändert, nur daß jetzt der Herrschergeist fehlte, der sie zu beseelen verstanden. Das Heerwesen sank unter greisenhaften Führern; den Veteranen, die noch die Kränze der sieben Jahre um die Stirn trugen, wagte der König nicht den Abschied zu geben. Die philanthropischen Ideen des Zeitalters und eine wohlmeinend schwächliche Nachgiebigkeit gegen die bürgerlichen Interessen entfremdeten den Staat der spartanischen Strenge Friedrich Wilhelms I.: durch das Cantonreglement von 1792 wurde zwar der altpreußische Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht nochmals als Regel verkündigt, aber zugleich die Ueberzahl der früherhin zugestandenen Ausnahmen gesetzlich anerkannt und erweitert, also daß der Waffendienst fast ausschließlich die Bauernsöhne belastete.

Der lebenslustige Hof blieb von wüster Verschwendung weit entfernt: die Hofstaats-Kasse, die jetzt auch an Künstler und Gelehrte erhebliche Unterstützungen gab, brauchte im jährlichen Durchschnitt blos 580,000 Thaler — nicht mehr als unter Friedrich Wilhelms sparsamem Nachfolger. Der unwirthschaftliche Sinn des Königs zeigte sich nur in dem leichtsinnigen Verschenken der Staatsgüter; und noch verderblicher wurde, daß seine Gutmüthigkeit sich nicht entschließen konnte, anstatt der aufgehobenen drückenden Abgaben rechtzeitig neue, gerechter vertheilte Steuern aufzulegen. Die Ueberschüsse, deren dieser Staatshaushalt nicht entbehren konnte, geriethen bald ins Stocken. Es fehlte der Muth, die schweren Hindernisse zu überwinden, welche die ständische Verfassung jeder Erhöhung der Steuerlast entgegenstellte; der König rühmte sich gern der Erleichterungen, die er seinem geliebten Volke gebracht habe. Als eine Mobilmachung und zwei Feldzüge den fridericianischen Kriegsschatz fast geleert hatten, sah sich die Monarchie bald in der demüthigenden Lage ihre Machtstellung durch ausländische Hilfsgelder behaupten zu müssen. Die Sittenlosigkeit in der Hauptstadt nahm furchtbar überhand, seit sie an dem Vorbilde des Hofes eine willkommene Entschuldigung fand; sie schoß noch üppiger ins Kraut, seit der nothwendige Rückschlag gegen die flache Freigeisterei der fridericianischen Tage eintrat und eine krankhaft mystische Frömmigkeit in den Hofkreisen modisch wurde. Es bezeichnet die ungeheure Macht des neuen literarischen Idealismus, daß die öffentliche Meinung fortan jedes preußische Regierungssystem nach

dem Geiste beurtheilt hat, der in der Leitung des Kirchen- und Unterrichtswesens vorherrschte. Ganz Deutschland hallte wider von zornigem Tadel, als der hochverdiente Zedlitz den Abschied erhielt und der geistlose Heuchler Wöllner mit seinen Religions- und Censuredicten die freien Gedanken des Jahrhunderts niederzuhalten versuchte. Mit Mühe gelang es die Verkündigung des Allgemeinen Landrechts gegen den Widerstand der höfischen Frömmler durchzusetzen. Der gesunde Kern des Beamtenthums blieb freilich unzerstörbar, aber der schwerfällige Gang der Verwaltung konnte dem rascheren Zuge des bürgerlichen Verkehrs nicht mehr folgen; die erschlaffte Zucht verrieth sich in manchen Unterschleifen und Bestechungen, die unter den beiden letzten Königen unerhört gewesen.

Und nun, in ruhmlosen Tagen, zeigte sich doch, auf wie schwachen Füßen noch jene Staatsgesinnung stand, welche Friedrich in seinem Volke erweckt hatte. Der Nationalstolz der Preußen war wesentlich Verehrung für den großen König, er ermattete mit dem Tode des Helden. Berlin lag für die Masse der Ostpreußen und Schlesier ganz aus der Welt: in Königsberg, Breslau, Magdeburg fand der stillvergnügte Particularismus der Landschaften den Mittelpunkt seiner Interessen. Tiefe, verständnißvolle Theilnahme an den Geschicken des Staates war nur in engen Kreisen lebendig. Um so lauter lärmte die anmaßende Tadelsucht. Der politische Trieb, der in dem Beamtenstaate keine Bühne für gemeinnütziges Wirken fand, warf sich oft auf die Literatur. Eine Fluth von Schmähschriften überschwemmte das Land, erzählte den urtheilslos gläubigen Lesern ungeheuerliche Märchen von der asiatischen Schwelgerei Sauls des Zweiten, Königs von Kanonenland: ein unsauberes Treiben, hochgefährlich, weil in der absoluten Monarchie jeder Tadel seine Pfeile gradeswegs gegen die Person des Königs richten mußte, gefährlicher noch weil aus diesem Schwalle gehässiger Vorwürfe nirgends ein fruchtbarer Gedanke auftauchte, nirgends eine Ahnung von den wirklichen Gebrechen des Gemeinwesens. Trauriger Wandel der Zeiten: noch erzählte die Welt von den geistsprühenden Gesprächen der Tafelrunde von Sanssouci, und jetzt trieb nahebei im Marmorpalais am Heiligen See der Kammerdiener Rietz mit der Gräfin Lichtenau sein plattes Wesen, und der Nachfolger Friedrichs bestaunte andachtsvoll die Geistererscheinungen im Zauberspiegel des Obersten Bischoffswerder.

Friedrichs letztes Werk, der deutsche Fürstenbund, zerbrach dem Erben unter den Händen. Der alte König war freilich über die Herzensgesinnungen seiner kleinen Bundesgenossen, über die Unzuverlässigkeit der Freundschaft von Hannover und Sachsen nie im Zweifel gewesen, man kannte seinen verächtlichen Ausspruch „mit diesen Herren ist nichts zu machen", aber nicht umsonst hatte er den Fürstenbund als ein Vermächtniß an seine Nachkommen bezeichnet. So lange die außerordentliche Gunst der Lage währte, so lange die Angst vor Oesterreichs Uebergriffen

den hohen Adel Deutschlands unter Preußens Fahnen bannte, mußte ein starker Wille die glänzende Stellung an der Spitze des deutschen Fürstenstandes als ein Mittel zu bleibender Machterweiterung zu verwerthen wissen. Die Erledigung des Kaiserthrones stand nahe bevor, da Kaiser Joseph kränkelte; ein geheimer Artikel des Bundesvertrages verpflichtete die Genossen des Fürstenbundes, das Ob und Wie (an und quomodo) der neuen Kaiserwahl nur nach gemeinsamem Einverständniß zu entscheiden. Preußen gebot über die Mehrheit im Kurfürstenrathe; soeben wurde die Coadjutorwahl in dem wichtigsten der geistlichen Staaten, in Kurmainz, zu Preußens Gunsten entschieden. Mindestens der Versuch mußte gewagt werden, die Politik des zweiten schlesischen Krieges unter ungleich glücklicheren Umständen zu erneuern, die todte Masse der deutschen Mittelstaaten unter Preußens Führung zu einer lebendigen Macht zu erheben. Noch einmal schien es möglich, die deutsche Krone auf ein deutsches Haus zu übertragen oder auch das Kaiserthum ganz zu beseitigen und die erlauchte Republik deutscher Fürsten in bündischen Formen neu zu gestalten; einem siegreichen Preußen mußten die kleinen Genossen, wie ungern immer, gehorchen. Der leichtblütigen vertrauensvollen Natur des neuen Königs lagen die skeptischen Ansichten seines welterfahrenen Vorgängers fern. Schon als Prinz er hatte auf den Gedanken des Fürstenbundes glänzende Hoffnungen gebaut; jetzt überließ er die Leitung seiner deutschen Politik eine Zeit lang den Händen Karl Augusts von Weimar.

Kühne, großartige Reformpläne gährten in dem Kopfe dieses hochherzigen Patrioten; unermüdlich bereiste er die Höfe als der Curier des Fürstenbundes. Er sah in diesem Vertheidigungsbündniß eine dauernde Institution, den festen Kern einer neuen Reichsverfassung, dachte dem Bunde ein stehendes Heer und in Mainz einen großen Waffenplatz zu schaffen: ein Bundestag, nach Mainz berufen, sollte das Werk der Reichsreform in Angriff nehmen, den Unwahrheiten des bestehenden Rechtes herzhaft zu Leibe gehen. Die Aussichten schienen günstig. Alle Kleinstaaten Europas fühlten sich bedroht durch die abenteuerlichen Eroberungspläne der Hofburg und hofften auf Preußen als den Schirmer des Gleichgewichts. In Piemont und der Schweiz wurde schon die Frage erwogen, ob man nicht dem Fürstenbunde beitreten und sich also gegen Oesterreich decken solle: als Belgien wider die Neuerungen Kaiser Josephs die Waffen erhob, tauchte der Vorschlag auf, auch dies kaiserliche Kronland als einen selbständigen Staat in die Reichsassociation aufzunehmen.

Unterdessen war Preußen noch einmal selbstbewußt als die Vormacht Mitteleuropas aufgetreten; der König hatte den glücklichen Gedanken gefaßt, die von inneren Kämpfen erschütterte Republik der Niederlande der Herrschaft der Patriotenpartei — das will sagen: dem Einfluß Frankreichs — zu entreißen. Seine Truppen rückten in Holland ein, trieben in leichtem Siegeszuge die Schaaren der Patrioten auseinander, stellten

das Ansehen des Hauses Oranien wieder her. Jetzt galt es den Sieg auszubeuten, dies blutsverwandte, durch Preußens Waffen wieder eingesetzte Herrscherhaus fest an das preußische System anzuschließen. Karl August rieth, die Republik solle dem Fürstenbunde beitreten und durch regelmäßige Soldzahlungen den Kleinfürsten den Unterhalt eines stehenden Heeres ermöglichen. Doch hier zuerst zeigte sich die verhängnißvolle Unbeständigkeit des Königs, der keinen seiner guten Gedanken bis zum Ende verfolgen mochte. Der Eifer für den Fürstenbund war längst im Erkalten; Friedrich Wilhelms weiches Gemüth verehrte die altheiligen Formen der deutschen Verfassung mit reichsfürstlicher Devotion, eine Reform an Haupt und Gliedern widerstrebte seiner Pietät. Die Berliner Staatsmänner verhehlten kaum ihre Geringschätzung gegen den Bund der deutschen Kleinfürsten, Graf Hertzberg nannte ihn oft das Kreuz der großen Politik. Die Berufung des Bundestags nach Mainz unterblieb, da Sachsen und Hannover bösen Willen zeigten; von den Entwürfen Karl Augusts kam keiner zur Reife, und schon zwei Jahre nach Friedrichs Tode war von der Ausbildung und Befestigung des Fürstenbundes kaum noch die Rede. Die preußische Armee räumte die Niederlande, und die leichtsinnige Großmuth des Königs erließ dem reichen Nachbarvolke den Ersatz der Kriegskosten. Das so glänzend begonnene Unternehmen schloß mit einer diplomatischen Niederlage. Nicht Preußen, sondern England gewann im Haag die Oberhand, das alte Bündniß der beiden Seemächte stellte sich wieder her. Mehr als sechs Millionen Thaler waren zwecklos verschleudert; seitdem begannen die verderblichen Geldverlegenheiten dieser Regierung. Im Heere aber nahm nach den unblutigen holländischen Triumphen ein gefährlicher Dünkel überhand; mit grenzenloser Verachtung sah der Berufssoldat auf jede Volksbewaffnung herab.

Noch war die wunderbare Gunst des Glückes nicht erschöpft. Abermals bot sich dem Könige die Gelegenheit, seine Machtstellung in Deutschland und Europa zugleich zu verstärken. Kaiser Joseph konnte die Niederlagen der schlesischen und bairischen Kriege nicht verwinden. Beherrscht von dem leidenschaftlichen Verlangen die Ehre seines Hauses an dem preußischen Gegner zu rächen, seine Uebermacht im Reiche wiederherzustellen, gab er die Interessen Oesterreichs im Oriente preis; er verständigte sich mit Rußland und ging auf die byzantinischen Pläne Katharinas ein, gegen die Zusage großer Gebietserweiterungen in Baiern, in Italien, in den türkischen Grenzlanden. Während nun die Heere der beiden Kaisermächte an der Donau einen mühseligen Feldzug gegen die Osmanen begannen, erwachte in den österreichischen Erblanden überall der Widerstand gegen die hastigen Reformen, die gewaltsamen Centralisationsversuche des Kaisers: Belgien war in offenem Aufstande, die Magyaren so tief verstimmt, daß bereits Sendboten des unzufriedenen Adels den König von Preußen baten ihnen einen neuen Ungarnkönig vorzuschlagen. Alle Cabi-

nette geriethen in Aufruhr, da die ungeheuerlichen Vergrößerungspläne der Kaiserhöfe an den Tag kamen. König Friedrich Wilhelm schloß mit den Seemächten einen Dreibund zur Wahrung des Besitzstandes im Oriente; Schweden hatte schon den Krieg gegen Rußland eröffnet; auch die Polen dachten an eine Schilderhebung wider die Czarin, traten mit Preußen in Bündniß. Frankreich, das noch von den Zeiten Choiseuls her mit Oesterreich verbündet war, sah sich durch den Ausbruch der Revolution an jeder kühnen auswärtigen Politik verhindert; der Berliner Hof begrüßte die Anfänge der großen Umwälzung mit Freuden, weil sie den Bestand der österreichisch-französischen Allianz gefährdete; seine Diplomaten sorgten dafür, Pétion und andere Wortführer der Nationalversammlung bei friedlicher Stimmung zu halten. Noch nie war die Lage der Welt so verlockend gewesen für einen Waffengang wider Oesterreich; wenn das preußische Heer, das sich an der schlesischen Grenze versammelte, den Stoß ins Herz der österreichischen Macht wagte, so stand ihm auf der Straße nach Wien nirgends eine ebenbürtige Truppenmasse gegenüber, fast die gesammte Streitkraft des Kaisers weilte ferne im Türkenkriege. Jetzt oder niemals war der Augenblick, den deutschen Dualismus mit dem Schwerte zu lösen und, wie einst Friedrich, in stolzer Freiheit, mitten hindurch zwischen Feinden und halben Freunden, die Schicksalsfrage zu stellen: Preußen oder Oesterreich?

Aber weder der König noch sein Minister Hertzberg erkannte ganz, was der große Augenblick für Deutschlands Zukunft bedeutete. Dieser geistreiche Mann, ein stolzer Preuße voll glühender Vaterlandsliebe, ganz erfüllt von der Ueberzeugung, daß der unversöhnliche Gegensatz der beiden deutschen Großmächte in einer geographischen Nothwendigkeit begründet sei, war dem alten Könige ein unschätzbar treuer und geschickter Helfer gewesen, gleich thätig als Publicist wie als Unterhändler bei allen diplomatischen Verhandlungen vom Beginne des siebenjährigen Krieges bis herab zur Stiftung des Fürstenbundes; die fridericianische Politik in ihrer einfachen Großheit selbständig weiter zu führen vermochte er nicht. Er fühlte sich selbstgefällig als den rechten Erben des großen Königs und „des alten kraftvollen brandenburgischen Systems", als den gewiegtesten Kenner aller Machtverhältnisse des Welttheils; so lange er das Ruder führte, sollte kein Fehler möglich sein und Preußen immerdar die erste Rolle in Europa spielen. Statt der einfachen Pläne, welche der alte Held mit rücksichtsloser Offenheit verfolgte, liebte sein Schüler gesuchte, künstliche Combinationen zur Wahrung des europäischen Gleichgewichts auszuklügeln; während Friedrich allezeit der nüchternen Meinung blieb, daß Preußen auf der weiten Welt nur offene und versteckte Feinde habe, baute Hertzberg mit unbeirrtem Dünkel auf die siegreiche Macht seiner Beweisgründe. Jetzt wähnte er den unfehlbaren Weg zur Beilegung der orientalischen Händel gefunden zu haben: die Abtretung der nördlichen Pro-

vinzen der Türkei sollte die Mittel gewähren für eine weitumfassende Ländervertauschung in Osteuropa, welche sämmtliche Mächte des Ostens mit Freuden ergreifen würden; dem preußischen Vermittler war die Erwerbung von Schwedisch-Pommern, Danzig und Thorn, Kalisch und Posen zugedacht, kurz die Ausfüllung der Lücken in seiner Nord- und Ostgrenze, und dies Alles ohne daß er das Schwert zu ziehen brauchte, allein durch die Zauberkraft der diplomatischen Federn!

Der überfeine Plan stieß sofort auf den Widerspruch der preußischen Bundesgenossen selber: der König erfuhr wie einst sein Oheim die Untreue der englischen Freundschaft. Die Seemächte scheuten den offenen Bruch mit den Kaiserhöfen weil sie den ergiebigen russischen Handel zu verlieren fürchteten; darum hatte England im siebenjährigen Kriege die einzige für Preußen werthvolle Bundeshilfe, die Absendung einer starken Flotte in die Ostsee, verweigert, und noch weit weniger mochte der englische Handelsneid jetzt eine Politik unterstützen, die dem preußischen Staate die Einverleibung des Danziger Hafens bringen sollte. Auch der Hochmuth der Polen widerstrebte dieser Abtretung, welche vielleicht den Fortbestand der polnischen Republik noch hätte retten können. Die Pforte endlich wollte von einer Verkleinerung ihres Gebietes nichts hören. In solcher Verlegenheit setzte Preußen seine Forderungen herab und verlangte nur die Wiederherstellung des Besitzstandes im Oriente. Auch jetzt noch konnten die Verhandlungen die entscheidende Abrechnung mit Oesterreich herbeiführen, wenn man sie also verschärfte, daß die Hofburg den Krieg annehmen mußte. Eben dies versäumte Hertzberg, während der König mit richtigem Gefühle eine Entscheidung durch die Waffen verlangte. Inmitten dieser gewaltigen Verwicklung starb Kaiser Joseph, und nun rächte sich die hochmüthige Geringschätzung, welche Hertzberg dem Fürstenbunde erwiesen. Der Bund war bereits dermaßen geschwächt, die Gesinnung der kleinen Höfe so unsicher, daß die große Frage der Kaiserwahl kaum noch als eine Frage erschien. König Friedrich Wilhelm beruhigte sich bei der Erwägung, daß sein Oheim selber die Erwerbung der Kaiserwürde für sein Haus nicht gewünscht hatte, und bot unbedenklich dem Nachfolger Josephs, Leopold II. die Kaiserwürde an, als dieser ihm mit nachgiebigen Erklärungen entgegenkam. Er war zufrieden mit einem halben Siege und schloß am 26. Juli 1790 den unseligen Reichenbacher Vertrag, der einfach den Besitzstand vor dem orientalischen Kriege wiederherstellte.

Wohl war es ein Erfolg, daß Preußens Drohungen das Haus Lothringen zwangen das eroberte Belgrad wieder herauszugeben, den mit ausschweifenden Hoffnungen und großem Aufwande unternommenen Türkenkrieg ruhmlos zu beendigen. Und doch wußte Leopold wohl, warum er froh aufathmend schrieb: „Es ist der am wenigsten schlechte Friede, den wir schließen konnten.“ Der Tod Josephs II. wurde für Preußens deutsche

Politik ebenso unheilvoll wie einst der Tod Karls VII. Josephs kluger Nachfolger rettete die Machtstellung Oesterreichs im Reiche, indem er die orientalischen Pläne seines Bruders aufgab; er empfing — so gestand er selber — die Kaiserkrone ohne jede Bedingung als ein großmüthiges Geschenk aus der Hand des Königs von Preußen. Oesterreichs diplomatische Niederlage gereichte allein der Türkei und den Seemächten zum Vortheil; die Pforte wurde durch Preußens Dazwischentreten von einem gefährlichen Gegner befreit, die hartconservative orientalische Politik Englands verdankte der Ueberklugheit Hertzbergs einen leichten Triumph. Der Berliner Hof aber sah binnen Kurzem die Lage der Welt zu seinem Nachtheil verändert. Die aufsässigen Kronlande wurden durch Leopolds gewandte Nachgiebigkeit zum Gehorsam zurückgeführt, durch seine florentinische Geheimpolizei in Ruhe gehalten; in Polen errang Oesterreich bald beherrschenden Einfluß; Schweden schloß einen nachtheiligen Frieden mit Rußland; England versagte offen seine Mitwirkung zu Hertzbergs polnischen Plänen. Und vor Allem, der Reichenbacher Vertrag war der Tod des Fürstenbundes, war das Ende der deutschen Politik des großen Königs. Die kleinen Fürsten traten jetzt, da sie in Berlin den stolzen, gebieterischen Willen vermißten und von Leopolds Mäßigung nichts mehr zu fürchten hatten, einer nach dem andern in ihre natürliche Parteistellung zurück; sie versöhnten sich mit Oesterreich, der Fürstenbund verschwand spurlos, nicht einmal eine ernstliche Reform der Wahlcapitulation ließ sich erreichen.

Die letzte günstige Stunde, da Preußen die heillose Wirrniß der Reichspolitik vielleicht noch lichten konnte, war unwiederbringlich verloren; führerlos schwankte das unförmliche deutsche Gemeinwesen der Vernichtung durch fremde Gewalt entgegen. Karl August klagte bitter über den Schlummergeist der Deutschen, der dies Chaos für das unantastbare Ideal einer guten Verfassung halte; und derweil im Westen schon das Unwetter heraufzog, das die gesammten alten Formen der europäischen Welt zu zerstören drohte, faßte der wohlmeinende Kurfürst von Köln die Herzenswünsche des deutschen hohen Adels für die Zukunft des Vaterlandes in den Worten zusammen: „Wir brauchen einen friedlichen Kaiser, der das deutsche Wesen nothdürftig zusammenhält; aber den Kleinen muß man die Illusion lassen, als ob sie auch an der Maschine mitzögen.“ Auch dem Volke fehlte jedes Verständniß für den Ernst der Zeit. Einzelne geistreiche Publicisten, wie Georg Forster, priesen den Triumph der preußischen Staatskunst, ihre Unterlassungssünden bemerkte Niemand. Die Masse der Nation freute sich harmlos des wiederhergestellten Friedens; als der König während der Reichenbacher Verhandlungen einmal der modischen Naturschwärmerei seinen Zoll zahlte und den Gipfel der Heuscheuer erkletterte, da errichteten ihm die treuen Schlesier droben auf dem Grenzgebirge ein Denkmal voll warmer Dankesworte: „Den Frieden wahrt sein sichrer Schild!“

Es war die nothwendige Folge dieser kleinmüthigen Friedenswahrung, daß Hertzberg schon im nächsten Jahre entlassen wurde; wenig glücklich in der Wahl der Mittel, hatte er doch den Grundgedanken der fridericianischen Staatskunst niemals aufgegeben, die stolze Unabhängigkeit der preußischen Politik von den Befehlen der Hofburg immer zu behaupten gesucht. Mit Bischoffswerder, der nunmehr das Ohr des Königs gewann, kam eine völlig neue Richtung ans Regiment: die Politik des friedlichen Dualismus. Sie hoffte, in schroffem Gegensatze zu den Anschauungen der jüngsten glorreichen fünfzig Jahre, durch ein österreichisches Bündniß den Bestand des Staates, vornehmlich gegen Rußland, zu sichern; sie verzichtete auf jeden Gedanken der Reichsreform und dachte in treuem Einvernehmen mit dem Kaiserhause die deutschen Dinge zu leiten. Im Frühjahre 1791 begann Bischoffswerder die Verhandlungen über das österreichisch-preußische Bündniß. Unklarer, unglücklicher konnten sich Deutschlands Geschicke nicht gestalten. Der Bund der beiden unversöhnten Feinde war von Haus aus eine Unwahrheit; es fehlte hüben wie drüben das rückhaltlose Vertrauen. Die große Mehrzahl der preußischen Staatsmänner hing noch fest an den fridericianischen Ueberlieferungen, verfolgte mit wachem Argwohn jeden Schritt des Wiener Cabinets; in der Hofburg hatte man weder die Eroberung Schlesiens noch die Reichenbacher Demüthigung verziehen und war keineswegs gesonnen, den nordischen Emporkömmling als einen gleichberechtigten Genossen zu behandeln. Von allen den großen Machtfragen, welche sich trennend zwischen die beiden Nebenbuhler stellten, war keine einzige gelöst. Das Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland blieb vorderhand noch aufrecht, zum Trotz den Reichenbacher Zusagen. Die reichsfürstliche Ergebenheit des Königs beirrte den Kaiser nicht in der alten Ueberzeugung, daß jede Erweiterung der preußischen Macht im Reiche ein Unheil für Oesterreich sei; der Wiener Hof sah mit schwerer Besorgniß, wie Preußen die alten Stammlande Ansbach-Baireuth mit der Monarchie vereinigte und also zum ersten male im Süden Deutschlands festen Fuß faßte, die gefährliche Position in der Flanke Böhmens gewann. Noch greller zeigte sich der Gegensatz der Interessen der beiden Bundesgenossen in der polnischen Frage.

Beide Mächte wünschten die polnische Adelsrepublik aufrecht zu halten als ein Bollwerk gegen Katharinas rastlos ausgreifende Eroberungspolitik. Die mechanische Staatsauffassung der Zeit gefiel sich in Künsteleien; durch ein erklügeltes System des Gleichgewichts, durch willkürlich gebildete Kleinstaaten, die man als Polsterkissen zwischen die großen Mächte einschob, meinte sie den Frieden zu sichern, den nur die innere Gesundheit lebenskräftiger nationaler Staaten verbürgen konnte. Weder in Wien noch in Berlin war man zu der Erkenntniß gelangt, daß dieser Staat des zuchtlosen Junkerthums nicht mehr leben konnte, daß die polnische Freiheit nichts anderes war als die Fremdherrschaft sarmatischer Magnaten und

Schlachtizen über Millionen slavischer, litthauischer, deutscher, jüdischer, wallachischer Unterthanen, die mit ihren grausamen Herren kein Recht und kein Gefühl gemein hatten. Oesterreich, dem katholischen Adelsstaate innerlich verwandt und seit Jahrhunderten beständig mit ihm verbündet, konnte von einer neuen Theilung keinen wesentlichen Gewinn mehr erwarten und hoffte vielmehr in einem erstarkten polnischen Reiche eine Deckung zugleich gegen Rußland und gegen Preußen zu finden. Der preußische Staat dagegen war im Kampfe wider den sarmatischen Nachbarn aufgewachsen und hatte von dem Wiederaufleben der polnischen Macht eine schwere Gefährdung seiner deutschen Weichsellande zu befürchten. Er durfte sich bei dem Ergebniß der ersten Theilung nur dann beruhigen, wenn Polen eine unschädliche Mittelmacht blieb und mindestens Thorn und Danzig mit Westpreußen vereinigt wurden; es war unmöglich, die beiden wichtigsten Plätze des deutschen Weichselthales jetzt, da sie rings von preußischem Gebiet umschlossen waren, noch auf die Dauer in den Händen eines fremden Eroberers zu lassen, der seinen alten Raub nicht mehr zu behaupten vermochte. Alle Erwägungen der Klugheit drängten die polnischen Großen, die Freundschaft Preußens durch nachgiebiges Entgegenkommen zu gewinnen. Aber selbst die furchtbare Erfahrung des Jahres 1772 hatte den kopflosen Uebermuth dieses Adels nicht zur Besinnung gebracht. Nach wie vor zerfleischte sich das unselige Volk in wüthenden Parteikämpfen; in Warschau blieb die Hoffnung unverloren den weißen Adler dereinst noch auf der Grünen Brücke von Königsberg aufzurichten.

Nach einem kurzen Versuche der Annäherung zeigte sich die polnische Politik dem westlichen Nachbarn wieder entschieden feindselig; der alte Todhaß gegen die Deutschen, die Protestanten, die Eroberer der Weichselmündung brach wieder aus. Der Staatsstreich einer siegreichen Partei legte dem Lande am 3. Mai 1791 eine neue Verfassung auf, die in Preußen als eine Kriegserklärung gelten mußte: die polnische Krone wurde mit verstärkter Macht ausgestattet und dem albertinischen Hause erblich übertragen. Jene unnatürliche Verbindung zwischen Sachsen und Polen, die schon einmal lange Jahrzehnte hindurch, wie Friedrich Wilhelm I. zu sagen pflegte, den preußischen Staat in einen „Käficht" gesperrt hatte, sollte also für alle Zukunft sich erneuern; eine slavisch-katholische Macht, zweimal so volkreich als Preußen selber, dem deutschen Norden verfeindet durch Volksthum, Glauben und uralte Erinnerungen, beherrscht von einem Fürstenhause, das unfehlbar dem Einfluß des römischen Nuntius und des österreichischen Gesandten verfallen mußte, drohte bis in die Mitte Deutschlands vorzudringen, den preußischen Staat im Süden wie im Osten zu umklammern. Und dieser Plan, der das Dasein der preußischen Großmacht, die gesammte Arbeit der Hohenzollern seit dem Großen Kurfürsten wieder in Frage stellte, fand eifrige Förderung bei Kaiser Leopold,

dem Verbündeten des Königs von Preußen. Wenn der König in einer Wallung großmüthiger Laune die neue polnische Verfassung gebilligt hatte, so mußte doch bald der Augenblick kommen da er seinen Irrthum einsah und erkannte, daß die Politik der Hofburg dem preußischen Interesse in Polen ebenso feindlich war wie in Deutschland.

So stand es: die Verfassung des heiligen Reichs unheilbar zerrüttet, jede Möglichkeit einer Reform von innen heraus verloren, die beiden führenden Mächte scheinbar verbündet, aber durch alten Groll und streitige Interessen schärfer denn jemals geschieden. In solcher Lage wurde Deutschland von jener elementarischen Bewegung berührt, die das alte Frankreich in seinen Tiefen erschütterte. Goethe hat uns geschildert, wie dies unschuldige, für jede Großthat des Auslands neidlos empfängliche Geschlecht aufjubelte „als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob, als man hörte vom Rechte des Menschen, das Allen gemein sei". Der frohe Glaube an den unendlichen Fortschritt der Menschheit, dieser Lieblingsgedanke des philosophischen Jahrhunderts, schien jetzt Recht zu behalten, da „das Höchste, was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigte". Der ästhetische Freiheitsdrang der jungen Dichter berauschte sich schon längst an dem Ideale der freien Persönlichkeit, die alles Zwanges ledig allein der Stimme des eigenen Herzens folgen sollte. Genialisches Belieben rüttelte an jeder überlieferten Sitte, selbst an dem Bande der häuslichen Treue; Ehebruch und leichtfertige Scheidung nahmen in den Kreisen der Schöngeister bedenklich überhand, durften auf die lächelnde Nachsicht aller freien Köpfe zählen. Und nun, seit der Nacht des vierten August, erschien auch die verhaßte Zwangsanstalt des Staates nur noch wie ein Gebilde menschlicher Willkür, wie weicher Thon, den der Wille freier Männer jederzeit in neue Formen kneten konnte. Die Künstlersehnsucht nach Freiheit vom Staate sah ihre liebsten Träume überschwänglich erfüllt durch die Erklärung der Menschenrechte; nach der Freiheit im Staate zu suchen, nach den Pflichten zu fragen, welche den Bürger an das Gemeinwesen binden, lag der ästhetischen Weltanschauung dieses Geschlechtes fern. Die einzige der bestehenden politischen Einrichtungen, welche in den literarischen Kreisen leidenschaftlichen Unwillen erregte, war die rechtliche Ungleichheit der Stände; sie ward um so bitterer empfunden, da sie in dem freien geselligen Verkehre der gebildeten Klassen thatsächlich längst überwunden war. Welches Entzücken nun, da Frankreich die Gleichheit Alles dessen was Menschenangesicht trägt verkündigte, da die Weissagungen Rousseaus, der wie kein anderer Franzose dem schwärmerischen Idealismus der deutschen Jugend zum Herzen sprach, sich zu verwirklichen schienen. Alle Herzensneigungen der Zeit, der edle Drang nach Anerkennung der Menschenwürde und der himmelstürmende Trotz des souveränen Ich, fanden sich befriedigt durch den vermessenen Trugschluß des Genfer Philosophen, daß im Zustande der vollkommenen Gleichheit jeder Mensch nur sich selber gehorche.

Die Sünden der Revolution erschienen den harmlosen deutschen Zuschauern kaum minder verführerisch als ihre Größe. Der an Plutarchs Heldengeschichten geschulte Geschmack begeisterte sich treuherzig für das gespreizte Catonenthum der neuen Freiheitsapostel, die unhistorischen Abstractionen ihrer Staatslehre entsprachen der philosophischen Selbstgefälligkeit des Zeitalters. Die schwärmerische Jugend, der noch die Kraftworte des Räubers Moor im Ohre klangen, fühlte sich hingerissen von dem rhetorischen Pathos der Franzosen, bewunderte arglos die republikanische Tugend der Girondisten — zur selben Zeit, da diese Partei in frevelhaftem Leichtsinn den Krieg gegen Deutschland anstiftete. Die romantische Verherrlichung des alten Kaiserthums, die während der letzten Jahre unter den schwäbischen Poeten in Schwung gekommen war, verstummte jetzt gänzlich. Der alte Barde Klopstock selber wendete seine Blicke von den cheruskischen Eichenhainen hinweg nach der neuen Hauptstadt der Welt, besang den hundertarmigen, hundertäugigen Riesen und rief: „Hätt' ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit nicht mit erreichendem Ton, sänge die göttliche schwach." Weltbürgerliche Freiheitsbegeisterung träumte von der Verbrüderung aller Völker, lärmte in Vers und Prosa gegen Tyrannen und Sklaven: „Ketten rasseln ihnen Silberton!" In Hamburg und mehreren anderen Städten wurde am Jahrestage des Bastillesturmes das Fest der Brüderlichkeit gefeiert und der Freiheitsbaum aufgerichtet; der ganze Kreis, der sich um Klopstock schaarte — Hennings, der Herausgeber des Genius der Zeit, Frau Reimarus und die Stolberge — schwelgten im Rausche des seligen Völkerglücks. Campe und die anderen Anhänger der neuen humanen Erziehungslehren sahen mit Freude, wie die überbildete Welt wieder zurückzukehren schien zu der Unschuld ursprünglicher Menschheit. Für Oberdeutschland wurde Straßburg der Heerd der revolutionären Ideen; dorthin wallfahrteten die jungen Brauseköpfe aus Schwaben um das neufränkische Evangelium kennen zu lernen. Bei den herkömmlichen Straßenaufläufen der Studenten ließen sich in Tübingen, Mainz und Jena zuweilen politische Rufe vernehmen; da und dort kam es zu wilden Raufhändeln mit den Emigranten, der Hochmuth und die Unzucht dieser Landesverräther schienen jede Gewaltthat der Revolution zu rechtfertigen. Selbst in Berlin sah man vornehme Frauen mit dreifarbigen Bändern geschmückt, und der Rector des Joachimsthaler Gymnasiums pries am Geburtstage des Königs in feierlicher Amtsrede die Herrlichkeit der Revolution, unter lebhaftem Beifall des Ministers Hertzberg.

Unter den Führern der Nation wurde Keiner von der großen Bewegung des Nachbarlandes tiefer ergriffen als der alte Kant. Der war in seiner stillen Weise auch der politischen Gedankenarbeit des Zeitalters wachsam nachgegangen, namentlich mit Rousseau und Adam Smith tief vertraut geworden und brachte nun den metaphysischen Freiheitskämpfen

des Jahrhunderts den wissenschaftlichen Abschluß durch die großen Sätze: in jedem Menschen sei die Würde des ganzen Geschlechts zu ehren, kein Mensch dürfe blos als ein Mittel benutzt werden. Was er also in einsamem Nachdenken gefunden, sah er jetzt verwirklicht durch die Thaten der Franzosen, und da er in seinem heiteren Stillleben von den dämonischen Kräften des keltischen Volksthums gar nichts ahnte, so ließ er sich in der Bewunderung der Revolution auch durch die Gräuel der Schreckensherrschaft nicht stören, denn selbst die Blutmenschen der Guillotine beriefen sich auf das Recht der Idee. In Kants Schule ist der echte und wahre Gehalt der Gedanken des Revolutionszeitalters am treuesten bewahrt worden.

Doch diese Begeisterung der deutschen gebildeten Welt für das revolutionäre Frankreich war und blieb rein theoretisch. Wie die Staatsrechtslehrer von Göttingen und Halle in dem allgemeinen Theile ihrer Vorlesungen aus der Idee heraus ein System des Vernunftrechts aufbauten um dann im besonderen Theile gleichmüthig das genaue Gegentheil des Vernunftstaats, das Labyrinth der deutschen Reichsverfassung darzustellen, so legten sich auch die deutschen Bewunderer der Revolution niemals die Frage vor, wie ihre Gedanken Fleisch und Blut gewinnen sollten. Der Weise von Königsberg verwarf hart und unbedingt jedes Recht des Widerstandes. Selbst Fichte, der radicalste seiner Schüler, der noch in den Tagen Robespierres die französische Freiheit zu vertheidigen wagte, warnte eindringlich vor der Ausführung seiner eigenen Gedanken; er sah keine Brücke zwischen „der ebenen Heerstraße des Naturrechts" und „den finstern Hohlwegen einer halbbarbarischen Politik" und schloß entsagend: „Würdigkeit zur Freiheit kann nur von unten herauf kommen, die Befreiung kann ohne Unordnung nur von oben herunter kommen." So lange die Schläge der Revolution nur den Adel und die alte Kirche trafen, hielt die theoretische Begeisterung der Deutschen Stand; man glaubte arglos, daß die Jacobiner lediglich in gerechter Nothwehr eine Rotte gefährlicher Verschwörer bekämpften, und „wer fiel hatte unrecht". Aber als der Parteikampf immer wüster und roher dahinraste, als die fanatische Gleichheitswuth sich vermaß selbst die letzte Aristokratie, die des Lebens, zu vernichten, da vermochte der treue und schwere deutsche Sinn den launischen Zuckungen der gallischen Leidenschaft nicht mehr zu folgen. Der deutsche Schwärmer kehrte sich weinend ab von den Barbaren, die ihm sein Heiligthum geschändet. Klopstock klagte: „Ach des goldenen Traums Wonn' ist dahin." Man war erschreckt und entrüstet. Das Gefühl kalter Verachtung, das die Gräuel der Schreckenszeit in einer politisch reifen Nation erregen mußten, kam bei der deutschen Gutherzigkeit nicht auf; sie bemerkte nicht, daß die Massenmorde des Wohlfahrtsausschusses von einer winzigen Minderheit einem sklavisch gehorchenden Volke auferlegt wurden. Die Enttäuschten sanken zurück in die alte

politische Gleichgiltigkeit und wandten ihre ganze Thatkraft wieder auf die Arbeit der Kunst und Wissenschaft. Es war der großen Mehrzahl der Gebildeten aus der Seele gesprochen, wenn Goethe das Franzthum anklagte, das heute, wie einst das Lutherthum, die ruhige Bildung störe, wenn Schiller seine Horen mit den Worten ankündigte: der Dichter und Philosoph gehöre dem Leibe nach seiner Zeit an, weil er es müsse, dem Geiste nach sei er der Zeitgenosse aller Zeiten.

Das bedeutendste literarische Werk, das in Deutschland durch die Revolution veranlaßt wurde, kam aus dem gegnerischen Lager. Es konnte nicht fehlen, daß die conservativen Kräfte zur Abwehr der revolutionären Ideen sich zusammenschaarten. Unter den preußischen Offizieren erregte vor Allem der Eidbruch der französischen Truppen tiefe Entrüstung; es bildete sich ein royalistischer Verein, der seinen Genossen die Heiligkeit des Fahneneides einschärfte. Brandes und Rehberg schrieben im Sinne der alten Gesellschaft, wohlmeinend und sachkundig, doch ohne Kraft und Tiefsinn; Spittler beurtheilte Segen und Unsegen der gewaltigen Bewegung mit der unparteiischen Sicherheit des Historikers. Der Scharfblick des Hauptmanns Gneisenau fand schon im Jahre 1790 die Franzosen reif zur Knechtschaft und sah voraus, daß eine Umwälzung ohne gleichen die Grenzen aller Länder bedrohe. Länger währte es, bis Friedrich Gentz über die Zeichen der Zeit ins Reine kam. Noch im April 1791 wollte er Burkes Anklagen wider die Revolution nicht gelten lassen; anderthalb Jahre später übersetzte er selber das Buch des Briten und fügte jene köstlichen Abhandlungen hinzu, die einen Wendepunkt in der Geschichte unserer politischen Bildung bezeichnen. Hier zuerst ward erkennbar, daß die große Zeit unserer Literatur auch das politische Denken der Nation zu verjüngen und zu läutern bestimmt war. Ein Jünger der neuen Bildung, ausgerüstet mit dem Gedankenreichthum der Kantischen Philosophie und dem reinen Formensinne der classischen Dichtung, bewährte zum ersten male jene Kraft der productiven Kritik, welcher die Kunst und Wissenschaft ein neues Leben dankten, nicht in abstracten naturrechtlichen Speculationen, sondern in der Beurtheilung der lebendigen Thatsachen der Zeitgeschichte; er verstand das Wirkliche zu sehen, in den unfertigen Gebilden des Augenblicks schon die Umrisse zukünftiger Gestaltung zu erkennen. Mit einer Macht und Fülle der Sprache, wie sie Deutschland bisher nur an seinen Dichtern kannte, geißelte er die Thorheit, die in Horden geht, und weissagte: „Frankreich wird von Form zu Form, von Katastrophe zu Katastrophe schreiten.“ Wohl ließ sich bereits errathen, daß die Charakterstärke dieses ersten Publicisten der Epoche seinem Talente nicht entsprach; sein Haß gegen die Revolution war nicht frei von nervöser Aengstlichkeit, er zitterte vor dem Uebermaße des Wissens, vor diesem wilden Jahrhundert, das „anfängt des Zügels zu bedürfen“. Dennoch hoben sich aus seiner Schrift scharf und klar die Grundgedanken inere

neuen, lebensvollen Staatsanschauung heraus, die mit dem erwachenden historischen Sinne der deutschen Wissenschaft fest zusammenhing. Dem weltbürgerlichen Radicalismus der Revolution trat eine historische Staatslehre entgegen; sie bekämpfte den selbstgefälligen Wahn seichter Köpfe, welche die überwundene Grille einer alleinseligmachenden Kirche in die Politik einzuführen, die reiche Mannichfaltigkeit nationaler Staats- und Rechtsbildung durch einen Katechismus naturrechtlicher Gemeinplätze zu verdrängen gedächten; sie widerlegte den Aberglauben an die Vernunft der Mehrheit durch den schneidigen Satz: nicht die Mehrheitsherrschaft, sondern das liberum veto sei natürlichen Rechtens; sie vertheidigte die Macht des Staates wider den zügellosen Individualismus des Zeitalters und hielt der Begehrlichkeit des souveränen Ich die tiefe Wahrheit entgegen: „politische Freiheit ist politisch beschränkte Freiheit.“

Lange Jahre voll schwerer Erfahrungen sollten noch vergehen, bis die Gebildeten der Nation diese Sprache verstehen lernten. Vorläufig ließ man sich in seiner Ruheseligkeit nicht stören, und noch weniger war in den niederen Schichten des Volks irgendwelche gefährliche politische Aufregung zu bemerken. Deutschlands Unheil lag in der Kleinstaaterei und der Fäulniß der Reichsverfassung; und wie hätte der stillvergnügte Particularismus der Massen diese Grundschäden des deutschen Lebens erkennen sollen? Die inneren Zustände der größeren weltlichen Staaten, soweit sie der Geist des fridericianischen Zeitalters berührt hatte, boten zu leidenschaftlichem Unwillen keinen Anlaß. Viele der politischen Gedanken, welche die Halbbildung heutzutage als „Ideen von 89“ zu feiern pflegt, waren in Preußen längst durchgeführt oder der Verwirklichung nahe: die Gewissensfreiheit bestand von Altersher, desgleichen eine wenig beschränkte Freiheit der Presse, die Kirchen waren im evangelischen Norden fast überall der Hoheit des Staates untergeordnet und ihre Güter secularisirt; eine wohlmeinende landesherrliche Verwaltung setzte den Herrenrechten des Adels enge Schranken, und was noch aufrecht stand von den Ueberresten einer überlebten Gesellschaftsordnung konnte durch einen festen reformatorischen Willen friedlich beseitigt werden. Nur in den Kleinstaaten, die der Gerechtigkeit der Monarchie entbehrten, fanden die Sünden der altfranzösischen Adelsherrschaft ein Gegenbild. Dort im stiftischen Deutschland blühte noch die katholische Glaubenseinheit und die Hoffart adlicher Domcapitel, in den Reichsstädten waltete die Trägheit und die Corruption altbürgerlicher Vetterschaft, in den Territorien der Fürsten, Grafen und Reichsritter die Willkür kleiner Winkeltyrannen; das ganze Dasein dieser verderbten und verknöcherten Staatsgewalten war ein Hohn auf die Ideen des Jahrhunderts.

Fast allein in diesen winzigsten Gebieten des Reichs ließ sich, da aus Frankreich die frohe Kunde der großen Bauernbefreiung kam, eine leise Gährung im Volke verspüren. Es geschah, daß die Aebtissin von

Frauenalb durch ihre Unterthanen aus dem Lande gejagt, ihrer Genossin in Elten der Eid verweigert wurde. Kleine Bauernunruhen brachen aus im Trierschen, in den Herrschaften einiger Reichsritter und vor Allem in Speyer, dem verrufensten der deutschen Bisthümer, wo seit den Zeiten des Bauernkrieges eine harte Pfaffenherrschaft schaltete und die Gesetztafel für die weltliche Dienerschaft den Beamten „die Erfüllung des Willens des Herrn, somit das gemeine Beste" als höchstes Ziel vorhielt. In Mecklenburg rotteten sich mißhandelte Fröhner zusammen und drohten: „den Edelmann wille wi dodslagen." Die armseligen örtlichen Zänkereien, welche den meisten Reichsstädten die Würze des Lebens bildeten, zeigten neuerdings einen ungewohnt gehässigen Ton; die Sprache gegen die Obrigkeit ward etwas lauter und schärfer; die geistlichen Fürsten den Rhein entlang erließen schon in ihrer Herzensangst gestrenge Strafmandate wider die Aufsässigkeit der Unterthanen.

Das Alles bedeutete wenig; der politische Schlummer war in Wahrheit nirgends im Reiche so tief wie hier, auch die literarische Bewegung des evangelischen Deutschlands hatte das verkommene Völkchen der Krummstabslande noch kaum berührt. Aber wenn ein Umsturz von unten her nicht drohte, wenn selbst Forster in den Tagen seiner radicalen Schwärmerei gestehen mußte, dies Deutschland sei für eine Revolution nicht reif, so fehlte doch dem halt- und waffenlosen Kleinstaatenthum auch jede Kraft des Widerstands gegen fremde Gewalt. Die erstorbenen Glieder des Reichs waren Frankreichs Nachbarn, seit zwei Jahrhunderten gewohnt den Machtgeboten des Versailler Hofes sich zu beugen; sie lagen im Gemenge mit den Gebieten der lebenskräftigeren weltlichen Staaten. Versuchte das revolutionäre Frankreich die alte Herrscherstellung der Bourbonen am deutschen Rhein in neuen Formen gewaltsam herzustellen, so konnte das stiftische Deutschland leicht mit einem Schlage zusammenbrechen, die letzten Trümmer des heiligen Reichs im Sturze mit sich niederreißen.

Und solche Gefahr drohte schon seit den ersten, den sogenannten unschuldigen Tagen der Revolution. Es war die Größe und der Fluch dieser Bewegung, daß sie über Frankreichs Grenzen hinausfluthen mußte. Der gräßliche Bauernkrieg des Sommers 1789 und die neuen Gesetze, welche das Ergebniß dieser Massenbewegung anerkannten, verwirklichten nur eine Welt von Wünschen und Gedanken, welche das ganze Jahrhundert hindurch über alle Völker des Westens sich verbreitet hatten; was Wunder, daß die französische Nation sich jetzt als das Messias-Volk der Freiheit fühlte. Sie schrieb den furchtbar plötzlichen Zusammenbruch des bourbonischen Staates nicht der Thatsache zu, daß die alte Ordnung in Frankreich noch ungleich verfaulter war als in den Nachbarlanden, sondern der Ueberlegenheit des französischen Genies. Der Unwille über die tief gesunkene europäische Machtstellung des Staates war unter den Ursachen der Revolution nicht die schwächste gewesen; nun, da die Kraft dieses

Volkes sich so herrlich zu bewähren schien und das Ausland bewundernd nach der Hauptstadt der Welt blickte, meinte man sich berufen der weiten Erde Gesetze zu geben. Die Nation war gewöhnt jedes fremde Recht zu mißachten, sie wähnte, daß ihre Bildung noch immer der ganzen Welt zum Muster diene, wie einst in dem Zeitalter Ludwigs XIV.; von der neuen eigenartigen Cultur, die in Deutschland erwacht war, wußte sie nichts. Schon die Erklärung der Menschenrechte erhob den anmaßenden Anspruch allen Völkern als Richtschnur zu gelten, und Lafayette begrüßte die neue Tricolore mit der Weissagung, sie werde die Runde um den Erdkreis machen. Seitdem wuchs die Macht der revolutionären Propaganda; die innere Zerrüttung aller Nachbarlande, Italiens und Spaniens, Hollands und Belgiens, der Schweiz und der deutschen Kleinstaaten versprach ihr leichte Beute. Ein Weltkampf, wie ihn Europa seit den Tagen der Religionskriege nicht mehr gesehen, war im Anzuge, wenn alle die gräßliche Fäulniß, die sich unter der Bourbonenherrschaft in Frankreich angesammelt, die Sittenlosigkeit der höheren, die rohe Unwissenheit der niederen Stände, und mit ihr zugleich die dämonische Macht der Gedanken eines neuen Zeitalters über diese wehrlose Staatenwelt verheerend hereinflutheten.

Bereits war der erste Schlag gegen die Rechte des deutschen Reichs gefallen: die Reichsstände im Elsaß wurden ihrer grundherrlichen Rechte, die Kirchenfürsten ihrer geistlichen Güter beraubt, offenkundigen Verträgen zuwider, des Reiches ungefragt. So trat die alte große Machtfrage, die zwischen den beiden Nachbarvölkern schwebte, der niemals völlig ausgetragene Kampf um die rheinischen Lande in wunderlich verzerrter Gestalt abermals an Deutschland heran. Die Nothwendigkeit des Gewaltstreiches ließ sich nicht schlechthin bestreiten; Jedermann kannte die trostlose Lage jener unglücklichen Elsasser Bauern, die zugleich der Krone Frankreich Steuern und den kleinen deutschen Herren Lehensabgaben zu leisten hatten; erst durch diese befreiende That der Revolution wurden die Herzen des Landvolks in dem deutschen Lande ganz für Frankreich gewonnen. Sollte Preußen, sollten die verständigen weltlichen Reichsfürsten, die selber mit dem Kirchengute längst aufgeräumt hatten und bedachtsam an der Befreiung ihrer Bauern arbeiteten, jetzt mit den Waffen eintreten für die Zehnten der Bischöfe von Trier und Speyer, für die Herrengerichte der Wurmser und Leiningen, für dies Gewimmel kleiner Fürsten und Herren, das am Reichstage gehorsam in omnibus sicut Austria stimmte und im Norden nur mit Achselzucken angesehen wurde? Der Kampf gegen Frankreich konnte leicht zu einem Principienkriege gegen die Revolution werden, denn der Radicalismus des Krieges duldet keine Mittelstellung. Die Emigranten schürten und drängten an allen Höfen; fuhr das Schwert aus der Scheide, so lag die Gefahr nahe, daß diese geschworenen Feinde der Revolution die Oberhand gewannen und die deutschen Mächte fortrissen

zu dem thörichten Unternehmen einer Wiederherstellung der altbourbonischen Zustände. Aber die Privilegien der Elsasser Reichsstände bildeten zugleich das einzige staatsrechtliche Band, das die avulsa imperii noch mit dem heiligen Reiche verkettete; sie bedingungslos der Souveränität der Pariser Nationalversammlung unterordnen hieß die letzten Ansprüche des Reichs auf das Elsaß preisgeben; und so tief war der deutsche Staat noch nicht gesunken, daß er das Werk Ludwigs XIV. freiwillig hätte zum Abschluß bringen sollen — eben jetzt da Frankreich zwar in lärmenden Drohungen sich erging, doch weder Geldmittel noch ein schlagfertiges Heer besaß.

Also zogen im Westen wie im Osten drohende Wolken herauf, und längst stand eine große Feindin Deutschlands auf der Lauer und berechnete die Stunde, da beide Unwetter zugleich über unserem Vaterlande sich entladen, da der Untergang Polens und der französische Krieg, gleichzeitig hereinbrechend, die deutschen Großmächte völlig lähmen würden. Kaiserin Katharina trug es dem preußischen Hofe in gekränkter Seele nach, daß König Friedrich ihre polnischen Pläne, sein Nachfolger ihre byzantinischen Kaiserträume durchkreuzt hatte. Sie sah das Einverständniß Preußens und Oesterreichs mit Besorgniß, fand aber rasch das Mittel diesen Bund für Rußland unschädlich zu machen: wenn ihr gelang die deutschen Mächte in den unabsehbaren Krieg mit Frankreich zu verwickeln, so war sie Herrin in Polen und konnte, die unausbleibliche Vernichtung des Adelsstaates nach ihrem Sinne durchführen. Sie bemühte sich kaum ihre Hoffnungen zu verbergen, erklärte ihren Räthen offen: „Ich will die Ellenbogen frei haben" und die deutschen Höfe mit den französischen Händeln beschäftigen. Darum eilte sie, den Türkenkrieg zu beendigen, darum redete die Freundin Diderots jetzt als fanatische Gegnerin der Revolution; sie beschützte die Emigranten, mahnte die Nachbarn unablässig an die gemeinsame Pflicht aller Souveräne, an die Wiederaufrichtung der alten Krone Frankreichs; sie wünschte eine Gegenrevolution durch die Brüder König Ludwigs, stellte auch mit unbestimmten Worten die Waffenhilfe Rußlands für den großen Kreuzzug des Royalismus in Aussicht, da es doch in ihrer Hand lag sich nach Belieben zurückzuhalten. Dies Verfahren des Petersburger Hofes ergab sich so nothwendig aus Rußlands wohlgesicherter geographischer Stellung, daß der preußische Minister Alvensleben, ein Mann von keineswegs ungewöhnlichen Gaben, die Hintergedanken der Czarin sofort durchschaute und dem Könige die Politik seiner rastlosen Nachbarin genau voraussagte.

Weder der Kaiser noch die preußischen Staatsmänner verkannten völlig die unberechenbaren Gefahren eines Krieges in so verworrener Lage. Leopolds nüchterner Kaltsinn blieb lange ganz unempfindlich gegen die hilfeflehenden Briefe seiner unglücklichen Schwester Marie Antoinette, die sich von weiblicher Leidenschaft und gekränktem Fürstenstolze bis dicht an die Grenzen des Landesverraths fortreißen ließ. Das preußische Cabinet

war Anfangs von dem Auftreten der constitutionellen Parteien sehr befriedigt, sein Gesandter v. d. Goltz erkannte die Berechtigung der Revolution unbefangen an, zeigte ein offenes Auge für die gehäuften Thorheiten des verblendeten Hofes. Das wüste Treiben der Emigranten wurde in Wien und Berlin mit der gleichen Strenge verurtheilt. Erst seit dem Frühjahr 1791, seit König Ludwig seinen mißlungenen Fluchtversuch durch unerhörte persönliche Demüthigungen büßen mußte, begannen die beiden Höfe ernstlich an eine Abwehr der revolutionären Gewaltthaten zu denken. Die aufregende Nachricht fiel grade in den verhängnißvollen Zeitpunkt, da Bischoffswerder soeben die ersten Fäden angeknüpft hatte zur dauernden Verbindung der beiden Mächte. Friedrich Wilhelms ritterlicher Sinn flammte auf bei dem Gedanken die beleidigte Majestät in Frankreich mit seinem königlichen Degen zu rächen. Einzelne gewandte Köpfe der Emigranten gewannen doch nach und nach geheimen Einfluß am Hofe; es war kein Zufall, daß eben jetzt das neue unpreußische Wesen in der Verwaltung aufkam, die Abwendung von dem stolzen Freisinn des großen Königs, die kleinen Nadelstiche gegen die Aufklärer; der mächtige Günstling führte Buch über die Demagogen und Verschwörer in Preußen. Als der unheilvolle Mann im Sommer 1791 zum zweiten male nach Oesterreich hinüberging um die im Frühjahr eingeleitete Verständigung zu befestigen, fand er den Kaiser zu Mailand in erregter Stimmung; drohende Worte fielen: es werde Zeit das Uebel der Revolution mit der Wurzel auszurotten, den Unruhestiftern überall, auch in Deutschland entgegenzutreten. Gleich nachher forderte Leopold durch das Rundschreiben von Padua die europäischen Mächte auf, sich seines mißhandelten Schwagers anzunehmen, jede Beleidigung der Ehre des Königs durch kräftige Maßregeln zu rächen, keine Verfassung Frankreichs anzuerkennen, die nicht von der Krone frei genehmigt sei. Dann unterzeichnete Bischoffswerder eigenmächtig, gegen seine Instructionen, den Wiener Vertrag vom 25. Juli, wodurch beide Mächte sich gegenseitig ihren Besitzstand verbürgten und einander Hilfe versprachen für den Fall innerer Unruhen.

Damit war die abschüssige Bahn, die man in Reichenbach betreten, bis zum Ende durchlaufen. Leopolds Klugheit hatte den Günstling des Königs völlig überlistet. Preußen gab die stolze Selbständigkeit der fridericianischen Politik auf, verpflichtete sich, ohne jeden Entgelt dem kaiserlichen Hofe in seiner Bedrängniß Dienste zu leisten; denn nur Oesterreich, nicht Preußen war in seinem Besitzstande bedroht, in Belgien schwelte der Brand des inneren Unfriedens noch fort und mochte leicht durch einen Einfall der Franzosen zu hellen Flammen angefacht werden. Der eigenmächtige Unterhändler wurde in Berlin mit Vorwürfen überhäuft; mehrere Minister verwahrten sich feierlich gegen diese verhängnißvolle Aenderung des politischen Systems: die Kräfte des Staates sorgsam zu Rathe zu halten sei die wirksamste Bekämpfung der Revolution, der Wiener Ver-

trag lege dem Staate unberechenbare Verbindlichkeiten auf, die dem Heere und dem Haushalt zum Verderben gereichen könnten. Auch die öffentliche Meinung in Preußen begrüßte die österreichische Freundschaft mit tiefem Mißtrauen. Die Erinnerungen der sieben Jahre waren noch unvergessen; die Rechte der Reichsstände im Elsaß und das Schicksal des linken Rheinufers lagen dem Gesichtskreise der Norddeutschen so fern, daß später noch, als der Reichskrieg am Rheine schon durch anderthalb Jahre währte, einer der ersten politischen Köpfe der Zeit, Spittler, ganz unbefangen schreiben konnte: „wir Deutschen im Genusse unserer glücklichen Ruhe!" König Friedrich Wilhelm aber billigte die willkürlichen Schritte seines Freundes; er traf bald darauf mit Leopold in Pillnitz zusammen, fühlte sich hingerissen von der würdigen persönlichen Haltung des schlauen Florentiners und jubelte: der Bund der beiden deutschen Großmächte werde zum Segen kommender Geschlechter für ewige Zeiten dauern.

Eine unmittelbare Bedrohung Frankreichs lag freilich in allen diesen Mißgriffen nicht. Wenn Friedrich Wilhelm selber einen Kreuzzug gegen die französischen Rebellen lebhaft wünschte, seine Minister wiesen den Gedanken eines Angriffskrieges ebenso entschieden von sich wie der durchaus friedfertige Kaiser. In Pillnitz wurden die zum Kriege drängenden Emigranten hart zur Seite geschoben, und es kam nur die inhaltlose Erklärung vom 27. August zu Stande: die beiden Mächte sprachen aus, daß sie die Sache König Ludwigs für eine gemeinsame Angelegenheit aller Souveräne hielten; eine Einmischung in Frankreichs innere Händel solle erfolgen, falls alle europäischen Mächte zustimmten. Das sagte gar nichts, da Jedermann wußte, daß England an einer bewaffneten Intervention niemals theilnehmen wollte. Und sogar diese unklaren Andeutungen ließ man in Wien wieder fallen als König Ludwig im Herbst in seine Würde wieder eingesetzt wurde und die neue Verfassung freiwillig beschwor. Die Revolution schien zum Stillstande gelangt, der Kaiser war völlig beruhigt, und selbst der alte Fürst Kaunitz, der ernstlich an einen europäischen Krieg gegen „die wüthigen Narren" Frankreichs gedacht hatte, gestand: nunmehr sei jede Kriegsgefahr vorüber. Die Verhandlungen über die Rechte des Reichs im Elsaß führte Leopold nach altem Reichsbrauch mit einer Mäßigung, die der Schwäche gleich kam; er unterließ alle militärischen Sicherheitsmaßregeln und forderte nur Entschädigung, nicht Wiederherstellung der Beraubten. Oesterreich und Preußen bewogen auf Frankreichs Wunsch den Kurfürsten von Trier, daß er die Rüstungen des Emigrantenheeres zu Coblenz untersagte — dieses winzigen Heeres, das ohnehin, bei dem Todhasse der Franzosen wider die adlichen Verräther, dem neuen Frankreich nie gefährlich werden konnte; und wenn Leopold hinzufügte, er wolle durch seine belgischen Truppen den Trierer gegen den Ueberfall französischer Freischaaren decken, so that er nur was die unabweisbare Pflicht des Reichsoberhauptes gebot.

Frankreich war es, Frankreich allein, das Angesichts dieser friedfertigen Haltung der deutschen Mächte den Krieg erzwang. Das Grundgesetz der constitutionellen Monarchie war kaum vereinbart, so arbeiteten die Doctrinäre der Gironde bereits an seiner Vernichtung; sie wollten die Republik und erkannten rasch, daß eine Kriegserklärung gegen den Schwager des Königs das Ansehen des Thrones unrettbar erschüttern, daß die letzten armseligen Ueberreste des alten Königthums zusammenbrechen mußten, sobald die Sturmfluth der revolutionären Propaganda über den Welttheil dahin fegte. Der Widerwille der ungeheuren Mehrheit der Nation gegen die Republik sollte durch den Glanz kriegerischer Erfolge, durch das alte theure Traumgebilde der natürlichen Grenzen beschwichtigt, die Geldnoth des Staates durch einen großen Beutezug geheilt werden. Bei dem reizbaren Stolze der tief erregten Nation und ihrer gründlichen Unkenntniß ausländischer Zustände fiel es der wilden Rhetorik der Brissot, Guadet und Gensonné nicht schwer, aus Wahrem und Falschem ein kunstvolles Trugbild zu weben, die thörichten Briefe des unglücklichen Hofes, den offenen Verrath der Emigranten in Zusammenhang zu bringen mit den unvorsichtigen Worten der Erklärungen von Padua und Pillnitz. Das Volk begann zu glauben, daß seine neue Freiheit durch eine finstere Verschwörung aller alten Mächte gefährdet sei, daß man das Schwert ziehen müsse um das Recht der nationalen Selbstbestimmung gegen die Vormundschaft Europas zu wahren. Derweil die kriegerische Stimmung in der Gesetzgebenden Versammlung von Tag zu Tage wuchs, zeigte man in den Verhandlungen mit dem Kaiser schnöden Uebermuth, bot den Reichsständen im Elsaß nicht einmal eine bestimmte Entschädigung. Dann forderte das Haus, hingerissen von den flammenden Reden der Gironde, die feierliche Erklärung des Kaisers, daß er den Plan einer europäischen Vereinigung aufgebe und, gemäß den alten Bundesverträgen der Bourbonen, Frankreich zu unterstützen bereit sei — bei Strafe sofortigen Krieges. Da Leopold eine würdige maßvolle Antwort gab, wurde am 20. April 1792 der Krieg gegen Oesterreich erklärt. Frevelhafter waren selbst die Raubzüge Ludwigs XIV. nicht begonnen worden als dieser Kampf, der nach allem menschlichen Ermessen das ungerüstete Frankreich in schimpfliche Niederlagen stürzen mußte. Eine doctrinäre Rede Condorcets verkündete sodann der Welt, wie das Princip der republikanischen Freiheit sich gegen den Despotismus erhebe. Dem gesammten alten Europa ward der Handschuh hingeworfen; für Preußen aber trat der Wiener Vertrag in Kraft, der unterdessen durch ein förmliches Vertheidigungsbündniß ergänzt worden war.

Der Krieg wurde den deutschen Mächten aufgedrungen. Fast im selben Augenblicke rückten die russischen Truppen jeden Widerstand niederschmetternd in Polen ein, der Wille der Czarin gebot an der Weichsel. Wieder wie so oft schon befand sich die centrale Macht des Festlandes

zwischen zwei Feuern. Preußens Staatsmänner standen vor der Wahl: ob sie entweder das zerrüttete, zum Angriff kaum fähige Heer der Revolution durch eine zähe Vertheidigung hinhalten und unterdessen mit der gesammelten Kraft des Staates die deutschen Interessen im Osten wahren oder umgekehrt die polnische Entscheidung vorläufig hinausschieben sollten um zunächst den französischen Krieg mit raschen, wuchtigen Schlägen zu beenden. Da Frankreich selber durch seine Kriegserklärung die alten Verträge zerrissen hatte, so durfte ein heldenhafter Sinn jetzt wohl die Hoffnung fassen, die von König Friedrich so oft beklagten deutschen Thermopylen, die Vogesen, dem Reiche zurückzubringen. Was man auch wählen mochte, die Stunde drängte; es galt die ganze Macht Preußens sofort einzusetzen, mit überwältigender Schnelligkeit im Osten oder im Westen einen durchschlagenden Erfolg zu erringen. Aber das Adlerauge des großen Königs wachte nicht mehr über seinem Staate; die kleinen Leute, welche seinen Nachfolger umgaben, riethen zu dem Verkehrtesten, was geschehen konnte: sie begannen einen Angriffskrieg gegen das Innere Frankreichs und verwendeten für dies gewagte Unternehmen kaum die Hälfte des preußischen Heeres.

Der Krieg der ersten Coalition ging verloren durch diplomatische Fehler, nicht durch Niederlagen auf dem Schlachtfelde. Es ward entscheidend für seinen Verlauf, daß grade jetzt in Wien und Berlin alle Sünden und Lügen jener gierigen ideenlosen Cabinetspolitik des achtzehnten Jahrhunderts wieder emporkamen, welche der Gradsinn Friedrich Wilhelms I. nicht verstanden, der Heldenstolz seines Sohnes verachtet hatte. Kaiser Leopold starb schon zu Anfang des Krieges. Sein junger Nachfolger Franz II. glaubte an das althabsburgische AEIOU mit der ganzen Starrheit eines gedankenleeren Kopfes, blieb allezeit der einfachen Ansicht, daß sein Erzhaus niemals genug Land besitzen könne; er nahm die josephinischen Eroberungspläne wieder auf, hoffte durch den französischen Krieg den Austausch von Belgien gegen Baiern zu erreichen. Auch die preußische Staatskunst zeigte nicht mehr den alten Charakter nüchterner Selbstbeschränkung; seit dem Abschluß des österreichischen Bündnisses ward auch sie von der unsteten Begehrlichkeit der habsburg-lothringischen Hauspolitik ergriffen und schweifte unsicher ins Schrankenlose statt nach guter Hohenzollernweise ein fest begrenztes Ziel mit eiserner Ausdauer zu verfolgen. Den größten Gewinn an Land und Leuten, wo es auch sei, mit den kleinsten Opfern herauszuschlagen, das war die Weisheit der pfiffigen Ränkeschmiede Haugwitz und Lucchesini. Sie sahen ein, daß der Wiener Vertrag, welcher dem Kaiser den Beistand Preußens unbedingt zur Verfügung stellte, eine sträfliche Thorheit gewesen, und verlangten nun, noch ehe Oesterreich seine bairischen Pläne kundgab, zur Belohnung für die Kriegshilfe ein Stück von Polen und die pfälzischen Lande am Niederrhein; Pfalzbaiern mochte dafür im Elsaß entschädigt

werden. Sie faßten also die Wiedereroberung der deutschen Westmark ins Auge und gedachten zugleich den alten jülich-clevischen Erbfolgestreit gänzlich zum Vortheil Preußens zu beendigen. Der gesunde Kern dieser Gedanken war unverkennbar, doch wie durfte man hoffen, einen so glänzenden Gewinn, die Erwerbung von Posen und der Rheinprovinz zugleich, anders zu erreichen als durch das Aufgebot aller Kräfte der Monarchie? Ein häßlicher Anblick, wie nun die begehrlichen Wünsche der beiden Höfe einander wechselseitig überboten und steigerten. Um nur der polnischen Entschädigung sicher zu sein, gestattete Preußen, daß Oesterreich sich durch Baiern vergrößere. Der oberste Grundsatz der fridericianischen Politik, der so oft mit dem Schwert und der Feder behauptete Entschluß des großen Königs, dem Hause Oesterreich unter keinen Umständen eine Machterweiterung im Reiche zu gestatten, wurde in kläglicher Schwäche aufgegeben — „aus feiger Habgier", wie Friedrich einst auf ähnliche Vorschläge geantwortet hatte. Und dabei war man doch der treuen Freundschaft des neuen Bundesgenossen keineswegs versichert.

Im Juli 1792 versammelte sich der hohe Adel deutscher Nation zu Mainz um seinen neuen Kaiser Franz. Es war das Henkermahl des heiligen Reichs. Noch einmal prunkten durch die engen Gassen des goldenen Mainz die Karrossen der geistlichen Kurfürsten, das glänzende Dienergefolge von hunderten reichsfreier Fürsten, Grafen und Herren, die ganze Herrlichkeit der guten alten Zeit — zum letzten Male bevor das neue Jahrhundert den Urväterhausrath der rheinischen Bischofsmützen und Fürstenkronen mit ehernen Sohlen zermalmte. Während dieser rauschenden Feste verhandelten die beiden Großmächte insgeheim über den Siegespreis. Das Schicksal Baierns schien entschieden; Preußen gab seinen alten Schützling, das Haus Wittelsbach völlig preis, und bei der militärischen Schwäche der süddeutschen Staaten unterlag es keinem Zweifel, daß Oesterreich den bairisch-belgischen Tausch sogleich erzwingen konnte. Da traten die kaiserlichen Unterhändler mit der Erklärung hervor, ihr Herr verlange nicht blos Baiern, sondern auch das soeben durch Preußen rechtmäßig erworbene Ansbach-Baireuth; kein Zweifel mehr, die Hofburg trachtete nach der Theilung Deutschlands, nach der Unterwerfung des ganzen Südens. Die Minister in Berlin fühlten sich „wahrhaft empört", der König empfand den Anschlag wider seine fränkischen Stammlande als eine persönliche Beleidigung. Auch über die polnische Frage kam eine klare Verständigung nicht zu Stande. Obgleich Oesterreich einer Gebietserweiterung Preußens im Osten nicht geradezu widersprach, so fühlten doch beide Theile, daß ihre Ansichten über Polens Zukunft weit auseinander gingen; der Berliner Hof hatte sich endlich überzeugt, daß die von Wien her begünstigte polnische Maiverfassung dem preußischen Interesse schnurstracks zuwiderlief.

Verstimmt, grollend, ohne jede feste Verabredung über das Ziel des

Kampfes, zogen die Verbündeten in den Krieg hinaus. Der kaiserliche Hof führte den Feldzug ungern als einen aufgezwungenen Vertheidigungskrieg; die preußischen Staatsmänner leisteten ebenso widerwillig eine Hilfe, die nach den Verträgen nicht verweigert werden konnte; beide Mächte trösteten sich mit der unbestimmten Hoffnung, das widerwärtige Unternehmen werde doch irgend einen Landgewinn abwerfen. Nur König Friedrich Wilhelm schwelgte in ritterlichen Hochgedanken; er sah sich jetzt als den Vorkämpfer des rechtmäßigen Königthums, auch die Gestalten des Arminius und anderer Retter des deutschen Vaterlandes erschienen ihm in seinen Träumen. Welche Ordnung er dem besiegten Frankreich auferlegen sollte blieb ihm freilich selber unklar.

Noch bevor die Heere aufeinander trafen enthüllte sich, außer der Zwietracht der Verbündeten, auch die andere heillose Unwahrheit, daran die Coalition krankte. Da die Redner der Gironde den Principienkrieg für die republikanische Freiheit predigten, so konnten ihre Feinde sich dem Einfluß der contrerevolutionären Partei nicht ganz entziehen. Oesterreich galt in Paris als der Schirm und Träger aller jener alten Staatsgedanken, die man dort mit dem geduldigen Gesammtnamen Feudalismus bezeichnete; gegen diese Macht der Finsterniß fochten die Wortführer der Revolution mit freudigem Eifer. Daß aber der Staat des Philosophen von Sanssouci, der Rebell gegen Kaiser und Reich, jetzt das alte Europa mit seinen Waffen schützte, erschien ihnen ganz ungeheuerlich; sie gaben die Hoffnung nicht auf, diesen Staat der Aufklärung noch zu sich hinüberzuziehen. Gleichwohl vermochte das preußische Hauptquartier nicht, die immer lauter und zuversichtlicher auftretenden Emigranten von sich fern zu halten. Der Oberbefehlshaber, der Herzog von Braunschweig, unterschrieb in einem Augenblicke kopfloser Schwäche ein fanatisches Kriegsmanifest, das durch einen Heißsporn des emigrirten Adels seine Färbung erhalten hatte und im preußischen Cabinet Entsetzen erregte: der geistreiche Schüler der französischen Philosophie, dem der Pariser Kriegsminister vor Kurzem erst die Führung des Revolutionsheeres angeboten hatte, bedrohte in grimmigen Worten das revolutionäre Frankreich mit Verderben und Zerstörung. Die Gironde frohlockte, die contrerevolutionären Pläne der verbündeten Despoten schienen erwiesen, über allen Zweifel hinaus.

Unselig wie die Politik, welche den Kampf begann, war auch die Weise der Kriegführung. Wohl blieben die wohlgedrillten Regimenter Oesterreichs und Preußens den zerlumpten und verwilderten Haufen des Revolutionsheeres noch lange militärisch überlegen. Wo es zum Schlagen kam wurden die Franzosen von den fridericianischen Truppen regelmäßig geworfen; den preußischen Reitern und namentlich dem gefürchteten rothen König, dem Oberst Blücher von den rothen Husaren, wagten sie selten Stand zu halten. Der märkische Bauer spottete noch nach Jahren über die französischen Katzköppe, wie er die Chasseurs nannte. Blücher gab

nach Abschluß der drei Rheinfeldzüge sein Campagne-Journal heraus und schildert bescheiden doch mit herzhaftem Selbstgefühl, wie oft er die Feinde „geschmissen“ habe; die Offiziere zogen aus dem Kampfe heim mit dem Bewußtsein rühmlicher Pflichterfüllung. Und doch führten diese drei Feldzüge, die den preußischen Fahnen so viele stattliche Einzel-Erfolge brachten, zu einem schmachvollen Frieden. Der Charakter der Kriegführung wird überall und zu allermeist in Coalitionskriegen bedingt durch die Ziele der Staatskunst, welcher sie dient; eine Politik, die sich vor dem Siege fürchtet, kann große Feldherren nicht ertragen. Die schwankende Rathlosigkeit der preußischen Politik fand in der Willensschwäche, in dem bedachtsamen Zaudern des Herzogs von Braunschweig ihren getreuen Ausdruck. König Friedrich war in den letzten Zeiten des siebenjährigen Krieges durch die erdrückende Uebermacht der Feinde zu einer Behutsamkeit gezwungen worden, die seinen Neigungen und Grundsätzen widersprach. Was ihm allein die Noth auferlegte, erschien den Generalen der Friedensjahre als die Blüthe militärischer Weisheit. Sie hielten für die Aufgabe des Feldherrn, die Truppen in einen weiten Cordon auseinanderzuziehen, jeden irgend bedrohten Punkt zu decken, den Berg durch das Bataillon und das Bataillon durch den Berg zu sichern; jener Geist der Initiative, den Friedrich so oft für den Nerv des Kriegshandwerks erklärt hatte, ging dem friedensfrohen Geschlechte verloren. Die Künstelei dieser bedachtsamen Kriegsmethode entsprach zugleich dem Temperament des Braunschweigers und seinen politischen Ansichten; denn er allein unter den Generalen des verbündeten Heeres fürchtete die dämonischen Kräfte der Revolution, er scheute das Wagniß der offenen Feldschlacht.

Nach altösterreichischem Brauche kam von den zugesagten kaiserlichen Hilfsvölkern nur der kleinste Theil zur Stelle. Der Oberfeldherr eroberte zunächst die Festungen der Maaslinie und rückte dann, widerwillig dem Befehle des Königs gehorchend, westwärts gegen Paris vor, obgleich sein Heer viel zu schwach war um die Eroberung der feindlichen Hauptstadt versuchen zu können. Schon am 20. September fiel die Entscheidung des Feldzugs. Der Herzog wagte nicht, die Franzosen auf den Höhen von Valmy anzugreifen, sondern gab den sicheren Sieg aus der Hand und räumte darauf den französischen Boden vor den anrückenden Verstärkungen des Feindes. Mit dem Seherblick des Dichters durchschaute Goethe die Folgen dieser großen Wendung; er sagte zu den preußischen Offizieren: „Am heutigen Tage beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte.“ Inzwischen war die Krone der Capetinger durch den Aufstand des zehnten August zerbrochen worden; aus dem gräßlichen Blutbade der Septembermorde stieg die französische Republik empor, und triumphirend konnten die Gewalthaber des neuen Frankreichs dem Convente als Brautgabe die große Kunde bringen, daß die fridericianische Armee den Heerschaaren der Freiheit unrühmlich den Rücken gekehrt habe.

Und noch waren die Ueberraschungen dieses wilden Jahres 92 nicht zu Ende; es schien, als wollte das unerforschliche Schicksal die Thorheit aller menschlichen Voraussicht erweisen. Ein französisches Freicorps unter unfähigem Führer drang in einem tollen Abenteurerzuge an der Flanke des preußischen Heeres vorbei bis gegen Mainz; die erste Festung Deutschlands öffnete ohne Widerstand ihre Thore. Die Herrlichkeit der rheinischen Kleinstaaterei brach wie ein Kartenhaus zusammen; Fürsten und Bischöfe stoben in wilder Flucht auseinander. Pfalzbaiern erklärte sich neutral, nach der alten landesverrätherischen Gewohnheit des Hauses Wittelsbach; das heilige Reich spürte den Anfang des Endes. Das willenlose Volk der geistlichen Lande ließ sich von einer Handvoll lärmender Feuerköpfe das Possenspiel einer rheinischen Republik vorführen, sprach in ehrfürchtiger Scheu alle Kraftworte der Pariser Völkerbeglücker nach, obgleich „das Phlegma, das uns die Natur auferlegt hat, uns nur erlaubt die Franzosen zu bewundern"; an dem Anblick dieses Zerrbildes der Freiheit ist dem edelsten der rheinischen Enthusiasten, Georg Forster, das Herz gebrochen. Währenddem fielen auch Savoyen und Belgien, schlecht vertheidigt, den schlechten Truppen der Republik in die Hände. Wunderbare, strahlende Erfolge, die selbst ein nüchternes Volk berauschen konnten! Ein maßloses Selbstgefühl schwellte den Führern der neuen Republik die Seele; sie boten allen Völkern, die sich für die Freiheit erheben wollten, den Beistand Frankreichs an. Der Kampf der revolutionären Propaganda ward feierlich verkündigt: Krieg den Palästen, Friede den Hütten! In dieser fanatischen Siegeszuversicht lag eine unermeßliche sittliche Kraft. Auch die militärische Macht der Republik war im Erstarken, obleich noch Alles in ihrem Heerwesen wüst und wirr durcheinander gährte. Den ungeheuren Massen, welche der Convent ins Feld führte, konnte die methodische Kriegführung der fridericianischen Generale wohl auf dem Schlachtfelde den Sieg entreißen, doch eine solche Volkserhebung völlig niederzuwerfen war für die kleinen Heere der alten Zeit unmöglich. Unter den Freiwilligen von 1792 fand sich eine Fülle junger Talente, ein großer Theil der Marschälle und Generale des Kaiserreichs; die neue Gleichheit bot allen aufstrebenden Köpfen freie Bahn, der Schrecken der Guillotine spornte Jeden das Höchste zu wagen.

Also kündigte sich hier eine neue Kriegsweise an und eine neue Staatskunst, welche die Ländergier der alten Cabinetspolitik mit einer unerhörten Mißachtung aller überlieferten Formen des Völkerrechts verband. Sollte das Reich dem Angriff dieser unberechenbaren jugendlichen Macht widerstehen, so mußten vor Allem die Rheinlande eine neue kräftigere politische Ordnung erhalten und zum Widerstande befähigt werden. Durch die Schuld der kleinen Höfe war das feste Mainz in die Hände Custines gefallen, und auch nach der Niederlage wußten sie dem bedrängten Vaterlande nichts zu bieten als jammernde Klagen und Rechtsverwahrungen

und einige leidenschaftliche Flugschriften, die den getreuen Unterthan gegen „das Bürgerchen Custine" aufregen sollten. Durfte man diese verlebten politischen Gewalten, die vor den ersten Schlägen des Feindes zusammengebrochen waren, wieder aufrichten? Der Gedanke der Secularisation drängte sich nochmals unabweisbar auf; rechtzeitig und durch die deutschen Mächte allein ausgeführt, bot er das letzte Mittel den Bestand des Reichsgebietes zu retten. In Berlin wie in Paris wurde die Beseitigung der geistlichen Staaten damals schon ernstlich erwogen. Indeß auf Oesterreichs Widerspruch ließen die preußischen Staatsmänner den Plan fallen, und wieder begann das traurige geistlose Feilschen um „ein billiges Superplus". Man beschloß endlich, nachdem die Preußen bereits Frankfurt und das rechte Rheinufer von den Franzosen gesäubert hatten, im nächsten Jahre Belgien und Mainz zurückzuerobern; dafür sollte der Kaiser an bairischen, Preußen an polnischen Landstrichen sich schadlos halten. Beide Mächte führten den leidigen Krieg nur noch weiter um sich eine Gebietsabrundung zu sichern. Der Plan einer royalistischen Gegenbewegung, der den ehrlichen Sinn des Königs von Preußen noch immer beschäftigte, verlor jeden Boden, seit die Republik begründet war und bald nachher der Kopf König Ludwigs fiel.

Währenddem befestigten sich die Russen in ihrer Machtstellung an der Weichsel. Katharina war durch den Frieden von Jassy des Türkenkrieges entledigt, und da sie nun mit gesammelter Kraft sich auf die polnische Beute stürzte, fand sie abermals einen Bundesgenossen an der Parteiwuth des sarmatischen Adels. Mit Hilfe der Targowicer Confoederation warf sie die Neuerungen von 1791 über den Haufen und stellte die alte Landesverfassung wieder her, das will sagen: ihre eigene Herrschaft über die Krone Polen. Seit dreißig Jahren arbeitete sie unablässig an dem Plane, das Czarenreich durch die Eroberung Polens in unmittelbaren Verkehr mit der Cultur des Westens zu bringen; jetzt schien sie am Ziele ihrer Wünsche, sie gebot über die Weichsellande und konnte nach Belieben entschieden, wann und in welchen Formen die völlige Einverleibung des eroberten Gebietes erfolgen sollte. Wer durfte ihr widerstehen? Die Macht Rußlands war durch die Zwietracht der deutschen Nachbarn, durch den Zerfall der westeuropäischen Staatengesellschaft gewaltig angewachsen und wurde überdies von allen Zeitgenossen überschätzt; Niemand bemerkte, daß das menschenarme Land durch die Kriege seiner ruhelosen Czarin eine Million Menschen verloren hatte und zu einem Angriffskriege nur mäßige Mittel besaß. Eine Parteinahme der deutschen Höfe für die polnischen Patrioten war durch Katharinas diplomatische Kunst von Haus aus verhindert. Da der Petersburger Hof die jacobinischen Königsmörder mit Worten leidenschaftlicher Entrüstung bekämpfte, so warb die Warschauer Patriotenpartei um die Hilfe der Franzosen: wer Frankreichs Feind war konnte nicht der Bundesgenosse Polens sein.

Dergestalt durch die überlegene, skrupellose Politik der Czarin von allen Seiten her umstellt fand sich König Friedrich Wilhelm wieder in ähnlicher Lage wie sein Vorgänger zwanzig Jahre früher. Er mußte sich entscheiden, ob er die Alleinherrschaft der Russen in Polen dulden oder durch eine neue Theilung das Anschwellen der moskowitischen Macht beschränken sollte. Die Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. Das preußisch-polnische Bündniß war durch die Polen selber zerrissen, als sie dem Hause Wettin die erbliche Krone anboten. Der Berliner Hof that jetzt endlich was die Interessen Preußens längst geboten: er erklärte sich offen gegen die Maiverfassung von 1791, freilich mit Worten erkünstelter Entrüstung, welche von seiner bisherigen Haltung häßlich abstachen. Er versammelte die Hälfte seines Heeres an der Ostgrenze, und da Katharina bei der umheimlichen Gährung, die das polnische Land erfüllte, sich nicht sicher fühlte, so willigte sie im Januar 1793 widerstrebend in die zweite Theilung Polens. Dann sah die Welt den Selbstmord eines weiland mächtigen Volkes. Alle Gräuel der Pariser Conventsherrschaft erschienen unschuldig neben dem entsetzlichen Schauspiele der stummen Sitzung des Reichstags von Grodno: durch ein verabredetes Gaukelspiel, durch den Schein des Zwanges ließen sich die bestochenen Landboten und Magnaten die Genehmigung der Theilung ihres Vaterlandes abtrotzen. Preußen erwarb, außer Thorn und Danzig, jene großpolnischen Lande um Posen und Gnesen, welche Friedrich im siebenjährigen Kriege so schmerzlich vermißt hatte. Sie bildeten die natürliche Verbindung zwischen Schlesien und Altpreußen und konnten, da sie bereits einen starken Bruchtheil deutscher Bewohner enthielten und mit dem Reiche lebhaften Verkehr unterhielten, im Laufe der Jahre vielleicht ganz für die germanische Gesittung gewonnen werden. Die weite Lücke in unserer Ostgrenze war endlich geschlossen; all das Unrecht, das der polnische Adel seit Jahrhunderten den deutschen Culturbringern angethan, fand nunmehr seine Sühne. Aber wenn die Theilung selber eine That gerechter Nothwehr war, so zeigte doch die Wahl der Mittel den sittlichen Verfall des preußischen Staates. Durch Wortbruch und Lüge, durch Bestechung und Ränke jeder Art erreichte er sein Ziel; nicht befriedigt mit der Sicherung seiner Grenzen griff er schon weit über das Maß des Nothwendigen hinaus, bis zur Bzura, tief in reinpolnisches Land hinein. Das also verstümmelte Polen konnte nicht mehr bestehen; die zweite Theilung führte unaufhaltsam zu einem letzten Umsturz, der für Deutschland verderblich werden mußte.

Die nächste Folge des Theilungsvertrages war der Zerfall der preußisch-österreichischen Allianz. Kaiser Franz hatte zwar der Vergrößerung Preußens im Voraus zugestimmt, weil er ohne den Beistand der norddeutschen Macht Belgien nicht wiedererobern konnte; dennoch vernahm er mit Unmuth, wie sein Bundesgenosse eigenmächtig, früher als er selber, sich den Siegespreis gesichert hatte; es klang ihm wie Hohn, als Katharina

schrieb, er möge sein eigenes Werk krönen durch die Genehmigung der neuen polnischen Theilung. Erzürnt entließ er seine Räthe und vertraute die Leitung der auswärtigen Geschäfte dem Minister Thugut. Dieser gehässigste aller Feinde Preußens, durch rührige Schlauheit und gewissenlose Thatkraft den Berliner Staatsmännern weit überlegen, dachte nach dem Vorbilde Katharinas die ungeheure Verwirrung der europäischen Lage für eine Eroberungspolitik im großen Stile auszubeuten; überallhin schweiften seine begehrlichen Wünsche, nach Flandern und dem Elsaß, nach Baiern, nach Italien, nach den Donaulanden, nach Polen. Sein Haß gegen den norddeutschen Verbündeten stieg noch, seit der Erbe von Pfalzbaiern, der Herzog von Zweibrücken sich wider den bairisch-belgischen Tauschplan verwahrte, und Preußen, den begangenen Fehler endlich erkennend, rundweg erklärte, ohne die freie Zustimmung des Hauses Wittelsbach dürfe der Tausch nicht stattfinden. Zunächst ging der österreichische Staatsmann darauf aus, die Macht Preußens in Polen niederzuhalten. Nichts konnte der Czarin willkommener sein; sie empfand es bitter, daß ihr die polnische Beute zum zweiten male durch Preußens Dazwischentreten geschmälert wurde, und benutzte geschickt den gegenseitigen Haß der deutschen Mächte um den einen Nachbarn durch den andern zu schwächen. Schon im Sommer 1793 traten die Höfe von Wien und Petersburg einander näher; über die feindseligen Absichten dieses neuen Kaiserbundes konnte man sich in Berlin nicht täuschen.

Der Zerfall der Coalition zeigte sich sofort in den Kriegsereignissen. Die Preußen überschritten den Rhein nahe der alten Pfalz bei Caub, an derselben Stelle, wo sie zwei Jahrzehnte später den Kampf um den deutschen Strom von Neuem begonnen haben; sie vertrieben den Feind vom linken Ufer, belagerten und eroberten Mainz. Unter dem Schutze ihrer Waffen kehrte der entflohene hohe Adel zurück und stellte unbelästigt allen Unfug der Kleinstaaterei wieder her, deren rettungslose Verderbniß man doch in Berlin wohl kannte. Dann stand die preußische Armee lange im pfälzischen Gebirge, mit der Front südwärts gegen das Elsaß, überall siegreich wo der Feind einen Angriff versuchte; doch sie wagte keinen Vorstoß, denn das Berliner Cabinet mißtraute den Absichten seines Verbündeten. Der kaiserliche General Wurmser, der den linken Flügel des Heeres vor den Weißenburger Linien befehligte, verlangte den Einmarsch ins Elsaß, um auch dort wie am Mittelrhein die Herrschaft seiner Standesgenossen vom Reichsadel wiederherzustellen, und trotzte dem preußischen Oberbefehlshaber in offenem Ungehorsam. Da trat gegen das Ende des Jahres General Hoche an die Spitze der französischen Truppen, der reinste Mensch unter den jungen militärischen Talenten der Republik. Von den Preußen bei Kaiserslautern zurückgeschlagen, wendete er sich mit dem Ungestüm des genialen Naturalisten gegen Wurmsers Corps, schlug die Kaiserlichen auf dem Gaisberge, bei Wörth, bei Fröschweiler, auf jenen

Vorhöhen des Gebirges, wo dereinst die ersten Schläge des großen Vergeltungskrieges fallen sollten, befreite das von den Verbündeten belagerte Landau und zwang Wurmser zum Rückzuge. Das preußische Heer konnte nach den Niederlagen der Oesterreicher das Gebirge nicht mehr halten und räumte die Pfalz. Das unglückliche Land lernte in den Schrecken des „Plünderwinters“ die Wohlthaten der französischen Freiheit kennen.

Schwere Niederlagen wecken die sittliche Kraft in einem tüchtigen Heere; dieser durch fremde Schuld verlorene Feldzug zerrüttete die Mannszucht unter den preußischen Offizieren. Man schalt und klagte laut, forderte die Heimkehr aus dem unnützen Kriege. Das unpreußische Wesen, das die Verwaltung lähmte, drang auch in das Heer; die Armee glich einer militärischen Republik; der Groll gegen die Oesterreicher entlud sich in hundert gehässigen Händeln. Auch auf dem niederländischen Kriegstheater war die jetzt durch England verstärkte Coalition wenig glücklich. Sie hatte Belgien zurückgewonnen, und im Sommer, nach der Einnahme von Valenciennes und Mainz, lag die Straße nach Paris offen vor den verbündeten Heeren, wenn man den Entschluß fand, die Armeen zu einem gemeinsamen Vorstoße zu vereinigen. Aber die englische Handelspolitik verlangte nach dem Besitze von Dünkirchen, Thugut forderte die Eroberung der Picardie; über dem Gezänk der Diplomaten ging der günstige Zeitpunkt verloren und zu Ausgang des Feldzugs stand man wieder in der Defensive an der belgischen Südgrenze. Unterdessen war die Kriegsmacht der Republik in beständigem Wachsen. Die Schreckensherrschaft der Jacobiner unterwarf das gesammte Land der Dictatur der Hauptstadt; sie bedurfte des Krieges, weil sie jedes wirthschaftliche Gedeihen zerstörte. Der Gedanke der revolutionären Propaganda ward zur furchtbaren Wahrheit; eine ruhelose Verschwörung spannte ihre Netze über den halben Welttheil, bis nach Warschau und Turin, nach Amsterdam und Irland, versuchte die Grenzen aller Länder ins Wanken zu bringen. Das Volk brachte zitternd die ungeheuren Opfer, welche das Gebot der Pariser Gewalthaber ihm auferlegte. Wenngleich der Terrorismus der Conventscommissäre die deutschen Provinzen Frankreichs erbitterte und im katholischen Elsaß da und dort sogar altösterreichische Erinnerungen wachrief, die Masse der Bauerschaft im Osten hielt doch treu zu der Tricolore, weil sie von dem Siege der Coalition die Rückkehr der Zehnten und Frohnden fürchtete. In Straßburg wurde das hohe Lied der Revolution gedichtet. Carnots Genie gab dem Heere eine neue Organisation, fügte Linientruppen und Nationalgarden in der taktischen Einheit der Halbbrigaden zusammen, beseitigte die unbrauchbaren gewählten Führer, bildete aus den frischesten Kräften der altbourbonischen Offiziere und der neuen Freiwilligen ein fähiges Offizierscorps. Die wilde Verwegenheit der ungeschulten republikanischen Generale, die mit rücksichtsloser Vergeudung von Menschenleben und Kriegsmaterial auf den Gegner losstürmten, wurde den bedachtsamen

Schülern der alten Kriegskunst sehr lästig; auch die Haltung der französischen Mannschaften besserte sich etwas durch die lange Kriegsübung.

So erstarkte der Gegner; Preußen fand sich dagegen zu Anfang des dritten Feldzugs völlig gelähmt durch die Erschöpfung der Geldmittel. Sein Staatsschatz war nahezu geleert. Der König hatte schon im zweiten Kriegsjahre englischer Hilfsgelder nicht entbehren können. Ihm und seinem Heere allein verdankte das Reich die Wiedereroberung der rheinischen Hauptfestung. Er erbot sich nun den Reichskrieg auch im nächsten Jahre fortzuführen, wenn die übrigen Reichsstände, die bisher für die Vertheidigung der Westgrenze kaum 20,000 Mann ins Feld gestellt, ihm in seiner Geldnoth aushülfen und den Unterhalt seines Heeres am Rheine übernähmen. Aber der Scharfblick des kleinfürstlichen Particularismus sah in dem preußischen Vorschlage das Wiederaufleben der Ideen des Fürstenbundes. Zagheit und Selbstsucht überall; an manchen Höfen schon offener Verrath, da Frankreich längst darauf hinarbeitete die kleinen Herren unter seinen Einfluß zu bringen. Auch Oesterreich war der Neuerung nicht günstig, die den König von Preußen als Reichsfeldherrn, seine Truppen als Reichsheer hätte erscheinen lassen. Selbst eine Anleihe, welche Hardenberg von den kleinen Höfen des Westens zu erlangen hoffte, brachte nur einen kaum nennenswerthen Ertrag. Von seinen Mitständen verlassen entschloß sich Friedrich Wilhelm endlich, sein gesammtes rheinisches Heer in den Sold der Seemächte zu geben. Dieses ohnehin für eine Großmacht kaum erträgliche Verhältniß führte zu den ärgsten Zwistigkeiten, da der Subsidienvertrag unklare, vieldeutige Sätze enthielt. Die Seemächte meinten über die Truppen ihres Verbündeten willkürlich verfügen zu können und wollten im Interesse ihrer Handelspolitik die sämmtlichen Heere der Coalition in den Niederlanden versammeln. Preußen aber behielt sich selber die Wahl des Kriegsschauplatzes vor und versuchte nochmals die Reichsgrenze am Mittelrhein zu vertheidigen. Oesterreich wiederum hoffte auf Eroberungen in Flandern und Lothringen. Feldmarschall Möllendorf eröffnete den Feldzug durch einen zweiten Sieg bei Kaiserslautern; nachdem er im Sommer aus dem Gebirge hatte zurückgehen müssen, drang er im Herbste wieder vor und die preußischen Regimenter behaupteten zum dritten male siegreich die blutgetränkten Höhen an der Lauter. Auch in den Niederlanden fehlte es nicht an glänzenden Kriegsthaten der norddeutschen Hilfsvölker; der heldenkühne Ausfall des hannoverschen Hauptmanns Scharnhorst aus Menin bewies, daß die alte deutsche Waffentüchtigkeit noch nicht erstorben war. Jedoch der Muth der Einzelnen konnte nicht sühnen was die Schwäche der Heerführung und die Zweideutigkeit der kaiserlichen Politik verdarben. Im October ging das österreichische Heer aus Belgien über den Rhein zurück. Der Feind rückte nach, besetzte das Rheinland bis nach Coblenz hinauf, und also im Rücken bedroht mußten die Preußen jetzt ebenfalls das linke Ufer räumen.

Zur selben Zeit erprobte der König abermals die Zuverlässigkeit britischer Freundschaft; England, erbittert über die selbständige Haltung der preußischen Generale, verweigerte ihm die Zahlung der Hilfsgelder, machte ihm die Fortsetzung des Kampfes unmöglich. So ging das beste Heer der Coalition durch Englands eigensinnigen Hochmuth dem europäischen Kriege verloren. Gegen Weihnachten drang dann Pichegru über das Eis der großen Ströme in Holland ein, die Flotte des weiland seebeherrschenden Staates strich ihre Flagge vor einer französischen Reiterschaar. Die batavische Republik ward ausgerufen, der große Freistaat des Westens begann sich mit einem Walle von Tochterrepubliken zu umgeben. Auch der dritte rheinische Feldzug war vergeblich geführt, und für den nächsten Sommer mußten die westphälischen Lande einen Angriff der Franzosen von Holland her erwarten. Preußen stand völlig vereinsamt; man vernahm bald, daß die britische Treulosigkeit in Petersburg und Wien mit lauter Schadenfreude begrüßt wurde. Im preußischen Volke aber ahnte Niemand, wie tief die Macht des Staates durch eine Politik der Halbheit und Unklarheit geschädigt war. Die Hauptstadt jubelte über die drei Siege von Kaiserslautern; ein Rausch patriotischen Stolzes und royalistischer Hingebung erfüllte die Gemüther. Damals zuerst, in den Jahren 93 und 94, erklang zu Berlin das „Heil dir im Siegerkranz", der neue preußische Text zu der alten Händel'schen Melodie. Das prächtige Siegesdenkmal der alten Monarchie, das Brandenburger Thor ward eingeweiht; frohlockend drängte sich das Volk herbei, als die liebliche Braut des jungen Kronprinzen durch dies Triumphthor einzog. Preußische Schriftsteller verglichen in ehrlicher Verblendung das ungetrübte Glück ihrer treuen und siegreichen Nation mit der Zerrüttung und der Ohnmacht des Staates der gallischen Königsmörder.

Inzwischen wurde die wankende Eintracht der Coalition gänzlich zerstört durch die polnischen Händel. In der Osterwoche 1794 brach zu Warschau ein blutiger Aufstand aus, die Russen wurden aus dem Lande vertrieben. Von Paris her unterstützt griff der Aufruhr unaufhaltsam um sich, bis tief in das preußische Polen. Auch diesmal, im letzten Verzweiflungskampfe, ließ der polnische Adel nicht von den alten Sünden der Zwietracht und Zuchtlosigkeit. Immerhin zeigte die unselige Nation mehr Widerstandskraft als die Theilungsmächte ihr zugetraut, und ein gnädiges Schicksal schenkte ihr das Glück sich noch einmal das Herz zu erheben an dem Anblick eines wahrhaftigen Helden. Kosciuszko besaß weder das Genie des großen Feldherrn noch den Weitblick des Staatsmannes, doch seine reine Seele barg neben allen ritterlichen Tugenden seines Volkes eine unerschütterliche Rechtschaffenheit, eine treue Hingebung an das Vaterland, wie sie Polen seit Jahrhunderten nicht mehr kannte; gleich einem Schutzengel erschien Vater Thaddäus den polnischen Bauern, wenn der schwermüthige Held im weißen Bauernflausrock auf seinem Klepper durch

die Reihen der Sensenmänner ritt. In Rußland dagegen flammte der alte Haß der Byzantiner gegen die Lateiner, der Ostslawen gegen die Westslawen drohend auf; wie ein Mann forderte das weite Czarenreich die Vernichtung Polens zur Sühne für die erlittene Schmach. Nie war ein Krieg dem russischen Volke heiliger. Es lag am Tage, in der blutigen Woche von Warschau hatte Polens letzte Stunde geschlagen. Da war es Preußens Pflicht, sogleich, ehe noch die russischen Heersäulen aus dem entlegenen Innern des Reiches heranrücken konnten, selber den Aufstand niederzuwerfen um nachher bei der unvermeidlichen letzten Theilung in unangreifbarer Stellung das entscheidende Wort zu sprechen.

Der König erkannte was auf dem Spiele stand. Er ließ sein Heer einrücken, schlug die Polen bei Rawka, eroberte Krakau und wendete sich dann gegen Warschau, das mangelhaft gerüstet, von Parteikämpfen erfüllt, einem Sturmangriffe der Preußen nicht gewachsen war. Aber jene unglückliche Bedachtsamkeit und Ueberfeinheit, welche den rheinischen Krieg verdorben hatte, betrog den König auch um die Früchte seiner polnischen Siege. Der ritterliche Fürst wollte Praga mit Sturm nehmen und dann, wie sein Ahnherr der große Kurfürst, als Sieger in der polnischen Hauptstadt einziehen. Da mahnte ihn Bischoffswerder, seine Kräfte zu schonen für die Abrechnung mit Rußland; ein Agent Katharinas, der Prinz von Nassau-Siegen, stimmte dem kleinmüthigen Rathe eifrig zu; man begann eine regelmäßige Belagerung, die schon nach wenigen Tagen abgebrochen wurde. Während das preußische Heer verstimmt und erbittert von Warschau abzog, rückte Suworow mit der Hauptmacht Katharinas heran, der geniale Barbar, in dem die wilde nationale Leidenschaft der Moskowiter Fleisch und Blut gewann: dem weißen Czaren und der orthodoxen Kirche blind ergeben wie ein großrussischer Bauer, und doch ein Meister in der Kriegskunst der Abendländer, ein großer Feldherr, zum Befehlen geboren, gewohnt das Ungeheure von dem Todesmuthe seiner Soldaten zu fordern, gewohnt zu handeln nach seinem Lieblingsworte: die Kugel ist eine Närrin, das Bajonett ein ganzer Mann. Er vollführte was die preußischen Feldherren versäumt, schlug das Heer Kosciuszkos aufs Haupt, erstürmte Praga nach mörderischem Kampfe. Warschau lag zu den Füßen Katharinas, ihre Truppen behaupteten die beherrschende Stellung zwischen Bug und Weichsel. Nicht Preußen, sondern Rußland hatte den Aufstand gebändigt und prahlend verkündete der Petersburger Hof: „Polen ist gänzlich unterworfen und erobert durch die Waffen der Kaiserin.“

Die Unterlassungssünden der preußischen Heeresleitung bestraften sich sofort, als die drei Ostmächte zu Petersburg über die letzte Theilung verhandelten. Preußen verlangte die Weichsellinie mit Warschau, Sandomierz und Krakau. Da Oesterreich, das zur Dämpfung des Aufstandes sehr wenig gethan, diese letzteren zwei Bezirke für sich begehrte, gab General Tauentzien eine Antwort, die schon den gänzlichen Zerfall der Coalition

ankündigte; er sagte: „diese zwei Provinzen in Eurer Hand würden uns mehr Noth machen, als alle Demokratien der Welt.“ Rußland aber stand auf Oesterreichs Seite; mit glücklichem Erfolg hatte Thugut seit anderthalb Jahren um Katharinas Gunst geworben. Die beiden Kaiserhöfe waren einig den preußischen Ehrgeiz mit jedem Mittel zu bändigen und schlossen, da Preußen nicht nachgab, am 3. Januar 1795 ein geheimes Kriegsbündniß gegen ihren Bundesgenossen. Der Vertrag bestimmte: Theilung Polens dergestalt, daß Rußland und Oesterreich die Hauptmasse erhalten, Preußen mit Warschau und einem schmalen Striche an der ostpreußischen Grenze abgefunden wird. Außerdem ward ein umfassender Eroberungsplan verabredet: Rußland soll in den Donauprovinzen eine Secundogenitur gründen, Oesterreich erhält freie Hand zur Erwerbung von Baiern, Bosnien und Serbien, sowie der venetianischen Republik: ja die Kaiserin giebt im Voraus ihre Zustimmung zu allen anderen Eroberungen, welche ihr Bundesgenosse noch für nöthig halten sollte; widerspricht Preußen, so wird es mit Aufbietung aller Kraft durch die Waffen gezwungen. Alle die vermessenen Wünsche Kaiser Josephs lebten also wieder auf; an der unteren Donau, im Herzen Süddeutschlands und vor Allem an der Adria dachte Thugut die Macht seines Staates zu erweitern, und Katharina ließ ihn gern gewähren, weil sie in dem allgemeinen Umsturz das zweite große Ziel ihrer Staatskunst, die Herrschaft über Byzanz zu erreichen hoffte.

Dahin also war der preußische Staat in den fünf Jahren seit dem Reichenbacher Tage gelangt: die Seemächte und das deutsche Reich weigerten ihm die Mittel zur Kriegführung, Rußland und Oesterreich bedrohten ihn mit einem Angriff. Der Vertrag vom 3. Januar blieb in Berlin noch mehrere Monate lang unbekannt, doch über die Gesinnungen der Kaiserhöfe bestand kein Zweifel. Längst hatte Thugut in Böhmen Truppen angesammelt, um wider den preußischen Aliirten vorzubrechen. Konnte Preußen, ohne Geldmittel wie man war, mit solchen Bundesgenossen den französischen Krieg fortsetzen, dessen Ziele in dem verworrenen Ränkespiele der Diplomatie immer dunkler und räthselhafter wurden? Sämmtliche Räthe des Königs verlangten schon längst Frieden oder Bündniß mit Frankreich: auch der geistreiche Minister Hardenberg, der die fränkischen Markgrafschaften durch eine treffliche Verwaltung für die Monarchie gewonnen hatte, und jetzt zuerst auf die auswärtige Politik einzuwirken anfing. Der Armee, selbst dem tapferen Blücher, war der Krieg an der Seite der Oesterreicher gänzlich verleidet, nicht minder dem Volke, das der Lorbeeren genug zu haben glaubte. Der junge Vincke sprach allen aufgeklärten Preußen aus der Seele, wenn er bitter fragte: wie lange wollen wir noch ein freiwilliges Opfer österreichischer Falschheit bleiben? Hans von Held, die böseste Zunge der literarischen Opposition, mahnte beweglich: „Friedrich Wilhelm, ruf' es wieder, ruf' dein tapfres Heer

zurück! Laß uns sein der Franken Brüder, so gebeut es das Geschick.“ Auch im Reiche rief Alles nach Frieden; so allgemein war die Ermattung, daß sogar Karl August von Weimar lebhaft zur Beendigung des Krieges rieth. Thugut andrerseits drohte in leidenschaftlicher Erbitterung, er werde sich mit Frankreich vertragen, wenn man ihm Krakau vorenthalte; der übereilte Abzug der Oesterreicher aus den Niederlanden und manche bedenkliche Nachrichten, die über das Treiben des toscanischen Gesandten Carletti in Paris umliefen, bestärkten den preußischen Hof in seinem Verdachte gegen die Hofburg.

Kaum minder dringend war das Friedensbedürfniß in dem tief erschöpften Frankreich; man wünschte sehnlich, mindestens mit Preußen ins Reine zu kommen. Da die Schreckensherrschaft gestürzt, die gemäßigten Parteien in Paris zur Herrschaft gelangt waren, so schmeichelten sich die Berliner Staatsmänner mit der Erwartung, ein preußischer Sonderfriede werde den allgemeinen Frieden einleiten, den alten Besitzstand des Reiches wiederherstellen. Widerstrebend ließ sich der König endlich die Erlaubniß zur Eröffnung der Friedensverhandlungen abdringen; im Stillen wünschte er noch immer als getreuer Reichsfürst einen neuen Rheinkrieg zu führen. Die Baseler Unterhandlungen verliefen unglücklich, trotz Hardenbergs diplomatischer Gewandtheit, weil die Minister in Berlin nicht den Muth hatten den Gegnern mit der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu drohen. Auch dem Gedanken der Secularisation, der von den Franzosen wieder aufgegriffen wurde und vielleicht noch einen leidlichen Ausweg eröffnen konnte, wagten die preußischen Diplomaten nicht ernsthaft ins Gesicht zu sehen. Sie begnügten sich mit einer armseligen Halbheit und schlossen am 5. April 1795 den Frieden von Basel, kraft dessen Preußen einfach aus dem Coalitionskriege ausschied; gelang den Franzosen sich auf dem linken Ufer zu behaupten, so sollte der König für seinen überrheinischen Besitz entschädigt werden — durch secularisirtes geistliches Land, wie beide Theile stillschweigend voraussetzten.

Der Friedensschluß war, wie die Menschen und die Dinge in Preußen augenblicklich standen, das letzte verzweifelte Mittel um den Staat aus einer unhaltbaren Lage zu retten. Er war die nothwendige Folge vieljähriger Fehler und Mißgeschicke, eines unwahren Bündnisses, das den Keim des Verrathes in sich trug, einer kraftlosen Politik, die sich zwischen Polen und dem Rheine unstet hin und her warf ohne jemals einen entscheidenden Schlag zu führen. Er war die Schuld nicht einzelner Männer, sondern des gesammten Volkes, das, einmal durch einen großen Mann aus seinem politischen Schlummer aufgerüttelt, sich wieder in ein waches Traumleben verlor und wieder lernte mit gelassenem Wohlgefallen an seiner politischen Zukunft zu verzweifeln. Er war, trotz aller zwingenden Gründe, die ihn entschuldigten oder erklärten, der schwerste politische Fehler unserer neuen Geschichte, eine Untreue des preußischen Staates gegen sich

selber, die durch zwei Jahrzehnte der Entehrung und der Noth, durch beispiellose Opfer und Kämpfe gebüßt worden ist.

Als der Mehrer des Reichs war dies Preußen über die Nichtigkeit des Kleinstaatenthums hinausgewachsen; keine Niederlage in freier Feldschlacht konnte diesen Staat je tiefer beugen als er sich selber demüthigte, da er ungeschlagen seine Hand abzog von der deutschen Westmark und das soeben erst durch Preußens Heer dem Reiche wiedergeschenkte Mainz einem ungewissen Schicksale preisgab. Durch die Kraft des Willens hatte Preußen sich allezeit unter übermächtigen Nachbarn behauptet; unziemlicher sogar als ein offener Bund mit dem Reichsfeinde war für diese Macht der träge Kleinmuth, der gemächlich abwarten wollte, ob vielleicht Oesterreich noch die Franzosen aus dem Reiche hinausschlüge. Ein ehrenhaftes Gefühl reichsfürstlichen Stolzes bewog den König dem Baseler Friedenswerke bis zum letzten Augenblicke zu widersprechen: er war der Erbe jenes großen Kurfürsten, der, nicht minder schnöde von Oesterreich betrogen, doch immer wieder den Kampf um die rheinischen Lande gewagt hatte; zudem empfand er dunkel, wie der wackere alte Minister Finkenstein, daß die Behauptung der Westgrenze des Reichs für die Machtstellung Preußens weit wichtiger war als der Besitz von Sandomierz und Krakau. Verrathen von seinen Verbündeten war er unzweifelhaft berechtigt von der Coalition zurückzutreten sobald Frankreich einen ehrenvollen Frieden bot und die alten Grenzen des Reichs anerkannte; doch ein solcher Friede ließ sich nur erreichen wenn man den Willen hatte einen vierten rheinischen Feldzug zu wagen. Noch hatte der Krieg die Kernlande der Monarchie nicht berührt; der Wohlstand zeigte überall ein nachhaltiges Gedeihen, obgleich der Mißwachs des Jahres 1794 augenblickliche Verlegenheiten bereitete. Von einer Ueberbürdung des Volkes war keine Rede; das um tausende von Geviertmeilen vergrößerte Staatsgebiet brachte seinem gutherzigen Fürsten kaum eine Million Thaler mehr an jährlichen Einkünften als einst der kleine Staat Friedrichs II. Ein großer Staatsmann mußte in solcher Lage die Mittel zu finden wissen für einen neuen Feldzug, trotz der schwerfälligen Formen des Finanzwesens, trotz der üblen Erfahrungen, die man soeben mit einer ausländischen Anleihe gemacht hatte. Aber im Rathe des Königs fehlte ein schöpferischer Kopf; der unglückliche Fürst sah keinen Ausweg mehr und beschwichtigte sein Gewissen mit dem trübseligen Troste, daß der Friede mindestens keine förmliche Abtretung deutschen Landes ausspreche.

Alle Berechnungen und Erwartungen seiner schlauen Rathgeber erwiesen sich sofort als ein großer Irrthum. Sie dachten den Reichskrieg zu beendigen; Hardenberg glaubte, Frankreich werde freiwillig auf die Rheingrenze verzichten um nur mit dem Reiche sich abzufinden, und hoffte arglos auf ein dauerndes Freundschaftsverhältniß zwischen Preußen und der Republik. Wie ahnten sie doch so gar nichts von dem Charakter des

revolutionären Frankreichs! In Paris kam bald nach den Baseler Verträgen die Kriegspartei wieder ans Ruder, die von Preußen Waffenhilfe erwartete und, getäuscht in ihrer Hoffnung, den ruheseligen neutralen Nachbarn mit unverhohlener Geringschätzung behandelte. Immer deutlicher zeigte sich, daß ein Friede mit dem Staate der revolutionären Propaganda erst möglich war, wenn die alte Staatenwelt in Trümmern lag. Die Haugwitz und Alvensleben wähnten durch den Friedensschluß freie Hand zu erhalten für die polnischen Händel und mußten schließlich doch den Theilungsplan der beiden Kaiserhöfe mit geringen Aenderungen annehmen; denn nur als Frankreichs Bundesgenosse konnte Preußen dem herrischen Willen Thuguts und Katharinas entgegentreten, und wider ein offenes Bündniß mit der Revolution sträubte sich das Ehrgefühl des Königs wie die Thatenscheu der Mehrzahl seiner Räthe. Gleichwohl war Preußen bereits durch den Baseler Vertrag ein Mitschuldiger, ein geheimer Verbündeter der französischen Eroberungspolitik geworden; man wußte in Berlin, daß die Republik das linke Rheinufer behaupten wollte, man erwartete von ihrer Freundschaft Entschädigungen für die clevischen Lande und war also, wie lebhaft man sich auch gegen den Verdacht verwahrte, an Frankreichs Siegeswagen angekettet.

Der erste Schritt führte weiter. Am 5. August 1796 wurde ein Ergänzungsvertrag abgeschlossen, der schon bestimmte Erwerbungen in Aussicht stellte: ging das linke Ufer dem Reiche verloren, so sollte der König das Bisthum Münster erhalten und sein oranischer Schwager ebenfalls mit geistlichen Gebieten im Reiche schadlos gehalten werden. So verlor der große Gedanke der Secularisation seinen reinen Sinn; König Friedrich hatte ihn verstanden als ein Mittel zur Reform des Reichs, jetzt diente er nur noch zur Beraubung Deutschlands. Preußen gewann durch den Frieden scheinbar eine großartige Erweiterung seiner Macht. Die norddeutschen Kleinstaaten folgten rasch dem Beispiele ihres mächtigen Mitstandes. Eine Demarcationslinie wurde den Rhein entlang und dann quer durch Mitteldeutschland gezogen; hinter ihr lag der neutrale Norden, durch Preußens Waffen vor den Schrecken des Krieges behütet. Die klugen Leute in Berlin jubelten: so sei die Herrschaft des schwarzen Adlers über das gesammte Norddeutschland durch die friedlichen Künste der Diplomatie begründet. Und doch war diese glänzende Stellung nur ein nichtiger Schein. Der Rhein bildete keine haltbare Grenze, die Republik vermochte das linke Ufer nur zu behaupten wenn sie auch das rechte mittelbar oder unmittelbar beherrschte; unaufhaltsam fluthete der Krieg tief nach Oberdeutschland hinein, mehrere der süddeutschen Staaten schlossen bereits Unterwerfungsverträge mit Frankreich, es waren die Vorboten des Rheinbundes. Im Süden wie im Westen durch Frankreich und seine Vasallen umklammert, konnte Norddeutschland seine Unabhängigkeit nur so lange bewahren, als Frankreich sich im eigenen Interesse genöthigt fand sie zu schonen. Die

friedensselige Thatenscheu allein hielt das nordische Neutralitätsbündniß zusammen; wurde der Schirmherr Norddeutschlands in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt, so mußte dieser Bund, der jedes sittlichen Inhaltes, jedes positiven Zweckes entbehrte, augenblicklich zusammenbrechen, der Abfall der kleinen Genossen von dem besiegten Preußen stand dann unvermeidlich bevor. Nicht einmal die dauernde Unterordnung der kleinen norddeutschen Contingente unter Preußens Oberbefehl war von der Selbstsucht dieser Höfe zu erlangen. Die Gedankenarmuth der Berliner Politik versuchte kaum ernstlich, die thatsächliche Herrschaft, welche der Staat im Norden besaß, zu einer staatsrechtlichen Hegemonie auszubilden; und doch ließ sich der Friedensschluß nur dann entschuldigen, wenn man ihn benutzte um in Norddeutschland die Politik des Fürstenbundes wieder aufzunehmen.

Die Trennung des Nordens von dem Süden hatte der alte König immer unerbittlich zurückgewiesen so oft Kaiser Joseph sie zu Oesterreichs Vortheil durchsetzen wollte; jetzt wurde die Theilung Deutschlands verwirklicht zu Frankreichs Vortheil. Sobald Preußen sich in das Stillleben der norddeutschen Neutralität zurückzog, ging der beste politische Gewinn, welchen die Wiedererwerbung der fränkischen Stammlande den Hohenzollern verhieß, unrettbar verloren; der kräftige Schritt mittenhinein in das oberdeutsche Leben war umsonst gethan. Unter den Süddeutschen bestanden fortan nur noch zwei Parteien: eine französische und eine österreichische — soweit dies ermüdete Geschlecht überhaupt noch politische Gesinnung besaß. Das Volk wußte nichts von den Hintergedanken der Hofburg, sah die kaiserlichen Truppen noch jahrelang gegen den Reichsfeind fechten, während Preußen thatlos zur Seite stand, und ehrte sie als die letzten treuen Beschützer des heimischen Bodens. Im Herbst 1795 focht der Landsturm der Bauern auf dem Taunus und dem Westerwalde mit den Oesterreichern vereinigt gegen die plündernde Löffelgarde der Sansculotten. Als Oesterreich dann in dem jungen Erzherzog Karl wieder einen Helden fand, da gewann der seit Langem fast verschollene Name des Kaiserhauses bei den Oberdeutschen wieder einen hellen Klang; noch heute erinnern alte Holzschnitte in den Bauernhäusern des Schwarzwalds an die Schlachten des kaiserlichen Oberfeldherrn. In jenen Jahren bildete sich grade unter den besten Deutschen des Oberlandes eine österreichische Geschichtsüberlieferung, die noch durch Jahrzehnte mächtig fortgewirkt hat; damals, da die Szekler und Kroaten im Neckarthale standen, empfing der junge Ludwig Uhland die bestimmenden politischen Eindrücke seines Lebens. Preußen aber, das den Oberdeutschen niemals recht vertraut gewesen, verfiel jetzt auf lange hinaus der allgemeinen Mißachtung. Also wirkten die Baseler Verträge nach allen Seiten hin verderblich; und wenn Hardenberg erwartete, der Friede werde seinem Staate eine lange Reihe innerer Reformen, die Einführung der berechtigten Gedanken der Revolution ermöglichen, so sollte auch diese Hoffnung trügen. Der neu-

gewonnene polnische Besitz verhinderte vielmehr jahrelang jede Fortbildung der Verwaltung.

Der Baseler Vertrag, der dem Könige die angesehene Stellung eines europäischen Friedensvermittlers hatte bringen sollen, bewirkte nur, daß die gesammte Staatengesellschaft sich von Preußen abwendete. An den beiden Kaiserhöfen erregte die Botschaft aus Basel leidenschaftliche Entrüstung; sie hielten für schwarzen Verrath was rathlose Schwäche war — ein sehr begreiflicher Irrthum, da Preußen nur noch von den Siegen der Republik Vortheil ziehen konnte. Beide Höfe blieben fest davon überzeugt, daß Preußen mit Frankreich unter einer Decke spiele; sie trauten den Rathgebern des Königs das Aergste zu, sie glaubten im Ernste, daß Preußen auf einen Angriffskrieg sinne, insgeheim die Türken und Schweden gegen Katharina aufzustacheln suche. Thugut versammelte bereits ein Heer an der schlesischen Grenze, mahnte das russische Cabinet in ungestümen Depeschen zum Vernichtungskriege gegen den „natürlichen Feind", entwarf einen abenteuerlichen Plan: wie man Preußen aller seiner polnischen Provinzen, auch Westpreußens, berauben wolle; Suworow sollte die Russen gegen die preußische Hauptstadt führen. Die Kriegsrüstungen gegen die norddeutsche Macht brachten den rheinischen Krieg während des ganzen Sommers zum Stillstande. Erst im Herbst überzeugte man sich, daß von Preußens Schwäche nichts zu fürchten sei, und zugleich erkannte Thugut die Unmöglichkeit einer Verständigung mit der Republik. Die Erhaltung der Reichsgrenzen lag dem Gedankengange seiner harten Interessenpolitik fern; er war bereit das linke Rheinufer zu opfern, wenn Oesterreich die bairischen Erblande erhielte. Der Pflichten des Kaiserthums gedachte in der Hofburg Niemand; stellte man doch dem Petersburger Hofe ausdrücklich frei, die russischen Truppen möchten in Deutschland nach Gutdünken hausen und die von Oesterreich abgefallenen Reichsstände züchtigen. Nur über die italienischen Dinge konnte man sich nicht einigen: Thugut hoffte das Gebiet der neutralen Republik Venedig zu der Lombardei hinzu zu gewinnen, während Frankreich den Schlüssel Italiens, Mailand, nicht in Oesterreichs Händen lassen wollte. Deshalb fuhren die Schwerter im Herbst 1795 abermals aus der Scheide; der Wiener Hof dachte am Rhein Venetien zu erobern. Und wie der Krieg um Italiens Willen erneuert wurde, so sollte er auch in Italien seine Entscheidung finden. Mit Rußland und England durch eine neue Tripel-Allianz fester denn je verbündet, von Pitt mit reichlichen Hilfsgeldern unterstützt, stürzte sich Thugut in den unabsehbaren Kampf. Hüben und drüben herrschte die rohe Begierde, die Verhöhnung jedes Rechtes; ob Frankreich, ob Oesterreich siegte, der Untergang des alten Völkerrechtes war gewiß. Und während dieses unheimlichen Ringens blieb der Staat neutral, dem einst Freund und Feind nachsagten, daß er die Wage des europäischen Gleichgewichts in seinen Händen halte!

Erstaunlich nun, wie man in Norddeutschland sich gar nichts träumen ließ von der ungeheuren Einbuße, welche Preußens Ruf und Ansehen durch den kleinmüthigen Friedensschluß erlitten, von der völligen Verwüstung jeder Pietät und jedes Rechtsgefühls, die über Deutschland hereinbrechen mußte seit der einzige lebendige deutsche Staat das Reich verlassen hatte. Alle Welt im Norden rief den weisen Friedensstiftern Beifall zu. Handel und Wandel blühten; Preußens Rhederei und Getreideausfuhr genossen der Vortheile der neutralen Flagge, nahmen durch den allgemeinen Seekrieg einen ungeahnten Aufschwung. In ungestörter Sicherheit entfalteten sich alle Kräfte der neuen Literatur; eben jetzt sah Weimar seine goldenen Tage. Halb verächtlich, halb gleichgiltig blickte der bildungsstolze Norddeutsche aus der Fülle geistigen Lebens, die ihn umfing, hinüber nach dem wüsten Kriegsgetümmel jenseits der Demarcationslinie. Der alte Kant wurde durch die frohe Nachricht aus Basel angeregt seine Abhandlung vom ewigen Frieden niederzuschreiben und träumte von dem nahen Untergange der Barbarei des Krieges — zur selben Stunde, da ein neues eisernes Zeitalter über das aufgeklärte Europa heraufzog. Auch der König, der so lange dem Frieden widerstrebt, beruhigte sich bald beim Anblick der allgemeinen Zufriedenheit, er lernte aus der Noth eine Tugend zu machen, schrieb voll Selbstgefühls an Katharina: er glaube nur dem Beispiele seines Vorgängers zu folgen, der ebenfalls zuerst die Grenzen seiner Staaten erweitert und sich's dann zum Systeme gemacht habe das neu Erworbene im Frieden zu regieren und zu behaupten.

In der That hatte außer Johann Sigismund und Friedrich II. noch kein Hohenzoller der Monarchie eine so unverhältnißmäßige Vergrößerung gebracht; das Gebiet wuchs in den zehn Jahren dieser Regierung von 3500 auf nahezu 5600 Geviertmeilen. Mit den fränkischen Markgrafschaften trat wieder ein gesegnetes Land alter Cultur zu den dürftigen überelbischen Colonialladen hinzu. Unter Hardenbergs Leitung bildete sich eine fränkische Schule preußischer Beamten; Alexander Humboldt war für den Bergbau im Fichtelgebirge thätig, Altenstein, Kircheisen, Nagler lernten dort die strengen Grundsätze der altpreußischen Verwaltung den behäbigen Lebensverhältnissen freier Bauern und wohlhabender Kleinbürger anzupassen. Diese Franken und die philosophischen Ostpreußen, welche, wie der junge Schoen, in Königsberg zu Kants Füßen gesessen und durch den trefflichen Kraus die Ideen Adam Smiths kennen gelernt hatten, wurden nachher der Stamm der Reformpartei des Beamtenthums. Die neue Grenze am Bug und der Pilica war militärisch und wirthschaftlich sehr günstig, sie eröffnete den Häfen der Provinz Preußen freien Verkehr mit dem Holz- und Getreidereichthum des inneren Polens, gab dem Staate die vielbewunderte uneinnehmbare Position zwischen Weichsel, Bug und Narew. Das unglückliche Volk in Großpolen und Masovien lernte zum ersten male seit Jahrhunderten den Segen einer gerechten und fürsorgen-

den Verwaltung kennen. Man ehrte das Unglück durch milde Behandlung der Aufständischen, während über das russische Polen ein grausames Strafgericht erging. Der Edelmann ward endlich zum Unterthan, mußte sich dem Ansehen des Gesetzes unterwerfen; der Bauer und der Jude durften wieder für die Zukunft schaffen, der friedlichen Arbeit nachgehen ohne vor der Karbatsche des Slachtizen zu zittern. Die dem alten Polen völlig unbekannte Sicherheit der Rechtspflege lockte zahlreiche Ansiedler und Capitalien aus den deutschen Provinzen auf diesen reichen jungfräulichen Boden; der Landbau hob sich zusehends, die Hypothekenordnung ermöglichte eine intensivere Wirthschaft, neue Straßen und Wasserwege entstanden, Warschau nahm überraschend schnell den Charakter einer deutschen Stadt an. Das Aufblühen der Volkswirthschaft war überall unverkennbar.

Aber man erfuhr bald, daß Macht und Glück der Staaten nicht allein von militärischen und handelspolitischen Bedingungen abhängen. Die hohe Gerechtigkeit des historischen Schicksals bleibt darum ewig unerforschlich und nur der ahnenden Andacht erkennbar, weil sie die Einzelnen wie die Völker nicht mit gleichem Maße mißt. Unter den Staaten wie unter den Menschen giebt es Glückskinder, denen jeder leichte Erwerb gedeiht, und wieder Andere von härterem Metall, denen nur das schwer Erkämpfte zum Heile gereicht. Was der preußische Staat besaß war der Lohn ernster Arbeit; diese neue gewaltige Gebietserweiterung aber fiel ihm in den Schooß nach schwächlichen Feldzügen und ruhmlosen Unterhandlungen, sie wirkte wie Spielgewinn auf einen geordneten Haushalt. Wie oft hatten die Hohenzollern verlockenden Rufen aus dem Auslande widerstanden; diesmal waren sie der Versuchung unterlegen. Preußen besaß jetzt unter zehntehalb Millionen Einwohnern an vier Millionen Slaven und lief Gefahr seiner großen deutschen Zukunft entfremdet zu werden. Die Erwerbung von Warschau und Pultusk war freilich ein nothwendiger Schritt, unbedingt geboten nach den Anschauungen der Zeit, da Preußen den Schlüssel zu seiner Ostgrenze weder an Oesterreich noch an Rußland überlassen durfte; den König trifft kein persönlicher Vorwurf, weil er über die Gleichgewichtslehre der Epoche nicht hinaussah und von der Macht der nationalen Gegensätze ebenso wenig ahnte wie alle seine Zeitgenossen. Doch es blieb unmöglich, diese Tausende feindseliger Slachtizen, diese verdummten, den Kaplänen blind gehorchenden Bauern mit dem protestantischen deutschen Staate zu versöhnen; während der rheinischen Kriege sah man polnische Rekruten in Ketten geschlossen nach dem Westen marschiren, und es geschah zuweilen, daß die Hälfte unterwegs entsprang. Die polnischen Provinzen schwächten die sittliche Kraft des Staates, der ohne die willige Hingebung seiner Bürger nicht bestehen konnte, und brachten seine innere Entwicklung zum Stillstande. Die Theilung Polens steht obenan unter den mannichfaltigen Ursachen jener unheimlichen Er-

starrung, welche während des folgenden Jahrzehntes Verwaltung und Heerwesen lähmte. Die Kräfte des deutschen Beamtenthums genügten kaum, um diesen halbbarbarischen Landen, die für die altpreußische Verwaltung noch nicht reif waren, die Anfänge gesitteten Menschenlebens zu sichern. Wie durfte man vollends an Reformen denken? an die Einführung der Selbstverwaltung, die in zwei Fünfteln der Monarchie nur der Tyrannei des polnischen Junkerthums zu gute gekommen wäre? oder an die Bildung eines rein nationalen Heeres, das unter zehn Soldaten je vier Polen gezählt hätte?

Während der Staat früherhin mit heilsamer Strenge alle seine Institutionen und namentlich die Steuerverfassung sofort in seinen neuerworbenen Provinzen eingeführt hatte, waltete jetzt am Hofe eine nachsichtige Milde, die nur allzugeneigt war jeden Herzenswunsch der neuen Landeskinder zu erhören, jede berechtigte und unberechtigte Eigenthümlichkeit zu schonen. Man gab den neuen Provinzen, statt sie in die Organisation der alten Behörden einfach einzufügen, eine provisorische Verwaltung; in Franken regierte Hardenberg, in Südpreußen Graf Hoym mit der Machtvollkommenheit eines Vicekönigs. Die alten Abgaben blieben erhalten, selbst an dem verworrenen und verderbten polnischen Steuerwesen wurden nur einzelne schreiende Mißstände beseitigt, und so geschah das Unerhörte, daß die weiten polnischen Gebiete zu den Ausgaben des Gesammtstaates nur eine winzige Summe, kaum 200,000 Thaler, beisteuerten, während das reiche Franken sogar einen jährlichen Zuschuß beanspruchte. Es war, als ob der erschlaffte Staat sich's nicht mehr zutraute seine neuen Erwerbungen mit seinem Geiste zu erfüllen; der alte mannhafte Grundsatz der rücksichtslosen Anspannung aller Kräfte erschien der weichlichen Philanthropie des Zeitalters grausam. Zudem bot die Einziehung der Starosten- und Kirchengüter in Polen der Großmuth des Königs eine unwiderstehliche Versuchung; er verschenkte einen großen Theil dieser Latifundien nach Gunst und Laune, statt sie zu zerschlagen und unter deutsche Einwanderer zu vertheilen. Der gierige Wettbewerb um die südpreußischen Krongüter schädigte die ohnehin gelockerte Zucht des Beamtenthums schwer; der polnische Bauer vergaß den Dank für die Wohlthaten der preußischen Verwaltung, wenn er die vielen schimpflich erworbenen Vermögen der neuen Herren betrachtete.

Von allen Unterlassungssünden dieser müden Jahre ward keine so verderblich wie die Vernachlässigung des Heerwesens. Die Gutmüthigkeit des Königs, die falsche Sparsamkeit einer schlaffen Friedenspolitik und das stille Mißtrauen gegen die Treue der polnischen Soldaten bewirkten, daß die nothwendige Verstärkung der Armee unterblieb. Während die Bevölkerung sich fast verdoppelte, wurden die Truppen nur um etwa 35,000 Mann vermehrt, die Ausgaben für das Heerwesen stiegen seit Friedrichs Tode von 11—12 auf etwa 14 Millionen Thaler. Indessen

schwollen die Heere aller Nachbarreiche zu ungeheuren Massen an, die Weltstellung des Staates ward durch die Verschiebung der Grenzen im Osten und im Westen schwieriger denn je.

Als der zweite Friedrich Wilhelm die Augen schloß, war Preußens Macht im Innern wie nach Außen schwächer denn beim Tode seines Oheims. Aus dem festgefügten deutschen Staate, dem ein genialer Wille das Ungeheure zumuthen konnte, war ein schwerfälliges deutsch-slavisches Mischreich geworden, das weder die Heeresmacht noch die Geldmittel besaß um sein weites Gebiet zu vertheidigen und langen Friedens bedurfte um nur wieder zu innerer Einheit zu gelangen. Die großen Strafgerichte der Geschichte sind schwachen Gemüthern unheimlich, denn der Vollstrecker des gerechten Urtheils ist fast immer selbst Partei, selbst schuldbelastet. So ward die durch gehäufte Frevel verdiente Zerstörung des polnischen Staates jetzt von unreinen Händen vollzogen. Die Schuld, die an der nothwendigen That haftete, wurde an Rußland bestraft durch eine lange Reihe schwerer innerer Kämpfe, an Oesterreich durch die Mißerfolge der französischen Kriege, doch von keiner der drei Theilungsmächte ist sie so schwer gebüßt worden wie von Preußen; denn keine von ihnen war durch die Eroberung reinpolnischen Landes so weit abgeirrt von den Bahnen ihrer natürlichen Politik, wie dieser deutsche Staat. Durch den Kleinmuth von Basel wie durch das Ränkespiel von Grodno hatte Preußen an seinem Theile dazu geholfen, daß nunmehr jene ruchlose Ländergier in Europa zur Alleinherrschaft gelangte, die kein Recht anerkannte als das Recht des Starken und in Napoleon ihren größten Vertreter fand. Deutschland aber war, da alle seine Staaten sich dem unabweisbaren Werke der Reform versagten, wieder in der gleichen Lage wie zur Zeit Gustav Adolfs: wie damals die Parität der Kirchen, so konnte jetzt die Verweltlichung des heiligen Reichs, die Vernichtung der Theokratie nur noch durch das Eingreifen ausländischer Gewalten erreicht werden. —

So lagen die Dinge, als König Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg. Ernst und pflichtgetreu, fromm und rechtschaffen, gerecht und wahrhaft, in Art und Unart ein deutscher Mann, besaß er alle Tugenden, die den guten und reinen Menschen bilden, und schien wie geschaffen, einen wohlgeordneten Mittelstaat in Ehren durch eine ruhige Zeit hindurchzuführen; diesem tiefen Gemüthe war es ein Bedürfniß von seinen Unterthanen geliebt zu werden. Sein Geist umspannte nur ein enges Gebiet; doch über alle Fragen, die in seinen Gesichtskreis fielen, urtheilte er klar und richtig, nach tiefer, gründlicher Erwägung, und bewährte immer ein angeborenes glückliches Verständniß für die Mächte der Wirklichkeit. Seine Erziehung hatte Alles verabsäumt, was diese edle, aber schwunglose und im Grunde unpolitische Natur zu der Freiheit königlicher

Weltanschauung emporheben konnte. Erst wurde die unbefangene Heiterkeit des Knaben durch die gallige Laune eines pedantischen Lehrers, des Theologen Behnisch, gewaltsam niedergedrückt; dann mußte der sittenstrenge Prinz das leichtfertige Treiben des väterlichen Hofes mit ansehen und den tiefen Ekel, den sein schamhafter Sinn empfand, scheu verbergen. So lernte er, in sich einzukehren und die Welt zu meiden. Eine unbezwingliche Schüchternheit lähmte ihm die Thatkraft; es war sein Verhängniß, daß er nie vermochte leicht zu leben und mit heiterem Selbstgefühle unter seine Menschen zu blicken. Jedes Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, selbst das Reden in größerem Kreise fiel ihm lästig; in barschen, abgerissenen Sätzen sprach er dann sein verständiges Urtheil, seine zarte Empfindung aus; das gedrückte, verlegene Wesen ließ die hohe ritterliche Gestalt mit den schönen treuen blauen Augen nicht zur rechten Geltung kommen. Von Jugend auf an den Umgang mit mittelmäßigen Köpfen gewöhnt, hat er den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche selten überwunden. Ihn erschreckte jener laute rücksichtslose Freimuth, der den großen Germanen eignet. Von allen den hochbegabten Männern, die ihm dienten, ist ihm nur Einer wahrhaft lieb und theuer geworden: Scharnhorsts einfältig anspruchslose Größe.

Es ist die Stärke und die Schuld treuer Gemüther, daß sie schwer vergessen. Friedrich Wilhelm verzieh leicht, doch er vergaß nicht. Wie er jedes Verdienst und jede unscheinbare Gefälligkeit dankbar im Gedächtniß bewahrte und die Trennung von treuen Unterthanen als ein tiefes Herzeleid empfand, so konnte er auch den Zorn jahrelang in sich verschließen, bis er sich einmal das Herz faßte „auf gut deutsch seine Meinung zu sagen“; dann wurde der gütige Fürst in polternder Heftigkeit auf gut deutsch ungerecht und kleinlich. Am wenigsten vergaß er eigenmächtiges Handeln seiner Diener. Denn er wollte der König sein, und er war es. Niemand hat ihn je beherrscht. Unsäglich schwer fiel ihm jeder große Entschluß; er zauderte und überlegte, ließ die Dinge gehen, duldete lange was ihm mißfiel, weil er sich mit seinem Urtheil nicht heraustraute; doch wenn entschieden sein mußte, dann folgte er immer und überall nur seinem Gewissen. Er hat aus Unentschlossenheit Vieles unterlassen, wozu sein gerader Verstand ihn drängte, aber nie etwas gethan, was nicht aus eigener wohlerwogener Ueberzeugung kam. Sein langsamer, doch zäher und fester Geist nahm von den Gedanken größerer Köpfe nur auf was seinem Wesen zusagte; keine Macht der Ueberredung hätte ihn je bestimmt, die sittlichen und politischen Grundsätze, die ihm heilig waren, aufzugeben. Von der Schuld wie von dem Ruhme seiner langen Regierung gebührt ihm selber weit mehr als die Zeitgenossen annahmen, die den schlichten Fürsten neben den glänzenden Gestalten seiner Generale und Staatsmänner zuweilen fast aus den Augen verloren. Er trägt die Hauptschuld an jener schlaffen Friedenspolitik, welche dem alten

Staate den Untergang bereitete; aber er hat auch, als er nach zehn Jahren des Zauderns und nach grausamen Schicksalsschlägen endlich wagte ganz er selber zu sein, aus freiem Entschlusse den Neubau des Staates in Angriff genommen, die Reformgedanken seiner Räthe genau so weit durchgeführt, wie es ihm richtig schien, und den lang vorbereiteten Befreiungskrieg nicht eher gestattet, als bis er selber einsah, der rechte Augenblick sei gekommen. Er hat in der zweiten Hälfte seiner Regierung den Anschluß der preußischen Politik an Oesterreich, die Sünden der Demagogenjagd und das Ausbleiben der verheißenen Verfassung verschuldet, aber auch die Neugründung des preußischen Einheitsstaates mit zäher Geduld geleitet und mit richtigem Blicke die gute Stunde erkannt, da die orientalischen Wirren und die Kämpfe der deutschen Handelspolitik dem Staate erlaubten wieder selbständig seines Weges zu gehen. Ohne ihn und das allgemeine Zutrauen zu seiner Rechtschaffenheit war die Versöhnung der zahllosen landschaftlichen Gegensätze in dem neuen Preußen ebenso unmöglich wie die friedliche Entstehung jenes Zollvereins, der das nichtösterreichische Deutschland unauflöslich mit dem preußischen Staate verkettete und die Grenzpfähle aufrichtete für das neue deutsche Reich.

Dieser König konnte nicht, wie der erste Friedrich Wilhelm und sein Sohn, den Stempel seines eigenen Wesens dem Staate aufprägen, sondern mußte die schöpferischen Gedanken von anderen, reicheren Geistern entlehnen. Und doch ist er der Herr geblieben; der monarchische Charakter des preußischen Staates hat sich, im Guten wie im Bösen, auch unter seiner Regierung nie verleugnet. In Noth und Schande, unter Demüthigungen, die einen freieren und kühneren Geist zur Verzweiflung bringen konnten, hat er unentwegt ausgehalten bei seiner Pflicht. So ist sein Name unzertrennlich verbunden mit den dunkelsten und den reinsten Erinnerungen unserer neuen Geschichte. Seine Pflichttreue und ein natürliches Gefühl für die Ehre des Königthums gaben ihm die Kraft, allmählich hineinzuwachsen in das Verständniß seiner Stellung. Nach und nach lernte er selbst solche Gebiete des nationalen Lebens schätzen, die seinem nüchternen hausbackenen Wesen ursprünglich fremd waren. Er lernte sich zurechtfinden in der auswärtigen Politik; und dieser prosaische Mensch, der in seinen jungen Jahren an der weinerlichen Plattheit Lafontaine'scher Romane Gefallen fand, ist schließlich der Mäcenas seines Hauses geworden, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften wie kein Anderer unter den Hohenzollern. Wer ihn in seiner menschlichen Liebenswürdigkeit sehen wollte, der mußte ihn aufsuchen im einsamen Schlößchen zu Paretz. Dort unter den alten Bäumen am blauen Havelsee verlebte der junge Fürst seine glücklichsten Tage, an der Seite seiner lieblichen Gemahlin Luise, in dem munteren Kreise der schönen kleinen Flachsköpfe, die ihm heranwuchsen; dort thaute er auf und brachte durch drollige Einfälle selbst die gestrenge Wächterin der Etikette, die Gräfin Voß zu respectwidrigem Lachen.

Wohl war es ein Segen für seine schwere, zum Trübsinn geneigte Natur, daß er in den Armen eines heiteren und hochherzigen Weibes einmal erwarmen und die ganze Lust des Lebens empfinden durfte; dennoch hat das Glück der Ehe ihn, wie so viele germanische Gemüthsmenschen, eine Zeit lang mehr gedrückt als gehoben. Er fand als junger Gatte an den unschuldigen Freuden seines Hauses volles Genügen und widmete dem Staate nur ehrlichen Fleiß, doch nicht jene Hingebung des ganzen Denkens, die das Fürstenamt fordert; befangen in der unbewußten Selbstsucht der Glücklichen, trat er ungern aus der reinen Luft seines Heimwesens hinaus und begnügte sich, die Fäulniß, welche den Staat und die Gesellschaft zerfraß, von seiner persönlichen Umgebung fern zu halten, statt sie nach Königspflicht unbarmherzig zu bekämpfen.

Der Kronprinz wurde von seinem freimüthigen Lehrer Sack früh auf den althohenzollernschen Gedanken der evangelischen Union hingewiesen, an eine innige und doch freie Auffassung des christlichen Glaubens gewöhnt. Er lernte durch Engel die philanthropischen Ideen des Zeitalters der Aufklärung, durch Suarez die Staatslehren der Juristen des Allgemeinen Landrechts kennen, bewährte sich in den Feldzügen am Rhein und in Polen wie in den Friedensübungen als ein tapferer sachkundiger Offizier. Aber — wie oft hat er es selbst beklagt — allen Staatsgeschäften hielt man ihn fern. Als der Siebenundzwanzigjährige die Herrschaft antrat, stand er in einer fremden Welt, selber voll tiefer Ehrfurcht vor den Werken seines Großoheims, umgeben von alten eigenrichtigen Herren, die dem Schüchternen mit dem ganzen Dünkel fridericianischer Allwissenheit begegneten. Nichts lag ihm ferner als eine phantastische Ueberschätzung der königlichen Würde; wie der Name Staat aus den Gesetzen Friedrichs II. allmählich in den Sprachgebrauch des Volks hinübergedrungen war, so verstand es sich auch längst von selbst daß jeder König von Preußen sein hohes Amt als eine schwere politische Pflicht auffaßte. Der junge König hatte ein warmes Herz für den geringen Mann, schlicht bürgerliche Neigungen wie sein Urgroßvater, gar keine Vorliebe für den Adel; sein Wunsch war, die von seinen Vorfahren seit hundert Jahren schrittweis vorbereitete Befreiung des Landvolks zu vollenden. In demselben Sinne wie der erste Friedrich Wilhelm konnte er sagen: „ich denke wie ein Republikaner.“ Nicht als ob ihn die Ideen der französischen Revolution bezaubert hätten; das blutige Schauspiel der gewaltsamen Volkserhebung blieb seiner Friedfertigkeit und seinem Rechtssinne gleich widerwärtig. Doch sein natürliches Billigkeitsgefühl, die Ueberlieferungen seines Hauses und die in Suarez's Schule aufgenommenen politischen Gedanken drängten ihn auf die Bahn der socialen Reformen. Menschenfreundlicher Sinn machte ihn zum Freihändler, zum Gegner jener Gesetze, welche den kleinen Leuten die Lebensbedürfnisse vertheuerten oder die Verwerthung der Arbeitskraft erschwerten. Sein gesunder Verstand entdeckte bald fast alle die einzelnen

Gebrechen, daran der erstarrte Staat krankte; als die Zerstörung über das alte Preußen hereinbrach, da sprach sich der König mit einer Klarheit, die seiner Umgebung schier unheimlich erschien, über die Ursachen des tiefen Sturzes aus. Auch über die Mittel und Wege zur Besserung dachte er oft, und mit eindringendem Verständniß nach; es war die volle Wahrheit, wenn er späterhin auf die meisten Reformvorschläge Steins und Scharnhorsts zu antworten pflegte: „diese Idee habe ich schon längst gehabt." Nur das Eine, worauf Alles ankam, erkannte er nicht: die Unmöglichkeit, durch Einzelreformen an dem fridericianischen Staate etwas Wesentliches zu ändern.

Jenes harte System monarchischer Arbeitsvertheilung, das der erste Friedrich Wilhelm und sein Sohn aufgerichtet, war das Werk eines planvollen bewußten Willens; darin lag die einseitige Größe, der Charakter des alten Preußens. Das ganze Werk war aus einem Gusse, wie von eisernen Klammern gehalten; ein Pfeiler stützte den andern, die Gliederung der Stände und die Ordnung der Verwaltung hingen untrennbar zusammen; fiel ein Stein heraus, so stürzte das ganze Gebäude. Wollte man die Vorrechte des Adels im Heere beseitigen, so mußte dem Edelmann erlaubt werden bürgerliche Gewerbe zu treiben und Bauernhufen zu kaufen. Wollte man den Bauern der Dienste und Frohnden entlasten, so konnte auch die Trennung von Stadt und Land, das Zunftwesen und die Accise nicht mehr aufrecht bleiben. Die Monarchie bedurfte einer Reform an Haupt und Gliedern, sobald man einmal erkannte, daß die alten Formen der Gesellschaft sich überlebt hatten. Aber zu solcher Einsicht war in Preußen noch Niemand gelangt, auch nicht der Freiherr vom Stein.

Das erste Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III., die bestverleumdete und unbekannteste Epoche der preußischen Geschichte, war eine Zeit wohlgemeinter, aber völlig unfruchtbarer Reformversuche. Vor wenigen Jahren noch war dieser Staat mit Recht als der bestregierte des Festlandes gepriesen worden; er hatte soeben erst — so wähnte der gesammte Norden — im Kampfe gegen die Revolution seine Lebenskraft bewährt. Und so geschah, daß selbst der tadelsüchtige Freimuth der Norddeutschen kaum bemerkte, wie Alles morsch ward in dem Gemeinwesen. Daß das neue Jahrhundert auf Windesflügeln dahineilte, daß jetzt in kurzen Jahren gewaltige Neubildungen der Geschichte sich vollzogen, welche vordem kaum in Jahrzehnten gereift waren, daß in solchen Tagen zurückging wer nicht vorwärts schritt, — von diesem großen Wandel der Zeiten ahnte man nichts in dem friedlichen Volke, das hinter dem Walle seiner Demarcationslinie mit philosophischer Ruhe beobachtete, wie „zwo gewalt'ge Nationen ringen um der Welt alleinigen Besitz".

Die deutsche Gutherzigkeit ist immer geneigt von einem Thronfolger das Höchste zu erwarten, doch selten hat sie in so überschwänglichen Hoffnungen geschwelgt wie bei dem Regierungsantritt dieses anspruchslosen

Fürsten. Schon durch seine schlichten Sitten gewann er das Herz der Mittelklassen, und diese Schichten der Gesellschaft wurden mehr und mehr die Träger unserer öffentlichen Meinung. Die aufgeklärte Zeit fühlte sich praktisch wohl in einer ungebundenen Geselligkeit voll heiterer sinnlicher Lust, doch sie hegte eine lebhafte theoretische Begeisterung für die abstracte „Tugend"; der Ausdruck hatte noch nicht, wie heutzutage, den Nebensinn der philisterhaften Leere. Das preußische Volk hatte seit den Zeiten des großen Kurfürsten das Schauspiel ehelichen Glückes auf dem Throne nicht mehr gesehen: welcher Jubel nun unter diesen deutschen Familienmenschen, als der Thron sich in ein Heiligthum, der Hof sich in eine Familie verwandelte — so sang Novalis in ehrlicher Begeisterung. Die unbarmherzige Strenge der beiden gewaltigen Könige des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Massen in scheuer Ehrerbietung dem Throne ferngehalten; erst durch die heitere Herzensgüte der Königin Luise gewann das Verhältniß zwischen den Hohenzollern und ihrem treuen Volke jenen gemüthlichen Zug der Vertraulichkeit, der sich sonst nur in dem Stillleben der Kleinstaaten zeigt.

Die Preußen fühlten sich stolz als Royalisten, als Gegner der Revolution. Nicht blos der Heißsporn des märkischen Junkerthums, der junge v. d. Marwitz, auch Andere vom Adel und Offizierscorps maßen den Gesandten der Republik, den Königsmörder Sieyes mit zornigen Blicken, als er mit ungepudertem Haar und der dreifarbigen Schärpe bei dem altväterischen Gepränge des Huldigungsfestes erschien. Die aufgeklärte Berliner Gesellschaft stand aber zugleich in bewußtem Gegensatze zu Oesterreich und dem heiligen Reiche. Man gab den Franzosen zu verstehen, der König sei Demokrat auf seine Weise, werde mit Maß und Ordnung thun was jene im Sturm vollendet, und bald wollte man wissen, daß ein Jacobiner geklagt habe: „dieser Fürst verdirbt uns die Revolution." Als der junge König nun unter der zweideutigen Umgebung seines Vaters mit Strenge aufräumte und in einigen wortreichen Cabinetsordres eine Fülle guter Vorsätze und menschenfreundlicher Ansichten aussprach, da rief Marcus Hertz frohlockend: „die reine Vernunft ist vom Himmel niedergekommen und hat sich auf unserem Throne niedergelassen." Ein Verein von Berliner Schriftstellern veröffentlichte „Jahrbücher der preußischen Monarchie", welche das Walten des königlichen Reformators auf jedem Schritte begleiten sollten. Die hoffnungsvolle Stimmung währte noch lange. Als Hufeland im Jahre 1800 nach Berlin berufen wurde, schrieb er befriedigt: ich gehe in „einen liberalen, unter einer neuen Regierung neu aufblühenden Staat". Auch Schiller und Johannes Müller sprachen mit warmer Anerkennung von dem Genusse grundsatzmäßiger Freiheit in Preußen und lobten, wie rasch Berlin zu einer Freistätte deutscher Art und Bildung werde.

Der König mußte bald erfahren, wie beschränkt in Wahrheit seine

absolute Gewalt war, beschränkt durch die Schwerfälligkeit der Verwaltung und durch den stillen Widerstand der öffentlichen Meinung, der ständischen Vorurtheile, des militärisch-bureaukratischen Kastengeistes. In der vergrößerten Monarchie hätte selbst ein Friedrich kaum noch die unmittelbare Leitung aller Staatsgeschäfte in der Hand behalten können. Die persönliche Regierung wurde zur Unmöglichkeit, doch ihre Formen blieben aufrecht mit verändertem Sinne. Die Cabinetsräthe waren unter Friedrich nur willenlose Secretäre gewesen, verpflichtet die Befehle des Königs den Behörden zu übermitteln; unter seinen beiden Nachfolgern erlangten sie eine gefährliche Macht. Aus Schreibern wurden Rathgeber, da der Fürst die Unmasse der Berichte nicht mehr übersehen konnte. Man wählte die Räthe des Cabinets meist aus den Reihen der bürgerlichen Richter; sie allein hielten dem Monarchen regelmäßigen Vortrag und fühlten sich bald als Volkstribunen, als Vertreter des friedlichen Bürgerthums gegenüber dem Adel und dem Heere. Ein unberechenbarer subalterner Einfluß drängte sich zwischen die Krone und ihre Minister. Unter diesen vertrauten Räthen war Keiner, der den jungen Fürsten aus dem lauen Elemente der guten Vorsätze in die frische Luft der kräftigen Entschließung emporheben konnte. Der bedeutendste unter ihnen, Cabinetsrath Mencken wurde dem Königspaare werth durch die Milde seine aufgeklärten moral-philosophischen Ansichten und bemühte sich redlich für allerhand Verbesserungen im Einzelnen; der umfassende Blick des Staatsmannes war auch ihm nicht gegeben. Nachher hatte Beyme den Vortrag über die wichtigsten inneren Angelegenheiten, Lombard über das Auswärtige — Jener ein tüchtiger Jurist von humanen Anschauungen, aber nur im Kleinen groß, Dieser ein leerer, frivoler Wüstling. Auch die Persönlichkeit der Generaladjutanten stimmte zu dem Geiste trivialer Mittelmäßigkeit, der in diesem Kreise vorherrschte. Oberst Zastrow war ein dünkelhafter Gegner jeder Reform; Oberst Köckeritz eine enge Philisterseele, seinem jungen Herrn bequem durch phlegmatische Gutmüthigkeit, glückselig wenn er sich bei der Pfeife und einem ruhigen Spielchen von den Geschäften des Tages erholte, aber sehr unwirsch, wenn ein junger Edelmann sich's beikommen ließ „Versche zu machen", wie der arme Heinrich von Kleist. Obgleich der König diese kümmerlichen Menschen weit übersah, so ließ er sich doch unmerklich zu ihrer Zagheit und Kleinheit hinabziehen.

Wie die Neubildung des Staates einst von dem Heere ausgegangen war, so wurde auch jetzt zuerst im Heerwesen fühlbar, daß die neue Zeit neue Formen forderte. Das beste Werbegebiet der alten Monarchie ging verloren, als das linke Rheinufer an Frankreich kam und bald nachher die neuen Mittelstaaten des Südwestens sich ihre eigenen kleinen Armeen bildeten. Daher befahl der König schon zu Beginn seiner Regierung eine stärkere Aushebung der cantonpflichtigen Inländer „wegen Abnahme der Reichswerbung". Diesem ersten Schlage mußten andere folgen. Die

Armee war fortan allein auf preußische Kräfte angewiesen; sollte sie die dringend gebotene Verstärkung erhalten, so mußte mindestens ein Theil der privilegirten Klassen zum Waffendienste herangezogen werden, und dies war unmöglich, so lange das Offiziercorps wie eine geschlossene Kaste in unnahbarer Höhe über der Mannschaft thronte, so lange jene grausame alte Kriegszucht bestand, welche den philanthropischen, bis zur Weichlichkeit milden Anschauungen des Zeitalters ins Gesicht schlug. Sobald der alte Stamm der geworbenen Ausländer ausstarb, war ein radicaler Umbau der Heeresverfassung unvermeidlich, das will sagen: eine völlige Verschiebung aller gewohnten ständischen Verhältnisse, vor Allem der Stellung des Adels in Staat und Gesellschaft.

Mannichfache Reformvorschläge tauchten auf. Einige freie Köpfe unter den jüngeren Beamten, wie Hippel und Vincke, verlangten schon die vollständige Durchführung des altpreußischen Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht; Knesebeck, Rüchel und andere Offiziere empfahlen die Bildung einer Landmiliz. Aber einerseits sträubte sich der Dünkel der alten Generale gegen alle Aenderungen. Jedermann glaubte noch an die Unübertrefflichkeit des fridericianischen Heeres. Sogar Friedrich Gentz, der zum Aergerniß der zahmen Zeit sich unterstand ein ermahnendes Sendschreiben an den neuen Monarchen zu richten, sagte über das Heer kurzweg: „von dieser Seite bleibt uns nichts zu wünschen übrig;“ und Blücher, der Mann ohne Menschenfurcht, sprach noch im Frühjahr 1806 unbedenklich von unserer unbesiegbaren Armee. Wenn nun der hochmüthige alte Feldmarschall Möllendorff jeden Neuerungsvorschlag mit seinem schnarrenden „das ist vor mir zu hoch“ begrüßte, dann wollte der König — er hat es später bitter bereut — nicht klüger sein als die Grauköpfe von bewährtem Ruhme. Auf der andern Seite regte sich in der aufgeklärten Welt eine doctrinäre Friedensseligkeit, die zu der blutigen Staatspraxis des neuen Jahrhunderts einen lächerlichen Gegensatz bildete und gleichwohl bei der deutschen Gemüthlichkeit lebhaften Anklang fand. Salbungsvolle Flugschriften erörterten schon die Frage: „sind stehende Heere in Friedenszeiten nöthig?“ Es bezeichnet den inneren Zerfall des gestrengen Absolutismus, daß solche Stimmen aus dem Publicum jetzt einigen Eindruck machten, daß man anfing mit der öffentlichen Meinung zu rechnen. Am Hofe vertrat Mencken mit Eifer die alte Ansicht des Beamtenthums, daß die Last der Heereskosten zu schwer sei; auch der König wollte nur das Unerläßliche thun, da er vor Allem die unter seinem Vater angesammelte Schuldenlast abzutragen wünschte. Dazu endlich die verzweifelte Frage: wie aus den widerspänstigen Polen zuverlässige Regimenter gebildet werden sollten?

So zwischen entgegengesetzten Erwägungen hin und her geschleudert gelangte man nach unzähligen Bedenken und Vorschlägen zu keiner wesentlichen Reform. Das Heer wurde nur um ein Geringes, auf 250,000 Mann

vermehrt; die Ausgaben freilich stiegen beträchtlich, auf 16—17 Millionen Thaler, da der König Kost und Bekleidung der Mannschaft endlich etwas reichlicher, aber noch immer viel zu sparsam, bemessen ließ. Zur Verstärkung dieses ungenügenden Truppenbestandes sollte eine Land-Reserve von 50,000 Mann, vornehmlich aus den eximirten Klassen, gebildet werden; ihre Einrichtung war eben im Gange, als die Kriegswirren von 1805 der Politik der halben Reformen ein jähes Ende bereiteten. Selbst die Verminderung des schwerfälligen Trosses und ähnliche technische Verbesserungen, die dem klaren Soldatenblicke des Königs nothwendig schienen, stießen auf den zähen Widerstand der gravitätischen alten Herren mit den langen Westenschößen. Der leutselige Fürst war empört über den Hochmuth seiner Offiziere, schärfte ihnen ein, sie sollten sich nicht unterstehen, „den geringsten meiner Bürger zu brüskiren: die Bürger sind es, nicht ich, die die Armee unterhalten.“ Doch er sah nicht, daß solche Mahnungen nichts fruchten konnten, so lange die alten Formen der Heeresverfassung bestanden und das Offizierscorps den anerkannt ersten Stand im Staate bildete.

Wie sonderbar hatte sich doch das in seiner Härte und Rauheit so harmonische Heer der schlesischen Kriege verwandelt. Bereits wuchs eine neue, an Talenten überreiche Generation heran; alle die Helden des Befreiungskriegs gehörten längst der Armee an, die meisten schon als Stabsoffiziere. In manchen Kreisen des Offizierscorps rührte sich ein frischer wissenschaftlicher Sinn, ein lebendiges Verständniß für die Gegenwart. An der neuen Militär-Akademie hielt Oberst Scharnhorst seine Vorlesungen — der niedersächsische Bauernsohn, der im adlichen Hannoverlande kein Feld für seine Kraft gefunden hatte und endlich dem Rufe des Königs nach Berlin gefolgt war; er lehrte schon die der alten bedachtsamen Kriegsweisheit unfaßbare Ketzerei, daß man „nie concentrirt stehen, aber sich immer concentrirt schlagen“ müsse; er erläuterte seine Sätze an den Kriegen Friedrichs und jenes jungen Bonaparte, den die fridericianischen Veteranen kaum als einen Bürgergeneral gelten ließen. Und vergessen in seiner kleinen schlesischen Garnison saß der ewige Hauptmann Gneisenau über seinen Karten, verfolgte mit gespannten Blicken jeden Schritt des Corsen seit dem ersten italienischen Feldzuge, lebte sich ein in die Eigenart des dämonischen Mannes, als ob er ahnte, daß er dereinst dem Unüberwindlichen entgegentreten sollte. Das neue geistige Leben der Nation begann endlich auch auf diese militärischen Kreise, die ihm bisher ganz verschlossen gewesen, einzuwirken. Jede Richtung der Literatur fand unter den jüngeren Offizieren einzelne Vertreter, sogar der friedliche Weltbürgergeist der Kantischen Philosophie; beweglich klagte der Leutnant Heinrich Kleist, wie er in den Rheinfeldzügen seine Zeit so unmoralisch töden müsse.

Der herrschende Ton blieb gleichwohl noch sehr geistlos. Die meisten alten Offiziere trugen geflissentlich ihren Bildungshaß zur Schau, ver-

hehlten nicht ihre Verachtung gegen den Schulmeister Scharnhorst. Da nur vier oder fünf Rekruten jährlich in die Compagnie eingestellt wurden, so war die schwere und dankbare Aufgabe der militärischen Volkserziehung, die für die Linienoffiziere der modernen Volksheere den besten Lebensinhalt bildet, für jene Zeit noch gar nicht vorhanden; die ewige Wiederholung derselben Paradekünste mit denselben alten Berufssoldaten wurde für feurige Naturen unerträglich. Die schüchternen Berliner Bürger entsetzten sich, und der König griff mit strengen Strafen ein, da die jungen Offiziere des verrufenen Regiments der Gensdarmes in lärmendem Maskenzuge die Straßen durchrasten und der baumlange Karl Nostitz, als Katharina von Bora verkleidet, hinter dem Doctor Luther die Hetzpeitsche schwenkte; in solchen rohen Späßen tobte sich das heiße jugendliche Blut aus, das in der Langeweile des Kamaschendienstes nichts mit sich anzufangen wußte. Der ganze Jammer dieses Friedensheeres verkörpert sich in dem tragischen Schicksale des Prinzen Louis Ferdinand; ein trauriger Anblick, wie der freie und kühne, zu allem Herrlichen geborene junge Held in wildem Genuß und tollen Abenteuern seine Kraft vergeudete, weil er ein leeres Dasein nicht zu tragen vermochte. Mehr und mehr gerieth der eigentliche Zweck des Heerwesens in Vergessenheit. Der Orden pour le mérite, vordem nur auf dem Schlachtfelde verliehen, wurde jetzt schon zum Lohne für die Heldenthaten des friedlichen Manöverfeldes. Pedantische Kleinmeisterei überwachte die Länge der Zöpfe, die Form der Heubündel, das Geklirr der präsentirten Musketen; aber die Geschütze waren der Ersparniß halber ohne Bespannung. Eine majestätische Langsamkeit schien der fridericianischen Armee allein noch würdig zu sein; es kam vor, daß ein Artillerieregiment für den Marsch von Berlin nach Breslau vier Wochen brauchte. Der gemeine Soldat, der nebenbei mit Weib und Kind ein bürgerliches Gewerbe trieb, dachte ebenso friedfertig wie die Mehrzahl der ergrauten Capitäne, denen die Beurlaubungen der Friedensjahre einträgliche Ersparnisse für den eigenen Beutel brachten. Es schien, als sollte der preußische Degen nie mehr aus der Scheide fahren. Wörtlich erfüllte sich die Weissagung Friedrichs, der einst „die Lieblingskinder des Mars" gewarnt hatte, sie möchten ihre männlichen Sitten nicht verderben lassen durch Trägheit, Hochmuth, Weichlichkeit.

Ebenso wenig gelang eine durchgreifende Reform der Verwaltung. Der König getraute sich nicht, nach der Weise seines Großoheims Alles selber zu entscheiden, schon weil sein Billigkeitsgefühl zurückschrak vor dem harten, von solcher Allmacht unzertrennlichen fridericianischen Grundsatze, daß der Monarch niemals einen Irrthum eingestehen dürfe. Er wies daher alle Bittschriften wo irgend thunlich an die zuständigen Behörden. Dadurch wuchs die ohnedies erdrückende Geschäftslast der Beamten. Seit die neuen Provinzen in Polen und Franken endlich dem Generaldirectorium unterstellt wurden, zeigte sich die einst in einfacheren Verhältnissen so

schlagfertige Centralbehörde als völlig unzulänglich; jedes Departement ging selbständig seines Wegs, es fehlte die Einheit der Leitung. Noch immer war dies Beamtenthum der Bureaukratie der deutschen Nachbarstaaten weit überlegen, thätig, voll patriotischen Stolzes, hochgebildet, obgleich da und dort einzelne Präsidenten mit dem Bildungshasse der Generale zu wetteifern strebten. Aber die veraltete, zwischen dem Provinzial- und dem Realsystem mitteninne stehende Organisation der Behörden bewirkte, daß Niemand in Wahrheit Minister war und den Gang der Verwaltung übersah. Jedes einfache Geschäft führte zu peinlichen Streitigkeiten über die Competenz; die Vermehrung der Ministerstellen verstärkte nur das Uebel. In den alten Beamtenfamilien, die nun seit vielen Jahrzehnten dem Staatsdienste angehörten, vererbte sich zwar ein lebendiges Gefühl der Standesehre vom Vater auf den Sohn, aber auch der Dünkel des grünen Tisches; Neulinge, welche aus der naturfrischen Thätigkeit des Landbaus in diese Welt des Bureaus hinübertraten, wie der Freiherr vom Stein, bemerkten mit Unwillen, wie das Actenschreiben hier zum Selbstzweck zu werden drohte. Eine formenselige Papierthätigkeit nahm überhand und konnte durch die salbungsvollen Ermahnungen der königlichen Cabinetsordres nicht überwunden werden, weil sich der staatsmännische Kopf nicht fand, der dem Beamtenthum neue positive Aufgaben gestellt hätte. Und dazu wieder das leidige Bleigewicht der polnischen Provinzen: es blieb doch ein unerträglicher Zustand, daß die regierende Klasse aus den weiten Slavenlanden fast gar keinen jungen Nachwuchs erhielt. Die Spottrede der Gegner, dies Preußen sei ein künstlicher Staat, schien jetzt doch Recht zu behalten.

Bald nach seiner Thronbesteigung sprach der König gegen den Finanzminister Struensee seine Mißbilligung aus über das unhaltbare Prohibitivsystem, das beständig übertreten werde. Erst sieben Jahre nachher gelang ihm, die erste Bresche in diese alte Ordnung zu schlagen und durch Struensees Nachfolger Stein die Binnenzölle größtentheils aufzuheben. Noch galt die Einrichtung gleichmäßig geordneter Grenzzölle überall in der Welt als ein vermessenes Wagniß. Wie hoffnungslos sprach Necker in seinem Rechenschaftsberichte von 1781 über die Frage, ob es wohl möglich sei die constitution barbare der Provinzialzölle zu beseitigen. Erst die Revolution begründete die Zolleinheit Frankreichs. Als man sich jetzt in Preußen an die Aufhebung der Binnenzölle heranwagte, erfuhr man sofort, daß diese Reform eine halbe Maßregel blieb. Denn noch bestand die Accise mit ihren 67 verschiedenen Tarifen; vergeblich mahnte eine Cabinetsordre des Königs, in dies Durcheinander endlich Klarheit zu bringen. Noch bestand der Gewerbezwang, der die Städte von dem flachen Lande schied; nur in der Grafschaft Mark hatte Stein schon gewagt diese trennende Schranke zu beseitigen. Mit den Provinzialzöllen fiel zugleich die Zollfreiheit der eximirten Klassen, und dieser erste leise Stoß gegen die

Steuerprivilegien des Adels regte sogleich die Frage an, ob die weit schwerer drückende Ungleichheit der directen Besteuerung noch fortdauern dürfe. Im Jahre 1806 zahlten in der Kurmark die Städte fast 2½ Millionen, die Bauern 644,000, die sämmtlichen Rittergutsbesitzer nur 21,000 Thaler an Staatssteuern. Aber die Zeit für eine radicale Umgestaltung der Staatswirthschaft war noch nicht gekommen. Die nationalökonomischen Ansichten gährten wirr durcheinander; die meisten guten Köpfe unter den jüngeren Beamten schwärmten mit Vincke für „den göttlichen Smith“, die Grundbesitzer neigten zur physiokratischen Lehre.

Das stärkste Hinderniß jeder Reform lag jedoch in der Opposition der Landtage. Der zähe passive Widerstand der alten Stände hatte schon den agrarischen Gesetzen des achtzehnten Jahrhunderts immer wieder die Spitze abgebrochen; jetzt, unter einer nur allzu milden Regierung, zeigte er eine ganz unerwartete Stärke. Es war einer der ersten Schritte des Königs, daß er einem Theile des Bauernstandes, den Köllmern, das Recht der Vertretung unter den ostpreußischen Ständen gewährte. Also verjüngt wurde der Königsberger Landtag die einzige leidlich gesunde unter den verfallenen ständischen Körperschaften der Monarchie; er nannte sich mit einigem Rechte die „Vertretung der Nation“. Als aber der König nunmehr die Beseitigung der Patrimonialgerichte vorschlug, da widersprach selbst der ostpreußische Landtag wiederholt und nachdrücklich. Auch ein anderer Lieblingsplan des bauernfreundlichen Fürsten, die Aufhebung der bäuerlichen Dienste und die Verwandlung aller unterthänigen Bauerngüter in freies Eigenthum, stieß auf den Widerstand des Adels. Der Gedanke war keineswegs durch die französische Revolution angeregt, sondern ergab sich nothwendig aus der alten Gesetzgebung der Hohenzollern, die seit hundert Jahren auf die Befreiung des Landvolks lossteuerte; gleichzeitig und ganz unabhängig von einander empfahlen Beamte wie Stein und Hippel, Schriftsteller wie Leopold Krug die Aufhebung der Erbunterthänigkeit. Auf den Domänen in West- und Ostpreußen gelang dem wackeren Präsidenten Auerswald die Beseitigung des Scharwerks, und wo ein Edelmann freiwillig zu der gleichen Reform bereit war, da ermunterte ihn der König in jeder Weise; doch ein umfassendes Gesetz für die ganze Monarchie wagte man nicht zu erlassen. Der Widerspruch ging nicht blos von den Grundherren aus, sondern auch von den rohen Bauern, welche jede Aenderung des Bestehenden mit zähem Mißtrauen ansahen; sogar die Baumpflanzungen an den neuen Landstraßen waren vor den Fäusten dieser Barbaren nicht sicher.

Derselbe unbelehrbare Trotz zeigte sich auch, als der König, ganz aus dem freien Antriebe seines guten Herzens, die Verbesserung der Elementarschulen in Angriff nahm und die allgemeine Schulpflicht in vollem Ernst zu verwirklichen suchte. Die Regierung stand noch immer sehr hoch über ihrem Volke. Während die gehässigen Schmähschriften der Opposition sich

nach wie vor durch eine klägliche Gedankenarmuth auszeichneten, fanden in den Kreisen des Beamtenthums alle die großen socialen Reformen des folgenden Jahrzehnts schon jetzt eine gründliche Besprechung; selbst die Aufhebung des Zunftwesens wurde bereits von J. G. Hoffmann empfohlen. Doch es fehlte die Kraft, diese guten Gedanken dem widerstrebenden Volke aufzuzwingen. Aus Rücksicht auf die „Opinion" wurde das Tabaksmonopol aufgehoben, das doch, richtig gehandhabt, eine sehr ergiebige und für den Verkehr wenig beschwerliche Einnahmequelle werden konnte. Als der wackere Struensee im Jahre 1798 die Ausgabe einer mäßigen Summe Papiergeld vorschlug, da genügte eine leise Regung der Unzufriedenheit im Berliner Handelsstande, und alle Minister erklärten wie aus einem Munde, sie fühlten sich außer Stande eine so gehässige Maßregel zu vertreten. Die Ohnmacht der Krone offenbarte sich namentlich an den sittlichen Zuständen der Hauptstadt. Während am Hofe anspruchslose Einfachheit und altväterischer Anstand mit peinlicher Strenge gehütet wurden, lebte die Berliner vornehme Welt, als sei dies Musterbild schlichter Familiensitte gar nicht vorhanden. Die Stadt zählte nun schon 182,000 Einwohner; der Verkehr der höheren Stände zeigte bereits die Freiheit großstädtischen Lebens, während in den Mittelklassen noch ein schwerfälliges Pfahlbürgerthum vorherrschte. Die Geselligkeit wurde zu einer verfeinerten Kunst, wie seitdem nie wieder in Deutschland. Zügellos entfalteten sich Witz und Kritik; die Liederlichkeit und ein grausamer geistiger Hochmuth traten so keck heraus, daß selbst Goethe mit einiger Scheu von diesem gefährlichen Völkchen sprach. In solcher Luft erwuchsen Naturen von der unendlichen Empfänglichkeit und Reizbarkeit Schleiermachers, Virtuosen des Genusses und des Denkens wie Wilhelm Humboldt und Friedrich Gentz, aber auch die eitlen Anempfinder und Geistverkäufer des Varnhagen'schen Kreises, und Virtuosen des Verbrechens wie die Giftmörderin Ursinus.

Im Einzelnen ist während dieses Jahrzehntes der halben Anläufe und der wohlgemeinten Versuche manches Gute geschehen. Die Landwirthschaft erlebte eine Zeit großartiger Fortschritte; der Getreidepreis stieg in den zwanzig Jahren seit Friedrichs Tode auf das Doppelte, die Preise der Landgüter noch schneller, fast schwindelhaft hoch. Thaer lenkte die Augen der Norddeutschen zuerst auf das Vorbild des englischen Landbaues, und seit der beredte Vertheidiger der freien Arbeit in Möglin seine Lehranstalt eröffnet hatte, wuchs unter den jüngeren Landwirthen die technische Einsicht und die volkswirthschaftliche Bildung. Ohne Thaers Wirken wäre die Durchführung der Stein-Hardenberg'schen Gesetze kaum möglich gewesen. Die noch überall im Reiche traurig verwahrlosten Land- und Wasserwege fanden jetzt endlich ernste Beachtung. Durch Stein wurde die Ruhr der Schifffahrt eröffnet; der König selber nahm sich mit Eifer des Weichselthales an, wo die mächtigen Deichbauten des deutschen Ordens

unter der polnischen Herrschaft ganz verfallen waren. Der Bergbau, der schon durch Heynitz, den Lehrer Steins, erheblich gewonnen hatte, nahm einen neuen Aufschwung als Graf Redern die großen Grubenwerke in Oberschlesien einrichtete. In dem neugegründeten statistischen Bureau waren Krug und Hoffmann thätig, für die Leitung der Bank ward Niebuhr aus Dänemark berufen.

In der öffentlichen Meinung wurde der neuen Regierung nichts so hoch angerechnet wie die Entlassung des verhaßten Wöllner und die thatsächliche Beseitigung seines harten Religions-Edictes. Die Versicherung des jungen Fürsten, Vernunft und Philosophie seien die unzertrennlichen Begleiter der Religion, war der aufgeklärten Welt recht aus dem Herzen gesprochen, weil sich Jeder etwas Anderes dabei denken konnte. Als der König aber den von seinem Lehrer Sack entworfenen Vorschlag zu einer gemeinsamen evangelischen Agende den Kirchenbehörden empfahl, da zeigte sich wieder, daß die Krone ihrem Volke um eine gute Strecke voraus war. Er mußte seine Unionspläne auf bessere Zeiten vertagen, denn in den zarten kirchlichen Fragen wollte er noch bedachtsamer und rücksichtsvoller vorgehen als in der Politik. Dieselbe Bedächtigkeit verschuldete auch, daß die in unzähligen Denkschriften und Abhandlungen erwogene Reform des Schulwesens vorläufig unterblieb; man wurde nicht schlüssig zwischen all den verschiedenen Erziehungsmethoden, welche das Zeitalter Pestalozzis unermüdlich zu Tage förderte. Für die Gelehrsamkeit wurde mit einem in Preußen unerhörten Eifer gesorgt; die Scheidewand, welche den alten Staat so lange von der deutschen Wissenschaft getrennt hatte, brach endlich zusammen. Alexander Humboldt, Johannes Müller, Hufeland und eine lange Reihe namhafter Gelehrten wurden nach Berlin gerufen; auch Fichte, durch den Glaubenseifer der kursächsischen Lutheraner aus Jena vertrieben, fand eine Zuflucht an der Spree. Das wissenschaftliche Leben der Hauptstadt fing an in einem großen Zuge sich zu bewegen. Schon im Winter 1786 wurden dort einundzwanzig Curse öffentlicher Vorlesungen angekündigt, seitdem gewannen sie noch an Zahl und Bedeutung; in Berlin hielt A. W. Schlegel jene literarhistorischen Vorträge, welche das wissenschaftliche Programm der romantischen Schule aussprachen. Die Sammlungen des königlichen Hauses, die der junge König zuerst dem Publicum öffnete, und vor Allem das Theater, damals unter Ifflands Leitung noch eine große nationale Bildungsanstalt, beförderten einen bewegten Gedankenaustausch; und so wurde ganz von selber die Frage laut, ob dieser Reichthum geistigen Lebens nicht in einer Hochschule einen wissenschaftlichen Mittelpunkt finden solle. Keine der deutschen Universitäten ist so naturgemäß entstanden wie die Berliner; sie war im Grunde schon vorhanden bevor sie förmlich eingerichtet wurde. Doch auch dieser Plan gelangte für jetzt nicht über Berathungen im Cabinet hinaus. Die ganze Zeit schien wie verwunschen, nichts Wesentliches wollte zu Ende kommen.

Die banausische Gleichgiltigkeit des Staates gegen die bildende Kunst war endlich überwunden. Er veranstaltete jetzt öffentliche Gemäldeausstellungen und besaß in Berlin bereits eine Schule aufstrebender Künstler von selbständiger Eigenart. Neben Langhans, dem streng antikisirenden Erbauer des Brandenburger Thores, kam Schadows derber Realismus empor; und wenn der Wagen der schönen Königin vorfuhr, dann stand am Schlage mit dem Hute in der Hand der junge Lakai Christian Rauch, der einst die Andern alle überflügeln sollte als seine gütige Herrin ihm den Weg zu großem Schaffen geebnet hatte. Aber auch hier wieder die gleiche unheimliche Erscheinung: köstliche Kräfte, die nicht benutzt, vielverheißende Entwürfe, die nicht vollendet wurden. Nachdem man eine Menge verschiedener Pläne berathen und wieder fallen gelassen, kam nur ein einziges größeres öffentliches Bauwerk zu Stande: die Neue Münze, von Schadow mit lebenswahren, trefflichen Reliefs geschmückt, doch das Gebäude selber abschreckend kahl und nüchtern, ein getreues Sinnbild dieser schwunglosen Zeit.

Dergestalt war auf allen Gebieten des politischen Lebens das Alte noch nicht zerstört, das Neue noch nicht entwickelt. Der Staat hatte an Charakter verloren was er an humaner Milde gewonnen, er erschien wie ein noch im Verfalle mächtiger gothischer Bau, dem zaghafte Hände da und dort ein niedliches zopfiges Thürmchen aufgesetzt hatten. Und in diesen unhaltbaren Zuständen fühlte sich das treue Volk unzweifelhaft glücklich; die kindlichen Aeußerungen der Freude, welche auf den Reisen des Landesvaters und der Landesmutter überall, am lautesten unter den warmblütigen Franken, erklangen, kamen ebenso gewiß aus ehrlichem Herzen, wie nachher die traurigen Abschiedsbriefe der verlorenen Provinzen.

Die Reformgedanken des Königs gingen über sociale Verbesserungen nicht hinaus; auch Hardenberg wünschte damals nur die Durchführung der bürgerlichen Rechtsgleichheit nach dem Vorbilde Frankreichs. Eigentlich politische Reformpläne hegte nur ein einziger Mann, der Freiherr vom Stein. Der hatte als Kammerpräsident in Westphalen die alte Gemeindefreiheit der Grafschaft Mark kennen gelernt, aus solchen Erfahrungen und aus dem Studium der englischen Geschichte sich die Ansicht gebildet, daß eine gesunde politische Ordnung nur da bestehe, wo das Volk selber handanlegend das Regieren lerne. Als die altständische Verfassung in dem neu erworbenen Münsterlande aufgehoben wurde, schrieb er dem Könige*): diese Landtage, die bisher bei dem Beamtenthum nur als die Feinde jeder Reform verrufen gewesen, könnten, zweckmäßig eingerichtet, vielmehr die Stützen der Rechtsordnung werden: „Sie verhindern die willkürlichen Abweichungen von Verfassung und gesetzlicher Ordnung, die sich die Landes-

*) Bericht an den König, Münster 30. Oct. 1804.

collegien bei dem Drange der Geschäfte nicht selten zu Schulden kommen lassen, und sie sind durch Eigenthum und Anhänglichkeit an das Vaterland fest an das Interesse eines Landes gekettet, das den fremden öffentlichen Beamten gewöhnlich unbekannt, oft gleichgiltig und bisweilen selbst verächtlich und verhaßt wird. Die Regenten haben von Ständen, die aus Eigenthümern bestehen, nichts zu fürchten, mehr von der Neuerungssucht jüngerer, der Lauigkeit und dem Miethlingsgeiste älterer öffentlicher Beamten und von der alle Sittlichkeit verschlingenden Weichlichkeit und dem Egoismus, der alle Stände ergreift." Dem Könige blieben solche Gedanken noch ganz unverständlich. Er ließ sich zwar nicht zu so gehässigen Urtheilen über die Revolution hinreißen, wie die übereifrigen Royalisten an seinem Hofe, sondern erkannte die Berechtigung der französischen Bauernbefreiung unbefangen an; aber was irgend an die constitutionelle Monarchie erinnerte war ihm durch die Blutthaten der Franzosen verdächtig und unheimlich geworden. Wie sollte er auch bei der allgemeinen Zufriedenheit des Volkes auf die Frage kommen, ob dieser pflichtgetreue Absolutismus, der den Staat gebildet hatte, sich schon überlebt habe? Auch Stein selber wußte noch keineswegs, wie morsch die alte Ordnung sei und wie dringend geboten der Neubau. Es steht nicht anders, Hoch und Niedrig lebte befangen in einer ungeheuren Selbsttäuschung. Das historische Urtheil vermag nicht abzusehen, wie die Demüthigung von 1806 der alten Monarchie hätte erspart werden sollen. Nur die durchschlagende Beweiskraft des Krieges konnte dem verblendeten Geschlechte den inneren Verfall jener fridericianischen Formen zeigen, welche durch den Zauber alten Ruhmes alle Thatkraft lähmten. Nur eine Niederlage konnte die unnatürliche Episode der deutschen Herrschaft in Warschau beendigen, den Staat sich selber und seinem deutschen Wesen zurückgeben. —

Für keine seiner königlichen Pflichten war Friedrich Wilhelm von Haus aus so wenig vorbereitet wie für die Leitung der auswärtigen Politik; langsam, bedächtig wie er war hat er einer sehr schweren Schule bedurft bis sein weiches Gemüth sich an die Härte der großen politischen Machtfragen gewöhnte. Neigung und Pflichtgefühl stimmten ihn friedlich. Er hätte es für einen Frevel gehalten, dies emsig arbeitende Norddeutschland, dessen ruhiges Glück von Jedermann, selbst von Friedrich Gentz, gepriesen wurde, ohne dringende Noth den Wechselfällen des Krieges, den verschuldeten Staatshaushalt neuen Verwirrungen preiszugeben; nur zur Abwehr eines unmittelbaren Angriffs wollte er sein Schwert ziehen. Die allgemeine Friedensseligkeit der Norddeutschen fand nirgends eifrigere Vertreter als am preußischen Hofe; sie hatte sich hier sogar eine eigene staatsrechtliche Doctrin erklügelt. „Ein König, sagte Oberst Köckeritz zu seinem fürstlichen Freunde, hat gar nicht das Recht das Dasein seines Staates aufs Spiel zu setzen, das darf nur eine Republik." Ueber Frankreichs gefährliche Absichten täuschte sich der gesunde Sinn des Königs nicht.

Sein Vater war dem alten Widerwillen gegen die Republik immer treu geblieben, hatte noch als sterbender Mann das Anerbieten eines französischen Bündnisses zurückgewiesen und sich nicht beirren lassen, als Caillard ihm die Erwerbung der deutschen Kaiserkrone in Aussicht stellte. Auch Graf Haugwitz war jetzt voll Mißtrauens gegen die Pariser Machthaber. So blieb das Verhältniß zwischen den beiden Mächten sehr kühl, und der junge König gestand zuweilen: er wolle die Kräfte seines Staates sammeln und aufsparen für den Augenblick, da vielleicht einmal ein entscheidender Kampf mit dieser räuberischen Macht nothwendig würde. Vermuthlich wußte er selbst nicht recht, ob er solche Aeußerungen ernstlich meinte oder nur nach einem Vorwande für seine Friedfertigkeit suchte. Als guter Deutscher wünschte er die Befriedung des gesammten Reichs und die Wiederherstellung der alten Grenzen; den Franzosen gönnte er weder das durch seine Truppen eroberte Mainz noch seine niederrheinischen Erblande.

Der Fürst, unter dessen Herrschaft die größten Gebietsveränderungen der preußischen Geschichte erfolgen sollten, verabscheute von jeher das Verhandeln von Land und Leuten; selbst kleine Grenzberichtigungen waren seiner Gewissenhaftigkeit widerwärtig. Zu der Abtretung von Cleve und Geldern hat er sich schließlich nur darum verstanden, weil diese vorläufig von den Franzosen besetzten Lande ihm persönlich noch nicht gehuldigt hatten. Denn noch wurde das Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan überall in Deutschland als eine persönliche Verpflichtung angesehen; sobald ein Herrscher starb, schloß man eiligst die Thore der Städte und vereidigte die Truppen sofort für den neuen Herrn. Die romantische Verehrung, welche sein Vater für die altehrwürdigen Formen der Reichsverfassung gehegt, beirrte den nüchternen Kopf des Sohnes nicht; er erkannte den unaufhaltsamen Zerfall des Reichs und empfand als ein treuer Protestant wenig Mitleid mit dem Jammer der geistlichen Staaten. Aber da er über die Möglichkeit einer Reichsreform noch nicht ernstlich nachgedacht hatte, so wäre die einfache Wiederherstellung der alten Besitzverhältnisse in Deutschland seinem Rechtsgefühle und seiner Friedensliebe das Willkommenste gewesen. Gelang dies nicht, so wollte er mindestens das Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen wahren, jede Erweiterung der österreichischen Macht durch eine Vergrößerung seines eigenen Staates ausgleichen. Ohne Groll gegen die Hofburg, nahm er doch die bairische Politik seines Großoheims wieder auf und trat für die Rechte der Wittelsbacher gegen die kaiserlichen Eroberungspläne ein. Der leitende Gedanke seiner deutschen Politik blieb freilich die Erhaltung des Friedens für den Norden: nur diplomatische Mittel sollten die Machtstellung der Monarchie gegen Frankreich wie gegen Oesterreich sichern.

So, mit der Gesinnung eines rechtschaffenen Hausvaters trat der unerfahrene junge Fürst jenen dämonischen Mächten entgegen, welche während der jüngsten Monate das Ansehen der Welt verwandelt hatten.

Die Helden der Schreckensherrschaft hatten sich einst vermessen, die Revolution solle tiefe Furchen ziehen; und so war es geschehen, über alle Beschreibung gräßlich. In den neun Jahren seit dem Bastillesturme waren zweiundzwanzigtausend dreihundert und einunddreißig neue Gesetze über das unglückliche Frankreich dahin gestürmt, jede Brücke zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zerstört, von allen Institutionen des bourbonischen Staates keine einzige mehr übrig außer der Pariser Akademie. Ein volles Drittel des französischen Bodens war seinen alten Eigenthümern gewaltsam entrissen. Dazu mehr als 47,000 Millionen Franken entwertheten Papiergeldes, dazu die völlige Verwirrung aller Besitzverhältnisse und die langjährige Ausbeutung des Landes durch den praktischen Communismus des Pariser Pöbels. Aller Wohlstand, alle Sicherheit des Rechtes war dahin, und dahin auch aller Adel feiner Bildung. Auf den Altären der geschändeten Kirchen thronte die Göttin der Vernunft; das geschmackvollste Volk Europas verehrte die rothe Mütze der Züchtlinge des Bagnos als das Sinnbild seiner neuen Freiheit und taufte die Tage des Kalenders auf die Namen des Schweines, des Esels und der Kartoffel. Wohl hatte die Guillotine endlich ihre entsetzliche Arbeit eingestellt, doch die grausamen Strafgesetze gegen Priester und Emigranten wurden mit unversöhnlicher Rachsucht aufrecht erhalten. Noch immer blieb die Habe und das bürgerliche Dasein von Tausenden der unberechenbaren Willkür der herrschenden Partei preisgegeben. Neun Jahre voll unerhörten Elends hatten den letzten Funken des politischen Idealismus zertreten, den Kämpfen des öffentlichen Lebens jeden Inhalt genommen; der Streit der Parteien war, wie seitdem immer in Frankreich, nur noch ein Ringen um den Besitz der Macht schlechthin.

Die französische Nation verlangte nach Frieden, nach rechtlicher Sicherheit für die neue Vertheilung des Volksvermögens, nach Wiederherstellung der alten Kirche. Ließ man sie frei gewähren, so schien die Zurückberufung des alten Königshauses unausbleiblich, nicht weil das ermüdete Volk noch irgend ein Gefühl dynastischer Treue gehegt hätte, sondern weil die monarchische Ordnung ein Zeitalter friedlichen Wohlstandes zu versprechen schien. Das Heer allein bewahrte in der allgemeinen Zerrüttung noch einige Mannszucht, in der allgemeinen Ermattung noch einigen sittlichen Schwung; so viele verdiente und unverdiente Erfolge hatten den kriegerischen Ehrgeiz, den Stolz auf die unbesiegte Tricolore, vornehmlich unter den jungen Generalen, wach gerufen. Durch dies Heer, die einzige geordnete und begeisterte Macht im neuen Frankreich, behaupteten die radicalen Partien des Convents ihre Herrschaft gegen den Willen der Nation. General Bonaparte warf am 13. Vendemiaire 1795 den Aufstand der Royalisten nieder und erzwang, daß zwei Drittel der Mitglieder des Convents in die Volksvertretung der neuen Directorialverfassung eintraten. Damit war die Fortdauer des Krieges abermals entschieden, denn

nur im Kriege konnte die siegreiche Minderheit hoffen sich im Besitze der Gewalt zu befestigen.

Mit dem italienischen Feldzuge des Jahres 1796 begann die zweite, die für den Welttheil fruchtbarere Epoche des Zeitalters der Revolution. Die revolutionäre Propaganda wurde jetzt erst wahrhaft wirksam; eine neue Ordnung der Dinge verdrängte die alte Ländervertheilung, die überlieferten Formen von Staat und Gesellschaft in Mitteleuropa. Erst durch Bonapartes Siege erlangten Frankreichs Waffen ein unbestreitbares Uebergewicht. Als der junge Held, die Alpen umgehend, vom Süden her in Oberitalien einbrach, erwies er sich sofort als Meister einer neuen, kühneren Kriegsweise, die ohne Magazine den Krieg durch den Krieg, durch die Hilfsquellen des eroberten Landes zu ernähren verstand und sich nicht scheute, auf die Gefahr der Vernichtung hin, mit verwandter Front dem Feinde den Kampf anzubieten. Die Schlachten waren nicht mehr, wie zur Zeit der alten Lineartaktik, ein einfaches Ringen zweier festgeschlossenen Linien, die einander zu durchbrechen versuchten. Bonaparte gab ihrem Verlaufe dramatische Bewegung und Steigerung; durch die überwältigenden Massenschläge seiner aufgesparten Reservetruppen erzwang er die Entscheidung, wenn die Kraft der vorderen Treffen vernutzt war, und Keiner wußte wie er, die Gunst des Glückes bis zum Letzten auszubeuten. Nicht die Schonung der eigenen Truppen galt ihm als die erste Aufgabe des Heerführers, wie einst den Feldherren der kostbaren alten Söldnerheere — denn jeden Verlust konnte die Conscription leicht ersetzen: — sondern die Zertrümmerung der feindlichen Macht. In raschem Zuge durch die Länder dahinfegend strebte er dem Gegner ins Herz zu stoßen, ihm seine Hauptstadt zu entreißen. Begeistert für sich selber und den Glanz seiner Fahnen, ganz durchglüht von der finsteren, majestätischen Poesie des Krieges, erzog er seine Truppen zu blinder Zuversicht auf seinen Stern, wies ihnen „Ehre, Ruhm und Reichthümer“ als des Krieges höchste Ziele und erfüllte sie bis ins Mark mit einer rastlosen, abenteuerlichen Landsknechtsgesinnung, die alles Reden von Völkerglück und Völkerfreiheit als hohles Geschwätz verachtete. Er taufte die Franzosen mit dem klug erfundenen Namen der großen Nation und riß das an den Parteikämpfen verekelte Volk in einen Rausch der Selbstüberhebung und der Kriegslust hinein, der sich stärker und nachhaltiger zeigte als die Freiheitsbegeisterung der ersten Tage der Revolution.

Wie die Kriegsweise so erhielt auch die europäische Politik Frankreichs durch den Sieger von Montenotte und Rivoli einen veränderten Charakter. Die Pläne der Republik waren, trotz der kosmopolitischen Schlagworte, womit sie zu prunken liebte, doch nicht wesentlich hinausgegangen über die alten Ziele, welche das bourbonische Haus der nationalen Politik gewiesen hatte: sie wollte ihre Grenzen gegen Osten erweitern, durch die Schwächung Deutschlands dem französischen Staate das Uebergewicht im Rathe Europas

und die Führerstellung unter den romanischen Völkern sichern; nach unmittelbarer Beherrschung des Welttheils strebte sie nicht. Jener Unersättliche aber, der jetzt in Italien seinen byzantinischen Hof hielt, die eroberten Gebiete nach Gefallen zu Vasallenstaaten zusammenballte, jeden Widerspruch des Directoriums bald durch Drohungen bald durch reiche Beutesendungen beschwichtigte, war ein Mann ohne Vaterland. Als Jüngling hatte er einst für die Befreiung seiner italienischen Heimath geschwärmt, doch seine frühreife Weltklugheit überwand die jugendlichen Träume schnell; unbedenklich trat er bei den Eroberern Corsicas in Dienst, weil er einsah, daß die Auflösung aller alten Ordnung in dem revolutionären Frankreich hier der höchsten Begabung die höchsten Erfolge verhieß. Nun fühlte er sich als den geborenen Herrscher, in der Kraft des Wollens und Vollbringens allen anderen Sterblichen überlegen. Er schwelgte in dem Hochgefühle der einzigen Größe dieser Zeit, die das Unmögliche zu ermöglichen schien, und in dem stolzen Bewußtsein, daß ihm, ihm allein auferlegt sei, den Rathschluß eines fürchterlichen Schicksals zu vollziehen. Er sah vor sich das alte Europa, zertheilt durch streitige Interessen, gelähmt durch ein schwerfälliges Heerwesen und durch veraltete Verfassungen — eine erstarrte Staatenwelt, die das Recht ihres Daseins nur noch auf den historischen Bestand zu stützen wußte; hinter sich die gewaltigen kriegerischen Kräfte des französischen Volkes, das mit seiner Vergangenheit gebrochen hatte und sich vermaß der weiten Erde Gesetze zu geben.

So ist in dem Kopfe des großen Heimathlosen, dem das Seelenleben der Völker, die Welt der Ideen immer unverständlich blieb, jetzt schon der entsetzliche Gedanke eines neuen Weltreichs entstanden. Die Bilder der Caesaren und der Karolinger standen leuchtend vor seinem Geiste; die reiche Geschichte eines Jahrtausends sollte durch ein gigantisches Abenteuer vernichtet werden, die vielgestaltige Culturwelt des Abendlandes dem Machtgebote eines ungeheuren Menschen gehorchen. Mit einer wunderbaren Sicherheit und Gewissensfreiheit stürmte diese neue, durchaus unfranzösische Politik der Welteroberung ihren Zielen entgegen. Bonapartes Scharfblick erkannte sofort, durch welche Mittel das in Deutschland siegreiche, in Italien besiegte Oesterreich zu einem vorläufigen Frieden zu zwingen sei; er durchschaute Thuguts adriatische Pläne, verschaffte sich durch unerhörten Verrath den Vorwand die neutrale Republik Venedig zu bekriegen, warf die waffenlose nieder und bot dann für Mailand, Belgien und das linke Rheinufer dem kaiserlichen Hofe den Besitz Venetiens an — eine Abrundung, die für Oesterreich fast willkommener war als die verlorenen unhaltbaren Außenposten. Außerdem wurde dem Kaiser das secularisirte Hochstift Salzburg und Baiern bis zum Inn, seinem aus Modena vertriebenen Vetter der Breisgau versprochen. Auf solche Bedingungen hin wurde am 17. October 1797 der Friede von Campo Formio geschlossen.

Wieder einmal sollte das heilige Reich die Buße zahlen für Oester-

reichs Niederlagen, und wieder, heuchlerischer denn je zuvor, erklangen am Reichstage jene weihevollen reichsväterlichen Phrasen, womit die undeutsche Kaisermacht ihre Hauspolitik zu bemänteln pflegte. Während in den geheimen Artikeln von Campo Formio die Verstümmelung der deutschen Westgrenze, die Secularisation geistlichen Gebietes, die Entschädigung ausländischer Fürsten auf Kosten des Reiches ausbedungen war, sprach der veröffentlichte Wortlaut des Friedensschlusses von der unangetasteten Integrität des Reichs. Ein kaiserliches Hofdecret lud die Reichsstände zu einem Congresse nach Rastatt, damit dort „auf der Basis der Integrität Deutschlands Verfassung und Wohlfahrt zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menschheit auf Jahrhunderte befestigt werde". Auf dem Rastatter Congresse traten die Gesandten der Republik als die herrischen Schiedsrichter der deutschen Händel auf. An dreihundert deutsche Diplomaten waren versammelt; viele Gelehrte darunter, begierig, die große Räthselsammlung des Reichsrechts durch einige neue Ungeheuerlichkeiten zu bereichern. Man warb wetteifernd durch Schmeichelei und Bestechung um die Gnade der hochmüthigen Fremden. Französische Sprache und Sitte herrschten vor; allabendlich rief das amtliche Deutschland den französischen Schauspielern Beifall, wenn sie ihre Witze über die bêtes allemandes zum Besten gaben. Den österreichischen Staatsmännern fiel die Aufgabe zu, die Verabredungen von Campo Formio vor den Gesandten der Reichsstände geheim zu halten. Das unwahre Spiel glückte eine Zeit lang, da der Kaiser durch drei Gesandtschaften, als Kaiser, als Erzherzog von Oesterreich, als König von Ungarn, vertreten war und immer der eine seiner Gesandten sich gemächlich hinter den beiden anderen verstecken konnte.

Endlich mußte das unselige Geheimniß doch kund werden. Auf Weihnachten 1797 wurde Mainz von den kaiserlichen Truppen geräumt. Die ganze hoffnungslos verworrene Lage der beiden schicksalsverwandten Nationen Mitteleuropas kam an den Tag, da zur nämlichen Zeit die Franzosen das unbesiegte Bollwerk des Rheinlandes besetzten und die besiegten Oesterreicher in der Stadt des heiligen Marcus einrückten. Bald darauf traten Frankreichs Bevollmächtigte in Rastatt offen mit der Forderung des linken Rheinufers heraus. Es war die erste amtliche Ankündigung der Vernichtung des heiligen Reichs. Denn nach der patrimonialen Staatsauffassung des Reichrechts verstand es sich von selbst, daß die Häuser der weltlichen Erbfürsten für ihre linksrheinischen Verluste entschädigt werden mußten, während man die geistlichen Wahlfürsten — in den französischen Staatsschriften erhielten sie den bezeichnenden Namen: princes usufruitiers — für ihre Nutznießungsrechte durch Pensionen abfinden konnte. Der Gedanke einer allgemeinen Secularisation, der sich seit Jahren immer unabwendbarer aufgedrängt hatte, erschien jetzt als das letzte Mittel die dynastischen Wünsche des deutschen Fürstenstandes zu befriedigen. Der große Beutezug des hohen Adels gegen das Kirchengut begann. Der Kaiser

selber hatte der Bewegung die Schleußen geöffnet durch die geplante Einverleibung des Salzburger Hochstiftes. In wilder Gier drängten sich die reichsfürstlichen Gesandten an die Bevollmächtigten des Directoriums heran um durch die Gunst des Reichsfeindes ein reiches Stück aus den Gebieten ihrer geistlichen Mitstände zu gewinnen.

Nach Thuguts Absicht sollte Preußen bei dieser Beraubung der geistlichen Fürsten leer ausgehen. In den geheimen Artikeln von Campo Formio war ausdrücklich nur die Abtretung des linken Rheinufers von Basel bis zur Nette bewilligt worden, damit Preußen seine niederrheinischen Besitzungen behielte und keinen Anspruch auf Entschädigung erheben könne. Die Verabredung stand in offenbarem Widerspruche mit jenem Augustvertrage von 1796, der dem Berliner Hofe für den Fall der Abtretung des linken Rheinufers eine vortheilhafte Abrundung versprochen hatte. So hatte denn Frankreich durch zwei widersprechende geheime Verträge die beiden verfeindeten deutschen Großmächte an sich gekettet, von denen die eine aus ihren Niederlagen, die andere aus ihrer Unthätigkeit Vortheil zu ziehen dachte. Unvermeidlich mußte jene dritte Macht, die ihre Ansprüche auf ihr siegreiches Schwert stützte, in solchem widerwärtigen Streite die Oberhand behaupten.

Für eine entschlossene preußische Politik war der Weg, nach Allem was geschehen, klar vorgezeichnet. Preußens niederrheinischer Besitz wurde unhaltbar, seit der Kaiser Belgien, Mainz und die Mosellande an Frankreich abgetreten. Das gesammte linke Ufer war durch die Verträge von Campo Formio für Deutschland verloren. Man mußte sich diese Thatsache eingestehen und versuchen, mindestens dem rechtsrheinischen Deutschland eine haltbare weltliche Verfassung zu geben. Es war an Preußen, dem natürlichen Gegner der geistlichen Staaten, das nunmehr unvermeidliche Werk der allgemeinen Secularisation, der Verweltlichung des heiligen Reichs, selber in die Hand zu nehmen, die Macht der Hofburg in Deutschland durch die Vernichtung ihres geistlichen Anhangs zu brechen, das Reich in einen Fürstenbund unter Preußens Führung zu verwandeln. Nicht aus Frankreichs, sondern aus Preußens Händen mußten die kleinen weltlichen Fürsten ihre Entschädigung empfangen; es galt, sie durch das einzige Band, das ihnen heilig war, durch das dynastische Interesse für die preußische Sache zu gewinnen. In der That hat Dohm, der Gesandte in Rastatt, seinem Könige gerathen, die Secularisation also in großem Stile zu betreiben, als ein Mittel zu einer umfassenden Reichsreform, nicht zur Befriedigung kleinlicher Habgier. Aber der rathlosen Gedankenarmuth des Berliner Hofes blieb jede kühne Entschließung unfaßbar. Die preußische Politik war während des Krieges wohlmeinend bemüht gewesen, auf der Grundlage der Reichsintegrität den Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich herbeizuführen; man hatte sie schroff zurückgewiesen, weil Thugut sein finsteres Mißtrauen gegen Preußen nicht überwinden konnte,

und weil ein Staat, der unter keinen Umständen schlagen wollte, auch nicht fähig war in einem Weltkriege zu vermitteln. Als darauf die Abtretung der Rheinlande gegen den Wunsch des Königs entschieden war, wirkten seine Diplomaten in Rastatt, wie es Preußens natürliche Politik gebot, für eine möglichst reiche Entschädigung der weltlichen Fürsten, während der Wiener Hof den Umfang der Secularisationen zu beschränken und namentlich die bewährten Stützen des habsburgischen Kaiserthums, die drei geistlichen Kurfürsten, zu schonen wünschte. Auch den bairischen Eroberungsplänen der Hofburg wurde von Berlin her scharf widersprochen.

Preußen und Baiern erschienen wieder, wie einst in Friedrichs Tagen, als die Führer der anti-österreichischen Partei; doch diese Opposition wurde nicht, wie vormals, gehoben durch das stolze Bewußtsein der eigenen Kraft. Es zeigte sich bald, wie hinfällig jene scheinbar so glänzende Machtstellung war, die sich der preußische Staat durch die norddeutsche Neutralität errungen hatte. Seine kleinen Schützlinge fühlten schnell heraus, daß die Erfüllung ihrer begehrlichen Wünsche nur von der gewissenlosen Thatkraft der jungen Republik, nicht von der Berliner Friedensseligkeit zu erwarten sei. Frankreichs Gesandte beherrschten den Congreß; Preußen spielte in Wahrheit nur die traurige Rolle des Ersten unter den beutelustigen Kleinstaaten, wagte nicht einmal den Vorschlag zu einer durchgreifenden Neuordnung der deutschen Verfassung. So tief war das Reich gesunken, als der gefürchtete „Italiker" bei einem flüchtigen Besuche in Rastatt zum ersten male einen Blick in das deutsche Leben warf. An dem durchtriebenen Ränkespiele dieses unfruchtbaren Congresses hat sich Bonaparte sein Urtheil über unser Vaterland gebildet. Er durchschaute die vollendete Nichtigkeit des Reichsrechts und meinte befriedigt: wenn diese Verfassung nicht bestünde, so müßte sie zu Frankreichs Vortheil erfunden werden. Er beobachtete mit der verächtlichen Schadenfreude des Plebejers die knechtische Demüthigung des deutschen Fürstenstandes. Doch ihm entging auch nicht, daß dies Land in Folge der Haltlosigkeit seiner Territorialgewalten nur zu reif sei für die nationale Einheit; es schien ihm hohe Zeit, die kleinen Dynasten durch Befriedigung ihrer Ländergier ganz für Frankreich zu gewinnen und also das zertheilte Deutschland seines Volksthums zu berauben (dépayser l'Allemagne).

Der Rastatter Congreß wurde durch den Wiederausbruch des Krieges auseinander getrieben. Thugut hatte die Verträge von Campo Formio nur widerwillig angenommen, da er außer Venetien auch die päpstlichen Legationen zu erwerben hoffte. Als Frankreich sich diesem Wunsche versagte und, der Abrede zuwider, auf die allgemeine Secularisation in Deutschland, das will sagen: auf die Vernichtung des alten Kaiserthums hinarbeitete, fühlte sich die Hofburg in den Grundfesten ihrer Macht bedroht; denn — so schrieb der Minister nach Petersburg — „Teutschland bestehet nicht durch Italien, sondern Italien bestehet durch Teutschland".

Währenddem erfolgten neue Gewaltthaten der französischen Staatskunst: mitten im Frieden wurde der Kirchenstaat zu einer römischen Republik umgestaltet und der schweizerische Einheitsstaat aufgerichtet. Den alten Mächten drängte sich die Einsicht auf, daß mit dieser rastlosen Politik der Welteroberung kein friedliches Zusammenleben möglich sei. Schon im Sommer 1798 verhandelten Oesterreich, England und der neue Czar Paul über die Bildung der zweiten Coalition. Die Verbündeten schritten in vollem Ernst, mit dem Aufgebot ihrer besten Kraft ans Werk. Auf der weiten Linie vom Texel bis nach Calabrien, an allen seinen Grenzen zugleich dachten sie den Staat der Revolution zusammt seinen Tochterrepubliken anzugreifen, und sie durften um so sicherer auf den Erfolg ihrer furchtbaren Rüstungen hoffen, da von den beiden namhaftesten Feldherren der Republik der Eine, Hoche, soeben gestorben war, Bonaparte aber fern in Aegypten weilte. Der junge Held hatte den grandiosen Gedanken gefaßt, die Macht Englands, das er als den gefährlichsten Feind seiner Weltmachtspläne haßte, an ihrer verwundbarsten Stelle, im Oriente zu schlagen.

Für Preußen war der Anschluß an die neue Coalition keineswegs unbedenklich; denn jede der verbündeten Mächte verfolgte Ziele, welche der deutschen Politik fremd oder geradezu bedrohlich waren. Rußland dachte den Besitzstand im Osten aufrechtzuhalten um dereinst die orientalische Frage nach seinem Sinne zu lösen. Im englischen Parlamente enthüllten sich immer dreister und übermüthiger die Pläne einer gewaltthätigen Handelspolitik, die, nach dem Worte des deutschen Dichters, das Reich der freien Amphitrite schließen wollte wie ihr eigenes Haus; den Seemächten zweiten Ranges konnte weder Englands Alleinherrschaft im Mittelmeere noch die gänzliche Vernichtung des französisch-holländischen Colonialbesitzes willkommen sein. Der Wiener Hof endlich hoffte auf große Eroberungen in Italien und auf die Herstellung der alten kaiserlichen Vollgewalt im Reiche. Seine Lohnschreiber schlugen wieder den herausfordernden Ton ferdinandeischen Hochmuths an, mahnten den deutschen hohen Adel, die Pflicht der Lehensfolge gegen die kaiserliche Majestät zu erfüllen. Ueberhaupt trug die zweite Coalition einen ausgesprochen reactionären Charakter, der mit den gemäßigten Ansichten des preußischen Hofes wenig gemein hatte. Czar Paul sprach in seiner ungestüm phantastischen Weise von der Zurückführung des altfranzösischen Königthums. Fanatische Flugschriften predigten den Vernichtungskrieg gegen die gottlosen Neufränkler: „Alle Rottirer Europas blicken nach Paris.“ Schon der Rastatter Gesandtenmord am Beginne des Krieges ließ die blinde Erbitterung der Vorkämpfer des historischen Rechts errathen, obschon die blutige That nicht unmittelbar von der Hofburg anbefohlen war. Noch deutlicher bekundete nachher die gräuelvolle Wiederherstellung der bourbonischen Tyrannei in Neapel, welche unheimlichen Leidenschaften die Raserei der Jacobiner erweckt hatte,



und welchen Wirren Europa entgegenging, wenn dies mächtigste von allen Kriegsbündnissen der Gegenrevolution den Sieg errang.

Gleichwohl sprachen überwiegende Gründe für den Zutritt Preußens zu dem Dreibunde. In der Absicht, den Fluthen der Welteroberung endlich Schranken zu setzen, stimmten die Berliner Staatsmänner mit den drei Mächten überein; Graf Haugwitz war über den Charakter der französischen Politik endlich ins Klare gekommen. Und wenn jede der verbündeten Mächte ihre Hintergedanken verfolgte, so konnte Preußen um so gewisser durch entschlossenes Handeln seine deutsche Machtstellung befestigen. England bereitete eine Landung an der holländischen Küste vor, Oesterreich versammelte seine Heere in Oberdeutschland und Italien. Warf Preußen, diesmal an seinen Ostgrenzen unbedroht, seine gesammten Streitkräfte in die weite Lücke zwischen diesen beiden Kriegsschauplätzen, so ging nach menschlichem Ermessen der ehrliche Herzenswunsch des jungen Königs, die Wiedereroberung der Rheinlande, in Erfüllung, und der siegreiche Staat erwarb sich durch deutsche Thaten die nordische Hegemonie, die er bisher nur scheinbar besaß. Es war die Schuld des Königs und seiner altersschwachen Generale, daß die große Stunde unbenutzt blieb. Der zaudernde Fürst hielt den Augenblick zur Niederwerfung der Revolution noch nicht gekommen, er wollte die Ereignisse abwarten, seine Kräfte aufsparen für eine mögliche letzte Entscheidung. Das ruheselige Norddeutschland stimmte dem kleinmüthigen Entschlusse freudig zu; seine Fürsten und Stämme segneten die Wiederkehr der Baseler Neutralitätspolitik.

So begann denn ohne Preußens Zuthun der ungeheure Kampf. Die Schlacht von Abukir begründete die mediterranische Herrschaft der Briten, vereitelte Bonapartes orientalische Pläne; Suworows Siege entrissen Italien den Franzosen; Erzherzog Karl drang in Oberdeutschland siegreich vorwärts, und abermals schloß sich die Bauerschaft des deutschen Südens den kaiserlichen Truppen an. Das Gebiet der Republik lag offen vor den Heeren der Coalition, aber nochmals wurde die Zwietracht der Verbündeten die Rettung Frankreichs. Der Hochmuth der russischen Heerführer erschien der Hofburg ebenso unleidlich wie die ehrlich-fanatischen Restaurationsgedanken des Czaren. Nicht auf die Herstellung der alten Regierungen, sondern auf die Unterwerfung der Halbinsel war Thuguts Sinn gerichtet; um für diese Pläne freie Hand zu behalten, sendete er Suworow von der offenen Siegesstraße hinweg nach der Schweiz. Während der große Russe seinen heroischen und doch militärisch unfruchtbaren Zug über die Alpen wagte, verlangte England den Abmarsch der Oesterreicher nach dem Mittelrheine. Als das mit so glänzenden Hoffnungen begonnene Jahr 1799 sich zum Ende neigte, ging der gewaltige Dreibund in bitterem Unfrieden auseinander; der Czar rief seine Truppen heim, von einer Bedrohung des Gebietes der Republik war keine Rede mehr.

Aber so tief waren die Gedanken der Welteroberung bereits in das

Leben des neuen Frankreichs eingedrungen: die französische Nation empfand den Verlust ihrer italienischen Machtstellung als eine unerträgliche Schmach, begrüßte den heimkehrenden ägyptischen Helden mit aufrichtigem Jubel als ihren Erretter. Der Staatsstreich vom 18. Brumaire brachte kraft einer inneren Nothwendigkeit die Staatsgewalt in die Hände des Heerführers, der schon seit drei Jahren durch den Schrecken seiner Waffen die radicale Kriegspartei am Ruder erhalten hatte, und schenkte dem neuen Frankreich jene Verfassung, die mit unwesentlichen Aenderungen fortbesteht bis zum heutigen Tage. Die beiden einzigen neuen politischen Ideen, welche in der Nation feste Wurzeln geschlagen hatten, die Gedanken der Staatseinheit und der socialen Gleichheit, wurden bis in ihre letzten Folgen durchgeführt, die veränderte Vertheilung des Eigenthums anerkannt und durch eine strenge Rechtspflege gesichert. Ueber der ungegliederten Masse dieses Volkes der Gleichen erhob sich der homme-peuple, der demokratische Selbstherrscher, in dessen schrankenloser Macht die eine und untheilbare Nation mit Genugthuung ihre eigene Größe genoß. Ihm gehorchte die festgefügte Hierarchie des schlagfertigen neuen Beamtenthums, das jedem Ehrgeiz, wenn er sich nur dem Herrscher unterwarf, Befriedigung versprach und den Regierten alle Sorge und Arbeit für das gemeine Wohl abnahm. Ihm diente blindlings das Heer der Conscribirten aus den niederen Ständen; eine den Zwecken der Eroberungspolitik glücklich angepaßte Heeresorganisation stellte dem ersten Consul zugleich die Massen eines Volksaufgebotes und die technische Tüchtigkeit einer langgedienten Söldnertruppe zur Verfügung. Die besitzenden Klassen aber sahen, befreit von der Last der Wehrpflicht, in bequemer Sicherheit den Triumphen der dreifarbigen Fahnen zu und lernten die aufregenden Nachrichten von Krieg und Sieg als einen unentbehrlichen Zeitvertreib schätzen.

Es war zugleich der höchste Triumph und die Selbstvernichtung der Volkssouveränität. Es war der stolzeste, der gescheidteste, der bestgeordnete Despotismus der neuen Geschichte, der nothwendige Abschluß des Entwicklungsganges, welchen der französische Staat seit der Thronbesteigung der Bourbonen eingeschlagen hatte. Auch der altüberlieferte katholische Charakter der französischen Bildung wurde jetzt durch das Concordat wiederhergestellt. Alle die fruchtbaren neuen Gedanken, welche die Gesetzgebung der Nationalversammlung und des Convents verwirklicht oder vorbereitet hatte, fanden in dem Präfectensysteme, den Rechtsbüchern, dem Finanz- und Heerwesen der neuen Selbstherrschaft sachkundige Verwerthung, soweit sie den beiden Zwecken der Demokratisirung der Gesellschaft und der Centralisation des Staates entsprachen. Hingegen von den Freiheitswünschen der Revolution, von der Theilnahme der Nation an der Staatsleitung blieb nichts übrig, als ein leeres Schaugepränge werthloser parlamentarischer Formen. Die Verfassung des napoleonischen Frankreichs war, wie die des altbourbonischen, in Wahrheit nur eine Verwaltungsordnung. Der in den Partei-

kämpfen des jüngsten Jahrzehntes völlig zerrüttete Handel und Wandel erholte sich rasch, Dank der Rechtssicherheit und der freien Bewegung, welche die neuen Gesetze den wirthschaftlichen Kräften gewährten. Doch an dem anderen traurigen Vermächtniß der Revolution, an der geistigen Verödung des französischen Lebens wollte und konnte der neue Herrscher nichts ändern. Er rechnete nur mit dem gemeinen Ehrgeiz der Menschen; alle Freiheit des Gedankens, alles selbständige Schaffen der Kunst und Wissenschaft war ihm hohle Ideologie, halb lächerlich, halb furchtbar.

Also trat das seltsam zweischneidige System des Bonapartismus auf die Bühne, an Selbstgefühl, Schlagfertigkeit und organisatorischer Kraft vorderhand den verknöcherten Staaten der Nachbarlande noch weit überlegen: ein Gebilde der Revolution, demokratisch von Grund aus, der natürliche Gegner der historischen Staatsgewalten und Gesellschaftsformen im alten Europa; aber auch despotisch von Grund aus, der geschworene Feind aller Freiheit und nationalen Eigenart des Völkerlebens. Zunächst mußte der Sieger des 18. Brumaire die Verluste des letzten Jahres einbringen, den Besitzstand von Campo Formio wiederherstellen. Sein genialer Versuch, die Seeherrschaft Englands durch einen Bund aller Seemächte des Nordens und des Südens zu erschüttern, scheiterte gänzlich; doch im Festlandskriege war ihm das Glück hold. Der theatralische Zug über den St. Bernhard zeigte dem befriedigten Frankreich, daß Suworows Lorbeeren für französische Soldaten nicht unerreichbar seien. Der Sieg von Marengo brachte die Herrschaft über Italien wieder in Bonapartes Hand; die Entlassung Thuguts ließ erkennen, daß die zähe Ausdauer des Wiener Hofes zu erlahmen begann. Aber noch bedurfte es eines letzten Schlages, der Schlacht von Hohenlinden, um das erschöpfte Oesterreich zum Frieden zu bewegen. Am 9. Februar 1801 verkündete der Friede von Luneville öffentlich und unzweideutig, was der Vertrag von Campo Formio nur insgeheim und unklar bestimmt hatte: daß der Rhein fortan Deutschlands Grenze sei. —

Ein Gebiet von 1150 Geviertmeilen und fast vier Millionen Einwohnern war für Deutschland verloren, beinahe ein Siebentel von der Bevölkerung des alten Reichs, das ohne Schlesien auf 28 Millionen Köpfe geschätzt wurde. Mit unheimlichem Kaltsinn ließ die deutsche Nation den furchtbaren Schlag über sich ergehen. Kaum ein Laut vaterländischen Zornes ward vernommen, als Mainz und Köln, Aachen und Trier, die weiten schönen Heimathlande unserer ältesten Geschichte, an den Fremden kamen; und wie viele bittere Thränen hatte einst das verkümmerte Geschlecht des dreißigjährigen Kriegs um das eine Straßburg vergossen!

Es war die Schuld der Krummstabsregierung, daß die linksrheinischen Lande ihrem Volke so fremd geworden. An Friedrichs Siegen und Goethes Gedichten, an Allem, was dem neuen Deutschland das Leben erfüllte, hatten die geistlichen Gebiete keinen Antheil genommen. Jetzt ertrugen

sie ihr Schicksal mit stummer Ergebung; nur die niederrheinischen Provinzen Preußens bekundeten laut ihren Schmerz über die Trennung von einem ehrenwerthen Staate. Natürlich hatte die rührige Propaganda der Revolution während der langen Jahre der französischen Occupation nicht ganz umsonst gearbeitet: man erlebte da und dort ein bescheidenes Nachspiel des Mainzer Clubistentreibens. Die Jugend berauschte sich eine Zeit lang an der Hoffnung, ihre Heimath würde eine selbständige Tochterrepublik unter Frankreichs Schutze bilden. In Coblenz tanzten die Foederirten der cisrheinischen Republik um den grünweißrothen Freiheitsbaum. Der Kölnische Brutus Biergans bemühte sich mit treuem Fleiße, die wüthenden Kraftworte der Marat und Desmoulins nachzuahmen; doch die Nachbildung gerieth kaum besser als die deutsche Marseillaise, das spießbürgerlich zahme Bundeslied der rheinischen Republikaner: „Auf, jubelt ihr Brüder, Vernunft hat gesiegt." Nur der junge Joseph Görres verstand die dem deutschen Wesen fremde Sprache des Fanatismus zu reden. Mit dem ganzen Ungestüm seines phantastischen Kopfes und mit der ganzen Unreife jener Halbbildung, die in den geistlichen Schulen der Bischofslande gedieh, warf sich der ehrlich begeisterte Jüngling in den Strudel der revolutionären Bewegung, pries in Reden und Flugschriften die Wunder der gallischen Freiheit. Als die Räumung von Mainz über das Schicksal der Rheinlande entschieden hatte, da hielt er dem heiligen Reiche die Leichenrede — dem friedfertigen leidsamen Kindlein, das einst unter dem Zeichen eines unglückschwangeren Perrückenkometen geboren wurde, jetzt aber den General Bonaparte zum Testamentsvollzieher einsetzt — und rief drohend: „Die Natur schuf den Rhein zur Grenze von Frankreich; wehe dem ohnmächtigen Sterblichen, der ihre Grenzsteine verrücken und Koth und Steinhaufen ihren scharf gezogenen Umrissen vorziehen will!" Mit solchem Hohne nahm der begabteste Sohn des Rheinlandes von seinem Vaterlande Abschied; solche Empfindungen hatte der Anblick des geistlichen Regiments in dem heißen Herzen des Mannes hervorgerufen, der bald nachher der begeisterte Apostel des Deutschthums am Rheine werden sollte!

Bei den Massen des rheinischen Volks fand das jacobinische Treiben keinen Boden. Sie lebten dahin seufzend über die hohen Kriegslasten und die Unsicherheit der endlosen provisorischen Zustände; sie sahen mit Unmuth, wie die fremden Beamten das Land ausplünderten, die Denkmäler seines Alterthums roh zerstörten, die Gebirge entwaldeten, die alten Säulen vom Grabe Karls des Großen nach Paris entführten. Erst nach der endgiltig vollzogenen Einverleibung lernten sie auch die Wohlthaten der neuen Regierung schätzen. Die französische Herrschaft wurde für die geistlichen Gebiete des Rheinlandes, wie für Italien, die Bahnbrecherin des modernen Staatslebens; sie schenkte ihnen die Anfänge bürgerlicher Rechtsgleichheit, welche in Preußen und vielen seiner weltlichen Nachbarstaaten längst bestanden, und dazu manche andere politische Reformen, deren das übrige

Deutschland noch entbehrte. Durch sie lernte das staat- und waffenlose Volk der Krummstabslande zum ersten male den Kriegsruhm und das Selbstgefühl eines großen Gemeinwesens kennen.

Die durcheinander gewürfelten Gebiete von 97 Bischöfen, Aebten, Fürsten, Grafen und Reichsstädten und einer ungezählten Schaar Reichsritter wurden zu vier wohlabgerundeten Departements zusammengeschlagen. Eine strenge Polizei jagte die Banden des Schinderhannes auseinander, brachte den Gebirgslanden der Eifel und des Hunsrückens einen Zustand friedlicher Sicherheit, den die Zeiten kleinstaatlicher Ohnmacht nie gekannt. Die Aufhebung der Leibeigenschaft wollte hier in den Landen alter Bauernfreiheit wenig bedeuten. Um so tiefer und heilsamer wirkte die Beseitigung der feudalen Lasten und der hohen Kirchenzehnten, vornehmlich aber der Verkauf der Nationalgüter; auf den Trümmern der alten geistlichen Latifundien entstand ein neuer wohlhäbiger Kleingrundbesitz. Die Thore des Bonner Ghettos thaten sich auf, die Protestanten von Köln und Aachen erbauten sich ihre ersten Kirchen. Die öffentliche Rechtspflege der Schwurgerichtshöfe verdrängte jene ungeheuerlichen Proceßformen, welche vordem von den dreizehn Gerichten der guten Stadt Köln, von den zahllosen Tribunalen geistlicher und weltlicher Gerichtsherren gehandhabt wurden. Statt der verschwiegerten und verschwägerten Herren vom Rathe, denen das Volk den Spottnamen des Kölnischen Klüngels anhing, statt der hochedlen und hochweisen Patricier, die einst „das Reich von Aachen" beherrschten, geboten jetzt überall die Präfecten und die Maires, des ersten Consuls unterthänige Diener. Jede Selbständigkeit der Gemeinden war dahin; doch die neue Beamtenregierung zeigte sich nicht nur rühriger, sondern auch ehrlicher und gerechter als die alte Vetternherrschaft.

Wohl vertheidigten die Rheinländer ihre deutsche Sprache und Sitte mit zähem Widerstande gegen alle Versuche gewaltsamer Verwälschung. Die willkürliche Unnatur der neuen Flußgrenze wurde schwer empfunden; überall den Strom entlang führte das Volk den kleinen Krieg gegen die verhaßten Zollwächter, und ließ sich den nachbarlichen Umgang mit den rechtsrheinischen Landsleuten nicht verbieten. Man spürte jedoch bald, mit wie festen Banden ein kräftiger Staat seine Glieder zusammenhält. Der freie Handel mit dem weiten westlichen Hinterlande, die Vernichtung der alten Zunft- und Bannrechte rief neue gewerbliche Unternehmungen, neue Verkehrsverhältnisse hervor; das gute Frankengeld, das seit Bonapartes Beutezügen und Finanzreformen in Frankreich umlief, sah sich doch anders an, als die Petermännchen und Kastemännchen und das andere bunte Münzengewirr der bischöflichen Tage. Die Stämme am Mittel- und Niederrhein sind niemals so mit ganzem Herzen französisch geworden wie das Soldatenvolk des Elsasses; der wachsende Steuerdruck und die furchtbaren Menschenopfer der napoleonischen Kriege ließen, trotz der Befreiung des Ackerbaus und der Gewerbe, nicht einmal das Gefühl wirthschaftlichen

Behagens recht aufkommen. Aber allgemein war die Meinung, daß man für immer zu Frankreich gehöre. Die Rheinländer hatten mit ihrer Geschichte gebrochen und von ihren alten Ueberlieferungen in die neue Zeit nichts mit hinübergenommen als den katholischen Glauben; daher das Gefühl innerer Verwandtschaft, das sie noch auf lange hinaus mit der neufranzösischen Bildung verband. Die alte Ordnung war spurlos vernichtet, jede Möglichkeit einer Wiederherstellung verloren; bald schwand selbst die Erinnerung an die Zeiten der Kleinstaaterei. Die Geschichte, die in den Herzen des aufwachsenden rheinischen Geschlechtes wirklich lebte, begann erst mit dem Einzuge der Franzosen. Nur vereinzelte tiefere Naturen, wie Görres und die Gebrüder Boisseree, erkannten nach und nach den Fluch aller Fremdherrschaft, die Verdumpfung und Verwüstung des geistigen Lebens; sie wendeten ihre sehnsüchtigen Blicke den Jahrhunderten des Mittelalters zu, da das Rheinland noch ein lebendiges Glied des deutschen Reichs gewesen, fanden in Schmerz und Reue ihr verlorenes Vaterland wieder. Die große Mehrzahl nahm das Geschehene hin wie eine unabänderliche Nothwendigkeit, zumal da die Zustände im Reiche so wenig Grund zur Sehnsucht boten. Auch drüben auf dem rechten Ufer glaubte Jedermann, die neue Westgrenze Deutschlands sei für alle Zukunft festgestellt.

Den Reichsgewalten lag nun die Aufgabe ob, das große Entschädigungswerk durchzuführen, das sich aus der Verkleinerung des Reichs ergab. Der siebente Artikel des Luneviller Friedens verpflichtete das Reich, die Erbfürsten des linken Rheinufers im Innern Deutschlands (dans le sein de l'Empire) zu entschädigen; die Rastatter Verabredungen sollten dabei zur Richtschnur dienen. Also wurde die Verweltlichung des heiligen Reichs, die Vernichtung der geistlichen Staaten dem Reichstage auferlegt durch das Schwert des fremden Siegers. Was in den Zeiten der schlesischen Kriege die Rettung und Verjüngung des deutschen Staates gewesen wäre, das war jetzt Deutschlands Theilung. Während der verwickelten Unterhandlungen, die nunmehr zwei Jahre lang zwischen Paris und Regensburg, Berlin, Petersburg und Wien hin und her spielten, trat ganz von selber wieder jene Gruppirung der deutschen Parteien hervor, die sich schon auf dem Rastatter Congresse angekündigt hatte. Der Wiener Hof blieb noch lange in dem wunderlichen Wahne, Bonaparte werde sich um die Neugestaltung Deutschlands nicht kümmern, und strebte möglichst viele von den theokratischen Gewalten des alten Reichs, vor Allen die geistlichen Kurfürsten zu retten: „nicht das Maß ihres Einkommens, sondern ihr Dasein ist für die deutsche Verfassung werthvoll“ — hieß es in einer österreichischen Staatsschrift. Preußen und Baiern dagegen, die mächtigsten der weltlichen Stände, verfochten das gemeinsame Interesse der Erbfürsten, die allgemeine Secularisation, und galten daher bei aller Welt als die Bundesgenossen Frankreichs.

Trotzdem hat ein rückhaltloses Einvernehmen zwischen dem ersten Consul und der Krone Preußen auch damals nie bestanden. Einen Bundesgenossen, der die Selbständigkeit einer Großmacht beanspruchte, konnte Bonaparte nicht ertragen; das neue „Foederativsystem", das er an die Stelle der alten Staatengesellschaft zu setzen dachte, bot nur Raum für ein herrschendes Frankreich und ohnmächtige Vasallen. Er war der Feind jeder unabhängigen Macht, und auch für Preußen empfand er niemals aufrichtiges Wohlwollen. Dem Leben Bonapartes fehlt jede Entwicklung; er hat nicht, wie die echten Helden der Geschichte, gelernt von dem Wandel der Zeiten, sondern ungerührt und unbelehrt bis zum Ende gearbeitet an der Verwirklichung eines weltumspannenden Planes, der ihm von Haus aus fest stand. Darum erscheint er am größten in der Zeit des Consulats, als diese mächtigen Gedanken sich zum ersten male enthüllten. In vier Nachbarlanden zugleich trat er jetzt als Friedensvermittler und Organisator auf. In der Schweiz warf er das willkürliche Gebilde des Einheitsstaates über den Haufen und gab den Eidgenossen eine verständige Bundesverfassung, denn „die Natur selbst hat Euch zum Staatenbunde bestimmt, die Natur zu bezwingen versucht kein vernünftiger Mann". Mit demselben durchdringenden Scharfblick erkannte er, daß in Holland die bündischen Staatsformen sich überlebt hatten; er ließ den batavischen Einheitsstaat bestehen und legte ihm eine Verfassung auf, welche den Uebergang zur Monarchie erleichterte. Den Italienern erweckte er eine Welt glänzender Erinnerungen und Erwartungen, indem er den alten Namen des Landes wieder zu Ehren brachte und den Vasallenstaat am Po zur italienischen Republik erhob; auch hier wurde die Monarchie und die verhüllte Fremdherrschaft umsichtig vorbereitet. Für seine deutsche Politik endlich hatte er sich längst den Weg vorgezeichnet, der zur Vernichtung des deutschen Namens führen sollte. Nie ward ein unmöglicher Plan mit schlauerer Berechnung ersonnen, mit heißerer Thatkraft ins Werk gesetzt.

Wenn der erste Consul in Reden und Staatsschriften das deutsche Reich als unentbehrlich für das europäische Gleichgewicht bezeichnete, so meinte er damit nur die Anarchie der deutschen Kleinstaaterei, keineswegs die theokratischen Formen der Reichsverfassung. Die karolingischen Traditionen des heiligen Reichs standen den Weltherrschaftsplänen des Corsen ebenso feindlich im Wege, wie die mittelalterlichen Institutionen des alten Deutschlands dem demokratisch-modernen Charakter der neuen Tyrannis widersprachen. Die deutsche Verfassung war, wie der Moniteur sich ausdrückte, „der Mittelpunkt aller feudalen Vorurtheile Europas" und zugleich eine Stütze der österreichischen Macht. Der Wiener Hof aber galt in Paris nächst England als der bitterste Feind der Revolution; die Zertrümmerung seiner deutschen Machtstellung war dort längst beschlossene Sache. Schon im Sommer 1800 mußten Talleyrands Lohnschreiber den „Brief eines deutschen Patrioten" ausarbeiten, ein erstes Probstück jener

diabolischen Halbwahrheiten, wodurch der Bonapartismus so verführerisch auf unser Volk gewirkt hat: das Libell zählte mit beredten Worten auf, was Oesterreich am heiligen Reiche gesündigt hatte, und empfahl den aufgeklärten Deutschen die Beseitigung der habsburgischen Herrschaft. Um die wehrlosen Kleinstaaten von Mittel- und Westdeutschland ganz in seine Gewalt zu bringen wollte Bonaparte vorerst Oesterreich und Preußen so weit als möglich in den Osten zurückschieben. Darum wurde der Breisgau dem Herzog von Modena gegeben; darum erhob Frankreich, diesmal mit dem Wiener Hofe einverstanden, entschiedenen Widerspruch, als Hardenberg den Vorschlag wagte, Preußen solle seine Entschädigung in Franken suchen. Darum fanden die Wünsche Baierns, das jetzt schon begehrliche Blicke auf Ansbach-Baireuth warf, in Paris gnädige Aufnahme; darum endlich ließ der erste Consul in Berlin anfragen, ob nicht Mecklenburg eine bequeme Abrundung für Preußen bieten würde, das alte Herzogshaus mochte dann in den preußischen Rheinlanden entschädigt werden. Es blieb für diesmal bei einem halben Erfolge, da König Friedrich Wilhelm sich standhaft weigerte, Mecklenburg wider den Willen der Herzöge zu besetzen; doch das Eine wurde erreicht, daß Preußen seinen fränkischen Besitz nicht vergrößern durfte und im Süden allen Einfluß verlor.

Für die Beherrschung dieser süd- und westdeutschen Gebiete nun ersann sich der große Menschenverächter ein unfehlbares Mittel. Nicht umsonst hatte er auf dem Rastatter Congresse dem deutschen hohen Adel bis in die innersten Falten des Herzens geblickt. Er wurde der Schöpfer unserer neuen Mittelstaaten um durch sie Deutschlands Zersplitterung für immer zu sichern. Das kleine Volk der Fürsten, Grafen und Reichsritter war ihm lästig, weil sie zumeist zur österreichischen Partei gehörten und im Kriege nichts leisten konnten. Unter den Kurfürsten und Herzögen dagegen fand sich des brauchbaren Stoffs genug zur Bildung einer französischen Vasallenschaar. Sie waren zu schwach um auf eigenen Füßen zu stehen, zu dünkelhaft um sich einer nationalen Staatsgewalt zu beugen, grade mächtig genug um einige kleine Contingente zu stellen, die unter der Führung des Welteroberers die alte deutsche Waffentüchtigkeit wieder bewähren konnten; sie hatten fast allesammt während der jüngsten Kriege Sonderverträge mit dem Reichsfeinde geschlossen, als Rebellen gegen Kaiser und Reich den Rechtsboden verlassen und die Brücken hinter sich abgebrochen. Wenn der Gewaltige diese politischen Zwitterwesen, die nicht leben noch sterben konnten, unter seinen Schutz nahm, wenn er ihrer Habgier einige Brocken aus den Gütern der kleineren Mitstände zuwarf, ihre Eitelkeit durch anspruchsvolle Titel und den Schein der Unabhängigkeit kirrte; wenn er also die hunderte winziger Territorien zu einigen Dutzend neuer Zufallsstaaten zusammenballte, die mit einer Geschichte von gestern, jedes Rechtstitels entbehrend, allein von Frankreichs Gnaden lebten; wenn er die Satrapen dann zu frechen Kriegen gegen das Vaterland,

von einer Felonie zur andern führte und neuen Schergendienst durch neue Beute belohnte, so hatten sie ihm ihre Seele verschrieben, und er durfte darauf rechnen, daß sie lieber dem Fremden die Schuhe küssen als jemals freiwillig einem deutschen Gemeinwesen sich unterordnen würden. Er war nicht der Mann seinen Schützlingen die Schuld der Dankbarkeit zu erlassen. „Frankreich, so schrieb er dem Kurfürsten von Baiern, und Frankreich allein kann Sie auf der Höhe Ihrer Macht erhalten;" und nochmals: „von uns allein hat Baiern seine Vergrößerung, und nur bei uns kann es Schutz finden."

Insoweit erscheint Bonapartes deutsche Politik nur als eine großartige Weiterbildung der altfranzösischen Staatskunst, die seit dem zweiten und dem vierten Heinrich beständig nach der Schirmherrschaft über die deutschen Kleinstaaten getrachtet hatte; das verführerische Wort Souveränität, das die Diplomaten Frankreichs einst beim Westphälischen Friedensschlusse zuerst auf die deutsche Landeshoheit angewendet hatten, tauchte jetzt in den Staatsschriften des ersten Consuls wieder auf. Aber die Gedanken des Rastlosen schweiften schon weit über diese Ziele hinaus: war erst Westdeutschland unterworfen, so sollten auch Oesterreich und Preußen gebändigt werden. Bonapartes Freundschaft für Preußen war niemals mehr als ein verschlagenes diplomatisches Spiel. Obgleich er gegen die ängstliche Politik des Berliner Hofes eine tiefe und wohlberechtigte Verachtung hegte, so theilte er doch in jenen Jahren den Irrthum aller Welt und überschätzte die Macht Preußens; für die unerschöpflichen sittlichen Kräfte, welche in dem erstarrten Staate schlummerten, hatte der Verächter der Ideologen freilich kein Auge, er wußte aber sehr wohl, was der preußische Soldat in den Rheinfeldzügen geleistet hatte, und war über den fortschreitenden Verfall des fridericianischen Heeres nicht genugsam unterrichtet. Den Kampf mit einem solchen Gegner wollte er nur unter günstigen Umständen und mit der Hilfe des gesammten übrigen Deutschlands aufnehmen. Für jetzt konnte er Preußens Mitwirkung noch nicht missen. Während des Krieges hatte er mehrmals gehofft, durch die Vermittlung der friedfertigsten der Großmächte zum allgemeinen Frieden zu gelangen, und nachher das erwachende Mißtrauen des Berliner Hofes durch unbestimmte Zusagen hingehalten. Nach dem Frieden betrachtete er die Zertrümmerung der österreichischen Partei im Reiche als seine nächste Aufgabe; dazu war die Hilfe des alten Nebenbuhlers der Lothringer unentbehrlich. Die Briefe des ersten Consuls an den jungen König flossen über von zärtlichen Betheuerungen: wie jeder Wunsch des königlichen Freundes für das französische Cabinet ein Befehl sei, und wie sie Beide, der Nachfolger und der Bewunderer Friedrichs, selbander in den Fußtapfen des großen Königs weiter wandeln wollten. Eine reichliche Entschädigung ließ sich dem mächtigsten der weltlichen Reichsstände nicht abschlagen; nur jede Verstärkung der preußischen Partei im Reiche mußte

vermieden werden. Daher erhielt Talleyrand die Weisung, das preußisch gesinnte Haus Mecklenburg von dem neuen Kurfürstenrathe auszuschließen, er dürfe aber nicht davon sprechen.

Der Berliner Hof seinerseits war von der Ehrlichkeit der französischen Freundschaft durchaus nicht überzeugt. Man hatte dort, wie fast an allen Höfen, den Staatsstreich des 18. Brumaire willkommen geheißen, weil eine geordnete Regierung in Frankreich den Weltfrieden zu verbürgen schien; man war wieder, wie so oft schon, bemüht gewesen durch diplomatische Vermittlung die Integrität des Reichs zu retten. Aber wie sollte ein deutscher Staat, der selbst nach der Erklärung des Reichskriegs im Jahre 1799 sein Schwert in der Scheide hielt, so hohe Ziele erreichen? Die Losreißung der Rheinlande wurde vollzogen, und Preußen hatte nichts Ernstliches gewagt um den Schlag abzuwenden. Noch einmal ermannte man sich dann zu einem tapferen Schritte, als Frankreich und Rußland im Jahre 1801 Hannover zu besetzen, die Schließung der deutschen Häfen zu erzwingen drohten; da kam Preußen den Fremden zuvor und nahm selber das deutsche Land in Beschlag — ein entschlossenes Auftreten, das in England richtig gewürdigt, von Bonaparte nie verziehen wurde. Unterdessen bemerkte der König mit Besorgniß, wie vereinzelt sein Staat stand. Er mißtraute den unberechenbaren Absichten Bonapartes und wies dessen Anfragen, ob Preußen seine Entschädigung nicht in Hannover suchen wolle, wiederholt zurück, nicht blos aus Rechtlichkeit, sondern weil er die Hintergedanken der französischen Politik errieth. Auf der anderen Seite sah er die Interessen der preußischen Schifffahrt durch die englische Handelspolitik schwer beeinträchtigt. Von dem Wiener Hofe endlich war er durch das alte unbelehrbare gegenseitige Mißtrauen geschieden: hatte doch Oesterreich noch im Kriege von 1799 abermals einen großen Theil seines Heeres in Böhmen aufgestellt um Preußen in Schach zu halten.

So kam der König zu dem Entschlusse eine Verständigung mit Rußland zu suchen; diesen Staat hielt er, nach seiner geographischen Lage, für eine wesentlich defensive Macht. Es geschah zum ersten male, daß der junge Fürst in der auswärtigen Politik sich mit einem selbständigen Gedanken herauswagte; er fing jetzt an auch in diesen Fragen nach seiner erwägsamen Art sich zurechtzufinden. Da am Petersburger Hofe jederzeit eine starke preußische Partei bestand, so ward ein gutes Einvernehmen mit dem Czaren Paul bald erreicht; Preußen war es, das im Jahre 1800 den Frieden zwischen Frankreich und Rußland herbeizuführen suchte. Die Annäherung wurde zur Freundschaft, als der junge Czar Alexander über die Leiche seines Vaters hinweg den Thron bestieg. Am 10. Juni 1802 hielten die beiden Nachbarfürsten in Memel jene denkwürdige Zusammenkunft, die für Friedrich Wilhelms ganze Regierung folgenschwer werden sollte. Beide jung, Beide erfüllt von den philanthropischen Ideen der völkerbeglückenden Aufklärung, fanden sie sich rasch zusammen, besprachen

12*

die gemeinsame Gefahr, die von der Weltmacht im Westen drohe, und gelobten einander feste Treue. Auf den noch knabenhaft unreifen Czaren machte die ritterliche ernsthafte Haltung des Königs und die bezaubernde Anmuth der Königin lebhaften Eindruck, soweit sein aus Schwärmerei, Selbstbetrug und Schlauheit seltsam gemischter Charakter tiefer Empfindungen fähig war; und immer wieder klagte sein polnischer Freund Czartoryski, der unversöhnliche Gegner Preußens: dieser Tag von Memel sei der Anfang alles Unheils. Friedrich Wilhelm aber hing an dem neuen Freunde mit der unwandelbaren Treue seines ehrlichen Herzens. Persönliche Neigung bestärkte ihn in dem Entschlusse, den sein gerader Verstand gefunden hatte: nur im Bunde mit Rußland wollte er einen Krieg gegen Frankreich wagen. Er drängte den russischen Hof, an den Verhandlungen über die deutschen Entschädigungsfragen theilzunehmen, damit Frankreich nicht der alleinige Schiedsrichter im Reiche sei.

Wie der König also sich insgeheim den Rücken zu decken suchte für einen möglichen Krieg gegen Frankreich, so verfolgte auch seine deutsche Politik Gedanken, welche den Plänen des ersten Consuls schnurstracks zuwiderliefen; es war nur die Folge der verworrenen Parteiungen des Augenblicks, daß der preußische Hof eine Zeit lang mit dem französischen Cabinette Hand in Hand zu gehen schien. Die allgemeine Secularisation konnte dem preußischen Staate nur willkommen sein sobald einmal die Abtretung der Rheinlande entschieden war. Alle seine protestantischen Ueberlieferungen wiesen ihn auf dies Ziel hin. Zudem herrschte damals in der aufgeklärten Welt die Lehre von der Allmacht des Staates, die alle Kirchengüter von Rechtswegen der Nation zuwies; Stephanis Buch über „die absolute Einheit von Staat und Kirche" machte die Runde im deutschen Norden. Der König von Preußen war selber von diesen Anschauungen durchdrungen, ließ eben jetzt in seinem Cabinet einen umfassenden Plan für die Einziehung des gesammten preußischen Kirchenguts ausarbeiten. Desgleichen glaubte er ganz im Sinne seines Großoheims zu handeln, wenn er sich auf die Seite Baierns und der neuen Mittelstaaten stellte; auch Friedrich hatte ja bei seinen Reichsreformplänen die Verstärkung der größeren weltlichen Reichsstände immer im Auge gehabt. Bonaparte begünstigte die Mittelstaaten, weil er sich aus ihnen den Stamm einer französischen Partei bilden wollte; der preußische Hof unterstützte diese Politik, weil er umgekehrt hoffte durch die Vernichtung der allerunbrauchbarsten Kleinstaaten die Widerstandskraft des Reiches gegen Frankreich zu erhöhen. Unumwunden erklärte Haugwitz dem österreichischen Gesandten Stadion, dies sei schon seit Jahren die feststehende Ansicht seines Hofes. Im gleichen Sinne ließ Rußland dem Wiener Hofe aussprechen, man habe aus den preußischen Staatsschriften die Ueberzeugung gewonnen, daß die allgemeine Secularisation zur Kräftigung des deutschen Westens nothwendig sei. Und wieder mit den nämlichen Gründen recht-

fertigte der König, dem Czaren gegenüber, Preußens eigene Entschädigungsforderungen: er müsse sich stärken für den Fall, daß einst ein großer deutscher Krieg wider Bonaparte unvermeidlich würde.

Im Hintergrunde aller dieser Pläne und Wünsche stand die schüchterne, unbestimmte Hoffnung, es werde gelingen, das verweltlichte Reich oder mindestens den Norden in bündischen Formen neu zu ordnen. Die Erkenntniß der Unhaltbarkeit des alten Kaiserthums brach sich allmählich in immer weiteren Kreisen Bahn. Schon ein Jahr nach Friedrichs Tode hatte eine Flugschrift kurzab die Frage aufgeworfen: „warum soll Deutschland einen Kaiser haben?" Während des Krieges der zweiten Coalition sodann erschienen die „Winke über Deutschlands Staatsverfassung" und mahnten: „o ihr Deutschen, schließet einen festen deutschen Bund!" Aehnliche foederalistische Gedanken wurden auch unter den preußischen Staatsmännern besprochen. Der unermüdliche Dohm führte im Jahre 1800, nach einer Unterredung mit dem Herzoge von Braunschweig, seine schon in Rastatt geäußerten Vorschläge weiter aus und entwarf den Plan für einen norddeutschen Bund. Es gelte, der Uebermacht Frankreichs, die alle Nachbarn zugleich bedrohe, einen Damm entgegenzustellen; darum müsse der Baseler Neutralitätsbund zu einer thatkräftigen, dauernden Foederation umgestaltet werden; vier Sectionen unter der Leitung der mächtigeren Mittelstaaten und der Oberleitung Preußens; ein Bundestag und stehende Bundesgerichte; das Heer von Preußen befehligt und nach preußischem Reglement geschult. Mit solchen Entwürfen unterhielt man sich wohl am Berliner Hofe, sie durchzuführen wagte man nicht. Und auch Dohm selber kam nicht los von jenem verhängnißvollen Irrthum, der alle Berechnungen der preußischen Politik zu Schanden machte; auch er wähnte, die Neubefestigung der deutschen Macht lasse sich durch friedliche Mittel erreichen, der erste Consul werde nicht widersprechen wenn man ihm nur die Idee der „nationalen Unabhängigkeit" nachdrücklich vorhalte!

Die Berliner Staatsklugheit bemerkte nicht, wie von Grund aus die Machtverhältnisse im Reiche seit Friedrichs Tagen sich verschoben hatten. Nicht Preußen, sondern Frankreich hielt jetzt die Wage des deutschen Gleichgewichts in seinen Händen. Frankreich vertheilte nach Gunst und Laune die Trümmer der geistlichen Staaten. Die Mitwirkung Rußlands bei den Verhandlungen konnte, wie die Dinge standen, nur eine scheinbare sein; sie bewirkte lediglich, daß einige mit dem Petersburger Hofe verwandte Fürstenhäuser bei der Ländervertheilung bevorzugt wurden. Wenn der preußische Staat unter solchen Umständen die Bildung der neuen Mittelstaaten beförderte, so stärkte er nur die französische Partei im Reiche ohne sich selber einen treuen Anhang zu gewinnen; er wurde Bonapartes Mitschuldiger ohne sich die Bundesgenossenschaft des Uebermächtigen auf die Dauer zu sichern.

Wie viel geschickter als diese wohlmeinende Politik der Halbheit und

der Selbsttäuschung wußte die dreiste Gewissenlosigkeit des neuen Münchener Hofes ihren Vortheil wahrzunehmen. Dort war soeben das Haus Pfalz-Zweibrücken auf den Thron gelangt, den ihm Oesterreichs Habgier so oft bestritten hatte. Der leitende Minister Graf Montgelas verkannte keinen Augenblick, daß die junge Dynastie von der Hofburg Alles zu fürchten, von Bonaparte Alles zu hoffen habe. Rasch entschlossen trat er bald nach dem Frieden an die Spitze der französischen Partei in Deutschland und empfing dafür die herablassende Zusicherung des ersten Consuls: Frankreichs Größe und Edelmuth wolle die früheren Schwankungen des bairischen Hofes vergessen. Der scrupellose Realist sah in Baierns Vorzeit nur eine Geschichte der versäumten Gelegenheiten; jetzt endlich da die Welt aus den Fugen ging galt es das Glück an der Locke zu fassen, dem Siegeszuge des Welteroberers sich anzuschließen, durch treuen Vasallendienst und unablässiges Feilschen so viel Beute zu erhaschen als des Herrschers Gnade bewilligen mochte. Was irgend an das Reich, an den tausendjährigen Verband der deutschen Nation erinnerte, erschien dieser Politik des folgerechten Particularismus lächerlich; alle Scham, alle Pietät, alles Rechtsgefühl war ihr fremd. Begierig griff sie den Gedanken einer deutschen Trias auf, der einst nach dem Hubertusburger Frieden zuerst hervorgetreten und neuerdings wieder in Schwang gekommen war, als Preußen die süddeutschen Kleinstaaten verließ, Oesterreich sie bedrohte. Der nassauische Ministern Gagern, ein wohlmeinender Reichspatriot, nach der dilettantischen Weise der kleinstaatlichen Diplomaten immer rasch bei der Hand mit leichtfertigen, unklaren Projecten, hatte schon zur Zeit des Vertrags von Campo Formio dem kaiserlichen Hofe arglos die Bildung eines Bundes der kleinen Höfe unter russischer Garantie angerathen; in gleichem Sinne schrieb der ehrliche schwäbische Publicist Pahl eine Appellation an den Luneviller Friedenscongreß. Wenn aber jetzt die Federn des pfalzbairischen Lagers einen Sonderbund aller Mindermächtigen ohne Oesterreich und Preußen empfahlen, so wollten sie nicht, wie jene redlichen Phantasten, dem deutschen Süden die nationale Unabhängigkeit retten. Ihre Absicht war: die Unterwerfung der Mittelstaaten unter Frankreichs Willkür, die Vernichtung Deutschlands. Vorläufig, so lange man noch die österreichische Partei zu bekämpfen hatte, blieb die Dynastie Zweibrücken mit ihrem alten Beschützer Preußen in gutem Vernehmen. Bonaparte ließ sie gewähren; er wußte, wie leicht diese Freundschaft zu trennen sei, lagen doch die fränkischen Markgrafschaften des Königs von Preußen der bairischen Begehrlichkeit dicht vor der Thür.

Während der schwersten Krisis, welche je den alten deutschen Staat erschüttert hat, verscherzte sich Oesterreich jeden Einfluß durch eine starrsinnige Politik, die einen unhaltbaren Zustand zu retten suchte; der preußische Hof verkannte nicht die Nothwendigkeit des Umsturzes, doch er hatte für den Neubau des Reichs nur unbestimmte, schwächliche Wünsche und

Hoffnungen. So fiel die Entscheidung über Deutschlands Zukunft unausbleiblich dem fremden Sieger zu, der von sich rühmte: „ich allein, ich weiß, was ich zu thun habe." Der Regensburger Reichstag war den schläfrigen Gewohnheiten seines gespenstischen Daseins auch während dieser argen Jahre so treu geblieben, daß ein warmherziger Reichspatriot mitten im Reichskriege alles Ernstes über die Frage schreiben konnte: womit die hohe Reichsversammlung sich in der nächsten Zeit beschäftigen solle? Das Reich genehmigte den Luneviller Frieden, und die geistlichen Stände fanden nicht den Muth ihrem eigenen Todesurtheile zu widersprechen. Dann verging fast das ganze Jahr 1801, bis Oesterreich und Preußen endlich die Bildung einer Reichsdeputation durchsetzten; nach abermals acht Monaten waren die Berathungen dieses Ausschusses noch nicht eröffnet. Der zerrüttete Körper des heiligen Reichs besaß nicht mehr die Kraft, mit eigenen Händen seinen letzten Willen aufzusetzen; der Kampf Aller gegen Alle und die Verblendung des österreichischen Hofes verhinderten jeden Beschluß.

Die Hofburg wollte noch immer nicht begreifen, daß sie selber in Luneville die geistlichen Stände preisgegeben hatte; sie versuchte Alles, die unausbleiblichen Folgen des Geschehenen rückgängig zu machen, ließ sogar eben jetzt durch ihre Anhänger einen Erzherzog auf die erledigten fürstlichen Bischofstühle von Köln und Münster erwählen. Zugleich bewahrte sie ihren alten Widerwillen gegen jede Vergrößerung Preußens: man könne leichter, hieß es in Wien, auf drei reiche türkische Provinzen verzichten, als Münster und Hildesheim an die protestantische Großmacht überlassen. Und währenddem wurde der bairische Nachbar beständig durch österreichische Tausch- und Vergrößerungspläne geängstigt. Dieser Kaiser, der nicht Worte genug finden konnte um seine Entrüstung über die Vergewaltigung der geistlichen Stände zu bekunden, stellte dem Münchener Hofe frei, sich im Südwesten die Gebiete der benachbarten Reichsstädte, Grafen und Herren anzueignen, wenn nur Oesterreich dafür das östliche Baiern erhielte; er zuerst sprach das verhängnißvolle Wort: „Vernichtung der kleinen weltlichen Stände" aus, während bisher amtlich nur von der Secularisation der geistlichen Staaten die Rede gewesen. Es war die Folge dieser zugleich starr conservativen und rücksichtslos begehrlichen Haltung des kaiserlichen Hofes, daß Preußen und Baiern sich genöthigt sahen, ihre eigenen Entschädigungen durch Sonderverträge mit Frankreich sicher zu stellen. Der preußisch-französische Vertrag enthielt den vielsagenden Satz, die Krone Preußen erwerbe ihre Entschädigungslande „mit der unbeschränkten Landeshoheit und Souveränität auf den nämlichen Fuß, wie Se. Maj. ihre übrigen deutschen Staaten besitzen" — während doch das Reichsrecht eine Souveränität der Reichsstände nicht kannte. Man hielt es nicht mehr der Mühe werth, auch nur den Schein der kaiserlichen Oberhoheit zu wahren. Des Reiches ungefragt nahm Preußen sodann am 3. August 1802 die ihm von Bonaparte zugestandenen Erwerbungen in Besitz.

Inzwischen weidete sich der Spott der Pariser an dem Anblicke der Fürsten und Staatsmänner des heiligen Reichs, die in Schaaren zu dem Herrschersitze des ersten Consuls eilten. Die leichtlebige Stadt hatte nach den Schreckensjahren der Revolution ihre alte keltische Munterkeit rasch wiedergefunden; Bonaparte kannte ihre unersättliche Lust an nervöser Aufregung und verstand, ihr durch die glänzenden Spektakelstücke seiner Triumph- und Beutezüge zu genügen. Unterhaltsamer als alle diese Feste war doch das unerhörte Schauspiel der freiwilligen Selbstentwürdigung des deutschen hohen Adels. Wie oft, alle diese schweren Jahre hindurch, war die bange Ahnung, daß es zu Ende gehe mit der alten Herrlichkeit, den armen Seelen der deutschen Kleinfürsten nahe getreten; sie waren geflohen und nochmals geflohen vor den Heeren der Revolution und hatten zu Gelde gemacht was sich irgend zusammenraffen ließ von den Gütern ihres Staates. Nun schlug die Stunde der Entscheidung; es schien noch möglich dem theuren Hause den angestammten Thron zu retten. In der Raserei der Angst ging aller Stolz und alle Scham verloren. Jene edlere Auffassung der Fürstenpflichten, die in Friedrichs Tagen an den deutschen Höfen Fuß gefaßt hatte, wurde durch Bonapartes Gewaltherrschaft zerstört; die Gesinnungen der fürstlichen Soldatenverkäufer der guten alten Zeit gewannen wieder die Oberhand. Aus den Erfahrungen dieser Tage der Fürstenflucht und der Fürstensünden schöpfte der deutsche Dichter den ernsten Spruch: „Man steigt vom Throne nieder wie ins Grab.“

Wie das Geschmeiß hungriger Fliegen stürzte sich Deutschlands hoher Adel auf die blutigen Wunden seines Vaterlandes. Talleyrand aber eröffnete mit cynischem Behagen das große Börsenspiel um Deutschlands Land und Leute und sagte gleichmüthig, wenn ein deutscher Edelmann noch eine Regung der Scham empfand: il faut étouffer les regrets. Die hochgebornen Bekämpfer der Revolution bettelten um seine Gnade, machten seiner Maitresse den Hof, trugen seinen Schooßhund zärtlich auf den Händen, stiegen dienstfertig zu dem kleinen Dachstübchen hinauf, wo sein Gehilfe Matthieu hauste — der Schlaueste aus jener langen Reihe begabter Elsasser, deren Arbeitskraft und Sachkenntniß Bonaparte gern bei seinen deutschen Geschäften benutzte. Das Gold der kleinen Höfe, das sie niemals finden konnten wenn das Reich sie zur Vertheidigung des Vaterlandes aufrief, floß jetzt in Strömen; Jedermann in der diplomatischen Welt kannte den Tarif der französischen Unterhändler und wußte, wie hoch der Curswerth einer Stimme im Fürstenrathe des Reichstags sich stellte. Ein Fürst von Löwenstein, ein Nachkomme des siegreichen Friedrich von der Pfalz, spielte den Makler bei dem schmutzigen Handel. Auch die Pariser Gaunerschaft nahm die gute Gelegenheit war; mancher der gierigen deutschen Fürsten lief in seiner kleinstädtischen Plumpheit einem falschen Agenten Talleyrands ins Garn, bis Bonaparte selber gegen den Unfug einschritt.

Alle, die Guten wie die Bösen, wurden in das wüste Treiben hineingerissen; denn von den Regensburger Verhandlungen stand doch nichts zu erwarten, und wer hier in Paris nicht mit dreisten Händen zugriff, ward von den Nachdrängenden unerbittlich unter die Füße getreten. Selbst der Wackerste der deutschen Kleinfürsten, der alte Karl Friedrich von Baden, mußte seine feilschenden Unterhändler gewähren lassen. Mitten im Getümmel der bittenden und bietenden Kleinen stand mit selbstgewisser Gönnermiene der vielumworbene preußische Gesandte Lucchesini; der pfiffige Lucchese traute sich's zu den Meister aller Listen selber zu überlisten und bemerkte nicht, wie schwer Preußen sein eigenes Ansehen schädigte durch die Begünstigung eines unsauberen Schachers, der an den Reichstag von Grodno, an die schmachvolle Selbstvernichtung des polnischen Adels erinnerte. Dieser Wettkampf der dynastischen Habgier vernichtete was im Reiche noch übrig war von Treu und Glauben, von Pflicht und Ehre. Bonaparte frohlockte; kein sittliches Band hielt den alten deutschen Staat mehr zusammen. Jeder Hof forderte ungescheut was ihm bequem und gelegen schien; die Entschädigung für wirklich erlittene Verluste diente kaum noch als Vorwand. Bald ergab sich, daß die rechtsrheinischen geistlichen Gebiete zur Befriedigung aller dieser begehrlichen Wünsche nicht ausreichten, und man ward einig, auch den Reichsstädten den Garaus zu machen, da ja die Reichsstädte des linken Ufers ebenfalls ohne Entschädigung vernichtet waren. Endlich wurde die große Länderversteigerung geschlossen; der Zuschlag erfolgte theils an die Meistbietenden, theils an die Günstlinge Preußens und Rußlands, vornehmlich aber an jene Höfe, welche sich Bonaparte zu Stützen seiner deutschen Politik auserlesen hatte. Unumwunden schrieb er nach vollzogenem Geschäfte dem mit dem Czaren nahe verwandten Markgrafen Karl Friedrich: das badische Haus habe nunmehr den Rang erlangt, „welchen seine vornehme Verwandtschaft und das wahre Interesse Frankreichs erheischen.“

Nachdem in Paris das Wesentliche geordnet war, schritten Frankreich und Rußland in Regensburg als Vermittler ein; Bonaparte ließ dem Czaren eine scheinbare Mitwirkung um dessen Eifersucht zu beschwichtigen und einen Wunsch Preußens zu erfüllen. Die Mediatoren erklärten mit gutem Grunde, die Eifersucht und der Gegensatz der Interessen am Reichstage mache ihre Vermittlung nothwendig; sie legten ihren Entschädigungsplan vor und schlossen herrisch: es sei ihr Wille, daß nichts daran geändert werde. Der Kaiser widerstrebte noch immer und gab erst nach, als Preußen und Baiern mit Frankreich ein förmliches Bündniß schlossen und eine drohende Note aus Petersburg eintraf; dann aber trug der uneigennützige Beschützer der geistlichen Staaten kein Bedenken, seine Erblande durch die Bisthümer Trient und Brixen abzurunden. In der Reichsdeputation währte der landesübliche Hader noch eine Weile fort. Die russischen Staatsmänner klagten voll Ekels, wie langweilig und ermüdend

dies deutsche Gezänk werde; um jedes kleinen Länderfetzens willen müsse man einen eigenen Curier schicken. Aber die Würfel waren geworfen, die mächtigeren Fürsten hatten ihre Beute bereits in Sicherheit gebracht.

Am 25. Februar 1803 kam der Reichsdeputationshauptschluß zu Stande, am 27. April wurde durch den Jüngsten Reichsschluß die Vernichtung von hundert und zwölf deutschen Staaten ausgesprochen. Von den geistlichen Ständen blieben nur drei übrig: die beiden Ritterorden — weil man dem so schwer geschädigten katholischen Adel noch einen letzten Unterschlupf für seine Söhne gönnen wollte — und der Reichskanzler in Germanien, weil Bonaparte in der fahrigen Eitelkeit des Mainzer Coadjutors Dalberg ein brauchbares Werkzeug für Frankreichs Pläne erkannte. Die Reichsstädte verschwanden bis auf die sechs größten. Mehr als zweitausend Geviertmeilen mit über drei Millionen Einwohnern wurden unter die weltlichen Fürsten ausgetheilt. Preußen erhielt fünffachen Ersatz für seine linksrheinischen Verluste, Baiern gewann an 300,000 Köpfe, Darmstadt ward achtfach, Baden fast zehnfach entschädigt. Auch einige fremdländische Fürstenhäuser nahmen ihr Theil aus dem großen Raube, so Toscana und Modena, die Vettern Oesterreichs, so Nassau-Oranien, der Schützling Preußens. Vergessen war der fridericianische Grundsatz, daß Deutschland sich selber angehöre. Die Mitte Europas erschien den Fremden wieder, wie im siebzehnten Jahrhundert, als eine herrenlose Masse, eine Versorgungsstelle für die Prinzen, aus allerlei Volk. Das heilige Reich war vernichtet; nur sein geschändeter Name lebte noch fort durch drei klägliche Jahre.

Wenige unter den großen Staatsumwälzungen der neuen Geschichte erscheinen so häßlich, so gemein und niedrig wie diese Fürstenrevolution von 1803. Die harte, ideenlose Selbstsucht triumphirte; kein Schimmer eines kühnen Gedankens, kein Funken einer edlen Leidenschaft verklärte den ungeheuren Rechtsbruch. Und doch war der Umsturz eine große Nothwendigkeit; er begrub nur was todt war, er zerstörte nur was die Geschichte dreier Jahrhunderte gerichtet hatte. Die alten Staatsformen verschwanden augenblicklich, wie von der Erde eingeschluckt, und niemals ist an ihre Wiederaufrichtung ernstlich gedacht worden. Die fratzenhafte Lüge der Theokratie war endlich beseitigt. Mit den geistlichen Fürsten stürzte auch das heilige Reich und die Weltherrschaftsansprüche des römischen Kaiserthums zusammen. Selbst der alte Bundesgenosse der habsburgischen Kaiser, der römische Stuhl, wollte jetzt nur noch von einem imperium Germanicum wissen; das feine Machtgefühl der Italiener erkannte, daß die Schirmherrschaft über die römische Kirche nunmehr auf Frankreich übergegangen war, und der Papst schrieb seinem geliebtesten Sohn Bonaparte: an ihn wolle er fortan sich wenden so oft er Hilfe brauche. Das heilige Reich verwandelte sich in einen Fürstenbund, und nicht mit Unrecht sprach Talleyrand jetzt schon amtlich von der fédération

Germanique. Dies lockere Nebeneinander weltlicher Fürstenthümer wurde vorderhand fast allein durch den Namen Deutschland zusammengehalten, und in der nächsten Zukunft ließ sich eher die Auflösung des deutschen Gemeinwesens als seine foederative Neugestaltung erwarten. Aber mit den theokratischen Formen war auch jener Geist der starren Unbeweglichkeit entschwunden, der bisher die politischen Kräfte der Nation gebunden hielt. Das neue weltliche Deutschland war der Bewegung, der Entwicklung fähig; und gelang dereinst die Befreiung von der Vormundschaft des Auslands, so konnte sich auf dem Boden des weltlichen Territorialismus vielleicht ein nationaler Gesammtstaat bilden, der minder verlogen war als das heilige Reich.

Durch die Secularisationen wurde auch jene künstliche Stimmenvertheilung beseitigt, welche dem Katholicismus bisher ein unbilliges Uebergewicht in der Reichsversammlung verschafft hatte. Die Mehrheit des Reichstags war nunmehr evangelisch, wie die Mehrheit der deutschen Nation außerhalb Oesterreichs. In den Kurfürstenrath traten für Köln und Trier die neuen Kurfürsten von Salzburg, Württemberg, Baden und Hessen ein; er zählte sechs protestantische Stimmen unter zehn. Die noch übrigen Mitglieder des Collegiums der Reichsstädte waren, bis auf das paritätische Augsburg, allesammt protestantisch. Im Fürstenrathe verblieben noch dreiundfünfzig evangelische neben neunundzwanzig katholischen Ständen. Als die neuen Herren der secularisirten Lande, dem Reichsrechte gemäß, auch die Stimmen der entthronten Stände für sich beanspruchten, da entspann sich der letzte große Streit im Schooße der Regensburger Versammlung. Sein Verlauf bekundete den starken Umschwung der Meinungen wie die radicale Veränderung der alten Machtverhältnisse im Reiche. Einst hatten die Protestanten durch den Sonderbund des Corpus Evangelicorum sich decken müssen gegen die Uebergriffe der katholischen Mehrheit; jetzt berief sich der Kaiser im Namen der Katholiken auf den Grundsatz der Parität und forderte für seine Glaubensgenossen so viele neue Stimmen, bis die Gleichheit hergestellt sei. Doch die Zeitgenossen Kants waren der Gehässigkeit der Religionskriege entwachsen. Die große Mehrheit des Reichstags, Preußen und Baiern voran, wollte nicht zugeben, daß das Wesen der Parität in der Gleichheit der Kopfzahl zu suchen sei; ja man sprach es offen aus, der alte Unterschied von katholischen und protestantischen Stimmen habe seinen Sinn verloren, wenn nur erst in jedem deutschen Staate „ein vernünftiges Toleranzsystem" bestünde. Kaiser Franz hingegen dachte die Macht der österreichischen Partei um jeden Preis wiederherzustellen; er gebrauchte, der Verfassung zuwider, zum letzten male das höchste Recht der kaiserlichen Majestät, er legte sein Veto ein, und der Streit blieb ungeschlichtet bis das Reich sich förmlich auflöste. Ein parteiischer Mißbrauch der Rechte der Krone zum Besten des Hauses Oesterreich und der katholischen Partei

— das war die letzte That des deutschen Kaiserthums der Habsburg-Lothringer, der würdige Abschluß für die lange Sündengeschichte der Ferdinande und der Leopolde.

Im römischen Lager war der Klagen kein Ende, da mit einem male die letzten Theokratien, welche die christliche Welt außer dem Kirchenstaate noch besaß, zerschmettert wurden, und mit der politischen Macht auch der ungeheure Reichthum des deutschen Clerus dahinsank; denn nicht blos die Güter der reichsunmittelbaren geistlichen Herren verfielen der Secularisation, sondern auch die mittelbaren Stifter und Klöster wurden durch den Reichsdeputationshauptschluß der freien Verfügung der Landesherren preisgegeben. Alle Welt glaubte, es sei zu Ende mit dem römischen Wesen im Reiche; Niemand ahnte, daß die Secularisationen der Macht des römischen Stuhls zuletzt fast ebenso viel Gewinn als Schaden bringen sollten. Die hochadlichen Kirchenfürsten des achtzehnten Jahrhunderts waren zumeist verwöhnte Weltkinder, lässig in ihrem kirchlichen Berufe, aber durch ihr aristokratisches Standesgefühl wie durch die Pflichten der Landesherrschaft fest mit dem nationalen Staate verbunden; sie konnten, schon um des nachbarlichen Zusammenlebens willen, dem Geiste der Duldung, der dies paritätische Volk erfüllte, sich nicht gänzlich entziehen, sie befolgten den Westphälischen Frieden, den der Papst verdammte, und beugten ihren stolzen Nacken nur ungern unter den Fuß des wälschen Priesters. Der Gedanke einer deutschen Nationalkirche fand unter ihnen jederzeit einige Anhänger und zuletzt in Hontheim-Febronius einen geistreichen Wortführer. Durch die Secularisationen wurde der Kirchendienst dem Adel verleidet; während der napoleonischen Epoche ist, so viel bekannt wurde, kein einziger junger Edelmann aus altem Hause in ein Pfarramt eingetreten. Der neue plebejische Clerus, der nun heranwuchs, stand der bürgerlichen Gesellschaft fern; er grollte dem neuen Deutschland wegen des großen Kirchenraubes, er kannte keine Heimath als die Kirche und fügte sich, als späterhin die römischen Weltherrschaftspläne wieder erwachten, den Geboten des Papstes mit einem blinden Diensteifer, der für die Curie kaum weniger werthvoll war als vordem die landesfürstliche Macht der selbstbewußten alten Prälatur.

Noch weit schwerer wurde der katholische Adel getroffen. Er verlor durch die Einziehung von 720 Domherrenpfründen nicht blos einen guten Theil seines Reichthums, sondern seine gesammte politische Machtstellung. Die letzten Trümmer einer selbständigen Aristokratie verschwanden aus dem Reiche; die Zeit war dahin, da man die Macht der westphälischen Grafen zweien Kurfürsten gleich schätzte. Es war der Fluch dieser alten Geschlechter, daß ihnen das Bewußtsein der politischen Pflicht fehlte. Gleich dem bourbonischen Hofadel, hatten sie den Vorzug ihres Standes immer nur in trägem Wohlleben gesucht und lernten niemals, nach dem Vorbilde des altpreußischen Junkerthums, sich einzuleben in die modernen

monarchischen Formen, sondern zogen sich verdrossen, grollend zurück von dem Leben der Nation; nur dem Erzhause Oesterreich gaben sie noch nach altem Brauche ihre Söhne in den Dienst. Aus den Kreisen dieses katholischen Adels erwuchs dem neuen weltlichen Deutschland eine tief verbitterte Opposition, die, im Stillen einflußreich, bis zum heutigen Tage den inneren Frieden oft gestört, doch am letzten Ende durch unfruchtbares Verneinen nur den demokratischen Zug unserer jüngsten Geschichte gefördert hat.

Am leichtesten fügten sich die mediatisirten Reichsstädte in die neue Ordnung der Dinge. Wohl stieß da und dort der schwerfällige Stolz der ehrenfesten Patricier mit der durchfahrenden Willkür der mittelstaatlichen Bureaukratie hart zusammen, und Mancher selbst aus dem jüngeren Geschlechte bewahrte sich, wie Friedrich List, sein Leben lang das trotzige Selbstgefühl des alten Reichsbürgers; indeß das Bewußtsein hilfloser Ohnmacht ließ nirgends einen ernsten Widerstand aufkommen. Am Reichstage bemerkte man kaum die Zerstörung des dritten Collegiums, das vor Zeiten so mächtig gewesen war wie die beiden oberen zusammen. Die wenigen Reichsstädte, welche der Vernichtung vorläufig noch entgangen waren, bedeuteten nichts mehr neben der Uebermacht der Fürsten, ja sie wurden durch den Reichsdeputationshauptschluß von der großen Politik geradezu ausgeschlossen: an den Berathungen über Krieg und Frieden sollten sie nicht theilnehmen und im Reichskriege einer unbedingten Neutralität genießen. Das friedensselige Geschlecht fand an dieser ungeheuerlichen Bestimmung kein Arg. Den Hamburger Rhedern ging ein alter Herzenswunsch in Erfüllung, den der wackere Büsch oftmals unbefangen ausgesprochen hatte; auch die Presse im Binnenlande rief Beifall: solche weise Begünstigung des Handels gereiche der Aufklärung unserer Tage zur Ehre.

So ging denn aus den vielhundertjährigen Kämpfen der politischen Kräfte im Reiche die fürstliche Gewalt als die einzige Siegerin hervor. Die hierarchischen, die communalen, die aristokratischen Staatsbildungen des alten Deutschlands waren bis auf wenige Trümmer vernichtet. Was nicht fürstlichen Blutes war sank in die Masse der Unterthanen hinab; der Abstand zwischen den Fürsten und dem Volke, der in dem Zeitalter der absoluten Monarchie immer größer geworden, erweiterte sich jetzt noch mehr. Und wie ungeheuer stark zeigte sich wieder die Einwirkung des Fürstenstandes auf unser nationales Leben! Wie einst die kirchliche Reformation bei den Landesherren ihren Schutz und ihre Rettung gefunden hatte, so wurde nun die politische Revolution von oben her einem gelassen schweigenden Volke auferlegt. Nicht die Propaganda der überrheinischen Republikaner, sondern die dynastische Politik der deutschen Höfe hat die Grundsätze des revolutionären Frankreichs auf unserem Boden eingebürgert; und sie schritt vorwärts mit derselben durchgreifenden Rücksichtslosigkeit wie die Parteien des Convents, im Namen des salut public zerstörte sie achtlos das historische Recht.

Für Oesterreich war die Fürstenrevolution eine schwere Niederlage. Die alte kaiserliche Partei wurde zersprengt, die Kaiserwürde zu einem leeren Namen, und selbst diesen Namen aufzugeben schien jetzt räthlich, da der neue Kurfürstenrath schwerlich geneigt war im Falle der Neuwahl abermals einen Erzherzog zu küren. Durch die Preisgabe ihrer westlichen Provinzen erlangte die Monarchie zwar eine treffliche Abrundung im Südosten, und die Diplomaten der Hofburg wünschten sich Glück, daß man endlich aus einem gefährlichen und gewaltsamen Zustande befreit sei. Die Höfe von München und Stuttgart hatten jetzt wenig Grund mehr vor der Wiener Eroberungslust zu zittern, und es schien möglich dereinst wieder ein freundnachbarliches Verhältniß mit ihnen anzuknüpfen. Aber die militärische Herrschaft im deutschen Südwesten war verloren, ja Oesterreich schied in Wahrheit aus dem Reiche aus. Seine Politik mußte ganz neue Wege einschlagen, wenn sie noch irgend einen Einfluß auf Deutschland ausüben wollte; denn die Machtmittel des alten Kaiserthums waren vernutzt.

Auch Preußens Macht hatte durch den Reichsdeputationshauptschluß nicht gewonnen. Wohl war es ein Vortheil, daß die österreichische Partei verschwand und im Reichstage ein leidliches Gleichgewicht zwischen dem Norden und dem Süden sich herstellte; vormals hatten die Staaten des Südens und Westens durch die Ueberzahl den Ausschlag gegeben, jetzten konnten auch die Stimmen Norddeutschlands zu ihrem Rechte kommen. Trotzdem war Preußens Ansehen im Reiche tief gesunken. Seine kraftlose Politik hatte überall das Gegentheil ihrer guten Absichten erreicht: statt der Verstärkung der deutschen Widerstandskraft vielmehr die Befestigung der französischen Uebermacht, statt des Neubaues der Reichsverfassung vielmehr eine wüste Anarchie, die der völligen Auflösung entgegentrieb. Selbst der neue Ländergewinn schien glänzender als er war. Preußen verlor die getreuen, für seine Macht wie für seine Cultur gleich werthvollen niederrheinischen Gebiete und erwarb dafür, außer Hildesheim, Erfurt und einigen kleineren Reichsstädten und Stiftslanden, die feste Burg des unzufriedenen katholischen Adels, das Münsterland. Hier zum ersten male auf deutschem Boden begegnete dem preußischen Eroberer nicht blos eine flüchtige particularistische Verstimmung, sondern ein tiefer nachhaltiger Haß, wie in den slavischen Provinzen. Die schwerfällige neue Verwaltung gewann wenig Ansehen in dem widerhaarigen Lande, sie brauchte drei Jahre bis sie sich nur entschloß den Heerd aller staatsfeindlichen Umtriebe, das Domcapitel zu beseitigen. Das Einkommen des Staates wurde durch die Gebietserweiterung nicht vermehrt, da er wieder, wie früher in Franken und in Polen, die Steuerkraft der neuen Unterthanen allzu ängstlich schonte; auch die Armee erhielt nur eine geringe Verstärkung, um etwa drei Regimenter. Zudem hatte man durch die neuen Verträge nicht einmal eine haltbare Grenze erlangt, sondern lediglich den preußischen Archipel im

Westen durch einige neue Inseln bereichert, wie die Berliner spotteten. Der König fühlte es wohl, ohne Hannover ließen sich in so schwüler Zeit die westphälischen Provinzen nicht behaupten. Die Besetzung der welfischen Stammlande konnte bald zu einer unumgänglichen Nothwendigkeit werden, und doch geschah nichts, den Staat zu rüsten für diese ernste Zukunft. Das schlaffe System der landesväterlichen Milde und Sparsamkeit lebte so dahin, als sei die Zeit des ewigen Friedens gekommen.

Währenddem holte der deutsche Süden mit einem gewaltsamen Schlage nach was Preußen durch die Arbeit zweier Jahrhunderte langsam erreicht hatte. In Norddeutschland war die Mehrzahl der geistlichen Gebiete schon während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit den weltlichen Nachbarstaaten vereinigt worden; der Reichsdeputationshauptschluß brachte diesen Staaten nur eine mäßige Vergrößerung ohne ihren historischen Charakter zu verändern. Im Südwesten dagegen brach der gesammte überkommene Länderbestand jählings zusammen; selbst das ruhmvollste der alten oberdeutschen Territorien, Kurpfalz, wurde zwischen den Nachbarn aufgetheilt. Hier führte die Fürstenrevolution nicht blos eine Gebietsveränderung, sondern eine neue Staatengründung herbei. Den willkürlich zusammengeworfenen Ländertrümmern, welche man jetzt Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt nannte, fehlte jede Gemeinschaft geschichtlicher Erinnerungen; auch in Baiern und Württemberg war das alte Stammland der Dynastie bei Weitem nicht stark genug um die neuerworbenen Landschaften mit seinem Geiste zu erfüllen. So ward unser vielgestaltiges Staatsleben um einen neuen Gegensatz reicher, der sich bis zum heutigen Tage nicht völlig verwischt hat. Das neue Deutschland zerfiel in drei scharf geschiedene Gruppen. Auf der einen Seite standen die kleinen norddeutschen Staaten mit ihrem alten Ständewesen und ihren angestammten Fürstenhäusern, auf der anderen die geschichtslosen, modern-bureaukratischen Staatsbildungen Oberdeutschlands, die Geschöpfe des Bonapartismus, mitteninne endlich Preußen, das in stetiger Entwicklung den altständischen Staat überwunden hatte ohne seine Form gänzlich zu zerstören. Ueber den Süden brach nun urplötzlich und mit der Roheit einer revolutionären Macht der moderne Staat herein. Eine übermüthige, dreiste, vielgeschäftige Bureaukratie, die sich Bonapartes Präfecten zum Muster nahm, riß die Doppeladler von den Rathhäusern der Reichsstädte, die alten Wappenschilder von den Thoren der Bischofsschlösser, warf die Verfassung der Städte und der Länder über den Haufen, schuf aus dem Chaos buntscheckiger Territorien gleichförmige, streng centralisirte Verwaltungsbezirke; sie bildete in diesen waffenlosen Landschaften eine unverächtliche junge Militärmacht, die für Preußen leicht lästig werden konnte, sie strebte mit jedem Mittel ein neues bairisches, württembergisches, nassauisches Nationalgefühl großzuziehen.

Dennoch ist der große Umsturz in seinen letzten Nachwirkungen nicht

dem Particularismus zu gute gekommen, sondern der nationalen Einheit. Er war nur ein mächtiger Schritt weiter auf dem Wege, welchen unsere Geschichte seit drei Jahrhunderten eingeschlagen. Immer wieder hatte seitdem eine unerbittliche Nothwendigkeit verlebte Kleinstaaten zerstört und zu größeren Massen zusammengeballt; jetzt brachen ihrer abermals mehr denn hundert zusammen. Aus solchen Erfahrungen mußte das deutsche Volk früher oder später die Erkenntniß schöpfen, daß auch die neue Ländervertheilung nur eine vorläufige war, daß sein Geschick unaufhaltsam der Vernichtung der Kleinstaaterei, dem nationalen Staate zustrebte. Die Fürstenrevolution vernichtete für immer jenen Zauber historischer Ehrwürdigkeit, der das heilige Reich so unantastbar erscheinen ließ. Das alte Recht war gebrochen; die neuen Verhältnisse erweckten nirgends Ehrfurcht, machten die willkürliche Unnatur der deutschen Zersplitterung jedem gesunden Sinne fühlbar. Es war ein Widersinn, daß die Franken in Bamberg, die Schwaben in Memmingen sich nunmehr als Baiern, die Pfälzer im Neckarthale sich als Badener fühlen sollten. Die tiefe Unwahrheit dieses neuen künstlichen Particularismus hat nachher, als die Nation endlich zu politischem Selbstgefühle erwachte, ihre freiesten und edelsten Männer mit leidenschaftlichem Hasse erfüllt und sie dem Einheitsgedanken zugeführt. Auch der gedankenlosen Masse ging manches gehässige particularistische Vorurtheil verloren, seit sie sich gewaltsam aus dem alten Stillleben aufgestört sah. Wie Lombarden und Romagnolen in den neuen italienischen Zufallsstaaten sich zusammenfanden, so wurden in den deutschen Mittelstaaten Reichsstädter, Kurfürstliche und Bischöfliche gewaltsam durcheinander gerüttelt und lernten den gehaßten und verhöhnten Nachbarn als treuen Landsmann schätzen. In Italien wie in Deutschland hat die Willkür der Fremdherrschaft den alten naiven Glauben an die Ewigkeit des Bestehenden mit den Wurzeln ausgerottet und also den Boden geebnet für neue Katastrophen, deren Ziele Bonaparte nicht ahnte.



Mit der Revolution von 1803 begann für Deutschland das neue Jahrhundert, das in Frankreich schon vierzehn Jahre früher angebrochen war. Das große neunzehnte Jahrhundert stieg herauf, das reichste der neuen Geschichte; ihm war beschieden, die Ernte einzuheimsen von den Saaten des Zeitalters der Reformation, die kühnen Ideen und Ahnungen jener gedankenschweren Epoche zu gestalten und im Völkerleben zu verwirklichen. Erst in diesem neuen Jahrhundert sollten die letzten Spuren mittelalterlicher Gesittung verschwinden und der Charakter der modernen Cultur sich ausbilden; es sollte die Freiheit des Glaubens, des Denkens und der wirthschaftlichen Arbeit, wovon Luthers Tage nur redeten, ein gesichertes Besitzthum Westeuropas werden; es sollte das Werk des Columbus sich vollenden und die transatlantische Welt mit den alten Culturvölkern zu der lebendigen Gemeinschaft welthistorischer Arbeit sich verbinden; und auch das Traumbild der Hutten und Machiavelli, die Einheit

der beiden großen Nationen Mitteleuropas, sollte noch Fleisch und Blut gewinnen. In diese Zeiten der Erfüllung trat Deutschland ein, als der theokratische Staatsbau seines Mittelalters zusammenstürzte und also das politische Testament des sechzehnten Jahrhunderts endlich vollstreckt wurde.

Aber wie viele Kämpfe und Stürme noch, bevor alle die großen Wandlungen des neuen Zeitalters vollbracht waren! Vorderhand bot das deutsche Reich den trostlosen Anblick der Zerstörung; kein Seher ahnte, welches junge Leben dereinst aus diesen Trümmern erblühen sollte. Nur das Eine war unverkennbar, daß eine zweite Umwälzung nahe bevorstand. Die Revolution hatte ihr Werk nur halb gethan, da Bonaparte von vornherein beabsichtigte die deutschen Dinge im Fluß zu halten. Seit dem glücklichen Beutezuge durchbrach die alte Ländergier des deutschen Fürstenstandes alle Schranken; sie ergriff die Glückskinder des Bonapartismus wie ein epidemischer Wahnsinn und bestimmte während des nächsten Jahrzehntes die gesammte Politik der neuen Mittelstaaten. Die Reichsritter, Grafen und Herren konnten in dieser unruhigen monarchischen Welt sich nicht mehr behaupten; durch den Untergang ihrer Standesgenossen am linken Rheinufer sowie durch die Aufhebung der Domcapitel hatten sie den Boden unter den Füßen verloren und waren selber nur darum vorläufig verschont geblieben, weil die französische Politik sich noch nicht in der Lage befand alle ihre Pläne durchzusetzen. Der Reichsdeputationshauptschluß war kaum unterzeichnet, da begannen bereits mehrere Fürsten die benachbarte Reichsritterschaft gewaltsam zu mediatisiren, wie der modische Ausdruck lautete. Der Kaiser nahm sich in Regensburg seiner verfolgten Getreuen an, aber Preußen ergriff wieder die Partei der Fürsten, und unterdessen ward ein Reichsritter nach dem andern von den gierigen Nachbarn gebändigt.

Die Haltung des neuen Reichstags unterschied sich in nichts von dem alten; Jean Paul verglich ihn witzig mit einem großen Polypen, der seine formlose Gestalt nicht ändere und wenn er noch so viel heruntergeschlungen habe. Mit dem altgewohnten unfruchtbaren Gezänk kam auch die hergebrachte reichspatriotische Phrase in die neue Zeit mit hinüber. Der Gesandte des Erzkanzlers Dalberg bewillkommnete die Vertreter der neuen Kurfürsten mit dem pomphaften Gruße: „das alte ehrwürdige Reichsgebäude, das seinem gänzlichen Untergange so nahe schien, wird heute durch vier neue Hauptpfeiler unterstützt.“ Aber Niemand theilte die Zuversicht des ewig begeisterten flachen Leichtsinns. Dumpf, leer und träge schleppten sich die Verhandlungen dahin; keiner der Gesandten wagte auch nur die Frage aufzuwerfen, ob das in seinen Grundlagen veränderte Reich noch die alte Verfassung behalten könne. Jedermann fühlte, daß in Wahrheit schon Alles vorüber war, und sah mit verschränkten Armen die Stunde nahen, die den Regensburger Jammer für immer beendete.

Im Volke blieb Alles still. Keine Hand erhob sich zum Widerstande

gegen die neuen Gewalthaber, sogar die Klage um den Verlust der vielbelobten alten Libertät erklang matt und schüchtern. Der reichspatriotische Jurist Gaspari fand in seinem Herzeleide doch ein Wort gutmüthig deutscher Dankbarkeit für die Reichsdeputation, weil sie durch ihre Pensionen „die Unglücklichen wenigstens getröstet habe"; und selbst der conservative Barthold Niebuhr wollte diese Todten nicht beweinen, die Nothwendigkeit dieses Rechtsbruchs nicht bestreiten. Die Wenigen unter den gebildeten Weltbürgern Norddeutschlands, die sich noch zuweilen aus dem Himmel der Ideen in die Niederungen der Politik hinabließen, begrüßten den Triumph des Füstenthums als einen Sieg der modernen Cultur; sie hofften, wie Harl in seiner Schrift über Deutschlands neueste Staatsveränderungen sich ausdrückte, das schöne Morgenroth der Aufklärung werde jetzt endlich die Finsterniß aus den geistlichen Landen verdrängen. Richtiger als die meisten der Zeitgenossen urtheilte der junge Hegel über die Lage des Reichs. Er sah in diesem Chaos „den gesetzten Widerspruch, daß ein Staat sein soll und doch nicht ist", und fand den letzten Grund des Elends in der gepriesenen deutschen Freiheit. Aber sein Scharfsinn erscheint wie die unheimliche Hellsichtigkeit eines hoffnungslos Erkrankten, kein Hauch der Leidenschaft weht durch seine klugen Worte; darum ließ er auch, nachdem das Problem wissenschaftlich erörtert war, seine Abhandlung ungedruckt im Pulte liegen. Dem Uebermuthe der Berliner, der mit der Schwäche ihres Staates zu wachsen schien, hatte die Fürstenrevolution noch nicht genug gethan. In den kritiklustigen hauptstädtischen Kreisen, wo die Held und Buchholz das große Wort führten, schalt man auf den König, weil er nicht dreist genug zugegriffen habe; warum, so fragte der „Patriotenspiegel für die Deutschen", hat Preußen nicht alles norddeutsche Land verschlungen „ohne viel Complimente und ohne sich an Schulmoral und sogenannte Rechtsbegriffe zu kehren"? Die große Mehrheit der Nation kümmerte sich weder um solche frivole Prahlereien noch um den stillen Jammer der Entthronten, sie verharrte in unverwüstlicher Gleichgiltigkeit.

Nur ein Mann wagte mit sittlichem Ernst und staatsmännischer Einsicht über die Schmach des Vaterlandes öffentlich zu reden. Als der Fürst von Nassau das alte reichsritterliche Haus vom Stein seiner Landeshoheit zu unterwerfen versuchte, da richtete Freiherr Karl vom Stein einen offenen Brief an den kleinen Despoten, mahnte ihn in markigen Worten an das richtende Gewissen und die strafende Gottheit und schloß: „sollen die wohlthätigen großen Zwecke der Unabhängigkeit und Selbständigkeit Deutschlands erreicht werden, so müssen die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereigniß erlebe." Durch diesen Brief wurde der Name des westphälischen Kammerpräsidenten zuerst über Preußens Grenzen hinaus bekannt; man verwunderte sich über seinen stolzen Freimuth, aber noch

war die Nation nicht fähig den Gedanken ihres tapfersten Sohnes zu folgen. —

Und doch war dies Land kein Polen, und doch lebte in diesem Volke, das so gleichmüthig die Nackenschläge der Fremden dahin nahm, das freudige Bewußtsein einer großen Bestimmung. Dasselbe Jahrzehnt, das den alten deutschen Staat ins Grab führte, brachte der neuen Dichtung ihre reinsten Erfolge. Wie weit zurück schien jetzt schon die Zeit zu liegen, da Klopstock einst pochenden Herzens die deutsche Muse in den ungewissen Streitlauf stürmen sah; nun sang Schiller mit ruhigem Stolze: wir dürfen muthig einen Lorbeer zeigen, der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt! Die Deutschen wußten längst, daß sie den Schatz der überlieferten europäischen Bildung mit neuen, selbständigen Idealen bereichert hatten und in der großen Gemeinschaft der Culturvölker einen Platz einnahmen, den Niemand sonst auf der Welt ausfüllen konnte. Begeistert sprach die Jugend von deutscher Tiefe, deutschem Idealismus, deutscher Universalität. Frei hinwegzuschauen über alle die trennenden Schranken des endlichen Daseins, nichts Menschliches von sich fern zu halten, in lebendiger Gemeinschaft mit den Besten aller Völker und Zeiten das Reich der Ideen zu durchmessen — das galt für deutsch, das ward als Vorrecht deutscher Art und Bildung gepriesen. Der Nationalstolz dieses idealistischen Geschlechtes fand sich befriedigt in dem Gedanken, daß kein anderes Volk den vermessenen Flügen des deutschen Genius ganz zu folgen, zu der Freiheit unseres Weltbürgersinnes sich emporzuschwingen vermöge.

In der That trug unsere classische Literatur das scharfe Gepräge nationaler Eigenart, und Frau von Staël selbst gestand: wer nicht, wie sie, halbdeutsches Blut in den Adern habe werde sich kaum versucht fühlen der wundersamen Eigenthümlichkeit des deutschen Denkens nachzuspüren. Alle Thatkraft, alle Leidenschaft unserer Jugend ging in diesen literarischen Kämpfen auf, die nun bereits die dritte Generation deutscher Männer in ihren Zauberkreis zogen. Eine unübersehbare Menge neuer Ideen war im Umlauf; ein argloser Fremder — auch dies ist ein Geständniß der geistreichen Französin — konnte einen gewandten deutschen Schwätzer, der nur Anderer Gedanken nachsprach, leicht für ein Genie halten. Jener unersättliche Drang nach Mittheilung, der allen geistig productiven Zeitaltern gemein ist, machte sich Luft durch einen massenhaften gehaltreichen Briefwechsel. Wie einst Hutten jede neue Offenbarung, die ihm aufging, alsbald frohlockend seinen humanistischen Freunden verkündigte, so schaarte sich jetzt die unsichtbare Kirche der deutschen Gebildeten zu gemeinsamer freudiger Andacht zusammen. Im Gerichtssaale hinter den Actenstößen verschlang der Vater Theodor Körners begierig die Werke der Weimarischen Freunde; und wie oft ist Prinz Louis Ferdinand früh morgens nach durchschwelgter Nacht aus seiner westphälischen Garnison nach Detmold hinübergeritten um mit einem alten Lehrer den Sophokles zu lesen. Jedes Ge-

dicht war ein Ereigniß, ward in ausführlichen Briefen und Kritiken betrachtet, zergliedert, bewundert. Alle die unvermeidlichen Unarten literarischer Epochen, Klatsch und Parteigeist, Gefühlsschwelgerei, Paradoxie und eitler Selbstbetrug hatten freies Spiel; doch selbst aus den Schwächen der Zeit sprach die Lebenskraft und Lebenslust eines hochbegabten und hochsinnigen Geschlechtes, dem die Welt der Ideen die allein wirkliche war. Ganz unbefangen lobte Wilhelm Humboldt die göttliche Anarchie des päpstlichen Roms, weil sie den Denker im Sinnen und Schauen nicht störe: — was galten ihm die Römer von Fleisch und Blut neben den Geisterstimmen, die aus den Marmorbildern des Vaticans redeten? Im selben Sinne beklagte Schiller die Leere seines revolutionären Zeitalters, das den Geist aufrege ohne ihm einen Gegenstand — das will sagen: ein ästhetisches Bild — zu bieten.

Wer den tiefen heiligen Ernst dieses Idealismus und die Fülle geistiger Kräfte, welche er zu seiner Durchbildung aufbrauchte, gerecht würdigt, der wird die politische Unfähigkeit des Zeitalters nicht mehr räthselhaft finden. Die Kargheit der Natur setzt der Schöpferkraft der Völker wie der Einzelnen ein festes Maß, verhängt über jedes große menschliche Wirken den Fluch der Einseitigkeit. Es war unmöglich, daß ein Geschlecht von solcher Energie des geistigen Schaffens zugleich die kalte Berechnung, den listigen Weltsinn, den entschlossenen Einmuth und den harten Nationalhaß hätte besitzen sollen, welche den unerhörten Gefahren der politischen Lage allein Trotz bieten konnten. Wie Luther seines Gottes voll für die Bilderpracht des leoninischen Roms kaum einen Blick übrig hatte, so wendeten die Helden der neuen deutschen Bildung absichtlich ihre Augen hinweg von der Verheerung, die über den deutschen Südwesten dahinfluthete, und dankten mit Goethe dem Schicksal, „weil wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht wenden wird.“

In der Freundschaft Schillers und Goethes fand die menschliche Liebenswürdigkeit und die schöpferische Macht der neuen Bildung ihren vollendeten Ausdruck. Die Deutschen rühmten sich von Altersher, kein anderes Volk habe die Blüthe der Männerfreundschaft, das neidlose treue Zusammenwirken großer Menschen zu großem Zwecke so oft gesehen; und unter den vielen schönen Freundschaftsbünden ihrer Geschichte war dieser der herrlichste. Zehn reiche Jahre hindurch überschütteten die beiden Freunde ihr Volk unablässig mit neuen Geschenken und bewährten selbander den Goethischen Spruch: Genie ist diejenige Kraft des Menschen, welche durch Handeln und Thun Gesetz und Regel giebt. Und in solcher Fülle des Schaffens gaben sie doch nur einen Theil ihres Wesens aus; sie wußten, daß dauernder Nachruhm Keinem gebührt, der nicht größer war als seine Werke.

Unvergeßlich prägte sich in die Herzen der Jugend dies einzige Bild künstlerischer und menschlicher Größe: wie diese beiden durch Schicksal,

Bildungsgang und Begabung so weit Geschiedenen nach langer Verkennung sich endlich fanden und dann auf der Höhe des Lebens in schlichter Germanentreue fest zusammenstanden, so einig in ihrem Wirken, daß sie selber nicht mehr wußten, wer die einzelnen Distichen des Xenienkampfes alle geschrieben hatte, und doch ein Jeder des eigenen Werthes klar bewußt, in voller Freiheit gebend und empfangend, nicht im Mindesten gemeint des Freundes Eigenart zu stören. Dort der verwöhnte Lieblingssohn des Glücks, mit Rang und Reichthum, Schönheit und Gesundheit verschwenderisch ausgestattet; hier der Hartgeprüfte, der jahrelang mit Krankheit und Entbehrung kämpfte und dabei in seinem Gemüthe so stolz und frei blieb, daß keine Zeile seiner Werke die gemeinen Nöthe seines Lebens errathen ließ. Der Eine verweilte gelassen in sich selber, ganz unbekümmert um den Erfolg des Augenblicks; er ließ die goldenen Früchte seiner Dichtung ruhig reifen, bis er sie zur guten Stunde mit einem Drucke der Hand vom Aste brach; die deutsche Sprache offenbarte ihm ihre holdesten Geheimnisse, folgte gelehrig jedem Winke des Meisters; aus den Tiefen einer ewig frischen und lauteren Phantasie, aus den Weiten eines unermeßlichen Wissens strömten ihm die Bilder und Gedanken ungesucht von selber zu. Den Anderen durchglühte ein edler Ehrgeiz: er wollte siegen, jetzt und hier, er wollte die lichten Gedanken, die ihm das Herz bewegten, groß und prächtig ausgestalten, die träge Welt hinreißen, daß sie daran glaube und „allen Unrath der Wirklichkeit" von sich schüttle; er nutzte jede Stunde, wie im Vorgefühl des nahen Todes, wußte die Lücken seiner minder vielseitigen Bildung durch rastlosen Fleiß immer zur rechten Zeit auszufüllen und als ein umsichtiger königlicher Haushalter jedes Wort aus seinem minder reichen Sprachschatze sicher und wirksam zu verwerthen; den letzten Hauch seines feurigen Willens setzte er ein, bis ein erhebender und erschütternder Schluß gefunden war, während Goethe gemächlich so manchen herrlichen Torso halb behauen liegen ließ.

Dem wesentlich lyrischen Genius Goethes wurde jede Dichtung zum Bekenntniß, doch mitten in der Erregung des subjectiven Gefühls erhielt er sich immer jene „gutmüthige ins Reale verliebte Beschränktheit", die er so gern als den unschuldigen productiven Zustand des naiven Dichters pries. Wenn er mit seinen inneren Erfahrungen abschloß, so blieben die Leser stets in dem holden Wahne, als ob er ganz verschwände hinter den Gestalten, die von dem Blute seines Herzens getrunken hatten. Schillers dramatisches Genie schritt kühner in die objective Welt hinaus. Suchend und wählend griff er oft nach Stoffen, die mit seinem inneren Leben ursprünglich nichts gemein hatten; aber wenn diese fremden Gestalten erst unter seinen bildenden Händen erwarmten, dann blies er sie an mit dem Odem seines eigenen heldenhaften Wesens und ließ sie das hohe Pathos seiner eigenen feurigen Empfindung so mächtig, so unmittelbar aussprechen, daß die Hörer immer nur seine Stimme zu vernehmen glaubten und ihn

für einen subjectiven Dichter hielten. Beide Dichter verbanden mit der traumgängerischen Sicherheit des Genius die dem gesammten Zeitalter eigenthümliche klare Bewußtheit des Denkens, sie liebten, sich und Anderen Rechenschaft zu geben von den Gesetzen ihrer Kunst. Beide suchten die große Aufgabe der Zeit nicht in der ästhetischen Cultur allein; als Staatsmann, Naturforscher und Psycholog wirkte der Eine, als Historiker und Philosoph der Andere für die Vertiefung und Läuterung einer allseitigen Bildung. Beide fühlten' sich eins mit ihrem Volke; sie ahnten es wohl, daß ihre Werke dereinst noch auf fremdem Boden Frucht bringen sollten, doch sie wußten auch, daß sie dem deutschen Leben ihre eigenste Kraft verdankten und das volle, innige, unwillkürliche Verständniß nur da finden konnten wo deutsche Herzen schlugen: „Im Vaterlande schreibe was dir gefällt! Da sind Liebesbande, da ist deine Welt!"

Es gereicht aber der deutschen Rechtschaffenheit zur Ehre, daß selbst in diesem Zeitalter der ästhetischen Weltanschauung Schiller in der Gunst des Volkes höher stieg als sein größerer Freund. Der Durchschnitt der Menschen erhebt sich nicht über den stofflichen Reiz der Dichtung, darum darf er auch die einseitig moralische Schätzung der Kunst nicht ganz aufgeben. Einem gesunden Volke mußte Posas edle Schwärmerei und die Hochherzigkeit Max Piccolominis theurer sein als das lose Treiben der Philinen und Mariannen. Nur reiche Gemüther blickten dem tiefen Strome der späteren Goethischen Dichtung bis auf den Grund, nur den Lebenskundigen ging das geheimnißvolle Leben seiner Gestalten auf, nur sinnige Naturen erkannten in seinen proteischen Wandlungen den immer sich selbst getreuen Genius wieder. Ueber diese Höchstgebildeten der Nation gewannen Goethes Leben und Werke nach und nach eine stille unwiderstehliche Gewalt, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nur immer mächtiger wurde; es ist sein Verdienst, daß Wilhelm Humboldt sagen konnte, nirgendwo sonst werde das eigentliche Wesen der Poesie so tief verstanden wie in Deutschland. Aus Luthers Tischreden hatten die Deutschen einst erfahren, was es heiße ganz in Gott zu leben, in jeder einfachen Schickung der vierundzwanzig Tagesstunden die Allmacht und Liebe des Schöpfers zu empfinden. Jetzt verkörperte sich die neue Humanität in einem gleich mächtigen und ursprünglichen Menschendasein; aus Goethes Leben lernte der frohe Kreis der dankbar Verstehenden, wie dem Künstlergeiste jede Erfahrung zum Bilde wird, wie die freieste Bildung zur Natur zurückkehrt, wie vornehmer Stolz mit Herzenseinfalt und demokratischer Menschenliebe sich verträgt. Schillers Wirksamkeit ging, wie es das Recht des Dramatikers ist, mehr in die Breite; ihm gehörte das Herz der schwärmerischen Jugend; sein sittlicher Ernst packte die Gewissen; sein freudiger Glaube an den Adel der Menschheit war Allen ebenso verständlich wie die funkelnde Pracht seiner nichts verhüllenden Sprache. Es ist sein Verdienst, daß die Freude an der neuen Bildung sich in weiten Kreisen verbreitete — so

weit diese Literatur volksthümlich sein konnte; durch die mächtige Rhetorik seiner Jungfrau von Orleans wurden sogar die Höfe von Berlin und Dresden aus ihrer gründlichen Prosa aufgeschüttelt. Goethe hatte schon als Jüngling an dem Bilde des Straßburger Münsters sich begeistert und damals schon, zuerst unter den Zeitgenossen, einen Einblick gewonnen in das Leben unseres Mittelalters; er liebte, das Alterthümliche in den Reichthum seiner Sprache aufzunehmen und neu zu beleben. Schiller dagegen war ein durchaus moderner Mensch, modern in Empfindung und Rede, ohne Sinn für das deutsche Alterthum und ebendeshalb populärer: denn die Nation, die ihrer Vorzeit vergessen hatte, verlangte nach dem Neuen und Blanken.

In Italien verbrachte Goethe seine zweite Jugendzeit, er lebte sich ein in die classische Formenwelt und ward im Alterthume heimisch wie Niemand seit Winckelmann. Nach den neuen Anschauungen, die ihm dort zuströmten, formte er nun die in den letzten zehn Jahren still empfangenen Werke und überraschte die Nation durch eine Reihe von Dichtungen, welche mit der Anschaulichkeit und der Lebenswärme seiner Jugendschriften eine den Deutschen noch ganz unbekannte stilvolle Hoheit und getragene Würde verbanden. Doch er mußte erfahren, daß die Masse der Leser seinem neuen Stile noch nicht folgen konnte und weder die zarte sinnvolle Schönheit der Iphigenia noch die verhaltene tiefe Leidenschaft des Tasso recht verstehen wollte. Die Deutschen verloren den Dichter ganz aus den Augen, da er jetzt „in seiner Dachshöhle" sich vergrub und durch jahrelange Forschung und Betrachtung ein Vertrauter der Natur wurde. Er wagte sich an das titanische Unternehmen, schrittweis aufsteigend von der einfachsten zu der höchsten Organisation die ganze Natur zu verstehen und verstehend mit ihr zu leben. Und dies wissenschaftliche Erkennen, „nie geschlossen, oft geründet", war zugleich künstlerische Anschauung; er gab sich der Natur hin mit allen Kräften seiner Seele, so innig, so liebevoll, daß er seine geologischen Studien mit Recht „meine Erdfreundschaft" nennen durfte. Die Forschung beirrte ihn nicht, sie bestärkte ihn in der naiven Weltanschauung des Dichters, der immer den Schwerpunkt der Welt im Herzen des Menschen sucht. Das All belebte sich vor seinen ahnenden Blicken, und indem er erkannte, wie das Ewige sich in allen Wesen fort regt, hielt er nur um so freudiger den Glauben fest an das selbständige Gewissen, die Sonne unseres Sittentages. Seit er den Gott ahnte, der die Welt im Innersten bewegt, erschien die heitere Weltfreudigkeit seines Dichtergeistes verklärt durch die Weihe einer frommen, heiligen Andacht: „strömt Lebenslust aus allen Dingen, dem kleinsten wie dem größten Stern, und alles Drängen, alles Ringen ist ew'ge Ruh' in Gott dem Herrn!"

Unterdessen hatte Schiller, wie er selbst gesteht, im Poetischen einen völlig neuen Menschen angezogen und durch ernste philosophische Forschung

die Erkenntniß gewonnen, daß unser Geschlecht nur durch die Kunst zur harmonischen Vollendung erzogen werde; nur in der Kunst sei der Mensch zugleich thätig und frei, nach außen wirksam und ganz bei sich selber. Damit war das innerste Herzensgeheimniß des Zeitalters kühnlich ausgesprochen. Tausend jubelnde Stimmen antworteten dem weckenden Rufe: „fliehet aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich!" und verkündeten die frohe Botschaft, daß der Künstler der vollkommene Mensch, daß alles Schöne gut und gut nur das Schöne sei. Zugleich ging der Dichter mit der Formlosigkeit seiner eigenen Jugendwerke streng, ja grausam ins Gericht und eroberte sich die lebendige Anschauung der antiken Formenreinheit. Erst durch Schiller ward Winckelmanns Werk vollendet; erst seit er in den Göttern Griechenlands die an der Freude leichtem Gängelbande regierten seligen Geschlechter des Alterthums in brennender Farbenpracht verherrlicht hatte, wurde die Sehnsucht nach der erhabenen Einfalt der Antike, der Cultus des classischen Ideals zum Gemeingute der gebildeten Deutschen. Wunderbar schnell lebte Schiller sich ein in diese Welt, die seiner Jugend so fremd gewesen, und fand mit genialer Sicherheit die treibende Kraft der alten Geschichte heraus, den letzten und höchsten Gedanken des Hellenenthums: „ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch!"

Als die beiden großen Dichter sich verbündeten, da galt es zunächst, diesen neuen Idealismus in der Welt durchzusetzen und zu behaupten, die Afterweisheit der hausbackenen Moral, der platten Nützlichkeitslehren, der phantastischen Unklarheit hinauszufegen aus dem Tempel der deutschen Muse, freie Bahn zu schaffen für das wahrhaft Bedeutende und Schöpferische, der Mittelmäßigkeit zu zeigen, daß die Kunst für sie keinen Raum bietet. Diesem Zwecke diente der Xenienstreit, ein Parteikampf großen Stiles, der mit aller seiner Grobheit und Gehässigkeit doch nothwendig war für die Entwicklung unseres nationalen Lebens; die Deutschen wußten wohl, daß hier um eine Lebensfrage ihrer Cultur gefochten wurde. Von dem thatenlustigen Freunde zu frischem Schaffen angeregt zeigte sich nun Goethe in immer neuen Wandlungen. Schönheitstrunken, heidnisch unbefangen wie ein rosenbekränzter Poet des Alterthums besang er in den Römischen Elegien die Freuden des liebeerwärmeten Lagers, und nur zuweilen, wenn er den majestätischen Ausblick auf das ewige Rom eröffnete, ließ er die Leser errathen, daß der Gedankenreichthum eines die Jahrhunderte überschauenden Geistes sich hinter der herzhaften Sinnlichkeit dieser lieblichen Verse verbarg. Bald darauf stand er wieder mitten in der deutschen Gegenwart und schilderte mit homerischer Einfalt die gesunde Kraft unserer Mittelstände, die schlichte Größe, die in der Kleinheit des befriedeten Hauses wohnt, und mahnte sein Volk, sich selber treu zu bleiben, in schwankender Zeit das Seine zu behaupten. Die warme treue Liebe zum Vaterlande, die aus Hermann und Dorothea sprach, machte

auf die bildungsstolzen Zeitgenossen geringen Eindruck. Aber mit Entzücken erkannten sie sich selber wieder in den Gestalten des Wilhelm Meister: in diesen staatlosen Menschen ohne Vaterland, ohne Familie, ohne Beruf, die von aller Gebundenheit des historischen Daseins frei, nur einen Lebensinhalt kennen: den leidenschaftlichen Drang nach menschlicher Bildung. In dieser Odyssee der Bildung hielt Goethe seinem Zeitalter einen Spiegel vor, der alle Züge jener literarischen Epoche, ihre Schwächen wie ihre Lebensfülle, in wunderbarer Klarheit wiedergab, und löste zugleich, was noch keinem Poeten ganz gelungen war, die höchste Aufgabe des Romandichters: er zeigte, wie das Leben den strebenden und irrenden Menschen erzieht.

Minder vielseitig, aber rastlos mit seinem Pfunde wuchernd errang sich Schiller indessen die Herrschaft auf der deutschen Bühne. Die gewaltsame dramatische Aufregung, welche Goethe gern von sich fern hielt, war ihm Bedürfniß; glänzende Bilder von Kampf und Sieg schritten durch seine Träume, das Schmettern der Trompeten, das Rauschen der Fahnen und der Klang des Schwerter verfolgten ihn noch bis auf sein Todesbette. Die Leidenschaften des öffentlichen Lebens, die Kämpfe um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit, jene mächtigen Schicksalswandlungen, die über Völkerleid und Völkergröße entscheiden, boten seinem dramatischen Genius den natürlichen Boden. Auch seine kleineren Gedichte verweilten mit Vorliebe bei den Anfängen des Staatslebens, veranschaulichten in mannichfachen geistvollen Wendungen, wie der heilige Zwang des Rechts die friedlosen Menschen menschlich aneinander bindet, wie die rohen Seelen zerfließen in der Menschlichkeit erstem Gefühl. Schöner als in dem Liede von der Glocke ist die Verkettung des einfachen Menschenlebens mit den großen völkererhaltenden Mächten des Staates und der Gesellschaft niemals geschildert worden.

Wie tief er auch seine „prosaïsche" Zeit verachtete, wie stolz er auch jeden Versuch tendenziöser Dichtung von sich wies, dieser ganz auf die historische Welt gerichtete Geist war doch erfüllt von einem hohen politischen Pathos, das erst die Nachlebenden völlig begreifen sollten. Es war kein Zufall, daß er sich so lange mit dem Gedanken trug, die Thaten Friedrichs in einem Epos zu besingen. Als die Deutschen selbst zur Befreiung ihres Landes sich rüsteten, da ward ihnen erst das farbenglühende Bild der Volkserhebung in der Jungfrau von Orleans recht verständlich; als sie unter dem Drucke der Fremdherrschaft sich wieder auf sich selber besannen, da würdigten sie erst ganz die Größe des Dichters, der ihnen in seinen beiden schönsten Dramen die vaterländische Geschichte so menschlich nahe gebracht hatte. Die entsetzlichste Zeit unserer Vergangenheit gewann durch seine Dichtung ein so frisches, freudiges Leben, daß der Deutsche sich noch heute im Lager Wallensteins fast heimischer fühlt als unter fridericianischen Soldaten; aus den Kämpfen der handfesten deutschen

Bauern des Hochgebirges gestaltete er das verklärte Bild eines großen Freiheitskrieges und legte Alles darin nieder was nur ein hoher Sinn über die ewigen Rechte des Menschen, über den Muth und Einmuth freier Völker zu sagen vermag. Der Tell sollte bald für unser politisches Leben noch folgenreicher werden als einst Klopstocks Bardengesänge. An diesem Gedichte vornehmlich nährte das heranwachsende Geschlecht seine Begeisterung für Freiheit und Vaterland; die ganz dramatisch gedachte Mahnung: „seid einig, einig, einig!" erschien den jungen Schwärmern wie ein heiliges Vermächtniß des Dichters an sein eignes Volk.

Die nationale Bühne freilich, worauf seit Lessing alle unsere Dramatiker hofften, ist auch durch Schiller den Deutschen nicht geschenkt worden, weil kein einzelner Mann sie zu schaffen vermochte. Schiller strebte nach einem nationalen Stile, der das Echte und Große der älteren Dramatik, den Gestaltenreichthum, die bewegte Handlung und die tiefe Charakteristik Shakespeares, den lyrischen Schwung der antiken, und die strenge Composition der französischen Tragödie bewußt und selbständig in sich vereinigen und darum dem Charakter unserer neuen Bildung entsprechen sollte. Aber es fehlte dem Dichter der lebendige Verkehr mit dem Volke. Nur der brausende Jubelruf einer großstädtischen Hörerschaft zeigt dem Dramatiker, wann er das Allen Gemeine, das wahrhaft Volksthümliche gefunden hat. Die Handvoll trübseliger Kleinbürger im Parterre des Weimarischen Theaterschuppens waren kein Volk, und die vornehmen Schöngeister in den Logen des Hofes zollten den Experimenten geistreich spielender Willkür den gleichen, ja vielleicht noch lebhafteren Beifall wie dem einfach Großen. Es fehlte den Deutschen überhaupt, wie Goethe klagte, „eine Nationalcultur, die den Dichter zwingt die Eigenheiten seines Genies ihr zu unterwerfen". Fast nur gebend, wenig empfangend standen die Dioskuren von Weimar ihrem Volke gegenüber, das sie erst emporhoben zu reinerer Bildung. Darum sind Beide nach mannichfachen Versuchen mit Trilogien und Einzeldramen, mit Jamben und Reimpaaren, mit Chorgesängen und melodramatischen Einlagen doch nicht dahin gelangt für unser Drama eine Kunstform zu schaffen, die als die nationale anerkannt wurde. Wie die feierliche, übertrieben pathetische Declamation der Weimarischen Schauspieler im übrigen Deutschland nicht zur Herrschaft gelangte, so trieben auch die dramatischen Dichter nach Willkür und Laune ihr Wesen, Jeder von vorn beginnend, Jeder bemüht durch neue Künste und Künsteleien alle Anderen zu übertreffen. Unsere Bühne bot ein Bild der Anarchie, das freilich auch allen Zauber der ungebundenen Freiheit zeigte. Niemand hat die kleinliche Zersplitterung des deutschen Lebens und ihre verderbliche Einwirkung auf die Kunst schmerzlicher empfunden als Goethe. Ueber seinen Wilhelm Meister sagte er geradezu: da habe er nun „den allerelendesten Stoff, Komödianten und Landedelleute" wählen müssen, weil die deutsche Gesellschaft dem Dichter keinen besseren biete;

und im Tasso schilderte er die trotz aller Feinheit der Bildung doch drückende Enge des Lebens an kleinen Höfen mit einer Bitterkeit, welche nur aus selbsterlebter Pein stammen konnte.

Nicht blos die natürliche Anlage des deutschen Geistes, der am Gestalten der Charaktere mehr Freude findet als am Erfinden spannender Situationen, sondern vor Allem die Verkümmerung unseres öffentlichen Lebens hat es verschuldet, daß der Humor, der noch in unserem lebensfrohen sechzehnten Jahrhundert so prächtige Funken schlug, in dieser Blüthezeit deutscher Dichtung sich so selten zeigte. Das Lustspiel konnte dem kühnen Aufschwunge der Tragödie nicht folgen. Die Komödie wurzelt immer in der Gegenwart und blüht nur in Völkern, die unbefangen an sich selber glauben, sich herzhaft wohl fühlen in der eigenen Haut; sie bedarf fester nationaler Sitten und Anstandsbegriffe, wenn sie nicht willkürlich, gemeinverständlicher socialer Kämpfe und Interessen, wenn sie nicht platt werden soll. Von Alledem waren in der langsam wieder auflebenden deutschen Nation erst schwache Anfänge vorhanden. Der beliebteste Lustspieldichter der Zeit, Kotzebue, ein Talent von unverächtlicher komischer Kraft, widerte edlere Naturen an nicht blos durch die angeborene Gemeinheit eines durchaus flachen Geistes, sondern mehr noch durch die Erbärmlichkeit der Verhältnisse, die er schilderte, und durch die Unsicherheit seines sittlichen Gefühls, das zwischen weinerlicher Schwäche und schmunzelnder Frechheit haltlos schwankte. Auch Jean Paul, der Einzige, der damals mit hohen künstlerischen Absichten sich dem Dienste der komischen Muse widmete, ward durch die zerfahrene Unfertigkeit des deutschen geselligen Lebens zu Grunde gerichtet. Seine Gestalten bewegen sich bald in der schweren Stickluft unfreier, armseliger Kleinstädterei, bald in dem dünnen Aether idealer Bedüfnißlosigkeit, wo die Menschenbrust nicht mehr athmen kann. Die Schwärmerei seiner warmherzigen Menschenliebe giebt ihm doch keinen festen sittlichen Halt; nach Lust und Laune rüttelt er in frivolem Spiele an den ewigen Gesetzen der sittlichen Welt um nachher wieder in verhimmelten Gefühlen zu schwelgen und seine Liebenden „im kurzen seligen Elysium des ersten Kusses wohnen“ zu lassen. Das unsichere Stilgefühl der Leser gestattet seinem Humor jede Willkür; ungescheut läßt er der natürlichen Formlosigkeit des deutschen Geistes die Zügel schießen, verrenkt die Sprache und überladet sie mit schwülstiger Künstelei.

Goethes klaren Blicken entgingen die sittlichen Gefahren der ästhetischen Weltanschauung nicht; warnend hat er der Jugend zugerufen: „daß die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht!“ Aber ein reiches Geschlecht war es doch, das so zügellos dem Drange seines Herzens nachging. Alle Schleußen des deutschen Genius schienen aufgezogen: unsere Musik erlebte ihr classisches Zeitalter, in der Philologie schlug F. A. Wolf, in den bildenden Künsten Asmus Carstens neue kühne Bahnen ein. Selbst die gesellige Anmuth, die sonst deutscher Wahrhaftigkeit wenig zusagt, kam

in den Kreisen der Auserwählten zu reizender Entfaltung; geistreicher, verführerischer als in Caroline Schellings Briefen hat Weiberliebe und Weiberbosheit selten geredet. Und wie mochte man ohne Freude den edlen Fürsten betrachten, der alle diese großen Menschen frei gewähren ließ, der sie alle verstand und dabei so fest und stattlich sich selbst behauptete? Ganz unbekümmert stürmte Karl August ins junge Leben, bis eigene Erkenntniß, nicht fremder Rath ihn lehrte „nach und nach die freie Seele einzuschränken“.

Wenn die altfranzösischen Edelleute, die Talleyrand, Segur, Ligne, damals zu behaupten pflegten, wer nicht die letzten Zeiten des alten Königthums vor dem Jahre 89 mit erlebt, der wisse nicht was leben heißt, so konnten Deutschlands Dichter und Denker mit besserem Rechte das Gleiche von ihrem goldenen Zeitalter sagen. Eine wunderbare Dichtigkeit des geistigen Daseins gestattete Jedem seine Gaben in Genuß und That nach allen Seiten hin harmonisch zu entfalten; und es entsprach nur den wirklichen Zuständen, wenn die schöne Geselligkeit sich besser dünkte als der geistlose Staat, wenn die Briefe Schillers und Goethes immer wieder die Sorge aussprachen, daß nur der Staat ja nicht „die Freiheit des Particuliers“ antaste. Wie diese Künstlerwelt sich zum Staate stellte, das zeigte Wilhelm Humboldt vornehm und geistvoll in seiner Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates: der höchste Zweck des Lebens, die Erziehung des Menschen zur Eigenthümlichkeit der Kraft und Bildung, wird nur erreicht, wenn der Einzelne in Freiheit und in mannichfaltigen Situationen sich bewegt; darum muß die Zwangsanstalt des Staates auf die Sicherung von Hab' und Leben sich beschränken, in Allem sonst den königlichen Menschen frei schalten lassen; der Staat steht um so höher, je reicher und selbständiger sich die Eigenart der Personen in ihm gestalten darf. So wurde die Kantische Lehre vom Rechtsstaate im ästhetischen Sinne weiter gebildet; die dürre Doctrin des naturrechtlichen Individualismus gewann Reiz und Leben seit sie mit dem Cultus der freien Persönlichkeit sich vermählte. Die Bewunderer des classischen Alterthums predigten die Flucht vor dem Staate, das genaue Gegentheil hellenischer Tugend.

Bald genug sollte ein furchtbares Erwachen dem seligen Traum folgen; bald genug sollte der Bildungsstolz erfahren, daß für edle Völker Eines noch schrecklicher ist als das Banausenthum: — die Schande. Dennoch trifft die Heroen der deutschen Dichtung in keiner Weise der Vorwurf, als ob sie irgend eine Mitschuld trügen an der Demüthigung ihres Vaterlandes. Der Zerfall des alten deutschen Staates war entschieden; die Theilnahme unserer Dichter an den politischen Ereignissen der Zeit konnte das Verhängniß nicht wenden, konnte nur sie selber dem Ewigen entfremden. Sie hüteten das Eigenste unseres Volkes, das heilige Feuer des Idealismus, und ihnen vornehmlich danken wir, daß es noch immer

ein Deutschland gab als das deutsche Reich verschwunden war, daß die Deutschen mitten in Noth und Knechtschaft noch an sich selber, an die Unvergänglichkeit deutschen Wesens glauben durften. Aus der Durchbildung der freien Persönlichkeit ging unsere politische Freiheit, ging die Unabhängigkeit des deutschen Staates hervor.

In dem Gedichte, das stolz und spröde wie kein zweites die Verachtung der Idealisten gegen die schlechte Wirklichkeit aussprach, in Schillers Reich der Schatten standen die Worte:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!

Der Dichter ließ sie unverändert, obgleich Humboldt ihm treffend bemerkte, sie gäben den ästhetischen Grundgedanken des Gedichtes nicht rein wieder. Und er wußte was er that. Denn die Bildung, welche er mit seinen Freunden verkündigte, war nicht beschaulicher Genuß, sondern freudiges Handeln, Hingabe des ganzen Menschen in den Dienst der Idee; sie schwächte nicht, sie stählte ihren Jüngern die Kraft des Willens, erfüllte sie mit jener Sicherheit der Seele, die „schlechterdings Alles was Schicksal heißt als ganz gleichgiltig" ansah, wie Gentz von seinem Humboldt rühmte. Dieser active Humanismus war weder weichmüthig noch staatsfeindlich, er hatte nur das Wesen des Staates noch nicht verstanden und bedurfte nur der Schule der Erfahrung um alle Tugenden des Bürgers und des Helden aus sich heraus zu bilden. Wenn derselbe Humboldt, der jetzt die Flucht vor dem Staate predigte, späterhin in fester Treue seinem Staate diente, so widersprach er sich nicht selber, sondern schritt nur weiter auf dem eingeschlagenen Wege: er hatte gelernt, daß der Adel freier Menschenbildung in einem unterdrückten und entehrten Volke nicht bestehen kann.

Unterdessen begann bereits in der Literatur selbst eine neue Strömung, welche die Deutschen zu einem tieferen Verständniß vom Staat und Vaterland führen sollte. Das erste Auftreten der jungen romantischen Schule erschien zunächst als ein sittlicher und künstlerischer Verfall. Waren die beiden letzten literarischen Generationen an edlen, liebenswerthen Menschen überreich gewesen, so nahm jetzt die Zahl der Eitlen, der Lüsternen, der Ueberbildeten bedenklich zu. Der Sturm und Drang, dessen das aufsteigende Dichtergeschlecht sich rühmte, war nicht mehr naive jugendliche Leidenschaft, sondern zeigte bereits den Charakter des Epigonenthums. Statt der einfältigen Lust am Schönen herrschte ein krankhafter Ehrgeiz, der um jeden Preis das Niedagewesene leisten wollte, und treffend sagte Goethe von seinen Nachfolgern: „sie kommen mir vor wie Ritter, die, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchen."

Die dichterische Kraft der Romantiker blieb weit hinter ihren großen Absichten zurück; schon den Zeitgenossen fiel es auf, daß ihre Phantasie immer laut rauschend mit den Flügeln schlug ohne je in rechten Schwung

zu kommen. Ihre Führer waren, obgleich sie hochmüthig lärmend auf das Recht des Genies zu trotzen liebten, mehr feingebildete Kenner als schöpferische Dichter, ihre Kunst mehr ein absichtliches Experimentiren als unbewußtes Schaffen; statt jener Goethischen „Verliebtheit ins Reale“ sollte die Ironie, die Todfeindin aller Naivität, jetzt die echte poetische Stimmung sein. Der schöne Ausspruch: edle Naturen zahlen mit dem was sie sind — diente der anmaßlichen Unfruchtbarkeit zum Lotterbette. Spielende Willkür verwischte die Grenzen aller Kunstformen, verdarb die Keuschheit der Tragödie durch Operngesänge, führte die Zuschauer als Mitredende in die dramatische Handlung ein, brachte die unverständlichen Empfindungen entlegener Völker und Zeiten auf die Bühne, die doch stets im edlen Sinne zeitgemäß bleiben und nur darstellen soll was die Hörer mitfühlen. Die Sprache war nunmehr, nach Schillers Worten, durch große Meister so weit gebildet, daß sie für den Schriftsteller dichtete und dachte; das junge Geschlecht muthete ihr das Unmögliche zu, sang von klingenden Farben und duftenden Tönen. Die Schranken zwischen Poesie und Prosa stürzten ein, die Dichtung erging sich in Betrachtungen über die Kunst, die Kritik in phantastischen Bildern. Die Kunst war Wissenschaft, die Wissenschaft Kunst; alle Offenbarungen des Seelenlebens der Menschheit, Glauben und Wissen, Sage und Dichtung, Musik und bildende Künste entströmten dem einen Ocean der Poesie um wieder in ihn zurückzufließen.

So gelangten die Romantiker, während sie beständig von volksthümlicher Dichtung sprachen, zu einer phantastischen und überbildeten Weltanschauung, die nur wenigen Eingeweihten, und auch diesen kaum, verständlich war. Von ihrer Zuchtlosigkeit und zugleich von ihrem Unvermögen gab Friedrich Schlegels Lucinde ein trauriges Zeugniß: da schwelgte eine künstlich erhitzte Phantasie in „Dithyramben über die schönste Situation“, ohne jemals sinnlich warm und anschaulich zu werden, es war wie das Irrereden eines trunkenen Pedanten. Auch die Philosophie wurde von dem Uebermuthe und der Unklarheit der Romantik angekränkelt. Sie war bisher von den weltbürgerlichen Einwirkungen, welche die übrige Literatur ergriffen, gar nicht berührt worden, sondern hatte sich eine selbständige Ideenwelt geschaffen, die dem Auslande ebenso unfaßbar blieb wie die Terminologie der deutschen Philosophen. Der Genius unserer Sprache, der zu geistvoller, vielsagender Unbestimmtheit neigt, kam den mystischen Neigungen der deutschen Natur nur zu bereitwillig entgegen; die romantische Schwärmerei mußte ihnen vollends verhängnißvoll werden. Wenn der junge Schelling, durch Goethes Ideen angeregt, sich vermaß, die Natur zu verfolgen, wie sie sich in allem Lebendigen auseinandersetzt, so eröffnete er allerdings mit erstaunlicher Kühnheit dem philosophischen Denken ein völlig neues Gebiet; doch ihm fehlte gänzlich jene tiefe Bescheidenheit, welche Kant in seinen verwegensten Speculationen nie verleugnet hatte.

Die Inspiration der „intellectuellen Anschauung", die im Bereiche der Erfahrungswissenschaften schlechterdings nur zu genialen Hypothesen anregen kann und sich immer erst durch empirische Beweise rechtfertigen muß, sollte ihm die Beobachtung und Vergleichung ersetzen. Durch willkürliches Construiren, aus der Phantasie heraus, wähnte er der Natur die Geheimnisse zu entreißen, welche sie allein dem liebevollen, entsagenden Fleiße enthüllt. Das nüchterne Forschen überließ man verächtlich den geistlosen Handwerkern; die gute Gesellschaft schwärmte für die Naturphilosophie oder lernte befriedigt aus Galls Schädellehre, wie leicht und spielend der geniale Mensch die dunkelsten Probleme der Psychologie und Naturwissenschaft bewältigen könne. Alle Schäden der Ueberbildung begannen sich zu zeigen: der geistige Hochmuth stellte launisch die welterhaltenden Gesetze des sittlichen Lebens in Frage, schaute mit geringschätzigem Lächeln auf den moralischen Pedanten Schiller herunter. Schwächere Naturen verfielen einer übergeistreichen Mattherzigkeit, lernten alle Dinge von allen Seiten zu betrachten und verloren inmitten der entgegengesetzten Gesichtspunkte, welche der Gedankenreichthum der Zeit einem Jeden darbot, die Kraft zu selbständigem Denken und Wollen; wer eine historische Erscheinung theoretisch erklärt und verstanden hatte, wähnte sie auch gerechtfertigt zu haben.

Gleichwohl ist die romantische Dichtung für unser Leben überaus fruchtbar geworden, weniger durch ihre eigenen Kunstwerke, als durch die Anregung, die sie der Wissenschaft gab, durch den neuen weiten Gesichtskreis, den sie dem gesammten Fühlen und Denken der Nation erschloß. Sie verfeinerte und vertiefte das Naturgefühl, weckte das Verständniß für die Seele der Landschaft, für den ahnungsvollen Zauber der Waldeinsamkeit, der Felsenwildniß, der moosbedeckten Brunnen. Das achtzehnte Jahrhundert hatte sich, gleich den Alten, in der reichangebauten fruchtbaren Ebene wohl gefühlt, die neue Zeit suchte nach den romantischen Reizen der Natur; die Jugend lernte die unschuldigen Freuden der frischen, freien Wanderlust wieder schätzen, das Volk bis tief in die Mittelstände herab ward nach und nach um eine Fülle neuer Anschauungen reicher. Die Welt des Märchenhaften, Geheimnißvollen, Dunkelklaren wurde jetzt erst der deutschen Dichtung ganz erschlossen. Ihre Traumgestalten traten nicht so rund, klar und fertig heraus wie die Gebilde der classischen Kunst; doch sie hoben sich ab von einem tiefen Hintergrunde und schienen ins Unendliche hinauszudeuten, und über ihnen lag der Dämmerschein der „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält". Uralte, längst verschollene Empfindungen des germanischen Volksgemüths wurden wieder lebendig.

Die Romantiker fühlten, daß die classischen Ideale das innerste Leben unseres Volkes nicht vollständig wiedergaben; sie suchten nach neuen Stoffen, durchstreiften als wagelustige Conquistadoren die weite Welt, bis zu der

Wiege der Menschheit in Indien, bis zu den stillen Naturvölkern in den vergessenen Winkeln der Erde. Ueberall wo nur die Allerzeugerin Poesie in Sprache, Kunst und Religion sich entfaltet hatte, suchte man sie auf und strebte ihre Offenbarungen dem deutschen Genius zu vermählen: wie einst die Römer die Götterbilder der Unterworfenen in ihrem Pantheon aufstellten, so sollte das neue Herrschervolk im Reiche des Geistes, das alle anderen Nationen zu durchschauen und zu überschauen meinte, die Dichtungen aller Länder in getreuen Nachbildungen sich zu eigen machen. Der feine Formensinn und die sinnige weibliche Empfänglichkeit A. W. Schlegels brachten die deutsche Uebersetzerkunst zur Blüthe. Rasch nach einander erschienen Shakespeare, Cervantes, Calderon, eine Menge anderer glücklicher Uebersetzungen. Die deutsche Poesie zeigte sich jeder noch so fremdartigen Aufgabe gewachsen, ja sie lief schon Gefahr einer virtuosen Formenspielerei zu verfallen, die ihrem innersten Wesen widersprach; denn in allen ihren großen Zeiten hatten die Germanen den Inhalt höher geschätzt als die Form. Aber einen unschätzbaren, bleibenden Gewinn brachten die kühnen Entdeckerfahrten der Romantiker: in ihrem Kreise zuerst erwachte der historische Sinn, der dem philosophischen Jahrhundert immer fremd geblieben. In seinen literarhistorischen Vorlesungen führte A. W. Schlegel, an Herders Ahnungen anknüpfend, den großen Gedanken durch, daß die Kunst im nationalen Boden wurzele, daß jedes Volkes Sprache, Religion und Dichtung als ein nothwendiges Werden, als die Entfaltung des Volksgeistes zu verstehen sei. So ward der Grund gelegt, auf dem sich dereinst der stolze Bau der vergleichenden Sprachforschung, der Literatur- und Kunstgeschichte erheben sollte.

Und eben dies Schweifen in die Ferne führte die Romantiker wieder zur Heimath zurück. Da sie überall in der Geschichte nach dem Volksthümlichen und Ursprünglichen suchten, so gelangten sie endlich auf seltsamen Umwegen zu der Frage: wie sich denn dies neue deutsche Volk gebildet habe? Sie faßten sich das Herz dem vaterländischen Alterthume wieder ins Gesicht zu schauen, und es erschien dem neuen Geschlechte zuerst so fremd, wie dem Manne sein eigenes Knabenbildniß. Die Deutschen entdeckten mit freudiger Beschämung, wie lächerlich wenig sie doch von dem Reichthum des eigenen Landes gekannt hatten. Die verrufene finstere Nacht des Mittelalters leuchtete wieder in freudigem Glanze. Ein farbenreiches Gewimmel fremdartiger Gestalten, Mönche und Minnesänger, heilige Frauen und Gottesstreiter, bewegte sich vor den entzückten Blicken; die Stauferkaiser, deren Name kaum noch in Schwaben dem Volke bekannt war, erschienen wieder als die ritterlichen Helden der Nation. Der Händler auf den Jahrmärkten, der die Löschpapierausgaben alter Volksbücher für den kleinen Mann feil bot, setzte seine Waare jetzt zuweilen auch an gelehrte Herren ab. Die vornehmen Leute horchten auf, wenn die Magd den Kindern Märchen erzählte, und unter den Eingeweihten ging die Rede, daß

in den Mythen des altgermanischen Heidenthums noch ein unerschöpflicher Schatz gemüthvollen Tiefsinns verborgen liege. Johannes Müller gab in seiner Schweizergeschichte zum ersten male eine ausführliche Schilderung mittelalterlichen Lebens, die trotz ihrer geschraubten und gesuchten Rhetorik doch tief und lebendig war und eine Menge neuer Gesichtspunkte aufstellte; er war es auch, der zuerst auf die heldenhafte Großheit des Nibelungenliedes hinwies. Im Jahre 1803 erschien Tiecks Sammlung der deutschen Minnelieder. Drei Jahre darauf ließ Schenkendorf seinen Hilferuf erschallen gegen die Nützlichkeitsbarbaren, die sich an dem altehrwürdigen Hochmeisterschlosse zu Marienburg vergreifen wollten; die vielverspottete Gothik wurde jetzt unter dem Namen der altdeutschen Baukunst gepriesen.

So begann von allen Seiten her die Einkehr in das deutsche Leben; ein großer Umschwung kündigte sich an, der bald nachher durch den Druck des fremden Joches, durch das Erwachen des Nationalhasses beschleunigt wurde. Die ästhetische Freude am Alten und Volksthümlichen machte die Romantiker zu Gegnern der Revolution; sie haßten „den glattgewalzten Rasen“ der modernen Rechtsgleichheit, sie haßten das Naturrecht, das die schöne Mannichfaltigkeit der historischen Erscheinungen unter die Scheere seiner kahlen Regeln nahm, sie verabscheuten das neue Weltreich, das den Reichthum nationaler Staats- und Rechtsbildungen zu zerstören drohte. Es geschah zum ersten male in aller Geschichte und konnte nur in einem so durchaus idealistischen Volke geschehen, daß eine ursprünglich rein ästhetische Bewegung die politischen Anschauungen verjüngte und umgestaltete. Für dies Geschlecht war die Poesie wirklich der Ocean, dem Alles entströmte. Wenn Wissenschaft, Glauben und Kunst als die nothwendigen Gebilde des Volksgeistes verstanden werden sollten, so doch sicherlich auch Recht und Staat; früher oder später mußte dieser nothwendige Schluß gezogen und der Gedanke des nationalen Staates für die deutsche Wissenschaft erobert werden. Die Verbindung zwischen Friedrich Gentz und der romantischen Schule beruhte auf dem Gefühle einer tiefen inneren Verwandtschaft, und gradeswegs aus den geschichtsphilosophischen Ideen und Ahnungen der Romantiker ist nachher die historische Staatslehre Niebuhrs und Savignys hervorgegangen.

Ebenso folgenreich wurde die Wiederbelebung des religiösen Gefühls, die sich in dem jungen Geschlechte vorbereitete. Die classische Dichtung hielt sich dem kirchlichen Leben fern; sie wollte „aus Religion“ keine der bestehenden Religionen bekennen, obgleich sie mit den sittlichen Grundgedanken des Protestantismus innig verwachsen war. Kant sah in der Religion die Erkenntniß unserer Pflichten als göttlicher Gebote, die Aufnahme des Göttlichen in den Willen; seine erhabene Strenge wurde den Gefühlen des gläubigen Herzens, dem Drange der Erhebung und Ergebung nicht völlig gerecht. Eben diese wunderbare Welt des Gefühles

der ahnenden Sehnsucht zog die Blicke der Romantiker unwiderstehlich an. Während ihre Schwarmgeister an der sinnlichen Schönheit des katholischen Cultus sich berauschten oder nach einer neuen ästhetischen Weltreligion suchten, stand der junge Schleiermacher fest auf dem Boden des Protestantismus. Sein Geist war zu sehr auf die Welt des Handelns gerichtet, um, gleich den Weimarischen Poeten, die Wirklichkeit über dem heiteren Spiele der Kunst zu vergessen, und doch zu künstlerisch, um bei der unerbittlichen allgemeinen Regel des kategorischen Imperativs sich zu beruhigen. Die Persönlichkeit, die ihre Eigenart frei entfaltet und zugleich den großen objectiven Ordnungen des Staates und der Gesellschaft sich mit Bewußtsein einfügt, war ihm die individuelle Form des allgemeinen Sittengesetzes. In seinen Reden über die Religion hielt er ihren gebildeten Verächter die Mahnung entgegen: „die Religion haßt die Einsamkeit" und zeigte, wie sie ihre Wurzeln im Gefühle habe, wie sie ein ursprüngliches, allem Handeln und aller Lehre vorangehendes Leben sei, eine sittliche Macht, wirksam in allen Menschen; nur durch sie könne der Mensch mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblicke. Und mit einem patriotischen Stolze, der schon die Stimmungen späterer Jahre vorausnahm, wies er auf die unbezwingliche Macht der Heimath des Protestantismus: „denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt." Wie er die philosophische Selbstgenügsamkeit zum religiösen Gemeinleben heranrief, so wollte er sie auch die Würde des Staates erkennen lehren: der Staat ist das schönste Kunstwerk der Menschheit, giebt dem Einzelnen erst den höchsten Grad des Lebens, sein Zwang darf also nicht als lästige Beschränkung empfunden werden.

Zu verwandten Anschauungen gelangte auch jener gestrenge steifnackige Denker, dem Schleiermachers Gemüthsreichthum als weibische Schwäche erschien; denn nur unter beständigen Kämpfen trotziger, eigenrichtiger Persönlichkeiten vollendete sich die literarische Bewegung, die uns Rückschauenden heute so einfach, so nothwendig erscheint. Mit Fichtes Philosophie sprach der transcendentale Idealismus sein letztes Wort. Er bestritt der Welt der Erfahrung kurzweg jede Realität: nur weil das sittliche Handeln eine Bühne fordere, nur deshalb sei der Geist gezwungen, eine Außenwelt aus sich herauszuschauen und als wirklich anzunehmen. Auch in seinen politischen Schriften schien der verwegene Mann alle Schranken der historischen Wirklichkeit zu mißachten. Das Ideal des Zeitalters, den ewigen Frieden, wollte er verwirklichen durch die völlige Aufhebung des Welthandels, dergestalt daß die „geschlossenen Handelsstaaten" nur noch durch den Austausch wissenschaftlicher Gedanken mit einander verkehrten; und in seinen Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters rühmte er geradezu als das Vorrecht des sonnenverwandten Geistes, daß er sich von der Scholle löse und als ein Weltbürger sein

Vaterland da finde „wo Licht ist und Recht“. Und doch redete schon aus diesen Vorträgen ein thatenfroher Sinn, der über die Welt der Theorie hinausstrebte. Jeder Satz predigte den strengen Dienst der Pflicht; es giebt nur eine Tugend: sich selbst als Person zu vergessen, und nur ein Laster: an sich selbst zu denken. Der also sprach, wußte selber noch nicht recht, daß er in seinen herben Mahnungen an die schlaffe Zeit die mannhaften Tugenden des alten Preußens verherrlichte. Nur als eine kühne Ahnung warf er den Gedanken hin, der mit seinen weltbürgerlichen Träumen in schneidendem Widerspruche stand: am letzten Ende sei doch der Staat der Träger aller Cultur und darum berechtigt, jede Kraft des Einzelnen für sich in Anspruch zu nehmen.

Also bereitete sich im Schooße der Literatur selber eine neue politische Bildung vor. Wer die unheimlichen Widersprüche der deutschen Zustände nur flüchtig betrachtete — solche Blüthe des geistigen und solchen Jammer des politischen Lebens dicht neben einander — der mochte sich wohl an jene Zeiten des makedonischen Philippos gemahnt fühlen, da die Thebaner auf dem Grabe griechischer Freiheit, auf dem Schlachtfelde von Chaironeia das herrliche Löwendenkmal errichteten und Lykurgos das besiegte Athen mit seinen Prachtbauten schmückte: ganz so unsicher wie einst Hellas zwischen Persien und Makedonien stand das gedankenschwere Deutschland zwischen Oesterreich und Frankreich. In Wahrheit lagen die deutschen Dinge keineswegs so hoffnungslos. Der trübselige Spruch, daß die Eule der Minerva erst in der Dämmerung ihren Flug beginne, gilt für Hellas, nicht für Deutschland. Unsere classische Literatur war nicht das Ausklingen einer alten Gesittung, sondern der vielverheißende Anfang einer neuen Entwicklung. Hier faßte kein Aristoteles die letzten Ergebnisse einer Cultur, die zu Grabe ging, in einem großen Gedankensysteme zusammen, sondern ein junges, in allen seinen Verirrungen lebensfrohes und zukunftssicheres Geschlecht überraschte die Welt mit immer neuen Entdeckungen. Keinen Augenblick ist den geistigen Führern der Nation der Glaube an Deutschlands große Bestimmung abhanden gekommen. Trotz ihrer elenden Verfassung, sagte A. W. Schlegel, und trotz ihrer Niederlagen bleiben die Deutschen doch die Rettung Europas. Im selben Sinne schrieb Novalis: während andere Völker in Parteikämpfen oder in der Jagd nach dem Gelde ihre Kraft vergeudeten, bilde sich der Deutsche mit allem Fleiße zum Zeitgenossen einer höheren Epoche der Cultur und werde im Laufe der Zeit ein großes Uebergewicht über die anderen erlangen. Selbst der schwermüthige Hölderlin, dem die Ohnmacht der „thatenarmen und gedankenvollen“ Deutschen am Herzen fraß, rief doch in freudiger Ahnung:

> Oder kommt, wie der Blitz aus dem Gewölke kommt,
> Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?

Die Gesinnung der Knechte ist diesem Geschlechte von Dichtern und Denkern immer fremd geblieben. Wohl sendete auch Deutschland seine

Pilger zu dem großen Fremdenzuge, der während des Consulats und der ersten Jahre des Kaiserreichs von allen Enden Europas nach Paris strömte. Die ersten Kunstschätze der Erde lagen dort aufgespeichert, wie einst im kaiserlichen Rom, und wieder wie in den Tagen des Augustus versammelte sich ein weltbürgerliches Publicum, das mit feinem Urtheil aus dem Schönen das Schönste herausfand; erst in der Weltgalerie des Louvre ist die überwältigende Größe Rafaels erkannt worden. Den deutschen Schöngeistern ward es in den heimischen Kleinstädten zu eng, sie eilten nach der Seine und berauschten sich an den edlen wie an den gemeinen Freuden der Hauptstadt der Welt. Aber mitten in dem sinnberückenden Glanze blieb ihnen das Gefühl der eigenen Ueberlegenheit; sie vergaßen es nicht, daß die Franzosen an dieser zusammengeraubten Herrlichkeit gar kein Verdienst hatten, sondern soeben erst, durch die Werke Laplaces, langsam begannen aus der Barbarei wieder zur Cultur emporzusteigen. Während Friedrich Schlegel die Schildkrötensuppen und die nackten Actricen der neuen Babylon bewundert, schreibt er zugleich: „Paris hat den einzigen Fehler, daß ziemlich viel Franzosen dort sind," und seine Dorothea fügt hinzu: „wie dumm die Franzosen sind, das ist ganz unglaublich." Schöner als diese spottlustigen Weltkinder hat Schiller den Nationalstolz seines Denkervolkes ausgesprochen. Er wußte, daß die Siege Kants und Goethes schwerer wogen als die Lorbeeren von Marengo, daß die Deutschen noch immer ein Recht hatten, ihre prahlerischen Nachbarn an die ewigen Güter der Menschheit zu erinnern, und sagte über das Pantheon der Pariser Plünderer stolz und groß:

Der allein besitzt die Musen,
Der sie hegt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein!

Dahin war es nun schon gekommen, daß nur noch ein Bund der vier großen Mächte das übermächtige Frankreich in seine Schranken zurückweisen konnte. Aber Oesterreich hatte die Schläge der letzten Kriege noch nicht verwunden. Der junge Czar begann zwar seit dem Frühjahr 1803 ernstlich besorgt zu werden über die Unersättlichkeit der napoleonischen Politik, die er in den deutschen Entschädigungshändeln genugsam kennen gelernt, doch seine knabenhafte Unsicherheit fand noch keinen festen Entschluß. Preußen bemühte sich ängstlich, das Gleichgewicht zu behaupten, zwischen den gefürchteten beiden Kolossen des Ostens und des Westens, Rußlands Freundschaft zu bewahren ohne Frankreich zu verletzen. Nur in der glücklichen Sicherheit des britischen Inselreichs fühlte man sich stark genug den Dingen ins Gesicht zu sehen. Der Friede von Amiens, der den Krieg zwischen den beiden Todfeinden abgeschlossen hatte, erwies sich sofort als ein unsicherer Waffenstillstand: in Italien, in Holland, in der

Schweiz, in Deutschland, überall drang der erste Consul herrisch vor, ohne jede Rücksicht auf die Verträge. Schwerer als all dies wog in den Augen des Handelsvolks die Verletzung der wirthschaftlichen Interessen der Insel: die Nation fühlte sich in den Grundfesten ihrer Macht bedroht, als Frankreich, Spanien, Italien und Holland durch Bonaparte den englischen Waaren verschlossen wurden. In voller Uebereinstimmung mit seinem Volke weigerte sich der Hof von St. James, Malta zu räumen so lange Holland und die Schweiz von französischen Truppen besetzt seien. Bonaparte hatte unterdessen längs beschlossen den Krieg mit dem unangreifbaren Feinde wieder aufzunehmen. Schon im März 1803, lange bevor der Bruch zwischen den beiden Westmächten erfolgte, sendete er seinen Vertrauten Duroc nach Berlin, mit der Anzeige, daß er sich genöthigt sehe Hannover in Beschlag zu nehmen. Da er Englands Seemacht nicht bewältigen konnte, dachte er durch die Besetzung von Tarent und Hannover dem britischen Handel die Absatzwege nach Italien und dem deutschen Norden zu sperren.

So war der letzte und einzige Stolz der preußischen Politik, die Neutralität Norddeutschlands, in Frage gestellt. Um den gleichen Schlag vom deutschen Reiche abzuwenden hatte einst Friedrich den Westminster-Vertrag geschlossen, die Gefahren des siebenjährigen Krieges auf sich genommen, und dies in Zeiten, da das linke Rheinufer noch deutsch, die Macht Frankreichs bei Weitem weniger furchtbar war. Selbst Graf Haugwitz rieth dringend durch einen entschlossenen Einmarsch dem ersten Consul zuvorzukommen. Die Lage war freilich keineswegs einfach. In Wien sah man die Verlegenheiten Preußens mit offenbarer Genugthuung, ein Hilfegesuch der hannoverschen Regierung wurde kurz abgewiesen, von den Pflichten des Reichsoberhauptes war keine Rede mehr. England that gar nichts um das Stammland seiner Könige, die Pflanzschule seiner besten Soldaten vor einem Ueberfalle zu sichern. In Hannover selbst war die Occupation, welche Preußen vor zwei Jahren zum Besten des Landes gewagt, sehr übel aufgenommen worden; statt der freundnachbarlichen Gesinnung der fridericianischen Zeiten herrschten Verstimmung und Mißtrauen. Doch was wogen diese Bedenken gegenüber dem drängenden Gebote der Ehre und der Selbstbehauptung? Der letzte Rest des preußischen Ansehens fiel dahin, wenn französische Truppen ungehindert mittenhinein zwischen die östlichen und westlichen Provinzen, bis dicht vor die Wälle der Hauptfestung Magdeburg drangen. Aus Bonapartes späteren Aeußerungen geht mit Sicherheit hervor, daß ein rechtzeitiger kräftiger Entschluß des Berliner Hofes in jenem Augenblicke den Krieg mit Frankreich nicht herbeigeführt hätte. Der erste Consul lebte und webte damals in den grandiosen Plänen der Eroberung Englands. Er versammelte sein Heer an der Küste von Boulogne, und dort in der strengen militärischen Schule eines zweijährigen Uebungslagers brachte er die technische Aus-

bildung seiner großen Armee zur Vollendung. Im Volke wallte der Nationalhaß des fünfzehnten Jahrhunderts wieder auf; eine Transportflotte, durch freiwillige Beiträge der Nation erheblich verstärkt, lag bereit das Heer an die feindliche Küste zu führen. Wenn es nur gelang zwölf Stunden lang den Canal zu beherrschen, dann mußte die Landung gewagt werden, und — „dann wird England nicht mehr sein", sagen Bonapartes Briefe; die Unabhängigkeit Irlands und die Zerstörung des britischen Reichthums sollten die Macht des Inselreichs für immer vernichten. In solchen Träumen verloren konnte Bonaparte für jetzt einen Bruch mit Preußen nicht wünschen.

König Friedrich Wilhelm wollte, getreu dem leitenden Gedanken seiner auswärtigen Politik, das Wagniß nur unternehmen, wenn er sich im Rücken durch Rußland gedeckt wußte. Er ließ, nachdem er in Paris und London schüchtern zur Erhaltung des Friedens gemahnt hatte, bei dem Czaren anfragen, ob Preußen auf Rußlands Hilfe rechnen könne. In Petersburg aber gab die blinde Preußenfeindschaft des hannoverschen Junkerthums den Ausschlag. Der englisch-hannoversche Gesandte am russischen Hofe, Graf Münster theilte den unauslöschlichen Haß der englischen Hochtorys gegen den Erben der Revolution, aber auch den tiefen Widerwillen des hannoverschen Adels gegen die Rechtsgleichheit und das schlichte, bürgerlich soldatische Wesen des preußischen Staates: in Preußens Anerbieten sah er nur eine Falle, nur einen feindseligen Anschlag gegen die Unabhängigkeit Hannovers. Auf Münsters Rath ertheilte Czar Alexander seinem königlichen Freunde eine ablehnende Antwort. Und da überdies England sich weigerte, zu Gunsten der preußischen Flagge seine harten Schifffahrtsgesetze zu mildern, so wurde die hannoversche Regierung, als sie endlich eigenmächtig in der elften Stunde um Preußens Hilfe bat, abschlägig beschieden.

Mitten im Frieden des Reichs rückte das Armeecorps Mortiers ungestört in das Reichsland Hannover ein, das nach Völkerrecht mit dem englisch-französischen Kriege nichts gemein hatte. Die Unfähigkeit der alten Staatsgewalten bereitete den bonapartischen Heerschaaren abermals ein leichtes Spiel. Das treue Volk haßte den Franzosen als den Erbfeind, noch von den Siegen Ferdinands von Braunschweig her, und war gern bereit den alten niedersächsischen Schlachtenmuth wieder an dem Franzmann zu erproben, „wenn hei nich ruhig sin kann." Aber das feige Adelsregiment in Hannover gab den Truppen den Befehl, „keine Ombrage zu erregen," und überlieferte, ohne jeden Versuch ernsten Widerstandes, durch den Vertrag von Suhlingen das ganze Land dem feindlichen Heerführer. Zum zweiten male binnen fünfzig Jahren ward die tapfere hannoversche Armee durch eine ehrlose Politik zur Capitulation gezwungen. Und diesmal folgte nicht, wie einst auf den Tag von Kloster Zeven, ein rettendes Eingreifen der britischen Regierung: England ließ die

Franzosen gewähren. Am 4. Juni 1803 zogen die französischen Truppen, zur Feier des Geburtstages Georgs III., in die Stadt Hannover ein. Mortier sperrte die Elbe und Weser, erhob Contributionen im Gebiete der Hansestädte. Zwei Jahre lang währte die Besetzung und Aussaugung des hannoverschen Landes; Bonaparte gab eigenhändig Anweisungen, wie der königliche Marstall nach Paris geschafft, die Forsten zum Besten der französischen Flotte verwüstet werden sollten. Eine zweite noch schimpflichere Capitulation führte sodann zur Entwaffnung der kleinen Armee. Den Tod im Herzen, fluchend auf die Hundsvötter von der Regierung und den Landständen, ließen die verrathenen Soldaten die Schande über sich ergehen. Hunderte entkamen einzeln an Bord englischer Schiffe und traten in die deutsche Legion des Königs von Großbritannien. Jedermann im Lande unterstützte die Flüchtigen und half ihnen weiter; das Volk hielt zusammen wie in einer großen Verschwörung. Die unglücklichen Capitulanten von Suhlingen bildeten den Kern jener glorreichen Regimenter, welche nachher in Spanien den Kampf gegen Frankreich wieder aufnahmen und das stolze Peninsula auf ihre Fahnen schrieben. So unverwüstlich dauerte die alte Treue im deutschen Volke; nur der große Wille fehlte, der solche herrliche Kräfte würdig zu benutzen verstand.

Als es zu spät war erkannte Czar Alexander den begangenen Fehler. Das Berliner Cabinet aber bemühte sich in vergeblichen Unterhandlungen den ersten Consul zur Räumung des hannoverschen Landes zu bewegen. Die holden Täuschungen, welche der leichtgläubige Lombard von einer Unterredung mit Bonaparte aus Brüssel heimbrachte, verflogen schnell. Bald erfuhr man, daß Frankreich die preußische Allianz verlangte, ohne irgend eine ernste Gegenleistung zu versprechen. Der König fühlte, daß er einen solchen Schritt vor seinem Lande nicht verantworten könne, und wendete sich wieder an Rußland um seinen Staat aus einer unerträglichen Pressung zu befreien. Es war sein Verdienst, daß am 4. Mai 1804 Preußen und Rußland sich zu gegenseitiger Hilfe verpflichteten, falls Bonaparte noch in andere deutsche Reichslande übergreifen sollte. Aber zugleich unterhandelte man mit Frankreich, erhielt die unbestimmte Zusage, daß die französischen Truppen nicht über die hannoverschen Grenzen hinausschreiten würden, und verbürgte sich für die Neutralität Norddeutschlands. Noch immer fehlte es in Berlin nicht an guten Einfällen und Absichten. Man ließ in Weimar wegen einer Erneuerung des Fürstenbundes anfragen, und Hardenberg, der seit April 1804 dem Ministerium angehörte, sprach bereits die Idee aus, welche nachher in der zweiten Hälfte seines öffentlichen Lebens den Grundgedanken seiner deutschen Politik gebildet hat: den Plan, ganz Deutschland zu einem Staatenbunde unter der gemeinsamen Führung Oesterreichs und Preußens zu vereinigen. Doch jedem guten Einfall brach die friedensselige Aengstlichkeit des Cabinets die Spitze ab. Alle preußischen Staatsmänner schmeichelten sich mit dem

Wahne, der durch die Erfahrungen der jüngsten fünfzehn Jahre bestätigt zu werden schien: als ob der Staat durch friedliche Verhandlungen einen Gewinn, eine Verstärkung seines unhaltbaren Besitzstandes erlangen könne. Auch der gewandte neue Minister des Auswärtigen war noch weit entfernt von der Einsicht, daß allein ein europäischer Bund gegen Frankreich die Rettung bringen konnte, sondern erhoffte von Frankreichs Freundschaft eine Vergrößerung des preußischen Gebiets.

Indessen mußte das heilige Reich den Becher der Schande bis zur Hefe leeren. Als Bonaparte den Herzog von Enghien auf badischem Gebiete aufheben und zum Tode führen ließ, da wagten in Regensburg nur die fremden Mächte Rußland, Schweden und England Genugthuung zu fordern für die frevelhafte Verletzung des Reichsfriedens. Baden dagegen ersuchte, auf Napoleons Befehl, inständig, die peinliche Angelegenheit nicht zu verfolgen, die übrigen Gesandten aber traten vor der Zeit ihre Ferien an, schnitten durch die Flucht jede weitere Verhandlung ab. Im Mai 1804 wurde das napoleonische Kaiserthum gegründet; und es lag vor Augen: die Krone, womit dieser Usurpator unter dem Segen des Papstes seinen Scheitel schmückte, war das Diadem der Caesaren und der Karolinger. Das römische Kaiserthum ging von den Habsburg-Lothringern auf die Napoleons über. Unverhohlen sprach der Gewaltige schon von dem Kaiserthum des Abendlandes; alle die altrömischen Erinnerungen, die in der gallischen Mischcultur sich erhalten hatten, rief er wach; die Adler des kaiserlichen Roms prangten auf den Feldzeichen seiner Legionen. Und schon fragte er drohend in seinen Briefen: ob wohl Oesterreich oder Rußland die Narrheit begehen würden die Fahne der Empörung zu erheben?

Vergeblich beschwor Gentz den Wiener Hof: die Anerkennung dieser angemaßten Krone werde den Unersättlichen, der nur groß sei durch die Kleinheit seiner Knechte, zu neuen Uebergriffen ermuthigen. Der geistvolle Anwalt der alten Staatengesellschaft erfand bereits die vieldeutige Formel, welche nachher den Höfen bei der Bekämpfung des Bonapartismus zur Richtschnur gedient hat; es gelte, so schrieb er, das historische Recht zu behaupten gegen das Recht der Empörung, gegen die Idee der Volkssouveränität. Die ermüdete österreichische Politik blieb für solche Ideen vorderhand noch ganz unempfänglich. Die Krone Karls des Großen war ihrem rechtmäßigen Träger längst verleidet, zumal da das Haus Lothringen auf die Stimmen der Kurfürsten nicht mehr sicher rechnen konnte. Kaiser Franz benutzte also die Aufrichtung der napoleonischen Monarchie um den hohen Rang seines Hauses für alle Zukunft sicher zu stellen. Mit Zustimmung Napoleons nahm er den Namen eines Kaisers von Oesterreich an, und zum Danke erhielt der Usurpator die Anerkennung des alten Kaiserhauses. So wurde das Kaiserthum Oesterreich, das in Wahrheit schon seit Leopold I. bestand, förmlich begründet; die Hauspolitik der Habsburg-Lothringer, die seit drei Jahrhunderten allein auf die Wahrung

ihrer Erblande bedacht gewesen, erreichte ihr natürliches Ziel. Die Titel des römischen Kaisers behielt der Wiener Hof vorläufig noch bei, doch unmöglich konnte er sein bizarres Doppelkaiserthum, wie Talleyrand es spottend nannte, auf die Dauer behaupten. Ueber lang oder kurz mußte der jedes Sinnes entkleidete altheilige Name verschwinden; die Macht der karolingischen Kaiserkrone lag in Napoleons Händen.

In Berlin begrüßte man das bonapartische Kaiserthum als eine neue Bürgschaft für die bürgerliche Ordnung Frankreichs und säumte nicht die Anerkennung auszusprechen; aber von der norddeutschen Kaiserkrone, welche Napoleons Diplomaten in unbestimmten Andeutungen darboten, wollte Friedrich Wilhelms bescheidener Sinn nichts hören. Die kleinen Reichsstände, die guten wie die schlechten, Baden und Hessen-Rothenburg, Fürstenberg und Leiningen, Bremen und Augsburg sendeten dem gekrönten Plebejer unterwürfige Glückwunschschreiben, deren byzantinische Niedertracht selbst die Schmeicheleien der Franzosen in Schatten stellte. Sie unterzeichneten sich als Seiner Majestät alleruntertänigste und allergehorsamste Diener, feierten den Hort und Beschützer der deutschen Verfassung, den Helden und Friedensbringer, zu dessen glänzendem und wohlthätigem Genie der Welttheil in stummer Bewunderung aufblicke, schilderten beweglich, mit welcher Freude alle deutschen Herzen diesen neuen Caesar empfingen, der ihrem ersten Kaiser Karl so ähnlich sei, dankten inbrünstig für die bei den deutschen Entschädigungshändeln empfangenen Wohlthaten und empfahlen sich schließlich zu huldvoller Berücksichtigung für den Fall einer neuen Ländervertheilung.

Um das Maß der deutschen Entwürdigung zu füllen hielt Napoleon im Herbst 1804 eine Rundreise durch die neugewonnenen rheinischen Lande. In der alten Kaiserstadt Aachen übergab ihm der Gesandte des Kaisers Franz sein neues Beglaubigungsschreiben; aufrichtiger Jubel des Volks empfing den Friedensfürsten in allen rheinischen Städten. Dann hielt er in Mainz seinen prunkenden Hoftag, in denselben Räumen, wo zwölf Jahre zuvor das alte Reich seine letzten Feste gefeiert hatte. Die Fürsten des Südens und des Westens eilten herbei dem Nachfolger Karls des Großen ihre Huldigungen darzubringen. Alles schwelgte in karolingischen Erinnerungen; schon besprach man die Pläne für einen zweiten rheinischen Bund. Aber im einsamen Zimmer fiel der redliche alte Karl Friedrich von Baden dem Erzkanzler Dalberg schluchzend in die Arme und bejammerte den Untergang seines Vaterlandes. Was hatte dieser Fremdling gemein mit dem alten königlichen Bauersmanne der Germanen, der Nachts die Reben des rheinischen Winzers segnet? was wußte er von jenem Zauberringe der Fastrade, der einst den deutschen Karl zum deutschen Strome zog? Eine harte, mißtrauische Fremdherrschaft lastete auf Deutschland noch bevor seine Fürsten sich dem Imperator förmlich unterworfen hatten. Ueberall im Reiche hielt Napoleon seine Späher;

zehn Spione, so schrieb er, genügen kaum für eine Stadt wie Hamburg. Niemand war sicher vor den Griffen seiner Polizei. Der in Hamburg von den Franzosen aufgegriffene englische Agent Rumbold wurde zwar auf die Verwendung des Königs von Preußen wieder freigegeben; doch Napoleons Vertraute wußten, ihr Herr würde dem Hohenzollern diese Auflehnung gedenken.

Während die deutschen Mächte die neue Kaiserkrone anerkannten, herrschte am Petersburger Hofe eine erregte kriegerische Stimmung. Der junge Czar hatte seit der Ermordung des Herzogs von Enghien gänzlich mit Frankreich gebrochen; er ersah dann aus Napoleons herausfordernden Erwiderungen, daß dieser einen neuen Festlandskrieg wünschte, begann Verhandlungen in Wien und London und erging sich bereits in dem schwärmerischen Traume einer großen Völkerbefreiung, den er acht Jahre später wieder aufnahm. Er wollte sich schlagen für die Freiheit Europas, nicht Frankreich bekämpfen, sondern die Person des Usurpators, die wiederhergestellten alten Staaten durch freisinnige Verfassungen beglücken, das befriedete Europa zu einem dauernden heiligen Völkerbunde vereinen. Nach langem Zaudern kam Oesterreich dem Drängen Alexanders um einen Schritt entgegen und schloß im December 1804 ein Vertheidigungsbündniß mit Rußland für den Fall, daß Napoleon in Italien weiter um sich griffe.

Wenn die preußische Politik die Zeichen der Zeit verstand, so mußte sie den kriegerischen Eifer Alexanders zugleich zu benutzen und zu zügeln suchen. Nicht ein unzeitiger Krieg konnte die Freiheit des Welttheils retten, sondern allein eine wohlvorbereitete, im rechten Augenblicke gleichzeitig gewagte Schilderhebung der drei Ostmächte. Napoleons Gedanken verweilten noch immer bei seiner armée navale und dem Plane der Landung in England. Er brannte vor Begier „sechs Jahrhunderte der Schmach und der Beleidigung zu rächen: ist dies größte aller Ziele erreicht, so fällt alles Uebrige von selbst!" Mit Absicht reiste er im Sommer 1805 lange in Italien, um die Augen der Welt von den Küsten des Canals hinwegzulenken und dann urplötzlich in Boulogne zu erscheinen, „das große Ereigniß, dem ganz Europa entgegenzittert," zu vollenden.

Die Klugheit gebot, den wahrscheinlichen Mißerfolg dieser abenteuerlichen Pläne abzuwarten und unterdessen in der Stille für den Festlandskrieg zu rüsten; waren doch Oesterreichs Heer und Haushalt in so kläglichem Zustande, daß der bedeutendste Mann der kaiserlichen Armee, Erzherzog Karl dringend zum Frieden mahnte. Eine Versöhnung zwischen den Höfen von Berlin und Wien schien jetzt nicht mehr unmöglich. Erzherzog Johann und der patriotische Kreis, der sich um ihn schaarte, vertraten längst die Ansicht, daß man ohne Preußen nichts ausrichten könne; auch Gentz, der sich in seinem Hasse gegen die Revolution mehr und mehr verbitterte und bereits alle Sünden der neuen Geschichte auf den Protestantismus zurück-

führte, blieb doch Staatsmann genug um die Verständigung mit Preußen zu fordern. Wie tief sich auch das Mißtrauen gegen den nordischen Nebenbuhler eingefressen hatte, die Unentbehrlichkeit der preußischen Waffenhilfe konnte man in der Hofburg nicht ganz verkennen; im Verlaufe der geheimen Verhandlungen von 1805 ließ Oesterreich einmal alles Ernstes in Berlin eine Neugestaltung der deutschen Verfassung vorschlagen also daß der Norden unter Preußens, der Süden unter Oesterreichs Oberhoheit käme. Aber am preußischen Hofe überwog noch immer der landesväterliche Wunsch nach gesicherter Ruhe; man hoffte den Frieden auf dem Festlande zu erhalten, wo nicht, die Neutralität Norddeutschlands zu behaupten. Selbst Hardenberg erging sich noch in optimistischen Träumen; er fand, die Macht Frankreichs werde allgemein überschätzt, und wollte die Hände frei behalten um nöthigenfalls selbst durch ein französisches Bündniß die nothwendige Verstärkung der Monarchie, vor Allem die Einverleibung Hannovers, zu erreichen. Es war sein Werk, daß Preußen auf die Anfragen der beiden Kaiserhöfe gar keine beruhigende Zusage gab.

So überließ sich denn der junge Czar, durch keinen überlegenen Willen gebändigt, haltlos den Einfällen seines unruhigen Kopfes. Dem großen Staatsmanne, der seit zehn Jahren fast ununterbrochen den zähen Kampf Englands gegen Frankreich leitete, fehlte, wie allen britischen Diplomaten, die gründliche Kenntniß festländischer Verhältnisse. Unbedacht ging William Pitt auf die verworrenen Pläne Alexanders ein; schon im April 1805 wurde das geheime Kriegsbündniß zwischen Rußland und England abgeschlossen. Unterdessen setzte sich Napoleon die italienische Königskrone auf das Haupt und schrieb dem Czaren wie zum Hohne: nur der Wunsch der italienischen Nation nöthige ihn dies Opfer seiner Größe zu bringen. Dann wurde die ligurische Republik dem Kaiserreiche einverleibt und dadurch auch das zaudernde Oesterreich in das Lager der dritten Coalition hinübergedrängt. Gewaltige, weitaussehende Entwürfe beschäftigten die verbündeten Höfe: man wollte Frankreichs Grenzen bis zum Rhein und zur Mosel zurückschieben, für Deutschland, Holland und die Schweiz die volle Unabhängigkeit wiedergewinnen, die Kronen von Frankreich und Italien für immer trennen; man hoffte, ganz im Sinne der alten englisch-niederländischen Barrierenpolitik, die ausgreifende Macht des französischen Staats durch die Verstärkung von Holland, Piemont und der Schweiz zu bändigen. Für Preußen war, wenn es noch beitrat, das oranische Fulda und das niederrheinische Land von der Mosel bis zur niederländischen Grenze in Aussicht genommen. Ein allgemeiner Congreß sollte nach dem Siege die neue Ländervertheilung ordnen; selbst die Entthronung des Corsen hielt man nicht für unerreichbar. Aber zu so kühnen Absichten standen die langsamen, schwächlichen Rüstungen in einem schreienden Mißverhältniß. So gefährlich die zweite Coalition von 1799 für Frankreich gewesen, ebenso leichtsinnig und aussichtslos war die dritte.

Unter den zahlreichen Mißgriffen der ungeduldig dahinstürmenden russischen Politik rächte sich keiner so schwer, wie die übermüthige Geringschätzung gegen Preußen. Der zu Memel geschlossene Freundschaftsbund wurde jetzt zum ersten male gestört durch die polnischen Pläne des Czaren, die seitdem für das gute Einvernehmen der beiden Nachbarmächte noch auf lange hinaus bedrohlich blieben. Erzogen in den Anschauungen der modischen Aufklärung hatte Alexander von früh auf, wie sein Lehrer Laharpe, die Theilung Polens mit dem Blicke des französischen Philosophen betrachtet. Er sah in der furchtbaren Katastrophe nicht eine unerbittliche historische Nothwendigkeit, sondern eine schlechthin bejammernswerthe Gewaltthat, die Rechtfertigung aller Gräuel der Revolution. Der Gedanke, diese blutbefleckte Erbschaft aus den Händen seiner Großmutter empfangen zu müssen, lastete schwer auf seinem schwachen Gemüthe. In solcher Stimmung lernte er noch als Großfürst den Prinzen Adam Czartoryski kennen, den Sohn jenes alten Fürsten, den eine polnische Adelspartei als ihren König Adam I. feierte. Unwiderstehlich trat der gewandte Pole dem Czarensohne entgegen, geistreich, hochgebildet, an Jahren und Welterfahrung dem Großfürsten überlegen, ein Meister in den Künsten sarmatischer Schmeichelei und Schmiegsamkeit; den Fremden erschien er gleich einem irrenden Ritter, der sein verlorenes Vaterland sucht, verklärt und geadelt durch einen Hauch patriotischer Schwermuth. Viele Jahre lang haben die beiden Freunde nunmehr selbander tief geheime Entwürfe geschmiedet, wie die Unthat Katharinas zu sühnen und Polen wieder herzustellen sei. In Alexanders Geiste lag die Berechnung dicht neben der Gefühlsseligkeit, seine menschenfreundlichen Absichten stimmten stets genau mit seinem persönlichen Vortheil überein; wenn er von der Befreiung Polens träumte, so sah er bereits die Krone der Jagiellonen auf seinem eigenen Haupte glänzen.

Czartoryski verfolgte seine sarmatischen Pläne mit einer Dreistigkeit, die jedem Russen als Landesverrath erscheinen mußte, und mißbrauchte sein Amt als Curator der Universität Wilna um die polnisch-katholische Bildung, den Todhaß wider die Russen zu pflegen. Jetzt, da ihm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut wurde, begrüßte er den Krieg der Coalition als ein willkommenes Mittel um Preußen auf Napoleons Seite hinüberzudrängen und dann den gehaßten Nachbarstaat seiner polnischen Provinzen zu berauben. Man wußte, daß die polnischen Patrioten noch immer hoffnungsvoll auf ihren alten Bundesgenossen Frankreich blickten. Jahrelang hatte eine polnische Legion unter dem Banner der Tricolore gefochten; Napoleon überlegte bereits, wie sich dies unglückliche Volk als eine Waffe gegen die Ostmächte gebrauchen ließe. Darum rieth Czartoryski, der Czar möge den Franzosen zuvorkommen und selber die Freiheit Polens ausrufen. Der polnische Leichtsinn traute sich's zu den Krieg gegen Preußen nebenbei mit abzuthun; Oesterreich mochte

dann in Schlesien und Baiern die Entschädigung finden für seinen galizianischen Besitz. Noch war der Czar nicht gänzlich für diese luftigen Entwürfe gewonnen; aber so viel hatte der gewandte Pole doch erreicht, daß sein kaiserlicher Freund völlig rücksichtslos gegen Preußen auftrat. Die brünstigen Freundschaftsbetheuerungen von Memel schienen vergessen; die Verhandlungen in Berlin wurden russischerseits mit einem beleidigenden Uebermuthe geführt als ob man beabsichtigte den preußischen Hof von der Coalition hinweg zu scheuchen. Als König Friedrich Wilhelm unbeirrt bei seiner Neutralität beharrte, war Alexander entschlossen, das russische Heer selbst gegen den Willen des Königs durch preußisches Gebiet nach Oesterreich zu führen.

Währenddem wurde der Erfolg der napoleonischen Anschläge gegen England immer fraglicher; den großartigen Plan, die Flotte Nelsons nach Westindien zu locken und unterdessen den Canal zu säubern, vereitelte die Wachsamkeit des britischen Seehelden. Napoleon erwog schon die Frage, ob es nicht räthlich sei das gewagte Unternehmen zwar nicht gänzlich aufzugeben — denn noch fünf Jahre später hielt Arthur Wellesley aus guten Gründen einen neuen Landungsversuch für wahrscheinlich — doch auf eine günstigere Gelegenheit zu vertagen. Nichts konnte dem Imperator in solcher Lage willkommener sein als die Nachricht von den Rüstungen der Coalition. Begierig ergriff er den Vorwand, den ihm seine Gegner boten, und frohlockte bei der Aussicht „dies Skelett Franz den Zweiten, den das Verdienst seiner Vorfahren auf den Thron gebracht hat", gänzlich aus dem deutschen Reiche zu verdrängen; „Deutschland wird mehr Soldaten sehen als je zuvor!" Indeß die große Armee unbemerkt in wunderbarer Ordnung von Boulogne zum Rheine eilte, wurde der Kriegsschauplatz an der oberen Donau von französischen Spähern sorgfältig ausgekundschaftet und zugleich der glänzendste der napoleonischen Feldzüge durch eine kluge diplomatische Action umsichtig vorbereitet.

Vom heiligen Reiche stand kein Widerstand zu befürchten. Der Regensburger Reichstag vertiefte sich soeben in die wichtigen Verhandlungen über die Eutiner Gemeinweiden und füllte mit dieser Berathung die Galgenfrist, die ihm noch vergönnt war, würdig aus. Zu seinen alten Schützlingen, den Höfen der süddeutschen Mittelstaaten, sprach der Imperator jetzt offen als Schirmherr des dynastischen Particularismus: er komme Deutschlands Freiheit zu retten, nimmermehr dürften deutsche Fürsten als Unterthanen des deutschen Kaisers behandelt werden. Auf Napoleons Befehl hielt Kurfürst Max Joseph von Baiern die österreichischen Unterhändler, die ihn herrisch und drohend zum Anschluß an die Coalition drängten, durch erheuchelte friedliche Betheuerungen hin. Der deutsche Fürst gab sein heiliges Ehrenwort, daß seine Truppen keinen Schwertstreich führen sollten, bat in der fürchterlichen Verzweiflung seines geängsteten Vaterherzens nur um einige Geduld, da sein in Frankreich

reisender Sohn der Rache des Corsen preisgegeben sei, und eilte dann mit seinem Heere von den betrogenen Oesterreichern hinüber zu den Franzosen. Im bairischen Volke hatte Niemand ein Auge für die Niedertracht des Hofes. Der alte Stammeshaß gegen die kaiserlichen Kostbeutel, das alte nur allzusehr gerechtfertigte Mißtrauen gegen die Begehrlichkeit der Hofburg erwachten von Neuem; jubelnd vernahm die tapfere kleine Armee den Aufruf des Imperators: Ihr kämpft für die ersten Güter der Nationen, für Unabhängigkeit und politisches Dasein! Baden und Darmstadt schlossen sich an, nach einigem Zaudern auch Württemberg; alle die vier Mittelstaaten, welche Napoleon bereits als die Stützen „meines künftigen deutschen Bundes" bezeichnete, standen in seinem Lager.

Auch Preußen dachte er durch einen plumpen Betrug zu gewinnen. Er ließ in Berlin den Erwerb von Hannover anbieten, wenn Preußen dafür das rechtsrheinische Cleve mit Wesel abträte und an dem Kriege gegen die Coalition theilnähme. Die preußische Monarchie sollte also mit Oesterreich und Rußland brechen, sie sollte ihre letzte Position am Rheine räumen und sich freiwillig in den Osten zurückschieben lassen, sie sollte Italien, die Schweiz und Holland dem Welteroberer preisgeben: — denn ausdrücklich behielt sich Napoleon die freie Verfügung über diese Länder vor; er sah die Zeit schon kommen, da die Holländer ihrer Einsamkeit müde werden und die Vereinigung mit Frankreich fordern würden. Und für alle diese Opfer bot man dem Könige nichts als jenes Hannover, das, unter solchen Umständen erworben, nur durch einen langen Krieg gegen England behauptet werden konnte! Mit unverantwortlichem Leichtsinn ging Hardenberg auf diese Zumuthungen ein; dringend rieth er zum Anschluß an Frankreich. Nur der gebotene Preis genügte ihm nicht, vielmehr hoffte er durch Napoleons Hilfe außer Hannover auch Böhmen und Sachsen zu gewinnen. Allein die Nüchternheit des Königs bewahrte den Staat vor einem verderblichen Schritte, der jede Verständigung mit den Ostmächten, jede gemeinsame Erhebung gegen das napoleonische Weltreich für immer zu verhindern drohte. Friedrich Wilhelm wies das französische Bündniß zurück, doch er erfuhr alsbald die Wahrheit der Worte des großen Kurfürsten, daß Neutralität für diesen Staat das undankbarste aller politischen Systeme sei. Denn während Napoleon durch neue Verhandlungen eine für Frankreich vortheilhafte Neutralität zu erwirken suchte, sah man sich zugleich von Osten her bedrängt. Czar Alexander kündigte in unverblümten Drohungen den Durchmarsch seiner Russen an; der König that was die Ehre gebot, setzte einen großen Theil seines Heeres auf den Kriegsfuß und versammelte die Truppen an der Warthe. Erschreckt stand der Czar von dem Friedensbruche ab, zur Verzweiflung Czartoryskis, und sein thörichtes Vorhaben hatte nur die Folge, daß die Vereinigung seiner Armee mit den österreichischen Bundesgenossen sich noch mehr verspätete.

In dieser unhaltbaren Stellung, mit Frankreich nicht im Reinen, mit Rußland gespannt und fast verfeindet, von allen Seiten beargwohnt und mißachtet, sah der preußische Hof dem Ausbruche des Titanenkrieges zu, wie der Feigling Lombard in seiner Seelenangst zu sagen pflegte. Mit zermalmenden Schlägen traf Napoleon das österreichische Heer an der oberen Donau, noch bevor die Russen herankamen; die Welt erfuhr zum ersten male, was es bedeutete, daß die französische Militärmacht jetzt durch die kriegerische Kraft der rheinischen Lande und des deutschen Südens verstärkt war. Die Glorie des großen Tages von Trafalgar, der die Flotte Napoleons vernichtete, verschwand fast neben den Schreckensnachrichten, die aus Oberdeutschland kamen: wie die einzelnen Corps der österreichischen Armee in einer Reihe glänzender Gefechte geschlagen, das Hauptheer unter Mack bei Ulm zu schimpflicher Capitulation gezwungen wurde, wie die Raserei der verzweifelnden Angst durch die Reihen der Kaiserlichen flog, überall im Heer und Beamtenthum Kopflosigkeit, Schwäche und Feigheit, alle Sünden eines tiefverderbten Staatswesens heraustraten, wie die große Armee endlich in unaufhaltsamem Vormarsch bis zur Hauptstadt Oesterreichs vordrang.

Aber zum Glücke für die Verbündeten hatte der Sieger schon bei Beginn des Feldzugs eine That des Uebermuths sich erlaubt, welche, recht benutzt, dem aussichtslosen Kriege der Coalition eine andere Wendung geben, der unhaltbaren Neutralität Preußens ein Ende bereiten mußte. Um das Corps Bernadottes bei Ulm rechtzeitig zur Stelle zu bringen, that Napoleon unbedenklich was der Czar nur angedroht hatte, ließ die Truppen durch das neutrale preußische Gebiet in Franken marschiren. Diesem Staate glaubte er Alles bieten zu dürfen, denn Preußen — so schrieb er schon früher — „Preußen ist, was es auch sagen mag, in die Reihe der Mächte zweiten Ranges hinabgesunken.“ Auf diese Nachricht flammte der König auf, sein hohenzollernsches Blut gerieth in Wallung. Er verwahrte sein Recht durch eine muthige Erklärung, sagte sich los von allen Verbindlichkeiten gegen Napoleon, gestattete den Russen den Durchzug durch Schlesien, befahl die Mobilmachung der gesammten Armee; sein gerader Sinn hielt für selbstverständlich, daß der diplomatische Verkehr mit Frankreich sofort aufzuhören habe. Auch das Volk empfand die erlittene Beleidigung lebhaft. Die Berliner stimmten im Theater jubelnd mit ein in die kriegerischen Klänge des Reiterliedes der Wallensteiner, lärmten übermüthig vor den Fenstern des Gesandten Laforest; die märkischen Stände erklärten sich bereit zu unentgeltlichen Lieferungen für die Armee; die jungen Offiziere zogen mit der Zuversicht fridericianischer Unbesiegbarkeit den Grenzen zu. Lombard und die französische Partei wagten den gewohnten Verkehr mit Laforest nur noch insgeheim fortzuführen.

Auch Hardenberg erkannte jetzt die Nothwendigkeit entschlossener Abwehr, doch die ganze drängende Gefahr des Augenblicks ermaß er nicht.

Er sah weder, daß die jüngsten Schritte des Königs jede ehrliche Verständigung mit dem rachsüchtigen Corsen abschnitten, noch daß dieser Held nicht gewohnt war sich durch Unterhandlungen in der Verfolgung seiner Siege aufhalten zu lassen. Der Hoffnungsvolle glaubte noch immer an die Möglichkeit eines friedlichen Ausgangs und rieth daher, während nur das rasche Eintreten in den Krieg noch Heil versprach, vielmehr zu einer bewaffneten Vermittlung, welche leicht durch neue Kriegserfolge der Franzosen überholt werden konnte. Unterdessen kam der Czar selbst nach Berlin, und am 3. November wurde der Potsdamer Vertrag unterzeichnet. Preußen verpflichtete sich, Napoleon durch diplomatische Verhandlungen zur Anerkennung des Besitzstandes von Luneville zu bewegen. Lehnte er ab, wie vorauszusehen, so trat die vermittelnde Macht der Coalition bei und empfing als Siegespreis eine Gebietsvergrößerung; Rußland verhieß durch seine guten Dienste die Abtretung von Hannover in London durchzusetzen, während die englischen Staatsmänner lieber Holland an Preußen geben wollten. Genug, der große europäische Kriegsbund schien geschlossen. Der Czar verzichtete auf seine polnischen Hintergedanken, sagte reumüthig: „man wird mich nicht wieder darüber ertappen.“ Eine zärtliche Umarmung über dem Sarge des großen Friedrich — einer jener rührenden Auftritte, wie sie Alexanders Schauspielernatur liebte — besiegelte das Bündniß zwischen den beiden wiederversöhnten Freunden.

Die preußische Armee konnte, nach der Rechnung des Herzogs von Braunschweig, nicht vor dem 15. December in den Kampf eingreifen; denn die an der Ostgrenze versammelten Truppen wurden nicht geradeswegs nach Mähren geführt zur Vereinigung mit dem russisch-österreichischen Heere, sondern auf weitem Umwege nach Thüringen um von dort aus den Franzosen in den Rücken zu fallen. Diese weitläufige Bewegung entsprach den Wünschen Oesterreichs und der Vorliebe des Braunschweigers für künstliche Evolutionen; sicherlich hat dem bedachtsamen alten Herrn auch der Gedanke vorgeschwebt, vielleicht könne der Krieg doch noch vermieden werden. Der König aber hielt den einmal gefaßten schweren Entschluß mit zäher Treue fest. Er hatte den Einmarsch in Hannover befohlen, Hessen und Sachsen für die Coalition gewonnen. Ein Heer von 200,000 Mann versammelte sich an den Südgrenzen der Monarchie um die Unabhängigkeit des deutschen Nordens zu vertheidigen; dazu die englischen und russischen Truppen, die in Hannover landeten, dazu die Schweden König Gustavs IV., des Todfeindes der Revolution. Gleichzeitig zog die russische Reservearmee durch Schlesien gegen Mähren, aus Ungarn führte Erzherzog Karl das österreichische Südheer herbei.

Das Schicksal der Welt hing an der klugen Verzögerung des Kampfes. Wurde Napoleon von den Alliirten in Mähren durch eine behutsame Defensive hingehalten, bis alle jene Zuzüge herankamen, bis mit dem verhängnißvollen 15. December auch die preußische Armee in die Action eintrat, so schien

seine Niederlage unausbleiblich: er stand über hundert Meilen von Frankreichs Grenzen entfernt, konnte keine Verstärkungen erwarten, und sein Heer war schon jetzt kaum so stark wie der Feind gegenüber. Aber auch diesmal sollten ihn die Fehler seiner Gegner retten. Bei den Unterhandlungen, die er angeknüpft hatte, stellte er sich nachgiebig und friedfertig um den Glauben zu erwecken, als ob er sich fürchte. Alexander durchschaute das Spiel, betheuerte wiederholt, keine List des Feindes solle ihn zu vorzeitigem Losschlagen verlocken; alle kriegserfahrenen Offiziere riethen ihm zur Vorsicht. Da brachte eine glänzende Heerschau den Czaren um alle seine guten Vorsätze; sein Uebermuth erwachte bei dem Anblick dieser schönen Regimenter, die noch die Lorbeeren der Suworow'schen Feldzüge an den Fahnen trugen. Den jungen Heißsporn durchzuckte der Gedanke, die Welt durch einen entscheidenden Sieg zu überraschen noch bevor Preußen am Kriege theilnahm; jene eleganten jungen Generale vom Hofe, die so oft in der russischen Geschichte leichtfertige Entschließungen verschuldet haben, stimmten dem unbesonnenen Einfall lärmend zu. Man beschloß zum Angriff auf Napoleons wohlgesicherte Stellung vorzugehen, in der Richtung von Osten nach Westen, dergestalt daß die Armee, wenn sie geschlagen wurde, nach Ungarn zurückweichen mußte und die Verbindung mit Schlesien verlor, wo 40,000 Preußen bei Neiße zur Aufnahme bereit standen. Am Jahrestage der napoleonischen Kaiserkrönung empfing Alexander durch die Schlacht von Austerlitz den Lohn für die größte Thorheit seines Lebens. Und nun verlor auch Kaiser Franz die Besinnung, bat den Sieger um einen Waffenstillstand. Napoleon gewährte die Bitte unter der Bedingung, daß die Hofburg das Bündniß mit dem Czaren aufgab, die russischen Truppen durch Ungarn heimzogen und kein fremdes Heer den Boden Oesterreichs betreten durfte.

So wurde der große europäische Kriegsbund durch die Mißgriffe der beiden Kaiser schon im Entstehen zersprengt. Preußens militärische Lage blieb indeß noch immer vortheilhaft. Der Czar gab den Krieg noch nicht gänzlich auf, sondern stellte seine Armeecorps, die in Schlesien und Preußisch-Polen standen, unter die Befehle des Königs. Friedrich Wilhelm gebot mithin über 300,000 Mann kriegsbereiter frischer Truppen; mit einer solchen Macht durfte er wohl hoffen die Freiheit Norddeutschlands zu schützen und dem bedrängten Oesterreich zu einem leidlichen Frieden zu verhelfen. Daß auch diese Hoffnung trog, war die Schuld des preußischen Unterhändlers, des Grafen Haugwitz. Der charakterlose Mann hatte während der jüngsten Jahre manchen Beweis diplomatischen Scharfsinns gegeben und die feindseligen Absichten Napoleons mehrmals richtiger beurtheilt als sein Amtsgenosse Hardenberg, doch in der gegenwärtigen Verwicklung schien ihm die Neutralität allein geboten. Als er nun in das französische Hauptquartier gesendet wurde um im Namen seines Königs ein kurzes Entweder — Oder auszusprechen, um dem Eroberer

entweder die preußischen Friedensbedingungen aufzuerlegen oder ihm den Krieg zu erklären, da erdreistete er sich zu einer eigenmächtigen Pflichtverletzung, die in diesem Staate der strengen Mannszucht ohne Vorgang war. Er reiste langsam, wie befohlen, damit der verabredete Termin des 15. Decembers herankäme; endlich bei Napoleon eingetroffen sagte er in einer mehrstündigen Unterredung kein Wort von den Friedensbedingungen des Königs, kein Wort von bewaffneter Vermittlung und kriegerischen Drohungen, sondern ließ sich mit leeren Worten vertrösten und ging dann nach Wien den Gang der Ereignisse abzuwarten. Dort traf ihn die Nachricht von der Austerlitzer Schlacht, und sofort war er entschlossen, um jeden Preis die Versöhnung mit dem Uebermächtigen zu Stande zu bringen; in seiner Seelenangst redete er sich ein, Oesterreich stehe bereits im Begriff, mit Napoleon vereint gegen Preußen zu kämpfen. Abermals eigenmächtig, ohne jede Vollmacht, unterzeichnete er am 15. December zu Schönbrunn ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich: Preußen erkannte alle die Abtretungen, welche Napoleon vom Kaiser Franz zu erzwingen hoffte, schon im Voraus an, übergab das rechtsrheinische Cleve an Frankreich, das treue Ansbach an Baiern und erhielt dafür Hannover.

Der Sieger jubelte: „bin ich Preußens sicher, so muß auch Oesterreich gehen wohin ich will!“ Mit dem Schönbrunner Vertrage in der Hand nöthigte er den rathlosen Wiener Hof schon am 26. December die drückenden Bedingungen des Preßburger Friedens anzunehmen. Das Haus Oesterreich verlor Venetien, Tyrol und den Rest seiner schwäbischen Besitzungen; die abgetretenen deutschen Provinzen wurden den süddeutschen Satrapen Frankreichs zugetheilt. Baiern und Württemberg erlangten durch Napoleons Gnade die Königskrone und dazu das höchste aller Güter, das letzte Ziel zweier Jahrhunderte des Verrathes und der Felonie — die volle und unbeschränkte Souveränität. Kaiser Franz mußte zum Voraus alle aus diesem neuen Rechte sich ergebenden Folgerungen genehmigen. Damit schwand der letzte Schatten der alten nationalen Monarchie; über souveränen Königskronen konnte das deutsche Königthum nicht mehr bestehen. In der Friedensurkunde wurde das Reich bereits mit dem Namen des Deutschen Bundes bezeichnet. Schon seit längerer Zeit berieth der Imperator mit den süddeutschen Höfen, was wohl an die Stelle der „elenden Aefferei“ des Regensburger Reichstages treten könne. Nunmehr kündigte er in herablassenden Briefen den Getreuen ihre neue Herrlichkeit an: Baden sei also in den Kreis der großen Mächte emporgehoben, Baiern solle bei nächster Gelegenheit noch weitere Vergrößerungen empfangen. Er stand jetzt auf der Höhe seiner Erfolge; noch hatte kein Mißgeschick die wundervollen Triumphe seiner glückhaften Fahnen getrübt. Staunend blickte Frankreich zu dem Unüberwindlichen empor; das deutsche Straßburg fühlte sich stolz, dem neuen Kaiserreiche als Ausfallspforte gegen sein altes Vaterland zu dienen und taufte sein

Metzgerthor auf den Namen der Dreikaiserschlacht; in Paris sollte eine Trajanssäule den Ruhm des Imperators verherrlichen.

Auf der Rückreise in München empfing Napoleon die unterthänige Danksagung des neuen Baiernkönigs, feierte die Vermählung seines Stiefsohnes mit einer Tochter des Wittelsbachers und vernahm befriedigt, wie Max Joseph dem jubelnden Volke die angebliche Wiederherstellung der angestammten, ursprünglichen bairischen Königswürde ankündigte: alle Baiern sollten fortan die blauweiße Kokarde tragen „um sich gleichsam als Brüder zu erkennen und im Auslande die ihnen gebührende Auszeichnung zu erhalten". Der Erzkanzler Dalberg eilte herbei zur Einsegnung der Neuvermählten. Der Vielgewandte hatte während des Krieges in einer Aufwallung patriotischer Gefühle ein verworrenes Manifest an den deutschen Adel gerichtet und wehmüthig gefragt: „sollte der Name Deutschland, der Name deutsche Nation, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloß besiegte?" Er mußte jetzt harte Scheltworte hören weil er sich unterstanden „den deutschen Geist aufzuwecken". Um den Gewaltigen ganz zu versöhnen ernannte er bald darauf den Oheim Napoleons, Cardinal Fesch, zu seinem Coadjutor; die komische Person des Hauses Bonaparte, ein Corse, der kein Wort deutsch verstand, sollte also demnächst den vornehmsten Fürstenstuhl Deutschlands besteigen. Um dieselbe Zeit vermählte sich der badische Thronfolger mit Stephanie Beauharnais. Seinem Schwager Murat aber hatte Napoleon das preußische Cleve und das Herzogthum Berg zugedacht, das, einem alten Münchener Plane gemäß, jetzt von Baiern gegen Ansbach ausgetauscht wurde. Also hielt die Familie Bonaparte ihren fröhlichen Einzug in die Reihen des hohen Adels deutscher Nation; der deutsche Fürstenstand erkannte die Gleichberechtigung der „vierten Dynastie Frankreichs" förmlich an.

Unterdessen traf Napoleon alle Anstalten um die Krone Preußen zur Annahme des Schönbrunner Vertrags zu zwingen. Die große Armee und die süddeutschen Truppen rückten gegen den Main vor, andere Corps wurden in Nassau und Holland bis dicht an Preußens Grenzen vorgeschoben. Als der Imperator nach Frankreich ging, ließ er Berthier in München, seine Pferde in Straßburg zurück; „schnell wie der Blitz" wollte er jederzeit zurückkehren um zugleich vom Westen und Süden her seine Schaaren in Preußen einbrechen zu lassen. So standen die Dinge als Haugwitz nach langsamer Reise heimkehrte; er schmeichelte sich, durch seinen Schönbrunner Vertrag den Staat gerettet zu haben. Sollte der König den pflichtvergessenen Unterhändler für seine unerhörte Eigenmacht durch schimpfliche Entlassung strafen und mit dem Schwerte in der Faust die Herrschaft über Norddeutschland, zusammt Hannover, das thatsächlich in Preußens Händen war, behaupten — oder dies Hannover als ein Geschenk aus Napoleons Händen entgegennehmen und dafür Cleve und Ansbach abtreten, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich schließen und sich

in den Krieg gegen England verwickeln lassen? Die Frage durfte für einen ehrenhaften Staat keine Frage sein. Und dennoch rieth Hardenberg zu einem Mittelwege: er rieth den Schönbrunner Vertrag anzunehmen, aber unter Vorbehalten, welche dem Zerwürfniß mit England vorbeugen sollten; denn obgleich er das Verfahren seines Gegners Haugwitz scharf verdammte, so hoffte er doch noch jetzt durch neue Verhandlungen mit Napoleon vielleicht neuen Landgewinn zu erreichen. Dergestalt lieferte man dem listigen Gegner selber den willkommenen Vorwand, sich auch seinerseits nicht mehr an den Schönbrunner Vertrag zu binden. Dem schweren Fehler folgte sogleich ein zweiter, noch gröberer. Während Napoleon sich in verdächtiges Schweigen hüllte und seine Heersäulen von allen Seiten her gegen Preußens Grenzen heranrückten, wurde die Abrüstung des preußischen Heeres beschlossen. Getäuscht durch Laforests zweideutige Zusagen, hielt man Frankreichs Zustimmung für sicher und wollte den Staatshaushalt nicht noch mehr belasten; war doch bereits zur Bestreitung der Kosten der Mobilmachung eine Anleihe aufgenommen und die Ausgabe von fünf Millionen Thalern Tresorscheinen angeordnet worden. Die ängstliche Sparsamkeit sollte dem Staate theuer zu stehen kommen. Napoleon hatte nur auf den Heimzug der preußischen Armee gewartet um „einen noch weiteren Vertrag“ zu erzwingen; nun Preußen waffenlos vor ihm lag, ließ er alsbald die Maske fallen. Hardenberg hoffte noch arglos, sich mit dem Imperator über die Neugestaltung Deutschlands freundschaftlich zu verständigen; er dachte an eine deutsche Trias, also daß Oesterreich für sich bliebe, Preußen im Norden, Frankreich im Süden den beherrschenden Einfluß erlangte, und hielt in solchen ungeheuerlichen Formen noch eine gewisse politische Gemeinschaft der deutschen Nation für möglich.

Da sendete Haugwitz, der in Paris die Verhandlungen abschließen sollte, die niederschmetternde Nachricht, daß Napoleon den Schönbrunner Vertrag nicht mehr anerkenne. Am 15. Februar 1806 unterzeichnete der geängstete Unterhändler den Pariser Vertrag, der die harten Schönbrunner Bedingungen noch verschärfte: Preußen versprach die hannoverschen Flüsse zu sperren, mithin sofort einen Krieg gegen England zu beginnen, der den preußischen Handel völlig lähmen mußte, und von der in Schönbrunn verheißenen Entschädigung für Ansbach war nun keine Rede mehr. Welch eine Lage! Die Regimenter standen längst auf Friedensfuß, zerstreut in ihren Garnisonen; vom Main und Rhein her zugleich einbrechend konnten die französischen Heersäulen den Staat in wenigen Wochen überrennen. Oesterreich hatte seinen Frieden geschlossen; der Czar hielt sich zurück, stellte seinem Freunde anheim sich wohl oder übel mit der Uebermacht abzufinden. Auch von England stand rasche Hilfe nicht zu erwarten; dem großen Pitt war das Herz gebrochen nach dem Tage von Austerlitz, nach seinem Tode schwankte die britische Politik eine Zeit lang unsicher umher. Alle Generale, selbst der grimmige Franzosenfeind Rüchel, er-

klärten den Widerstand für unmöglich; Hardenberg aber, in tiefster Seele erschüttert und empört, überließ die Entscheidung dem Könige, da ja die Minister noch keine selbständige Verantwortlichkeit trugen. Friedrich Wilhelm entschied wie er mußte; er genehmigte den Pariser Vertrag.

So jammervoll verlief der erste Versuch die beqeme Baseler Neutralitätspolitik zu verlassen. Die Coalition war durch den Vorwitz des Czaren und den Kleinmuth des Kaisers Franz zerstört, das isolirte Preußen durch Napoleon aus einer falschen Stellung in die andere gelockt und endlich zu Gnaden und Ungnaden unterworfen worden. Unter den Verwünschungen der Hannoveraner wurden die schwarzen Adler an die Thore der alten Welfenstädte angeschlagen; ungehört verhallten die Klagen der getreuen Ansbacher, die in verzweifelten Adressen den König baten, er möge sie nicht verstoßen. Aber mitten in dieser Demüthigung zeigten sich schon die ersten Spuren einer sittlichen Widerstandskraft, die in den trägen Jahren des friedlichen Behagens ganz verschwunden schien. Während des Winters war die alte unbelehrbare Selbstgefälligkeit oft sehr prahlerisch hervorgetreten; noch im Januar konnte ein begabter, thatenlustiger Offizier wie der junge Bardeleben triumphirend schreiben: „wir haben das Glück des Friedens mit großem, wahrem Ruhme herbeigeführt!" Nach dem Pariser Vertrage schlug die Stimmung um. Unter den aufgeklärten Publicisten der Hauptstadt fanden sich zwar einige pfiffige Köpfe, die den König lobten, weil er ohne Schwertstreich eine schöne Provinz gewonnen habe. Der Adel dagegen und das Heer empfanden mit Unmuth, daß die Glorie der fridericianischen Zeiten dahin war; tiefere Naturen wie Gneisenau sahen den Entscheidungskampf mit schnellen Schritten heranrücken und setzten ihre Hoffnung auf ein Bündniß der zwei deutschen Großmächte. Niemand fühlte den Schimpf schwerer als die ehrliche Natur des Königs. Er erklärte seinen Vertrauten rund heraus: der Pariser Vertrag sei nicht bindend, sei durch Lug und Trug erschlichen, die Pflicht gebiete bei dem nächsten Uebergriffe Frankreichs das Schwert zu ziehen.

Während der Schützling Napoleons Haugwitz die amtliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm und den Staat im Fahrwasser der französischen Allianz steuerte, blieb Hardenberg der vertraute Rathgeber des Königs und knüpfte, in der Voraussicht des nahen Krieges, insgeheim die Verbindung mit Rußland wieder an. Auch diesem Hoffnungsvollen waren jetzt die Augen aufgegangen. Er hatte an den politischen Sünden der letzten zwei Jahre seinen reichen Antheil und galt gleichwohl in Paris als der Führer der antifranzösischen Partei, weil er ein Gegner von Haugwitz war und den König wiederholt beschworen hatte, sich von diesem homme sans foi et sans loi*) zu trennen. Napoleon witterte in Hardenberg mit feiner Spürkraft den tapferen und hochherzigen

*) Hardenbergs Journal, 6. Sept. 1806.

Staatsmann, wollte sich rächen für die Verlegenheiten des vergangenen Herbstes, überhäufte den Minister mit öffentlichen Schmähungen, die der Angegriffene freimüthig beantwortete, und forderte endlich die Entlassung des Verhaßten. Diesen Angriffen Napoleons verdankte Hardenberg einen Ruf, den seine Thaten noch nicht verdienten; alle Guten blickten hoffend zu ihm auf, der tapfere Patriot v. d. Marwitz, der stolze Führer des märkischen Adels, verehrte ihn „seit dem Herbst 1805 wie das Ideal des Mannes, der den Staat retten sollte"*). Doch erst in diesen furchtbaren Frühlingswochen von 1806 wurde Hardenberg wirklich wofür die Welt ihn hielt. Mit Entsetzen sah er, an welchem Abgrunde Preußen dahinschwankte; Alles was edel und hochherzig war in dieser reichbegabten Natur, wurde lebendig, und fortan ist er bis zum Ende der unermüdliche Feind des napoleonischen Weltreichs geblieben.

Der letzte Trost des Grafen Haugwitz beim Abschlusse des Pariser Vertrages war die Hoffnung auf die baldige Heimkehr der französischen Truppen. Aber auch diese Erwartung erwies sich eitel. Die große Armee blieb in Deutschland, bedrohte vom Inn her Oesterreichs, vom Rhein und Main her Preußens Grenzen. Sie sollte die Hofburg zwingen, die förmliche Aufhebung des heiligen Reichs, welche der Imperator plante, gut zu heißen; und zugleich war Napoleon entschlossen, den Frieden mit England nöthigenfalls durch die Preisgabe des soeben erst an Preußen abgetretenen hannoverschen Landes herbeizuführen. Widersetzte sich der preußische Hof dieser neuen Beleidigung, so stand das französische Heer zum Einbruch bereit. Indessen wurden die festen Plätze Kehl, Kastel, Wesel von Frankreich in Besitz genommen; die niederrheinische Festung war bestimmt einem Angriffskriege gegen Preußen als Stützpunkt zu dienen.

Also gerüstet schritt Napoleon daran, den Gedanken der deutschen Trias, womit Hardenberg soeben noch gespielt hatte, nach seiner Weise zu verwirklichen. Nicht im Bunde mit Oesterreich und Preußen, sondern unabhängig von beiden und im Gegensatze zu ihnen sollte Frankreichs alter Schützling, la troisième Allemagne sich politisch gestalten. Eine phantastische Denkschrift Dalbergs, die von der Wiederherstellung des Karolingerreichs, von der Verjüngung der ehrenwerthen deutschen Nation redete, und eine kurze ergebnißlose Vorverhandlung mit den größeren süddeutschen Staaten in München überzeugten den Imperator, wie schwer es hielt diese deutschen Köpfe unter einen Hut zu bringen; darum beschloß er ihnen die neue Ordnung kurzerhand aufzuerlegen, wie einst Karl V. die Fürsten Italiens durch halb erzwungene Verträge an sich gekettet hatte. Er wußte, daß er den Höfen der Mittelstaaten Alles zumuthen durfte, wenn er ihnen einen neuen Beutezug gegen ihre kleinen Mitstände gestattete. An Unterwürfigkeit hatten es diese kleinen Herren des Südens

*) So gesteht Marwitz in einem Briefe an Hardenberg vom 11. Febr. 1811.

freilich nicht fehlen lassen. Die Mehrzahl war zu einer Frankfurter Union zusammengetreten und hielt sich in Paris einen gemeinschaftlichen Gesandten. Fort und fort wurde der Gewaltige von den geängsteten Kleinfürsten mit Bitten und Anliegen behelligt: wenn er bei guter Stimmung war, so ließ er sich auch wohl durch seinen Talleyrand berichten ce que c'est que ce prince-là und gab eine gnädige Antwort. Doch mit waffenlosen Vasallen wußte der Eroberer nichts anzufangen; auch beargwöhnte er die Freundschaft, welche einige dieser kleinen Herren mit Preußen, die Meisten mit Oesterreich verband. Sein Entschluß war gefaßt: „es liegt in der Natur der gegenwärtigen Verhältnisse, daß die kleinen Fürsten vernichtet werden." Schon erhob sich über den Trümmern der alten Staatengesellschaft das neue Foederativsystem: die „Sonnen-Nation" Frankreich umgeben von Trabantenstaaten. Zwei Brüder des Imperators bestiegen die Throne von Holland und Neapel; das übrige Italien und die Schweiz hielt er unter seiner Botmäßigkeit. Für den Deutschen Bund, der die Reihe dieser Trabantenvölker zu verstärken bestimmt war, rechnete er zunächst auf die vier süddeutschen Mittelstaaten und auf das neue niederrheinische Großherzogthum Joachim Murats; von den kleineren dachte er nur wenige zu verschonen, die sich durch Unterthänigkeit oder hohe Verwandtschaft empfahlen.

Im Frühjahr 1806 verbreitete sich an den deutschen Höfen das Gerücht, eine neue umfassende Mediatisirung sei im Anzuge. Abermals wie vier Jahre zuvor eilten die Gesandten unseres hohen Adels nach Paris um durch Schmeichelei und Bestechung ihren Herren den Beutetheil zu sichern. Wieder wie damals mußte ein Elsasser das Geschäft der deutschen Ländervertheilung besorgen: der alte Reichspublicist Pfeffel unter der Leitung Talleyrands und La Besnardieres. Währenddem gelangte die Verfassung des Rheinbundes in Napoleons Cabinet zum Abschluß; mit keinem der deutschen Höfe wurden Unterhandlungen geführt, selbst von den Gesandten in Paris erhielten nur vier die Urkunde zum Lesen, bevor Talleyrand am 12. Juli die Getreuen zur Sitzung berief. Hier hielt er ihnen ihre hilflose Lage vor, wie sie als Rebellen gegen das Reich nicht mehr auf halbem Wege stehen bleiben dürften; dann wurde die Urkunde ohne jede Berathung angenommen. Der rheinische Bund Ludwigs XIV. lebte wieder auf, in ungleich stärkeren Formen. Sechzehn deutsche Fürsten sagten sich vom Reiche los, erklärten sich selbst für souverän, jedes Gesetz des altehrwürdigen nationalen Gemeinwesens für nichtig und wirkungslos; sie erkannten Napoleon als ihren Protector an, stellten ihm für jeden Festlandskrieg Frankreichs ein Heer von 63,000 Mann zur Verfügung. Unbedingte Unterwerfung in Sachen der europäischen Politik und ebenso unbeschränkte Souveränität im Innern — das waren die beiden aus gründlicher Kenntniß des deutschen Fürstenstandes geschöpften leitenden Gedanken der Rheinbundsverfassung. Die Höfe ertrugen die Unterwerfung, weil sie eingepreßt

zwischen Oesterreich und Frankreich eines Schutzes bedurften und auf neue Geschenke napoleonischer Gnade hofften; einige trösteten sich wohl insgeheim mit dem Gedanken, die französische Uebermacht werde nicht ewig dauern; die Souveränität aber hielten sie sämmtlich fest als einen Schatz für alle Zeiten. Der deutsche Particularismus trat in seiner Sünden Blüthe.

Napoleon versagte sich's nicht, in einem Briefe an Dalberg an den uralten Landesverrath der deutschen Kleinfürsten höhnisch zu erinnern; er nannte die Politik des Rheinbundes conservativ, denn sie stelle nur von Rechtswegen ein Schutzverhältniß her, das in der That schon seit mehreren Jahrhunderten bestanden habe. Doch zugleich schmeichelte er klug dem dynastischen Dünkel: kein Oberlehnsherr stehe mehr über den deutschen Fürsten, kein fremdes Gericht dürfe sich in ihre Landesangelegenheiten mischen; er selber übe nur die einfache Pflicht des Schutzes, die keinen höheren Zweck habe als den Verbündeten die volle Souveränität zu gewährleisten. Das verheißene Fundamentalstatut des Rheinbundes ist nie erschienen, der Bundestag mit seinen zwei Räthen nie zusammengetreten; diesem Werke der rohen Gewalt fehlte von Haus aus die Fähigkeit rechtlicher Weiterbildung. Dem Protector, der schon seinem zahmen Gesetzgebenden Körper in Paris ein unwilliges vous chicanez le pouvoir! zurief, lag wenig daran, auch noch durch die schwerfälligen Berathungen eines rheinischen Bundestags belästigt zu werden; ihm genügte, daß er jetzt mit den deutschen Regimentern vom linken Rheinufer an 150,000 deutsche Soldaten unter seinem Befehle hielt. Die beiden Könige des Rheinbundes aber verhehlten nicht ihren Widerwillen gegen jede bündische Unterordnung und verwarfen kurzweg alle die Pläne für den Ausbau des Bundes, welche der neue Fürstprimas Dalberg mit unerschöpflicher Begeisterung entwarf.

Das Bundesgebiet erstreckte sich vom Inn bis zum Rhein über den ganzen Südwesten, reichte dann nordwärts bis tief nach Westphalen hinein, den preußischen Staat und seine kleinen Verbündeten in weitem Bogen umklammernd; und der Artikel 39 der Rheinbundsacte kündete bereits drohend an, daß auch anderen deutschen Staaten der Eintritt vorbehalten bleibe. Was im Süden und Westen noch übrig war von kleinen Reichsständen wurde der Landeshoheit der sechzehn Verbündeten unterworfen: alle Fürsten und Grafen, alle Reichsritter, so viele sich in den Stürmen der jüngsten Jahre noch behauptet hatten, die beiden Ritterorden, die Reichsstädte Nürnberg und Frankfurt, zusammen ein Gebiet von 550 Geviertmeilen und fast fünfviertel Millionen Einwohner. Aller Schmutz, der an dem Reichsdeputationshauptschlusse haftete, verschwand neben der entsetzlichen Roheit dieser neuen Gewaltthat; denn nicht durch das Reich selber und nicht unter dem Vorwande der Entschädigung, sondern durch die nackte Willkür einer Handvoll eidbrüchiger Fürsten und unter dem Schutze des napoleonischen Heeres wurde jetzt die Vernichtung verhängt über

die Lobkowitz und Schwarzenberg, über alle jene österreichischen Standesherren, welche so lange den Stamm der kaiserlichen Partei unter den weltlichen Fürsten gebildet hatten. Mit ihnen fielen auch die alten ruhmvollen Geschlechter der Fürstenberg und Hohenlohe, die vor wenigen Jahrzehnten noch fast ebenso mächtig gewesen wie ihre glücklichen Nachbarn in Carlsruhe und Stuttgart; und Einer mindestens unter den Mediatisirten ließ mit Bewußtsein, um der Ehre willen das Verhängniß über sich ergehen. Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Oehringen wies alle die Lockungen, wodurch Napoleon den berühmten preußischen General für den Rheinbund zu gewinnen suchte, stolz zurück; er wollte die Treue nicht brechen, die sein Haus seit Jahrhunderten mit den Hohenzollern vereinte, er verlor seine Landeshoheit, weil er sich muthig auf Preußens Seite stellte. Noch unmittelbarer wurde der Berliner Hof verletzt durch die Beraubung der Nassau-Oranier; dies Haus, dem die Krone Preußen auf deutschem Boden eine Entschädigung für den verlorenen niederländischen Besitz verschafft hatte, sah sich jetzt aus einem Theile seiner deutschen Lande vertrieben, ohne daß man auch nur eine Anzeige in Berlin für nöthig hielt. Zufall und Laune entschieden über Bestand und Untergang der Kleinstaaten; der kleine Graf von der Leyen wurde als souveräner Fürst in den Rheinbund aufgenommen weil er ein Neffe Dalbergs war. Und doch waltete eine heilige Nothwendigkeit, den Frevlern unbewußt, auch über dieser Gewaltthat. Wieder verschwand eine ganze Schaar jener unfruchtbaren Staatsbildungen, die sich einst mit den Spolien der alten deutschen Monarchie bereichert hatten; es ebnete sich der Boden, auf dem dereinst ein neuer Bau der deutschen Einheit emporsteigen sollte.

Bis tief in den Sommer hinein blieb Napoleon darauf gefaßt, daß der rechtmäßige Kaiser der Vernichtung des alten Reichs widersprechen werde; bestimmte doch der Preßburger Friede ausdrücklich, daß die neuen Könige nicht aufhören sollten dem Deutschen Bunde anzugehören. Aber Oesterreich war tief erschöpft von dem unglücklichen Kriege; Erzherzog Karl und der neue Minister des Auswärtigen Graf Philipp Stadion hofften in Frieden die Kräfte der Monarchie wiederherzustellen. Zudem waren in jenem Preßburger Vertrage alle Folgen der bairisch-württembergischen Souveränität bereits gutgeheißen, also mittelbar die kaiserlichen Majestätsrechte schon preisgegeben. Wollte und konnte man die Ansprüche des alten Kaiserthums nicht mit den Waffen behaupten, so erforderte die Würde des kaiserlichen Hauses, daß man dem werthlosen Titel rechtzeitig, von freien Stücken entsagte, bevor Napoleon den Verzicht erzwang. So lautete auch Stadions Rath; doch die alte Begehrlichkeit der habsburgischen Dynastenpolitik wollte selbst in diesen finsteren Tagen, da eine tausendjährige Geschichte ihren tragischen Abschluß fand, nicht zur Ruhe gelangen. Wie seine Ahnen den Besitz des Kaiserthrones immer nur als ein Mittel zur Vermehrung ihrer Hausmacht angesehen hatten, so dachte Kaiser Franz

auch die Niederlegung der Krone noch zu einem einträglichen Handelsgeschäfte zu verwerthen. „Der Zeitpunkt zur Abtretung der Kaiserwürde — so schrieb er — ist jener, wo die Vortheile, die aus solcher für meine Monarchie entspringen, durch die Nachtheile, die durch eine fernere Beibehaltung derselben entstehen könnten, überwogen werden.“ Darum solle Graf Metternich nach Paris eilen um dort „die Kaiserwürde recht hoch anzurechnen und keine Abneigung zur Abtretung der gedachten Würde, vielmehr eine Bereitwilligkeit hierzu, jedoch nur gegen große für meine Monarchie zu erhaltende Vortheile merken zu lassen“. Mit solchen Gesinnungen nahm der letzte römisch-deutsche Kaiser Abschied von dem Purpur der Salier und der Staufer. Der altgewohnte Phrasenschwall von reichsväterlicher Treue und reichsoberhauptlicher Fürsorge verfing nicht mehr; die Politik des Hauses Oesterreich bekannte endlich mit dürren Worten, wie sie zu Deutschland stand. Aber das geplante Handelsgeschäft mißlang. Als Metternich in Paris eintraf, war die Rheinbundsacte bereits abgeschlossen. Der deutsche Kaiser stand der vollendeten Thatsache gegenüber und mußte noch erleben, daß in Regensburg Napoleon und seine Vasallen die förmliche Aufhebung des Reiches aussprachen.

Dem Reichstage war inzwischen durch einen der treuesten Reichsstände noch die letzte Beschimpfung geboten worden; der Heißsporn des Royalismus, König Gustav von Schweden, rief seinen Gesandten ab, denn es sei unter seiner Würde theilzunehmen an Beschlüssen, die unter dem Einfluß der Usurpation und des Egoismus ständen. Als in Paris die Vorbereitungen zur Stiftung des Rheinbundes getroffen wurden, ließ Dalberg vorsorglich die Regensburger Versammlung in die Ferien reisen. Am 1. August erklärten dann acht Gesandte im Namen der rheinbündischen Fürsten, daß ihre durchlauchtigen Herren es „ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessen“ fänden, sich feierlich loszusagen von dem heiligen Reiche, das in der That schon aufgelöst sei; sie stellten sich unter „den mächtigen Schutz des Monarchen, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben“. Gleichzeitig verkündete der französische Gesandte, Napoleon erkenne das Reich nicht mehr an, das längst schon nur ein Schatten seiner selbst gewesen.

In den alten Jahrhunderten der Gewalt und der Roheit blieb ein letztes Gefühl der Scham den Germanen immer unverloren; der Mörder mied die Nähe seines Opfers, weil er fürchtete das rothe Blut wieder aus den Wunden des Leichnams hervorbrechen zu sehen. Anders empfand dies neue vorurtheilsfreie Geschlecht; als die Erklärung vom 1. August verlesen wurde, da waren im Reichstage fast allein die Gesandten der Rheinbundshöfe, die den alten deutschen Staat vernichtet hatten, zugegen. Ohne weitere Verhandlungen ging der Reichstag auseinander. Darauf legte Kaiser Franz durch ein kühl und farblos gehaltenes Manifest vom 6. August die deutsche Krone nieder und erklärte zugleich, dem Rechte zuwider, „das

reichsoberhauptliche Amt und Würde" für erloschen, sein Kaiserthum Oesterreich für ledig aller Reichspflichten. Die Verbindung zwischen Deutschland und den kaiserlichen Erblanden war aber seit Langem so locker, daß die förmliche Trennung in den inneren Zuständen Oesterreichs gar keine Spuren zurückließ. Durch einen Staatsstreich des letzten Habsburgerkaisers ging also jene Krone zu Grunde, die seit tausend Jahren mit den stolzesten und den schmachvollsten Erinnerungen des deutschen Volkes verwachsen war; der Heldenruhm der Ottonen haftete an ihr, aber auch der Fluch des dreißigjährigen Krieges und die lächerliche Schande von Roßbach. Den ganzen Umkreis irdischer Schicksale hatte sie durchmessen, aus einer Zierde Deutschlands war sie zu einem widrigen Zerrbilde geworden, und als sie endlich zusammenbrach, da schien es als ob ein Gespenst versänke. Die Nation blieb stumm und kalt; erst als sie die Schmach der kaiserlosen Zeit von Grund aus gekostet hatte, ist der Traum von Kaiser und Reich wieder lebendig geworden in deutschen Herzen.

Im Lager des Bonapartismus lärmte die freche Schadenfreude. Die Mainzer Zeitung schrieb: „Es ist kein Deutschland mehr. Was man für Anstrengungen einer gegen ihre Auflösung kämpfenden Nation zu halten versucht werden könnte, sind nur Klagen weniger Menschen an dem Grabe eines Volkes, das sie überlebt haben. Deutschland ist nicht heute erst untergegangen. Was der Geschichte der Völker Inhalt und Leben giebt, ist der Geist einiger größeren hervorragenden Menschen" — worauf dann die übliche Kniebeugung vor dem Helden des Jahrhunderts folgte. Im Oberlande und am Rhein war die Meinung weit verbreitet, daß nur Englands Gold und Oesterreichs Uebermuth den jüngsten Krieg und den Untergang des Kaiserthums verschuldet habe; im Norden aber kannte die Masse das Reich kaum den Namen nach, den Ernst der Zeit hatte sie noch gar nicht empfunden. Gedeckt durch die große Armee nahmen die Fürsten des Rheinbundes ihre Beute in Besitz, und wieder wie vor drei Jahren ließ das Volk leise klagend Alles über sich ergehen. Alle rheinbündischen Höfe meinten sich kraft ihrer neuen Souveränität berechtigt die letzten Trümmer der alten ständischen Rechte zu zerstören; das napoleonische Machtwort c'est commandé par les circonstances rechtfertigte jede Gewaltthat. Friedrich von Württemberg ließ gleich nach der Erwerbung der Königskrone dem Landtagsausschusse die Schlüssel zu der ständischen Kasse abfordern und beseitigte die alte von den tapferen Schwaben in dreihundertjährigen Kämpfen vertheidigte Landesverfassung, die einzige lebenskräftige im deutschen Süden, als eine „nicht mehr in die itzige Zeit passende Einrichtung"; seine Minister jubelten, jetzt endlich sei der Schlange des ständischen Trotzes der Kopf zertreten. Auch die Krone Dänemark benutzte die Auflösung des Reichs um Holstein ihrem Gesammtstaate einzuverleiben; König Gustav nahm seinen Pommern ihr altes Landesrecht und führte die schwedische Verfassung ein.

Die Anarchie eines neuen Interregnums brach über Deutschland herein; das Faustrecht herrschte, nicht mehr von adlichen Wegelagerern, sondern von fürstlichen Höfen gehandhabt. Mißtrauisch verfolgte Napoleon jede Regung des nationalen Gefühls in dem unterjochten Lande; Frankreichs Interesse verlangt, so schrieb er seinem Talleyrand, daß die Meinung in Deutschland getheilt bleibe. Als nun ein Ansbacher Yelin eine anonyme Flugschrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" herausgab — ein treugemeintes, gefühlsseliges Schriftchen, das in eiserner Zeit nur den friedlichen Rath fand: „weine laut auf, edler, biederer Deutscher!" — da schien dem Imperator selbst dieser Stoßseufzer des harmlosen Spießbürgerthums bedenklich, und er ließ den Buchhändler Palm, der das Buch verbreitet haben sollte, standrechtlich erschießen. Es war der erste Justizmord des Bonapartismus auf deutschem Boden; die klugen Leute in Baiern fingen an zu zweifeln, ob der Rheinbund wirklich den Sieg der Freiheit und der Aufklärung gebracht habe.

Wie anders als jener weinerliche Ansbacher wußte Friedrich Gentz zu seinem Volke zu reden! Die schönste seiner Schriften, die Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts verriethen freilich schon, daß der geistvolle Mann jetzt im Solde Oesterreichs schrieb; für das ehrwürdige Erzhaus hatte er nur Worte des Lobes und die offenkundigen Pläne der Hofburg gegen Baiern leugnete er kurzweg ab. Doch was wollten solche Bemäntelungen bedeuten neben der großartigen Offenheit, die hier mit flammenden Worten die letzten Gründe der deutschen Schande beleuchtete? Das alte Gleichgewicht der Mächte ist durch eine neue Weltherrschaft zerstört; nicht Napoleons Genie, sondern Deutschlands selbstverschuldete Wehrlosigkeit hat das Verhängniß heraufgeführt, und die große Frage der Zukunft lautet: soll Deutschland in seinem ganzen Umfange werden, was heute schon die Hälfte davon ist, was Holland und die Schweiz und Spanien und Italien wurde? Europa ist durch Deutschland gefallen; durch Deutschland muß es wieder emporsteigen. Einen Retter und Rächer ruft er auf, der uns einsetze in unser ewiges Recht, der Deutschland und Europa wieder aufbaue; und mit der Wucht seines Hohnes erdrückt er die Thoren, die von Frankreich das Heil der Welt erwarten: „eben der rächende Dämon, der sie zur Strafe ihrer hochmüthigen Plattheit durch den ganzen ermüdenden Kreis politischer Rasereien gepeitscht hat, schuf sie endlich aus Enthusiasten der Freiheit, einer scheuseligen fieberhaften Freiheit, zu Lobrednern der vollkommensten Sklaverei, die jemals die Völker gebeugt hatte, um."

Auch aus dem stillen Norden erklangen jetzt endlich wieder mächtige Worte vaterländischen Zornes. Als ein ergebener Unterthan der drei Kronen Schwedens hatte Ernst Moritz Arndt, der tapfere Sohn der Insel Rügen, bisher dahin gelebt; erst da die Schande den Deutschen in den Nacken schlug wallte das deutsche Blut in ihm auf und er

entsann sich seines Vaterlandes. Während des Krieges von 1805 schrieb er den ersten Theil des „Geistes der Zeit" und seitdem blieb er seinem unglücklichen Volke unerschütterlich als ein getreuer Eckart, ein Wecker der Gewissen zur Seite. Weder Gentzens umfassende Sachkenntniß, noch die stahlharte Schärfe und die bewußte Berechnung des großen Publicisten standen ihm zu Gebote; ein Kind der Natur wie er war brauchte er langer Jahre um die landschaftlichen Vorurtheile seiner schwedisch-pommerschen Heimath zu überwinden: die unklare Begeisterung für das Land der Wälder und der Freiheit, Skandinavien, und den Widerwillen gegen dies ärmlich nüchterne Preußen, das mit seinem verstandeskalten Friedrich doch allein die Spaltung Deutschlands verschuldet habe. Aber frisch und kräftig, wie die Wogen seines heimischen Meeres, mit einer ursprünglichen, unmittelbaren Macht der Empfindung, die so keinem anderen politischen Schriftsteller jener Tage gegeben war, strömte ihm die Rede aus dem übervollen liebeglühenden Herzen; jedes Wort war treu, muthig, wahrhaft wie die tiefen blauen Augen des ewig jugendlichen Mannes. Während die hart politischen Gedanken des Wiener Publicisten nur von Wenigen in diesem staatlosen Geschlecht verstanden wurden, schloß Arndt sein Buch mit dem kindlichen Ausruf: „ich liebe die Menschen;" er ergriff die Gemüther, weil er die Politik von der menschlichen Seite nahm. Er zuerst erkannte und strafte die sittlichen Schäden der geistigen Ueberbildung und rief dem klugen Jahrhundert zu: besser ist Leben als vom Leben schwatzen. „Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch. Ein Mensch ist selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden kann ohne schlechter zu werden; ein Volk ist es nie." Verwandte Stimmungen regten sich auch in der Berliner literarischen Jugend; seit den unseligen Ansbacher Händeln wollte das alte behagliche Selbstgefühl nicht wiederkehren. In den Kreisen Schleiermachers träumte man gern von dem nordischen Bunde, der durch Verkehrsfreiheit und gemeinsames Heerwesen die Deutschen des Nordens wieder zu Brüdern machen sollte.

Eben diesen Gedanken, den einzigen der noch Rettung verhieß, hatte die preußische Regierung selbst soeben aufgenommen. Während das heilige Reich unterging, der Süden und Westen sich der französischen Herrschaft beugten, unternahm König Friedrich Wilhelm — so sagte nachher sein Kriegsmanifest — die letzten Deutschen unter Preußens Fahnen zu versammeln. Vor zwei Jahren hatte er die norddeutsche Kaiserkrone, die ihm Napoleon anbieten ließ, rundweg zurückgewiesen weil er den Geschenken der Danaer mißtraute, und mit aufrichtigem Bedauern sah er jetzt das Reich zu Grunde gehen. Erst als die alte Rechtsgemeinschaft der deutschen Nation sich völlig auflöste, entschloß sich der gewissenhafte Fürst, jene bündischen Reformpläne, die seit dem Fürstenbunde am Berliner Hofe immer wieder aufgetaucht waren, endlich durchzuführen, und der Schirmherrschaft

Preußens über den Norden, die seit dem Baseler Frieden thatsächlich bestand, eine feste rechtliche Form zu geben. Er wollte, so schrieb er an Friedrich August von Sachsen, dem Rheinbunde ein Foederativsystem entgegensetzen, welches das nördliche Deutschland retten könnte. Preußen lenkte endlich wieder ein in die Bahnen einer gesunden deutschen Politik, und gerade diese Rückkehr zu seinen großen Ueberlieferungen sollte dem Staate eine schreckliche Demüthigung, die Strafe für vergangene Sünden bringen. Der König glaubte kein Wort mehr von den glatten Schmeichelreden, womit ihn Napoleon noch während des Winters überschüttet hatte. Seit dem Pariser Vertrage war er auf das Aergste gefaßt; er nannte die Stiftung des Rheinbundes, die dem alliirten Berliner Hofe nicht einmal im Voraus angezeigt wurde, eine Revolution und eine offenbare Feindseligkeit gegen Preußen; auch fühlte er sich keineswegs sicher im Besitze von Hannover, das er für das Bollwerk der Unabhängigkeit des Nordens hielt. Die Vereinigung dieses Landes mit der norddeutschen Großmacht entsprach so sehr dem europäischen Interesse, daß sogar in England einzelne Einsichtige zu einer friedlichen Verständigung mit dem Berliner Cabinet riethen; doch der Welfenstolz Georgs III. widerstand hartnäckig. Während Preußen also um Hannovers willen mit England einen unfruchtbaren Krieg führte, mußte der König zugleich fürchten, daß die Tücke seines Alliirten ihm das so theuer erkaufte Land wieder entreißen würde.

Es ward hohe Zeit die letzten Lande, die noch deutsch und frei waren, in wehrhaften Stand zu setzen. Jene Dreitheilung Deutschlands, wovon Hardenberg im Frühjahr träumte, war jetzt nahezu vollzogen, ganz anders freilich als der Vertrauensvolle gedacht hatte; dem preußischen Hofe blieb nur noch übrig, ohne Rücksicht auf Oesterreich und Frankreich vorzugehen und das Drittel Deutschlands, das in sein Machtgebiet fiel, selbständig zu gestalten. Da auch Haugwitz längst über Napoleons Absichten ins Klare gekommen war, so begann Preußen schon im Juli, noch bevor der Rheinbund abgeschlossen wurde, Verhandlungen mit dem Dresdner und dem Casseler Hofe wegen der Errichtung eines Norddeutschen Bundes. Der preußische Plan lehnte sich eng an die altgewohnten Institutionen des Reichs an, forderte von den kleinen Höfen nur die unerläßlichen militärischen Leistungen. Man verlangte die Kaiserwürde für Preußen, für die beiden Kurfürsten die längst ersehnten Königskronen; ferner einen Gesandtencongreß unter dem Directorium dieser drei Staaten und für jeden von ihnen die Stellung eines Kreisobersten in einem der drei Kreise des Bundes; endlich ein Bundesgericht und ein Bundesheer von 240,000 Mann, das im Kriege unter Preußens Oberbefehl stehen sollte. Aengstlich war Alles vermieden was den Dünkel der Bundesgenossen erbittern konnte: Congreß und Tribunal erhielten ihren Sitz nicht in Berlin, sondern nach altem Reichsbrauch in zwei kleinen Städten. Um

den Ehrgeiz Sachsens und Hessens zu befriedigen schlug man auch die Mediatisirung der Reichsritterschaft und einiger der allerkleinsten Grafen und Herren vor, wobei den beiden Mittelstaaten der Löwentheil zugedacht war.

Aber man erfuhr nochmals, daß diesem Staate ohne harte Arbeit kein Erfolg gelang: nicht so als ein Nothbehelf der Verlegenheit und nicht durch friedliche Unterhandlungen konnte die kühne Idee des preußischen Kaiserthums ins Leben treten. Die räthselhaften Schwankungen der Berliner Staatskunst hatten an allen Höfen tiefes Mißtrauen erregt; ihre zaudernde Verlegenheit erschien der Welt als durchtriebene Berechnung. Selbst an dem befreundeten Petersburger Hofe bezweifelte man eine Zeit lang, ob dieser Norddeutsche Bund nicht ein napoleonisches Ränkespiel sei. Oesterreich vollends konnte eine Politik, die einen Bruchtheil der alten Kaiserherrlichkeit auf Preußen zu übertragen suchte, nicht mit günstigen Augen ansehen. Kaiser Franz blieb voll Argwohns, zumal da Preußen die Verhandlungen streng geheim hielt; durch die Vermittlung des österreichischen Gesandten in Paris erhielt der Kurfürst von Sachsen zuerst die Nachricht, daß Napoleon ihn vor dem Berliner Ehrgeiz warnen lasse. Was ließ sich unter solchen Umständen von der guten Gesinnung jener Kleinstaaten erwarten, die von jeher gewohnt waren den Zweck zu wollen ohne die Mittel, Preußens Schutz zu beanspruchen ohne die geringste Gegenleistung?

Der Kurfürst von Hessen hatte soeben erst wegen des Zutritts zum Rheinbunde geheime Verhandlungen geführt und war nur deshalb mit Frankreich nicht handelseins geworden, weil Napoleon dem Habgierigen das Land der Darmstädter Vettern nicht schenken wollte. Nun betrieb er, immer in der Hoffnung auf Landgewinn, freudig den Plan des Norddeutschen Bundes; doch sein Eifer erkaltete gänzlich sobald sich herausstellte, daß Friedrich Wilhelms Rechtlichkeit die Mediatisirungen auf ein sehr bescheidenes Maß beschränken wollte. Das sächsische Cabinet zeigte wieder denselben steifen Hochmuth, wie einst bei den Berathungen über Friedrichs Fürstenbund. Von einer Unterordnung des Rautenkranzes unter ein preußisches Kaiserthum durfte gar nicht die Rede sein. Da Preußen nachgiebig die Kaiserwürde fallen ließ, forderte der Dresdner Hof ein Bundesdirectorium, das zwischen Preußen, Sachsen und Hessen reihum gehen sollte, und statt des Bundesheeres und des Bundesgerichts vielmehr drei Kriegsheere und drei Kreistribunale unter der Leitung der drei Vormächte. Die alte Sehnsucht der Albertiner nach der Einverleibung der ernestinischen Lande wurde wieder lebendig und blieb seitdem durch zwei Menschenalter der Lieblingswunsch der Dresdner Staatskunst. Auch die Hansestädte verhielten sich ablehnend, obgleich ihnen der Norddeutsche Bund schonend nur eine Geldzahlung statt der Kriegsleistungen zumuthete; sie beriethen insgeheim über die Bildung eines hanseatischen Sonderbundes. Als sodann die Kriegsgefahr näher rückte und Preußen von seinen kleinen

Schützlingen einen Beitrag zu den Verpflegungskosten der Armee verlangte, da bekundete der Schweriner Hof die patriotischen Gefühle des deutschen Kleinfürstenstandes in der unvergeßlichen Erklärung: so dankbar des Herzogs Durchlaucht den Allerhöchsten königlichen Schutz benutzen würde, wenn Sie Sich in Gefahr glaubten, so dringend müßten Sie unter den gegenwärtigen Umständen eine Beitragsleistung Sich verbitten. Der aufrichtige Schweriner Herr gab freilich sofort nach, als Preußen ihn an „die National-Ehre des zertretenen Vaterlandes“ erinnerte und mit dem Einmarsch seiner Truppen bedrohte. Indeß der ganze Verlauf der schleppenden Unterhandlungen lehrte, daß ein fester Bund mit diesen Höfen nicht anders als durch den Zwang der Waffen begründet werden konnte.

Das Widerstreben der kleinen Staaten fand seinen Rückhalt in Paris; durch Napoleons Treulosigkeit wurde der Norddeutsche Bund schon im Werden zerstört. Am 22. Juli hatte Talleyrand selbst den Berliner Hof aufgefordert, er möge Vortheil ziehen aus der Stiftung des Rheinbundes und sich ein norddeutsches Kaiserthum gründen. Die freundliche Einladung bezweckte selbstverständlich nur, Preußens Zustimmung zu der Auflösung des alten Reichs zu gewinnen. War doch der Rheinbund von Haus aus, wie der Schluß-Artikel seiner Verfassung deutlich aussprach, auf den Eintritt aller deutschen Kleinstaaten berechnet; kaum abgeschlossen ward er schon erweitert durch die Aufnahme des neuen Großherzogs von Würzburg. Im nämlichen Augenblicke, da Napoleon seinem Verbündeten die norddeutsche Kaiserkrone antrug, warnte er die Höfe von Dresden und Cassel vor dem preußischen Bündniß und ermuthigte insgeheim die großsächsischen Pläne wie die Sonderbundsversuche der Hanseaten. Am 13. August trat er noch weiter aus dem Dunkel heraus, ließ durch Dalberg den beiden Kurfürsten seinen Schutz gegen Preußens Mißwollen zusichern, falls sie dem Rheinbunde beitreten wollten; und vier Wochen darauf erklärte er dem Fürsten-Primas rundweg: er habe die volle Souveränität aller deutschen Fürsten anerkannt und werde keinen Oberherrn über ihnen dulden. Nirgends hinterließen diese französischen Umtriebe tieferen Eindruck als am Dresdner Hofe; sobald das Kriegswetter heraufzog, versuchte der geängstete Kurfürst ein ähnliches Doppelspiel zwischen Preußen und Frankreich, wie es Baiern ein Jahr zuvor zwischen Frankreich und Oesterreich durchgeführt hatte. Zu furchtsam und zu ehrlich um dem Nachbarn die Bundeshilfe zu versagen, dachte er sich doch für alle Fälle sicherzustellen und bat um plötzlichen Einmarsch der preußischen Truppen, weil er vor Napoleon als ein unfreiwilliger Bundesgenosse Preußens erscheinen wollte.

Durfte Preußen nach allen den kläglichen Demüthigungen der jüngsten Monate sich's auch noch bieten lassen, daß Napoleon ihm verbot die letzten Trümmer Deutschlands vor der Fremdherrschaft zu bewahren? Sollte man zuwarten bis der Treulose, der die Monarchie mit seinen Heeren umzingelt

hielt und in seinen Rheinfestungen unablässig rüstete, auf der Spitze seines Degens dem Könige einen neuen noch schimpflicheren Unterwerfungsvertrag entgegenreichte? „Napoleon greift uns an das Herz, so schrieb General Rüchel, er bedroht Sachsen und Hessen wider die heiligsten seiner Versicherungen.“ Nur das Schwert bot noch einen Ausweg aus der völlig unhaltbaren Lage. Schon seit dem Winter ahnten die einsichtigen Patrioten am Hofe, daß der Entscheidungskampf unaufhaltsam herannahe. Im Vorgefühle der nahen Katastrophe versuchte der Finanzminister Stein während des Frühjahrs den König von dem Einfluß seiner subalternen Rathgeber zu befreien. Er entwarf eine Denkschrift über die Gebrechen der Staatsregierung, das erste Programm seiner großen Reformpolitik: da Preußen keine Staatsverfassung hat und die oberste Gewalt nicht zwischen dem Oberhaupt und den Stellvertretern der Nation getheilt ist, so scheint die Regierungsverfassung um so wichtiger; die Gewalt ist der Raub einer untergeordneten Influenz geworden; darum Aufhebung der geheimen Cabinetsregierung, und statt ihrer ein Staatsrath und fünf Fachminister, in unmittelbarem Verkehre mit dem Könige; dazu neue kräftige Männer, denn man muß die Personen ändern, wenn man Maßregeln ändern will. Auch Blücher schalt mit seinem kühnen Freimuth laut wider die Rotte niederer Faulthiere, die den edlen König umlagere. Im September, kurz bevor die Würfel fielen, brachten dann mehrere Prinzen des königlichen Hauses, Stein, Blücher und Rüchel eine gemeinsame Vorstellung vor den Thron: sie sagten dem Könige „was ganz Preußen, ganz Deutschland und Europa weiß“, beschworen ihn, Haugwitz, Beyme und Lombard zu entlassen. Wie tief mußte das feste Gefüge des alten Absolutismus erschüttert sein, wenn königliche Prinzen einen solchen Schritt wagen durften! Friedrich Wilhelm aber war nicht gesonnen das Ansehen seiner Krone gefährden zu lassen, er nannte das Unterfangen eine Meuterei, gab den Bittenden einen ungnädigen Bescheid. So blieben denn die alte und die neue Zeit in den entscheidenden Aemtern unvermittelt neben einander: im Heere stand der Generalquartiermeister Scharnhorst neben dem Oberfeldherrn, dem Herzog von Braunschweig, im Ministerium saß Stein neben Haugwitz, im Cabinet trieb Lombard sein Wesen, während Hardenberg dem Monarchen vertraulichen Rath ertheilte. Unter solcher Leitung nahm die unförmliche alte Monarchie den Kampf auf wider den Gewaltigen, von dem die Franzosen mit scheuer Bewunderung sagten: er weiß Alles, er will Alles, er kann Alles!

Eine neue Verrätherei Napoleons führte endlich den Ausbruch des unvermeidlichen Krieges herbei. Wie oft und feierlich hatte Frankreich seinem preußischen Verbündeten den Besitz von Hannover gewährleistet; nun erfuhr man plötzlich in Berlin, daß der Imperator, der den Sommer über eine große Friedensverhandlung mit England und Rußland führte, sich unbedenklich erboten habe den Welfen ihr Stammland wieder aus-

zuliefern. Auf diese Nachricht schrieb Friedrich Wilhelm sofort (9. August) an den Czaren: „wenn Napoleon mit London über Hannover verhandelt, so will er mich verderben.“ Der König sah voraus, daß binnen Kurzem der unwürdige Zustand vom Februar sich erneuern mußte, daß Preußen nur noch die Wahl hatte abermals eine schimpfliche Beraubung schweigend zu ertragen oder den Einbruch der großen Armee mit den Waffen abzuweisen. Darum wurde das preußische Heer auf Kriegsfuß gesetzt und im Magdeburgischen versammelt. Mit diesem Schritte berechtigter Nothwehr war der Krieg entschieden. Denn obwohl Frankreichs Verhandlungen mit England sich zerschlugen und der geplante Handel mit Hannover vorläufig nicht zu Stande kam, so stand doch, nach den geheimen Umtrieben der französischen Diplomatie in Dresden und Cassel, mit voller Sicherheit zu erwarten, daß Napoleon freudig den bequemen Anlaß benutzen werde, um den einzigen Staat niederzuwerfen, der noch die Ausbreitung des Rheinbundes über das gesammte Deutschland verhinderte. Der König mußte gewärtig sein, daß in den nächsten Tagen schon Frankreich drohend die Abrüstung des preußischen Heeres und die Auflösung des werdenden Norddeutschen Bundes forderte. Mit vollem Rechte schrieb er seinem russischen Freunde: der Friede sei nur noch unter zwei Bedingungen möglich, wenn Napoleon seine Truppen aus Deutschland zurückziehe und sich verpflichte, dem Norddeutschen Bunde nichts mehr in den Weg zu legen; es bleibe nichts mehr übrig als der Krieg, denn wer könne diesem Manne Gesetze vorschreiben?

Wenn der Imperator gleichwohl mit seinen letzten Forderungen nicht sofort heraustrat, so geschah es nur, weil er vorerst den Erfolg der mit Rußland eingeleiteten Friedensverhandlungen abwarten wollte. Mit vollendeter Umsicht, jeden Schritt berechnend, betrieb er seit Monaten die diplomatischen und militärischen Vorbereitungen für den preußischen Krieg; keinen andern seiner Eroberungszüge hatte er je so behutsam eingeleitet, denn er dachte noch immer hoch von dem fridericianischen Heere. Es gelang ihm, den Gegner von den anderen Großmächten fast völlig zu trennen, und er hielt sein Spiel so wohl verdeckt, daß Mit- und Nachwelt ihm die Lüge glaubte, dieser dem preußischen Staate aufgezwungene Vertheidigungskrieg sei durch einen verzweifelten Entschluß des Königs muthwillig vom Zaune gebrochen worden. Das Märchen fand in Preußen selbst Anklang, da nach dem unheilvollen Verlaufe des Waffenganges Jedermann die Politik von 1806 verwünschte.

Durch die Abtretung Hannovers hatte Napoleon den preußischen Hof mit England verfeindet; nun beredete er den russischen Bevollmächtigten Oubril zum Abschluß eines Sonderfriedens. Versagte der Czar dem eigenmächtigen Schritte seines Gesandten die Genehmigung, so lag noch eine andere Waffe bereit, die den Petersburger Hof von dem preußischen Kriege fern halten sollte. Schon im August ging der Corse Sebastiani

nach Konstantinopel, um den Sultan Selim zum Kriege gegen Rußland zu verlocken. Er fand den Divan in zorniger Aufregung, weil Czartoryskis unstäte plänereiche Politik die aufständischen Serben insgeheim ermuthigt, die Hospodare der Donauprovinzen unter russischen Einfluß gebracht und Unruhen unter den Inselgriechen angezettelt hatte. Es hielt nicht schwer die Pforte vorwärts zu drängen. Als Czar Alexander den Oubril'schen Sonderfrieden verwarf, wußte man in Paris bereits, daß Rußland jedenfalls nur mit halber Kraft in den preußischen Krieg eingreifen konnte. Bald nach den Schlachten in Thüringen brach der Kampf an der Donau aus, und Napoleon mahnte den Sultan: „jetzt ist es Zeit Deine Unabhängigkeit zu erobern!" Durch diese orientalischen Händel sicherte sich Napoleon zugleich die Neutralität Oesterreichs. Der Haß wider den Sieger von Austerlitz war in Wien stärker, als das Mißtrauen gegen Haugwitz, stärker sogar als die Befriedigung über die Noth des norddeutschen Nebenbuhlers. Aber die Macht Oesterreichs war durch den letzten Krieg so tief erschüttert, daß sie in der Verwicklung des Augenblicks kaum noch mitzählte, und jetzt wurde sie vollends gelähmt durch die unberechenbaren türkischen Wirren. Sobald Alexanders Truppen in der Wallachei einrückten, rieth Erzherzog Karl seinem kaiserlichen Bruder zur Besetzung von Belgrad; Monate lang blieb das Wiener Cabinet gefaßt auf einen Krieg gegen Rußland. Die Hofburg nahm daher die preußischen Aufforderungen ebenso kühl auf, wie Napoleons Anfragen wegen einer Allianz zum Schutze der Unabhängigkeit Sachsens; um sich die Gunst des Imperators zu sichern verrieth sie sogar dem Tuilerienhofe einige kriegerische Depeschen des preußischen Ministers.

Also war Haugwitz durch die diplomatische Meisterschaft des Gegners umgarnt und in Wahrheit schon geschlagen; gleichwohl wiegte er sich in glückseligen Hoffnungen. Er rechnete zuversichtlich auf Oesterreichs Beistand, wozu gar kein Grund vorlag, und wähnte, das Volk des Rheinbundes werde freiwillig den Fahnen des Königs zuströmen, während überall Mißtrauen und Kaltsinn den Preußen begegneten. Nur Rußlands Hilfe hatte der König durch geheime Verhandlungen in Petersburg seinem Staate gesichert; aber auch der Czar ahnte nichts von der Größe der Gefahr, sondern meinte durch ein Hilfsheer von 70,000 Mann genug zu leisten und ließ sich in den orientalischen Krieg hineinziehen, derweil der Kampf um Preußens Dasein anbrach. Dazu quälte wieder die Sorge um die unzuverlässigen polnischen Provinzen. Der wohlmeinende Fürst Radziwill rieth, der König möge den Namen eines Königs von Polen, der Czar den eines Königs von Litthauen annehmen, „diese Titel würden jedes andere Gefühl verwischen." Friedrich Wilhelm hütete sich wohl dem zweischneidigen Rathe zu folgen; doch unterdessen entwarf man in Paris ein Manifest, das die Polen aufrief an der Seite ihrer alten französischen Bundesgenossen für die Freiheit zu kämpfen. Für die Eröffnung des Feldzugs

konnte Preußen allein auf Kursachsens Mitwirkung rechnen, und dieses einen Freundes Treue wankte schon längst. Mehrmals ließ Napoleon dem Dresdner Hofe erklären, er betrachte Sachsens Theilnahme an dem Kriege als erzwungen; der ängstliche Kurfürst wagte den offenbaren Verrath noch nicht, doch beließ er seinen Gesandten in Paris und sprach, schon bevor die Nachricht von der Jenaer Schlacht eintraf, dem französischen Kaiser seinen Dank aus für die freundschaftliche Gesinnung. Mit Sicherheit durfte Napoleon auf Kursachsens Abfall rechnen; der hessische Kurfürst aber blieb neutral, da seine Habgier von diesem Kriege nichts erwarten konnte, und Haugwitz ließ ihn gewähren.

In solcher Vereinsamung erhob Preußen die Waffen wider die Macht des gesammten Westeuropas. Nur eine vorsichtige Vertheidigung konnte dem ungleichen Kampf einen leidlichen Ausgang sichern; gestützt auf jenes Festungsdreieck zwischen Elbe und Oder, das so oft schon die Rettung des bedrängten Staates gewesen, durfte man vielleicht hoffen die Uebermacht des Feindes so lange hinzuhalten, bis das Hilfsheer aus dem Innern Rußlands herankam. Aber Haugwitz wollte der mißtrauischen Welt unzweideutig beweisen, daß es ihm Ernst sei mit dem Kriege; er rieth zum Angriff, auch die fridericianischen Traditionen des Heeres sprachen für die verwegene Offensive. So beschloß man durch Thüringen gegen Süddeutschland vorzubrechen und setzte für dies tollkühne Unternehmen nicht einmal die gesammte Armee in Marsch. Alle ostpreußischen und die Mehrzahl der südpreußischen Regimenter, an vierzigtausend Mann, blieben in der Heimath zurück. Wie anders wußte Napoleon für Krieg und Sieg zu rüsten. Noch im August schob er die Truppen des Rheinbundes bis an die Grenzen Thüringens heran; in den ersten Septembertagen erließ er sodann seine Marschbefehle an die große Armee, jeden Tagemarsch mit peinlicher Genauigkeit bestimmend. Seine Spione bereisten die Straßen von Bamberg bis Berlin; eine Kriegskasse von 24,000 Fr. war ihm genug, alles Weitere ergab sich von selbst nach dem sicheren Siege.

Noch bestimmter als im vorigen Jahre bezeichnete der Imperator diesmal die Zertheilung Deutschlands, die Unabhängigkeit aller deutschen Kronen als das Ziel des Krieges; für diesen Zweck verlangte er in einem Rundschreiben die Heeresfolge der Rheinbundshöfe. Dem Senate erklärte eine kaiserliche Botschaft, wie Napoleon sich verpflichtet fühle das überfallene Sachsen vor dem Ehrgeiz eines ungerechten Nachbars zu sichern, und nach Ausbruch des Krieges verkündete ein Manifest „den Völkern Sachsens“: Frankreich komme sie zu befreien. Die Franzosen, so viele in dem abgestumpften Geschlechte sich noch um politische Fragen kümmerten, stimmten ihrem Herrscher freudig bei; galt doch die Beschützung der deutschen Kleinstaaterei allgemein als die Aufgabe der nationalen Politik, seit Heinrich II. sich zuerst zum ewigen Defensor deutscher Libertät aufgeworfen hatte. Ebenso bereitwillig folgten die Fürsten des Rheinbundes dem Schirmherrn des

deutschen Particularismus; Friedrich von Württemberg tobte im Zorne der beleidigten Majestät, als der Herzog von Braunschweig ihn an das gemeinsame Vaterland und an die Pflichten deutscher Fürsten mahnte. Die süddeutschen Offiziere frohlockten bei dem Gedanken endlich einmal diesen übermüthigen Preußen die Schande von Roßbach und von Leuthen zu vergelten; die Landsknechtsroheit der bairischen und württembergischen Soldaten hauste in den preußischen Quartieren noch ärger als die Franzosen selbst.

Wohl war es ein heiliger Krieg; erst durch ihn und sein schreckliches Mißlingen wurde die alte Ordnung des deutschen Lebens völlig vernichtet. Was dort in Regensburg zusammenstürzte war ein leerer Schatten; was aber auf den Schlachtfeldern Thüringens und Ostpreußens zertrümmert wurde, das war der lebendige deutsche Staat, der einzige, der dem politischen Dasein dieses Volkes einen Inhalt und ein Ziel gegeben hatte. Ihn traf das Verderben, als er nach langer Verirrung sich wieder auf sich selbst besann, den Kampf aufnahm wider die Zwingherrschaft der Fremden und die Felonie der heimischen Fürsten. Nichts konnte ehrlicher sein als der schonungslos aufrichtige Absagebrief des Königs an Napoleon; nichts berechtigter als die drei Forderungen des preußischen Ultimatums vom 1. October: Abzug der Franzosen aus Deutschland, Anerkennung des Norddeutschen Bundes, friedliche Verständigung über die andern zwischen den beiden Mächten noch schwebenden Streitfragen. Selbst aus dem weitläufigen ungeschickten Kriegsmanifeste brach doch zuweilen ein Ton würdigen nationalen Stolzes hervor: der König ergreift die Waffen „um das unglückliche Deutschland von dem Joche, worunter es erliegt, zu befreien; vor allen Tractaten haben die Nationen ihre Rechte!“

Im Volke wie im Heere regte sich noch kaum eine Ahnung von dem großen Sinne des Krieges. Wie ein Prediger in der Wüste stand Schleiermacher auf der Kanzel der Ulrichskirche zu Halle und deutete den Verblendeten die Zeichen der Zeit: „unser Aller Leben ist eingewurzelt in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung; und diese gilt es!“ Auch Fichte blieb noch einsam, von Wenigen verstanden. Sobald der Ernst des Kampfes an Preußen herantrat, erwachte in dem tapferen Manne die lebendige Staatsgesinnung; alle seine weltbürgerlichen Träume warf er entschlossen hinter sich, und mit flammenden Worten pries er den Beruf des vaterländischen Kriegers: „was ist der Charakter des Kriegers? opfern muß er sich können. In ihm kann die wahre Gesinnung, die rechte Ehrliebe gar nicht ausgehen, die Erhebung zu etwas, was über das Leben und seine Genüsse hinausliegt.“ In den selbstgenügsamen Kreisen des Offizierscorps hatte man kaum ein geringschätziges Lächeln übrig für die begeisterten Reden des sonderbaren Schwärmers; hier herrschte noch der steife Dünkel der fridericianischen Zeiten und daneben eine freche Tadelsucht, die an jedem Befehle der Vorgesetzten ihren Witz übte. Niemand übersah noch vollständig, wie schwer

die Armee durch den tiefen Schlummer des jüngsten Jahrzehnts gelitten hatte. Am richtigsten vielleicht urtheilte der König selbst; die Unordnung, das Besserwissen, die Schwerfälligkeit in Allem und Jedem entgingen seinem klaren Blicke nicht; doch wie hätte der Schüchterne gegen den weltberühmten alten Braunschweiger sein Ansehen brauchen sollen? Der gemeine Soldat that mechanisch seine Schuldigkeit. Die Massen des Volkes blieben kalt und gleichgiltig; nur die Alten, die den großen König noch gekannt, vertrauten fest auf die scharfen Fänge des preußischen Adlers, sprachen prahlend von dem Zuge nach Paris.

So begann der einzige gänzlich verlorene Feldzug der glückhaften preußischen Kriegsgeschichte. Beispiellos wie das Aufsteigen dieses Staates gewesen, sollten auch seine Niederlagen werden, allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich wie selbsterlebtes Leid, allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demuth und zur Treue. Napoleon flammte auf in wilder Schadenfreude, als er die ruhmreichste der alten Mächte so hilflos unter seinen Griffen sah; die Schmähungen troffen ihm von den Lippen; noch niemals war er so ganz Leidenschaft, so ganz Haß und Grimm gewesen. Er fühlte, daß in diesem Staate Deutschlands letzte Hoffnung lag; er ahnte mit dem Instincte der Gemeinheit, daß diese Hohenzollern doch von anderm Metall waren als Kaiser Franz und die Satrapen des Rheinbundes. In seinen Ansprachen an die Armee überschüttete er vor Allen die edle Königin mit pöbelhaftem Schimpf; sie, die an den entscheidenden Berathungen des Augusts gar keinen Antheil genommen, sollte die Schuld tragen an „dem Bürgerkriege", der das arglose Frankreich so ganz unvermuthet überraschte; sie dürstete nach Blut, sie setzte, eine andere Armida, im Wahnsinn ihr eigenes Schloß in Brand. Noch bevor die Schwerter an einander schlugen war bereits entschieden, daß zwischen Napoleon und den Hohenzollern nie wieder ein ehrlicher Friede bestehen konnte. Höhnend schloß der Imperator sein Kriegsmanifest: möge Preußen lernen, daß, wenn es leicht ist durch die Freundschaft der großen Nation Land und Leute zu gewinnen, ihre Feindschaft schrecklicher ist als die Stürme des Oceans!

Wie Haugwitz durch die Eigenmächtigkeiten des letzten Winters den Staat in seine verzweifelte diplomatische Lage gebracht hatte, so verschuldete er auch die verfehlte Einleitung des Feldzugs. Trotz ihres ungeheuren Trosses hatte die preußische Armee ihren Aufmarsch in Thüringen früher beendet als der Feind; aber der beabsichtigte Einfall in Franken unterblieb, weil Haugwitz erst den Erfolg seines Ultimatums abwarten wollte. Man verlor einige unschätzbare Tage in zwecklosem Verweilen nördlich des Thüringerwaldes. Da kam die Nachricht, daß der Feind durch das östliche Thüringen auf der Nürnberg-Leipziger-Straße heraneile, die linke Flanke der Preußen bedrohend. Der Herzog von Braunschweig fürchtete für seine Rückzugslinie und befahl den Abmarsch nach der Elbe. Auf

diesem Rückzuge wurde die Armee zugleich vom Süden und vom Osten her angegriffen. Der Kaiser selbst rückte durch das Saalthal nordwärts. Die Vorhut der Preußen ward bei Saalfeld geworfen; der Tod des hochherzigen Prinzen Louis Ferdinand schlug als ein unheilvolles Vorzeichen die Zuversicht der Truppen völlig nieder, und mit Entsetzen hörten die Offiziere aus den zerstreuten Haufen den in der preußischen Armee noch unbekannten Ruf: wir sind Versprengte!

Fürst Hohenlohe aber verlor jetzt in einem Tage den einst am Rheine ritterlich erworbenen Soldatenruhm. Er ging mit seinem preußisch-sächsischen Corps auf die Hochebene des linken Saalufers über Jena zurück, und da ihm verboten war sich in ein ernstes Gefecht einzulassen, so versäumte er nicht nur die Flußübergänge, sondern auch die das Thal und die Hochfläche überschauenden Höhen zu besetzen. Napoleon bemerkte den Fehler sofort, bemächtigte sich alsbald der Höhenränder, führte selber Nachts, mit der Fackel in der Faust, das Geschütz die steilen Abhänge hinauf: und als der nebelgraue Morgen des 14. Octobers anbrach, hielt der Imperator schon den sicheren Sieg in Händen. Wie sollte dieser Bruchtheil der preußischen Armee die Position von Vierzehnheiligen behaupten gegen das französische Hauptheer, das jetzt mit erdrückender Uebermacht von den beherrschenden Höhen aus den Angriff begann? Der deutsche Soldat focht tapfer, des alten Ruhmes würdig, die preußische Reiterei zeigte sich den Wälschen wie immer überlegen; nur im zerstreuten Gefechte konnte das schwerfällige Fußvolk mit den flinken Tirailleurs Napoleons sich nicht messen. Die Franzosen beflügelte das kriegerische Feuer junger sieggewohnter Führer, die Alliirten lähmte die Bedachtsamkeit ihrer hilflosen alten Stabsoffiziere; voyez donc le pauvre papa saxon! rief der französische Soldat mit spöttischer Verwunderung einem gefangenen greisen Obersten zu. Noch konnte General Rüchel mit seinen frischen Truppen der geschlagenen Armee einen geordneten Rückzug sichern, aber er führte die Regimenter vereinzelt zu nutzlosem Kampfe vor. Also ward auch die Reserve mit in die Niederlage verwickelt, und als nun in der frühen Herbstnacht der Rückmarsch gegen Weimar angetreten wurde, da zerrissen die letzten sittlichen Bande, welche dies Heer noch zusammenhielten. Taub gegen die Mahnungen ungeliebter Führer dachte der Soldat nur an sich selber. In einem unförmlichen Klumpen wälzten sich die Trümmer der Bataillone und der Batterien, dazwischen eingekeilt der unendliche Troß, über die Hochebene dahin; jeder Hornruf des nachsetzenden Feindes steigerte die Verwirrung, weckte die gemeine Angst um das Leben. „Das waren Gräuel,“ sagte Gneisenau, dieser fürchterlichen Nacht gedenkend; „tausendmal lieber sterben, als das noch einmal erleben!“ Vergeblich sammelte er einige Haufen der Flüchtigen am Rande des Webichtholzes nahe vor Weimar um den Rückzug des Corps zu decken. Er sollte lernen, was die dämonische Macht des Schreckens über ein geschlagenes Heer ver-

mag; ein letzter Angriff der französischen Reiter aufs Gerathewohl in das Dunkel der Nacht hineingeführt, warf Alles in wilder Flucht auseinander. Unauslöschlich haftete dies Bild des Entsetzens in der Seele des Helden, ein Vermächtniß für die Tage der Vergeltung.

Gleichzeitig erfocht Davoust einige Meilen weiter flußab einen ungleich schwereren Sieg über die preußische Hauptarmee. Er zog auf der Straße von Naumburg westwärts um den Preußen den Weg zur Elbe zu verlegen. Als seine Colonnen am Morgen des Vierzehnten soeben aus dem Kösener Engpasse auf die wellige Hochfläche hinaufgerückt waren, die zwischen Hessenhausen und Auerstädt steil über dem linken Saalufer emporsteigt, da stießen die beiden Heere plötzlich im dichten Nebel auf einander, beide im Marsch, beide des Kampfes nicht gewärtig, die Preußen hier dem Feinde an Zahl reichlich gewachsen. Schon während der ersten Stunden der Schlacht wurde der Herzog von Braunschweig tödlich verwundet; das preußische Heer blieb in den entscheidenden Augenblicken ohne Oberbefehl. Wohl drang Scharnhorst mit dem linken Flügel siegreich vor, doch die Reiterei des rechten Flügels ward ungeschickt verwendet, und das zweite Treffen nahm an dem Kampfe gar nicht theil, denn in diesem Friedensheer wagte kein General auf eigne Faust zu handeln. So glückte es dem Feinde, freilich nur mit dem Aufgebote seiner letzten Reserven, den rechten Flügel der Preußen zu werfen, und nunmehr mußte auch Scharnhorst weichen. In leidlicher Ordnung ging das Heer zurück um weiter westlich bei Buttstedt gegen Norden abzubiegen und den Weg über Sangerhausen nach Magdeburg einzuschlagen. Dieselbe Rückzugsstraße hatte auch Hohenlohe von Weimar aus genommen, und jetzt erst da die beiden geschlagenen Heere im Dunkel der Nacht auf einander trafen, ward der Schrecken allgemein und die Hauptarmee in die Zerrüttung des Hohenlohischen Corps mit hineingerissen. Die Mannschaft sah stumpf und theilnahmlos den Untergang des alten Preußens, schaarenweise verließ sie die Fahnen; selbst Gefangene, die ein beherzter Reitertrupp wieder befreit hatte, weigerten sich die Waffen wieder aufzunehmen. Als man der Heimath näher kam, stahl sich auch mancher treue Mann zu den Seinigen hinweg; die Altgedienten sagten: ich habe lang genug den Kuhfuß getragen, der König hat der jungen Bursche genug, die mögen es ausfechten! Der Zauber der fridericianischen Unbesiegbarkeit war gebrochen, ein Kriegsruhm ohne Gleichen war verloren.

Schon am 15. October legte Napoleon allen preußischen Provinzen diesseits der Weichsel eine Contribution von 159 Mill. Fr. auf, denn das Ergebniß der gestrigen Schlacht sei die Eroberung aller dieser Lande. Vermessener hatte der Glückliche noch nie geprahlt, und doch sollte die frevelhafteste der Lügen durch ein wunderbares Geschick zur buchstäblichen Wahrheit werden. Der Dresdener Hof vollzog sogleich nach der Niederlage den längst geplanten Abfall und trat zu Napoleon über. Acht Tage

nach der Schlacht wurden die preußischen Gebiete links der Elbe, sowie die Besitzungen der Oranier und des hessischen Kurhauses vorläufig dem französischen Kaiserreiche einverleibt. Das System zweideutiger Neutralität, das der Kurfürst von Hessen mit Napoleons Zustimmung eingehalten, fand jetzt seine Strafe: der Sieger wollte den geheimen Feind in seinem Rücken nicht mehr dulden. In Münster feierte die altständische Libertät jubelnd die Erlösung vom preußischen Joche; man riß die schwarzweißen Schlagbäume nieder, französische und münsterländische Fahnen verherrlichten den Einzug der napoleonischen Truppen. Auch in Hannover wurden die schwarzen Adler eilfertig abgenommen und die Entfernung der preußischen Beamten mit unverhohlener Schadenfreude begrüßt.

Während also die neuen Provinzen verloren gingen, erlitt die Reservearmee bei Halle eine Niederlage, und da sie nach Magdeburg zurückwich statt die Hauptstadt zu sichern, so konnte Napoleon ungehindert auf der Sehne des weiten Bogens, den die Besiegten beschrieben, seinen Siegeszug nach Berlin fortsetzen. Furchtbar rächte sich nun der selbstgefällige Hochmuth der bequemen Friedenszeiten. Keiner der festen Plätze war gerüstet; denn Niemand hatte das Vordringen des Feindes bis in das Herz der Monarchie für denkbar gehalten; der schwerfällige Staatshaushalt, der nach der Weise eines guten Hausvaters die Ausgaben nach den Einnahmen bemaß, gebot auch gar nicht über die Mittel für außerordentliche Fälle. Mancher der abgelebten alten Festungscommandanten war in jungen Jahren ein wackerer Offizier gewesen, doch ihr Pflichtgefühl entsprang nicht der Vaterlandsliebe, sondern dem Standesstolze; das Heer war ihnen Alles, erfroren in steifem Dünkel erwarteten sie gelassen den unfehlbaren Sieg der fridericianischen Regimenter. Als nun die sinnverwirrende Kunde von der Niederlage durch das Land flog, als die elenden Trümmer dieses unüberwindlichen Heeres in Magdeburg anlangten, die ganze Stadt mit Schrecken und Verwirrung füllend, da ward den alten Herren zu Muthe, als ginge die Welt unter; jeder Widerstand schien ihnen nutzlos, was ihrem Leben Halt gegeben war zerbrochen. Nach dem Falle von Erfurt, das sogleich nach der Schlacht schimpflich capitulirte, öffneten bald auch die Hauptfestungen des alten Staates, Magdeburg, Küstrin, Stettin, und mehrere kleinere Plätze ihre Thore.

Mit richtigem Gefühle warf das treue Volk seinen Zorn zumeist auf „die Federbüsche“, die Generale; denn wie der Verlust der Doppelschlacht wesentlich durch die Führung verschuldet war, so auch diese letzte Schmach. Ueberall zeigte die Haltung der Besatzungen, daß sie eines besseren Looses würdig waren. Junge Offiziere zerbrachen in wilder Verzweiflung ihre Degen, gemeine Soldaten setzten einander die Muskete auf die Brust und feuerten ab um nur den Schimpf der Capitulation nicht zu erleben; in Küstrin meuterten mehrere Bataillone gegen den ehrlosen Commandanten. Aber so machtlos war noch das öffentliche Urtheil: keiner dieser pflichtver-

gessenen Alten hat nachher, als die schimpfliche Strafe ihn ereilte, ein beschmutztes Leben durch freiwilligen Tod gesühnt. Auch Fürst Hohenlohe ging mit Unehren zu Grunde: unter unsäglichen Entbehrungen hatte er die Trümmer seines Corps auf weiten Umwegen bis in die Ukermark geführt, da ereilten ihn die Franzosen bei Prenzlau, in den Sümpfen am Ukersee. Erschöpft an Leib und Seele, tief erschüttert durch die Unglücksbotschaften, die ihm von allen Seiten zuströmten, ließ er sich durch Murats Lügen über die Stärke des Feindes gröblich täuschen; der Schwager Napoleons verpfändete nach dem Brauche dieser Abenteurer des Kaiserreichs unbedenklich sein Ehrenwort für eine bewußte Unwahrheit. Ein letzter verzweifelter Angriff des tapferen Prinzen August scheiterte; das Hohenlohische Corps capitulirte im freien Felde. So endete jener ritterliche Fürst, der einst die Zierde des preußischen Heeres war, der in den Versuchungen der rheinbündischen Tage allein unter den Fürsten des Südens ehrenhaften Muth und deutsche Treue bewährt hatte.

Die Armee war vernichtet. Durch den Fall von Stettin und Küstrin ward auch die Oderlinie unhaltbar, und völlig aussichtslos schien der Gedanke, mit den ostpreußischen Regimentern jenseits der Weichsel noch einen letzten Widerstand zu versuchen. Napoleon schrieb dem Sultan befriedigt: „Preußen ist verschwunden;“ und selbst Gentz meinte: „es wäre mehr als lächerlich, an die Wiederauferstehung Preußens auch nur zu denken!“ Wie viele Stürme waren über diesen Staat dahin gegangen seit seine Herrscher ihm den steilen Weg zur Größe wiesen; schon oft hatte die Hauptstadt den Landesfeind in ihren Mauern gesehen; doch jetzt zum ersten male in Preußens ehrenreicher Geschichte gesellte sich dem Unglück die Schande. Scham und Reue brannten verzehrend in Aller Herzen, und die rohe Schadenfreude des Eroberers unterließ nichts, was solche Empfindungen stärken konnte. Geflissentlich trug er die Verachtung gegen Alles was preußisch hieß zur Schau; im Königsschlosse der Hohenzollern schrieb er neue unfläthige Schmähungen gegen die Königin Luise. Rock und Degen Friedrichs des Großen schenkte er den Invaliden in Paris unter Hohnreden gegen diesen Hof, der das Grab seines größten Mannes so schmucklos lasse; den Obelisken auf dem Roßbacher Schlachtfelde zertrümmerte die kaiserliche Garde; die Victoria vom Brandenburger Thore wurde herabgerissen um an der Seine in einem Schuppen zu verschwinden. Welch ein Anblick, als das glänzende Regiment der Gensdarmes, entwaffnet, abgerissen und halbverhungert, in jammervollem Zustande wie eine Viehheerde die Linden hinab getrieben wurde. Unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, in feierlichem Aufzuge trug man die alten Fahnen mit dem sonnenwärts fliegenden Adler, ganze Körbe voll silberner Pauken und Trompeten durch die Stadt, beredte Zeugen alten Ruhmes, neuer Schande. Von den Truppen, die im Felde gestanden, war die Garde du Corps wohl das einzige Regiment, das alle seine alten Ehrenzeichen ge-

rettet hatte. Bald wurde verboten, daß irgend eine preußische Uniform sich in Berlin blicken lasse; auch die pensionirten alten Offiziere sollten den blauen Rock ausziehen. Dazu die unerschwinglichen Contributionen, dazu der Uebermuth, die Völlerei, die Erpressungen der Einquartierung. Am 21. November erließ Napoleon aus Berlin jenes unerhörte Decret, das allen Handel mit England verbot, alle englischen Waaren zur Confiscation verurtheilte: das System der Continentalsperre war begründet, Deutschlands Wohlstand auf Jahre hinaus gewaltsam unterbunden.

Es fehlte nicht an Zügen ehrloser Unterwürfigkeit; die Niedertracht, die in keinem Volke mangelt, erschien hier häßlicher als anderswo, denn deutsche Formlosigkeit versteht sich nicht, wie die feinere Bildung der Romanen, auf die zweifelhafte Kunst den äußeren Anstand mitten in der Gemeinheit zu wahren. Mancher schlechte Gesell bot dem Eroberer kriechend seine Dienste an. Lange, Buchholz und andere Chorführer der Berliner Aufklärung verherrlichten den Sieg der Vernunft über das adliche Vorurtheil: der Haß des Volkes gegen den Uebermuth der Offiziere bekundete sich in einigen empörenden Auftritten roher Spötterei. Auch die schwerfällige Pedanterei und die gedankenlose Pünktlichkeit des Beamtenthums lähmten dem Staate die Widerstandskraft; alle Behörden besorgten in der wilden Zeit ruhig ihr gewohntes Tagewerk, also daß die einrückenden Sieger überall einen geordneten Verwaltungsapparat zu ihren Diensten vorfanden und mancher wohlmeinende alte Kriegsrath, ohne es selber recht zu merken, ein Werkzeug des Feindes wurde. Unter den Fällen offenbaren Verrathes erschien keiner so schmählich wie der Abfall Johannes Müllers. Den pathetischen Lobredner altdeutscher und schweizerischer Freiheit rissen die Triumphe des Imperators zu knechtischer Bewunderung hin; er hielt es an der Zeit sich gänzlich umzudenken, feierte in schwülstigen Perioden Napoleon und Friedrich als die Heroen der modernen Welt. Da sagte ihm sein alter Genosse Gentz empört die Freundschaft auf und wünschte ihm nur die eine Strafe von allmächtigem Gewicht: daß er den Usurpator gestürzt und Deutschland wieder frei und glücklich sehen möge! Minder unwürdig, doch ebenso krankhaft war die wissenschaftliche Gelassenheit, womit Hegel sich den Untergang seines Vaterlandes zurechtlegte: der meinte die Weltseele zu sehen, als Napoleon über das Feld von Jena sprengte, und zog aus dem Falle des alten Preußens die kluge Lehre, daß der Geist immer über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davontrage. Ueberhaupt wurde dort in Thüringen der erste betäubende Eindruck des Unglücks rasch verwunden; erst unter dem unbarmherzigen Drucke der folgenden Jahre lernte das mitteldeutsche Volk, wie fest sein eigenes Leben mit dem Schicksale des preußischen Staates verwachsen war.

In den alten preußischen Provinzen begann der Umschwung der Stimmungen schon früher, unmittelbar nach den ersten Niederlagen. Napoleons zügelloser, beständig wachsender Haß gegen Preußen nährte sich

an dem geheimen Argwohne, daß in diesem Staate, trotz aller Schmach und Thorheit der jüngsten Wochen, doch eine unzähmbare Willenskraft schlummere, wie sie dem Imperator auf dem Festlande noch nie begegnet war. Was der preußische Soldat unter kräftiger Führung zu leisten vermochte, das lehrte der Rückzug des Blücher'schen Corps; in diesen Kämpfen wurden mehrere jener Helden, welche dereinst eine neue bessere Zeit über den Staat heraufführen sollten, zuerst bei Freund und Feind bekannt. Blücher ging mit den Ueberresten der Reservearmee und einigen anderen Truppen im Magdeburgischen über die Elbe um das Hohenlohische Corps zu erreichen, und Oberst York mit seinen Jägern wehrte dem nachrückenden Feinde viele Stunden lang den Uebergang über den Fluß in dem glänzenden Gefechte von Altenzaun. Als die Vereinigung mit Hohenlohe durch die Nachricht von der Prenzlauer Capitulation vereitelt wurde, faßte Scharnhorst den verwegenen Plan sich gegen Flanke und Rücken der Franzosen zu wenden, damit ein Theil des feindlichen Heeres von den Marken hinweggezogen würde. Die kleine Schaar warf sich nach Mecklenburg, und es gelang ihr wirklich, drei französische Armeecorps hinter sich herzulocken. Inmitten der Sorgen und Nöthe dieses harten Rückzugs stiegen in Scharnhorsts freier Seele schon die ersten schöpferischen Gedanken der Heeresreform auf: mit überzeugender Klarheit erörterte er in Gadebusch, in einem Gespräche mit Müffling: wie die Theilnahmlosigkeit des gemeinen Soldaten unter den niederschlagenden Erfahrungen der letzten Wochen doch die schwerste, der letzte Grund alles Unglücks sei, und wie es jetzt gelte die Armee also umzugestalten, daß sie sich eins wisse mit dem Vaterlande.*) Dann kämpfte das Corps noch mit verzweifeltem Muthe an den Thoren und in den Straßen Lübecks gegen die Uebermacht des Feindes; erst als alle Munition und aller Proviant verloren, jeder Widerstand unmöglich war, legte Blücher bei Rattkau die Waffen nieder. Es waren Kämpfe voll Heldenzornes, wie sie der elende Feldzug von 1805 nie gesehen; und ganz anders als die gedankenlose Neugierde der Wiener erschien auch die würdige Haltung der großen Mehrheit des Berliner Volkes beim Einzuge Napoleons. So hatte noch Niemand zu dem Imperator geredet wie jener ehrwürdige Prediger Erman, der bei der Begrüßung am Thore rund heraus sagte, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich freue über den Einzug des Feindes.

Die schonungslose Warhaftigkeit des Krieges vernichtete die Phrasen der aufgeklärten Eitelkeit, zerstörte jene Traumwelt des Verstandes, worin die großstädtische Ueberbildung sich zu verlieren pflegt, und zwang die erschlafften Gemüther wieder aus Herzensgrunde zu hassen und zu lieben. Mit dem Wohlleben der geistreichen Geselligkeit ging auch die papierene

*) So erzählt Müffling in einer Denkschrift über die Landwehr, die er am 12. Juli 1821 an Hardenberg übersendete.

Zeit zu Ende. Nun da das Elend in jedem Hause wohnte, sah auch der Bildungsstolz die gewaltige Hand des lebendigen Gottes; der Gelehrte wie der Einfältige erkannte, was dies räthselvolle Leben ist ohne den Glauben und was der armselige Mensch ohne sein Volk. Je länger die Einquartierung währte, um so ernster, gesammelter, preußischer wurde die Stimmung, und bald war die Stadt der frivolen Kritik kaum mehr wiederzuerkennen. Alles lauschte in athemloser Spannung auf die Nachrichten vom ostpreußischen Kriegsschauplatze. Die Invaliden spielten auf ihren Drehorgeln das Klagelied um Prinz Louis Ferdinand, das einzige Volkslied, das in dem dumpfen Jammer dieses Krieges entstanden war, und am Geburtstage der geliebten Königin flammten, dem Verbote des französischen Gouverneurs zum Trotz, in allen Berliner Häusern die Lichter hinter den verhängten Fenstern. Auch auf dem Lande begann die Schlummersucht der Friedenszeiten zu schwinden; mancher wetterfeste Bauersmann blickte grimmig auf zu dem Bilde des großen Königs an der Wand.

So in Noth und Schmach lernte Barthold Niebuhr das preußische Volk zuerst kennen und schloß sich ihm an mit aller Leidenschaft seines großen Herzens, denn er sah an ihm, daß edle Naturen im Unglück größer erscheinen als im Glücke. Unmittelbar vor der Jenaer Schlacht war er aus Dänemark in den preußischen Staatsdienst hinübergekommen, und als er dann auf der Flucht nach Königsberg mit den Pommern und Altpreußen verkehrte, da schrieb er zuversichtlich: „ich habe in diesen Tagen nirgends mehr so viel Kraft, Ernst, Treue und Gutmüthigkeit vereinigt zu finden erwartet; mit einem großen Sinne geleitet wäre dies Volk der ganzen Welt unbezwinglich gewesen!" Doch die Menge will immer erst fühlen bevor sie hört; früher und bewußter als in der Masse, die erst durch die anhaltende Noth der kommenden Jahre ganz für den Gedanken der Befreiung gewonnen wurde, erwachte der vaterländische Zorn unter dem Kriegsadel und unter den Gelehrten. Der militärische Stolz des alten Preußenthums und der kühne Idealismus der jungen deutschen Literatur begegneten sich plötzlich in einem Gedanken. Mitten im Niedergange der alten Monarchie bereitete sich schon die große Wendung vor, welche den Gang unserer Geschichte im neunzehnten Jahrhundert bestimmt hat: die Versöhnung des preußischen Staates mit der Freiheit deutscher Bildung. Während in den alten Soldatengeschlechtern ingrimmige Erbitterung gegen die Fremdherrschaft vorherrschte, mancher tapfere Mann aus diesen Kreisen dem Könige freiwillig seine Dienste anbot, ging auch Fichte von freien Stücken nach Königsberg, weil er sein Haupt nicht unter das Joch des Treibers biegen wollte. Um Schleiermacher aber sammelte sich schon in der Stille ein Kreis warmherziger Patrioten. Der treue Mann sah aus dem tiefen Falle die „Regeneration Deutschlands" emporsteigen; er wollte dabei sein mit Wort und Schrift und jetzt am wenigsten seinen König verlassen: „eine freie Rede

ist für Napoleon das schärfste Gift;" keinen Augenblick glaubte er an die Dauer der französischen Triumphe, denn dieser Sieger „hat zu wenig den Sinn eines Königs".

Völlig überwältigt von der unerwarteten Niederlage hatte König Friedrich Wilhelm sogleich nach der Schlacht unter demüthigenden Bedingungen den Frieden angeboten. Es waren die häßlichsten Tage seines Lebens; einige seiner Räthe empfahlen schon den Eintritt Preußens in den Rheinbund. Erst der Uebermuth des Siegers gab dem unglücklichen Fürsten das Bewußtsein seiner königlichen Pflichten wieder. Napoleon steigerte seine Forderungen im Verlaufe der Unterhandlungen, verlangte außer der Abtretung aller Lande links der Elbe auch noch, daß Preußen von dem russischen Bündniß zurücktrete. Da erwachte der Stolz des Königs; sein Gewissen konnte sich nicht entschließen, dasselbe zu thun, was Kaiser Franz vor einem Jahre in ungleich günstigerer Lage unbedenklich gethan, und den Bundesgenossen zu verlassen, den er soeben selbst um Hilfe gebeten hatte. Als am 21. November im Hauptquartier zu Osterode Rath gehalten wurde über die Annahme des Waffenstillstandes, welchen Lucchesini und Zastrow kleinmüthig unterschrieben hatten, da kam der Augenblick, der die Männer von den Buben und den Klüglingen schied. Nicht blos Stein, der die Kassen des Staates, die Mittel zur Fortsetzung des Krieges, nach Ostpreußen gerettet hatte, stimmte für die Verwerfung des Vertrages, sondern auch sein politischer Gegner, der hochconservative Graf Voß, einer der Führer des märkischen Adels. Der König entschied in ihrem Sinne, nahm die Waffen wieder auf hier in der entlegenen Ostmark des Reichs, dem letzten Bollwerk deutscher Freiheit. Gleich darauf erhielt Haugwitz seine Entlassung. Von jenem Tage an hat der vielverkannte Monarch, wie oft er auch im Einzelnen irrte und schwankte, doch unverbrüchlich durch sechs entsetzliche Jahre den Gedanken festgehalten: kein ehrlicher Friede mit Frankreich als nach der Wiederherstellung des alten Preußens. So begann der Feldzug in Ostpreußen, der erste, während dessen die Sonne des Glücks dem Imperator nicht ungetrübt leuchtete, der erste, der dem verzweifelnden Welttheil wieder die Ahnung erweckte, daß auch dieser Allgewaltige nicht unüberwindlich sei.

Napoleons scharfes Auge erkannte rasch, daß er in Norddeutschland die Zügel seiner Herrschaft straffer anziehen mußte als in den Kernlanden des Rheinbundes. Im Süden umgaben ihn Frankreichs erprobte Bundesgenossen, die ihre neugebildeten Staaten gelehrig nach neufranzösischen Grundsätzen regierten; im Norden fand er ein zäheres, dem gallischen Wesen völlig unzugängliches Volksthum, eine streng protestantische Cultur, schwerfällige altständische Verfassungen, alte mit Preußen, England und Rußland eng verbundene Fürstengeschlechter. Darum griff er hier von Haus aus schärfer ein, behielt sich die ganze Masse des Nordwestens, die Lande der Welfen, Hessen und Oranier, zur Ausstattung seiner eigenen

Verwandten vor. Nur eine der eingesessenen norddeutschen Dynastien war ihm als ein natürlicher Freund willkommen: die alten Nebenbuhler der Hohenzollern, die Albertiner, für deren Souveränität er ja angeblich die Waffen ergriffen hatte. Am 11. December wurde Kursachsen durch den Posener Frieden in den Rheinbund aufgenommen und mit der Königskrone begnadigt. Um den neuen König für immer von Preußen zu trennen schenkte ihm Napoleon die preußische Niederlausitz, das treue Cottbuser Land, und befahl ihm, sofort ein Hilfscorps gegen den verrathenen Bundesgenossen ins Feld zu senden. Auch die persönliche Dankbarkeit des bigotten Friedrich August gewann sich der Imperator, da er die Gleichberechtigung der Katholiken und der Protestanten in Sachsen anordnete, eine Neuerung, welche der Dresdner Hof bei seinen hartlutherischen Ständen niemals hätte durchsetzen können. Dieser letztere Schritt Napoleons war übrigens mehr als ein diplomatischer Schachzug; denn immer deutlicher von Jahr zu Jahr trat die innere Verwandtschaft hervor, welche jedes moderne Weltreich mit der römischen Weltkirche verbindet. Auch der Erbe der Revolution konnte den Beistand Roms nicht entbehren, so wenig wie einst Karl V.; seine Briefe an den heiligen Stuhl wie seine Botschaften an den Senat betonten nachdrücklich, wie er überall unsere heilige Religion von ihren protestantischen Verfolgern befreit habe und den Todfeind der römischen Kirche, England, unablässig bekämpfe.

In Kursachsen aber feierte die deutsche Unterthänigkeit ihre Saturnalien, gemeiner noch als ein Jahr zuvor in Baiern. Wie fühlte man sich so glücklich, dem stolzen preußischen Nachbarn endlich wieder im Range gleich zu stehen! Auf Neujahr 1807, während an der Weichsel um die letzten Splitter deutscher Freiheit gefochten wurde, veranstaltete die Stadt Leipzig ein prächtiges Freudenfest zu Ehren der neuen Rautenkrone. Die Sonne Napoleons, das prahlerische Sinnbild, das er von seinem Vorfahren Ludwig XIV. entlehnt hatte, leuchtete weithin durch die geschmückten Gassen. Auf dem Markte prangte der Altar des Vaterlandes; die Studenten rückten in feierlichem Zuge heran und verbrannten dort ihre Fackeln unter dem Jubelgesange: „gerettet ist das Vaterland!“ Auch die Cadaver in der akademischen Anatomie schlossen sich dem kursächsischen Nationalvergnügen an; eine erleuchtete Inschrift über der Eingangsthür verkündete: „Selbst die Todten rufen: Lebe!“

Die übrigen kleinen Herren des Nordens waren in Napoleons Augen nur preußische Vasallen und Offiziere, gern hätte er sie allesammt entfernt. Aber die zerstreute Lage dieser wundersamen Staatsgebilde erschwerte die Einverleibung, auch stand ein zuverlässiger Rheinbundskönig, dem man sie schenken konnte, augenblicklich nicht zur Verfügung. Den Imperator quälten ernstere Sorgen, er legte auf die Frage nicht mehr Werth als sie verdiente und wünschte vor Allem raschen Abschluß des Handels, weil er die kleinen Contingente sogleich in dem preußischen

Kriege verwenden wollte. So fanden denn die Kleinfürsten Thüringens und Westphalens eine leidliche Aufnahme, als sie, die Einen persönlich, die Andern durch ihre Minister, im Hauptquartiere zu Posen die Gnade des Siegers anflehten. Zum dritten male begann das ekelhafte Schauspiel des deutschen Länderhandels, zum dritten male floß das Gold deutscher Fürsten in die unergründlichen Taschen der napoleonischen Diplomatie, und das Geschäft verlief glücklich, da die bedrängten Kleinen in dem nassauischen Staatsmanne Hans von Gagern einen rührigen und uneigennützigen Makler fanden. Dieser wunderliche Verehrer der altdeutschen Freiheit hatte aus seinen gelehrten reichsgeschichtlichen Forschungen den Schluß gezogen, daß der reine Germanismus, die wahre Größe Deutschlands in der buntscheckigen Zersplitterung seines Staatslebens bestehe. Als er nun von den Aengsten der kleinen Herren des Nordens erfuhr, eilte er spornstreichs herbei, nahm sich der Bedrohten an und hielt durch seine vielgeschäftige Zudringlichkeit seinen alten Gönner Talleyrand dermaßen in Athem, daß der Franzose, ohnehin ein stolzer Aristokrat und dem deutschen hohen Adel wohlgesinnt, endlich auf alle Wünsche des Unermüdlichen einging. Auch der Humor fehlte nicht, der eines solchen Gegenstandes würdig war. „Schenken Sie mir einige Ihrer kleinen Fürsten," rief einmal Talleyrands Gehilfe La Besnardiere. „Nicht einen, erwiderte der heitere Lebensretter der Kleinstaaterei, Sie müssen sie alle hinunterschlucken, und sollten Sie daran ersticken!"

So geschah es, daß die Ernestiner und die Ascanier, die Reuß und Schwarzburg, die Lippe und Waldeck als Souveräne in den Rheinbund eintraten. Der Graf von Bückeburg erschlich sich nebenbei den Fürstentitel, da die Franzosen das Geschäft mit geringschätziger Leichtfertigkeit betrieben und in dem Vertrage kurzweg von den beiden Fürsten von Lippe sprachen. Napoleon aber klagte nachher ärgerlich, in diesem Handel sei er zum ersten male betrogen worden; hätte er gewußt, wo die Reuß, Lippe und Waldeck eigentlich säßen, so würden sie ihre Throne nicht behalten haben. Er vergaß auch niemals, daß diese Dynasten des Nordens einst den Kern der preußischen Partei im Reiche gebildet hatten. Darum blieb er ihnen stets ein gestrenger Herr, gönnte ihnen keine Vergrößerung, nahm sie nicht in seine Verwandtschaft auf, während er dem Dresdner und den süddeutschen Höfen nach seiner brutalen Art einiges Wohlwollen erwies. Darum blieb auch das patriarchalische Völkchen der norddeutschen Kleinstaaten ganz unberührt von dem Napoleonscultus, der in Kursachsen und Süddeutschland so viele Anhänger fand; der Bauersmann in Thüringen und Mecklenburg fühlte sich persönlich gekränkt, wenn er seinen angestammten Herzog in demüthiger Haltung neben den fremden Gewalthabern sah. Genug, noch während des Krieges wurde Preußen, wie im Sommer vorher Oesterreich, aus Deutschland hinausgestoßen, die Gesammtheit der Mittel- und Kleinstaaten dem Protector des Rheinbundes unterworfen.

Derweil Preußens deutsche Bundesgenossen abfielen, ereilte den unglücklichen Staat zugleich die Vergeltung für die Theilung Polens. Diese slavischen Gebiete, die während des letzten Jahrzehnts die innere Entwicklung der Monarchie ins Stocken gebracht hatten, erwiesen sich im Augenblicke der Gefahr als ein unhaltbarer Besitz. Vier Wochen nach der Jenaer Schlacht erhob Dombrowsky in Posen das Banner der Empörung, der gesammte Adel eilte den Fahnen des weißen Adlers zu, und bald ergriff der Aufruhr alle Lande, die durch die beiden letzten Theilungen an Preußen gelangt waren. Der König konnte die Bürde seines hohen Amtes nicht ertragen, wenn er der Liebe und Treue seiner Unterthanen nicht sicher war; er ahnte, daß sittliche Bande den Staat zusammenhalten. Der Anblick des großen Abfalls erfüllte sein Gemüth mit tiefer Erbitterung, doch erkannte er nüchtern, wie unhemmbar diese nationale Bewegung dahinfluthete, und ließ sich nicht ein auf die phantastischen Vorschläge des Fürsten Radziwill, der von einer royalistischen Gegenbewegung träumte. Dem Imperator kam die Erhebung der alten Bundesgenossen Frankreichs hochwillkommen; eifrig ermuthigte er den Aufruhr, ließ Waffen an die Empörer vertheilen, die Polen in den preußischen Regimentern zur Desertion verleiten, rühmte in seinen Bulletins, wie dies Volk sich in wahrhaft interessanten Farben zeige. Dabei hütete er sich wohl den Polen eine feste Zusage zu geben; kalt und sicher durchschaute er diese sarmatischen Junker, ihre brausende Tapferkeit, aber auch ihren Leichtsinn, ihre Selbstsucht, ihre politische Unfähigkeit. Das Land war ihm werthvoll als ein Lager streitbarer Hilfstruppen und als ein Mittel um die längst geplante Demüthigung Rußlands vorzubereiten; je nach Umständen behielt er sich vor, den Polen wieder den Schein politischer Selbständigkeit zu gewähren.

Der polnische Aufstand nöthigte den Czaren, die Unterstützung, die er seinem preußischen Freunde zugesagt, jetzt endlich zu leisten. Aber nicht als ein Hilfsheer, wie man im Herbst angenommen, erschien die russische Armee auf preußischem Boden; sie hatte die Hauptlast des Kampfes zu tragen, und schwer rächte sich jetzt der leichtsinnig begonnene Türkenkrieg, denn nur ein Theil der russischen Streitkräfte war für Preußen verfügbar. In dem unglücklichen Grenzlande erneuerten sich die Schrecken des siebenjährigen Krieges. Bald wurde die zuchtlose Roheit der russischen Freunde dem ausgeplünderten preußischen Landmanne noch verhaßter als die Wuth des Feindes; dazu die kopflose Heeresleitung der Russen und der unerträgliche Uebermuth ihrer Offiziere gegen das tapfere kleine preußische Corps des Generals Lestocq. Trotzdem hat dieser Feldzug, wie er sich viele Monate lang unentschieden durch die verödeten Ebenen Polens und Preußens fortschleppte, zum ersten male die feste Siegeszuversicht des napoleonischen Heeres ins Wanken gebracht. Der an rasche Erfolge und reiche Beute, an das Wohlleben der Weinlande des Südens gewöhnte Soldat begann zu murren und fragte, ob der Unersättliche des Schlachtens gar kein Ende

finde. Mehrere Wochen hindurch vertheidigte Lestocq mit altpreußischer Zähigkeit die Weichselübergänge im Kulmerlande, und als er endlich zu der russischen Armee nach Osten zurückgerufen wurde, da gaben diese armen Trümmer des preußischen Heeres den Ausschlag in der ersten Schlacht, welche der Sieggewohnte nicht gewann. Am 7. und 8. Februar 1807 versuchte Napoleon bei Eylau durch einen überwältigenden Angriff das Heer der Verbündeten ostwärts zu drängen. Schon war am zweiten Schlachttage der linke Flügel der Russen nach mörderischem Kampfe geworfen; da erkannte Scharnhorsts Feldherrnblick die entscheidende Stunde. Auf seinen Rath schwenkte Lestocq, der nach anstrengendem Marsche soeben erst auf dem äußersten rechten Flügel der Verbündeten eingetroffen war, gegen das Centrum ein, und endlich wieder schien über den Deutschen der Glücksstern der fridericianischen Tage zu glänzen, als das kleine preußische Corps mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch die fliehenden Russen hindurch gegen den Wald von Kutschitten vorbrach und dann weiter über Anklappen hinaus die Feinde vor sich hertrieb.

Der Angriff der Franzosen war gescheitert. Allen seinen Gewohnheiten zuwider mußte der Imperator nach der unentschiedenen Schlacht die Winterquartiere beziehen, und so gewaltig war der Eindruck dieses ersten Mißerfolges, daß Napoleon alsbald nach dem Kampfe mit neuen Friedensvorschlägen sich dem Könige näherte. Das sei der schönste Augenblick seines Lebens, schrieb er schmeichelnd und drohend; die preußische Nation müsse wiederhergestellt werden als ein Schutzwall zwischen Rußland und Frankreich, sei es unter dem Hause Brandenburg oder unter irgend einem anderen Fürstengeschlechte; alle Länder diesseits der Elbe wolle er zurückgeben, an die Polen denke er nicht mehr seit er sie kenne. Aber allzu unverkennbar war doch die Absicht des Versuchers, Preußen von seinem Verbündeten zu trennen, um dann nach der Niederwerfung Rußlands den von aller Welt verlassenen König aufs Neue zu demüthigen. Friedrich Wilhelm schwankte keinen Augenblick, wies die französischen Zumuthungen entschieden zurück. Erst im Unglück kamen die passiven Tugenden der Treue und der Ausdauer, worin die Stärke seines Charakters lag, zur rechten Wirksamkeit. Das königliche Haus, das jetzt im letzten Winkel deutscher Erde, in Memel, seinen ärmlichen Hofhalt aufschlug, wurde dem ganzen Lande ein Vorbild würdiger Fassung, frommen Gottvertrauens. Herzlicher, inniger als in den Tagen des Glücks schloß sich das stolze Volk Ostpreußens an das Herrscherhaus an; Jedermann im Lande erzählte bewundernd von der schönen Königin, wie sie krank bei wildem Schneesturm über die Oede der kurischen Nehrung geflohen war um lieber in Gottes Hand als in die Hände des Feindes zu fallen, und wie sie dann dem tiefgebeugten Gatten tröstend und mahnend zur Seite stand.

Freilich fehlte noch viel daran, daß sich sofort in der Leitung des Staates ein freier und kühner Sinn gezeigt hätte; so mit einem Schlage

waren die Nachwirkungen eines Jahrzehntes der Schwäche und der Halbheit nicht zu überwinden. Wohl ergingen scharfe Mahnungen an die Truppen, strenge Strafen gegen die pflichtvergessenen Festungscommandanten. Die kleine Armee Lestocqs zeigte eine musterhafte Haltung, und Scharnhorst beseitigte bereits in diesem Winterfeldzuge thatsächlich die schwerfällige alte Lineartaktik, leitete die Bewegungen des Heeres nach den Grundsätzen der neuen kühneren Kriegsführung, welche der König selbst in einer eingehenden Instruction seinen Offizieren eingeschärft hatte. Aber die Ausrüstung der neunzehn Reservebataillone ging so langsam von statten, daß keines mehr im Felde zur Verwendung kam. Ein von dem Könige bereits unterschriebener Aufruf zur allgemeinen Volksbewaffnung blieb liegen, weil die treuen Stände Ostpreußens dringend vorstellten: der Adel könne nur in der königlichen Armee, nimmermehr in einem Landsturme dienen. Auch die Civilverwaltung kam noch monatelang aus einem unerquicklichen Uebergangszustande nicht heraus. Der Monarch wollte noch nicht einsehen, daß die altgewohnte Cabinetsregierung mit der selbständigen Verantwortlichkeit der Minister sich nicht vertrug, und entließ den Minister Stein mit harten und ungerechten Worten, als der stolze Freiherr schroff und leidenschaftlich auf der Beseitigung des Cabinets bestand. Richtiger verstand Hardenberg den König zu behandeln. Sein Freimuth, der immer in liebevollen, ruhigen Formen blieb, drang endlich durch, und am 26. April 1807 vollzog sich in aller Stille eine Verfassungsveränderung, die folgenreichste, welche der alte Absolutismus seit den Zeiten Friedrich Wilhelms I. erlebt hatte. Die Cabinetsregierung, wurde aufgehoben, Hardenberg als erster Minister mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten sowie aller mit dem Kriege zusammenhängenden Geschäfte beauftragt.

Die Lage der Verbündeten blieb auch nach dem halben Erfolge von Eylau schwer bedrängt. So erfolgreich der zäheste Gegner Napoleons auf den Meeren kämpfte, in der Behandlung der festländischen Dinge zeigte Englands Handelspolitik nach wie vor ein Ungeschick, das bereits anfing sprichwörtlich zu werden. Während sich drei Jahre früher in London keine Hand gerührt hatte um Hannover gegen die Franzosen zu vertheidigen, wurde Preußen für die Besetzung des Kurfürstenthums sofort durch eine Kriegserklärung bestraft; und auch als der preußische Hof im Januar 1807 mit England Frieden geschlossen, alle seine Ansprüche auf Hannover aufgegeben hatte, that das Cabinet von St. James gar nichts um den neuen Bundesgenossen gegen den gemeinsamen Feind zu unterstützen. Nicht einmal ein Subsidienvertrag kam zu Stande. Graf Münster, dessen Rath in London bei allen deutschen Angelegenheiten den Ausschlag gab, konnte das alte welfische Mißtrauen gegen Preußen nicht überwinden. Oesterreich wurde selbst durch die erschreckende Kunde von dem polnischen Aufruhr nicht aus seiner Neutralität aufgescheucht. Beide Theile warben

wetteifernd um die Hofburg. Napoleon bot ihr Schlesien zum Austausche gegen Galizien; der Czar sendete den Todfeind des Hauses Bonaparte, Pozzo di Borgo, mit dringenden Mahnungen nach Wien; der König von Preußen erklärte sich in seiner Bedrängniß sogar bereit, einem österreichischen Hilfsheere die vorläufige Besetzung der schlesischen Festungen zu gestatten. Doch Erzherzog Karl blieb obenauf mit seiner friedfertigen Politik; um die Unthätigkeit zu bemänteln erbot sich Oesterreich endlich zu einer Friedensvermittlung, die in solcher Lage nichts fruchten konnte. Die Freundschaft des Czaren bot der wankenden preußischen Monarchie die letzte Stütze, und an schönen Worten ließ es der schwärmerische junge Herr nicht fehlen, als er im Frühjahr selber auf dem Kriegsschauplatze erschien. Wie strahlte er in zärtlicher Liebenswürdigkeit inmitten der königlichen Familie: verzückte blaue Augen, und doch verschwommen, ohne Tiefe; edle und doch unreife, halb durchgearbeitete Züge. „Nicht wahr? Keiner von uns Beiden fällt allein!“ sagte er inbrünstig zu seinem unglücklichen Freunde. Mancher ehrliche Preuße meinte nun erst Alexanders großes Herz ganz zu verstehen.

Es bezeichnet Hardenbergs ganzes Wesen, seinen unerschrockenen Muth wie seine leichtlebige Beweglichkeit, daß er in solcher Zeit, während Preußens Dasein noch in Frage stand, bereits einen großgedachten, weitumfassenden Plan für die Neuordnung Deutschlands und des gesammten Staatensystems zu entwerfen wagte. Mehr als zehn Jahre lang hatte er der Hoffnung gelebt, mit Frankreichs Beistand eine norddeutsche Großmacht, die dem Hause Oesterreich die Stange hielte, zu bilden; sobald er die Hohlheit dieser Träume erkannte, ergriff er sofort ein neues System deutscher Politik, dem er dann bis zum Tode treu blieb: die Politik des geregelten Dualismus. Gar zu vernehmlich hatte doch das Schicksal gesprochen: vereinzelt waren Oesterreich und Preußen unterlegen, nur ihre treue Eintracht konnte Deutschland befreien. In diesem Gedanken begegnen sich während der folgenden Jahre alle preußischen Patrioten ohne Unterschied der Partei; wie ein Naturlaut bricht er gleichzeitig aus hunderten besorgter Herzen hervor. In den Schriften von Gentz kehrt er als ein ceterum censeo wieder; auf den kunstvollen Zeichnungen, worin Oberst Knesebeck die Zukunft des Welttheils darzustellen liebte, wird die Wage Europas immer durch den Bund Oesterreichs und Preußens aufrecht erhalten. Arndt und Kleist beschwören die beiden mächtigsten Söhne Germaniens sich zu vertragen; die Königin Luise ersehnt den Tag, da die versöhnten deutschen Brüder gemeinsam in den heiligen Krieg ziehen werden. Nur der König hielt in aller Stille seine alte Meinung fest und dachte, wenn er auf ein europäisches Bündniß gegen Frankreich rechnete, stets in erster Linie an Rußland. Hardenberg dagegen betrachtete jetzt die Nebenbuhlerschaft der beiden deutschen Mächte als ein überwundenes unglückseliges Vorurtheil, ihre Interessen als schlechthin gleich. Arglos, groß-

herzig, ohne jeden Hintergedanken betrieb er diese Pläne; keine einzige seiner geheimen Staatsschriften verrieth noch irgendwelche versteckte Feindseligkeit gegen Oesterreich. Er glaubte durch den guten Vorsatz freundnachbarlicher Gesinnung einen uralten Gegensatz der Interessen völlig beseitigen zu können, und unleugbar entsprach seine Politik dem Bedürfniß der nächsten Zukunft.

In diesem Sinne war auch der neue Bundesvertrag gehalten, welchen Preußen und Rußland am 26. April in Bartenstein unterzeichneten. Die zwei Mächte verpflichteten sich die Waffen erst niederzulegen, wenn Deutschland befreit und Frankreich über den Rhein zurückgeworfen sei; das deutsche Gebiet sollte durch eine Festungsreihe auf dem linken Rheinufer, Oesterreich im Südwesten durch Tyrol und die Minciolinie gesichert werden; statt des Rheinbundes ein deutscher Bund von souveränen Staaten unter der gemeinsamen Führung der beiden Großmächte, dergestalt, daß Oesterreich im Süden, Preußen im Norden den Oberbefehl erhielte; Wiederherstellung Preußens auf den Besitzstand von 1805, mit Abrundungen und verstärkten Grenzen; endlich Vergrößerung des welfischen Hausbesitzes auf deutschem Boden und wo möglich Wiederaufrichtung der Unabhängigkeit Hollands. Ein besonderer Artikel behielt der Hofburg den Zutritt zu dem Bündniß ausdrücklich vor; auch auf den Anschluß Englands und Schwedens rechnete man sicher. Mit erstaunlicher Zuversicht wurden hier schon fast alle die Gedanken verkündigt, welche das Jahr 1814 verwirklichen sollte.

Doch eben die Kühnheit dieser Politik erschreckte den Wiener Hof. Graf Stadion hörte befremdet, daß man so verwegene Pläne ohne das Zuthun der Hofburg zu entwerfen wagte, und wollte behutsam nicht über den Preßburger Frieden hinausgehen. Und wie wenig entsprach doch die russische Kriegführung dem stolzen Fluge der Hardenbergischen Entwürfe. Allein die Laune des Glücks und die Tapferkeit der Soldaten hatten der Mittelmäßigkeit des Generals Bennigsen die Lorbeeren von Eylau in den Schooß geworfen; er hütete sich sorgsam seinen Ruhm wieder auf das Spiel zu setzen, blieb vier Monate lang fast unbeweglich. Währenddem entfaltete Napoleon im Winterquartier zu Osterode eine fieberhafte Thätigkeit, verstärkte sein Heer, ließ die Conscription von 1808 zum Voraus ausheben, die Rheinbundfürsten eine Reserve-Armee bilden, leitete aus der Ferne die Vertheidigung von Konstantinopel gegen die englische Flotte und betrieb zugleich die Belagerung von Danzig. Da dieser Platz ihm als Stützpunkt für die Fortsetzung des Feldzugs dienen sollte, so entschloß er sich, zum zweiten und letzten male in seinem Feldherrnleben, zu der langsamen Arbeit des Festungskrieges, die er seit den Kämpfen um Mantua immer verschmäht hatte. Die Festung wurde durch General Kalkreuth tapfer vertheidigt; bei den Entsatzversuchen that sich schon ein großer Name des neuen deutschen Heeres, Oberst Bülow, glänzend hervor. Aber

da Bennigsen zur Befreiung des wichtigen Platzes nichts Entscheidendes wagte, so mußte Kalkreuth am 27. Mai ehrenvoll capituliren.

Glücklicher behauptete sich der grimmige alte General Courbiere in Graudenz. Doch alle anderen Thaten des verbündeten Heeres überstrahlte die heldenhafte Vertheidigung der kleinen hinterpommerschen Feste Colberg. Hier in der treuen Stadt, die schon im siebenjährigen Kriege dreimal dem überlegenen Feinde widerstanden hatte, stand die Wiege des neuen preußischen Waffenruhms; hier erwachte zuerst jener heilige Völkerzorn, der nach sechs argen Jahren die Befreiung der Welt erzwingen sollte; hier trat jener Mann auf die Bühne der Geschichte, der herrlich wie kein Zweiter den echten preußischen Soldatengeist, schneidige Verwegenheit und helle Einsicht, in sich verkörperte. Zwanzig Jahre der Langeweile im subalternen Garnisonleben hatten Gneisenaus jugendliche Frische nicht gebrochen. Gütig und wahrhaftig, ganz frei von Selbstsucht, im Innersten bescheiden trotz des scharfen Spottes, womit er die Dummheit und Gemeinheit zu treffen wußte, stand er auf den freien Höhen der Bildung. Sein Blick umfaßte den ganzen Umkreis der Völkergeschicke einer ungeheuren Zeit, doch der Reichthum der Gedanken beirrte ihn nicht in dem frohen Glauben, daß eines starken Volkes Kräfte unerschöpflich seien, störte ihm nicht die tollkühne Lust am Wagen und am Schlagen. In dem Feuer seiner Blicke, in der heiteren Majestät seiner Erscheinung lag etwas von jenem Zauber, der einst den jungen König Friedrich umstrahlte. Wie wurde in der bedrängten Festung plötzlich Alles anders, als der unbekannte Major unter die Hoffnungslosen trat, aus dem buntscheckigen Haufen von Versprengten, den er als Garnison vorfand, binnen Kurzem eine treffliche, siegesgewisse Truppe bildete und die tapfere Bürgerschaft, den wagehalsigen alten Seemann Nettelbeck voran, zu den Arbeiten der Vertheidigung mit heranzog. „Ich nahm Alles auf meine Hörner, so erzählt er selbst, verfuhr als ein unabhängiger Fürst, manchmal etwas despotisch, kassirte feigherzige Offiziere, lebte fröhlich mit den Braven, kümmerte mich nicht um die Zukunft und ließ brav donnern.“ Die feindlichen Generale bemerkten mit Erstaunen, wie hier ein genialer Wille eine neue, der französischen ebenbürtige Kriegsweise anwendete: der Vertheidiger wechselte die Rollen mit dem Angreifer, beunruhigte die Belagerer durch überraschende Ausfälle, warf Erdwerke im freien Felde auf, die den Feind wochenlang von den Wällen der Festung fern hielten. Auch die alte hochgemuthe Liederlust des deutschen Soldaten, die sonst in diesem düsteren Kriege gänzlich schwieg, regte sich hier zuerst wieder; neckend klang es von den unbezwungenen Wällen: „wir haben Kanonen, wir haben kein Bang; marschirt nur nach Hause und wartet nicht lang!“

Zugleich führte der tapfere Husar Schill in der Nähe von Colberg einen abenteuerlichen Parteigängerkrieg, und Gneisenau vernahm mit neidloser Freude, wie die Masse den wackeren beschränkten Mann als den Helden des

Vaterlandes pries: ihm war es recht, wenn nur die gedrückte Seele dieses Volkes sich wieder hoffend emporhob, gleichviel an wessen Bilde. In Vorpommern sammelte Marwitz ein Freicorps, zur Befreiung des deutschen Vaterlandes, wie der tapfere Junker seinen Leuten sagte; in Westphalen versuchte der treue Vincke einen Aufstand anzuzetteln. Blücher aber schickte sich an, mit einem kleinen preußischen Corps, mit schwedischen Hilfstruppen und einer englischen Landungsarmee, die auf Rügen erwartet wurde, eine Diversion im Rücken Napoleons zu unternehmen. Dem Imperator wurde das zähe preußische Wesen täglich verhaßter. In überströmendem Zorne nannte er Schill einen Räuber, ließ in seinen Zeitungen den König verhöhnen als einen Einfältigen, der neben Alexander kaum so viel gelte wie ein Adjutant; er war entschlossen den unbequemen Staat, den er nie mehr versöhnen konnte, gänzlich zu vernichten.

Da fiel die Entscheidung in Ostpreußen. Der allgemeine Unwille über den Fall von Danzig nöthigte den russischen Oberbefehlshaber, im Juni endlich wieder seine Armee in Bewegung zu setzen. Ein Angriff der Franzosen wurde bei Heilsberg glücklich zurückgewiesen. Als aber Napoleon nunmehr die Alle abwärts zog um die Russen zu umgehen, da unternahm Bennigsen, ohne Kenntniß der Stärke des Feindes, einen unbedachten Vorstoß gegen die französischen Marschcolonnen und erlitt bei Friedland am 14. Juni eine vollständige Niederlage. Am Jahrestage von Marengo ging der preußische Krieg zu Ende, denn nach diesem einen Schlage brach Alexanders Muth ebenso plötzlich zusammen wie vordem nach der Austerlitzer Schlacht. Noch war sein Land vom Feinde unberührt, aber er fürchtete einen Aufstand im russischen Polen; sein Bruder Konstantin und die große Mehrzahl der Generale verwünschten laut diesen Krieg für fremde Zwecke, auch Stadion hatte schon früher den russischen Gesandten gefragt, warum sich der Czar für Preußen opfern wolle. Der Unbeständige meinte der Großmuth genug gethan zu haben; ohne den König, der unerschütterlich auf die Betheurungen seines Freundes vertraute, auch nur zu benachrichtigen bot Alexander dem Sieger einen Waffenstillstand an. Napoleon griff freudig zu; er war außer Stande jetzt schon den Krieg bis in das Innere Rußlands zu tragen, und zudem ängstigte ihn die schwankende Haltung Oesterreichs, das um die nämliche Zeit einen Unterhändler zu den Verbündeten sendete. In wenigen Tagen gelang es ihm dann den Czaren für das französische Bündniß zu gewinnen. Nicht als ob Alexanders Schlauheit diesem Bundesgenossen jemals getraut hätte. Nur für einige Jahre mindestens hoffte er von der neuen Freundschaft Vortheil zu ziehen: waren erst mit Frankreichs Hilfe zwei Lieblingswünsche des thatenlustigen jungen Kaisers erfüllt, war erst Finnland erobert und auf der Balkanhalbinsel fester Fuß gefaßt, so konnte das verstärkte Rußland vielleicht dereinst mit besserem Erfolge das Werk der Weltbefreiung wieder aufnehmen. Geblendet von solchen lockenden Aussichten bemerkte

Alexander kaum, daß das napoleonische Weltreich und die Continentalsperre ohne die Unterwerfung Rußlands nicht bestehen konnten, daß der Imperator schon jetzt durch die Besetzung Danzigs und die Wiederaufrichtung eines polnischen Staates den Entscheidungskrieg gegen seinen neuen Freund von langer Hand her vorbereitete.

Nachdem die beiden Kaiser über ein Schutz- und Trutzbündniß und einen gemeinsamen Krieg gegen England sich geeinigt, wurde auch der verlassene Bundesgenosse herbeigerufen. Der König hatte ritterlich ausgehalten bis fast der letzte Fußbreit seines Landes verloren war; jetzt mußte er sich beugen, denn was konnte ein Aufruf an die Deutschen, wie ihn Hardenberg wünschte, in dieser Stunde noch nützen? Als Friedrich Wilhelm auf dem Floße im Memelstrome dem Eroberer begegnete, vermochte er nicht den tiefen Widerwillen seines ehrlichen Herzens zu verbergen, und der Sieger hatte für den Geschlagenen nur schnöde Geringschätzung, grollende Vorwürfe. Auch die Bitten der mißhandelten Königin, die ihrem Lande selbst den weiblichen Stolz opferte und dem rohen Peiniger persönlich nahte, glitten von Napoleon ab — so schrieb er schadenfroh — wie das Wasser vom Wachstuch.

Am 7. und 9. Juli 1807 wurde der Friede von Tilsit unterzeichnet, der grausamste aller französischen Friedensschlüsse, unerhört nach Form und Inhalt. Nicht der rechtmäßige König von Preußen trat dem Sieger einige Landestheile ab, sondern der Eroberer bewilligte aus Achtung für den Kaiser aller Reußen die Rückgabe der kleineren Hälfte des preußischen Staates an ihren Monarchen. Und dieser empörende Satz, den die Zeitgenossen nur für eine Ungezogenheit napoleonischen Uebermuths ansahen, sagte die nackte Wahrheit. Denn wirklich nur aus Rücksicht auf den Czaren führte Napoleon die fest beschlossene Vernichtung Preußens vorläufig blos zur Hälfte aus. Er bedurfte der russischen Allianz um zunächst seinen großen Anschlag gegen Spanien ungestört ins Werk zu setzen; Alexander aber wollte den letzten schmalen Damm, der das russische Reich noch von den französischen Vasallenlanden trennte, nicht gänzlich niederreißen lassen und verhehlte sein Mißtrauen nicht, als Napoleon vorschlug, auch Schlesien und Ostpreußen von der preußischen Monarchie abzutrennen. Preußen behielt von den 5700 Geviertmeilen, welche der Staat, Hannover ungerechnet, vor dem Kriege besaß, nur etwa 2800, von seinen dreiundzwanzig Kriegs- und Domänenkammern nur die acht größten, von 9¾ Millionen Einwohnern nur 4½ Millionen. Das Werk Friedrichs des Großen schien vernichtet. Der Staat war nur noch wenig umfangreicher als im Jahre 1740 und weit ungünstiger gestellt; zurückgedrängt auf das rechte Elbufer, aller seiner Außenposten im Westen beraubt stand er unter der Spitze des französischen Schwertes. Seine geretteten Provinzen, Schlesien, das verkleinerte Altpreußen, die noch übrigen Stücke von Brandenburg und Pommern, lagen wie die

drei Blätter eines Kleeblatts durch schmale Streifen verbunden; jeden Augenblick konnten, auf einen Wink des Imperators, die Polen vom Osten, die Sachsen vom Süden her, die Westphalen aus Magdeburg, die Franzosen aus Mecklenburg und Hamburg gleichzeitig gegen Berlin vorbrechen und das Netz über dem Haupte der Hohenzollern zusammenziehen.

Die gesammten polnischen Provinzen der Monarchie wurden, mit Ausnahme eines Theiles von Westpreußen, dem Könige von Sachsen zugetheilt, der den Namen eines Herzogs von Warschau annahm. Diese vierte Theilung Polens stellte also die verderbliche sächsisch-polnische Union wieder her, und zugleich gewann das Haus Wettin eine Etappenstraße durch Schlesien, die von den polnischen Augusten so oft erstrebte Via regia. Das neue Herzogthum bildete sich nach französischem Muster rasch eine tüchtige Armee, wie sie die alte Adelsrepublik nie gekannt. Der Deutschenhaß des sarmatischen Adels schaltete zügellos unter der weichen Herrschaft des ängstlichen Wettiners, der den stolzen Königswählern nichts wehren mochte, und jagte sofort alle deutschen Beamten aus dem Lande, gegen die ausdrückliche Vorschrift des Tilsiter Friedens aber mit der geheimen Zustimmung des französischen Schutzherrn. Um dem polnischen Fanatismus einen Rückhalt zu sichern, erhob Napoleon die Festung Danzig zu einer freien Stadt mit starker französischer Besatzung. Und um den Czaren für immer mit seinen preußischen Freunden zu entzweien beredete er ihn sich auf Kosten seines unglücklichen Bundesgenossen zu bereichern und den Bezirk von Bialystock mit dem russischen Reiche zu vereinigen. Gefügig wie Friedrich August von Sachsen ging Alexander auf die häßliche Zumuthung ein; sein Gewissen tröstete sich mit der Erwägung, sonst wäre der Landstrich doch mit Warschau verbunden worden. Aus den preußischen Landen rechts der Elbe, aus den welfischen und kurhessischen Gebieten wurde ein Königreich Westphalen gebildet und dem Bruder des Imperators Hieronymus übergeben mit der strengen Weisung, daß er den Gehorsam gegen Frankreich als seine erste Fürstenpflicht zu betrachten habe; eine „regelmäßige Verfassung" sollte hier alle „jene leeren und lächerlichen Unterschiede" der Stände und Landschaften beseitigen, welche der bureaukratischen Centralisation des Weltreichs gefährlich schienen.

An den Höfen des Rheinbundes herrschte lauter Jubel, da der einzige deutsche Staat, der eine Geschichte, ein eigenes Leben besaß, also wieder hinabgestoßen wurde in das allgemeine deutsche Elend. Die Mittelstaaten standen am Ziele ihrer Wünsche, sie hatten keine deutsche Macht mehr zu fürchten und zu beneiden. Ihre Offiziere prahlten gern, wie wacker sie selber mitgeholfen hätten bei der Demüthigung des norddeutschen Uebermuths, wußten nicht genug zu erzählen von den Wundern der preußischen Dummheit. Hörte man auf die Stimmen der amtlichen Presse in München und Stuttgart, so war die Schlacht von Jena die einzige

denkwürdige Waffenthat der preußischen Kriegsgeschichte. Diesem verkleinerten Preußen war der Rheinbund an Flächengehalt zweifach, an Bevölkerung dreifach überlegen, schon Baiern allein durfte sich jetzt dem Staate Friedrichs ebenbürtig dünken, da dies Kernland des Rheinbundes nur etwa eine Million Köpfe weniger zählte und unvergleichlich wohlhabender war. Die Spaßvögel in Dresden und Leipzig beschauten ergötzt das englische Spottbild, das die Zusammenkunft auf dem Floße zu Tilsit darstellte: wie der prahlerische kleine „Bony" den jungen Czaren so stürmisch umarmte, daß das Floß ins Wanken gerieth und der zuschauende Friedrich Wilhelm jämmerlich ins Wasser fiel.

Der neue König von Sachsen aber wurde der unterthänigste aller Rheinbundsfürsten. Der schwerfällige, peinlich gewissenhafte Mann war grau geworden in den Traditionen des alten Reichsrechts, in den steifen Formen einer spanischen Etikette; er allein unter den größeren Reichsfürsten hatte nicht theilgenommen an dem großen Beutezuge gegen die geistlichen Staaten — was ihm freilich leicht fiel, da er keine Entschädigungen zu fordern hatte. Noch im vergangenen Herbst entschloß er sich nur schwer dem siegreichen Plebejer seine Huldigung darzubringen; da er endlich in Berlin eintraf, fand er den Imperator nicht mehr vor und fragte rathlos den hilfsbereiten Gagern: wie lebt man eigentlich mit diesen Menschen?. Doch als nachher der Verrath an Preußen mit reichen Geschenken belohnt wurde, als Napoleon auf der Heimkehr selbst in Dresden erschien und gegenüber der rasch durchschauten Beschränktheit die Miene des wohlwollenden Gönners annahm, da wurde der schwache Fürst durch die Caesarengröße des Protectors völlig geblendet, baute mit abergläubischer Zuversicht auf den Stern seines „großen Alliirten". Ehrgeizige junge Männer traten an die Spitze der Armee, wider allen Brauch dieses langsamen Staatswesens, und erfüllten die tapfere Truppe, die nur widerwillig zu den Franzosen übergetreten war, bald mit der gewissenlosen Wagelust rheinbündischer Landsknechte; das rothe Band der Ehrenlegion wurde hier wie in Baiern und Württemberg als das höchste Ehrenzeichen des Soldaten verehrt. In Allem und Jedem war Friedrich August seinem Herrn zu Willen; er bedurfte kaum der Mahnung des Imperators: „was Ihr für Preußen thut, das thut Ihr gegen Euch!"

So ging das alte Preußen unter dem Frohlocken der deutschen Kleinstaaterei zu Grunde. Anders dachten die Bewohner der alten preußischen Provinzen, als ihr König ihnen mit würdigen Worten verkündete: „was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten mußte getrennt werden." Stumpf und gelassen hatte das Volk der hunderte von deutschen Staaten, die in den Stürmen dieser wilden Zeit dahingesunken, sein Schicksal ertragen; die aber jetzt von Preußen losgerissen wurden, empfanden bis in das Mark ihres Lebens, was ein ehrenhafter Staat dem Menschen bedeutet. Der unglückliche Monarch konnte kaum

seine Fassung behaupten, da ihm aus Ostfriesland und Magdeburg, aus Thorn und Westphalen, aus allen seinen verlorenen deutschen Landen Briefe voll heißen Dankes, voll erschütternder Klagen zukamen; die treuen Bauern der Grafschaft Mark schrieben in ihrem derben Platt: „das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied lasen; so wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld!" Auch die deutschen Einwanderer in den polnischen Provinzen schieden schweren Herzens von der alten Monarchie; einer der ersten Grundherren dort zu Lande, ein Keudell, erschoß sich weil er unter slavischer Herrschaft nicht leben wollte. Und wie furchtbar war das Land verwüstet, das dem Könige noch blieb; ein einziges Jahr hatte die reiche Friedensarbeit dreier Jahrzehnte zerstört. Erst seit diesem Kriege nahm das häusliche Leben Norddeutschlands durchweg den Charakter kahler Dürftigkeit an. Vorher hatten doch einige Zweige des Kunstgewerbes noch in leidlicher Blüthe gestanden; jetzt erst kam die Zeit der allgemeinen Form- und Geschmacklosigkeit. Das Elend verrieth sich überall: in den nüchternen Bauten, dem häßlichen Geräth, der kargen Kost; ängstliche Sparsamkeit bestimmte alle Gewohnheiten des Lebens. In dem unglücklichen Ostpreußen lagen weite Landstriche wie ausgestorben, ganze Dorfschaften an der Passarge waren verschwunden; die Prediger mahnten von der Kanzel: wer da wolle möge ernten, daß nur das Korn nicht auf dem Halme verderbe. Der Sieger aber sorgte auch nach dem Frieden mit peinlicher Strenge für die Ausplünderung des verhaßten Landes. Alle Kranken aus den Hospitälern in Warschau und Westphalen ließ er sofort nach Preußen schaffen; wo eines seiner Regimenter abzog, wurden zuvor alle königlichen Magazine und Vorräthe verkauft, bis herab zu den Beständen der Salzwerke und der Porzellanfabrik. Keine Flinte, so befahl er, und kein Pulverkorn darf im Lande verbleiben, auch nicht wenn die Preußen sie baar bezahlen wollen; ich habe keinen Grund mehr Preußen zu schonen. Gegen den klaren Wortlaut des Tilsiter Vertrages wurde Neu-Schlesien sofort mit Warschau vereinigt; die Beschwerden des Königs, hieß es kurzab, seien sinnlos, keiner Widerlegung werth.

Das Entsetzlichste blieb doch, daß mit allen diesen Opfern die Ruhe des Friedens noch immer nicht erkauft war. Der preußische Bevollmächtigte, Feldmarschall Kalkreuth, ein warmer Verehrer Napoleons, hatte die Tilsiter Verhandlungen mit einem vertrauensvollen Leichtsinn geführt, der alle militärischen Verdienste des Vertheidigers von Danzig in Schatten stellte und von dem Staate hart gebüßt werden mußte. Die Räumung des Landes und der Festungen sollte zwar bis zum 1. November erfolgen, doch nur wenn zuvor die gesammte Kriegscontribution abgezahlt sei; und da über den Betrag dieser Summe gar nichts Bestimmtes ausbedungen war, so blieb nach wie vor fast das gesammte preußische Gebiet durch Napoleons Heer besetzt. Also gewann der Imperator freie Hand für seine iberischen Pläne, da die große Armee in Preußen die beiden Kaisermächte

des Ostens in Ruhe hielt, und verschaffte sich zugleich durch die preußischen Contributionen die Geldmittel für den spanischen Krieg.

Entwaffnet, geknebelt, verstümmelt lag die preußische Monarchie zu Napoleons Füßen; mit vollendeter Schlauheit hatte er Alles vorbereitet um sie zur gelegenen Stunde gänzlich zu vernichten. Nur Eines entging dem Scharfblick des Verächters der Ideen: daß dieser Staat an innerer Einheit und sittlicher Spannkraft gewann was er an äußerer Macht verlor. Der ungetreuen Polen war er ledig; die alten deutschen Stammlande, die ihm blieben, hielten zusammen wie ein Mann. Von diesen Adlerlanden war einst der Siegeszug des großen Kurfürsten, der verwegene Versuch der neuen deutschen Staatenbildung ausgegangen; auf ihnen lag jetzt wieder Deutschlands ganze Zukunft. Sie allein unter allen rein-deutschen Landen blieben dem Rheinbunde fern. Vor der letzten Schmach der freiwilligen Knechtschaft hatte Friedrich Wilhelms ehrenhafter Sinn seine Preußen bewahrt. Die schwere Schuld der letzten Jahre war nicht nur gebüßt, sie war auch erkannt; noch in Tilsit entschloß sich der König, auf Hardenbergs Rath, den Freiherrn vom Stein mit der Neubildung der Verwaltung zu beauftragen. Was nur ein starkes Volk zu verzweifelten Entschlüssen entflammen kann, Stolz und Haß, Schmerz und Reue gährte in tausend tapferen Gemüthern, jede neue Unbill der fremden Peiniger steigerte die Erbitterung, bis endlich Alles was preußisch war sich vereinigte in dem leidenschaftlichen Verlangen nach Vergeltung. Wenn es gelang, die schwere Kraft dieses zornigen Volkes zu sammeln und zu ordnen, seinen Staat zu verjüngen durch den Idealismus der neuen Bildung, so war Deutschlands Rettung noch möglich. Schon während des Krieges schrieb ein geistvoller Franzose, der in der deutschen Wissenschaft eine neue Heimath gefunden hatte, Karl von Villers, ahnungsvoll: „Die französischen Heere haben die deutschen geschlagen, weil sie stärker sind; aus demselben Grunde wird der deutsche Geist schließlich den französischen Geist besiegen. Ich glaube schon einige Anzeichen dieses Ausganges zu sehen. Die Vorsehung hat ihre eigenen Wege.“ —

Dritter Abschnitt.

Preußens Erhebung.

Schon mehrmals hatte Preußen durch das plötzliche Hervorbrechen seiner verborgenen sittlichen Kräfte die deutsche Welt in Erstaunen gesetzt: so einst, da Kurfürst Friedrich Wilhelm seinen kleinen Staat hineindrängte in die Reihe der alten Mächte; so wieder, als König Friedrich den Kampf um Schlesien wagte. Aber keine von den großen Ueberraschungen der preußischen Geschichte kam den Deutschen so unerwartet, wie die rasche und stolze Erhebung der halbzertrümmerten Großmacht nach dem tiefen Falle von Jena. Während die gefeierten Namen der alten Zeit sammt und sonders verächtlich zu den Todten geworfen wurden und in Preußen selbst Jedermann den gänzlichen Mangel an fähigem jungem Nachwuchs beklagte, schaarte sich mit einem male ein neues Geschlecht um den Thron: mächtige Charaktere, begeisterte Herzen, helle Köpfe in unabsehbarer Reihe, eine dichte Schaar von Talenten des Rathes und des Lagers, die den literarischen Größen der Nation ebenbürtig an die Seite traten. Und wie einst Friedrich auf den Schlachtfeldern Böhmens nur erntete was sein Vater in mühereichen Friedenszeiten still gesäet hatte, so war auch dies schnelle Wiedererstarken der gebeugten Monarchie nur die reife Frucht der schweren Arbeit langer Jahre. Indem der Staat sich innerlich zusammenraffte, machte er sich Alles zu eigen, was Deutschlands Dichter und Denker während der letzten Jahrzehnte über Menschenwürde und Menschenfreiheit, über des Lebens sittliche Zwecke gedacht hatten. Er vertraute auf die befreiende Macht des Geistes, ließ den vollen Strom der Ideen des neuen Deutschlands über sich hereinfluthen.

Jetzt erst wurde Preußen in Wahrheit der deutsche Staat; die Besten und Kühnsten aus allen Stämmen des Vaterlandes, die letzten Deutschen sammelten sich unter den schwarzundweißen Fahnen. Der schwungvolle Idealismus einer lauteren Bildung wies der alten preußischen Tapferkeit und Treue neue Pflichten und Ziele, erstarkte selber in der Zucht des politischen Lebens zu opferfreudiger Thatkraft. Der Staat gab

die kleinliche Vorliebe für das handgreifliche Nützliche auf; die Wissenschaft erkannte, daß sie des Vaterlandes bedurfte um menschlich wahr zu sein. Das alte harte kriegerische Preußenthum und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung fanden sich endlich zusammen um nicht wieder von einander zu lassen. Diese Versöhnung zwischen den beiden schöpferischen Mächten unserer neuen Geschichte giebt den schweren Jahren, welche dem Tilsiter Frieden folgten, ihre historische Größe. In dieser Zeit des Leidens und der Selbstbesinnung haben sich alle die politischen Ideale zuerst gebildet, an deren Verwirklichung die deutsche Nation bis zum heutigen Tage arbeitet.

Nirgends hatte die Willkür des Eroberers grausamer gehaust als in Preußen; darum ward auch der große Sinn des Kampfes, der die Welt erschütterte, nirgends tiefer, bewußter, leidenschaftlicher empfunden als unter den deutschen Patrioten. Gegen die abenteuerlichen Pläne des napoleonischen Weltreichs erhob sich der Gedanke der Staatenfreiheit, derselbe Gedanke, für den einst der Neugründer des preußischen Staates gegen den vierzehnten Ludwig gefochten hatte. Den kosmopolitischen Lehren der bewaffneten Revolution trat die nationale Gesinnung, die Begeisterung für Vaterland, Volksthum und heimische Eigenart entgegen. Im Kampfe wider die erdrückende Staatsallmacht des Bonapartismus erwuchs eine neue lebendige Anschauung vom Staate, die in der freien Entfaltung der persönlichen Kraft den sittlichen Halt der Nationen sah. Die großen Gegensätze, die hier auf einander stießen, spiegelten sich getreulich wieder in den Personen der leitenden Männer. Dort jener eine Mann, der sich vermaß, er selber sei das Schicksal, aus ihm rede und wirke die Natur der Dinge — der Uebermächtige, der mit der Wucht seines herrischen Genius jeden anderen Willen erdrückte; tief unter ihm ein Dienergefolge von tapferen Landsknechten und brauchbaren Geschäftsmännern, aber fast kein einziger aufrechter Charakter, fast Keiner, dessen inneres Leben sich über das platt Alltägliche erhob. Hier eine lange Schaar ungewöhnlicher Menschen, scharf ausgeprägte, eigensinnige Naturen, jeder eine kleine Welt für sich selber voll deutschen Trotzes und deutscher Tadelsucht, jeder eines Biographen würdig, zu selbständig und gedankenreich um kurzweg zu gehorchen, doch allesammt einig in dem glühenden Verlangen, die Freiheit und Ehre ihres geschändeten Vaterlandes wiederaufzurichten.

Einer aber stand in diesem Kreise nicht als Herrscher, doch als der Erste unter gleichen: der Freiherr vom Stein, der Bahnbrecher des Zeitalters der Reformen. Das Schloß seiner Ahnen lag zu Nassau, mitten im buntesten Ländergemenge der Kleinstaaterei; von der Lahnbrücke im nahen Ems konnte der Knabe in die Gebiete von acht deutschen Fürsten und Herren zugleich hineinschauen. Dort wuchs er auf, in der freien Luft, unter der strengen Zucht eines stolzen, frommen, ehrenfesten altritterlichen Hauses, das sich allen Fürsten des Reiches gleich dünkte,

standen doch die Stammburgen der Häuser Stein und Nassau dicht bei einander auf demselben Felsen; warum sollte das alte Wappenschild mit den Rosen und den Balken weniger gelten als der sächsische Rautenkranz oder die württembergischen Hirschgeweihe? Der Gedanke der deutschen Einheit, zu dem die geborenen Unterthanen erst auf den weiten Umwegen der historischen Bildung gelangten, war diesem stolzen reichsfreien Herrn in die Wiege gebunden. Er wußte es gar nicht anders: „ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Theile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theile desselben von ganzem Herzen ergeben." Wenig berührt von der ästhetischen Begeisterung der Zeitgenossen versenkte sich sein thatkräftiger, auf das Wirkliche gerichteter Geist früh in die historischen Dinge. Alle die Wunder der vaterländischen Geschichte, von den Cohortenstürmern des Teutoburger Waldes bis herab zu Friedrichs Grenadieren, standen lebendig vor seinen Blicken. Dem ganzen großen Deutschland, so weit die deutsche Zunge klingt, galt seine feurige Liebe. Keinen, der nur jemals von der Kraft und Großheit deutschen Wesens Kunde gegeben, schloß er von seinem Herzen aus; als er im Alter in seinem Nassau einen Thurm erbaute zur Erinnerung an Deutschlands ruhmvolle Thaten, hing er die Bilder von Friedrich dem Großen und Maria Theresia, von Scharnhorst und Wallenstein friedlich neben einander. Sein Ideal war das gewaltige deutsche Königthum der Sachsenkaiser; die neuen Theilstaaten, die sich seitdem über den Trümmern der Monarchie erhoben hatten, erschienen ihm sammt und sonders nur als Gebilde der Willkür, heimischen Verrathes, ausländischer Ränke, reif zur Vernichtung sobald irgendwo und irgendwie die Majestät des alten rechtmäßigen Königthums wieder erstünde. Sein schonungsloser Freimuth gegen die gekrönten Häupter entsprang nicht blos der angeborenen Tapferkeit eines heldenhaften Gemüthes, sondern auch dem Stolze des Reichsritters, der in allen diesen fürstlichen Herren nur pflichtvergessene, auf Kosten des Kaiserthums bereicherte Standesgenossen sah und nicht begreifen wollte, warum man mit solchen Zaunkönigen so viel Umstände mache.

Er hatte die rheinischen Feldzüge in der Nähe beobachtet und die Ueberzeugung gewonnen, die er einmal der Kaiserin von Rußland vor versammeltem Hofe aussprach: das Volk sei treu und tüchtig, nur die Erbärmlichkeit seiner Fürsten verschulde Deutschlands Verderben. Er haßte die Fremdherrschaft mit der ganzen dämonischen Macht seiner naturwüchsigen Leidenschaft, die einmal ausbrechend unbändig wie ein Bergstrom daherbrauste; doch nicht von der Wiederaufrichtung der verlebten alten Staatsgewalten noch von den künstlichen Gleichgewichtslehren der alten Diplomatie erwartete er das Heil Europas. Sein freier großer Sinn drang überall gradaus in den sittlichen Kern der Dinge. Mit dem Blicke des Sehers erkannte er jetzt schon, wie Gneisenau, die Grund-

züge eines dauerhaften Neubaues der Staatengesellschaft. Das unnatürliche Uebergewicht Frankreichs — so lautete sein Urtheil — steht und fällt mit der Schwäche Deutschlands und Italiens; ein neues Gleichgewicht der Mächte kann nur erstehen, wenn jedes der beiden großen Völker Mitteleuropas zu einem kräftigen Staate vereinigt wird. Stein war der erste Staatsmann, der die treibende Kraft des neuen Jahrhunderts, den Drang nach nationaler Staatenbildung ahnend erkannte; erst zwei Menschenalter später sollte der Gang der Geschichte die Weissagungen des Genius rechtfertigen. Noch war sein Traum vom einigen Deutschland mehr eine hochherzige Schwärmerei als ein klarer politischer Gedanke; er wußte noch nicht, wie fremd Oesterreich dem modernen Leben der Nation geworden war, wollte in den Kämpfen um Schlesien nichts sehen als einen beklagenswerthen Bürgerkrieg.

Immerhin hatte er schon in jungen Jahren die lebendige Macht des preußischen Staates erkannt und, weit abweichend vor den Gewohnheiten des Reichsadels, sich in den Dienst der protestantischen Großmacht begeben. Wie ward ihm so wohl in der naturfrischen, den Körper stählenden Thätigkeit des Bergbaus, und nachher, da er als Kammerpräsident unter den freien Bauern und dem stolzen alteingesessenen Adel der westphälischen Lande eine zweite Heimath fand, bei Wind und Wetter immer selbst zur Stelle um nach dem Rechten zu sehen, herrisch durchgreifend, rastlos anfeuernd, aber auch gütig und treuherzig, durch und durch praktisch, nicht minder besorgt um die Kühe der kleinen Kötter wie um die Wasserwege für die reichen Kohlenwerke — ein echter Edelmann, vornehm zugleich und leutselig, großartig in Allem, ein kleiner König in seiner Provinz. Den Osten der Monarchie kannte er wenig. Der Rheinfranke konnte das landschaftliche Vorurtheil gegen die dürftigen Colonistenlande jenseits der Elbe lange nicht überwinden; er meinte in den ernsthaften verwitterten Zügen der brandenburgischen Bauern, die freilich die Spuren langer Noth und Unfreiheit trugen, einen scheuen, bösen Wolfsblick zu erkennen, und mit dem naiven Stolze des Reichsritters sah er auf das arme anspruchsvolle Junkerthum der Marken herunter, das doch für Deutschlands neue Geschichte unvergleichlich mehr geleistet hatte als der gesammte Reichsadel. Sold zu nehmen und seinen steifen Nacken in das Joch des Dienstes zu schmiegen fiel dem Reichsfreiherrn von Haus aus schwer. Als er dann auf der rothen Erde die noch lebensfähigen Ueberreste altgermanischer Gemeindefreiheit und altständischer Institutionen kennen lernte, als er die gemeinnützige Wirksamkeit der Landstände, der bäuerlichen Erbentage, der Stadträthe und Kirchensynoden beobachtete und damit die formensteife Kleinmeisterei, die allfürsorgende Zudringlichkeit des königlichen Beamtenthums verglich, da überkam ihn eine tiefe Verachtung gegen das Nichtige des todten Buchstabens und der Papierthätigkeit. Mit harten und oftmals ungerechten Worten schalt er auf die besoldeten, buchgelehrten, interesse-

losen, eigenthumslosen Buralisten, die, es regne oder es scheine die Sonne, ihren Gehalt aus der Staatskasse erheben und schreiben, schreiben, schreiben.

So in rüstigem Handeln, in lebendigem Verkehre mit allen Ständen des Volkes bildete er sich nach und nach eine selbständige Ansicht vom Wesen politischer Freiheit, die sich zu den demokratischen Doctrinen der Revolution verhielt wie die deutsche zur französischen Staatsgesinnung. Adam Smiths Lehre von der freien Bewegung der wirthschaftlichen Kräfte hatte schon dem Jüngling einen tiefen Eindruck hinterlassen; nur lag dem deutschen Freiherrn nichts ferner als jene Ueberschätzung der wirthschaftlichen Güter, worein die blinden Anhänger des Schotten verfielen, vielmehr bekannte er sich laut zu der fridericianischen Meinung, daß übermäßiger Reichthum das Verderben der Völker sei. Justus Mösers lebenswarme Erzählungen von der Bauernfreiheit der germanischen Urzeit ergriffen ihn lebhaft, das Studium der deutschen und der englischen Verfassungsgeschichte kam seiner politischen Bildung zu statten, und sicher hat die romantische Weltanschauung des Zeitalters, die allgemeine Schwärmerei für die ungebrochene Kraft jugendlichen Volkslebens unbewußt auch auf ihn eingewirkt. Doch der eigentliche Quell seiner politischen Ueberzeugung war ein starker sittlicher Idealismus, der, mehr als der Freiherr selbst gestehen wollte, durch die harte Schule des preußischen Beamtendienstes gestählt worden war.

Die Verwaltungsordnung des ersten Friedrich Wilhelm hatte einst das dem öffentlichen Leben ganz entfremdete Volk in den Dienst des Staates hineingezwungen. Stein erkannte, daß die also Erzogenen nunmehr fähig waren unter der Aufsicht des Staates die Geschäfte von Kreis und Gemeinde selbst zu besorgen. Er wollte an die Stelle der verlebten alten Geburtsstände die Rechtsgleichheit der modernen bürgerlichen Gesellschaft setzen, aber nicht die unterschiedslose Masse souveräner Einzelmenschen, sondern eine neue gerechtere Gliederung der Gesellschaft, die den „Eigenthümern“, den Wohlhabenden und vornehmlich den Grundbesitzern, die Last des communalen Ehrendienstes auferlegte und ihnen dadurch erhöhte Macht gäbe — eine junge auf dem Gedanken der politischen Pflicht ruhende Aristokratie. Er dachte die Revolution mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen, den Streit der Stände auszugleichen, die Idee des Einheitsstaates in der Verwaltungsordnung vollständig zu verwirklichen; doch mit der Thatkraft des Neuerers verband er eine tiefe Pietät für das historisch Gewordene, vor Allem für die Macht der Krone. Eine Verfassung bilden, sagte er oft, heißt das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickeln. Er strebte von jenen künstlichen Zuständen der Bevormundung und des Zwanges, die sich einst aus dem Elend des dreißigjährigen Krieges herausgebildet hatten, wieder zurück zu den einfachen und freien Anschauungen der deutschen Altvordern, denen der Waffendienst als das Ehrenrecht jedes

freien Mannes, die Sorge für den Haushalt der Gemeinde als die natürliche Aufgabe des Bürgers und des Bauern erschien. Dem begehrlichen revolutionären Sinne, der von dem Staate unendliche Menschenrechte heischte, trat das strenge altpreußische Pflichtgefühl entgegen, dem dreisten Dilettantismus der Staatsphilosophen die Sach- und Menschenkenntniß eines gewiegten Verwaltungsbeamten, der aus den Erfahrungen des Lebens die Einsicht gewonnen hatte, daß der Neubau des Staates von unten her beginnen muß, daß constitutionelle Formen werthlos sind wenn ihnen der Unterbau der freien Verwaltung fehlt.

Diese Gedanken, wie neu und kühn sie auch erschienen, ergaben sich doch nothwendig aus der inneren Entwicklung, welche der preußische Staat seit der Vernichtung der alten Ständeherrschaft bis zum Erscheinen des Allgemeinen Landrechts durchlaufen hatte; sie berührten sich zugleich so nahe mit dem sittlichen Ernst der Kantischen Philosophie und dem wieder erwachenden historischen Sinne der deutschen Wissenschaft, daß sie uns Nachlebenden wie der politische Niederschlag der classischen Zeit unserer Literatur erscheinen. Gleichzeitig, wie auf ein gegebenes Stichwort, wurden sofort nach dem Untergange der alten Ordnung die nämlichen Ideen von den besten Männern des Schwertes und der Feder geäußert, von Keinem freilich so umfassend und eigenthümlich wie von Stein. In den Briefen und Denkschriften von Scharnhorst und Gneisenau, von Vincke und Niebuhr kehrt überall derselbe leitende Gedanke wieder: es gelte, die Nation zu selbständiger, verantwortlicher politischer Arbeit aufzurufen und ihr dadurch das Selbstvertrauen, den Muth und Opfermuth der lebendigen Vaterlandsliebe zu erwecken. Ein geschlossenes System politischer Ideen aufzubauen lag nicht in der Weise dieser praktischen Staatsmänner; sie rühmten vielmehr als einen Vorzug des englischen Lebens, daß dort die politische Doctrin so wenig gelte. Und so war auch das einzige literarische Werk, das unter Steins Augen entstand, Vinckes Abhandlung über die britische Verwaltung, der Betrachtung des Wirklichen zugewendet. Die kleine Schrift gab zum ersten male ein getreues Bild von der Selbstverwaltung der englischen Grafschaften, die bisher neben der bewunderten Gewaltentheilung des constitutionellen Musterstaates noch gar keine Beachtung gefunden hatte; sie enthielt zugleich eine so unzweideutige Kriegserklärung gegen die rheinbündisch-französische Bureaukratie, daß sie erst nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft gedruckt werden durfte. Darum ist den Zeitgenossen der ganze Tiefsinn der Staatsgedanken Steins niemals recht zum Bewußtsein gekommen. Erst die Gegenwart erkennt, daß dieser stolze Mann mit der Idee des nationalen Staates auch den Gedanken der Selbstverwaltung, eine edlere, aus uralten unvergessenen Ueberlieferungen der germanischen Geschichte geschöpfte Auffassung der Volksfreiheit für das Festland gerettet hat. Jeder Fortschritt unseres politischen Lebens hat die Nation zu Steins Idealen zurückgeführt.

Es war der Schatten seiner Tugenden, daß er in den verschlungenen Wegen der auswärtigen Politik sich nicht zurecht fand und die unentbehrlichen Künste diplomatischer Verschlagenheit als niederträchtiges Finassiren verachtete. Ihm fehlte die List, die Behutsamkeit, die Gabe des Zauderns und Hinhaltens. Auf dem Gebiete der Verwaltung bewegte er sich mit vollendeter Sicherheit, jede seiner Verordnungen war ein Muster geschäftlicher Klarheit und Bestimmtheit. Wenn aber eine Aussicht auf die Befreiung seines Vaterlandes sich zu eröffnen schien, so verließ ihn die besonnene Ruhe, und fortgerissen von dem wilden Ungestüm seiner patriotischen Begeisterung rechnete er dann leicht mit dem Unmöglichen.

Den Staat bedachtsam zwischen den Klippen hindurchzusteuern, bis der rechte Augenblick der Erhebung erschien, war diesem Helden des heiligen Zornes und der stürmischen Wahrhaftigkeit nicht gegeben. Doch Niemand war wie er für die Aufgaben des politischen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe sittliche Ziele zu geben, ihre schlummernden herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn Keiner besaß wie er die fortreißende, überwältigende Macht der großen Persönlichkeit. Jedes unedle Wort verstummte, keine Beschönigung der Schwäche und der Selbstsucht wagte sich mehr heraus, wenn er seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altväterischem Deutsch aussprach, ganz kunstlos, volksthümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichthum, der verhaltenen Leidenschaft des echten Germanen natürlich ist. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit seines stachligen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen seines Zornes. Wer aber ein Mann war ging immer leuchtenden Blicks und gehobenen Muthes von dem Glaubensstarken hinweg. Unauslöschlich prägte sich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der besten Männer Deutschlands: die gedrungene Gestalt mit dem breiten Nacken, den starken, wie für den Panzer geschaffenen Schultern; tiefe, funkelnde braune Augen unter dem mächtigen Gehäuse der Stirn, eine Eulennase über den schmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen Hände jäh, eckig, gebieterisch: ein Charakter wie aus dem hochgemuthen sechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnerte — so geistvoll und so einfach, so tapfer unter den Menschen und so demüthig vor Gott — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freisinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenschaft und billiger Erwägung — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder selbstischen Berechnung für Napoleon und die Genossen seines Glücks immer ein unbegreifliches Räthsel blieb. Er war der Mann der Lage; selbst seine Schwächen und einseitigen Ansichten entsprachen dem Bedürfniß des Augenblicks. Wenn er das Beamtenthum und den kleinen Adel ungebührlich hart beurtheilte, die Oesterreicher schlechtweg als Preußens

deutsche Brüder ansah: um so besser für den Staat, der jetzt die adlichen Privilegien, die Alleinherrschaft der Bureaukratie zerstören und Alles was trennend zwischen den beiden deutschen Großmächten stand, hochherzig vergessen mußte.

Nach seinem vergeblichen Kampfe gegen die Cabinetsregierung und seiner schnöden Entlassung hatte Stein still in Nassau gelebt und dort schon in einer umfassenden Denkschrift einige Umrisse für die Neugestaltung des Staates aufgezeichnet. Da traf ihn die Kunde von dem unseligen Frieden und warf den Heißblütigen auf das Krankenbette. Bald darauf kam die Aufforderung zur Rückkehr. Er nahm an; jede Kränkung war vergessen; nach drei Tagen wurde sein Wille des Fiebers Herr. Am 30. September 1807 traf er in Memel ein, und der König legte vertrauensvoll die Leitung des gesammten Staatswesens in die Hände des Ministers. Welch eine Lage! An seinem letzten Geburtstage hatte Friedrich Wilhelm, da die Räumung des Landes gar nicht beginnen wollte, in einem eigenhändigen Briefe dem Imperator gradezu die Frage gestellt, ob er Preußen zu vernichten beabsichtige. Napoleon blieb stumm, die Thaten gaben die Antwort. Mitten im Frieden standen 160,000 Franzosen in den Festungen und in großen Lagern, über das ganze Staatsgebiet vertheilt, allein Ostpreußen ausgenommen. Der Kern der alten preußischen Armee, mehr als 15,000 Mann, lag noch kriegsgefangen bei Nancy, und woher sollte die ausgeplünderte Monarchie die Mittel nehmen für die Bildung eines neuen Heeres? An verfügbarem jährlichem Einkommen verblieben dem Staate noch 13½ Mill. Thlr., kaum zwei Drittel seiner früheren Einnahmen. Ueberall wo Napoleons Truppen standen wurden die Staatseinkünfte, als ob der Krieg noch fortwährte, für Frankreich in Beschlag genommen, so daß der König nahezu nichts erhielt, hunderte der auf halben Sold entlassenen Offiziere unbezahlt darben mußten. Die einst vielbeneidete Seehandlung hatte, wie die Bank, ihre Zahlungen eingestellt; ihre Obligationen sanken im Curse bis auf 25. Die Tresorscheine fielen bis auf 27, da an die Einlösung nicht mehr zu denken war und die französischen Behörden das Papiergeld zu Wuchergeschäften mißbrauchten. Massen entwertheter Scheidemünzen strömten aus den abgetretenen Provinzen in das Land zurück, und die Franzosen ließen um das Unheil zu vermehren in der Berliner Münze noch für 3 Mill. Thlr. neues Kleingeld prägen. Der Staatscredit war so gänzlich vernichtet, daß eine Prämienanleihe von einer Million, in kleinen Scheinen zu 25 Thlr. ausgegeben, nach drei Jahren noch immer nicht vergriffen war. Die französische Militärverwaltung unter Darus brutaler Leitung hauste im Frieden ärger als im Kriege; eine Contribution drängte die andere, und monatelang blieb es ein tiefes Geheimniß, wie viel der unersättliche Feind noch von dem erschöpften Lande fordern wolle. In Ost- und Westpreußen wurde zur Abtragung der Kriegslasten eine progressive Einkommensteuer,

die bis zu 20 vom Hundert stieg, ausgeschrieben; ein keineswegs reicher Stettiner Kaufmann mußte in dem Jahre nach dem Frieden für Contribution und Einquartierung mehr als 15,000 Thlr. zahlen.

Handel und Wandel stockten. Der britische Kaufmannsneid hatte den letzten Krieg rücksichtslos benutzt um die stärkste Handelsmarine der Ostseeküsten zu zerstören. Als nachher der Krieg gegen Frankreich ausbrach, der Friede mit England noch nicht geschlossen war, sah sich die preußische Flagge gleichzeitig durch die britischen und die französischen Kreuzer bedroht. Dann kam der Jammer der Continentalsperre. Die Rhederei der pommerschen Häfen verringerte sich in kurzer Zeit von 34,000 auf 20,000 Last. Die alten natürlichen Straßen des Welthandels lagen verödet; die baltischen Provinzen verloren, da ihnen gute Landstraßen noch fast gänzlich fehlten, den Absatzweg für ihren einzigen Exportartikel, das Getreide. Ein heilloser Schmuggelhandel führte von Gothenburg und Helgoland, dem neuen Klein-London, die Waaren der Colonien ins Land; andere Waarenzüge kamen aus Malta und Corfu durch Bosnien und Ungarn. Der preußische Mittelstand konnte die Preise der gewohnten Genußmittel nicht mehr erschwingen; man trank Cichorienwasser, rauchte Huflattich und Nußblätter. Bettelhaftes Elend in jedem Haushalt, jedem Gewerb: die Königsberger Buchdrucker verlangten drei Wochen Frist um ein sechs Bogen langes Gesetz zu drucken, weil sie nur für einen Bogen Satz hatten. Schoen, der gewiegte Finanzmann, der sich gern seines altpreußischen Muthes rühmte, fand die Zustände so hoffnungslos, daß er schon vier Monate nach dem Frieden in einer Denkschrift ausführte: man müsse den Sieger durch die Abtretung des Magdeburgischen rechts der Elbe und eines Theiles von Oberschlesien befriedigen, sonst gehe das Land durch den Steuerdruck zu Grunde.

Alles erinnerte an jene jammervollen Zeiten, da einst die Wallensteiner in den Marken hausten und Georg Wilhelm als ein Fürst ohne Land in Königsberg weilte. Aber welche Saat von Liebe und Treue war während der sechs Menschenalter seitdem aufgegangen! Damals widersetzte sich der Königsberger Landtag in störrischem Trotze seinem Kurfürsten; jetzt standen Fürst und Volk zu einander wie eine große Familie. Das ärmliche Landhaus bei Memel und die düsteren Räume des alten Ordensschlosses in Königsberg wurden nicht leer von Besuchern, die ihrem Könige in seiner Noth eine Freude bereiten, ein gutes Wort sagen wollten; zu der Taufe der neugeborenen Königstochter erschienen die Stände von Ostpreußen als Pathen; an allen Läden hing das neue Bild, das den König in der häßlichen Uniform der Zeit inmitten seiner Kinder darstellte. Und wie viel königlicher als der Vater des großen Kurfürsten wußte Friedrich Wilhelm sein hartes Loos zu tragen. Eine tiefe Bitterkeit erfüllte ihm die Seele, mehr als je bedurfte er des herzlichen Zuspruchs seiner Gemahlin; er hatte Stunden, wo ihm zu Muthe war, als ob nichts ihm

gelänge, als ob er nur für das Unglück geboren sei. Als er im Königsberger Dome die Inschriften auf den Gräbern der preußischen Herzöge las, wählte er sich den Sinnspruch für sein hartes Leben: meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott! Doch diese Hoffnung hielt ihn aufrecht. Niemals wollte er sich überzeugen, daß die gemeinen Seelen aus der Familie Bonaparte, die jetzt Europas Kronen trugen, wirkliche Fürsten seien, daß dies mit allem seinem Ruhm und Glanz so windige, so schwindelhafte Abenteuer des napoleonischen Weltreichs in der vernünftigen Gotteswelt auf die Dauer bestehen könne. Willig und ohne Vorbehalt ging er auf die Vorschläge seines großen Ministers ein. An Steins Gesetzen hatte er weit größeren Antheil als die Zeitgenossen wußten. Vieles was sich jetzt vollendete war ja nur die kühne Durchführung jener Reformgedanken, worüber der unentschlossene Fürst ein Jahrzehnt hindurch gebrütet hatte. Nur so werden die raschen, durchschlagenden Erfolge des einen kurzen Jahres der Stein'schen Verwaltung ersichtlich.

Auch unter den Beamten fand der neue Minister willige Helfer. Ein Glück für ihn, daß er sein Reformwerk grade auf ostpreußischem Boden beginnen mußte. Hier wurde die Unhaltbarkeit der alten ständischen Gliederung besonders lebhaft empfunden, da die Provinz in ihren Köllmern einen freien nichtadlichen Grundbesitzerstand besaß; hier waren die Gebildeten, namentlich die Beamten, längst vertraut mit den freien sittlichen und politischen Anschauungen, welche die beiden wirksamsten Lehrer der Königsberger Hochschule, Kant und der soeben verstorbene Kraus, seit Jahren verbreitet hatten. Ganz und gar von diesen Ideen erfüllt war Schoen, in mancher Hinsicht ein getreuer Vertreter des stolzen, freisinnigen, gedankenreichen ostpreußischen Wesens, freilich auch ein Doctrinär der unbedingten Freihandelslehre, zudem maßlos eitel, unfähig fremdes Verdienst bescheiden anzuerkennen und, ganz gegen die Art seines edlen Stammes, unwahrhaftig. Neben ihm wirkte Staegemann, ein hochgebildeter, kundiger Geschäftsmann von seltenem Fleiße und seltener Bescheidenheit, der seine treue Liebe zum preußischen Staate zuweilen in tief empfundenen ungelenken Gedichten aussprach, dann Niebuhr, der geniale Gelehrte, zu reizbar, zu abhängig von der Stimmung des Augenblicks um sich leicht in die gleichmäßige Thätigkeit der Bureaus zu finden, aber Allen unschätzbar durch den unerschöpflichen Reichthum eines lebendigen Wissens, durch die Weite seines Blicks, durch den Adel einer hohen Leidenschaft; dann Nicolovius, ein tiefes, von der religiösen Strömung der Zeit im Innersten bewegtes Gemüth; dann Sack, Klewitz, Wilken und viele Andere, ein schöner Verein ungewöhnlicher Kräfte. Unter Allen stand wohl der westphälische Freiherr von Vincke den Anschauungen Steins am nächsten. Auch er hatte sich seine Ansicht vom Staate unter dem Adel und den Bauern der rothen Erde gebildet, nur daß der geborene Preuße die Verdienste des Soldbeamtenthums unbefangener anerkannte als der Reichsritter; er

rechnete sich selber nicht zu den schöpferischen Köpfen, seine Stärke war die Ausführung, die rastlose Thätigkeit des Verwaltungsbeamten.

Hardenberg, der auf Napoleons Befehl zum zweiten male das Ministerium hatte verlassen müssen, sendete aus Riga eine große Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staats, die er dort im Verein mit Altenstein ausgearbeitet. Sie berührte sich vielfach mit den Ideen des neuen Ministers, manche ihrer Vorschläge waren seinen Aeußerungen wörtlich entlehnt — so der Gedanke einer Ständeversammlung für den gesammten Staat. Doch verrieth sich auch hier schon jener feine und tiefe Gegensatz, welcher den Jünger der Aufklärung von Steins historischer Staatsanschauung immer getrennt hat. Hardenberg war zuerst Diplomat, in Verwaltungssachen bei weitem nicht so gründlich unterrichtet wie Stein, und nahm daher unbedenklich in seine Denkschrift einige allgemeine theoretische Sätze auf, wie sie Altenstein, der Freund Fichtes, liebte. Sein Reformplan war „nach der höchsten Idee des Staates" bemessen; in der Handelspolitik sollte ohne Einschränkung der Grundsatz des laisser faire gelten. Während Stein die Revolution von frühauf mit dem Mißtrauen des Aristokraten betrachtet hatte und nur einige ihrer probehaltigen Ergebnisse auf deutschen Boden verpflanzen wollte, war Hardenberg von den französischen Ideen ungleich stärker berührt worden. Er bezeichnete gradezu als das Ziel der Reform: „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung," schloß sich im Einzelnen eng an das Vorbild Frankreichs an, verlangte für das Heer die Conscription mit Stellvertretung, und die altpreußischen Ehrenämter der Landräthe hätte er gern durch bureaukratische Kreisdirectoren verdrängt. Von der Selbstverwaltung der Gemeinde sprach er gar nicht. Gemeinsam war beiden Staatsmännern die sittliche Hoheit der Staatsgesinnung. Beide wollten, wie Altensteins Entwurf sich ausdrückte, „eine Revolution im guten Sinne, gradehin führend zu dem großen Zwecke der Veredlung der Menschheit;" Beide wußten, daß Frankreich nur „eine untergeordnete, auf bloße Kraftäußerung gerichtete Tendenz" verfolge, und forderten von dem verjüngten deutschen Staate, daß er Religion, Kunst und Wissenschaft, alle idealen Bestrebungen des Menschengeschlechts um ihrer selber willen beschütze und also durch sittliche Kräfte sich den Sieg über die feindliche Uebermacht sichere.

Stein besaß in hohem Maße die dem Staatsmanne unentbehrliche Kunst die Gedanken Anderer zu benutzen. Alle die Vorschläge, die ihm aus den Kreisen des Beamtenthums entgegengebracht wurden, ließ er auf sich wirken, doch seine letzten Entschließungen faßte er stets nach eigenem Ermessen. Als er in Memel eintraf, fand er bereits einen Entwurf vor für die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Ost- und Westpreußen. Schoen, Staegemann und Klewitz hatten den Plan, auf Befehl des Königs, ausgearbeitet und sich namentlich darauf berufen, daß in dem benachbarten Herzogthum Warschau die Beseitigung der Leibeigenschaft bevorstehe.

Der Minister gab dem Gesetze sofort einen größeren Sinn, verlangte die Ausdehnung der Reform auf das gesammte Staatsgebiet. Seit er politisch zu denken vermochte hatte er die Unfreiheit des Landvolks als den Fluch unseres Nordostens betrachtet; jetzt schien es ihm an der Zeit, dies uralte Leiden endlich zu heilen, mit einem kühnen Schritte das Ziel zu erreichen, worauf die Gesetze der Hohenzollern seit Friedrich Wilhelm I. immer mit halbem Erfolge hingearbeitet hatten. Der König stimmte freudig zu; die tapfere Zuversicht des Ministers erweckte ihm den Muth ernstlich zu wollen was er sein Lebelang nur gehofft und gewünscht. So erschien denn am 9. October 1807 das Edict über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums — die Habeas Corpus Acte Preußens, wie Schoen sagte. In anspruchslosen Formen ward eine tiefgreifende sociale Revolution vollzogen: etwa zwei Drittel der Bevölkerung des Staates gewannen die unbeschränkte persönliche Freiheit, am Martinitage 1810 sollte es nur noch freie Leute in Preußen geben. Dasselbe Gesetz vernichtete mit einem Schlage die ständische Ordnung des fridericianischen Staates. Der Edelmann erhielt das Recht, ein Bauer zu werden und bürgerliche Gewerbe zu treiben — ein Recht, das zugleich als Ersatz galt für die bisherige Bevorzugung des Adels in der Armee. Jede Art von Grundbesitz und Geschäftsbetrieb war fortan jedem Preußen zugänglich.

Aber Stein war nicht gewillt, die alten volksfreundlichen Grundsätze der Monarchie preiszugeben und unter dem Vorwande des freien Wettbewerbs die Vernichtung des kleinen Grundbesitzes zu erlauben; ein freier kräftiger Bauernstand erschien ihm als die festeste Stütze des Staates, als der Kern der Wehrkraft. Darum wurde den Rittergutsbesitzern das Auskaufen der Bauergüter nur unter Beschränkungen und mit Zustimmung der Staatsbehörden gestattet. Und während Schoen, getreu den Dogmen der englischen Freihandelsschule, den Untergang der alten landsässigen Geschlechter als eine unabänderliche wirthschaftliche Nothwendigkeit hinnehmen wollte, griff Stein den verschuldeten Großgrundbesitzern mit einem General-Indult unter die Arme. So gelang es, dem Landadel über die nächste schwere Zeit hinwegzuhelfen, die Mehrzahl der Rittergüter ihren alten Besitzern zu erhalten. Ebenso maßvoll bei aller Kühnheit war auch das neue Edict, das den Einsassen der Domänen in Ost- und Westpreußen, etwa 47,000 bäuerlichen Familien, das freie Eigenthum verlieh: sie sollten befugt sein, drei Viertel der auf ihren Gütern haftenden Dienste und Abgaben binnen vierundzwanzig Jahren durch Geldzahlnngen abzulösen. Ein Viertel blieb als unablösliche Contribution fortbestehen; Stein verwarf die vollständige Beseitigung aller dinglichen Lasten der Bauerngüter als eine allzu radicale Störung der gewohnten Besitzverhältnisse. Daran schloß sich die Aufhebung des Mühlenzwanges, der Zünfte und Verkaufsmonopolien für Bäcker, Schlächter und Höker. Verwandlung aller Dienste und Naturalabgaben in Geldzahlungen, Beseitigung

der Zwangs- und Bannrechte, der Servituten, der Gemeinheiten war das Ziel, dem der Gesetzgeber zustrebte; das freie Privateigenthum sollte überall zu seinem Rechte kommen. In scharfem Gegensatze zu dem fridericianischen Systeme der monarchischen Arbeitsorganisation wollten die neuen Gesetze „Alles entfernen, was den Einzelnen bisher hinderte den Wohlstand zu erwerben, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig war.“ Die nach Steins Abgang erlassene Instruction an die Verwaltungsbehörden sagte kurzab — in der Form vielleicht etwas abstracter als Stein selbst geschrieben hätte: — die Gewerbe sollten ihrem natürlichen Gange überlassen bleiben; es sei nicht nothwendig den Handel zu begünstigen, er müsse nur nicht erschwert werden.

Im Auslande wurde der mächtige Umschwung, der das alte Preußen in seinen socialen Grundfesten erschütterte, kaum beachtet. Die bewegte Zeit hatte der radicalen Neuerungen genug erlebt, und wie viele, die mit größerem Lärm begannen, waren im Sande verlaufen. Die Franzosen spotteten, wie bedachtsam man in Königsberg den Spuren der großen Revolution folge. In Preußen selbst empfand man um so lebhafter, wie tief die neue Gesetzgebung in alle Lebensverhältnisse einschnitt. Das gebildete Bürgerthum begrüßte die Befreiung des Landvolks mit Freuden; in Breslau wurden die Thaten des königlichen Reformators auf der Bühne verherrlicht. Aber der kurmärkische Adel, der tapfere Marwitz voran, zürnte auf den dreisten Ausländer, der mit seiner fränkischen und ostpreußischen Beamtenschule das alte gute brandenburgische Wesen zerstöre. Unerhört erschien außer dem revolutionären Inhalt auch die jacobinische Sprache der Stein'schen Gesetze, die sich wiederholt auf das Wohl des Staates, auf die Fortschritte des Zeitgeistes beriefen. Und nun gar die den märkischen Junkern ganz unbekannte Menschenklasse der „Landbewohner“, die man am grünen Tische erfunden hatte! In der Priegnitz rotteten sich selbst die Bauern zusammen, tobend gegen „die neue Freiheit“, und der König mußte seine gelben Reiter wider sie aussenden. Auf der Junkergasse zu Königsberg tagte der Perpoucher'sche Club, würdige Herren vom Hofe, vom Landadel, von der Armee, allesammt tief entrüstet über „das Natterngezücht“ der Reformer. Niemand dort schalt grimmiger als General York: der sah die alte strenge Zucht aus der Welt verschwinden, sah die Zeit gekommen, wo jeder Fähnrich an seinem Obersten zum Marquis Posa werden wollte. Selbst Gneisenau konnte der Kühnheit des Ministers nicht folgen, er meinte den Untergang des großen Grundbesitzes vor Augen zu sehen bis ihn die Erfahrung eines Besseren belehrte. Einige der wackersten Männer aus den alten ostpreußischen Geschlechtern der Dohna, der Auerswald, der Finkenstein beschworen den König in einer Eingabe, die Rechte des Adels zu schützen, ihm mindestens die Befreiung vom Kriegsdienste und die Patrimonialgerichte zu erhalten. Aber das Ansehen des Königlichen Befehls stand ebenso fest wie das Ver-

trauen zu der Rechtschaffenheit Friedrich Wilhelms. Daß dieser Fürst ein offenbares Unrecht gebieten könne, wollten doch selbst die Unzufriedenen nicht glauben. Die Reform ging ihren Gang. Wieder, wie so oft schon, wurde eine That der Befreiung dem preußischen Volke durch den Willen seiner Krone auferlegt.

Die zweite große Aufgabe, welche Stein sich stellte, war die Vollendung der Staatseinheit. Er hatte aus den Verhandlungen der Pariser Nationalversammlung die Nothwendigkeit eines centralisirten Kassenwesens, aus der Verwaltungsorganisation des ersten Consuls die Vorzüge einer übersichtlichen Eintheilung der Staatsgeschäfte kennen gelernt, und schon vor dem Kriege die Einsetzung von Fachministern für den gesammten Staat empfohlen. Das wunderliche Nebeneinander von Provinzial- und Fachministern, die Vermischung des Realsystems mit dem Provinzialsysteme genügte nicht mehr für die Bedürfnisse der schlagfertigen modernen Verwaltung. War doch die ängstliche Schonung der landschaftlichen Eigenthümlichkeiten während der letzten Jahrzehnte so weit getrieben worden, daß die Beamten der alten Schule die preußische Monarchie gradezu einen Foederativstaat nennen konnten. Bei näherer Prüfung ergab sich indeß, wie gesund und lebensfähig die Verwaltungsordnung Friedrich Wilhelms I. noch immer war. Nun man sich anschickte sein Werk weiterzuführen lernte man den sicheren Blick des alten gestrengen Organisators erst völlig würdigen; Schoen pries ihn gern als Preußens größten inneren König. Nicht ein Umsturz, nur die Fortbildung und Vereinfachung der alten Institutionen wurde beschlossen. Das Gesetz vom 16. December 1808 über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden stellte fünf Fachminister, für das Innere, die Finanzen, das Auswärtige, den Krieg und die Justiz, an die Spitze der gesammten Staatsverwaltung, vereinigte die alten Generalkassen zu einer General-Staatskasse unter der Leitung des Finanzministers. Stein sah voraus, wie gefährlich die ungeheure Macht jener fünf Männer werden konnte; er beabsichtigte daher, als höchste Behörde der Monarchie einen Staatsrath zu bilden, der alle hervorragenden Kräfte des Staatsdienstes, auch die Minister selbst, in sich vereinigen, die Gesetzentwürfe berathen, die großen Streitfragen des öffentlichen Rechts entscheiden sollte. Aber dieser Theil seiner Entwürfe blieb unter seinen Nachfolgern unausgeführt.

Durch die Einsetzung der Fachminister war das Generaldirectorium beseitigt. Dagegen blieben die altbewährten Kriegs- und Domänenkammern unter dem neuen Namen: Regierungen bestehen. Man trennte Rechtspflege und Verwaltung vollständig, nahm den Regierungen die Gerichtsgeschäfte der alten Kammern; man säuberte sie von unbrauchbaren Mitgliedern, wie denn Stein überall die thatsächliche Unabsetzbarkeit des alten Beamtenthums bekämpfte und der Krone das Recht vorbehielt, die Verwaltungsbeamten nach Belieben zu entlassen; man erleichterte den Ge-

schäftsgang, gab dem Präsidenten und den Decernenten für die einzelnen Fächer größere Selbständigkeit. Jedoch die Vorzüge des deutschen Collegialsystems, Unparteilichkeit und sorgsame Berücksichtigung aller Verhältnisse des einzelnen Falls, standen in Steins Augen zu hoch, als daß er sie gegen die raschere Beweglichkeit der bureaukratischen Präfecten-Verwaltung hingegeben hätte. Die Mittelstellen der preußischen Verwaltung blieben Collegien und haben in dieser Gestalt noch durch zwei Menschenalter ersprießlich gewirkt. Statt des leeren Schaugepränges der Generalräthe, die den napoleonischen Präfecten mit unmaßgeblichem Beirath zur Seite standen, verlangte der deutsche Staatsmann vielmehr eine thätige, regelmäßige Theilnahme der Nation an den Geschäften der Verwaltung; dann ströme den Männern am grünen Tische ein aus der Fülle der Natur genommener Reichthum von Ansichten und Gefühlen zu, und im Volke belebe sich der Sinn für Vaterland, Selbständigkeit, Nationalehre.

Doch wie diese verwaltende Thätigkeit der Regierten einfügen in die festgeordnete Hierarchie des Soldbeamtenthums? Einzelne Verwaltungsgeschäfte den Landtagen zu übertragen verbot sich von selbst; der Nepotismus, die Schwerfälligkeit, die Händelsucht der alten landständischen Ausschüsse standen noch in allzu üblem Andenken. Daher kamen Stein und Hardenberg Beide auf den sonderbaren Einfall, in jede Regierung, immer auf drei Jahre, neun von den Landständen vorgeschlagene Repräsentanten zu berufen, die mit vollem Stimmrecht an allen Arbeiten der Behörde sich betheiligen sollten. Der Gedanke zeigt deutlich, wie gründlich man mit den alten Anschauungen bureaukratischer Selbstgerechtigkeit gebrochen hatte; doch er war verfehlt. Die neue Einrichtung trat nur in Ostpreußen ins Leben; überall sonst zeigten die Landstände geringe Neigung die Tagegelder für die Notabeln aufzubringen. Die ostpreußischen Repräsentanten fühlten sich bald sehr einsam unter der Ueberzahl ihrer bureaukratischen Amtsgenossen, sie standen wie Dilettanten unter Fachmännern; die vom Lande wollten nicht so lange im Bureau aushalten; die Tagegelder blieben aus, der Eifer erkaltete rasch, und im Jahre 1812 wurde der verunglückte Versuch aufgegeben*). Ganz anders bewährte sich das neue Amt der Oberpräsidenten. Während das revolutionäre Frankreich seine alten Provinzen in ohnmächtige Departements zerschlug, wollte Stein, in bewußtem Gegensatze, die schwachen Regierungsbezirke zu großen lebensfähigen Provinzen vereinigen. Drei Oberpräsidenten, für Schlesien, für die altpreußischen, für die märkisch-pommerschen Lande, erhielten die Oberaufsicht über die Regierungen, nicht als eine Zwischeninstanz, sondern als ständige Commissare des Ministeriums und als Vertreter der gemeinsamen Interessen ihrer Provinz.

Steins sociale Reformen und die Befestigung der Staatseinheit gingen

*) Bericht des Ministers von Schuckmann an den König, 24. Mai 1812.

hervor aus der selbständigen, eigenthümlichen Durchbildung von Gedanken, welche seit dem Ausbruche der Revolution in der Luft lagen und allen hellen Köpfen des preußischen Beamtenthums als ein Gemeingut angehörten. Eine durchaus schöpferische That, das freie Werk seines Genius, war dagegen die Städte-Ordnung vom 19. November 1808. Als die letzte und höchste Aufgabe seines politischen Wirkens erschien ihm die Erhebung der Nation aus der dumpfen Enge ihres häuslichen Lebens; er sah sie in Gefahr, der Sinnlichkeit zu verfallen oder den speculativen Wissenschaften einen übertriebenen Werth beizulegen, und wollte sie erziehen zu gemeinnütziger Thätigkeit, zu kräftigem Handeln. Ein glücklicher praktischer Blick hieß ihn sein Werk bei den Städten beginnen. Erst wenn unter der gebildeten städtischen Bevölkerung wieder ein selbständiges Gemeindeleben erwacht war, konnten den rohen, soeben erst der Erbunterthänigkeit entwachsenen Bauern, die ihren Grundherren noch voll Grolles gegenüberstanden, die Rechte und Pflichten der Selbstverwaltung auferlegt werden. Die Städte erhielten die selbständige Verwaltung ihres Haushalts, ihres Armen- und Schulwesens und sollten auf Verlangen des Staates in seinem Namen auch die Geschäfte der Polizei besorgen. Die alten buntscheckigen Abstufungen des Bürgerrechts fielen hinweg, wie die Vorrechte der Zünfte. Die Einwohner der Städte zerfielen nur noch in zwei Klassen, Bürger und Schutzverwandte. Wer das leicht zu erwerbende Bürgerrecht erlangt hatte, war verbunden zur Uebernahme aller Gemeindeämter; denn war die Freiheit des Eigenthums ein leitender Gedanke der Stein'schen Gesetze, so nicht minder der Grundsatz, daß der Eigenthümer dem Gemeinwesen zum Dienst verpflichtet sei. Ein erwählter Magistrat, aus unbesoldeten und wenigen besoldeten Mitgliedern zusammengesetzt, und eine von der gesammten Bürgerschaft nach Bezirken gewählte Stadtverordnetenversammlung leiteten die städtische Verwaltung. So ward endlich gebrochen mit der zweihundertjährigen Verkümmerung des deutschen Communallebens.

Die Reform erscheint um so bewunderungswürdiger in ihrer einfachen Klarheit und Zweckmäßigkeit, da Stein nirgends in Europa ein Vorbild fand. Die verwahrlosten englischen Stadtverfassungen konnten ihm ebenso wenig zum Muster dienen wie die Patricierherrschaft in seinen geliebten westphälischen Städten. Nun erst gab es in Deutschland moderne Gemeinden — unabhängige Corporationen, die doch zugleich als zuverläsige Organe den Willen der Staatsgewalt vollstreckten, der Aufsicht der Regierungen unterworfen blieben. Bisher war ein Theil der Städte jeder Selbständigkeit beraubt gewesen. Andere hatten, wie die Grundherrschaften des flachen Landes, kleine Staaten im Staate gebildet mit patrimonialer Gerichtsbarkeit und Polizei, und wie oft waren die Gebote des Königs an „Unsere Vasallen, Amtleute, Magistrate und liebe Getreue“ durch den passiven Widerstand dieser altständischen Communal-

herrschaften zu Schanden geworden. Jetzt endlich erhielt die Staatsverwaltung in dem Städtewesen einen kräftigen Unterbau, der ihrem eigenen staatlichen Charakter entsprach.

Auch diese Reform mußte der Nation durch den Befehl des Königs aufgezwungen werden. Der märkische Adel und die alte Schule des Beamtenthums klagten über die republikanischen Grundsätze der Städteordnung. Welch ein Entsetzen in diesen Kreisen, als man erfuhr, daß einer der ersten Staatsbeamten, der Präsident von Gerlach die Wahl zum Oberbürgermeister von Berlin angenommen habe! Der ermattete Gemeinsinn des Bürgerthums zeigte anfangs geringe Neigung für den erzwungenen Ehrendienst; auch entdeckte man bald, daß jede Selbstverwaltung theuer ist, während Stein und seine Freunde vielmehr eine Verminderung der Kosten erwartet hatten. Die von Friedrich Wilhelm I. regulirten, an strenge Haushaltung gewöhnten Städte fanden sich meist williger in die neue Ordnung als die alten Communen, die noch das Vetterschaftswesen selbstherrlicher Magistrate sich bewahrt hatten. Das rechte Verständniß für den Segen ihrer Freiheit erwachte den Bürgern jedoch erst während der Befreiungskriege, als die Staatsbehörden fast überall ihre Arbeit einstellten und jede Stadt sich selber helfen mußte. Seitdem erst kam unserem Städtewesen eine zweite Blüthezeit, minder glänzend aber nicht weniger ehrenreich als die große Epoche der Hansa; das Schulwesen, die Armenpflege, die gemeinnützigen Stiftungen des deutschen Bürgerthums versuchten wieder zu wetteifern mit der älteren und reicheren städtischen Cultur der Romanen. Wie der erste Friedrich Wilhelm das moderne deutsche Verwaltungsbeamtenthum geschaffen hatte, so wurde Steins Städteordnung der Ausgangspunkt für die deutsche Selbstverwaltung. Auf ihr fußten alle die neuen Gemeindegesetze, welche durch zwei Menschenalter, so lange der Parlamentarismus noch unreif und unfertig dastand, den bewährtesten, den bestgesicherten Theil deutscher Volksfreiheit gebildet haben. Durch Steins Reformen wurde der lebendige Gemeinsinn, die Freude am verantwortlichen politischen Handeln wieder im deutschen Bürgerthum erweckt. Ihnen danken wir, daß der deutsche constitutionelle Staat heute auf festem Boden steht, daß unsere Anschauung vom Wesen der politischen Freiheit, so oft wir auch irrten, doch nie so leer und schablonenhaft wurde wie die Doctrinen der französischen Revolution.

Durch die Verluste des Tilsiter Friedens war Preußen wieder wesentlich ein Ackerbauland geworden. Darum dachte Stein der Städteordnung so bald als möglich eine Landgemeinde-Ordnung folgen zu lassen. Er verlangte freie Landgemeinden mit Schulzen und Dorfgerichten. Die letzten und stärksten Stützen der altständischen Gesellschaftsordnung, die gutsherrliche Polizei und die Patrimonialgerichtsbarkeit, mußten fallen, denn Regierung könne nur von der höchsten Gewalt ausgehen. An dem althistorischen Charakter des Landrathsamtes änderten Steins Pläne nichts;

der Landrath sollte wie bisher ein Staatsdiener sein, aber zugleich ein gering besoldeter Ehrenbeamter, ein Grundbesitzer aus dem Kreise selbst, der Vertrauensmann der Kreiseingesessenen. Nur der Umfang der Kreise schien dem erfahrenen Auge des Ministers zu groß für die Kräfte eines Mannes, und er erwog bereits mit seinem Freunde Vincke die Anstellung mehrerer Landräthe in jedem Kreise; sie sollten wie die englischen Friedensrichter von Zeit zu Zeit in Quarter-Sessionen zusammentreten. Neben dem Landrathe ein Kreistag aus sämmlichen Rittergutsbesitzern und einigen Abgeordneten der Städte und Dörfer. Die starke Vertretung des großen Grundbesitzes gebot sich von selbst in einem Augenblicke, da Jedermann noch bezweifelte, ob der rohe „Rusticalstand", die kaum erst freigewordenen Bauern überhaupt fähig seien den Kreistag zu beschicken.

Den Oberpräsidenten wollte Stein Provinziallandtage an die Seite stellen, damit die Eigenart und die Sonderinteressen der großen Landschaften innerhalb der Staatseinheit zu ihrem Rechte kämen. Er rühmte sich gern, sein Verfassungsplan sei auf freies Eigenthum gegründet, gebe das Wahlrecht allen „Eigenthümern" — und dies bedeutete in seinem Munde ausschließlich oder doch überwiegend: die Grundbesitzer in Stadt und Land. Mit verwegener Hand hatte er die rechtlichen Schranken zwischen den alten Ständen niedergerissen, es gab in Preußen keine Geburtsstände mehr; jedoch über die thatsächlich noch vorhandenen, im Volksbewußtsein noch lebendigen Unterschiede der Berufsstände und Interessengruppen wollte er nicht leichtfertig hinweggehen. Darum forderte er ständische Wahlen für die Provinziallandtage, dergestalt daß Ritterschaft, Städte, Bauerschaft für sich ihre Vertreter ernennen sollten, und verwarf die Vorschläge seines schlesischen Freundes Rhediger, die von der alten ständischen Gliederung gänzlich absahen. Ihm war es genug, wenn die Gesammtheit der Stadtbürger und der Bauern ständische Vertretung erhielt, während an den altständischen Landtagen nur einige bevorrechtigte Immediatstädte und von den Bauern allein die ostpreußischen Köllmer theilgenommen hatten. Ein erster Schritt nach diesem Ziele hin geschah noch unter seiner Verwaltung. Ostpreußen erhielt, damit „die Regierung durch die allgemeine Intelligenz unterstützt werde", eine neue Landschaftsordnung, die den Köllmern gleiches Recht mit den Edelleuten und Zutritt zu den landständischen Ausschüssen gewährte.

Aus diesen neuen Provinzialständen sollten endlich die preußischen Reichsstände gewählt werden, als eine Stütze für die Krone, als das unumgängliche Mittel den Nationalgeist zu erwecken und zu beleben. Der alte Absolutismus fühlte in diesen wilden Zeiten überall seine eigene Ohnmacht. Als die Bedrängniß des Staatshaushalts den Verkauf der Domänen gebot, wollte der König die Verantwortung für einen so gewagten Schritt nicht allein auf sich nehmen; er ließ daher das neue Hausgesetz über die Veräußerung der Domänen den Ständen aller Pro-

vinzen — in Schlesien, das keine Stände hatte, den Vertretern der Pfandbriefsinstitute und einiger Städte — zur Mitunterzeichnung vorlegen, obgleich er ausdrücklich erklärte, daß er dazu nicht verpflichtet sei. Ein solcher Zustand der Unsicherheit des öffentlichen Rechts durfte nicht dauern. Stein trug sich mit dem Plane einer großen Steuerreform, er wollte brechen mit der ängstlichen hausväterlichen Sparsamkeit, welche die Ausgaben nach den Einnahmen bemaß, und auch in Preußen den kühnen Grundsatz einführen, der für jede Finanzwirthschaft großen Stiles gilt, daß die Einnahmen sich nach den Ausgaben richten sollen. Für diese Reform und für alle die anderen Opfer, die er sonst noch der wiedererstehenden Nation zudachte, schien ihm der Beistand einer reichsständischen Versammlung unentbehrlich; nur müsse sie vorläufig, wegen der Unreife des Volks, auf das Recht der Berathung beschränkt bleiben.

So im Wesentlichen Steins Entwürfe für eine Reform an Haupt und Gliedern — das Größte und Kühnste, was der politische Idealismus der Deutschen je gedacht hatte. Durch ähnliche Pläne hatte einst Turgot die nahende Revolution abzuwenden gehofft, doch der Entwurf des deutschen Staatsmannes überbot die Gedanken des Franzosen weitaus in seiner bescheidenen Größe, seiner folgerechten Bestimmtheit, seiner Schonung für den historischen Bestand. Der König war mit Allem einverstanden, am wenigsten mit der Berufung der Reichsstände. Nicht als ob er die Beschränkung seiner Macht gefürchtet hätte; doch der Lärm der Debatte, die Leidenschaft des parlamentarischen Kampfes, die Nothwendigkeit, selber öffentlich aufzutreten, war seiner Schüchternheit peinlich. Aufgewachsen in den Ueberlieferungen eines milden Absolutismus, voll Widerwillens gegen die Sünden der Revolution, konnte er von der Nothwendigkeit des Repräsentativsystems sich noch nicht vollständig überzeugen. In der That schien es fraglich, ob die Reichsstände, bei dem kläglichen Zustande der politischen Bildung, nicht eher hemmend als fördernd wirken würden. Von dem Adel, der doch nach Steins Entwürfen das mächtigste Glied des Vereinigten Landtags bilden sollte, stand die freie Zustimmung zu einem gerechteren Steuersysteme und zu den anderen Neuerungsplänen des Ministers schwerlich zu erwarten. Auch die Städter und die Bauern bewiesen nur zu oft, wie wenig sie den Reformgedanken der Krone zu folgen vermochten.

Wenn aber Steins gewaltiger Wille am Ruder blieb, wenn die Reform, wie er plante, schrittweis vorging, wenn zunächst durch die Aufhebung der gutsherrlichen Polizei die Herrenstellung des Adels auf dem flachen Lande zerstört wurde und dann über den befreiten Gemeinden die Kreistage und die Provinziallandtage sich erhoben, so durfte er hoffen, den König zu der Erkenntniß zu bringen, daß die Berufung einer reichsständischen Versammlung um der Staatseinheit willen geboten sei als ein Gegengewicht gegen die centrifugalen Kräfte der Provinzialstände. Und so

konnte durch den freien Entschluß der Krone der Uebergang von der absoluten Monarchie zum Repräsentativsystem vollzogen, dem preußischen Staate vielleicht ein Menschenalter tastender Versuche erspart werden. Stein baute auf die wachsende Einsicht in dem treuen, gutherzigen Volke. Die tiefe Kluft, welche die überfeinerte, weltfremde Bildung der Gelehrten von der gründlichen Roheit der Massen trennte, entging seinem Blicke nicht; er dachte sie zu überbrücken durch die Neugestaltung des Unterrichtswesens, und nur sein plötzlicher Sturz ließ diese Pläne nicht zur Reife kommen. Daß auch dieser Zweig der inneren Verwaltung seinem freien, umfassenden Geiste nicht fremd war, hatte er schon vor Jahren in Münster bewiesen, als er dort den Jesuitismus auf der Hochschule bekämpfte und an der erstarrten Universität ein neues Leben erweckte. —

Hand in Hand mit der Verwaltungsreform ging die Neugestaltung des Heeres, ebenfalls unter Steins persönlicher Theilnahme. Der König selbst gab den ersten Anstoß. Auf diesem seinem eigensten Gebiete behielt er immer die unmittelbare Leitung in der Hand, zeigte stets treffendes Urtheil und eindringende Sachkenntniß. Schon im Juli 1807 berief er Scharnhorst zum Vorsitzenden einer Commission für die Reorganisation der Armee und legte ihr eine eigenhändige Denkschrift vor, worin er alle die wunden Stellen des Heerwesens mit sicherem Griffe heraushob, die Mittel der Heilung richtig angab. Zu Scharnhorst aber gesellte sich eine Schaar jüngerer Talente, die, wie er, der gesammten geistigen Arbeit der Zeit mit lebendigem Verständniß folgten, staatsmännische Köpfe, die das Heer als eine Schule des Volks, die Kriegskunde als einen Zweig der Politik betrachteten. Ihr stilles Wirken hat nicht nur die Waffen geschliffen für den Kampf der Befreiung, sondern auch die preußische Armee wieder in Einklang gebracht mit der neuen Cultur, dem deutschen Heerwesen für alle Zukunft den Charakter ernster Bildung, geistiger Frische und Rührigkeit aufgeprägt.

Eine merkwürdige, instinctive Uebereinstimmung der sittlichen und politischen Ueberzeugungen verband diese Offiziere von Haus aus mit dem leitenden Staatsmanne. Klang es doch wie ein Bekenntniß aus Steins eignem Munde, wenn Gneisenau, gegenüber den Menschenrechten der Franzosen, die Mäßigung anrief: „begeist're Du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht!" Wie der Schüler Adam Smiths den Grundsatz der Arbeitstheilung nicht unbedingt auf die Staatsverwaltung anwenden wollte, sondern die Geschäftsgewandtheit des Berufsbeamtenthums geringer schätzte als die in der Selbstverwaltung bewährte Mündigkeit des Volks, so lebten auch diese militärischen Fachmänner des Glaubens, daß im Kriege zuletzt die sittlichen Mächte entscheiden. Wie hoch sie den Werth der gründlichen technischen Ausbildung anschlugen, höher stand ihnen doch, nach Scharnhorsts Worten, die innige Verbindung der Armee mit der Nation. Auch ihnen, wie dem Minister, galt als der Eckstein aller Freiheit das alte deutsche: selbst ist der Mann! „Man muß

— so schrieb Scharnhorst bald nach dem Frieden — der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist Alles was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht."

Scharnhorst war längst der anerkannt erste Militärschriftsteller, der größte Gelehrte unter den deutschen Offizieren; aber auch ein seltener Reichthum praktischer Erfahrungen stand ihm nach einem wechselreichen Leben zu Gebote. Er hatte in allen Waffengattungen, im Generalstabe und in den Militärbildungsanstalten gedient. Er lernte, als er auf der Kriegsschule des Wilhelmsteins seinen ersten militärischen Unterricht empfing, jene berühmte kleine Mustertruppe kennen, welche sich der geistvolle alte Kriegsheld Graf Wilhelm von Bückeburg aus der gesammten waffenfähigen Jugend seines Ländchens gebildet hatte; dann wurde er als hannoverscher Offizier auf dem niederländischen Kriegsschauplatze genau vertraut mit der englischen Armee, die unter allen europäischen Heeren noch am treuesten den Charakter des alten Söldnerwesens bewahrte; er zog zu Felde gegen die lockeren Milizen der Republik wie gegen das wohlgeschulte Conscriptionsheer Napoleons und stand im Kriege von 1806 der Heeresführung nahe genug um die Gebrechen der fridericianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Jene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf gesenkt, die tiefen sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab, die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Thore selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Eilenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang, schlicht und schmucklos in Allem. Die Einfalt des Ausdrucks und der Empfindung in seinen vertraulichen Briefen erinnert an die Menschen des Alterthums; auch in seinen Schriften ist ihm die Sache Alles, die Form nichts. Doch die Ueberlegenheit eines mächtigen, beständig productiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte was Selbstsucht ist, verbreiteten um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Seine Tochter, Gräfin Julie Dohna, dankte dem frühverwittweten Vater Alles, man nannte sie eine königliche Frau und nahm sie in der vornehmen Gesellschaft auf als müßte es so sein.

Dem Könige war die gleichmäßige Ruhe des Generals behaglicher als Steins aufregendes und aufgeregtes Wesen; Keiner unter seinen Räthen stand ihm so nahe. Scharnhorst erwiderte das Vertrauen seines königlichen Freundes mit unbedingter Hingebung; er fand es niedrig, jetzt noch vergangener Fehler zu gedenken, er bewunderte die Seelenstärke des unglücklichen Monarchen und hat in seiner Treue nie geschwankt, auch dann nicht, als manche seiner Freunde in ihrer patriotischen Ungeduld an dem bedachtsamen Fürsten irr wurden. Ein echter Niederdeutscher, war er schamhaften Gemüthes, still und verschlossen von Natur; das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Nun führte ihn das Leben einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstre Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene zu beherrschen, und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem raschen forschenden Blicke las er dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab, und galt es ein Geheimniß des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst in ähnlicher Lage, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden; sie hatte ihm während des jüngsten Krieges die Freundschaft des thatenfrohen Blücher erworben. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen, wie sinnbethörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urtheilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Niemand vielleicht hat die Bitterniß jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht, denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage.

Unter den Männern, die ihm bei der Reorganisation des Heeres zur Hand gingen, sind Vier gleichsam die Erben seines Geistes geworden, so daß Jeder einen Theil von der umfassenden Begabung des Meisters überkam: die Feldherrennaturen Gneisenau und Grolman, der Organisator Boyen, der Gelehrte Clausewitz — alle Vier, wie Scharnhorst selber,

arm, genügsam, bedürfnißlos, ohne jede Selbstsucht allein der Sache dienend und bei allem Freimuth tief innerlich bescheiden, wie es dem begabten Soldaten natürlich ist; denn das einsame Schaffen des Künstlers und des Gelehrten verführt leicht zur Eitelkeit, der Soldat wirkt nur als ein Glied des großen Ganzen und kann nicht zeigen was er vermag, wenn ihn das unerforschliche Schicksal nicht zur rechten Zeit an die rechte Stelle führt. Allzu bescheiden nannte sich Gneisenau selber nur einen Pygmäen neben dem Riesen Scharnhorst. Ihm fehlte die schwere Gelehrsamkeit des Meisters und er empfand, gleich so vielen Männern der That, die Lücken seines Wissens wie ein Gebrechen der Begabung; dafür besaß er in weit höherem Maße die begeisternde Zuversicht des Helden, jenen freudigen Fatalismus, der den Feldherrn macht. Wie stolz und sicher spannte er jetzt seine Segel aus, da er endlich nach den Irrfahrten einer leidenschaftlichen Jugend und nach der langen traurigen Windstille des subalternen Dienstes auf die hohe See des Lebens gelangt war. Jede Aufgabe, die ihm das Schicksal bot, griff er mit glücklichem Leichtsinn an, unbedenklich übernahm der Infanterist das Commando der Ingenieure und die Aufsicht über die Festungen. Während Scharnhorst bedächtig die Gefahren des nächsten Tages erwog, dachte Gneisenau immer mit glühender Sehnsucht an die Stunde der Erhebung und hieß auch die Narren freundlich willkommen, wenn sie nur mithelfen wollten bei der großen Verschwörung.

Eine verwandte Natur war Grolman, hochherzig, hell und freudig, geschaffen für das Schlachtgewühl, für das kühne Ergreifen der Gunst des Augenblicks; doch er sollte die Grausamkeit des Soldatenschicksals schwer erfahren und niemals im Kriege an erster Stelle stehen. In der Weise seines Auftretens schien Boyen dem General am ähnlichsten, ein ernsthafter, verschlossener Ostpreuße, der zu den Füßen von Kant und Kraus gesessen hatte, auch als Poet mit der neuen Literatur in regem Verkehre stand. Nur die feurigen Augen unter den buschigen Brauen verriethen, welche stürmische Verwegenheit in dem einfachen, wortkargen Manne schlummerte. Er hat die organisatorischen Ideen Scharnhorsts nach seiner stillen Art in sich verarbeitet und fortgebildet und nach den Kriegen dem neuen Volksheere seine bleibende Verfassung gegeben. Der Jüngste endlich aus diesem Freundeskreise, Carl von Clausewitz, war mehr als die Aelteren ein vertrauter Schüler Scharnhorsts, tief eingeweiht in die neuen kriegswissenschaftlichen Theorien, womit Jener sich trug; nachher hat er sie selbständig ausgestaltet und durch eine Reihe von Werken, deren classische Form die Schriften des Meisters weit übertraf, der Lehre vom Kriege ihren Platz in der Reihe der Staatswissenschaften gesichert. Ein großer wissenschaftlicher Kopf, ein Meister des historischen Urtheils war er vielleicht zu kritisch und nachdenklich um so beherzt wie Gneisenau das Glück der Schlachten bei der Locke zu fassen, aber keineswegs blos

ein Mann der Bücher, sondern ein praktischer, tapferer Soldat, der mit offenem Auge in das Getümmel des Lebens schaute. Soeben kehrte er mit dem Prinzen August aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Dort in Frankreich hatte sich seine Liebe für die jugendliche Wahrhaftigkeit und Frische der Germanen bis zum Enthusiasmus gesteigert; er brachte die Ueberzeugung mit heim: diese Franzosen seien im Grunde noch immer ein ebenso unmilitärisches Volk wie einst in den Tagen der Hugenottenkriege, da sie vor den deutschen Lansquenets und Reitres zitterten; wie könne der uralte Charakter der Nationen sich in zehn Jahren verändern? wie sollten die hundertmal Besiegten auf die Dauer das waffenmächtige Deutschland beherrschen?

Mit solchen Kräften schritt der König an das Werk der Wiederherstellung. Die ganze Armee wurde neu formirt. Sechs Brigaden, zwei schlesische, zwei altpreußische, je eine aus Pommern und den Marken, das war Alles was von dem fridericianischen Heere noch übrig blieb, das war der letzte Anker für Deutschlands Hoffnungen. Der Zopf fiel hinweg, die Truppen erhielten zweckmäßigere Waffen und Kleider, die Künste des Paradeplatzes traten zurück hinter der angestrengten Arbeit des Felddienstes. Alle Vorräthe mußten von Neuem angeschafft werden; Napoleons Marschälle hatten die Ausplünderung mit solcher Gründlichkeit besorgt, daß die schlesische Artillerie einmal monatelang, aus Mangel an Pulver, ihre Schießübungen einstellen mußte. Eine Untersuchungscommission prüfte das Verhalten jedes einzelnen Offiziers im Kriege, entfernte unerbittlich die Schuldigen und Verdächtigen. Gneisenau forderte in der Zeitschrift „der Volksfreund“, die der wackere Bärsch herausgab, die Freiheit des Rückens für die Armee, fragte bitter, ob der preußische Soldat den Antrieb zum Wohlverhalten auch fernerhin im Holze suchen solle, statt im Ehrgefühle. Seine Meinung drang durch; die neuen Kriegsartikel beseitigten die alten grausamen Körperstrafen. Wie hatte sich doch die Welt verwandelt, daß jetzt preußische Offiziere in der Presse die Mängel des Heerwesens besprechen durften!

In einem anderen Zeitungsaufsatze schilderte Gneisenau sarkastisch, wie bequem es doch für die adlichen Eltern sei, daß ihre Söhne schon im Kindesalter als Junker die Soldaten des Königs befehligen dürften. Er sprach damit nur aus was alle verständigen Offiziere dachten. Die Beseitigung der Junkerstellen sowie aller anderen Vorrechte des Adels im Heere ergab sich von selbst aus dem Geiste der neuen Gesetzgebung, und da man die Tüchtigkeit der jugendlichen Heerführer Napoleons kennen gelernt, so verlangte mancher Heißsporn die Nachahmung des vielgerühmten freien Avancements der Franzosen. Scharnhorst aber ging seines eigenen Weges; er durchschaute, welche sittlichen Schäden der napoleonische Grundsatz „junge Generale, alte Hauptleute“ hervorgerufen, wie viele rohe, unsaubere Elemente sich in die unteren Schichten des französischen Offiziers-

corps eingedrängt, und wie bedenklich dort ein zügelloser Ehrgeiz die Bande der treuen Kameradschaft gelockert hatte. Der deutsche Bauernsohn wußte wohl, warum Washington den Amerikanern zugerufen: nehmt nur Gentlemen zu Offizieren — warum König Friedrich Wilhelm I. seinen Offizieren erlaubt hatte dann nicht zu gehorchen, wenn ihnen etwas gegen die Ehre angesonnen würde. Er wollte den alten aristokratischen Charakter des preußischen Offizierscorps nicht zerstören, sondern nur die Aristokratie der Bildung an die Stelle des adlichen Vorrechts setzen.

Das Reglement vom 6. August 1808 über die Besetzung der Stellen der Portepeefähnriche stellte den Grundsatz auf: im Frieden gewähren nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur ausgezeichnete Tapferkeit und Umsicht einen Anspruch auf die Offiziersstellen; keine Junker mehr, dafür Portepeefähnriche, die erst im siebzehnten Jahre und nach einer wissenschaftlichen Prüfung zugelassen werden, erst nach einer zweiten Prüfung und auf Vorschlag des Offizierscorps die Epauletten erlangen können. Den Offizieren schärfte der König ein, sie sollten sich ihre ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Lehrer eines achtbaren Theiles der Nation zu sein, immer vergegenwärtigen. In den unteren Graden bis zum Hauptmann erfolgte das Aufrücken in der Regel nach dem Dienstalter; bei der Auswahl der Stabsoffiziere und bei der Besetzung der höheren Commandos entschied das Verdienst allein. Durch diese unscheinbaren Vorschriften erhielt der Offiziersstand eine neue Verfassung, die uns heute selbstverständlich erscheint, während sie doch einen unterscheidenden nationalen Charakterzug des deutschen Heerwesens bildet. Jetzt erst wurde das Offizierscorps dem Civilbeamtenthum innerlich gleichartig, durch einen geistigen Census über die Mannschaft erhoben. Dem Talente war die Aussicht auf rasches Aufsteigen eröffnet, doch die langsame Beförderung auf den niederen Stufen, die Gleichheit der Bildung und der Lebensgewohnheiten bewirkten, daß sich Jeder schlechtweg als Offizier fühlte, ein aristokratisches Standesbewußtsein alle Glieder des Corps durchdrang. Die sociale Schranke, welche in Frankreich den aus der Mannschaft emporgestiegenen Capitän von seinen gebildeten Kameraden trennte, konnte hier nicht entstehen.

Für Niemand wurde die Umgestaltung das Heerwesens so folgenreich wie für die alten Geschlechter vom Landadel, die noch immer den Stamm des Offizierscorps bildeten. Es währte noch viele Jahre, bis die thatsächliche Begünstigung des Adels in der Armee aufhörte. Aber der Grundsatz stand doch fest, daß auch der Edelmann durch den Nachweis wissenschaftlicher Kenntnisse sich das Offizierspatent erwerben mußte, und den neuen schärferen Anforderungen des Dienstes konnten nur Männer von einiger Bildung genügen. Der Staatsdienst bot dem völlig Unwissenden nirgends mehr ein Unterkommen, die Reformer nannten das neue Preußen zuweilen schon einen Staat der Intelligenz. Erst durch Scharnhorst wurde die naturwüchsige Roheit des ostdeutschen Junkerthums

völlig gebrochen, was dem Cadettenhause Friedrich Wilhelms I. nur halb gelungen war. Das alte Geschlecht, das die Federfuchser verhöhnte, starb hinweg, der junge Nachwuchs kannte und achtete die Macht des Wissens.

Allen diesen Reformen lag der Gedanke zu Grunde, daß die Armee fortan das Volk in Waffen sein solle, ein nationales Heer, dem jeder Wehrfähige angehöre. Die Werbung wurde abgeschafft, die Aufnahme von Ausländern verboten, nur einzelne Freiwillige von deutschem Blute ließ man zu. Die neuen Kriegsartikel und die Verordnung über die Militärstrafen hoben sogleich mit der Verheißung an, künftig würden alle Unterthanen, auch junge Leute von guter Erziehung, als gemeine Soldaten dienen, und begründeten damit die Nothwendigkeit einer milderen Behandlung der Mannschaft. Ueber die Verwerflichkeit der alten Befreiungen vom Waffendienste waren alle denkenden Offiziere einig. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht war schon vor dem Kriege von Boyen, Lossau und anderen Offizieren vertheidigt, von dem Könige selbst reiflich erwogen worden; während des unglücklichen Feldzugs hatte er dann in der Stille seinen Weg gemacht, und jetzt war jedem einsichtigen Soldaten klar, daß der ungleiche Kampf nur mit dem Aufgebote der gesammten Volkskraft wieder aufgenommen werden konnte. Gleich nach dem Frieden bat Blücher seinen lieben Scharnhorst „vor einer National-Armee zu sorgen, Niemand auf der Welt muß eximirt sein, es muß zur Schande gereichen wer nicht gedient hat". Prinz August sendete noch aus der Kriegsgefangenschaft einen Plan für die Neubildung des Heeres, worin die allgemeine Wehrpflicht als leitender Gedanke obenan stand. Scharnhorst aber wußte, was die meisten der Zeitgenossen ganz vergessen hatten, daß damit nur ein altpreußischer Grundsatz erneuert wurde. Er erinnerte den König daran, sein Ahnherr Friedrich Wilhelm I. habe zuerst unter allen Fürsten Europas die allgemeine Conscription eingeführt; dieser Grundsatz habe Preußen einst groß gemacht und sei in Oesterreich und Frankreich nur nachgeahmt worden; jetzt erscheine es geboten, zu dem altpreußischen Systeme zurückzukehren und den Mißbrauch der Exemtionen kurzerhand hinwegzufegen; nur so bilde sich eine wahre stehende Armee, eine solche die man jederzeit in gleicher Größe erhalten könne. Fast genau mit den Worten des alten Soldatenkönigs begann Scharnhorst seinen Entwurf für die Bildung einer Reserve Armee also: §. 1. Alle Bewohner des Staates sind geborene Vertheidiger desselben.

Die preußischen Offiziere faßten den Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht von Haus aus in einem freieren und gerechteren Sinne auf als vormals die Bourgeois der französischen Directorialregierung. Die Besiegten dachten zu stolz um die Institutionen des Siegers einfach nachzuahmen. Man hatte es ertragen, daß der Befehl des Königs einzelne Volksklassen kraft ihrer Standesprivilegien oder aus volkswirthschaftlichen Rücksichten von der Cantonspflicht befreite. Aber die Vorstellung, daß der

Bemittelte sich von der Dienstpflicht loskaufen, ein Unterthan für den anderen seine Haut zu Markte tragen solle, war ganz und gar unpreußisch, widersprach allen Traditionen der Armee. Das französische System der Stellvertretung wurde wohl von einigen Civilbeamten, aber von keinem einzigen namhaften Offizier empfohlen. Man dachte demokratischer als die Erben der Revolution, verlangte kurz und gut die Wehrpflicht für Alle — und nicht blos als ein Kriegsmittel für den Befreiungskampf, sondern als eine dauernde Institution zur Erziehung des Volkes. Ein Verächter aller müssigen militärischen Künstelei blieb Scharnhorst doch ein streng geschulter Fachmann; er wußte, wie wenig die Begeisterung allein die Ausdauer, die Kunstfertigkeit, die Mannszucht des geübten Soldaten ersetzen kann. Aus seiner reichen Geschichtskenntniß hatte er die Ueberzeugung gewonnen: je weicher die Sitten würden, um so nöthiger sei den Nationen die militärische Erziehung, damit die männlichen Tugenden einfacher Zeiten der Culturwelt erhalten blieben, die rüstige Kraft des Leibes und des Willens den fein Gebildeten nicht verloren gehe. Mit hellem Jubel ging Gneisenau auf diese mannhafte Anschauung des historischen Lebens ein; er wollte die militärischen Uebungen schon in der Volksschule beginnen lassen, dann sei der Heldenruhm der Spartaner für die moderne Menschheit nicht mehr unerreichbar. Allen Freunden Scharnhorsts aus der Seele schrieb Boyen die Verse: wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande zu vertheidigen Thron und Heerd!

Ueber den Grundsatz also bestand kein Zweifel. Doch wie die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung entgegenstellten, besiegen? Die Söhne der gebildeten Klassen in Friedenszeiten ohne Weiteres in das stehende Heer einzureihen erschien dieser Zeit, die soeben erst der Barbarei der alten Kriegszucht entwuchs, als eine unerträgliche Härte; und zudem erzwang Napoleon im September 1808 den Pariser Vertrag, kraft dessen der mißhandelte Staat sich verpflichten mußte, nicht mehr als 42,000 Mann Truppen zu halten.

So blieb nur übrig, den Eroberer zu überlisten, die Verträge zu umgehen und neben dem stehenden Heere eine Reserve-Armee, eine Landwehr für Kriegsfälle zu schaffen. Aber auch zu diesem Ziele war der gerade Weg versperrt. Scharnhorst erkannte sofort, das Einfachste sei die Landwehr durch die Schule des stehenden Heeres gehen zu lassen, die Reserve-Armee aus ausgedienten Soldaten zu bilden. Und doch war dies für jetzt unmöglich. Die Einstellung einer so großen Anzahl von Rekruten hätte alsbald den Argwohn Napoleons erregt, und überdies konnte eine so gebildete Landwehr offenbar erst nach Jahren eine erhebliche Stärke erreichen, während man in jedem neuen Monat den Wiederausbruch des Krieges erwartete. Darum mußte man sich mit einer Miliz begnügen, welche ohne sichtbaren Zusammenhang mit dem stehen-

den Heere, scheinbar nur für den inneren Sicherheitsdienst bestimmt, aber durch wiederholte Uebungen militärisch geschult und mit genügenden Waffenvorräthen versehen sofort beim Ausbruch des Krieges als Reserve-Armee auftreten sollte. Viermal hat Scharnhorst während der Jahr 1807—10 diese Landwehrpläne wiederaufgenommen und mit dem Monarchen berathen. Seinen ersten Entwurf brachte er bereits am 31. Juli 1807 zu Stande, ganz selbständig, lange bevor die österreichische Landwehr bestand.

Die älteren Pläne verfolgten den Hauptzweck, die Söhne der wohlhabenden Klassen, die sich selber bewaffnen und bekleiden konnten, für den Dienst im Kriege vorzubereiten; unter dem harmlosen Namen einer Bürgergarde oder Nationalwache sollten sie im Frieden eingeübt werden. Im Sommer 1809 gab der Rastlose seinen Entwürfen eine großartigere Gestalt, welche bereits die Grundzüge der Organisation von 1813 erkennen läßt. Er dachte hoch von der Heldenkraft eines zornigen Volkes, doch er sah auch nüchtern voraus, wie viele Zeit vergehen muß bevor aus einem bewaffneten Haufen eine kriegstüchtige Truppe wird. Sein Plan war: das stehende Heer beginnt den Angriff; unterdessen bildet sich die Reserve-Armee aus den ausgedienten und überzähligen Soldaten sowie aus allen jüngeren Cantonpflichtigen; die Wohlhabenden treten als freiwillige Jäger ein. Diese Landwehr übernimmt den Festungsdienst und die Belagerung der vom Feinde besetzten Plätze; sobald sie genügend ausgebildet ist, zieht sie dem Heere nach und an ihre Stelle rückt die inzwischen versammelte Miliz, ein Landsturm, der alle noch übrigen Wehrhaften umfaßt. Scharnhorst wußte, wie ungern Napoleon sich der Vendeeer Kämpfe erinnerte, wie sehr er den Volksaufstand fürchtete; er hoffte den Befreiungskampf mit einem kleinen Kriege zu eröffnen, der sich auf einige Festungen oder verschanzte Lager stützen sollte, und ließ das für solchen Zweck so ungünstige Terrain der norddeutschen Ebene sorgsam auskundschaften. Gneisenau dachte sogar aus dem kleinen Spandau ein Torres Vedras der Ebene zu machen, als er von Wellingtons portugiesischen Siegen erfuhr.

Aber alle diese Hoffnungen wurden zu Schanden. Sobald Napoleon von einem neuen preußischen Landwehrplane hörte, griff er stets sofort mit herrischer Drohung ein: nicht einen Schritt durfte ihm der verhaßte Gegner über die Pariser Versprechungen hinausgehen, nur er selber behielt sich vor sie mit Füßen zu treten. Man mußte endlich einsehen, daß die Bildung einer Landwehr schlechterdings unmöglich blieb so lange Preußen noch nicht in der Lage war an Frankreich den Krieg zu erklären. Das Einzige was bis dahin geschehen konnte ohne das Mißtrauen des Imperators aufzustacheln, war die raschere Ausbildung der Mannschaften des stehenden Heeres. Die gesetzliche zwanzigjährige Dienstzeit der Cantonspflichtigen blieb unverändert, doch man hob ihrer so viele aus als irgend möglich und beurlaubte dann diese leidlich ausexercirten Krümper nach einigen Monaten. Die vertragsmäßige Heeresziffer wurde

dabei nicht allzu streng eingehalten; das Leibregiment in Berlin ließ jahrelang, so oft die Truppe zum Felddienst ausrückte, einen Theil der Mannschaft in der Kaserne zurück, damit Napoleons Späher die Stärke der Bataillone nicht bemerkten. Es konnte nicht fehlen, daß manche Wehrpflichtigen sich der strengeren Aushebung durch die Flucht entzogen, wie umgekehrt viele Conscribirte aus den Rheinbundslanden nach Preußen hinüberflohen; es gab beständig kleine Unruhen an den Landesgrenzen, der arme Mann wurde ganz irr an der wüsten Zeit. Im Ganzen zeigte das Volk dem Könige hingebende Treue; geschah es doch einmal, daß Bauern aus der Umgegend Nachts eine Kanone von den Wällen der westphälischen Festung Magdeburg stahlen und sie zu Schiff nach Spandau entführten: ihr angestammter Herr brauche Waffen gegen den Franzmann. Durch dies Krümpersystem bildete Scharnhorst nach und nach 150,000 Soldaten nothdürftig aus. Ein tragisches Schauspiel, wie der große Mann so jahraus jahrein mit tausend Listen und Schlichen dem allwissenden Feinde zu entschlüpfen suchte. Seine Seele schmachtete nach der Freude der Schlacht; den letzten Hauch von Mann und Roß, Alles was an die Wände pissen konnte wollte er dahingeben damit Deutschland wieder sei; und immer wieder vereitelte der wachsame Gegner die Pläne der Rüstung. Erst als die Stunde des offenen Kampfes schlug, trat mit einem Schlage ins Leben was in fünf Jahren voll aufreibender Arbeit, voll namenloser Sorge still bereitet war. Scharnhorst und Niemand sonst ist der Vater der Landwehr von 1813. —

Unterdessen brachten Haß und Noth in den gebildeten Klassen Norddeutschlands eine grundtiefe Umstimmung der Gesinnungen zur Reife, die durch die Gedankenarbeit der romantischen Literatur längst vorbereitet war. Nach den großen Heimsuchungen des Völkerlebens erhebt sich stets ein Sturm von Klagen und Anklagen, die gequälten Gewissen suchen die Schuld Aller auf die Schultern Einzelner hinüberzuwälzen, Schmähreden und Schmutzschriften kriechen wie ekle Würmer aus dem Leichnam der gefallenen alten Ordnung. So stürzte sich auch auf den gedemüthigten preußischen Staat ein Schwarm frecher Lästerer — zumeist dieselben Menschen, die vor dem Kriege den Bund Norddeutschlands mit Frankreich verherrlicht hatten. Cöllns Feuerbrände, Massenbachs Denkwürdigkeiten, Buchholz's Gallerie preußischer Charaktere und ähnliche Schriften trugen geschäftig allen Unrath zusammen, der sich nur irgend in den Winkeln der alten Monarchie aufwühlen ließ, bis herab zu den Domänenkäufen der Zeiten Friedrich Wilhelms II. Jene dünkelhafte, unfruchtbare Altklugheit, die seit Nicolais Tagen in den Kreisen der Berliner Halbbildung nicht mehr aussterben wollte, fand jetzt ihren politischen Ausdruck. Wie jener ehrliche Alte einst im Namen der Aufklärung alles Freie und Lebendige der jungen Dichtung bekämpft hatte, so wurde jetzt im Namen der Freiheit der Krieg gegen Napoleon getadelt und verhöhnt Nur Eng-

lands Kaufmannsselbstsucht und der Uebermuth der preußischen Offiziere hatten das friedliebende Frankreich zum Kampfe gezwungen; und nichts wollte Buchholz dem Staate Friedrichs weniger verzeihen als den unwürdigen Bund mit der russischen Uncultur gegen die französische Cultur.

Die Verfasser dieser Libelle wurden die geistigen Ahnherren einer neuen politischen Richtung, welche seitdem unter mannichfachen Formen und Namen auf dem Berliner Boden heimisch und ein Krebsschaden des preußischen Staates blieb, einer gewerbmäßigen Tadelsucht, die unerschöpflich im Skandal, unendlich eingebildet und doch wehrlos gegen die Macht der Phrase, immer mit großen Worten von Freiheit und Fortschritt prunkte und ebenso regelmäßig die Zeichen der Zeit verkannte. Gemeinsam war diesen Schriften auch ein echt deutscher Charakterzug, eine nationale Schwäche, wovon nur wenige unserer Publicisten ganz frei geblieben sind: die eigenthümliche Unfähigkeit die Dimensionen der Menschen und der Dinge recht zu sehen, das Große und Echte von dem Kleinen und Vergänglichen zu unterscheiden. Ganz in dem gleichen Tone wie Lombard und Haugwitz wurden auch Hardenberg und Blücher von jenen Allestadlern mißhandelt, und den Lesern blieb nur der trostlose Eindruck, daß in dem faulen Holze dieses Staates kein Nagel mehr haften wolle.

Indeß die Noth des Tages drückte allzuschwer; das Volk dachte zu ehrenhaft um sich noch lange beim rückwärtsschauenden Tadel aufzuhalten. Wer ein Mann war blickte vorwärts, dem Tage der Freiheit entgegen. Die Schmähschriften fielen platt zu Boden; selbst in Berlin fand die Kritik der Lästerer geringen Anklang. Ein tiefer Ernst lagerte auf den Gemüthern; es war als ob alle Menschen reiner und besser würden, als ob der Zorn über den Untergang des Vaterlandes alle gemeinen und niedrigen Regungen der Herzen ganz auffsöge. Niemals früher hatte ein so lebendiges Gefühl der Gleichheit Hoch und Niedrig im deutschen Norden verbunden; man rückte traulich zusammen wie die Hinterbliebenen im verwaisten Hause. Unzählige Vermögen waren zerstört, der ganze Reichthum des preußischen Adels darauf gegangen; die willkürliche neue Ländervertheilung hatte den altgewohnten Verkehr ganzer Landestheile vernichtet; tausende treuer Diener konnte der verstümmelte Staat nicht mehr beschäftigen. Wer jung ins Leben eintrat und dem Glückssterne der rheinbündischen Untreue nicht folgen wollte, fand nirgend eine Stätte zu fröhlichem Wirken; man wußte in diesen napoleonischen Tagen nichts mit sich anzufangen, wie Dahlmann, seiner harten Jugendzeit gedenkend, sagte. Die Erbitterung wuchs und wuchs, und je weiter sich die Entscheidung hinausschob, um so mächtiger und leidenschaftlicher war der Glaube, dies Eintagsgebilde der Fremdherrschaft könne und dürfe nicht dauern, diese Verwüstung alles deutschen Lebens sei eine Sünde wider Gott und Geschichte, sei der Fiebertraum eines hirnwüthigen Frevlers.

Während dieser Tage krampfhafter Aufregung erwachte in Nord-

deutschland zuerst die Idee der deutschen Einheit — recht eigentlich ein Kind des Schmerzes, der historischen Sehnsucht, einer ebenso sehr poetischen als politischen Begeisterung. Wie felsenfest hatte das achtzehnte Jahrhundert an die Ewigkeit seines römischen Reichs geglaubt. Wie zahm, zufrieden und liebevoll hatte noch das Geschlecht der neunziger Jahre an seinen Fürsten gehangen, als Georg Forster in dem Gedenkbuche des Jahres 1790 mit beweglichen Worten die „menschenfreundliche Handlung eines deutschen Fürsten“ schilderte und Chodowiecki in einem Kupferstiche diesen großen Menschenfreund verewigte — den Erzherzog Max nämlich, wie er einer Marktfrau den Korb auf den Kopf zu nehmen half! Jetzt war das Reich dahin, die Deutschen waren kein Volk mehr, nur noch Sprachgenossen. Wie bald konnte auch dies letzte Band zerreißen, da das linke Rheinufer für immer der wälschen Gesittung verfallen schien und im Königreich Westphalen die französische Amtssprache bis zur Elbe hin herrschte; unsere Fürsten aber, die vielgeliebten, heißbewunderten, trugen die Ketten des Fremdlings, sie alle bis auf zwei! Und mitten im Niedergange ihres alten Volksthums blieb den Deutschen doch das stolze Gefühl, daß die Welt ihrer nicht entbehren könne, daß sie eben jetzt, durch ihre Dichter und Denker, für die Menschheit mehr gethan als jemals ihre Besieger. Aus dem Jammer der Gegenwart flüchtete die Sehnsucht in die fernen Zeiten deutscher Größe; das Kaiserthum, vor Kurzem noch ein Kinderspott, erschien jetzt wieder als ein Ruhm der Nation. In allen den aufgeregten Briefen, Reden und Schriften dieser bedrängten Tage klingen die beiden bitteren Fragen wieder: warum sind die Deutschen als Einzelne so groß, als Nation so gar nichts? warum sind die einst der Welt Gesetze gaben jetzt den Fremden unter die Füße geworfen?

Die Dichter und Gelehrten waren gewohnt, vor einem idealen Deutschland zu reden, über die Grenzen der Länder und Ländchen hinweg an alle Söhne deutschen Blutes sich zu wenden. Nun da die Literatur mit politischer Leidenschaft sich erfüllte, übertrug sie diese Anschauungen kurzerhand auf den Staat. Fichte richtete seine politischen Ermahnungen als Deutscher schlechtweg an Deutsche schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Die Deutschheit, die echte alte unverstümmelte deutsche Art sollte wieder zu Ehren kommen. Eine hochherzige Schwärmerei pries in überschwänglicher Begeisterung den angeborenen Adel deutschen Wesens, denn nur durch die Ueberhebung konnte ein so unpolitisches Geschlecht wieder zur rechten Schätzung des Heimathlichen, zum nationalen Selbstgefühle gelangen. An die Stelle der alten leidsamen Ergebung trat ein verwegener Radicalismus, der alle die Gebilde unserer neuen Geschichte als Werke des Zufalls und des Frevels verachtete: was blieb denn noch ehrwürdig und der Schonung werth in diesem rheinbündischen Deutschland? Waren nur erst

die fremden Tyrannen gestürzt, ihre freiwilligen Sklaven gezüchtigt und die widerwilligen befreit, so sollte ein neues mächtiges Deutschland, glänzend im Schmucke heller Gedanken und ruhmreicher Waffen, sich politisch gestalten — gleichviel in welchen Formen, aber einig und aus dem ureigenen Geiste der Nation heraus — und dann mußten die Deutschen, ließ man sie nur frei gewähren, auch in Kunst und Wissenschaft die reichsten Kränze, die je ein hellenisches Haupt geschmückt, sich auf die Siegerstirne drücken. Von dem einen Gewaltigen, der unserer Nation schon einmal den Weg zur politischen Macht gewiesen, sprach man ungern. Was dies neue Geschlecht brauchte war scheinbar das Gegentheil der fridericianischen Gedanken; Friedrichs Werk schien vernichtet, und Viele der jungen Schwärmer wollten ihm nie verzeihen, daß er das Schwert gegen die gesalbte kaiserliche Majestät erhoben hatte. Großherziges Vergessen der alten Bruderkämpfe, treue Eintracht aller deutschen Stämme, das war es was man forderte für den gemeinsamen Kampf; nicht von einem gegebenen politischen Mittelpunkte aus, sondern durch die Erhebung der gesammten Nation sollte das Weltreich zerschmettert werden, und alles Weitere fand sich dann von selbst.

Es wurde verhängnißvoll für unser politisches Leben und hängt uns nach bis zum heutigen Tage, daß der Gedanke der nationalen Einheit bei uns nicht wie in Frankreich langsam die Jahrhunderte hindurch heranreifte, die natürliche Frucht einer stetigen, immer auf dasselbe Ziel gerichteten monarchischen Politik, sondern so urplötzlich nach langem Schlummer wieder erwachte, unter zornigen Thränen, unter Träumen von Zeiten die gewesen. Daher jener rührende Zug idealistischer Schwärmerei, treuherziger Begeisterung, der die deutschen Patrioten der folgenden Generationen so liebenswürdig erscheinen läßt. Daher ihre krankhafte Verbitterung: denn auch nachdem der rauhe Franzosenhaß jener gequälten Zeit verraucht war, blieb ein tiefer Groll gegen das Ausland in den Herzen der begeisterten Teutonen zurück; man konnte nicht träumen von Deutschlands künftiger Größe, ohne die fremden Völker zu schelten, die sich so oft und so schwer an der Mitte Europas versündigt hatten. Daher auch die wunderbar verschwommene Unklarheit der politischen Hoffnungen der Deutschen. Ein durch unbestimmte historische Bilder erhitzter Enthusiasmus berauschte sich für die Idee eines großen Vaterlandes in den Wolken, das irgendwie die Herrlichkeit der Ottonen und der Staufer erneuern sollte, begrüßte Jeden, der in die gleichen Klagen, in die gleiche Sehnsucht mit einstimmte, Männer der verschiedensten politischen Richtungen, willig als Parteigenossen und bemerkte kaum die lebendigen Kräfte der wirklichen deutschen Einheit, die in dem preußischen Staate sich regten. Daher endlich die haltlose Schwäche des deutschen Nationalgefühls, das bis zur Stunde noch nicht die untrügliche Sicherheit eines naiven volksthümlichen Instinctes erlangt hat. Der Traum der deutschen Einheit drang sehr langsam aus den gebildeten Ständen in die Massen des Volkes hinab, und auch

dann noch blieb der große Name des Vaterlandes dem geringen Manne lange nur ein unbestimmtes Wort, eine wundervolle Verheißung, und die ehrliche Liebe zum einigen Deutschland vertrug sich wohl mit einem engherzigen, handfesten Particularismus.

In Preußen stand die alte Königstreue zu fest, als daß sich die Hoffnungen der Patrioten so ganz ins Grenzenlose hätten verlieren können. Es ist kein Zufall, daß Keiner unter den Publicisten und Volksrednern der Zeit so viel nüchterne realpolitische Einsicht zeigte, wie Schleiermacher, der geborene Preuße: wenn er von Deutschlands Befreiung sprach, so blieb ihm die Wiederherstellung der alten preußischen Macht immer die selbstverständliche Voraussetzung. Wenn Schenkendorf in begeisterten Versen vom Kaiser und vom Reiche predigte, wenn Heinrich Kleist die Deutschen beschwor, „voran den Kaiser“ in den heiligen Krieg zu ziehen, so nahmen auch sie stillschweigend an, daß Preußen unter diesem neuen Kaiserthum eine würdige Stelle behaupten müsse. Auf dem Turnplatze in der Hasenhaide, in den Kreisen von Jahn, Harnisch und Friesen, vernahm man sogar schon die zuversichtlichte Weissagung: Preußen habe immerdar Deutschlands Schwert geführt und müsse in dem neuen Reiche die Krone tragen. Fichte dagegen wuchs erst nach und nach in diese preußischen Anschauungen hinein, gelangte erst im Frühjahr 1813 zu der Erkenntniß, daß allein der König von Preußen „der Zwingherr zur Deutschheit“ werden könne. Auch Arndt lernte erst durch Preußens Siege die Nothwendigkeit der fridericianischen Staatsbildung verstehen. Gemeinsam war aber allen jugendlichen Patrioten, auch den Preußen, der kindliche Glaube an ein unbestimmtes wunderbares Glück, das da kommen müsse wenn Deutschland nur erst wieder sich selber angehöre. Die ganze Macht überschwänglicher Gefühle, die sich in dem classischen Zeitalter unserer Dichtung angesammelt hatte, ergoß sich jetzt in das politische Leben. Niemals hatte die norddeutsche Jugend so stolz, so groß gedacht von sich selber und von der Zukunft ihres Volkes, wie jetzt da dies Land vernichtet schien; ihr war kein Zweifel, das ganze große Deutschland, das einträchtig wie eine andächtige Gemeinde den Worten seiner Dichter gelauscht hatte, mußte als eine geschlossene Macht wieder eintreten in die Reihe der Völker. Doch nirgends ein Versuch zur Bildung einer politischen Partei mit klar begrenzten erreichbaren Zielen; nicht einmal ein Meinungskampf über die Frage, in welchen Formen sich das verjüngte Vaterland neu gestalten sollte. Aus der Fülle von Ahnungen und Hoffnungen, welche die ungeduldigen Gemüther bewegte, trat nur ein einziger greifbarer politischer Gedanke hervor — und dieser eine freilich ward mit grimmigem Ernst ergriffen — der Entschluß zum Kampfe gegen die Herrschaft der Fremden.

Noch anderthalb Jahre nach dem Frieden blieb der Feind im Lande, und auch nachher, als die französischen Truppen Preußen endlich geräumt hatten, stand ganz Deutschland unter der scharfen Aufsicht der

napoleonischen Spione. Alle französischen und rheinbündischen Diplomaten mußten Bericht erstatten über die Stimmung im Volke. Bignon in Stuttgart und der westphälische Gesandte Linden in Berlin trieben das unsaubere Gewerbe mit besonderem Eifer; Napoleons Gesandter in Cassel, der geistreiche Schwabe Reinhard, ein Freund Goethes, benutzte seine Verbindungen mit der deutschen literarischen Welt um den Imperator über jede Regung deutscher Gedanken zu unterrichten. Darum mußten die Patrioten, ganz wider die Neigung und Begabung der deutschen Natur, zu geheimen Vereinen zusammentreten. Hardenberg selbst sagte in jener Rigaer Denkschrift dem Könige, in solcher Zeit seien Geheimbünde unentbehrlich, und empfahl namentlich die Logen zur Verbreitung guter politischer Grundsätze, da auch Napoleon den noch immer einflußreichen Freimaurerorden für seine Zwecke zu benutzen suchte und seinen Schwager Murat zum Großmeister ernennen ließ.

Nur Wenige unter den deutschgesinnten Preußen sind, so lange die Feinde das Land besetzt hielten, diesem unterirdischen Treiben ganz fern geblieben. Auch Stein traf, wie Schoen erzählt, in Königsberg zuweilen in tiefem Geheimniß mit Gneisenau, Süvern und andern Freunden zusammen um die Lage des Vaterlandes, die Möglichkeit der Wiedererhebung zu besprechen. Selbst die hellen Köpfe — so gewaltig war die Aufregung — wollten nicht ganz lassen von der bodenlosen Hoffnung, daß vielleicht ein glücklicher Handstreich, eine plötzliche Erhebung des Volks den französischen Spuk verscheuchen könnte. In den Gesellschaften des Berliner Adels thaten sich Einige, zumal unter den Damen, durch die urwüchsige Kraft ihres Franzosenhasses, durch lautes Schelten gegen die Halben und Schwächlinge hervor; man nannte sie unter den Uneingeweihten den Tugendbund, und alle Welt wußte, wann sie sich insgeheim versammelten, da die deutsche Ehrlichkeit sich auf die dunklen Künste der Verschwörer schlecht verstand. Ernsthaftere Pläne verfolgte eine Reihe anderer formloser patriotischer Vereine, denen Lützow und Chasot, Reimer, Eichhorn, Schleiermacher, wackere Männer des Heeres, des Bürgerthums und der Wissenschaft angehörten. Hier kaufte man Waffen auf, so weit die ärmlichen Mittel reichten, suchte die Gesinnungsgenossen ringsum in Deutschland zu sammeln, zu ermahnen, zu ermuthigen; wie oft ist Leutnant Hüser von Berlin nach Baruth hinübergeritten um Briefe an den Mitverschworenen Heinrich Kleist auf die sächsische Post zu geben. Später stiftete Jahn mit einigen seiner Turnfreunde einen Deutschen Bund; wie die Eidgenossen auf dem Rütli traten die Verschworenen Nachts im Walde bei Berlin zusammen und weihten sich zum Kampfe für das Vaterland. Als der Ausbruch des Krieges sich weiter und weiter hinausschob, ging unter den Heißspornen zuweilen die Rede: wenn dieser Zauderer Friedrich Wilhelm durchaus nicht wolle, so müsse sein Bruder, der ritterliche Prinz Wilhelm den Thron besteigen.

Die Zeit lag im Fieber. Es war ein ewiges geheimnißvolles Kommen und Gehen unter den Patrioten; sie zogen verkleidet umher, sammelten Nachrichten über die Stellungen des Feindes, über die Stärke der festen Plätze; auch der Offenherzige mußte lernen mit sympathetischer Tinte zu schreiben, unter falschem Namen zu reisen. Wie hatte sich doch die stille norddeutsche Welt verwandelt, welche Wildheit dämonischer Leidenschaft flammte jetzt in den vormals so friedlichen Herzen! Die ganze neue Ordnung der Dinge stand auf zwei Augen; unwillkürlich ward der Gedanke laut, ob diese sich denn niemals schließen sollten? Die treue Gräfin Voß flehte im stillen Kämmerlein zu ihrem Gott, er möge diesen Mann des Unheils von der Erde hinwegnehmen. Unter den jungen Leuten im Magdeburgischen, den Freunden Immermanns, war die Frage, wie man wohl den Corsen aus dem Wege räumen könne, ein gewöhnlicher Gegenstand des Gesprächs, und Keiner fand ein Arges daran. Schwerere Naturen ergriffen den umheimlichen Gedanken mit grimmigem Ernst; Heinrich Kleist trug ihn monatelang mit sich herum in seiner umnachteten Seele. Nachher lernte Napoleon mit Entsetzen aus dem Mordanfalle des unglücklichen Staps, wie tief sich der Haß selbst in fromme, schlichte Gemüther eingefressen. Natürlich daß sich auch die akademische Jugend auf ihre Art an den verbotenen Vereinen betheiligte. Schon vor der Katastrophe von Jena bildeten Marburger Studenten, unter dem Eindrucke der Ermordung Palms, einen geheimen Bund zur Wahrung deutscher Art und Freiheit. Der berühmteste aber unter jenen Geheimbünden, mit dessen Namen die Franzosen alle anderen zu bezeichnen pflegten, der Königsberger Tugendbund, zählte nie mehr als etwa 350 Mitglieder, darunter nur vier Berliner. Einige wohlmeinende, aber wenig einflußreiche Patrioten, wie Bärsch', Lehmann, Mosqua und der junge Jurist Bardeleben, hatten ihn mit Erlaubniß des Königs gestiftet um den sittlichen und vaterländischen Sinn zu beleben und lösten ihn sofort gehorsam wieder auf als nach dem Abzuge der Franzosen die rechtmäßige Staatsgewalt zurückkehrte und das alte Verbot der geheimen Gesellschaften wieder einschärfte. Weder Stein noch Scharnhorst gehörten ihm an, und von ihren nahen Freunden nur zwei, Grolman und Boyen.

Ueberhaupt blieb die Wirksamkeit der Geheimbünde weit geringer als die geängsteten Franzosen annahmen, die sich den Sturz der napoleonischen Herrschaft nur aus dem Walten geheimnißvoller Mächte erklären konnten. Mancher wackere Mann wurde durch dies Vereinsleben für die vaterländische Sache gewonnen; einige der Besten aus der jungen Generation, die späterhin an die Spitze der Verwaltung traten, Eichhorn, Merckel, Ingersleben sind durch diese Schule gegangen. Scharnhorst, der Alles sah und Alles wußte, betraute dann und wann einzelne der Verschworenen mit gefährlichen Aufträgen, wenn es etwa galt einen Waffentransport über die Grenze zu schaffen. Im Jahre 1812 nahm das stillgeschäftige

Treiben einen neuen Aufschwung; man unterstützte deutsche Offiziere, die in russischen Dienst treten wollten, man verbreitete im Rücken der großen Armee die Nachrichten von ihren Niederlagen, fing auch wohl einmal einen französischen Curier ab. Doch im Ganzen war der augenblickliche Erfolg unerheblich; um so stärker, und keineswegs erfreulich, die Nachwirkung. Jenes phantastische Wesen, das dem jungen Deutschthum von Haus aus eigen war, gewann durch die Geheimbünde neue Nahrung. Ein Theil der Jugend gewöhnte sich mit dem Unmöglichen zu spielen, die harten Thatsachen der gegebenen Machtverhältnisse zu mißachten, und setzte dann nach dem glücklich erkämpften Frieden ein Treiben fort, das allein in dem Drucke der Fremdherrschaft seine Rechtfertigung gefunden hatte. Die Regierungen andererseits wurden, als späterhin das Mißtrauen gegen die befreiten Völker erwachte, durch die Erinnerung an jene Zeit der Gährung in ihrer kleinlichen Angst bestärkt.

Genug, der preußische Staat blieb auch in dieser Bedrängniß seinem monarchischen Charakter treu. Was auch Einzelne auf eigene Faust für die Befreiung des Vaterlandes planen mochten, ihre verwegensten Hoffnungen gingen doch nur darauf, den Monarchen mit sich fortzureißen, sie gedachten für den König, wenn auch ohne seinen Befehl zu kämpfen. Das treue Volk aber konnte zu den Versuchen eigenmächtiger Schilderhebung niemals Vertrauen fassen; der Aufstand gelang erst als der König selbst die Seinen zu den Waffen rief. Die Unfreiheit, die im Wesen jedes Geheimbundes liegt, sagte dem trotzigen Selbstgefühle der Deutschen nicht zu. Grade die Besten und Stärksten wollten sich nicht also selber die Hände binden, sie sagten wie Gneisenau: „mein Bund ist ein anderer, ohne Zeichen, ohne Mysterien, Gleichgesinntheit mit Allen, die ein fremdes Joch nicht ertragen wollen." Ungleich mächtiger als die Thätigkeit der geheimen Vereine war jene große Verschwörung unter freiem Himmel, die überall wo treue Preußen wohnten ihre Fäden schlang. Wer verzagen wollte, fand überall einen Tröster, der ihn mahnte zu harren auf die Erfüllung der Zeiten. Niemand aber im ganzen Lande sah dem Tage der Entscheidung mit so unerschütterlicher, leuchtender Zuversicht entgegen, wie General Blücher. Der wußte großen Sinnes das Wesentliche aus der Flucht der Erscheinungen herauszufinden, die innere Schwäche und Unmöglichkeit des napoleonischen Weltreichs stand ihm außer allem Zweifel. Zaghafte Gemüther hielten ihn für toll, als er in seiner derben Weise über den Herrscher der Welt kurzab sagte: „laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl!"

In der alten Zeit des geistigen Schwelgens konnte ein feingebildeter Berliner nicht leicht auf den Gedanken kommen, daß es Pflicht sei die Genüsse der reizvollen geistsprühenden Geselligkeit dahinzugeben für die Rettung des in langweiliger Steifheit erstarrten Staates. Jetzt fühlten Alle, daß der Reichthum der Bildung Keinem den Frieden der Seele

sicherte, daß die Schande des Vaterlandes einem Jeden die Ruhe und Freude des Hauses störte, und in den beladenen Herzen fanden Schleiermachers Predigten eine gute Stätte. Er vor allen Anderen wurde der politische Lehrer der gebildeten Berliner Gesellschaft. Dichte Schaaren Andächtiger drängten sich in den engen Rundbau der dürftigen kleinen Dreifaltigkeitskirche, wenn er in seinen breit dahinrauschenden, echt rednerischen Perioden, in immer neuen Wendungen den sittlichen Grundgedanken dieser neuen Zeit verkündigte: daß aller Werth des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens, in der freien Hingabe an das große Ganze liege: mehr denn jemals gelte jetzt die Mahnung des Apostels, zu haben als hätten wir nicht, Besitz und Leben nur als anvertraute Güter zu betrachten, die dahinfahren müßten für höhere Zwecke, und die Feinde nicht zu fürchten, die nur den Leib töden können; wie viel höher sei doch die sittliche Würde dessen, der in Liebe seinem Lande lebe, und wie verkomme in weichlicher Empfindsamkeit der Sinn, der nur an sich selber denke; wie viel Grund zur Liebe und Treue biete dieser Staat, der einst den anderen Deutschen ein Muster gewesen und noch immer eine Freistatt sei für jeglichen Glauben, ein Staat der Rechtlichkeit und des ehrlichen Freimuths. Das Alles so einfach fromm, dem schlichtesten Sinne verständlich, und doch so geistvoll, tief aus dem Borne der neuen Cultur geschöpft; so glaubensinnig und doch so klug auf die politischen Nöthe des Augenblicks berechnet. Die praktische Theologie, die so lange seitab von den geistigen Kämpfen der Zeit im Hintertreffen gestanden, wagte sich wieder heraus auf die freien Höhen der deutschen Bildung, und die getrösteten Hörer empfanden, daß das Christenthum in jedem Wandel der Geschicke immer neu und lebendig, immer zeitgemäß zu wirken vermag.

Der ungeheure Umschwung der Meinungen, die gewaltsame Umkehr der Zeit von selbstgenügsamer Bildung zum politischen Wollen zeigt sich wohl in keiner Schrift jener Tage so anschaulich wie in Fichtes Abhandlung über Machiavelli. Der Icarus unter den deutschen Idealisten, der Verächter des Wirklichen feierte jetzt den härtesten aller Realpolitiker, weil er in dem willensstarken Florentiner den Propheten seines Vaterlandes erkannte. Während die Trommeln der französischen Garnison drunten vor den Fenstern der Akademie erklangen, hielt Fichte dann seine Reden an die deutsche Nation. Zerknirscht und erschüttert, im Gewissen gepackt lauschte die Versammlung, wenn der stolze Mann mit den strafenden Augen und dem aufgeworfenen Nacken schonungslos ins Gericht ging mit der tief gesunkenen Zeit, da die Selbstsucht durch ihr Uebermaß sich selbst vernichtet habe, und endlich den Hörern sein radicales Entweder — Oder auf die Brust setzte: ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig seine Sprache aufzugeben. Darauf riß er die Gedemüthigten wieder mit sich empor und schilderte ihnen die unverwüstliche Kraft und Majestät des deutschen Wesens so groß, so kühn, so selbstbewußt, wie in

diesen zwei Jahrhunderten des Weltbürgerthums Niemand mehr zu unserem Volke geredet hatte, aber auch mit der ganzen unklaren Ueberschwänglichkeit des neuen literarischen Nationalstolzes: die Deutschen allein sind noch ursprüngliche Menschen, nicht in willkürlichen Satzungen erstorben, das Volk der Ideen, des Charakters; wenn sie versinken, so versinkt das ganze menschliche Geschlecht mit. Soll der Menschheit noch eine Hoffnung bleiben, so muß ein neues deutsches Geschlecht erzogen werden, das in seinem Vaterlande den Träger und das Unterpfand der irdischen Ewigkeit verehrt und dereinst den Kampf aufnimmt gegen den vernunftlosen, hassenswürdigen Gedanken der Universalmonarchie.

Die Predigten Schleiermachers erregten den Argwohn der französischen Spione. Mit dem hochfliegenden Pathos dieses Redners, der die Erfüllung seiner Träume auf eine zukünftige Generation verschob, wußten die Fremden nichts anzufangen; sie ahnten nicht, wie unwiderstehlich gerade der überschwängliche Idealismus die Gemüther dieses philosophischen Geschlechts ergriff. Der Jugend ging das Herz auf bei der Lehre: sich der Gattung zu opfern sei der Triumph der Bildung, sei die Seligkeit des Ich. Die Zeit erlebte, wie Fichte mit philosophischer Herablassung sagte, „den seltenen Fall, wo Regierung und Wissenschaft übereinkommen"; sie fühlte, daß die Wiederaufrichtung des deutschen Staates mehr noch eine sittliche als eine politische Pflicht war; sie brauchte nichts dringender als jenen „festen und gewissen Geist", den dieser Redner ihr zu erwecken suchte. Unwillkürlich gedachten die Hörer bei dem herrischen Wesen und der zermalmenden sittlichen Strenge des Philosophen an den Freiherrn vom Stein.

In gleichem Sinne schrieb Arndt während und nach dem Kriege neue Bände seines Geistes der Zeit. Er zog zu Felde wider unsere Vielherrschaft, die zur Allknechtschaft geworden, wider die unpolitische Gerechtigkeit der Deutschen, die das Veraltete gewissenhaft verschonten bis die Fremden damit aufräumten, und vor Allem wider die übergeistige, überzärtliche Bildung, die da wähne, daß Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Mannlichkeit trotzig und Festigkeit beschwerlich sei. Frischauf zum Rhein — so lautete sein Schluß — und dann gerufen: Freiheit und Oesterreich! Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte!

In dem polternden Treiben des wunderlichen Recken Jahn zeigten sich schon einige der fratzenhaften Züge, welche das neue Deutschthum verunzierten: rauher und hochmüthiger Fremdenhaß, vorlaute Prahlerei, Verachtung aller Anmuth und feinen Sitte — ein formloses Wesen, das für unsere Jugend um so schädlicher werden mußte, da der Germane ohnehin geneigt ist Grobheit und Wahrhaftigkeit zu verwechseln. Es blieb ein krankhafter Zustand, daß die Söhne eines geistreichen Volkes einen lärmenden Barbaren als ihren Lehrer verehrten. Indeß war die Wirksamkeit des Alten im Bart während dieser ersten Jahre noch überwiegend heilsam.

Für den einen Gedanken, der damals noth that, für den Entschluß zum Kampfe, langte sein derber Bauernverstand aus; auch besaß er eine seltene Gabe die Jugend in Zucht zu nehmen, ihr einen ehrlichen Abscheu gegen alle Schlaffheit und Verzärtelung einzuflößen. Die neue Turnkunst stählte nicht nur die Kraft des Leibes dem verwöhnten Geschlechte. Man bemerkte auch bald, wie die Sitten der Berliner Jugend reiner und mannhafter wurden seit im Jahre 1811 der Turnplatz auf der Hasenhaide eröffnet war; und dies wog für jetzt schwerer, als die Verwirrung, die der Turnvater in manchem jungen Kopfe anrichtete, wenn er mit dröhnender Stimme in seinem neuerfundenen Wortsturmschritt den Genossen sonderbare Runensprüche zurief. Sein Buch über das deutsche Volksthum brachte mitten in einem krausen Durcheinander schrullenhafter Einfälle manche lebendige Schilderung von der Kraft und Gesundheit altgermanischer Sitten.

Entsetzlich freilich, wie der rohe Naturalist, immer dem wahren Deutschthum zu Ehren, die zarten Blätter und Blüthen unserer Sprache zwischen seinen harten Fäusten knetete. Alles wollte er ihr wieder rauben was sie sich redlich erworben hatte im Gedankenaustausche mit anderen Völkern. Dabei widerfuhr ihm zuweilen, daß er ein neues urteutsches Wort aus romanischer Wurzel bildete — so sein geliebtes Turnen selbst; aber da er wie Luther den Bauern und den Kindern auf das Maul sah, so gelang ihm auch mancher glückliche Griff: das gute Wort Volksthum wurde von ihm erfunden. Und so übermächtig war noch der idealistische Schwung der Zeit, daß selbst dieser Eulenspiegel die eigentliche Größe seiner Nation in ihrem geistigen Schaffen suchte; er pries die Griechen und die Deutschen als der Menschheit heilige Völker und nannte Goethe den deutschesten der Dichter. In den gewaltigen Kämpfen zwischen Oesterreich und Preußen wollte er, ebenso harmlos wie mancher Größere unter den Zeitgenossen, nichts weiter sehen als die Balgereien von zwei kräftigen Jungen, die in ihrem Uebermuthe sich raufen und endlich zur Vernunft gekommen sich vertragen. Doch behielt er Mutterwitz genug um den tiefen Unterschied zwischen den beiden Mächten zu erkennen: der große Völkermang Oesterreich könne niemals ganz verdeutscht werden, von Preußen sei die Verjüngung des alten Reiches ausgegangen, und nur dieser Staat werde die Deutschen wieder zu einem Großvolke erheben. Hinweg mit dem deutschen Staatskrebs, der kindischen Landsmannschaftssucht, der Völkleinerei; eine oberste Gewalt im Reiche, eine Hauptstadt, Einheit der Zölle, der Münzen und Maße; dazu Reichstage und Landtage und eine mächtige Landwehr aus allen Waffenfähigen gebildet, denn unter Germanen gilt der Grundsatz: wehrlos, ehrlos!

Solche Gedanken in die Welt hinausgerufen mit einer berserkerhaften Zuversicht, als könne es gar nicht anders sein, und von der Jugend mit jubelnder Begeisterung aufgegriffen — und dies in einem Augenblicke, da

Preußen wenig mehr als vier Millionen Köpfe zählte und Niemand auch nur nachgedacht hatte über die Frage, wie man den österreichischen Völkermang mit dem reinen Deutschland unter einen Hut bringen könne! Wie schwer mußten diese stolzen Träume dereinst zusammenstoßen mit der harten Wirklichkeit der particularistischen Staatsgewalten! Gelang selbst die Befreiung von der Herrschaft des Auslandes, eine grausame Enttäuschung, eine lange Zeit erbitterter bürgerlicher Kämpfe stand diesem hoffenden Geschlechte unausbleiblich bevor.

Nicht allein die Publicistik, sondern die gesammte Literatur wurde jetzt von der nationalen Leidenschaft ergriffen. Dem jungen Nachwuchs der Romantiker stellte Achim von Arnim die Aufgabe: die frische Morgenluft altdeutschen Wandels zu athmen, sich andächtig zu vertiefen in die Herrlichkeit der alten heimischen Sage und Geschichte, damit wir erkennen wie wir geworden und mit neuem Selbstvertrauen in der Gegenwart kämpfen. Im Bewußtsein eines hohen patriotischen Berufes und mit dem ganzen überspannten Selbstgefühle, das der Literatur unseres neunzehnten Jahrhunderts eigenthümlich blieb, schritten die jungen Dichter und Gelehrten ans Werk. Sie haben immer, ganz wie späterhin die Redner des Liberalismus und die Schriftsteller des jungen Deutschlands, der festen Ueberzeugung gelebt, die neue Ordnung der deutschen Dinge sei eigentlich von ihnen geschaffen, die Staatsmänner und Soldaten hätten nur ausgeführt was sie selber so viel schöner und größer erdacht. Noch einmal kam der deutschen Literatur eine Zeit der Jugend. Wie vormals das Geschlecht von 1750 die Welt des Herzens entdeckt und mit naiver Verwunderung in ihren Schätzen gewühlt hatte, so begrüßte die neue Romantik mit trunkenem Entzücken jeden glücklichen Fund, der eine Kunde brachte von der alten Größe des Vaterlandes. Sie bestaunte das deutsche Alterthum mit großen verwunderten Kinderaugen; durch Alles was sie dachte und träumte geht ein Zug historischer Pietät, ein bewußter Gegensatz zu der Verstandesbildung und der Pflege der exacten Wissenschaften im napoleonischen Reiche. Aus der Gährung dieser romantischen Tage stieg die große Zeit der historisch-philologischen Wissenschaften hervor, welche nunmehr, die Dichtung überflügelnd, auf lange hinaus in den Vordergrund unseres geistigen Lebens traten.

Einige Jahre lang war Heidelberg der bevorzugte Sammelplatz der jungen literarischen Welt. Wie schmerzlich hatte der ehrwürdige Karl Friedrich von Baden, alle diese bösen Jahre über, die schmähliche Lage der deutschen Kleinfürsten empfunden; nun konnte er doch auf seine alten Tage noch einmal durch eine gute That dem Vaterlande seine Liebe bewähren. Er stellte die unter bairischer Herrschaft ganz verfallene Heidelberger Hochschule wieder her, von vornherein mit der Absicht, daß sie mehr sein solle als eine Landesuniversität, eröffnete am Neckar der jungen Literatur eine Freistatt — die einzige fast in dem verödeten rheinbündischen

Deutschland — und erlebte noch die Freude, daß die alte Rupertina zum dritten male, wie einst in den Zeiten Otto Heinrichs und Karl Ludwigs, mit neuen schöpferischen Gedanken in den Gang des deutschen Lebens eingriff.

Hier in dem lieblichsten Winkel unserer rheinischen Lande stand die Wiege der neuen romantischen Schule. Das epheuumrankte, in den Blüthen der Bäume wie verschneite Schloß, die Thürme der alten Dome drunten in der sonnigen Ebene, die geborstenen Ritterburgen, die wie Schwalbennester an den Felsen hängen, Alles erinnerte hier an eine hochgemuthe Vorzeit, die der Sehnsucht so viel tröstlicher schien als die nüchterne Gegenwart. Achim Arnim und Clemens Brentano fanden sich hier zusammen, auch Görres, der phantastische Schweber, der es drüben auf dem französischen Ufer, so nahe dem Pariser Höllenschlunde nicht mehr ausgehalten. Die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich auf deutscher Erde überall wohl gefühlt wo sie warmherzige Freunde fanden und ungestört ihren Idealen leben konnten; jetzt begannen die Norddeutschen mit Sehnsucht nach den schönen Landen der Reben und der Sagen hinüberzuschauen. Wie frohlockte Heinrich Kleist als er aus seinem armen Brandenburg in die Berge Süddeutschlands hinaufzog. Erst in diesen romantischen Kreisen sind Land und Leute unseres Südens und Westens wieder recht zu Ehren gekommen. Die Vorliebe für den Rhein, die jedem Deutschen im Blute liegt, wurde zu einem schwärmerischen Cultus, nun da man ihn in fremden Händen sah. Wie oft wenn die vollen Römergläser an einander klangen, wiederholte man die Klage Friedrich Schlegels:

> Du freundlich ernste starke Woge,
> Vaterland am lieben Rheine,
> sieh, die Thränen muß ich weinen
> weil das Alles nun verloren!

Der Rhein war jetzt Deutschlands heiliger Strom, über jeder seiner Kirchen schwebte ein Engel, um jedes verfallene Gemäuer spielten die Nixen und Elfen oder die Heldengestalten einer großen Geschichte. Eine Menge von Liedern und Romanzen, wie sie die Lust des Weines und des Wanderns eingab, versuchte diese Bilder festzuhalten. Die Balladen der classischen Dichtung hatten zumeist irgendwo in grauer Vorzeit, auf einem unbestimmten idealen Schauplatze gespielt; jetzt mußte der Dichter auch seinen kurzen Erzählungen einen bestimmten landschaftlichen Hintergrund, seinen Figuren ein historisches Costüm geben. Man wollte die Wellen des Rheins und des Neckars hinter den Sagenbildern des Dichters rauschen hören, die biderben Sitten der deutschen Altvordern in seinen Helden wiederfinden.

Jener Theil der vaterländischen Geschichte, der allein noch in der Erinnerung des Volkes lebte, die letzten hundertundfünfzig Jahre waren den Patrioten widerwärtig als die Zeit der deutschen Zerrissenheit, den Poeten abschreckend durch die Prosa ihrer Lebensformen. Nur im Mittelalter

sollte die ungebrochene Kraft des deutschen Volksthums sich zeigen, und man verstand darunter mit Vorliebe den Zeitraum vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert. Die fröhlichen Zunfbräuche der alten Handwerker, das geheimnißvolle Treiben der Bauhütten, die Wanderlust der fahrenden Schüler, die Abenteuer ritterlicher Wegelagerer — das war das echte deutsche Leben, und sein Schauplatz lag in den malerischen Gefilden des Südwestens, in dem eigentlichen alten Reiche. Bei Alledem war von einer landschaftlichen Sonderbildung nicht die Rede. Die Norddeutschen sammt einigen protestantischen Schwaben und Franken gaben noch immer den Ton an für das ganze Deutschland; auch die geborenen Rheinländer unter den Romantikern, Görres, Brentano, die Boisserees — die ersten Katholiken, die in der Geschichte unserer neuen Literatur wieder mitzählten — verdankten ihres Lebens besten Inhalt jener gesammtdeutschen Bildung, die aus dem Protestantismus erwachsen war. Wer noch deutsch empfand und dachte wurde von der historischen Sehnsucht der Zeit ergriffen; selbst die unästhetische Natur des Freiherrn vom Stein blieb davon nicht unberührt. An den Bildern der heimischen Vorzeit erbaute sich das nationale Selbstgefühl und Vorurtheil. Nur unter den Germanen — das stand dem jungen Geschlechte fest — gedieh die Ursprünglichkeit persönlicher Eigenart; in Frankreich hatte die Natur, wie A. W. Schlegel spottete, freigebig von einem einzigen Originalmenschen dreißig Millionen Exemplare aufgelegt. Nur aus deutscher Erde sprang der Quell der Wahrheit; unter den Wälschen herrschte der Lügengeist — so hieß jetzt kurzerhand Alles was der romantischen Jugend unfrei, langweilig, unnatürlich erschien: die akademisch geregelte Kunst, die mechanische Ordnung des Polizeistaates, die Nüchternheit der harten Verstandesbildung.

Unter den Schriften jenes Heidelberger Kreises wurde keine so folgenreich wie des Knaben Wunderhorn, die Sammlung alter deutscher Lieder von Arnim und Brentano. Der frische Junge auf dem Titelbilde, wie er so dahinsprengte auf freiem ungesatteltem Rosse, das Liederhorn in der erhobenen Hand schwingend, schien gleich einem Herold zum fröhlichen Kampfe gegen den Lügengeist zu rufen. Nicht ohne Besorgniß sendeten die Freunde diese übelangeschriebenen Lieder in die bildungsstolze Welt hinaus und baten Goethe sie mit dem Mantel seines großen Namens zu decken. Ihnen lag daran, daß Deutschland nicht so verwirthschaftet werde wie die abgeholzten Berge am Rhein; sie hofften auf eine neue Zeit voll Sang und Spiel und herzhafter Lebensfreude, wo die Waffenübung wieder die allgemeine höchste Lust der Deutschen wäre und Jedermann so froh und frei durch die Welt zöge wie heutzutage nur „die herrlichen Studenten“, die letzten Künstler und Erfinder in dieser prosaischen Zeit.

Die Sammlung erschien zur rechten Stunde; denn eben jetzt begann Schillers Tell auf weite Kreise zu wirken und weckte überall die Empfänglichkeit für die einfältige Kraft der Altvordern. Man fand der freudigen

Verwunderung kein Ende, als die Glocken des Wunderhorns mit süßem Schall erzählten, wie überschwänglich reich dies alte Deutschland mit der Gottesgabe der Poesie begnadet gewesen, welche Fülle von Liebe und Sehnsucht, Muth und Schelmerei tausende namenloser Studenten und Landsknechte, Jäger und Bettelleute in ihren kunstlosen Liedern niedergelegt hatten. Herders große Offenbarung, daß die Dichtung ein Gemeingut Aller sei, fand nun erst allgemeines Verständniß. Nachher gab v. d. Hagen in Berlin die Nibelungen heraus, und so schülerhaft die Bearbeitung war, die mächtigen Gestalten des grimmen Hagen und der lanccrächen Chriemhild erregten in der Seele der Leser doch die frohe Ahnung, daß unser Volk sechshundert Jahre vor Goethe schon einmal eine große Zeit der Dichtung gesehen habe. Noch überwog der Dilettantismus. Mittelalterlich und deutsch galt fast für gleichbedeutend; man warf die grundverschiedenen Epochen der mittelalterlichen Cultur kritiklos durch einander, und die Begeisterten ließen sich's nicht träumen, daß die verhaßten Franzosen in der Blüthezeit des Ritterthums eigentlich die Tonangeber, die Culturbringer gewesen waren. Der schwächlich phantastische Fouqué, dem doch nur zuweilen ein stimmungsvolles, den Geheimnissen des Waldes und des Wassers abgelauschtes Märchenbild oder eine kräftige Schilderung altnordischer Reckengröße gelang, wurde für einige Jahre der Modedichter der vornehmen Welt. Die Berliner Damen schwärmten für seine sinnigen, sittigen, minniglichen Jungfrauen, für die ausbündige Tugend seiner Ritter, schmückten ihre Putztische mit eisernen Crucifixen und silberbeschlagenen Andachtsbüchern.

Die germanistische Sprachforschung war bisher bei anderen Wissenschaften zu Gaste gegangen, nur nebenher von einzelnen Historikern, Juristen und Theologen gefördert worden. Nunmehr versuchte sie endlich sich auf eigene Füße zu stellen, Herders kühne Ahnungen und F. A. Wolfs Ansichten über die Entstehung der homerischen Gedichte für das deutsche Alterthum zu verwerthen. Die Gebrüder Grimm gaben ihr zuerst den Charakter einer selbständigen Wissenschaft. Man achtete der beiden Anspruchslosen wenig, als sie in der Einsiedlerzeitung der Heidelberger auftraten; doch bald sollten sie sich als die Reinsten und Stärksten unter den Genossen bewähren. Durch sie vornehmlich ist der echte, fruchtbare Kern der romantischen Weltanschauung nachher einer gänzlich verwandelten Welt erhalten und in das geistige Vermögen der Nation aufgenommen worden. Sie nahmen den alten Glaubenssatz der Romantiker, daß dem Oceane der Poesie Alles entströme, in vollem Ernst, suchten auf jedem Gebiete des Volkslebens, in Sprache, Recht und Sitte nachzuweisen, wie sich Bildung und Abstraction überall aus dem Sinnlichen, Natürlichen, Ursprünglichen heraus gestaltet habe. Wie vornehm herablassend hatten die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts noch zum Volke gesprochen, wenn sie sich ja einmal um den geringen Mann kümmerten; jetzt ging die zünftige

Wissenschaft bei den kleinen Leuten in die Schule, hörte andächtig auf das Geplauder der Spinnstuben und der Schützenhöfe. Eine alte Bauerfrau half den Brüdern Grimm bei der Sammlung der deutschen Volksmärchen, und so entstand ein Buch wie Luthers Bibel: ein edles Gemeingut der europäischen Völker erhielt durch congeniale Nachdichtung sein bleibendes nationales Gepräge. Die altindischen Märchengestalten, der Däumling, Hans im Glücke, Dornröschen und Schneeweißchen, zeigten so grundehrliche deutsche Gesichter, die einfältige Heiterkeit, die ihnen auf der weiten Wanderung durch Deutschlands Kinderstuben angeflogen war, sprach so anheimelnd aus der schmucklos treuherzigen Erzählung, daß wir uns heute die Lieblinge unserer Kindheit nur noch in dieser Gestalt denken können, wie wir auch die Bergpredigt nur mit Luthers Worten hören wollen.

Um die nämliche Zeit wurde ein anderer, noch ärger verwahrloster Schatz der Vorzeit der Nation wieder geschenkt. Was hatten doch unsere alten Dome Alles ausstehen müssen von der Selbstverliebtheit des letzten Jahrhunderts; die Bilderpracht ihrer Wände war mit Gips und Mörtel überdeckt, an den gothischen Altären klebten Pfropfenziehersäulen und Posaunenengel. Nun führten der Kirchenhaß und der harte Nützlichkeitssinn der rheinbündisch-französischen Bureaukratie einen neuen Bildersturm über Baiern, Schwaben und die Rheinlande herauf. Eine Menge ehrwürdiger Kirchen ward ausgeplündert und kam unter den Hammer; ein jammervoller Anblick, wenn beim Abbrechen der Mauern der Mörtel herabfiel und die schönen alten Fresken auf wenige Augenblicke wieder im Tageslichte glänzten um alsbald für immer zu verschwinden. Da faßten sich die Brüder Boisseree das Herz, zu retten was noch zu retten war aus der großen Zerstörung; ihre stille treue Thätigkeit war das erste Lebenszeichen der wiedererwachenden deutschen Gesinnung am linken Ufer. Unermüdlich suchten sie unter dem Gerümpel auf den Böden der rheinischen Patricierhäuser die vergessenen altdeutschen Gemälde zusammen. Ihre alte Mutter begleitete das fromme Werk mit ihrem Segen, die romantischen Freunde draußen im Reiche halfen treulich mit. Wie freuten sich Görres und Savigny, wenn sie ein schönes Altarschnitzwerk für wenige Kreuzer irgendwo von einem Bauern oder Trödler erstanden hatten und den Brüdern senden konnten. Alles war willkommen und fand Bewunderung was nur die echten Züge altdeutschen Geistes trug: die idealistische Weichheit der Kölnischen Malerschule so gut wie Dürers Tiefsinn und der kräftige Realismus der alten Niederländer. Dann fand Sulpiz Boisseree einige der alten Risse des Kölner Domes wieder auf und entwarf nun frohen Muthes die Zeichnungen für sein großes Dom-Werk. Mitten in den argen Tagen, da Napoleon einmal seine gute Stadt Köln besuchte und das schönste Gotteshaus der Deutschen nach wenigen Minuten eilig wieder verließ um ein Kürassierregiment zu inspiciren, träumte jener treue Sohn des Rheinlandes schon von dem Wiederauferstehen der Kölner

Bauhütte, die einst durch Jahrhunderte der lebendige Heerd der deutschen Kunst am Rheine gewesen.

Derselbe feste Glaube an die Unsterblichkeit des deutschen Volkes beseelte auch den Schöpfer unserer Staats- und Rechtsgeschichte, K. F. Eichhorn. Die alte Herrschaft des gemeinen Rechts schien für immer gebrochen, das Gebiet des Code Napoleon erstreckte sich bis zu den Ufern der Elbe, die Juristen des Rheinbundes legten das deutsche Recht schon zu den Todten. Da zeigte Eichhorn, wie der rechtsbildende Gemeingeist der deutschen Nation in allem Wandel der Staatsverfassungen doch immer lebendig geblieben, wie allein aus dieser bleibenden Naturkraft das Werden und Wachsen des deutschen Rechtes zu erklären sei. Diese historische Ansicht von dem Wesen des Rechts, die schon durch Herder und die älteren Romantiker vorbereitet war, kam jetzt mit einem male zur Reife, sie entsprang so nothwendig aus der Weltanschauung des neuen Zeitalters, daß sie gleichzeitig von Männern der verschiedensten Anlage vertreten wurde: — so von Savigny, dem juristischen Lehrer der Brüder Grimm, der in Landshut durch seine Lehre von der rechtserzeugenden Kraft des Volksgeistes bereits den Argwohn der bonapartistischen bairischen Bureaukratie erregte — so vor Allen von Niebuhr, dessen Römische Geschichte als die größte wissenschaftliche That der Epoche rasch allgemeine Bewunderung fand. Auch bei ihm erschien der Geist des Römervolkes — ein der pragmatischen Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts ganz unbekannter Begriff — als die treibende Kraft, die gestaltende Nothwendigkeit der römischen Geschichte; und zugleich wies er der historischen Forschung neue Bahnen durch eine scharfe Quellenkritik, die mit sichern Streichen die gesammte alte Ueberlieferung der römischen Königsgeschichte über den Haufen warf. Doch er sagte auch: „der Historiker bedarf Positives.“ Die todten Buchstaben der Quellen gewannen Leben vor seinen Augen, und durch ein wahrhaft schöpferisches Vermögen gestaltete er über den Trümmern der zerstörten Tradition ein Bild des wirklich Geschehenen. Und welche maßvolle Freiheit des politischen Urtheils, ganz in Steins vornehmem Sinne; warmes Lob für die Mäßigung der Plebes, scharfer Tadel gegen den Uebermuth der Patricier und dazu der echt preußische Schluß: unter einer starken Krone wäre eine solche Härte des Standesdünkels niemals möglich gewesen. So zeigte sich die Wissenschaft fast in allen Fächern noch lebendiger, noch productiver als die Mehrzahl der jungen Poeten. Auch das war ein Zeichen der Zeit, daß Alexander von Humboldts „Ansichten der Natur“ — zum ersten male in Deutschland — die Ergebnisse schwerer naturwissenschaftlicher und geographischer Forschung in einfacher classischer Darstellung der ganzen Nation zu frohem Genusse darboten.

Es war eine Zeit der Dämmerung. Frischer Morgenwind verkündete das Nahen eines schönen Tages, doch die Formen und Massen der jugendlichen Welt traten im unsicheren Zwielicht noch nicht scharf und klar aus

einander. Grundverschiedene Gesinnungen, die sich bald leidenschaftlich bekämpfen sollten, gingen noch harmlos Hand in Hand. Der Reactionär Fouqué lebte mit dem Radicalen Fichte wie der Sohn mit dem Vater. Von den romantischen Poeten dachten einige gläubigfromm, während andere mit den mittelalterlichen Idealen nur ironisch spielten. Auf dem historischen Gebiete erschienen neben Niebuhrs und Eichhorns streng methodischen Forschungen auch phantastische Werke, wie Creuzers Symbolik, der erste Versuch, die geheimnißvolle Nachtseite der antiken Cultur, die Religion und die Mysterien der Alten zu verstehen — ein Buch voll geistreicher Ahnungen, aber auch voll spielender Willkür, dunkel wie die Träumerei der Naturphilosophie. Die wissenschaftliche Beschaulichkeit der historischen Juristenschule war nicht frei von Angst und Thatenscheu; sie hatte im Grunde wenig gemein mit Arndts hoffnungvollem, unerschrockenem Freisinn und berührte sich vielfach mit den Ansichten von F. Gentz, der jetzt, erschöpft durch Ausschweifungen, innerlich erkältet und blasirt, in dem verflachenden, gedankenlosen Wiener Leben mehr und mehr ein unbedingter Lobredner der guten alten Zeit wurde. Der unerschöpfliche Gestaltenreichthum der deutschen Geschichte erlaubte Jedem, wes Sinnes er auch war, sich für irgend ein Stück der vaterländischen Vorzeit zu erwärmen. Die Einen reizte der fremdartig phantastische Zauber, die Andern der frische biderbe Volkston des mittelalterlichen Lebens. Während Fichte seine Hörer auf die Bürgerherrlichkeit der Hansa und die Schmalkaldener Glaubenskämpfer hinwies, verdammte F. Schlegel den „Erbfeind“ Friedrich den Großen, und der prahlerische Phantast Adam Müller feierte das heilige römische Reich als den Ausbau der Persönlichkeit Christi.

Noch verworrener wogten die religiösen Stimmungen durch einander. Zwar die protestantischen Kernmenschen, Schleiermacher, Fichte, die Gebrüder Grimm, schwankten niemals in ihrer evangelischen Ueberzeugung. Savigny aber wurde durch den trefflichen katholischen Theologen Sailer den Anschauungen der vorlutherischen Kirche näher geführt. Schenkendorf sang verzückte Lieder auf die süße Königin Maria und auf den „festen, treuen Max von Baiern“, den fanatischen Helden der katholischen Liga; der Uebertritt F. Schlegels und F. Stolbergs zur römischen Kirche warf ein grelles Licht auf die sittliche Schwäche der noch immer überwiegend ästhetischen Weltanschauung des Zeitalters. Ein finsterer Judenhaß verdrängte die weitherzige Duldsamkeit der fridericianischen Tage. Mancher unter den mittelalterlichen Schwarmgeistern meinte in jedem Judengesicht die Marterwerkzeuge Christi deutlich eingegraben zu sehen. Politischer Haß spielte mit hinein, da Napoleon geschickt und nicht ohne Erfolg das europäische Judenthum für die Sache seines Weltreichs zu gewinnen suchte. Alle diese Bestrebungen standen für jetzt in leidlichem Einklang, und der alte Voß fand noch geringen Beifall, als er mit gesundem Menschenverstande und ungeschlachter Grobheit im Namen

der protestantischen Gedankenfreiheit die Traumwelt der Romantik bekämpfte. Niemand befand sich wohler in dem chaotischen Treiben als der lärmende Görres, der ehrliche Jacobiner in der Mönchskutte, der es verstand zugleich ein Radicaler und ein Bewunderer des Mittelalters, ein Deutschthümler und ein Verehrer des römischen Papstes zu sein, immer geistreich, anregend und angeregt, sprudelnd von ästhetischen, historischen, naturphilosophischen Einfällen, aber auch immer befangen in einem rhetorisch-poetischen Rausche. In einem Entschlusse waren Alle einig: sie wollten ihres deutschen Wesens wieder so recht von Herzen froh werden, diese heimische Eigenart behaupten und in voller Freiheit weiterbilden ohne jede Rücksicht auf fremdländische Weltbeglückung und Weltbeherrschung.

Die politische Leidenschaft der Zeit fand ihren mächtigsten künstlerischen Ausdruck in den Werken Heinrich von Kleists, jenes tief unseligen Dichters, der alle die Poeten der jungen Generation überragte. Durch die ursprüngliche Kraft dramatischer Leidenschaft und leibhaftig wahrer Charakteristik übertraf er selbst Schiller; doch der Ideenreichthum und die hohe Bildung, der weite Blick und die stolze Selbstgewißheit unseres ersten Dramatikers blieben dem Unglücklichen versagt; ein friedloser Sinn störte ihm das Ebenmaß der Seele. Kaum beachtet von den Zeitgenossen, durch ein räthselhaft grausames Schicksal um alle Freuden eines reichen Schaffens betrogen, erscheint er uns Rückschauenden heute als der eigentlich zeitgemäße Dichter jener bedrückten Tage, als der Herold jenes dämonischen Hasses, den fremde Unbill in die Adern unseres gutherzigen Volkes goß. Die Penthesilea war die wildeste, das Käthchen von Heilbronn die zarteste und holdeste unter den dämmernden Traumgestalten der deutschen Romantik, die Hermansschlacht aber ein hohes Lied der Rache, eine mächtige Hymne auf die Wollust der Vergeltung — jeder Zug ebenso sinnlich wahr, anschaulich, lebensvoll wie einst Klopstocks Bardengesänge unbestimmt und verschwommen gewesen, jedes Gefühl unmittelbar aus dem Herzen der rachedürstenden Gegenwart heraus empfunden. Kleist hatte sich nicht, wie die patriotischen Gelehrten, die Idee des Vaterlandes erst durch Nachdenken erwerben müssen; er empfand den naiven, naturwüchsigen Haß des preußischen Offiziers, er sah die alten glorreichen Fahnen, die sein und seines Hauses Stolz gewesen, zerrissen im Staube liegen und wollte den züchtigen, der ihm das gethan. Ueberall wohin der Unstete seinen Wanderstab setzte verfolgte ihn wie der Ruf der Erinnyen die wilde Frage: „stehst du auf, Germania? ist der Tag der Rache da?“ Stürmisch, furchtbar wie noch nie aus eines Deutschen Munde erklang von seinen Lippen die Poesie des Hasses:

> Rettung von dem Joch der Knechte,
> Das, aus Eisenerz geprägt,
> Eines Höllensohnes Rechte
> Ueber unsern Nacken legt!

Es war dieselbe unbändige Naturkraft der nationalen Leidenschaft, wie einst in den wilden Klängen des Marseillermarsches, nur ungleich poetischer, wahrer, tiefer empfunden. Nachher schuf der unglückliche Dichter in dem Prinzen von Homburg das einzige künstlerisch vollendete unserer historischen Dramen, das seinen Stoff aus der neuen, noch wahrhaft lebendigen deutschen Geschichte herausgriff, die schönste poetische Verklärung des preußischen Waffenruhms. Als auch dies Werk an den Zeitgenossen spurlos vorüberging und die Lage des Vaterlandes sich immer trauriger gestaltete, da starb der Ungeduldige durch eigene Hand — ein Opfer seiner angeborenen krankhaften Verstimmung, aber auch ein Opfer seiner finsteren hoffnungslosen Zeit. Es bezeichnet den großen Umschwung des nationalen Lebens, daß jetzt ein Mann aus den alten brandenburgischen Soldatengeschlechtern mit der ganzen Farbenpracht der neuen Dichtung dies preußische Soldatenthum verherrlichte, das so lange, verständnißlos und unverstanden, der modernen deutschen Bildung fern geblieben war. Wie lebhaft betheiligte sich doch nunmehr das starre trotzige Junkerthum der Marken an dem geistigen Schaffen der Nation: eine lange Reihe seiner Söhne, Kleist, Arnim und Fouqué, die Humboldts und L. von Buch standen mit obenan unter Deutschlands Dichtern und Gelehrten. Das banausische Wesen des alten Preußenthums war endlich völlig überwunden.

Und seltsam, Niemand hat diese große Wandlung im deutschen Volksgemüthe, das Erstarken des freudigen nationalen Selbstgefühls mächtiger gefördert als Goethe. Er that es fast wider seinen Willen, durch ein Werk, das ursprünglich einem ganz anderen Zeitalter angehörte. Es blieb sein Schicksalsberuf immer das rechte Wort zu finden für die eigensten und geheimsten Empfindungen der Deutschen. Im Jahre 1808 erschien der erste Theil des Faust. Goethe war jetzt an sechzig Jahr alt, seit nahezu vier Jahrzehnten eine anerkannte Macht im deutschen Leben; eine Wallfahrt nach Weimar zu dem würdevollen, feierlich ernsthaften Altmeister gehörte längst zu den Anstandspflichten der jungen Schriftsteller. Aber Niemand erwartete von dem alten Herrn noch eine schöpferische That, eine Theilnahme an den Kämpfen des neuen Deutschlands; wußte man doch, wie kühl und vornehm er die Heißsporne der Romantik von sich abwies. Wohl nahm er die Widmung des Wunderhorns freundlich auf und gab der Sammlung den Segenswunsch mit auf den Weg, sie möge in jedem deutschen Hause ihren Platz unter dem Spiegel finden. Er selber hatte einst in seinen glücklichen Straßburger Zeiten, von Wenigen verstanden, das Lob der gothischen Baukunst verkündigt. Wenn er jetzt nach langen Jahren seine Saat aufgehen und alle Welt für die alte deutsche Kunst begeistert sah, so meinte er befriedigt, die Menschheit zusammen sei erst der wahre Mensch, und hatte seine Freude an Sulpiz Boisserees liebenswürdigem Eifer. Doch das auf-

geregt phantastische Wesen und das trotzige nationale Pathos des jungen Geschlechts blieben ihm zuwider.

Seine Bildung wurzelte in dem weltbürgerlichen alten Jahrhundert. Niemals wollte er vergessen, was er und alle seine Jugendgenossen den Franzosen verdankten. Kleists dämonische Unruhe erregte dem Beschaulichen Grauen; in den Briefen an seinen Altersgenossen Reinhard urtheilte er sehr scharf über Arnims und Brentanos fratzenhaftes Treiben und vertheidigte den alten ehrlichen Rationalismus gegen die zweizüngelnde neue Naturphilosophie; ja er hatte Stunden, wo er das Romantische kurzab das Krankhafte nannte, im Unterschiede von dem Gesunden, dem Classischen. Am wenigsten verzieh er den jungen Leuten, daß ihre literarische Bewegung zugleich politische Zwecke verfolgte; jedes unmittelbare Hinüberwirken der Kunst auf die Prosa des Staatslebens war ihm eine Entweihung. Die große Zerstörung, die über Deutschland hereingebrochen, nahm er hin als ein unentrinnbares Verhängniß; die natürliche Wahlverwandtschaft des Genius hieß ihn fest an Napoleons Glücksstern glauben. Was wußte er auch von Preußen und dem tödtlich beleidigten preußischen Stolze? Wie konnte der Sohn der guten alten Zeit, der in Frankfurt, Straßburg, Leipzig, Weimar unter einem harmlos friedsamen Völkchen gelebt, einen deutschen Volkskrieg für möglich halten? Schon die Mitlebenden empfanden es schmerzlich, und in alle Zukunft wird es den Deutschen eine traurige Erinnerung bleiben, daß unser größter Dichter in dem Feinde seines Vaterlandes nichts sehen wollte als den großen Mann, daß er zu alt war um die wunderbare, heilvolle Wandlung, die über sein Volk gekommen, ganz zu verstehen. Wie fühlte er sich so einsam seit Schillers Tode. Wehmüthig der lieben Schatten froher Tage gedenkend ließ er das Lieblingswerk seines Lebens in die unbekannte Menge hinausgehen. Als anderthalb Jahrzehnte früher einige Bruchstücke daraus erschienen waren, hatte Niemand viel Aufhebens davon gemacht.

Und doch schlug das Gedicht jetzt ein, zündend, unwiderstehlich, wie einst der Werther — als wären diese Zeilen, über denen der Dichter alt geworden, erst heute und für den heutigen Tag ersonnen. Die bange Frage, ob es denn wirklich aus sei mit dem alten Deutschland, lag auf Aller Lippen; und nun, mitten im Niedergange der Nation, plötzlich dies Werk — ohne jeden Vergleich die Krone der gesammten modernen Dichtung Europas — und die beglückende Gewißheit, daß nur ein Deutscher so schreiben konnte, daß dieser Dichter unser war und seine Gestalten von unserem Fleisch und Blut! Es war wie ein Wink des Schicksals, daß die Gesittung der Welt unser doch nicht entbehren könne, und Gott noch Großes vorhabe mit diesem Volke. Schon Schiller hatte dem Drama höhere Aufgaben gestellt als Shakespeare, obwohl er die grandiose Gestaltungskraft des Briten nicht erreichte; die Tragödie der Leidenschaften

genügte ihm nicht, er wollte versinnlichen, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Hier aber war noch mehr; hier wurde, zum ersten male seit Dante, den Versuch gewagt die ganze geistige Habe des Zeitalters poetisch zu gestalten. Die Conception war dem Dichter, er selbst gestand es, von vornherein klar; doch wie er nun die geliebten Gestalten viele Jahre hindurch mit sich im Herzen trug, in allen guten Stunden immer wieder zu ihnen heimkehrte, da wuchsen sie mit ihm und er mit ihnen. Das alte Puppenspiel mit seiner Derbheit und seinem Tiefsinn, seinen saftigen Späßen und seinen unheimlichen Schrecken erweiterte sich zu einem großen Weltgemälde, das freilich die Formen der dramatischen Kunst zersprengte, zu einem Bilde des prometheischen Dranges der Menschheit. Der Dichter legte den ganzen philosophischen Inhalt seines Zeitalters darin nieder. Der moderne Poet konnte nicht wie jener Sohn des dreizehnten Jahrhunderts von der Höhe einer zweifellos fertigen Weltanschauung herunter seinen Richterspruch fällen über die Welt. Er hatte dessen kein Hehl, daß er ein Sterbender sei, daß er mit diesem Gedichte eigentlich nie zu Ende kommen könne, und eben darum wirkte seine Dichtung so gewaltig auf die gährende Zeit, weil sie Jeden unwillkürlich zum Weiterdichten und Weitersinnen einlud. Der Grundgedanke der Goethischen Weltanschauung stand gleichwohl fest: die Menschheit blieb ihm die Mitte der Schöpfung, und nur um ihretwillen bestand die Welt. Die Erlösung des Menschen durch die That, durch die liebende Hingabe des Ich an das Ganze, der Triumph des Göttlichen über den Geist der Verneinung, der stets das Böse will und stets das Gute schafft — das war der freudige Glaube dieses größten aller Optimisten, das war das Thema der Dichtung seines Lebens.

Wenn je ein Gedicht erlebt war, so war es dieses. Alles kehrte hier wieder was je die proteische Natur des Dichters ergriffen und bewegt: die lockere Munterkeit der Leipziger, das Liebesglück der Straßburger Tage, Merck und Herder, Spinoza und Winckelmann, die Erdfreundschaft des Gelehrten und die Erfahrungen des Staatsmannes, die Schönheitstrunkenheit der römischen Elegien und die reife Lebensweisheit des Greisenalters. Die Deutschen aber fesselte der Faust noch durch einen anheimelnden Zauber, den bis zum heutigen Tage kein Ausländer ganz verstanden hat. Das Gedicht erschien wie ein symbolisches Bild der vaterländischen Geschichte. Wer sich darin vertiefte übersah den ganzen weiten Weg, den die Germanen durchmessen hatten seit den dunklen Tagen, da sie noch mit den Göttern des Waldes und des Feldes in traulicher Gemeinschaft lebten, bis zu dem lebensfrohen Volksgetümmel, das aus unseren alten Städten, „aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht“ ins Freie drängte. Hier war des deutschen Lebens Ueberschwang: der wilde Teufelsspuk unseres Volksaberglaubens und die zarte Innigkeit deutscher Frauen-

liebe, den Humor der Studenten, die Schlaglust der Soldaten und die Sonnenflüge des deutschen Gedankens — fast Alles was unser Leben ausmacht. In keinem seiner größeren Werke seit dem Götz hatte Goethe so volksthümlich geschrieben. Die einfachen Reimpaare der alten Fastnachtsschwänke gaben mit wunderbarer Kraft und Klarheit jeden Farbenwechsel der Stimmung wieder; dem schlichten Leser schien Alles verständlich, dem geistvollen unergründlich.

Die jungen Poeten priesen den Faust als die Vollendung der romantischen Kunst; sie fühlten sich bestärkt und ermuthigt in ihrem eigenen Thun, da nun auch der Fürst der classischen Dichtung in die Nebelwelt der Romantik sich verlor und die Hexen um den Blocksberg tanzen ließ. Der alte Herr zeigte freilich bald, wie hoch er über den literarischen Parteien des Tages stand. Kurz nach dem Faust gab er die Wahlverwandtschaften heraus. Man bewunderte den psychologischen Tiefsinn und den hohen Kunstverstand des Meisters — denn eine so vollendete, so fest geschlossene Composition war ihm noch nie gelungen — doch man fühlte auch mit Befremden, daß diese Dichtung mit den Empfindungen der Zeit gar nichts gemein hatte; sie schien geschrieben für ein Geschlecht das nicht mehr war. Was verschlug es? — der Jugend blieb Goethe der vergötterte Dichter des Faust, und da auch Schillers Werke erst jetzt die volle Würdigung fanden, so wurde die gemeinsame Verehrung für die Heroen von Weimar ein Band der Einheit für alle Gebildeten. Auch dieser Cultus kam dem Selbstgefühle der unglücklichen Nation zu gute.

Selbst in den bildenden Künsten erwachte endlich wieder fröhliche Werdelust; die Anfänge unserer neuen Malerei verknüpften sich unmittelbar mit der Wiederentdeckung des deutschen Alterthums. Wie einsam war noch Asmus Carstens geblieben mit seinem genialen Drange nach der Einfalt der Natur und der Großheit der Antike — der Prophet einer schöneren Zeit, die er nicht mehr sehen sollte. Jetzt aber fand sich in dem Kloster von San Isidoro zu Rom eine ganze Schaar deutscher Maler zusammen, ein begeistertes, streitbares junges Geschlecht, das für Dürer, Memling, van Eyck schwärmte und sich berufen hielt, zu Ehren Gottes und des deutschen Vaterlandes die akademische Kunst der Franzosen durch die Treue und den Tiefsinn des alten christlich-germanischen Wesens zu besiegen. Die Katholiken waren unter den jungen Malern von Haus aus stärker vertreten als unter den Dichtern und Gelehrten; ein Katholik war auch der Größte unter ihnen, Peter Cornelius, nur daß auch er an dem Borne der norddeutschen Bildung getrunken hatte und sein Bekenntniß in einem weiten und großen Sinne auffaßte. Ein heiliger Ehrgeiz schwellte ihm die Seele und er betete: „so schufst Du dies Herz nach himmlischen Thaten sich sehnend, in der Demuth groß und in unendlicher Liebe zu Dir.“ Glühend und strenge, nach Dürerischer Art, sollte die deutsche Malerei sich zeigen, denn nur durch die Deutschen könne die Kunst eine

neue Richtung erhalten, von dieser Nation aus wolle Gott ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über die Welt verbreiten. Das Reisegeld zur Romfahrt, das ihm der Fürstprimas Dalberg anbot, wies der junge Künstler kurzerhand zurück, weil man ihm zumuthete französischen Mustern zu folgen. Aus der vaterländischen Sagenwelt, aus Faust und den Nibelungen entnahm er die Stoffe zu seinen ersten größeren Werken — eine echt deutsche Natur, ernst, tief und groß, unerschöpflich reich an Ideen, aber hart und ungelenk in der Form, fast mehr ein Dichter als ein Maler. Auch für ihn galt der Name poeta tacente, womit man einst treffend die Eigenart Dürers bezeichnet hatte.

Als Cornelius endlich nach Rom kam, wuchs er bald hinaus über das einseitige Nazarenerthum Overbecks und der Klosterbrüder von San Isidoro, die nur in der nordischen und der älteren italienischen Kunst das wahre Christenthum wiederfinden wollten. In seinem Geiste fanden neben Siegfried und Faust auch die Gestalten der Ilias und der Aeneide Raum; auch die heidnische Schönheit der Werke des Cinquecento genoß er mit tiefem Verständiß. So hat er, unerbittlich an sich selber arbeitend und mit jedem neuen Blatte des Nibelungencyclus wachsend und erstarkend, den Grund gelegt für den monumentalen Stil der deutschen Malerei. Und wie vormals die classische Dichtung, so entsprang auch diese Erneuerung unserer bildenden Kunst in köstlicher Freiheit, ohne jedes Zuthun der Höfe, gradeswegs aus den Tiefen des Volksgeistes. Erst als die neue Richtung sich ihres Wesens und ihrer Ziele schon klar bewußt war, sollte sie den Mäcenas finden, die ihr die Mittel bot zu großem Schaffen. —

Einige Monate lang that Stein seinem heißen Zorne Gewalt an. Er gewann es über sich, nachgiebig, fast unterwürfig mit den Franzosen zu unterhandeln, da die versprochene Räumung des Landes um jeden Preis erlangt werden mußte. Napoleon dagegen wollte den Aufenthalt seiner Truppen ins Unabsehbare verlängern, die zu Tilsit nur halb gelungene Vernichtung des preußischen Staates jetzt im Frieden vollenden. Schon im November 1807 erklärte er sich bereit die Donauprovinzen an Rußland zu überlassen, wenn er dafür Schlesien erhielte und dem Könige von Preußen nur noch ein Gebiet von zwei Millionen Köpfen übrig bliebe. Auf alle Bitten der Preußen hieß es kurzab: die gegenwärtige Lage gefällt dem Kaiser, nichts drängt ihn sie zu ändern — und wieder: der König hat Geld genug, er braucht keine Armee, da er ja mit Niemand Krieg führt! Daru aber meinte trocken: diese Kriegskostenrechnung sei eine Frage der Politik, nicht der Arithmetik; im Uebrigen bleibe der Wille des Kaisers unabänderlich wie das Fatum, auch glaube man gar nicht was ein Land Alles aushalten könne. Vergeblich ging Prinz Wilhelm nach

Paris, vergeblich erbot er sich, sammt seiner edlen Gemahlin als Geisel in französischer Haft zu bleiben bis zur Abtragung der Kriegsschuld. Der Imperator sagte dem Prinzen drohend: „ich weiß, daß alle Preußen mich hassen," und ließ seine Intendanten hausen wie in Feindesland. Während der zwei Jahre der Occupation wurden dem verarmten Lande an Contributionen, Verpflegungen und Lieferungen eine Milliarde und 129 Millionen Franken abgepreßt, etwa der sechzehnfache Jahresbetrag der gesammten Roh-Einnahme des Staats*); die Provinz Preußen allein zahlte 113 Mill. Thaler. Nie und nirgends ward ein gesittetes Volk grausamer mißhandelt.

Als die Sieger nach Monaten sich endlich herbeiließen den Betrag ihrer Forderungen anzugeben, berechneten sie einen Rest von 154½ Mill. Fr., während die preußischen Behörden nachwiesen, daß nach Napoleons ausdrücklichem Versprechen die Lieferungen von der Contribution abzurechnen seien und demnach nur noch eine Schuld von 19 Mill. Fr. verbleibe. Was wollte es dieser ungeheuren Zumuthung gegenüber bedeuten, daß die Landstände der Provinzen sich für einen Theil der Kriegsschuld verbürgten? Die Forderung blieb unerschwinglich. Dazu die unablässigen Rüstungen in Magdeburg, die französischen Armeecorps in Schwedisch-Pommern, in Warschau, überall in den Landen diesseits der Weichsel; und die wiederholte Versicherung, der Imperator werde es als ein Zeichen des Vertrauens betrachten, wenn der König bald aus dem sicheren Königsberg nach Berlin übersiedle! Und endlich noch eine neue unerhörte Gaunerei: Napoleon confiscirte, abermals den Tilsiter Verträgen zuwider, die von den preußischen Credit- und Wohlthätigkeitsanstalten im Herzogthum Warschau ausgeliehenen Capitalien, desgleichen die Schuldforderungen der preußischen Privatleute, und verkaufte dann seinen Raub, da gestohlenes Gut immer niedrig im Preise steht, etwas unter dem Nennwerthe an den König von Sachsen, der für die Gnade dieses Bayonner Vertrages seinen unterthänigen Dank aussprach. Das preußische Volksvermögen war wieder um 30 Mill. Thlr. verringert, die Bank allein verlor an 10 Mill.

Unterdessen währte der Krieg zwischen dem Wolf und dem Fisch mit steigender Erbitterung fort. Der völkerrechtswidrige Einbruch der Briten in Dänemark wurde von Napoleon gewandt benutzt um den öffentlichen Unwillen aufzuregen gegen diese Macht, die Alles was den Menschen heilig unter die Füße trete. In der That fand das Märchen, daß das neue Weltreich nur die Freiheit der Meere bezwecke, noch immer manche gläubige Hörer. Die Cabinette des Ostens zählten nicht zu ihnen. Keine der drei Ostmächte hat seit dem Tilsiter Frieden je wieder ein rückhaltloses Vertrauen zu dem Weltherrscher gefaßt, wie unstet auch ihre Politik zuweilen

*) Nach der Berechnung von M. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Fr. Wilhelms III. S. 505 f.

schwankte; die Erkenntniß, daß man dereinst noch selbdritt gegen Frankreich werde kämpfen müssen, machte in der Stille ihren Weg. Die Hofburg vernahm mit Bestürzung von den weitaussehenden orientalischen Plänen, womit der Imperator seinen Tilsiter Freund unterhielt. Stadion wies den Gedanken nicht gradezu von sich, ob man nicht äußersten Falls an der Zerstörung des osmanischen Reichs theilnehmen und den Westen der Balkanhalbinsel, bis Saloniki, für Oesterreich retten könne. Weit näher lag ihm indeß die Erwägung, daß der Weg von Napoleons adriatischen Provinzen nach der Türkei durch das österreichische Istrien führte, und mithin ein neuer Ueberfall zu befürchten stand. Der Staat erholte sich nachgerade von seinen Niederlagen; man rüstete mit ungewohntem Eifer, schritt im Frühjahr 1808 sogar zur Bildung einer Landmiliz, und Stadion meinte hoffnungsvoll: wir sind wieder eine Nation.

Auch die russisch-französische Allianz stand auf schwachen Füßen. So lebhaft die russischen Generale vor Kurzem erst den preußischen Krieg verwünscht hatten, ebenso unwillig empfingen der Hof und das Volk die Nachricht von dem unehrenhaften Friedensschlusse. Der nationale Instinct fühlte rasch heraus, was die Errichtung des Herzogthums Warschau für Rußlands Zukunft bedeutete. Der Haß gegen Frankreich nahm überhand und ergriff selbst das Heer; man murrte, der Czar lasse sich von dem Corsen mißbrauchen. Alexanders erregbare Natur blieb nicht unempfindlich für diese Volksstimmungen. Als er in Tilsit seinen Bundesgenossen preisgab, war er keineswegs gemeint gewesen sich von „der gerechten Sache" für immer zurückzuziehen; vielmehr versicherte er noch jetzt im vertrauten Kreise: müsse es sein, so denke er den Krieg selbst in den Wüsten Sibiriens wieder aufzunehmen. Doch zunächst wollte er die Früchte des Tilsiter Bündnisses ernten, sein Reich durch Finnland und die Donauprovinzen verstärken. Ein Meister in der Kunst sich selber zu belügen fand er der Vorwände genug, die ihm den kläglichen Entschluß mundgerecht machten; zudem befürchtete er, ein vorzeitiger Krieg gegen Frankreich könne die vollständige Wiederherstellung von Polen herbeiführen. So blieb er denn vorläufig im Fahrwasser der französischen Allianz und begann den Krieg gegen Schweden.

Napoleon ließ ihn gern gewähren, und benutzte den Einmarsch der Russen in Finnland um seinerseits in Portugal einzurücken und diesen wichtigen Brückenkopf Englands in seine Gewalt zu bringen. Seine Briefe an Alexander flossen über von Schmeicheleien und unbestimmten Verheißungen: die Welt sei groß genug für sie Beide, nichts liege ihm mehr am Herzen als Rußlands Ruhm, Wohlfahrt und Vergrößerung; wenn die beiden Freunde vereinigt zum Bosporus vordrängen, so werde dieser Schlag bis nach Indien widerhallen und England zur Unterwerfung zwingen. Sobald aber der Czar seine Hoffnungen auf den Besitz der Donauprovinzen schärfer aussprach, erhob Napoleon Bedenken und for-

derte als Gegenleistung eine nochmalige Verstümmelung des preußischen Staates. Alexander konnte sich nicht verbergen, daß diese unheimlichen Pläne für Rußland ebenso bedenklich waren wie für Deutschland. Später erhielt man in Petersburg auch Nachrichten über die Umtriebe der französischen Agenten im Oriente; in Teheran wie in Constantinopel suchte Frankreich die Pläne seines nordischen Verbündeten insgeheim zu durchkreuzen. Der Tilsiter Bund war durch dieselbe Kraft, die ihn begründet, durch die frivole Ländergier bereits in seinen Fugen erschüttert.

Da wurde der Imperator durch eine selbstverschuldete Bedrängniß genöthigt, das wankende Bündniß nochmals zu befestigen. Die Welt hatte sich längst darein gefunden, in jedem neuen Monat von neuen Gewaltstreichen zu vernehmen. So erfuhr sie jetzt Schlag auf Schlag, daß Ostfriesland mit Holland vereinigt worden, daß Toscana dem französischen Kaiserreiche, die adriatischen Provinzen des Kirchenstaates dem Königreich Italien einverleibt seien, daß Napoleons Truppen in Rom eingerückt, daß sie in Portugal eingebrochen waren und das Haus Braganza aufgehört hatte zu regieren. Aber fast unglaublich klangen selbst dieser des Grauens gewohnten Zeit die entsetzlichen Nachrichten, die im Mai 1808 aus dem Schlosse Marrac bei Bayonne kamen: wie Napoleon die spanischen Bourbonen zu sich gelockt, wie er dann den Vater und den Sohn gleich wüthenden Bestien auf einander gehetzt, Beide zur Abdankung gezwungen und seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron erhoben hatte. Er schwelgte in Banditenstreichen; eben dort brachte er jenes schmutzige Handelsgeschäft mit der Krone Sachsen-Warschau zu Stande. In sechs Wochen dachte er der spanischen Wirren ledig zu sein und das alte Wort: „es giebt keine Pyrenäen mehr!“ zur Wahrheit zu machen. Aber die Strafe folgte dem Frevel auf dem Fuße. Ganz Spanien erhob sich wie ein Mann für seine Unabhängigkeit, für die Rechte seines Königshauses und seiner alten Kirche. Die Halbinsel starrte von Waffen. Die hochherzige Nation hatte die beiden jüngsten Jahrhunderte in einem wachen Traumleben verbracht, kaum berührt von den Ideen des neuen Europas; sie stürmte in den ungleichen Kampf mit maßlosem Selbstgefühl, ohne jede Ahnung von der Stärke des Feindes, sie wähnte noch immer das mächtigste und das höchstgebildete Volk der Welt zu sein: wer durfte dem Reiche, in dem die Sonne nicht unterging, etwas anhaben? Niemand im Lande glaubte an die Abdankung des Königs Ferdinand. Alle edlen und alle finsteren Leidenschaften der Spanier gährten in dem furchtbaren Aufstande dieser Royalisten ohne König wild durcheinander: ihr patriotischer Stolz, ihre Treue, ihr Heldenmuth, aber auch ihr starrer Fremdenhaß, ihre bigotte Unduldsamkeit, ihre unmenschliche Grausamkeit; und zugleich erwachten in dem unerfahrenen, sich selber überlassenen Volke die unklaren Träume des politischen Radicalismus.

Die englische Politik erkannte schnell, daß sie jetzt den Feind an einer

schwachen Stelle treffen konnte, nachdem sie bisher mit allen ihren festländischen Unternehmungen nur Mißerfolge geerntet. Sie unterstützte den Aufstand durch britische und deutsche Regimenter; die tapferen Hannoveraner der deutschen Legion durften nun endlich die Schande von Suhlingen sühnen. Wellingtons altväterisch behutsame Kriegführung, die noch, wie sein Heer, an den Ueberlieferungen des achtzehnten Jahrhunderts festhielt und auf einem anderen Kriegsschauplatze der napoleonischen Feldherrnkunst sicher unterlegen wäre, bewährte sich hier glänzend. Der bedächtige Brite wagte selten eine Schlacht, niemals eine durchschlagende Entscheidung; immer wieder, nach jedem Kampfe im freien Felde, barg er seine kleine Armee in einer wohlgeschützten festen Stellung um erst nach Wochen und Monaten wieder plötzlich aus seiner Höhle herauszubrechen. So gelang ihm was auf dieser Nebenbühne des Weltkriegs allein erreicht werden konnte: die Wunde an dem Leibe des Kaiserreichs immer offen, eine letzte Kraft des Widerstandes fünf Jahre lang immer aufgespart zu halten; unterdessen schmolzen die französischen Truppen dahin im Belagerungskampfe und in dem aufreibenden kleinen Kriege gegen die spanischen Guerillas. Schon das erste Kriegsjahr brachte der napoleonischen Armee zwei in ihren Annalen unerhörte Niederlagen: in Portugal capitulirte Junot, bei Baylen streckte Dupont mit seinem Corps die Waffen.

Durch diese spanischen Nachrichten wurde Oesterreich zu rascheren Rüstungen ermuthigt; Stein aber sah jetzt die Erfüllung seiner theuersten Hoffnungen nahe gerückt und gab seine diplomatische Zurückhaltung auf. Es stand zu erwarten, daß Napoleon sich entweder sogleich auf Oesterreich stürzen oder die große Armee aus Norddeutschland abrufen würde um zunächst den spanischen Aufstand zu bändigen. In beiden Fällen schien dem kühnen Patrioten eine plötzliche Erhebung der deutschen Mächte möglich. Seine edle Leidenschaft erhob sich zu verwegenen, unmöglichen Flügen: unter schwarzweißgelbem Bundesbanner, mit den Namen der Befreier der Nation, Herman und Wilhelm von Oranien auf den Fahnen — sollten die Truppen ins Feld ziehen. Und dies in einem Augenblicke, da die alte preußische Armee noch in der französischen Kriegsgefangenschaft weilte! Stein zählte auf die gesunde Kraft der Bauern und des Mittelstandes; von der „Weichlichkeit der oberen Stände und dem Miethlingsgeiste der öffentlichen Beamten“ hoffte er wenig. Um den Ehrgeiz der Nation zu entflammen wollte der ahnenstolze Freiherr sogar den alten Geburtsadel abschaffen und einen neuen Adel bilden aus Allen, die sich in diesem heiligen Kriege hervorthäten. Was Wunder, daß der tapfere Mann selbst manchem ehrlichen Patrioten in Königsberg wie ein Verzweifelter erschien, der sich mit dem Könige auf eine Pulvertonne setzen wollte! Die enge und harte Despotenseele des Kaisers Franz hatte keinen Sinn für so überschwängliche Entwürfe, doch da Napoleons Sprache gegen das Haus Lothringen von Tag zu Tag drohender und gereizter wurde, so ließ es die

Hofburg geschehen, daß die preußische Kriegspartei unter der Hand mit österreichischen Diplomaten in Verbindung trat. In Teplitz fand sich ein Kreis österreichischer und norddeutscher Patrioten zusammen; Graf Goetzen in Schlesien und die hannoverschen Diplomaten Hardenberg und Ompteda entfalteten eine emsige geheime Thätigkeit. So gering das augenblickliche Ergebniß blieb, mit diesen vertraulichen Verhandlungen des Sommers 1808 begann doch die Wiederversöhnung der beiden Großmächte. Man erkannte mindestens, daß eine Verständigung möglich sei; die Gedanken des Bartensteiner Vertrages gewannen einigen Boden.

Der König stand mit seinem Herzen auf der Seite des Ministers, er nannte die Freunde Steins und Scharnhorsts kurzweg die gute Partei; auch in seinen Augen war der Tilsiter Friede nur ein Waffenstillstand. Doch, er verhehlte der Kriegspartei nicht, daß er nur im Bunde mit Rußland die Waffen wieder aufnehmen werde. Selbst der Tilsiter Treubruch beirrte ihn nicht in seinem Vertrauen zu dem Czaren, denn er wußte, wie wenig Alexander gemeint war für immer bei dem französischen Bündniß zu verbleiben. Seine alte Ansicht, daß allein noch eine Coalition des gesammten Europas der napoleonischen Uebermacht gewachsen sei, war durch die schrecklichen Erfahrungen der jüngsten Jahre nur befestigt worden. Die sittliche Größe der nationalen Monarchie, der Weitblick und das Pflichtgefühl des echten Königthums hat sich selten so schön bewährt, wie damals, da Friedrich Wilhelm schweigend ertrug, daß ihn die Besten seines Volkes grausam verkannten. Der Bescheidene empfand nur zu lebhaft, wie wenig er sich mit dem Genie Steins oder Scharnhorsts vergleichen konnte; gleichwohl beurtheilte er die europäische Lage klarer, richtiger als sie Alle — weil er der König war, weil er sich eins fühlte mit dem Staat, weil das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen ihm auf der Haut brannte. Die Stimmungen der Kriegspartei hat Heinrich Kleist mit der naiven Wahrhaftigkeit des Dichters ausgesprochen in den Versen:

> Nicht der Sieg ist's, den der Deutsche fodert,
> hilflos wie er schon am Abgrund steht.
> Wenn der Krieg nur fackelgleich entlodert,
> werth der Leiche, die zu Grabe geht!

Unwillkürlich wendet sich die Liebe der Nachwelt jenen Hochherzigen zu, die also dachten, die mit kaum fünf Millionen Menschen den Kampf gegen das neue Karolingerreich wagen und, mußte es sein, sich unter den Trümmern des Staates begraben wollten. Gleichwohl war was sie riethen eine Politik der Verzweiflung. Wenn der König den leidenschaftlich Erregten immer wiederholte, er werde das Schicksal der spanischen Bourbonen nicht über sich ergehen lassen, eine kleine politische Existenz sei immer noch besser als gar keine, so wollte er damit keineswegs sagen, daß er sich von dem Glanze des Thrones nicht zu trennen vermöge. Nach

seinen anspruchslosen Neigungen war er vielmehr ganz einverstanden mit der Meinung seines Ministers: die Ruhe des Privatlebens sei ehrenvoller als die Bürde dieser Dornenkrone. Aber er fühlte, daß mit der Entthronung der Hohenzollern, mit der Vernichtung des preußischen Staats die letzte Hoffnung der Deutschen dahin schwand, daß eine vorzeitige Schilderhebung der sichere Untergang des Vaterlandes war. Sein Trübsinn verwand die niederschlagenden Eindrücke des Jahres 1806 so schnell nicht. Er unterschätzte zuweilen, wie er späterhin selbst gestand, die Kräfte des preußischen Volkes, würdigte nicht genugsam die mächtige Umstimmung der Gemüther, meinte bitter, ihm werde die Sonne des Glücks nie wieder strahlen. Dafür blieb er aber auch frei von jenen holden Täuschungen, denen die feurigen Herzen der Kriegspartei unterlagen. Eine einfache Natur, wie alle tüchtigen Männer seines Hauses, wollte er nicht glauben, daß die Nation die uralten Gewöhnungen monarchischer Ordnung sogleich aufgeben würde. Von einem Aufstande in den rheinbündischen Landen hoffte er nichts; nur ein geordneter Krieg, von obenher geleitet, schien ihm die Rettung zu verheißen, und dies königliche Ich will! dachte er erst dann auszusprechen, wenn er mindestens die Möglichkeit eines Sieges erkannte und im Rücken durch Rußland gedeckt war. Der letzte Ausgang hat die verständigen Erwägungen des Königs gerechtfertigt. Der heißen Ungeduld der Zeitgenossen genügten sie nicht, und auch die Nachwelt war lange ungerecht gegen den gewissenhaften Fürsten, weil die Historiker ihr Urtheil allein aus den vertrauten Briefen der „guten Partei" schöpften und kalten Blutes Alles wiederholten was einst in der stürmischen Wallung edlen Zornes niedergeschrieben wurde. War doch die Aufregung jener argen Tage so ungeheuer, daß selbst der besonnene Scharnhorst einmal die harte Anklage aussprach, der König baue nur noch auf Rußland, habe kein Vertrauen mehr zu seinem Volke.

Ein unvorsichtiger Schritt Steins durchkreuzte plötzlich die kriegerischen Pläne. Ein Brief des Ministers, der den Fürsten Wittgenstein aufforderte die Unzufriedenheit im Königreich Westphalen zu schüren, fiel den Spähern Napoleons in die Hände und erschien am 8. September 1808 im Moniteur. Damit war Steins Fall entschieden. Der Imperator verlangte sofort die Entlassung des Verschwörers — sonst werde Friedrich Wilhelm sein Schloß an der Spree nie wieder sehen — und benutzte zugleich den unglücklichen Brief um die preußischen Unterhändler, die in Paris die Räumung des Landes durchsetzen sollten, einzuschüchtern und seinem Machtgebote zu unterwerfen. Sein Plan war gefaßt: er wollte zunächst das russische Bündniß von Neuem befestigen, damit er in Sicherheit die große Armee aus Deutschland zurückziehen und gegen Spanien verwenden könne. Darum zeigte er sich jetzt bereit auf Alexanders orientalische Pläne einzugehen, versicherte dem Czaren, die beabsichtigte Räumung Deutschlands sei nur ein der russischen Freundschaft gebrachtes

Opfer, und lud ihn zu einer feierlichen Zusammenkunft ein: das furchtbare Bündniß der beiden Beherrscher des Abendlandes und des Morgenlandes sollte in seiner ganzen Pracht und Größe vor den erschreckten Welttheil treten. In der That nahm Alexander die Einladung an; die Hofburg aber wurde durch die kühne diplomatische Schwenkung des Imperators dermaßen eingeschüchtert, daß sie ihre Armee wieder auf Friedensfuß zu setzen versprach, wenngleich die Rüstungen in der Stille weiter gingen.

Preußen stand wieder völlig vereinsamt, aller Mittel zum Widerstande beraubt. Am 8. September unterzeichnete Prinz Wilhelm die drückenden Bedingungen des Pariser Vertrags. Die rückständige Contribution wurde auf 140 Mill. festgesetzt, die französische Armee zurückgerufen; der König sollte endlich seine Staatseinkünfte wieder erhalten, doch dafür mußte er bis zur Abtragung der Kriegsschuld die Oderfestungen Stettin, Cüstrin und Glogau den Franzosen einräumen und sich verpflichten, weder seine Armee über 42,000 Mann hinaus zu verstärken noch eine Landwehr zu bilden. Napoleon gewann also zu den festen Plätzen der Elbe und der Weichsel auch noch den Besitz der Oderlinie, dazu sieben Etappenstraßen quer durch das preußische Gebiet, dergestalt daß seinen Polen und Rheinbündnern und den 70,000 Franzosen, die er zwischen Elbe und Rhein noch zurückhielt, jederzeit der Eintritt offen stand. Er beherrschte Preußen militärisch so vollkommen wie bisher — auf unbestimmte Zeit hinaus, da die pünktliche Abzahlung der unerschwinglichen Schuld ganz außer Frage stand; er unterbrach die Rüstungen des verdächtigen Bundesgenossen und gewann zudem die freie Verfügung über seine große Armee sowie das Versprechen preußischer Hilfstruppen für den Fall eines Krieges mit Oesterreich!

Der König schwankte lange, ob er diese neue Mißhandlung hinnehmen dürfe. Er verlangte Herabsetzung der Contribution, wollte weder die Oderfestungen preisgeben noch die Stärke seiner Armee sich vorschreiben lassen und am allerwenigsten sich von seinem Minister trennen. Noch blieb ihm eine letzte Hoffnung: die Vermittlung Rußlands. Alexander aber hatte jetzt nur noch Augen für die Erwerbung der Moldau und Walachei; erst wenn dies Ziel seines Ehrgeizes erreicht war durfte man ihm wieder von der Befreiung Europas sprechen. Darum hielt er fest an dem französischen Bündniß und blieb, als er auf der Durchreise zu Napoleon den Königsberger Hof besuchte, den Mahnungen seines preußischen Freundes völlig unzugänglich: wohl oder übel müsse man sich mit Frankreich vertragen, er wolle zusehen, ob er von dem Imperator eine Milderung des Pariser Vertrages erlangen könne.

Im October 1808 trafen die beiden Kaiser in Erfurt zusammen. Zum zweiten male, wie vier Jahre zuvor in Mainz, hielt der Protector Deutschlands einen glänzenden Hoftag unter seinen deutschen Vasallen.

Talma spielte vor einem Parterre von Königen; in jeder Miene des Imperators, in jeder Förmlichkeit des Hofceremoniells verrieth sich die Verachtung des gekrönten Plebejers gegen seine hochgeborenen Bedienten. Taisez-vous! Ce n'est qu'un roi! rief der Offizier der Leibwache seinem Trommler zu, als dieser vor einem Könige von Napoleons Gnaden das Spiel rühren wollte. Die Anwesenheit der deutschen Könige sollte lediglich dem Czaren die Macht seines Verbündeten greifbar vor die Augen stellen; von den Verhandlungen blieb das Dienergefolge ausgeschlossen. In einem geheimen Vertrage verpflichtete sich Napoleon der Eroberung von Finnland und den Donaufürstenthümern nichts in den Weg zu legen, dafür wurde Joseph Bonaparte von Rußland als König von Spanien anerkannt. Ein gemeinsamer Brief der beiden Kaiser forderte den König von England auf, seinerseits diesen Abmachungen beizutreten; wo nicht, so würden sie den Krieg mit ganzer Kraft weiter führen. Für Preußen erreichte der Czar nur die Herabsetzung der Contribution um 20 Mill.; doch selbst dies einzige Zugeständniß mußte durch eine nochmalige schnöde Verletzung des Tilsiter Friedens erkauft werden. In Tilsit war dem Könige ein Gebiet von 400,000 Einwohnern zur Entschädigung versprochen, falls Napoleon sich das hannoversche Land aneigne; diese Zusage wurde jetzt mit Alexanders Zustimmung zurückgenommen.

Napoleon schied befriedigt, er konnte jetzt unbedenklich an die Bändigung des spanischen Aufstandes gehen. Für die Ruhe in Deutschland sorgten der russische Freund und die wohlgerüsteten Rheinbundstaaten. Zum Abschied erließ der Imperator noch ein drohendes Schreiben an Kaiser Franz: daß er sich nicht unterstehe Widersetzlichkeit zu zeigen; „was Eure Majestät sind, das sind Sie durch meinen Willen!" Der Czar dagegen war tief verstimmt und beunruhigt. Er hatte den pöbelhaften Uebermuth des Glückberauschten aus der Nähe beobachtet, er hatte mit ansehen müssen, wie Napoleon den Prinzen Wilhelm von Preußen zu einer Hasenjagd auf dem Jenaer Schlachtfelde einlud und in Gegenwart seines russischen Freundes die Soldaten, die sich im Kriege gegen Rußland hervorgethan, mit dem Kreuze der Ehrenlegion schmückte. Alexander begann zu zweifeln, ob es denn nicht lächerlich sei, mit diesem Manne irgend etwas, und nun gar die Weltherrschaft theilen zu wollen, er fand keine Antwort, wenn ihm der wackere preußische Gesandte Schladen vorstellte, die Besetzung der Oderlinie solle doch offenbar einen Krieg gegen Rußland vorbereiten. Sein Mißtrauen wuchs und wuchs. Doch erst mußten seine Adler in Bukarest und Jassy Wache halten; bis dahin sollte das widerwärtige Bündniß noch aufrecht bleiben.

Dem Königsberger Hofe blieb jetzt keine Wahl mehr. Noch im October fragte Graf Goetzen vertraulich in Wien an, ob Oesterreich sogleich die Waffen ergreifen wolle; es sei die höchste Zeit, daß Preußen sich erkläre. Scharnhorst und seine Freunde wünschten eine Berufung der Land-

stände, damit man noch einige Frist gewinne. Aber die Hofburg versagte sich, und was sollte ein Aufschub frommen, da die Franzosen noch im Lande standen und jede feindselige Regung sofort niederwerfen konnten? Der König that das Nothwendige, als er endlich schweren Herzens den Vertrag genehmigte. Der zögernde, behutsame Abmarsch der französischen Truppen zeigte von Neuem, wessen sich Napoleon von dem verhaßten Preußen versah; seine Kriegsgefangenen gab er erst zu Anfang 1809 frei. Nun war auch Stein nicht mehr zu halten; am 24. November nahm er seine Entlassung. Die kleine französische Partei am Hofe, der ängstliche alte Köckeritz und die Hochconservativen athmeten auf als der kühne Reformer schied; doch nicht diesen innern Feinden war er erlegen, sondern allein dem Machtworte Napoleons. Friedrich Wilhelm hatte das Aeußerste gewagt, als er den Minister noch ein Vierteljahr lang gegen die Drohungen des Imperators beschützte. Stein selber warf sich späterhin vor, daß er nicht schon früher seinen unhaltbaren Posten verlassen habe, und Hardenberg schrieb bitter: welche Verblendung, daß ein Mann von Geist glauben konnte, dieser abscheuliche Brief würde ihm je verziehen werden!*)

In einem von Schoen entworfenen Abschiedsschreiben erinnerte der Entlassene seine Beamten noch einmal an alle die gewaltigen Neuerungen dieses reichen Jahres — „der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen ist gegründet" — und bezeichnete sodann in großen Zügen was Noth thue: vor Allem die Aufhebung die gutsherrlichen Gewalt und die Einführung der Reichsstände — „jeder active Staatsbürger habe ein Recht zur Repräsentation." Stein unterzeichnete ungern, er liebte weder die großen Worte noch die unbestimmten Allgemeinheiten. Doch gerade die doctrinäre Fassung dieses Actenstücks gefiel nachher einem Zeitalter der liberalen Systemsucht; während die Welt die eigensten Ideen des großen Reformers, die Gedanken der Selbstverwaltung, geringschätzte und fast vergaß, blieb dies sein sogenanntes politisches Testament hoch in Ehren als das Programm der constitutionellen Parteien. Der Scheidende nahm mit sich den Dank seines Königs, daß er „den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt habe"; er vertraute, die Hebung der niederen Klassen und die neuen freieren Ideen würden bleiben und sich entwickeln.

Steins Fall war ein schlechthin unersetzlicher Verlust für Preußens inneres Leben, noch Jahrzehnte lang hat der Staat die Folgen dieses Schlages empfunden. Und doch lag eine tragische Nothwendigkeit in dem tückischen Zufall, der jenen verhängnißvollen Brief in Napoleons Hände spielte. Es war unter allen Heimsuchungen, womit Preußen vergangene Sünden büßte, vielleicht die schwerste, daß die Monarchie einen Staats-

*) Hardenbergs Journal 6. Jan. 1809.

mann von so rückhaltlosem Freimuth jetzt nicht mehr zu ertragen vermochte. Dieser vulkanische Geist konnte seine vaterländischen Hoffnungen nicht auf die Dauer schweigsam in sich verschließen — das war sein Charakter und also sein Schicksal; er konnte das verdeckte diplomatische Spiel, dessen der Staat bedurfte, nicht mit behutsamer List durchführen und mußte früher oder später dem lauernden Gegner erliegen. Der Sturz des Ministers genügte der Rachsucht Napoleons noch nicht. Am 16. December wurde durch ein kaiserliches Decret aus Madrid le nommé Stein als ein Feind Frankreichs und des Rheinbundes geächtet und seine Güter eingezogen. „Sie gehören nun der Geschichte an," rief Gneisenau dem Verbannten zu. Die Nation wußte jetzt, wen unter den Deutschen der Imperator am bittersten haßte. Stein ertrug den Verlust mit gelassener Hoheit; ich habe, meinte er nachher gleichmüthig, mehrmals im Leben mein Gepäck verloren. Als er einsam in der Winternacht durch das Riesengebirge fuhr, den schützenden Grenzen Oesterreichs entgegen, da erhob er sich die Seele an den Trostworten der Schleiermacher'schen Predigt: was der Mensch zu fürchten habe? Unwandelbar fest stand ihm der fromme Glaube, daß Gott diese Herrschaft der Gewalt und der Lüge nicht dulden könne.

In Oesterreich aber wußte man mit einer solchen Kraft nichts anzufangen. Kaiser Franz glaubte der französischen Polizei willig alle die finsteren Märchen von den Umsturzplänen der Tugendbündler, ließ den gefährlichen Jacobiner insgeheim überwachen. Nur dann und wann durfte Stein den kaiserlichen Staatsmännern einen Rath ertheilen. In Troppau verkehrte er viel mit Pozzo di Borgo: der persönliche Feind des Hauses Bonaparte, den die Rachgier corsischer Vendetta ruhelos von Land zu Lande peitschte, und der erste Mann der deutschen Nation fanden sich zusammen in gemeinsamem Hasse. Drei Jahre lang blieb der Geächtete ohne politischen Einfluß. Es war die Zeit, da Gneisenau die entsetzlichen Worte schrieb: „wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Nation ist so schlecht wie ihr Regiment." Auch Stein unterlag während dieser Jahre des Harrens zuweilen der Verbitterung des Emigranten: er verlebte Augenblicke da er an dem unverbesserlichen Phlegma der nördlichen Deutschen verzweifelte und trostlos schrieb: möge denn Preußen untergehen! So fest wie sein König oder Hardenberg war dieser Reichsritter doch nicht mit dem Staate Friedrichs verwachsen, zur Noth konnte er sich sein verjüngtes Deutschland auch ohne Preußen denken. Jetzt sah er in Europa nur noch zwei große Heerlager: dort das Weltreich, hier die Freiheit der Völker; mochten alle Theilfürsten und selbst die Hohenzollern versinken, wer immer den Deutschen die Befreiung brachte der sollte des Reiches Krone tragen. Erst das Frühjahr 1813 hat den heißblütigen Franken wieder ausgesöhnt mit dem norddeutschen Volke und ihn für immer der preußischen Sache gewonnen. —

Alsbald nach Steins Abgang gerieth sein Reformwerk ins Stocken. Alle die bedeutenden Talente, die unter ihm gearbeitet, vermochten nichts mehr seit sein belebender mächtiger Wille fehlte. Der Staat bedurfte, so lange die neue Organisation nicht vollendet war, eines leitenden Staatsmannes, dem die Minister sich unterordneten. Da indeß Hardenberg durch Napoleons Mißgunst den Geschäften noch immer fern gehalten wurde und Niemand sonst den Ausscheidenden ersetzen konnte, so behalf man sich mit einer collegialischen Ministerregierung. Der neue Minister des Innern, Graf Alexander Dohna war ein feingebildeter ehrenhafter Patriot — wie alle Söhne jenes alten protestantischen Heldengeschlechts, von dem das ostpreußische Sprichwort sagte: gut wie ein Dohna — doch weder ein ideenreicher Kopf noch ein Mann des durchgreifenden Entschlusses. Der König verhehlte sich nicht, daß die neue Organisation nicht mehr auf halbem Wege stehen bleiben durfte; er überwand jetzt sogar seine Abneigung gegen das Repräsentativsystem, befahl dem Minister des Innern, die Neugestaltung der ständischen Verfassung sowie der ländlichen Polizeiverwaltung schleunig in Angriff zu nehmen.*) Sein gesunder Verstand erkannte, daß die Polizeigewalt der Gutsherrschaften das feste Bollwerk der alten ständischen Vorrechte bildete.

Kaum wurden diese Absichten des Monarchen ruchbar, so erhob sich wieder die Opposition der Landtage, und sie trat jetzt dreister auf als unter Steins kraftvollem Regimente. Die Stände der Kurmark verlangten trotzig, daß man sie zu der Berathung des Verfassungsentwurfes zuziehe.**) Die pommersche Ritterschaft protestirte auf ihrem Stargarder Landtage feierlich gegen jede Abänderung der alten Landschafts-Verfassung, desgleichen gegen den Plan einer allgemeinen Einkommensteuer, während die Städte des Landes umgekehrt den König beschworen, bei seinen Plänen auszuharren, denn nur die Aufhebung der Privilegien könne die heute durch Mißmuth niedergeschlagene thätige Vaterlandsliebe wieder erwecken.***) Die gesammte feudale Welt gerieth in Unruhe. Der neue brandenburgische Oberpräsident Sack und die Mitglieder der Potsdamer Regierung, Vincke, Maassen, Beuth, Bassewitz, durchweg eifrige Anhänger der Reformpartei, lebten in beständiger Fehde mit den Ständen der Kurmark. Alle diese trefflichen Männer, die sich nachher sämmtlich einen ehrenvollen Platz in Preußens Annalen erworben haben, bezichtigte Marwitz der revolutionären Gesinnung. Vornehmlich Sack galt bei den Landständen als der Ausbund bureaukratischen Jacobinerthums. Und in der That stand die altväterische Schulden- und Steuerverwaltung, welche den Landtagen noch verblieben war, schlechterdings nicht mehr im Einklang mit

*) Cabinets-Ordres v. 10. Jan. und 4. März 1809.

**) Bericht des Oberpräsidenten Sack an Dohna, 19. Sept. 1809.

***) Eingabe der hinterpommerschen Städte an den König, Stargard 28. Sept. 1809.

der neuen strafferen Organisation der Behörden; die Potsdamer Regierung beantragte mit vollem Rechte eine gründliche Umgestaltung der Provinziallandtage und vor Allem „Ausschließung der Stände von aller Administration".*) Der alte Kampf zwischen der monarchischen Staatseinheit und dem altständischen Particularismus entbrannte von Neuem, und Graf Dohna fühlte sich durch das leidenschaftliche Treiben der Privilegirten so entmuthigt, daß er am Ende seiner Ministerlaufbahn rundweg aussprach: eine Reichsständeversammlung in solcher Lage wäre das Verderben des königlichen Hauses. In keinem Lande Europas, schloß er bitter, seien Sinn und Bildung für höhere Staatsangelegenheiten, überhaupt alle einem tüchtigen Repräsentanten nöthigen Eigenschaften so unerhört selten wie in Preußen; dagegen fänden sich auch in keinem anderen Lande so viele vortreffliche Kräfte für das Detail der Geschäfte.**)

Allerdings war die Zeit für die Einführung constitutioneller Staatsformen noch nicht gekommen. Ein preußischer Reichstag, jetzt berufen, drohte Steins ganzes Werk wieder in Frage zu stellen, zumal da der Freiherr selber nicht mehr mit der Wucht seiner Persönlichkeit für die Reform eintreten konnte. Unvermeidlich mußten in einer solchen Ständeversammlung die unzufriedenen Großgrundbesitzer den Ausschlag geben, und auch das Bürgerthum bot den reformatorischen Absichten des Königs keinen sichern Rückhalt. Die Zünftler in den Städten fühlten schnell heraus, daß die Krone der Einführung der Gewerbefreiheit zusteuerte, und hielten um so zäher ihre alten Vorrechte fest; wiederholt mußte die kurmärkische Regierung gegen die Magistrate von Berlin und Potsdam einschreiten, wenn diese die halb vergessenen alten Strafmandate gegen Pfuscher und Auswärtige wieder anzuwenden versuchten. Aber der neue Minister verstand auch nicht einmal jenen Sinn für das Detail der Geschäfte zu benutzen, den er selber seinen Landsleuten nachrühmte. Vinckes Entwürfe für eine neue Landgemeindeordnung blieben unbenutzt und für die Beseitigung der gutsherrlichen Polizei geschah gar nichts. Auch der Justizminister Beyme, der neuerdings ganz im Sinne der Reformpartei zu reden pflegte, brachte nichts weiter zu Stande, als daß er den alten Unterschied der adlichen und der gelehrten Bank in den obersten Gerichtshöfen endlich aufhob; an die Patrimonialgerichte wagte er sich nicht heran, trotz der Mahnung des Königs.

Und wie konnte vollends der ängstliche, stillfleißige Gelehrte Altenstein Ordnung bringen in das Chaos der Finanzen? Er sollte außer den ordentlichen Staatsausgaben monatlich 4 Mill. Fr. von der Contribution abzahlen, dazu die Schulden der letzten zwei Jahre, deren Höhe man noch gar nicht recht übersah, verzinsen, endlich Napoleons Truppen in den Oderfestungen versorgen. Und der unversöhnliche Feind fand der Miß-

*) Bericht der Potsdamer Regierung v. 6. Dec. 1809.

**) Dohna an Hardenberg, 22. Aug. 1810.

handlungen noch immer kein Ende: die Garnisonen in den Oderplätzen waren weit stärker als im Vertrage ausbedungen worden und erzwangen auf Befehl des Imperators eine Reihe völlig widerrechtlicher Leistungen und Lieferungen, so daß dem Lande in den drei Jahren nach dem Abzuge der großen Armee noch 10¾ Mill. Fr. vertragswidrig abgepreßt wurden.*) Die Monarchie konnte, wie einst Frankreich vor dem Ausbruche der Revolution, dem Bankrott nur entgehen, wenn eine radicale Umgestaltung des gesammten Finanzwesens die Steuerkraft der höheren Stände zu den Staatslasten heranzog. Altenstein aber befürchtete, daß neue Steuern das verarmte Volk erdrücken würden. Er suchte zu helfen durch einige Domänen-Verkäufe, durch eine freiwillige Zwangsanleihe, durch einen hohen Stempel auf Juwelen, Gold- und Silbergeräthe. Alles umsonst; und so oft man im Auslande ein Anlehen abzuschließen dachte, wurden die Versuche der preußischen Agenten durch die Diplomatie Napoleons durchkreuzt. Der Finanzminister erklärte endlich verzweifelnd im Namen seiner Amtsgenossen, so lange diese Bedrängniß des Staatshaushaltes währe sei an innere Reformen nicht zu denken. Die Regierung gerieth allmählich wieder in denselben Zustand wohlwollender Unthätigkeit, wie vor der Jenaer Schlacht; und der Stillstand war jetzt um Vieles gefährlicher, zumal da neuerdings eine verhängnißvolle Unsitte einriß, die nachher unter Hardenbergs Regimente noch zunahm. Während früherhin der Gesetzgeber, wie seines Amtes ist, einfach befohlen hatte, wurde es in den neuen Gesetzen üblich, allerhand Reformen für die Zukunft in Aussicht zu stellen, Versprechen zu geben, deren Tragweite Niemand übersah; um so schlimmer nachher die Enttäuschung, wenn man die Verheißungen nicht halten konnte.

Nur in zwei Zweigen der Verwaltung blieb der große Sinn der Stein'schen Tage noch lebendig: in der Armee und im Unterrichtswesen. Die Wiederherstellung des Heeres schritt unter Scharnhorsts Leitung rüstig fort, und das Ministerium ließ den unermüdlichen Organisator gewähren. Als er aber endlich mit seinen letzten und liebsten Gedanken heraustrat und im Februar 1810 ein Conscriptions-Gesetz vorlegte, das jeden vom Loose Getroffenen ohne Unterschied zum persönlichen Dienste verpflichtete, da entspann sich im Schooße der Regierung ein denkwürdiger Streit um die Grundgedanken der modernen deutschen Heeresverfassung. Dort der alte ehrenwerthe Eifer des Civilbeamtenthums für die Schonung der volkswirthschaftlichen Kräfte; hier ein großherziger politischer Idealismus, der die sittliche Bedeutung des Heerwesens höher anschlug als nationalökonomische Bedenken. Der Finanzminister fürchtete, die Einführung der allgemeinen

*) Nach der Rechnung des Finanzministeriums, welche W. von Humboldt im Frühjahr 1814 zu Paris den Großmächten überreichte. (Humboldts Bericht an Hardenberg, 20. Mai 1814.)

Wehrpflicht werde eine massenhafte Auswanderung veranlassen, und wollte nicht begreifen, was der Eintritt gebildeter junger Männer in die Reihen der Mannschaft nützen solle, da doch die kräftigen Leute aus den niederen Klassen die besten Soldaten abgäben. Die Offiziere hingegen, Scharnhorst, Boyen, Hake, Rauch, beriefen sich auf den im Allgemeinen Landrecht anerkannten Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze; sie fanden es ungerecht, daß der Unbemittelte zugleich Steuern zahlen und doch allein die Last des Waffendienstes tragen solle; sie erinnerten an die Armuth jener beiden Klassen, welche für den preußischen Staat das Größte leisteten, des Adels und des Beamtenthums; ja sie wagten zu behaupten was damals noch als eine Ketzerei erschien: die gebildete Jugend stelle die brauchbarsten Soldaten, denn sie bringe eine sittliche Kraft, das Princip der Ehre, in das Heer, während die ärmeren Klassen nur selten eine dauernde Anhänglichkeit an das Vaterland haben könnten. In Frankreich, erklärte Scharnhorst, habe die Stellvertretung einen unsittlichen Seelenhandel hervorgerufen; bei dem mannhaften Römervolke dagegen sei der Waffendienst ein Ehrenrecht der höheren Stände gewesen. Weder das Ministerium Dohna-Altenstein noch späterhin Hardenberg vermochte sich zu dieser ethischen Auffassung des Kriegswesens, welche Steins vollen Beifall fand, zu erheben, und überdies war die Einstellung aller Wehrfähigen unmöglich so lange der Staat nur 42,000 Mann Truppen halten durfte. Der große Plan blieb liegen bis zu der guten Stunde, da der Krieg erklärt und die Fesseln des September-Vertrags gesprengt wurden.

Unterdessen war Wilhelm von Humboldt an die Spitze des Unterrichtswesens getreten, jener perikleische Staatsmann, der zuerst mit voller Klarheit erkannte, Preußens Beruf sei „durch wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung“ den ersten Rang in Deutschland zu behaupten. Keiner hatte so wie er in den Ideen und Gestalten der classischen Dichtung geschwelgt und den Becher der Schönheit so bis zur Hefe geleert. Keiner unter allen Nordländern stand den Universalgenies des Cinquecento so nahe, wie dieser allseitige Geist, der, heimisch in allen Freuden der Sinnlichkeit und auf allen Gebieten des Denkens, zugänglich jedem Eindruck und doch immer gesammelt und ganz bei sich selber, „das wahrhaft schöne, von Kälte und Schwärmerei gleich ferne Dasein“ des ganzen Menschen führte. Das Idealbild der freien Persönlichkeit ward Fleisch und Blut in diesem Aristokraten des Geistes. Sich selber auszuleben, die reiche Fülle seiner Gaben in einem schönen Wechsel von Genuß und That harmonisch zu entfalten, in gelassener Sicherheit erhaben über allem äußeren Zufall, das Leben selbst zu einem Kunstwerke zu gestalten — das war ihm die höchste Weisheit:

> nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:
> wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.

Niemals wollte er sich trennen von dem Glauben, daß Schauen und Erkennen, Bilden und Dichten den eigentlichen Inhalt der Menschengeschichte bilde, daß in diesem Scheine des Zeitlichen nur die Idee lebe, nur „des Geistes Sein, das unverstanden gefangen gehet in der Menschheit Banden.“ Ganz unbefangen, ohne jede Absicht der Ueberhebung schrieb er an Schiller, als Bonapartes Gestirn soeben aufging: „Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschütterlich; das Höchste in der Welt bleiben und sind die Ideen. Hätte ich einen Wirkungskreis wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen.“ Noch im Alter, nach einer langen und reichen staatsmännischen Thätigkeit, sagte er einmal zu Gottfried Herrmann, als er mit dem philologischen Freunde das Leipziger Schlachtfeld durchwanderte: „ja sehen Sie, Liebster! Reiche gehen zu Grunde, wie wir hier sehen, aber ein guter Vers besteht ewig.“*) Ein großer Schriftsteller konnte und wollte er nicht werden. Die Kräfte seines Geistes hielten einander so vollkommen das Gleichgewicht, daß keine einzige als die beherrschende heraustrat; darum fehlte seinem Stile, wie Schiller beklagte, die Kunst der Massen, die nothwendige Kühnheit des Ausdrucks.

In jungen Jahren schon trat er mit den Dioskuren von Weimar und mit F. A. Wolf in vertrauten Verkehr, von Allen sogleich als ein Ebenbürtiger begrüßt, und lebte sich ein in das Schaffen der beiden Dichter. Sein feinsinniges Verständniß drang bis in die verborgenen Falten ihres Seelenlebens und ergründete, was noch kein Kritiker vermocht, das große Räthsel des künstlerischen Genies, die geheimnißvolle Verbindung von weiblicher Empfänglichkeit und schöpferischer Manneskraft. Dieselbe Genialität des Verstehens und Urtheilens machte ihn nachher zum Liebling des römischen Volks, da er jahrelang als preußischer Gesandter, ein Hellene unter Römern lebte und auf den Bergen von Albano den Aeschylos und Pindar übersetzte. Nach und nach ward er sich auch der productiven Kräfte seines Geistes bewußt und begann mit seinen baskischen Forschungen jene Studien der Sprachvergleichung, die ihm dienen sollten „das Höchste und Tiefste und die Mannichfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren“, den Schlüssel zu finden zu dem Gemüthsleben der Völker.

Mit diesem kühnen Idealismus verband Humboldt jedoch von früh auf ein sicheres Verständniß für die harten Thatsachen des historischen Lebens. Die französische Revolution widerte ihn an, weil er es für einen Frevel hielt den Staat allein aus der Vernunft heraus aufzubauen; die Friedensseligkeit der Epoche bethörte ihn nicht, denn der Krieg sei eines der heilsamsten Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts. Dem Historiker stellte er die Aufgabe, daß er sich immer durch Ideen regieren lasse

*) Nach einer handschriftlichen Aufzeichnung von F. G. Welcker.

und doch nicht in das Gebiet bloßer Ideen hinüberschweife. Mitten in der ästhetischen Schwelgerei seiner römischen Jahre packte ihn oft die Sehnsucht nach den herzerhebenden Klängen der Muttersprache; er liebte das deutsche Volk als den gottbegnadeten Träger der neuen europäischen Cultur und weissagte ihm eine vergeltende Zeit, „wo es dem Folgegeschlecht zeichnet die leuchtende Bahn.“ So war es denn eine innere Nothwendigkeit, daß auch ihn endlich die mächtige politische Strömung jener Tage berührte. Das Pflichtgefühl des Patrioten und der Drang nach allseitiger Bethätigung seiner Kräfte bewogen ihn dem Staate zu dienen, der ihm einst nur als der lästige Vormund der freien Geselligkeit erschienen war.

Seine Natur war nicht für alle Aufgaben des praktischen Staatsmannes geschaffen. Ein tiefer politischer Denker wie Hugo Grotius, wurde Humboldt wie dieser im diplomatischen Kampfe von vielen kleineren Köpfen übertroffen, weil ihm der grobe Ehrgeiz des Mannes der That und die Freude an den tausend nothwendigen Nichtigkeiten des Gesandtenberufes fehlte. Er war zu groß für einen Diplomaten. Wo die Politik in die Welt der Ideale hineinragte, da zeigte sich die lautere Hoheit seines Sinnes, die Thatkraft seines Humanismus. Von ganz anderen Ausgangspunkten her gelangte er zu derselben Ansicht von der Selbstverwaltung wie Stein; er verehrte den Schöpfer der Städteordnung, weil er in der freien Bewegung der Gemeinden die Schule sah zur Erziehung sittlicher, thatkräftiger Menschen. Doch die dürre Prosa der internationalen Machtfragen ließ ihn völlig kalt. Seine diplomatischen Denkschriften sind allesammt zu breit und zu scharfsinnig. Sein reicher Geist ergeht sich oft zwecklos im Genusse seiner eigenen Klarheit, wendet den Gegenstand nach allen Seiten hin und her und findet kein Ende, sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht; ihm gebricht jede Lust am Handeln, welche dem Leser unwillkürlich einen bestimmten Entschluß abzwingt. Nicht ohne Grund nannte ihn Talleyrand le sophisme incarné. Von den schalen Freuden der vornehmen Welt genoß er nur was seinen hellenischen Schönheitssinn reizte; die schwere Kunst sich mit Anstand zu langweilen, allerhand unbedeutende Menschen über die Geheimnisse des Augenblicks auszuforschen, wollte er niemals lernen. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, wie er Alles betrieb, hat er auch seine diplomatischen Pflichten erfüllt; doch jene leidenschaftliche Freude am Erfolge, die zu allem großen menschlichen Schaffen gehört, kannte er in diesem Berufe nicht.

Dagegen war Niemand so wie er geeignet für die Leitung des Unterrichtswesens, die ihm der König im Frühjahr 1809 übertrug. Durch die kurze Wirksamkeit von fünfviertel Jahren gab er der preußischen Unterrichtsverwaltung jenen humanen, idealistischen Zug, der auch unter schwächeren Nachfolgern sich nicht wieder ganz verlieren konnte. Sein universaler Geist wußte jeden Zweig der Wissenschaften und Künste in

seinem Rechte und seiner Eigenart zu würdigen. Selbst dem kirchlichen Leben, das seiner ästhetischen Bildung am fernsten lag, brachte er ein so unbefangenes humanes Wohlwollen entgegen, daß der streng gläubige Nicolovius einträchtig mit diesem Heiden zusammenwirken konnte; der Gottesdienst war ihm heilig, weil er alle Glieder der Gesellschaft nur als Menschen vereinige. Mit Ehrfurcht trat er an die Fragen des Schulwesens heran; er verwarf die Errichtung von Realschulen, denn die ganze Zukunft der Nation schien ihm gefährdet, wenn auch nur ein Theil der gebildeten Jugend ohne die methodische Zucht der classischen Studien aufwüchse. Er kannte die Reizbarkeit der Gelehrten und versöhnte sie nicht blos durch urbane Milde und geduldige Nachsicht, sondern vornehmlich durch seinen hochherzigen Freisinn; denn er wußte, daß die harte Macht des Staates auf dem Gebiete der eigentlichen Cultur nur fördern und leiten, doch wenig schaffen kann, daß die schöpferische Kraft des freien Gedankens hier schlechterdings Alles ist. Das ganze Geheimniß seiner organisatorischen Größe liegt in den einfachen Worten, die er über die Einrichtung der Berliner Universität schrieb: „man beruft eben tüchtige Männer und läßt das Ganze allmählich sich ancandiren.“ Er kannte nur ein Vaterland, das Land der deutschen Bildung, und hielt es für eine Ehrenpflicht seines neuen Amts, das Bewußtsein dieser unzerstörbaren geistigen Einheit in der mißhandelten Nation zu beleben. Darum stellte er die alte Freizügigkeit wieder her, die vor Zeiten der Stolz unserer Universitäten gewesen und erst im achtzehnten Jahrhundert durch die Scheelsucht des Particularismus verkümmert war, und erlaubte der preußischen Jugend den Besuch aller deutschen Hochschulen. Allein durch ihre Leistungen, im freien Wetteifer, sollten Preußens hohe Schulen ihre Anziehungskraft erproben.

Während der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts hatte die Universität Halle einen vielverheißenden Aufschwung genommen. Sie war nochmals, wie einst unter Friedrich I., in den Vordergrund des wissenschaftlichen Lebens der Nation getreten; der Realismus der alten Göttinger fand sich hier zusammen mit der idealistischen Bildung von Jena und Königsberg. Dies junge Leben ward plötzlich zerstört, als der Tilsiter Friede das Magdeburger Land dem Königreich Westphalen zutheilte. Gleichzeitig verlor Preußen das aufblühende Erlangen und dazu die drei soeben erst neugewonnenen stiftischen Universitäten Erfurt, Münster, Paderborn sowie das verfallene Duisburg. Gleich nach dem Frieden baten die Hallenser Professoren den König, ihre Universität nach Berlin zu verlegen; er aber erwiderte, daß er eine neue Hochschule in der Hauptstadt stiften wolle, und fügte die schönen Worte hinzu: der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen was er an physischen verloren hat. Jene alten so oft erwogenen Berliner Pläne wurden also wieder aufgenommen, doch erst Humboldt brachte frischen Willen und großen Sinn in die stockenden

Berathungen. Zur selben Zeit, da der Fürst-Primas in der alten Heimath deutscher zünftiger Rechtsgelahrtheit, in Wetzlar eine juristische Fachschule nach napoleonischem Modell eröffnete, traute der preußische Idealist seinem erschöpften Staate die Kraft zu, jetzt in Berlin zu vollenden was in Halle zerstört war und „der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt zu eröffnen".

Die neue Stiftung sollte „durchaus etwas Anderes sein als eine bloße Landesuniversität", nicht in der Vorbereitung für praktische Berufe, sondern in der Wissenschaft selber den Zweck der wissenschaftlichen Arbeit suchen und daher, vornehmlich für ihre philosophische Facultät, die besten Kräfte Deutschlands an sich ziehen. „Wir wollen Euch zu lernen lehren" — sagte Clemens Brentano bezeichnend in dem Festliede zur Eröffnungsfeier. Für die Verfassung der Universität fand Humboldt, Altes und Neues mit glücklichem Takte verbindend, jene einfachen und freien Formen, die seitdem allen deutschen Hochschulen zum Vorbilde gedient haben. Er gab ihr nicht die gefährliche Stellung eines Staates im Staate, sondern stellte sie als eine Staatsanstalt auf den Boden des gemeinen Rechts. Dagegen blieben die alten Facultäten erhalten, desgleichen was Schleiermacher soeben in einer köstlichen Schrift als das eigentliche Wesen der „Universitäten im deutschen Sinne" bezeichnet hatte: die unbeschränkte Freiheit des Lernens und des Lehrens. Die radicaleren Pläne Fichtes wurden verworfen; Humboldt fühlte heraus, daß der freie Sinn der deutschen Jugend den klösterlichen Zwang einer neuen platonischen Akademie, wie sie der begeisterte Philosoph vorschlug, nicht ertragen würde. Es war die erste königlich preußische Universität, und doch eine Stiftung für das gesammte Vaterland, das Werk einer freien und großen nationalen Gesinnung, welche die alten durch römisch-kaiserliche Privilegien gestifteten Universitäten so nicht kannten. Als die neue Hochschule in ihr stattliches Prinzenschloß, dem Palaste des Königs gegenüber einzog, da bekannte der preußische Staat, daß er fortan die deutsche Wissenschaft in sein Herz schließen und sich nicht mehr von ihr trennen wolle. Edler, würdiger konnte er seine geistige Ueberlegenheit dem prahlerischen Sieger nicht zeigen. Wo war in der großen Wüstenei des Imperatorenreichs ein Verein von Denkern, wie er sich hier um die Wiege der neuen Stiftung schaarte: die Theologen Schleiermacher und Marheineke, die Juristen Savigny und Eichhorn, der Arzt Hufeland, der Landwirth Thaer, in der philosophischen Facultät Fichte, Boeckh, Buttmann und vor allen Anderen doch Niebuhr, der mit seinen Vorlesungen über römische Geschichte dem Berliner akademischen Leben ein für allemal das Gepräge sittlichen Ernstes und wissenschaftlicher Strenge gab.

Als Humboldt, erbittert über die Unfähigkeit des Ministeriums, seine Stellung aufgab und wieder in die diplomatische Laufbahn eintrat, die ihm mehr Muße gewährte sich selber zu leben, da blieben doch einige

Räthe zurück, die in seinem Sinne weiter wirkten, namentlich der milde feinsinnige Süvern. Die großen Grundsätze für die Leitung des höheren Unterrichts standen fest seit den Verhandlungen über die Berliner Universität; man brauchte sie nur anzuwenden als man jetzt daran ging auch die katholischen Bildungsanstalten zu verjüngen. Die alte Jesuitenakademie zu Breslau wurde mit der strengprotestantischen Frankfurter Viadrina vereinigt und aus beiden die neue Breslauer Universität gebildet (1811). Auch diese Neugründung war ein Markstein in der Geschichte unseres geistigen Lebens. Wie viele schwere Kämpfe hatte der Gedanke der Parität an den deutschen Hochschulen bestehen müssen seit Pfalzgraf Karl Ludwig in seinem Heidelberg zuerst den alten starren Grundsatz der Glaubenseinheit beseitigte. Jetzt war die Duldsamkeit der neuen Philosophie tief in die Anschauungen der gebildeten Klassen eingedrungen. Jedermann fand es in der Ordnung, daß allen Confessionen der Zutritt zu den weltlichen Facultäten der Berliner Hochschule freigestellt wurde. In Breslau ging der Staat schon einen Schritt weiter und stiftete zwei theologische Facultäten, für die Katholiken und die Protestanten. So entstand die erste paritätische Universität — eine charakteristische, dem Auslande kaum begreifliche Eigenthümlichkeit des deutschen Lebens. —

Welch ein Verhängniß nun, daß gerade in dieser Zeit, da Preußen seinen ersten Staatsmann verbannen mußte, ein neues Kriegswetter über Oesterreich heraufzog. Um Neujahr 1809 folgte das preußische Königspaar einer dringenden Einladung Alexanders nach Petersburg. Mit beispiellosem Glanze empfing der Czar seine Gäste, als ob er sie entschädigen wollte für die Untreue von Tilsit; auch der Hofadel suchte durch überschwängliche Ehrenbezeigungen seinen Franzosenhaß zu bekunden. Seitdem verband die beiden Höfe ein Verhältniß persönlicher Vertraulichkeit, wie es noch niemals zwischen Großmächten bestanden hatte; der preußische Gesandte wurde fortan in Petersburg stets wie ein Angehöriger der kaiserlichen Familie behandelt. Das politische Ergebniß der Reise war gleichwohl nur ein großer Mißerfolg. Der Czar hatte den Krieg mit Schweden noch nicht beendet, er war an der kaukasischen Grenze mit Persien in Händel gerathen und stand im Begriff die Türkei mit Krieg zu überziehen. So lange diese drei Kriege nicht abgewickelt, Finnland und die Donauprovinzen noch nicht in seinen Händen waren, wollte er sich von Napoleon nicht trennen. Er gestand seinem Freunde, daß er sich verpflichtet habe Frankreich in einem Kriege gegen Oesterreich mit den Waffen zu unterstützen und rieth dem Könige dringend, die gleiche Politik zu ergreifen, durch die Rückkehr nach Berlin dem Imperator einen Beweis vertrauensvoller Freundschaft zu geben. Friedrich Wilhelm kehrte heim, tief niedergeschlagen, doch keineswegs überzeugt; nimmermehr wollte er an dem Feldzuge gegen Oesterreich theilnehmen, vielmehr befahl er

insgeheim zu rüsten um nöthigenfalls dem Wiener Hofe Beistand zu leisten.

Napoleon war unterdessen nach Spanien geeilt und hatte in einem raschen Triumphzuge die zur Feldschlacht unfähigen Heere der Spanier geschlagen, eine englische Armee bis an die Küste zurückgeworfen. Kaum war also der Waffenruhm seiner Adler wieder hergestellt, so nahm er alsbald die im vorigen Herbst nur vertagten Pläne gegen Oesterreich wieder auf und traf seine Anstalten die Hofburg für ihre Rüstungen zu züchtigen. Noch im Januar 1809 befahl er, von Spanien aus, die Armee des Rheinbunds marschbereit zu halten, ließ die Corps von Davoust und Oudinot gegen die obere Donau marschiren. Zu Ende des Monats war er selbst wieder in Paris. Er rechnete, mit 260,000 Franzosen, Polen und Rheinbündnern in Deutschland, mit 150,000 Mann in Italien den Krieg zu eröffnen, schrieb seinen Vasallen höhnisch: ob denn die Donau ein Lethestrom geworden sei, daß man in Wien alle früheren Niederlagen vergessen habe? Seine Absicht war jedoch den Ausbruch des Krieges bis zum Frühjahr hinauszuzögern; früher konnte seine Rüstung nicht beendet sein, auch wollte er als der Angegriffene erscheinen weil Rußland nur für den Fall eines Vertheidigungskrieges zur Beihilfe verpflichtet war. „Mein Streit mit Oesterreich, sagte er in einem Briefe an Friedrich von Württemberg, ist die Fabel von dem Wolfe und dem Lamme; es wäre doch gar zu ergötzlich, wenn man uns dabei die Rolle des Lammes spielen lassen wollte!“

In dem alten Oesterreich gährte eine ungeheure Aufregung; Jedermann meinte den Augenblick einer großen Entscheidung gekommen. Freilich war in der liebenswürdigen, ritterlichen Natur des Grafen Stadion keine Ader von reformatorischer Größe; an seinem Franzosenhasse hatte der Standesstolz des mediatisirten Reichsgrafen starken Antheil. Immerhin kam unter seiner Leitung ein etwas freierer und milderer Geist in die Verwaltung. Noch mehr hatte das Heer unter der Führung des Erzherzogs Karl gewonnen. Wohl gerüstet, wie seit Jahren nicht, konnte Oesterreich die Waffen erheben. Mit hellem Jubel eilten die Landwehrmänner zu den Fahnen. Ueberall, vornehmlich unter den deutschen Stämmen, festes Vertrauen zu dem alten Kaiserhause, freudige Bereitwilligkeit zu jedem Opfer. Das Jahr 1809 wurde das schönste der österreichischen Geschichte: die an Tapferkeit so reichen, an Genie und Begeisterung so armen Annalen des kaiserlichen Heeres sollten doch noch einmal einige glänzende Züge echten Heldenthums aufweisen. Wohl war es undenkbar, daß diese durch die Unterdrückung alles Volksthums emporgewachsene habsburgische Hausmacht den Kampf für die Freiheit der Völker ehrlich durchfechten sollte; es lag eine grausame Ironie darin, daß Erzherzog Karl in einem schwungvollen Aufrufe an die Deutschen die fragwürdige Behauptung aufstellte: „mit Oesterreich war Deutschland selbständig und

glücklich!" — und gleichzeitig sein Bruder Johann den Italienern sagte, sie seien heute keine Italiener mehr, nur durch Oesterreich könnten sie ihre Freiheit wieder erlangen. Der heilige Zorn der Patrioten im Reiche hatte kein Auge für solche Widersprüche. Die alte Kaisertreue unseres Volkes erwachte von Neuem; man wollte vergessen, daß dieser selbe Kaiser Franz vor drei Jahren erst sein hohes Amt kaltsinnig preisgegeben, daß sein neues Kriegsmanifest mit keiner Silbe von der Herstellung des Reiches sprach. Genug, daß er das Schwert zog gegen „ein System, das kein anderes Gesetz als das seine in Europa anerkennt." An seine Fahnen schien jetzt das Schicksal des ganzen Vaterlandes angekettet, ihm Heeresfolge zu leisten hieß jetzt deutsche Ehrenpflicht selbst unter den Norddeutschen, die bisher von Kaiser und Reich kaum gesprochen hatten.

Der Krieg war für Oesterreich unvermeidlich, doch er wurde vorzeitig begonnen, mit leichtsinniger Selbstüberhebung, ohne genügende diplomatische Vorbereitung. Getäuscht durch die zuversichtlichen Berichte des Grafen Metternich aus Paris, meinte die Hofburg den Streitkräften Napoleons weit überlegen zu sein; ohne auf die Warnungen des Czaren zu achten übernahm sie die gefährliche Rolle des Angreifers und theilte ihren Entschluß in London und Berlin erst so spät mit, daß England und Preußen im Anfange des Feldzugs gar nicht mitwirken konnten. War die kaiserliche Diplomatie zu dreist vorgegangen, so fehlte Erzherzog Karl durch bedachsames Zaudern. Er konnte, da die Hauptmasse der französischen Armee noch nicht heran war und fast nur Rheinbündner ihm gegenüberstanden, durch einen kühnen Vorstoß den Kriegsschauplatz sogleich nach Schwaben hinein verlegen, doch er verlor unschätzbare Tage indem er seine gesammelte Armee theilte. Indem kam Napoleon selbst herbei und nahm sein Hauptquartier unter den bairischen Regimentern, wie sonst inmitten seiner Garde. Die tapferen Truppen fühlten sich hoch geehrt; der alte Stammeshaß flammte wieder auf als der Imperator ihnen in stolzer Rede versprach, er werde sie zum Siege gegen Baierns ewigen Todfeind führen. Dienstwilliger denn je folgten die Fürsten des Rheinbundes dem Heerbann ihres Protectors; versicherte er ihnen doch, es gelte die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums der Habsburger zu verhindern. Nun erst zeigte sich ganz, was der Rheinbund für Frankreichs militärische Macht bedeutete; nur der Beistand des deutschen Südens sicherte dem Imperator den Sieg in diesem Feldzuge.

In einer Reihe glänzender Gefechte schlug er darauf die vereinzelten Corps der Oesterreicher auf der bairischen Ebene zwischen Isar und Donau und zwang den Erzherzog durch einen Feldzug von fünf Tagen, mit einem Verluste von 50,000 Mann nach Böhmen zurückzugehen. Die mit so überschwänglichen Hoffnungen unternommene Erhebung begann wieder so kläglich wie der Krieg von 1805, und wieder wie vor vier Jahren zog der Sieger unaufhaltsam die Donau abwärts, nahm die Hauptstadt und

befahl von dort aus die Vereinigung des Kirchenstaates mit dem Kaiserreiche. Aber als er jetzt versuchte im Angesichte der Armee des Erzherzogs die Donau zu überschreiten, da bereitete ihm der Todesmuth der kaiserlichen Soldaten bei Aspern seine erste Niederlage. Furchtbar war der Eindruck dieses ersten Mißerfolges auf die verwöhnten Kinder des Glücks. Jedermann fühlte, dies Weltreich stand auf zwei Augen. Während Napoleon nach der Schlacht durch viele Stunden in starrem Schlummer lag, beriethen seine Generale bereits, ob es möglich sei das geschlagene Heer nach Frankreich zurückzuführen, falls der Imperator nicht wieder erwachte.

Die Siegeskunde von Aspern schlug wie ein Blitzstrahl in das deutsche Land; Alles jauchzte mit Heinrich Kleist dem „Ueberwinder des Unüberwindlichen" zu. Und dazu die herzerhebenden Nachrichten aus Tyrol: wie die tapferen frommen Bauern der Berge viermal binnen einem Jahre sich gegen die verhaßten bairischen Herren erhoben um die Herrschaft des geliebten Kaiserhauses und die katholische Glaubenseinheit wieder aufzurichten. Hier war Alles vereinigt was dies romantische Geschlecht erheben und begeistern konnte: die wilde Schönheit des Hochgebirges, die rauhe Heldenkraft treuherziger Naturmenschen, der ehrliche Kampf für Sitte, Recht und Glauben der Väter, das malerische Gewimmel einer freien Volkserhebung — Kapuziner und Bauern, Gebirgsschützen und Sennerinnen bunt durcheinander. „Vor und nach seiner war und kommt auch Keiner in der Ehrlichkeit" — so lautet die Inschrift unter dem Bilde Andreas Hofers in seinem Hauptquartiere, im Adler zu Innsbruck. Die kindliche Einfalt und Treue seines Stammes verkörperte sich in dem wackeren Sandwirth; und mit naiver Freude — so gänzlich hatte der politische Zorn den alten Bildungsdünkel verdrängt — begrüßten ihn die norddeutschen Patrioten als einen Helden der Nation. Einseitigkeit ist das gute Recht jeder großen Leidenschaft; die Erbitterten wollten und konnten nicht sehen, daß die Mönche und die Bauern des Hochgebirges sich vom deutschen Vaterlande gar nichts träumen ließen, daß ihr Aufstand ebenso sehr den wohlthätigen Reformen als der bureaukratischen Härte der bairischen Regierung galt, daß die Macht der gedankenlosen Gewohnheit, der finstere Haß gegen die Ketzerei und die alte particularistische Abneigung wider den bairischen Nachbarstamm an dem Heldenmuthe dieses Bauernkrieges reichen Antheil hatten.

Bald da bald dort schlug der verhaltene Grimm in hellen Flammen aus dem deutschen Boden; der Eroberer erkannte dies geduldige Volk nicht wieder, meinte sich von tausend Vendeen umgeben. Im Taubergrunde kämpften die vormaligen Unterthanen des deutschen Ordens vergeblich gegen die Truppen ihres neuen württembergischen Herrn: sie wollten zurück zu dem stillen Glücke der guten alten deutschnärrischen Zeit. Die treuen Preußen im Ansbachischen empfingen mit offenen Armen das

fliegende Corps, das der Heißsporn Karl von Nostitz durch Franken gegen die Flanke des Feindes führte; die Nürnberger Reichsstädter rissen jubelnd die bairischen Wappen von den Thoren als die Freischaar nahte. Von Böhmen aus begann der Sohn des unglücklichen Feldherrn von Auerstädt, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, den Parteigängerkrieg gegen die sächsischen Lande — ein echter Welf, tapfer, hart und herrisch; Viele der Besten aus der norddeutschen Jugend drängten sich zu den Fahnen seiner schwarzen Schaar. Im Königreich Westphalen wurde zweimal, von den kurhessischen Offizieren Dörnberg und Emmerich, eine Schilderhebung gewagt und blutig niedergeschlagen; gegen das feste Magdeburg versuchte der preußische Leutnant Katt vergeblich eine Ueberrumpelung.

Unter den Patrioten im preußischen Heere und Beamtenthum war nur eine Stimme; Alle dachten wie der alte Blücher: warum die Preußen es nicht den Tyrolern und den Spaniern gleich thun sollten? — „trage Fesseln wer will, ich nicht." Manche der entlassenen Offiziere fochten bereits in den Reihen der österreichischen Armee. Die Stimmung der preußischen Truppen war so offenkundig, daß Napoleon gar nicht wagte den König an die Stellung des versprochenen Hilfscorps zu erinnern; ihm graute vor solchen Bundesgenossen. So stürmisch flammte die Ungeduld, daß jetzt zum ersten male in der ehrenreichen Geschichte des preußischen Heeres ein Treubruch möglich wurde — ein Treubruch freilich, der nur den edlen Zweck verfolgte „dem geliebten Könige sein letztes Dorf zurückzugeben". Major Schill, der Held von Colberg, wie ihn der große Haufe nannte, war von dem Könige für seine wackere Haltung während des letzten Krieges dadurch belohnt worden, daß er zuerst nach dem Abzuge der Franzosen in die befreite Hauptstadt einrücken durfte. Seine Soldaten hingen an ihm mit unbegrenztem Vertrauen; die Berliner Bürger trugen ihn auf den Händen, und da die Masse an Ideen erst glaubt wenn sie in einem Manne Fleisch und Blut gewinnen, so galt der tapfere Husar bald als der leibhaftige Vertreter des alten kriegerischen Preußenthums. Unzählige hofften von ihm die Wiederkehr der alten Größe; man rauchte Schill-Kanaster, in jedem Bauernhause der Marken prangte das Bild mit dem martialischen Schnurrbart und Fouqués Versen darunter. Die Volksgunst stieg dem ehrlichen Haudegen zu Kopfe; der Bescheidene wähnte sich jetzt auserkoren zu wunderbaren Dingen, und kaum war der Krieg im Süden ausgebrochen, so führte er seine kleine Truppe, wenige hundert Mann, von dem Berliner Exercirplatze hinweg zum Angriff gegen das Königreich Westphalen. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende! — rief er den unglücklichen Verführten zu. Die treuen Männer folgten ihm nur weil er im Auftrag der Krone zu handeln vorgab und sich vermaß, die alte Größe Preußens wiederherzustellen. Bald nach dem Ausmarsch ereilte ihn die Nachricht von den Niederlagen der

Oesterreicher an der oberen Donau; das unsinnige Unternehmen scheiterte schon im Beginne, von einem großen Volksaufstande war jetzt keine Rede mehr. Der König ließ nicht nur, wie seine Pflicht gebot, den Ernst des Gesetzes gegen die Deserteure in Kraft treten, er sprach auch in scharfen Worten seine Entrüstung aus über Schills „unglaubliche That“ — mit vollem Rechte, denn was stand noch fest in dem unglücklichen Staate, wenn der Gehorsam des Heeres ins Wanken kam. Die verwegene Schaar fand nach planlosen Kreuz- und Querzügen einen ehrenvollen Untergang in den Mauern von Stralsund, und Napoleon that das Seine um das Andenken dieser verlorenen Söhne des deutschen Volkes zu heiligen. Welch ein Eindruck, da man vernahm, daß der Leiche Schills der Kopf abgeschnitten, seine gefangenen Offiziere — allerdings nach dem Buchstaben des Völkerrechts — als Straßenräuber behandelt und theils erschossen, theils auf die Galeeren geschleppt wurden! Tausende wiederholten tief empört die Strophen Schenkendorfs:

Stahl von Männerfaust geschwungen
rettet einzig dies Geschlecht!

Auch den König drängte die Stimme des Herzens zur Theilnahme an dem Kampfe. Er war entschlossen zu schlagen, doch er blieb nüchtern inmitten des allgemeinen Fiebers, das Bewußtsein einer ungeheuren Verantwortung lastete schwer auf seiner Seele; denn zog er diesmal vergeblich das Schwert, so war Preußen vernichtet — nach menschlichem Ermessen für immer. Die Tollkühnheit einer Kriegserklärung, während der Feind wohlgerüstet in Danzig und Magdeburg stand und durch die Garnisonen der Oderlinie das Staatsgebiet mittendurch zerschnitt — dies furchtbare Wagniß war ein Unrecht, wenn sich nicht zum mindesten eine Möglichkeit des Erfolges zeigte. Friedrich Wilhelm wollte nicht zum zweiten male, wie in den Tagen von Austerlitz, durch Oesterreichs Wankelmuth der Rache des Siegers preisgegeben werden; er verlangte Bürgschaften, daß Kaiser Franz den Krieg auch nach Mißerfolgen fortführe bis Preußen im Stande sei in den Kampf einzugreifen. Er forderte ferner Geld und Waffen von England sowie die Landung eines britischen Corps in Deutschland. Sein Staat war von allen Mitteln entblößt. Um nur etwas für die Rüstungen thun zu können hatte man schon, unvorsichtig genug, die vertragsmäßigen Contributionszahlungen an Frankreich eingestellt; und wie sollte die kleine Armee, in Schach gehalten wie sie war durch die Festungen des Feindes, sich im Felde behaupten, wenn sie nicht einen Rückhalt an der Küste fand? Das Allerwichtigste blieb doch die Gefahr, die von Rußland, dem Verbündeten Frankreichs, drohte; nur wenn er gegen den Osten gesichert war, schien dem Könige das Unternehmen nicht völlig aussichtslos. Napoleon durchschaute sehr wohl die verzweifelte Lage seines geheimen Gegners und meinte gleichmüthig:

„Preußen ist heute sehr wenig; ich habe der Mittel genug es zu unterwerfen."

Der König hatte mit richtigem Blicke die unerläßlichen Voraussetzungen bezeichnet, von denen Preußens Kriegserklärung abhing; bald genug mußte er erfahren, daß keine einzige dieser Bedingungen sich erfüllte. Noch vor Ausbruch des Krieges schrieb er inständig drängend an den Czaren und bat um die bestimmte Zusage, daß Rußland ihn unterstützen oder doch nicht angreifen werde, wenn er sich mit Oesterreich verbinde. Alexander antwortete: erfülle Preußen seine Verpflichtungen gegen Frankreich nicht, so könne er deßhalb sich mit Napoleon nicht überwerfen. Am 12. Mai schrieb der König nochmals: eine unglückliche Schilderhebung würde leicht zur Vernichtung Preußens führen, er müsse mindestens die Sicherheit haben, daß Rußland den Untergang dieses Staates nicht dulden werde. Auch diesmal lautete die Antwort des Czaren abschlägig; sein Brief enthielt unter schwungvollen Worten und brünstigen Freundschaftsbetheuerungen nur diesen greifbaren Inhalt: Rußland könne sich für jetzt nicht rühren, auch wenn der preußische Staat von der Landkarte verschwände. Es stand nicht anders: der russische Freund wollte das preußische Schwert in der Scheide zurückhalten bis er sich selbst des Erwerbes der heißersehnten Donauprovinzen versichert hatte. Und es war ihm Ernst damit. Die Hilfsarmee, welche der Czar seinem französischen Verbündeten zugesagt, rückte wirklich durch Warschau gegen Galizien vor. Wenngleich sie den Krieg mit äußerster Schonung, fast nur zum Scheine führte und die aufständischen Polen in Galizien weit mehr zu fürchten schien als die Oesterreicher selber, so bewirkte sie doch, daß ein Theil des österreichischen Heeres von den Entscheidungsschlachten an der Donau fern gehalten wurde. Ein russisches Armeecorps hielt dicht an der ostpreußischen Grenze, konnte in jeder Stunde einmarschiren sobald Preußen Miene machte sich zu regen. Diese Haltung Rußland ward entscheidend für das Verfahren des Königs.

Aber auch von England geschah monatelang gar nichts was dem preußischen Hofe die Erhebung erleichtern konnte. Die Hofburg endlich konnte von dem alten Hochmuth der Ferdinande nicht lassen. Ihr Bevollmächtigter Steigentesch trat in Preußen mit herausfordernder Keckheit auf, er hatte Befehl den König „zu compromittiren" wenn der sich nicht füge, und verrieth die vertraulichen Aeußerungen des Königsberger Hofes an den westphälischen Gesandten Linden, der Alles getreulich dem Imperator meldete. War doch in Preußen selbst die Erbitterung gegen den königlichen Zauderer so stark, daß einige Patrioten alles Ernstes riethen, die österreichischen Truppen in Polen sollten durch Schlesien marschiren, damit der Hof gezwungen werde sich zu erklären! Eine einfache Militärconvention und allenfalls noch eine Bürgschaft für den gegenwärtigen Besitzstand, das war Alles was Kaiser Franz dem preußischen Staate in

Aussicht stellte für einen Kampf der Verzweiflung! Friedrich Wilhelm aber verlangte, wie billig, einen förmlichen Staatsvertrag, der seiner Monarchie die Wiederherstellung ihrer alten Macht mit haltbaren Grenzen gewährleiste. Auch in allen anderen Fragen der deutschen Politik gingen die Absichten der beiden Mächte weit auseinander. Oesterreich zeigte sich geneigt, im Falle des Sieges Warschau wieder an die Krone Preußen zurückzugeben. Der König dagegen war seit dem großen Treubruch von 1806 von der Werthlosigkeit dieses Besitzes überzeugt und wünschte für seinen Staat nur soviel polnisches Gebiet als unentbehrlich war um die Verbindung zwischen Schlesien und Altpreußen zu sichern; aus dem übrigen Lande hätte er gern ein nationales polnisches Herzogthum unter dem gemeinsamen Schutze der drei Ostmächte gebildet, wenn Preußen dafür in Deutschland, etwa in Sachsen, entschädigt würde. Doch Kaiser Franz war keineswegs gesonnen irgend eine Verstärkung Preußens auf deutschem Boden zuzugeben; und als der preußische Unterhändler Knesebeck im Spätsommer, nach Oesterreichs Niederlagen, den alten Bartensteiner Plan einer zweifachen Hegemonie in Deutschland zur Sprache brachte, da begegnete er kalter Abweisung. Selbst das Unglück hatte den Dünkel des Hauses Lothringen nicht gebrochen. Der warme Freund Oesterreichs schrieb traurig heim: man könne sich nicht mehr darüber täuschen, die Hofburg wolle den preußischen Staat nicht als eine ebenbürtige Macht anerkennen.

Also thaten Oesterreichs Hochmuth, die Unfähigkeit der englischen Politik und die durchtriebene Berechnung des Czaren wetteifernd das Ihre um der preußischen Krone den Eintritt in den Krieg unmöglich zu machen. Des Königs ruhiger Soldatenblick beurtheilte auch den Gang der Kriegsereignisse richtiger als seine aufgeregte Umgebung; er hielt die Schlacht von Aspern nur für die rühmliche Abwehr eines Angriffs, nicht für einen entscheidenden Schlag, und der Erfolg gab ihm Recht. Erzherzog Karl verstand den Sieg seiner Soldaten nicht zu benutzen, blieb wochenlang fast unthätig auf dem Marchfelde stehen, während Napoleon rastlos aus allen Ecken seines weiten Reiches Verstärkungen heranzog und selbst die Matrosen aus den Häfen des Canals herbeikommen ließ. Im Juli fühlte sich der Imperator stark genug zum zweiten male den Uebergang über die Donau zu wagen; am 5. und 6. Juli wurde der Erzherzog bei Wagram geschlagen, wesentlich durch die Schuld seines Bruders Johann, der mit den Truppen aus Ungarn nicht rechtzeitig zur Stelle kam. Und wieder wie nach der Austerlitzer Schlacht überwältigte der Kleinmuth den kaiserlichen Hof. Sechs Tage später ward der Waffenstillstand von Znaym abgeschlossen, der Erzherzog legte mißmuthig das Commando nieder.

Die Welt wußte längst, daß Napoleon einen Waffenstillstand nur dann bewilligte, wenn er des Friedens sicher war. Gleichwohl hielt König

Friedrich Wilhelm noch immer seine kriegerischen Entwürfe fest und versammelte seine Armee in festen Lagern; das Corps Blüchers stand in Pommern bereit auf den ersten Wink gegen die Oderlinie vorzubrechen. Noch einmal (24. Juli) schrieb der wackere Fürst seinem russischen Freunde: der Tag von Wagram habe keine endgiltige Entscheidung gebracht; erklärten Rußland und Preußen jetzt gleichzeitig den Krieg, so sei die Befreiung Deutschlands noch immer möglich. Sein Gesandter Schladen bewies dem Czaren in einer eindringlichen Denkschrift: wenn Oesterreich falle, so komme an Rußland die Reihe. Doch Alexander schwieg; erst als der Friede geschlossen war kam eine Antwort aus Petersburg. Währenddem ging Gneisenau in geheimer Sendung nach London und beschwor das britische Cabinet, die bereits ausgerüstete Landungsarmee an die deutsche Küste zu werfen, dann werde sie dem preußischen Heere zur Stütze dienen. George Canning stimmte dem feurigen Deutschen zu; der geniale junge Staatsmann fand damals schon die insularische Politik Alt-Englands engherzig und kleinlich. Doch die Mittelmäßigkeit der anderen Minister hatte nur Augen für das kaufmännische Interesse. Die Expedition ging nach den Niederlanden, um für die brittische Flotte einen Brückenkopf auf dem Festlande zu gewinnen, und fand vor den Wällen von Antwerpen und in den Sümpfen von Walcheren ein schmähliches Ende. Auch auf Oesterreichs Ausdauer war nicht mehr zu rechnen; man hatte im Hauptquartier die stolzen Pläne vom Frühjahr längst aufgegeben und fühlte sich dem Gegner, der inzwischen abermals an 80,000 Mann Verstärkungen herangezogen, nicht mehr gewachsen.

Napoleon aber vollzog jetzt eine meisterhafte diplomatische Schwenkung. Das alte Kaiserhaus war vorderhand genugsam geschwächt; wenn er mit dem Besiegten sich versöhnte, so konnte er den großen Anschlag gegen Rußland, der dem Unermüdlichen jetzt vor allem Anderen am Herzen lag, ungestört reifen lassen. Seine Haltung ward freundlicher; im Wiener Frieden (14. October) gewährte er dem Hause Habsburg etwas mildere Bedingungen als kurz zuvor noch erwartet wurde. Oesterreich mußte zwar seine letzte Position an der Adria, den ganzen Küstensaum bis zur Sau dem Imperator einräumen, im Westen an Baiern, im Nordosten an Warschau umfangreiche Gebiete abtreten, doch blieb ihm seine Großmachtstellung und der Kern seiner Wehrkraft, das Land der Stephanskrone. Baiern erlangte zur Belohnung für treue Rheinbundsdienste den Besitz von Baireuth und damit die vollständige Ausführung jenes seit Jahren in München emsig betriebenen Tauschplanes: der Kernstaat des Rheinbundes gewann für die entlegenen rheinischen Provinzen, wo jetzt Murat hauste, das gesammte preußische Franken.

Der Krieg war zu Ende. Der tapfere Welf durcheilte in verwegenem Zuge das Königreich Westphalen, genoß auf kurze Stunden die herzlichen Begrüßungen des treuen Völkchens in der Stadt seiner Väter und fand

endlich mit seinen Schwarzen eine Zuflucht an Bord englischer Schiffe. Seine treuen Tyroler gab Kaiser Franz ebenso gleichmüthig preis, wie er sich einst von den Pflichten des deutschen Kaiserthums losgesagt hatte; diese Volksbewegung war dem mißtrauischen Despoten immer verdächtig gewesen. Die Verrathenen wollten nicht glauben, daß ihr Franz sie verlassen könne; wie heilig hatte er doch betheuert, er werde keinen Frieden unterzeichnen, der das Land des rothen Adlers von der Monarchie trenne! Sie widerstanden bis zum Aeußersten; erst mit der Hinrichtung Andreas Hofers fand das unheimliche Trauerspiel seinen Abschluß. Die Erhebung der Völker Oesterreichs versank in Blut und Koth. Betrogen in seinen schönsten Hoffnungen, verekelt an allen Idealen wendete sich das leichtlebige Volk wieder den Freuden des Sinnenlebens zu. Die Erbkrankheit des modernen Wienerthums, die pessimistische Verstimmung nahm überhand; wer mochte noch von Ruhm und Ehre träumen, da die österreichische Dummheit doch nur zum Unglück bestimmt war? Nachher brachte ein schmählicher Staatsbankrott Verwirrung und Unredlichkeit in jeden Haushalt; bei Spiel und Tanz und Praterfahrten vergaß man die Noth der schweren Zeit. Die enttäuschten Sieger von Aspern erlabten sich an den Schmutzgeschichten der Briefe Eipeldauers; von Fichte, Kleist und Arndt wußten sie nichts. Der Krieg von 1809 hatte das deutsche Blut der Oesterreicher noch einmal in Wallung gebracht; ein Jahr darauf standen sie dem Leben unserer Nation unzugänglicher, fremder gegenüber als je zuvor.

So war der Boden bereitet für die Selbstherrschaft des Kaisers Franz. Der verlogene Biedermann traute sich jetzt endlich der Weisheit genug zu um die Zügel des Staates in die eigene Hand zu nehmen; war er doch immer klüger gewesen als alle die Ideologen, die ihm von der Freiheit Europas geredet. Mit der Seelenruhe der selbstgewissen Beschränktheit stellte er nun das althabsburgische Regierungssystem wieder her, wie es vor Maria Theresia jahrhundertelang bestanden hatte. In den inneren Verhältnissen wurde grundsätzlich nichts mehr geändert; eine argwöhnische Polizei hielt jeden Gedanken politischer Neuerung, wie vormals die Lehren der Ketzer, sorgfältig darnieder, verhinderte, daß die gewaltigen nationalen Gegensätze dieses vielsprachigen Völkergewimmels zum Selbstbewußtsein erwachten, sicherte den Gehorsamen das Phäakenglück eines wachen Traumlebens. Die Thätigkeit der Staatsgewalt war wieder ganz auf die europäische Politik gerichtet, und vortrefflich paßte zu diesem Systeme der unfruchtbaren Ruheseligkeit der neue Minister des Auswärtigen, Graf Metternich, der Adonis der Salons, der vielgewandte Meister aller kleinen Mittel und Schliche. Er selber hat am Ende seiner Laufbahn die Summe seines Lebens gezogen in dem Geständniß: ich habe oft Europa regiert, doch niemals Oesterreich. Im diplomatischen Ränkespiele ging all sein Wissen und Können auf. Völlig unwissend in allen Fragen

der Volkswirthschaft und der inneren Verwaltung überließ er diese bürgerlichen Dinge nach altösterreichischem Cavalierbrauche den Hofräthen und den Schreibern. Er haßte und fürchtete, wie sein Kaiser die dämonische Kraft des nationalen Gedankens, der sich drüben in Deutschland regte; er fürchtete nicht minder den russischen Nachbarn, dessen Macht er jederzeit überschätzt hat. Er kannte die Welt zu gut und rechnete zu nüchtern um an die Ewigkeit des napoleonischen Reiches zu glauben; bot sich die Gunst der Stunde, so war er bereit diese drückende Uebermacht abzuschütteln. Doch so lange die Herrlichkeit der Weltmonarchie noch unerschüttert währte, sollte ihre Freundschaft dem Hause Oesterreich Vortheil bringen. Mit schamloser Herzenskälte warb Kaiser Franz um die Gnade des Siegers. Im Frühjahr 1810, noch vor der Hinrichtung Andreas Hofers verlobte er die Erzherzogin Marie Luise mit Napoleon. Die Tochter des letzten römischen Kaisers wurde die Gemahlin des neuen Weltbeherrschers, und sie schändete ihr altes Haus durch flachen Leichtsinn, durch unwürdige Schmeichelei gegen die Franzosen. Derselbe Erzbischof von Wien, der vor Kurzem die Fahnen der Landwehr geweiht, segnete jetzt die nach katholischen Begriffen unzweifelhaft ehebrecherische Verbindung der beiden Kaiserhäuser. Das Lieblingsblatt der Wiener schilderte mit unterthäniger Dankbarkeit, wie Gott seinen eingeborenen Sohn für die Erlösung der Menschheit dahin gegeben und der gute Kaiser Franz nach diesem Vorbilde seine Tochter für die Rettung des Vaterlandes opfere. So war Oesterreich im Jahre 1810. Niemals ist einer hochherzigen Erhebung einer tieferer sittlicher Fall gefolgt.

Der Krieg hatte überall die innere Hohlheit des rheinbündischen Regiments an den Tag gebracht. Wie viel Groll und Haß in dem Volke Frankens und Westphalens; welche Schwäche der Staatsgewalt in Sachsen, wo der König noch vor dem Einmarsch des Feindes mitsammt seinem Grünen Gewölbe das Land verließ! Um so bitterer zürnten die preußischen Patrioten, daß die große Stunde versäumt sei. Die Königin klagte schmerzlich: „Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann ade Germania!“ Und doch hatte der König nur gethan was die klar erkannte Pflicht gebot. Napoleon war im Rechte, wenn er nach dem Frieden den preußischen Gesandten anherrschte: „es ist nicht Euer Verdienst, daß Ihr ruhig bliebt; es wäre der Gipfel des Wahnsinns gewesen, wenn Ihr mir den Krieg erklärt hättet mit den Russen im Rücken!“ Er wußte wohl, daß es ihm nöthigenfalls ein Leichtes gewesen wäre zunächst den Kaiser Franz durch eine neue Schlacht zu einem Sonderfrieden zu zwingen und dann mit zermalmender Wucht den Todesstoß gegen das vereinzelte Preußen zu führen. Wir Nachlebenden wissen auch, was jene Zeit weder sehen konnte noch wollte: daß selbst der unwahrscheinliche Fall eines österreichischen Sieges unserem Vaterlande kein Heil bringen konnte. Dann wäre ein neues Wallensteinisches Zeitalter über Deutschland hereingebrochen,

die habsburgische Fremdherrschaft an die Stelle der napoleonischen getreten.

Der Mann aber, der an der großen Enttäuschung die Hauptschuld trug, wurde schnell irr an der Klugheit seiner feinen Berechnungen. Alexander fürchtete nichts so sehr wie die Wiederherstellung Polens durch Napoleon. Wenn Ihr daran denkt, sagte er zu Caulaincourt, dann ist die Welt nicht groß genug um einen Ausgleich zwischen uns zu erlauben; und wiederholt gab er dem französischen Gesandten zu vernehmen: Galizien dürfe schlechterdings nur an Rußland fallen, wenn es nicht bei Oesterreich verbleibe. Nun mußte er erleben, daß Napoleon im Wiener Frieden eigenmächtig das ganze Neugalizien, an anderthalb Millionen Einwohner mit den wichtigen Plätzen Zamosc, Lublin und Krakau dem Herzogthum Warschau schenkte — lauter Gebiete, welche Rußland soeben erobert hatte und noch besetzt hielt. Dem Czaren selber wurde blos ein Brocken aus der Beute, der Landstrich um Tarnopol, zugeworfen — nur der Schande halber, nur damit die Welt sehe, der Czar sei doch Frankreichs Verbündeter gewesen; nebenbei sollte dies Danaergeschenk den Petersburger Hof mit dem Wiener gründlich verfeinden. Die Wiederaufrichtung der alten polnischen Krone rückte bedrohlich nahe; das Verhältniß zwischen den Tilsiter Alliirten ward täglich kühler seit Napoleon den neuen Freundschaftsbund mit Oesterreich geschlossen hatte. Alexander fühlte, daß ihm selber ein Kampf um das Dasein bevorstehe.

Zunächst wurde Preußen strenge zur Rechenschaft gezogen für die kriegerischen Absichten des vergangenen Jahres. Nun der Imperator des Hauses Oesterreich sicher war, nahm er gar keine Rücksicht mehr. Er kannte die geheimsten Gedanken des königlichen Hofes, theils durch die Verrätherei der österreichischen Diplomaten, theils aus den Berichten seiner eigenen Spione, und er hatte Grund zur Beschwerde, da Preußen durch die Einstellung der Contributionszahlungen sich selber ins Unrecht gesetzt hatte. Wenn der König jetzt die schlesischen Güter des geächteten Braunschweigers confiscirte, so wußte Napoleon genau, daß dieser Diensteifer nur den Zweck verfolgte die Besitzungen des Welfen vor der französischen Raubgier zu retten. Mit polternder Ungeduld verlangte er die Zahlung der Rückstände, berechnete Wucherzinsen für die Säumniß. Als der König die völlige Erschöpfung der Finanzen einwendete und erzählte, wie er bereits seine Juwelen und sein goldenes Tafelgeschirr zur Deckung der Staatsschulden dahingegeben, da hieß es höhnisch: „welche erbärmlichen Mittel, wenn man unnütze Lager hält, Pferde ankauft und zwecklose Ausgaben für das Heer macht!“

Um den Grollenden durch einen Beweis des Vertrauens zu beschwichtigen verlegte der König auf Weihnachten 1809 sein Hoflager wieder nach Berlin, mitten zwischen die Garnisonen der Franzosen. Wie oft waren einst in den fridericianischen Zeiten die Victoria schmetternden Postillone

durch diese Thore eingeritten. Und nun der Einzug der Besiegten durch das neue Königsthor! Die schöne Königin saß weinend in dem Wagen, den ihr die verarmte Stadt geschenkt; darauf der König zu Roß; hinter ihm Scharnhorst, inmitten der Generale, bleich und finster im Sattel hängend, dann die jungen Prinzen im Zuge ihrer Regimenter. Mehrere hundert Männer aus den verlorenen Provinzen waren herbeigeeilt um ihren angestammten Herrn bei seiner Rückkehr zu begrüßen; auch Arndt und Jahn standen im Volksgewühle, erschüttert von dem Uebermaß der Liebe, das mit einem male aus tausend Herzen brach. Kein Auge blieb trocken. Es war, als ob Fürst und Volk und Heer einander gelobten, daß nunmehr alle alte Schuld vergessen und vergeben sei. Kleist aber begrüßte den König als den Sieger, der größer sei als jener triumphirende Caesar, und rief, auf die Thürme der Hauptstadt weisend:

sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
für beff're Güter in den Staub zu sinken.

Dem weichen Gemüthe Friedrich Wilhelms war es eine Freude, nun auch seinerseits, nach der patriarchalischen Weise der Zeit, dem treuen Volke eine Liebe zu erweisen. Im nächsten Monat feierte er zum ersten male das Ordensfest, das demokratische Fest einer bürgerlich soldatischen Monarchie, und lud bis zum Postboten herunter Alle, die sich in ihrem Berufe hervorgethan, auf sein Schloß zu Gaste. Und bezeichnend genug, Wenige nahmen an der allgemeinen Freude, die dem heimgekehrten Fürsten entgegenjubelte, aufrichtiger theil als der französische Gesandte Graf St. Marsan. Der ehrenhafte hochconservative Savoyard mußte dem Könige das Aergste und Schnödeste sagen was je einem preußischen Herrscher geboten wurde; er that nach seiner Amtspflicht, doch er sah mit stiller Bewunderung die sittliche Größe dieses gebeugten Staates und empfand bald tiefe Verehrung für den Charakter Friedrich Wilhelms. Zwischen dem unglücklichen Monarchen und dem Gesandten seines Todfeindes entstand ein festes Verhältniß gegenseitiger Hochachtung; noch viele Jahre später, als der Graf piemontesischer Minister war, ließ ihn der König wiederholt seines vollen Vertrauens versichern.*)

Was wog das Wohlwollen des Gesandten, da sein Herr unerbittlich blieb? Immer drohender und stürmischer wurden Napoleons Mahnungen. Zwar einen Krieg gegen Preußen beabsichtigte er jetzt nicht: — dann wäre der Entscheidungskampf mit Rußland zur Unzeit ausgebrochen. Doch die Gelegenheit schien günstig, dem verhaßten Staate im Frieden abermals eine Provinz zu entreißen. Bald erfuhr man, der Imperator wolle auf seine Geldforderungen verzichten — gegen die Abtretung von Schlesien!

*) So noch in einem Briefe des Königs an K. Victor Emanuel von Sardinien vom 15. März 1821.

Auch die Minister sahen keinen anderen Ausweg mehr, sie kamen zurück auf jenen verzweifelten Gedanken einer neuen Gebietsverkleinerung, welchen Schoen bereits vor dritthalb Jahren ausgesprochen hatte. Am 10. März 1810 gestand Altenstein dem Fürsten Wittgenstein, der Staat sei verloren, wenn man nicht auf einen Theil von Schlesien verzichte. Der alte Fürst war ein Hofmann des gemeinen Schlages, ängstlich, glatt, schlau und frivol, ein abgesagter Gegner Steins. Die Ehrlosigkeit dieses Vorschlags brachte ihn doch in Harnisch; entrüstet berichtete er Alles seinem königlichen Herrn und machte dringende Gegenvorstellungen. Dem Könige, der dies unfähige Ministerium nie sonderlich geachtet, riß die Geduld: er war sofort entschlossen seine Räthe zu entlassen. Seinem klugen Oberkammerherrn hat er diese patriotische That nie vergessen; seit jenen Tagen besaß Wittgenstein einen mächtigen stillen Einfluß, der sich noch oft, und meist zum Schaden der Monarchie zeigen sollte. Darauf verständigte sich Friedrich Wilhelm mit Hardenberg, und nach langen Verhandlungen in Paris ließ sich auch Napoleon herbei, den Wiedereintritt des verfehmten Staatsmannes zu gestatten. Er mußte einsehen, daß bei dem entschiedenen Widerwillen des Königs die friedliche Erwerbung von Schlesien unmöglich war; genug vorderhand, wenn ein fähiger Mann die Leitung der preußischen Finanzen übernahm und die pünktliche Abzahlung der Contribution verbürgte. Zu Anfang Juni 1810 erhielt Altenstein den Abschied, und Hardenberg trat in das Amt. Die zweite Epoche der preußischen Reformen begann. —

Während das preußische Volk mit zorniger Ungeduld der Stunde der Befreiung entgegensah, wurde im rheinbündischen Deutschland die Schande des Vaterlandes nur in einigen Landstrichen und in vereinzelten patriotischen Kreisen tief und bitter empfunden, am lebhaftesten im protestantischen Norden und vor Allem in den abgetretenen preußischen Provinzen. Wie ein Mann hielt das treue Volk der Grafschaft Mark zusammen unter der Herrschaft des Großherzogs von Berg; man that was man nicht lassen durfte, unterwürfige Schmeichelei kam den Fremden hier nie entgegen. Ueberall in diesen Landschaften fanden sich einzelne treue Beamte der alten Zeit, die sich im Grunde des Herzens noch als preußische Staatsdiener und die neue Ordnung der Dinge nur als eine flüchtige Episode betrachteten: so der treffliche Jurist Sethe in Münster und der junge Motz auf dem Eichsfelde. Der alte Präsident Rumann in Celle trat sein westphälisches Amt erst an als ihm sein König Georg III. die förmliche Erlaubniß gegeben hatte. Nur sehr Wenige von den preußischen höheren Beamten gingen ohne zwingenden Grund in die Dienste rheinbündischer Fürsten, und sie verfielen der allgemeinen Verachtung:

so General Schlieffen und der Minister Schulenburg-Kehnert. Auch Dohm, der geistreiche Publicist, der so oft für die Krone Preußen Fürstenbundspläne geschmiedet, büßte sein altes Ansehen ein, da er jetzt plötzlich den Glauben an seinen Staat verlor und bei König Jerome Dienste nahm. Da und dort führte ein trotziger Edelmann von altem Schrot und Korn auf seine Weise den kleinen Krieg gegen die Fremden. Der Freiherr von Wylich in Cleve brachte das Archiv des alten ständischen Landtags auf seinem Schlosse unter, trat überall als der einzige rechtmäßige Vertreter des clevischen Landes auf, da seine ritterbürtigen Genossen unterdessen hinwegstarben, und als die Preußen endlich wieder einzogen, verlangte er getrost, daß sie den zweibeinigen Landtag sofort in seine alten Rechte einsetzen müßten. Wie lachte der magdeburgische Adel, als der unbändige Heinrich Krosigk einmal die Gensdarmen des Königs Jerome in das Spritzenhaus sperren ließ und dann befriedigt seine Festungshaft absaß; so lange „die Franzosenzeit" währte hatte der wilde Junker die geladenen Pistolen immer auf dem Tische liegen, und sobald sein alter König rief, eilte er spornstreichs über die Elbe zu den geliebten Fahnen.

In Sachsen und in Süddeutschland klagte man wohl über die tausendfache Noth der Zeit; doch die vielhundertjährige Entfremdung vom öffentlichen Leben und die Verkümmerung der Kleinstaaterei ließen einen rechtschaffenen Haß selten aufkommen. Die Preußen glaubten nicht an die Dauer des Weltreichs; in den Kleinstaaten gab man allmählich jede Hoffnung auf. Die leidsame deutsche Geduld machte aus der Noth eine Tugend, verehrte den Reinbund als das letzte Band, das die Nation noch zusammenhalte. Nicht blos der Schwächling Dalberg pries begeistert, wie durch den rheinischen Bund die Vaterlandsliebe in jeder reinen Seele erweckt werde. Auch Hans Gagern hoffte ein neues, wesentlich deutsches Karolingerreich aus den Staatenbildungen des Imperators hervorgehen zu sehen. Der Bremer Smidt, ein durchaus patriotischer und nüchterner junger Staatsmann, beschwor seine Hansestädte sich dem Rheinbunde anzuschließen, der doch bald zum germanischen Bunde werden müsse; nur so könnten die Hanseaten wieder Deutsche sein!

Wer das Schalten des Allgewaltigen scharf beobachtete, mußte freilich jetzt schon erkennen, daß diese Vasallenlande allesammt bestimmt waren, dereinst unmittelbar in „die große Familie" des Kaiserreichs aufgenommen zu werden. Kaum waren die alten Fürsten entthront, so begann der Unersättliche seine eignen Brüder zu berauben, die neu geschaffenen Staaten wieder zu zerstören. Kein Jahr verging, das nicht den Staaten des Rheinbundes neue Grenzverschiebungen brachte. Der Erbe der Revolution betrachtete, genau wie die Cabinetspolitik des alten Jahrhunderts, den Besitz von Land und Leuten nur als eine persönliche Versorgung für seine Angehörigen und Getreuen; als er das Großherzogthum Berg vergrößerte, sagte er amtlich, das geschehe um der Prinzessin Karoline einen

angenehmen und vortheilhaften Dienst zu erweisen. Was hinderte, solche Eintagsgebilde politischer Laune wieder nach Laune zu zerstören? Ein Zufall war es doch nicht, daß Napoleon die wichtige Festung Erfurt im Herzen Deutschlands für sich behielt und sie niemals einem seiner Satrapen anvertrauen wollte. In den Pariser Salons war man über das künftige Schicksal der Rheinbundstaaten nicht im Zweifel und begrüßte die Unterthanen des Königs Jerome, wenn sie an die Seine kamen, scherzend als Français futurs.

Die Stämme im Süden und Westen Deutschlands ließen sich von solchen Befürchtungen nicht anfechten. Es war in der Ordnung, daß der Code Napoleon von tüchtigen deutschen Juristen, wie Daniels und Strombeck wissenschaftlich bearbeitet wurde; aber auch das Staatsrecht des Rheinbundes, das immer ein todter Buchstabe blieb, reizte den Scharfsinn unterthäniger deutscher Gelehrten, wie Winkopp und Karl Salomo Zachariä. Während Napoleon selbst alle die foederalistischen Pläne des getreuen Dalberg zurückwies und trocken bemerkte: „ich lege keinen Werth auf den Bund als solchen, nur auf seine einzelnen Fürsten und ihre Unabhängigkeit“ — entstand in Deutschland eine ganze Literatur, die mit liebevollem Fleiße jede Controverse dieses unfindbaren Bundesrechts erörterte.

Mit gutem Grunde wahrlich zürnte die patriotische Jugend des Nordens über den Lügengeist der neuen Zeit, denn niemals früher war in den deutschen Kleinstaaten eine solche Fülle gehässiger Lügen über „den Borussismus“ verbreitet worden wie in den Tagen Steins und Scharnhorsts. Der Preußenhaß nahm neue Formen an. In der alten Zeit hatte der preußische Staat unter der katholisch-kaiserlichen Partei seine leidenschaftlichsten Feinde gefunden, und auch jetzt noch frohlockten die Münsterländer über den Untergang des preußischen Ketzerregiments; doch traten nunmehr, namentlich in den Kreisen der bairischen Beamten, auch modern gebildete Männer auf, die von der lichten Höhe französischer Aufklärung herunter hochmüthig absprachen über die finstere Nacht des slavischen Junkerthums in Preußen und den Imperator ermahnten, das zurückgebliebene Oesterreich und Preußen mit einer Verfassung nach gallischem Muster zu segnen. Die giftigen Libelle des Baiern Aretin waren die Erstlinge jener neuen napoleonisch-particularistischen Literatur, die seitdem durch viele Jahre eine Macht des Unheils im deutschen Süden geblieben ist. Der Vielgewandte verstand sehr geschickt, zugleich den altbairischen Ketzerhaß und den Aufklärungsdünkel der neuen Bureaukratie gegen Preußen aufzuregen: der Staat Friedrichs war das Land der Ketzerei und der adlichen Privilegien, Napoleon der Held der Freiheit und der römischen Kirche. Solche Märchen fanden Glauben, da die armseligen Zeitungen des Rheinbundes von den preußischen Reformen nichts erzählten und die hirnverbrannten teutonomanischen Tugendbündler Stein und

Scharnhorst nur mit geringschätzigem Spotte behandelten. Dann erschienen plötzlich zu gleicher Zeit deutsch und französisch in zwei Buchhandlungen des Rheinbundes die Memoiren der Markgräfin von Baireuth, gewiß nicht ohne das Zuthun eines der kleinköniglichen Höfe. Welcher Sturm der Schadenfreude im Lager des Particularismus! Der unverdächtigste Zeuge, die Lieblingsschwester des großen Friedrich bestätigte Alles was man sich im süddeutschen Volke von der unerträglichen Härte des preußischen Staates, von der soldatischen Steifheit seiner Regierung und der herzlosen Grausamkeit seines Königshauses längst erzählte! Wilhelminens gallige Herzensergießungen wurden dem guten Rufe Preußens gefährlicher als irgend eine Schmähschrift seiner Feinde, und es währte lange bis die historische Kritik die Unwahrhaftigkeit der verbitterten geistreichen Fürstin nachwies. Napoleon bemerkte zufrieden: „alle deutschen Höfe, namentlich der sächsische, wünschen die Theilung Preußens."

Die Wittelsbacher hatten längst vergessen, daß sie den Hohenzollern den Besitz ihrer Erblande verdankten; Friedrich von Württemberg und mehrere andere Fürsten des Rheinbundes wurden nicht müde, den Imperator vor Preußens gefährlichen Absichten zu warnen; der sächsische Minister Graf Senfft entwarf mit der oberflächlichen Hastigkeit kleinstaatlicher Ehrbegier Plan auf Plan, wie Preußen vernichtet und auf seinen Trümmern ein großes sächsisch-polnisches Centralreich aufgebaut werden solle. Die alte irrige Ueberlieferung, welche die Baiern für Abkommen der keltischen Bojer erklärte, wurde jetzt von Pallhausen und Anderen wieder aufgenommen; mancher eifrige Bajuvare versicherte stolz, sein Stamm sei den Franzosen blutsverwandt, wie man schon an dem nationalen Schnauzbarte erkenne. Nicolaus Vogt aber bewies in seinem Buche „die deutsche Nation und ihre Schicksale", wie die Deutschen zweitausend Jahre lang das Drama „die feindlichen Brüder" aufgeführt, bis endlich Napoleon die alte deutsche Verfassung in neuen Formen wieder aufgerichtet habe; seit der Vermählung des Imperators mit Marie Luise hat „Schönheit gepaart mit Heldenkraft" dauernden Frieden gegründet in diesem zankenden Volke; drei große Segnungen bringt uns der Rheinbund: den Untergang der feudalen Monarchie und der religiösen Zwietracht, dazu die Gewißheit, daß im Innern Deutschlands nie wieder ein Krieg geführt werden kann, endlich die Herstellung der nationalen Unabhängigkeit; „küßt darum die Hand, welche Euch lehrt einig zu sein, als Gotteshand!" Die Völkchen dieser Kleinstaaten hatten sich längst gewöhnt jede Laune ihrer angestammten Herren sich „unterthänigst unterthänig wohlgefallen zu lassen", wie die herkömmliche Redensart in den Landtagsacten lautete; doch so schamlos, wie jetzt den fremden Gewalthabern gegenüber, war auf deutschem Boden noch nie geheuchelt und geschmeichelt worden. Mit unwandelbarer Begeisterung feierte der Professor der Beredsamkeit in Göttingen die Verdienste Napoleons und Jeromes — derselbe Mann, der früher am Geburtstage

Georgs III. und Friedrich Wilhelms III. patriotische Prachtreden gehalten hatte. Ueberall wo der Imperator erschien mußten die Gemeinden und Corporationen ihm ihre Huldigungen darbringen, und das rheinbündische Beamtenthum verstand vortrefflich „den freien Ausdruck der Freude und öffentlichen Dankbarkeit anzufeuern“. Byzantinische Adressen priesen Napoleons Unbesiegbarkeit, seine weise Gerechtigkeit und vornehmlich seine menschenfreundliche Friedensliebe. „Jedesmal, sagten ihm die Stände des Großherzogthums Berg, jedesmal wenn Sie gezwungen waren die Waffen zu ergreifen, schienen Sie grundsätzlich dem Kriege selbst den Krieg zu erklären!“

Wirkliche Gesinnung war im Rheinbunde wie im kaiserlichen Frankreich fast allein noch bei den Truppen zu finden. Es ging zu Ende mit jenen philisterhaften Friedensoffizieren der alten Reichsarmee, die sich aus dem Kampfgetümmel wehmüthig zu den Schweinchen und Hühnern ihres heimischen Hofes zurücksehnten. Ein neues Geschlecht wuchs heran, voll prahlerischen militärischen Selbstgefühls, begeistert für die Glorie der kaiserlichen Adler; ein tüchtiger bairischer Offizier mußte zu jedem Frühstück ein Dutzend Oesterreicher verspeisen, denn was hatte Baierns Kriegsgeschichte Herrlicheres aufzuweisen als jene glänzenden Gefechte um Regensburg? Napoleon unterließ nichts was der vaterlandslosen Landsknechtsgeist dieser Tapferen nähren konnte. Sie sollten ihm ihre Seele verschreiben; darum verwendete er sie gern zur Besetzung der preußischen Festungen und schickte auch gegen die aufständischen Tyroler meistentheils rheinbündische Truppen, Baiern und Sachsen, ins Feld.

Das System der napoleonischen Präfectenverwaltung fand nirgends einen dankbareren Boden als in den geschichtslosen neuen Mittelstaaten des Südens. Hier nahm das Organisiren und Reorganisiren kein Ende — in Baden wurden die Verwaltungsbezirke binnen sieben Jahren dreimal völlig umgestaltet — bis es schließlich gelang den verworrenen Haufen buntscheckiger Staatentrümmer nach Flußläufen zu ordnen und in regelrechte Departements zurechtzuschneiden. Der Protector hütete sich weislich, den Dünkel seiner Getreuen durch unnützes Eingreifen in ihre Landesverwaltung zu reizen. Von selbst verstand sich, daß seine Gesandten vor den Prinzen der Vasallenstaaten überall den Vortritt hatten. Brauchte er neue Truppen, so ließ er sich die Einnahmebudgets seiner Könige und Großherzoge ohne Weiteres vorlegen und entschied nach Gefallen. Auch hielt er als Schirmvogt der römischen Kirche streng darauf, daß die Katholiken im Staatsdienste nicht zu kurz kamen, und befahl überall wachsame Beaufsichtigung der Feinde Frankreichs, namentlich unter dem Adel. Im Uebrigen durften die kleinen Despoten ziemlich ungestört schalten.

Am stärksten und nachhaltigsten wirkte die bonapartistische Völkerbeglückung in Baiern; kein anderer Theil Deutschlands hat während der jüngsten drei Menschenalter größere Wandlungen erlebt. Seit jenem Unheilsjahre 1524, da die alten Wittelsbacher ihre Erblande der evangeli-

schen Lehre eigenmächtig verschlossen und dadurch die kirchlich-politische Spaltung der deutschen Nation begründeten, war der tapfere und treue, an rüstiger Kraft des Leibes und des Willens den besten Deutschen ebenbürtige altbairische Stamm dem geistigen Leben dieses paritätischen Volkes fast so fremd geworden wie die Oesterreicher. Am Schlusse des alten Jahrhunderts lebten in München drei Protestanten, die amtlich als Katholiken galten und zum Abendmahl nach Augsburg hinüberfuhren.*) Auf Schritt und Tritt begegnete der Wanderer den Erinnerungen des streitbaren Katholicismus; zu den Füßen der Mariensäule auf dem Schrannenplatze stand der Genius, der den Drachen der Ketzerei zerschmettert. Das Volk glaubte fest, ein Protestant sehe ganz anders aus als ehrliche Christenmenschen; in den Fastnachtszügen der Bauern erschien der Luther mit seiner Kathi neben dem bairischen Hiesel und dem Schinderhannes; noch während der napoleonischen Feldzüge ließ ein altbairisches Bataillon ein Bild des heiligen Petrus Spießruthen laufen, weil der Heilige seiner Heerde das erbetene gute Marschwetter versagt hatte. Die gesammte neue Literatur war „lutherisch deutsch", blieb diesen Hinterwäldlern verpönt und unbekannt.

Welch ein Umschwung nun, als plötzlich ein ganzes Bündel evangelischer Territorien mit dem gelobten Lande der Klöster und der geistlichen Schulen zusammengeschweißt wurde und gleichzeitig die Dynastie Zweibrücken ihren Einzug hielt — jene Nebenlinie des Hauses Wittelsbach, die zwar wieder zur römischen Kirche zurückgekehrt, aber durch ihre schwedisch-protestantischen Traditionen und durch langjährigen Familienzwist mit der bigotten älteren Linie tief verfeindet war. Für große, schöpferische politische Ideen freilich blieb die flache, gedankenlose Gutmüthigkeit des neuen Königs Max Joseph ebenso unzugänglich wie die bureaukratische Härte und Herrschsucht seines Ministers Montgelas. Niemand verfiel auf den so naheliegenden Gedanken, den Schwerpunkt des jungen Königreichs in einen paritätischen Landstrich, nach Nürnberg oder Augsburg zu verlegen. Die Residenz blieb in München, und die Hauptstadt übte auf die Provinzen einen schädlichen Einfluß. Das Bier, das den Altbaiern, nach dem Geständniß ihres Historikers Westenrieder, das fünfte Element des Lebens bildete, hielt seinen Siegeszug durch das ganze Land; die rührigen Schwaben und Franken nahmen bald Vieles an von der bequemen, läßlichen Sinnlichkeit der Altbaiern. Diese reichbegabten Stämme kamen langsam herab in ihrem geistigen Leben, sie haben unter bairischem Scepter niemals wieder so Großes für die deutsche Cultur geleistet wie einst in den Zeiten ihres reichsstädtischen Glanzes. Für die altbairischen Lande dagegen wurde das Zusammenleben mit den geistreicheren, aufgeweckten Nachbarn ein unermeßlicher Segen.

---

*) Ich benutze hier die Aufzeichnungen des bair. Oberconsistorialraths v. Schmitt, die mir sein Sohn, Herr Pfarrer Schmitt in Heidelberg mitgetheilt hat.

Die Person des Landesherrn war in diesem patriarchalischen Volke von jeher eine lebendige Macht; so recht aus Herzensgrunde begrüßten die Münchener Bürger den vergnüglich mit den Augen zwinkernden neuen Herrscher: 's ist nur gut, Max, daß wir Dich haben! Wie horchte das Volk auf, als man vernahm, daß die Gemahlin des lustigen Max, die edle Prinzessin Karoline von Baden, eine Ketzerin sei, als dann der wackere Cabinetsprediger Schmitt, zuerst bescheiden im Nymphenburger Schlosse, nachher öffentlich in der Hauptstadt evangelischen Gottesdienst hielt und Lutheranern wie Reformirten die Sacramentsgemeinschaft gewährte. Das hatte man nicht mehr erlebt, seit der Eroberer Gustav Adolf in der Residenz der Wittelsbacher gehaust. Dann kam eine Menge protestantischer Beamten ins Land, darunter manche Heißsporne der Aufklärung wie Anselm Feuerbach. Die Gleichberechtigung der Confessionen wurde verkündigt, und was das Wichtigste war, das Schulwesen der Aufsicht des Staates unterworfen. Dem Feuereifer der Illuminaten Montgelas war damit noch nicht genug geschehen; er haßte „das Schamanenthum" der römischen Kirche und die fromme Einfalt des altbairischen Volkes, dem er immer ein Fremder blieb. Eine Menge von Klöstern wurde geschlossen, hunderte von Kirchen ausgeräumt und ihr alter Schmuck unter den Hammer gebracht. Es war ein radicaler Umsturz, herzlose Frivolität und brutaler Hochmuth führten das große Wort; doch mildere Hände hätten den Bann der Glaubenseinheit, der über diesem Lande lag, nicht gebrochen. Ein tief einschneidendes Gesetz jagte das andere; die Leibeigenschaft fiel, die Ablösung der bäuerlichen Lasten und Zehnten ward ausgesprochen, indeß blieben, Dank der fieberischen Hast der Regierung, die meisten dieser mit lärmender Prahlerei angekündigten Reformen unausgeführt. Auch den neuen Landtag wagte der mißtrauische Minister niemals einzuberufen, obgleich diesem sonderbaren Parlamente nur das Recht zustehen sollte, durch drei Commissäre seine Ansichten auszusprechen und dann schweigsam über die Vorlagen der Regierung abzustimmen. Von den neuen Institutionen stand nichts fest als das Conscriptionsheer und die Allmacht des Beamtenthums, das noch immer ebenso nachlässig, roh und bestechlich war wie in der guten alten Zeit.

Die junge Krone gefiel sich in einem lächerlichen Dünkel; man sprach amtlich nur von dem Reiche Baiern, und es that dem königlichen Selbstgefühle keinen Abbruch, daß der Protector seine Befehle an Max Joseph jetzt mit einem einfachen il faut, il faut zu beginnen und zu schließen pflegte. Baiern sollte der glückliche Erbe der preußischen Monarchie werden, ihrer Macht, ihres Kriegsruhms, ihrer Aufklärung. Um den Glanz von Berlin zu überbieten wurden die Münchener Akademie und die aus der alten Jesuitenburg Ingolstadt nach Landshut verlegte Universität reichlich ausgestattet; doch was konnten die tüchtigen aus dem Norden berufenen Gelehrten hier leisten in der stockigen Luft dieses napoleonischen

Satrapenlandes, dem der sittliche Schwung des preußischen Lebens völlig fehlte? Wie schwer und langsam die zarte Pflanze der Bildung in diesem harten Boden Wurzeln schlug, das lehrte der Mordanfall eines bairischen Studenten auf den Philologen Thiersch; der bigotte Bajuvare konnte den Anblick des norddeutschen Ketzers nicht länger ertragen. Alles alte Herkommen war zerstört, Niemand fühlte sich mehr sicher im Besitze wohlerworbener Rechte; dabei wuchs die Noth der Finanzen von Jahr zu Jahr, die gewissenlose Verwaltung kannte den Betrag der Staatsschulden selbst nicht mehr. Und doch hat das gewaltthätige Regiment des Halbfranzosen Montgelas eine glücklichere Zeit für Altbaiern vorbereitet; dieser Verächter alles deutschen Wesens — so wenig übersieht der Mensch die letzten Wirkungen seines Schaffens — führte ahnungslos den bairischen Stamm aus einem dreihundertjährigen Sonderleben wieder zu der Gemeinschaft der modernen deutschen Cultur zurück.

Jene alte Weissagung, die dem ehrgeizigen kleinen Hause Württemberg die Königskrone von Schwaben verhieß, war nun endlich in Erfüllung gegangen; aber auch ein anderes Sprichwort sollte sich bewähren, das die Altwürttemberger mit naivem Selbstgefühle zu wiederholen pflegten: „unsere Fürsten sind immer böse Kerle gewesen.“ Ein hochbegabter Mann, neben Herzog Karl August vielleicht der beste Kopf in jener Generation deutscher Fürsten, hatte König Friedrich den Sinn für edlere Bildung früh in sich ertödtet: alle Gelehrten waren nur noch Schreiber, Schulmeister und Barbierer. Als er dann den Befehl Napoleons chassez les bougres! gelehrig befolgt und seine alten Landstände auseinandergejagt hatte, da kannte der Hochmuth des Selbstherrschers keine Schranken mehr, und er begann ein Sündenregiment, wie es der geduldige deutsche Boden noch nie gesehen. Breit und frech wie die neue Königskrone auf dem Dache des Stuttgarter Schlosses prunkte die Willkür daher; der König verbarg es nicht, daß er Tarquinius und Nero als die Meister der Herrscherkunst bewunderte. Zweitausend dreihundert Rescripte der Sacra Regia Majestas warfen den gesammten Bestand des historischen Rechtes über den Haufen, verschmolzen das bürgerlich-protestantische Altwürttemberg mit den geistlichen, reichsstädtischen und adlichen Territorien Neuwürttembergs zu einer Masse. Der Wille des Königs und seiner zwölf Landvögte gebot unumschränkt in den nördlichen wie in den südlichen Provinzen des Reichs — so lautete der bescheidene Ausdruck der Amtssprache; sämmtliche Gemeindebeamten ernannte der König. Alles zitterte, wenn der ruchlose dicke Herr in seinem Muschelwagen heranfuhr; die Werkzeuge seiner unnatürlichen Lüste sowie einige habgierige mecklenburgische Junker bildeten seine tägliche Umgebung. Durch Zwangsaushebung verschaffte er sich alle Arbeitskräfte, die er brauchte, sogar seine Lakaien; in einem einzigen Oberamte wurden mehr als 21,000 Mann zur königlichen Jagdfrohne aufgeboten. Ein strenges Verbot der Auswanderung raubte

dem verzweifelnden Volke die letzte Hoffnung. Mit besonderer Schadenfreude gab der König den erlauchten Herren vom Reichsadel seine selbstherrliche Macht zu fühlen; er bedurfte kaum der Mahnungen des Protectors, der seine Vasallen beständig vor den Umtrieben der Mediatisirten warnte. Die alten Familiengesetze der Fürsten, Grafen und Ritter wurden mit einem Schlage beseitigt; die neue Hofrangordnung gab den adlichen Grundherren ihren Platz hinter den Pagen und Stalljunkern, und wer nicht bei Hofe erschien verlor ein Viertel seines Einkommens.

Gewiß entsprang auch dieser Sultanismus — wie Stein das Treiben der rheinbündischen Despoten zu nennen pflegte — nicht allein der persönlichen Laune. Der König verfolgte und erreichte das Ziel der württembergischen Staatseinheit, und es bedurfte einer eisernen Faust um diese classischen Lande der Kirchthurmspolitik in etwas größere Verhältnisse einzuführen. Ueberall wo die rheinbündische Bureaukratie die Erbschaft der kleinen Reichsfürsten antrat, stieß sie auf völlig verrottete, lächerliche Zustände. Als die Staaten der beiden Häuser Leiningen-Westerburg dem Großherzogthum Berg einverleibt wurden, da fand sich in der gemeinschaftlichen Kreiskasse beider Lande als einziger Bestand — ein Vorschuß von 45 Gulden, den der Rendant aus eigener Tasche vorgestreckt. Der Untergang solcher Staatsgebilde konnte kein Verlust für die Nation sein. In Württemberg aber wurde die unvermeidliche Revolution mit so grausamer Roheit, mit so cynischem Hohne durchgeführt, daß die Massen nur die Härte, nicht die Nothwendigkeit des Umsturzes fühlen konnten. Während die geknebelte Presse schwieg, sammelte sich im Volke ein stiller dumpfer Groll gegen den König an. Die Einwohner der Reichsstädte, der hohenlohischen, der Stifts- und Ordenslande wollten sich an das neue Wesen schlechterdings nicht gewöhnen. Auch die Altwürttemberger vergaßen über dem schweren Drucke der Gegenwart Alles was einst die Vettern und Vettersvettern der „Ehrbarkeit“ in ihren Landtagsausschüssen gesündigt hatten und sehnten sich zurück nach dem „alten guten Rechte“ der ständischen Verfassung. Der Gesichtskreis dieser kleinstaatlichen Welt blieb freilich so eng, daß selbst der geistvollste und leidenschaftlichste Stamm des Südens von dem wilden Nationalhasse, der die preußischen Herzen bewegte, kaum berührt wurde. Die Schwaben verwünschten ihren heimischen Tyrannen; an den letzten Grund ihrer Leiden, an die Schmach der Fremdherrschaft dachten sie wenig. Nur einzelne hochsinnige Naturen, wie der junge Ludwig Uhland, empfanden den ganzen Ernst der Zeit.

So lange der milde und gerechte Karl Friedrich lebte, wurde die Härte des rheinbündischen Regiments in Baden nicht allzu schwer empfunden. Erst unter seinem Nachfolger Großherzog Karl brach auch über dies Land die wüste Willkür des Bonapartismus herein. Die Elsasser und Lothringer freuten sich der Glorie des Kaiserreichs, zählten mit Stolz die lange Reihe der Helden auf, welche ihr Land unter die Fahnen des Un-

besieglichen gesendet hatte: Kleber, Kellermann, Lefevre, Rapp und den Tapfersten der Tapfern, Ney. Die übrigen Lande des linken Ufers verharrten in tiefem Schlummer. Den Alten lag die gedankenlose Genießlichkeit der bischöflichen Zeiten noch in den Gliedern, die Jungen wanderten mit dem breiten Bonaparthut geschmückt in die französischen Lyceen. Wagte sich hier ja einmal ein deutsches Buch heraus, so begegnete ihm das Mißtrauen der kaiserlichen Censoren, die kein Deutsch verstanden; die Schrift des Naturforschers Treviranus über die Organisation der Blattlaus ward beanstandet, weil die Organisation den Censor an den Tugendbund erinnerte. Die letzten Spuren deutscher Bildung schienen im Verschwinden. Namentlich die leichtlebigen Pfälzer fügten sich schnell dem wälschen Wesen; von den Beamten verlangte der gute Ton, daß sie auch im Hause französisch radebrechten. Selbst unter den preußischen Patrioten wurde vielfach bezweifelt, ob es noch möglich sei dies Bastardsvolk dem deutschen Geiste wiederzugewinnen. In Darmstadt, in Nassau, überall das gleiche Wesen: Kriecherei gegen den Protector, durchfahrende Strenge gegen das eigene Volk. Selbst der feurige Verehrer der Kleinstaaterei, Hans Gagern vermochte die tiefe Unsittlichkeit dieses Treibens nicht mehr zu ertragen; die patriotische Strömung der neuen Literatur ergriff auch ihn, er verließ den nassauischen Dienst und schrieb in seiner verworrenen Weise eine Nationalgeschichte der Deutschen

Den schärfsten Gegensatz zu der revolutionären Politik der Staaten des Südens und Westens bildete das Stillleben der kleinen Territorien des Nordens. Hier blieben die alten Institutionen auch unter dem Rheinbunde ebenso unverändert wie die Fürstenhäuser und die Landesgrenzen; nur die Conscription mußte überall eingeführt werden. Im Königreich Sachsen war sogar diese einzige Neuerung nicht durchzusetzen; man begnügte sich, den nach alter Weise angeworbenen Truppen durch die Einführung neufranzösischer Reglements eine bessere militärische Haltung zu geben. Die alte Gesellschaftsordnung bewahrte hier noch immer eine überraschend starke Kraft des Widerstandes. Napoleon verschmähte die kleinlichsten Mittel nicht um sich den Gehorsam des sächsischen Hofes zu sichern; jahrelang hielt er die albertinische Eitelkeit hin durch unbestimmte Andeutungen, als würde er vielleicht die Tochter des Königs heirathen. Friedrich August folgte den Befehlen des Protectors fast noch unterwürfiger als seine Genossen in München und Stuttgart, er ließ in Warschau den Code Napoleon und den ganzen Mechanismus der französischen Präfectenverwaltung einführen. Doch seinen sächsischen Ständen gegenüber wagte er nichts: weder die Aufhebung der Vorrechte des Adels noch die staatsrechtliche Vereinigung der Erblande mit der Lausitz und den stiftischen Nebenlanden. Der unförmliche Bau des altständischen Staatswesens blieb unwandelbar aufrecht, desgleichen die weltberühmte steife Etikette des Hofes, also daß der Emporkömmling Jerome seinem Gesandten

Dohm die Weisung gab, hier in Dresden an erster Quelle die Geheimnisse des Ceremoniells zu studiren und ausführlich darüber zu berichten. Unter den alteingesessenen Herren des Nordens hat nur einer seinen Staat in napoleonische Formen umgegossen: der närrische Herzog von Koethen. Der ruhte nicht bis sein Reich in zwei Departements getheilt, mit einem Staatsrathe, Präfecten, Unterpräfecten und dem „heilbringenden" Code gesegnet war: alle diese Herrlichkeiten verkündete das neue Bulletin des lois de l'Empire Anhaltin-Coethien.

Den beiden Napoleoniden, welche inmitten dieser hochconservativen norddeutschen Welt ihre Throne aufrichteten, war eine revolutionäre Politik durch die Natur der Dinge geboten. Hier, in „Staaten ohne Vergangenheit" — wie der westphälische Minister Malchus sich wohlgefällig ausdrückte, lag kein Grund vor alte Ueberlieferungen zu schonen, hier konnte Alles was bestand kurzerhand nach der Schablone der napoleonischen constitution régulière umgeformt werden. In Westphalen wie in Berg begann die Neugestaltung unter der Oberaufsicht des Imperators selber; beiden Vasallen schärfte er ein, sie sollten durch die Zerstörung aller Privilegien dahin wirken, daß die norddeutschen Nachbarn, namentlich die Preußen, sich nach der napoleonischen Herrschaft sehnten. In der That galt das Staatsrecht des Königsreichs Westphalen nicht blos im Rheinbunde, sondern auch bei einem Theile der preußischen Patrioten als eine Musterverfassung. Wie stattlich erhob sich hier die Krone mit ihrem Scheinparlamente hoch über der eingeebneten, von allen Standesvorrechten völlig befreiten Gesellschaft; und zudem die Schlagfertigkeit der Präfecten, die raschere Rechtspflege, die ungewohnte Höflichkeit der meisten Beamten, die Beseitigung der Binnenmauthen, die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Patrimonialgerichte und der gutsherrlichen Gewalt! Die neue Herrschaft wußte sich viel mit ihrer Bauernfreundlichkeit. Nicht einmal die Namen der alten ständischen Gliederung des flachen Landes ließ sie mehr gelten; das altgermanische Kothsasse schien den aufgeklärten Räthen des Königs schon darum anstößig weil sie das Wort von Koth ableiteten. Wer auf dem Lande wohnte war paysan. Der vielgeplagte „Rusticalstand" befand sich in mancher Hinsicht wohler als vormals unter dem Regimente der hannoverschen Junker und der hessischen Soldatenverkäufer. Noch heute hat sich unter den kleinen Leuten des Göttinger Landes der Name Pisänger erhalten. Die Bauern fühlten sich geehrt, wenn ihre Repräsentanten im Schlosse zu Cassel unter den vornehmen Herren erschienen und von der Wache mit präsentirtem Gewehr begrüßt wurden. Nach Jahren noch gestanden die Pächter im Magdeburgischen dem preußischen Minister Klewitz treuherzig, eine solche Verfassung möchten sie wohl wieder haben.*)

---

*) Klewitz's Bericht über seine Rundreise in der Provinz Sachsen v. 29. Juli 1817.

Trotzdem war von Anhänglichkeit auch unter dem Landvolke nicht die Rede. Die Treue zu den alten heimischen Herren wankte nicht, und wie sollte der Bauer Vertrauen fassen zu Beamten, deren Sprache er nicht verstand? Wenngleich Einzelne abfielen und in Westphalen wie in Berg mehrere stolze Adelsgeschlechter durch Untreue ihre alten Namen schändeten, so sah doch die ungeheure Mehrheit des Volks mit steigendem Abscheu auf die Herrschaft der Fremden. Die wüsten Orgien des flachen, leichtfertigen Jerome, die Frechheit der französischen Gauner und Abenteurer, welche seine Verschwendung mißbrauchten, die furchtbaren Menschenopfer der unablässigen Kriege, die hündische Schmeichelei gegen „den, vor dem die Welt schweigt" — wie Johannes Müller in einer seiner parlamentarischen Schaureden sagte — die schlechten Künste der geheimen Polizei, die Verfolgung der Deutschgesinnten und die Verhöhnung der Muttersprache, „die Euch in Europa isolirt" — Alles, Alles an diesem ausländischen Wesen erschien dem kerndeutschen Volke gehässig und verächtlich, wie ein tolles Faschingsspiel, das binnen Kurzem spurlos verschwinden müsse. Jerome fühlte bald selbst, wie der Boden unter seinen Füßen schwankte; um so straffer hieß ihn Napoleon die Zügel anziehen. Der wohlmeinende Minister Bülow, ein Neffe Hardenbergs, mußte dem Unwillen der französischen Partei weichen; an seine Stelle trat Malchus, ein gescheidter und geschäftskundiger, aber harter und gewissenloser Mann, dem Herrscher ein gefügiges Werkzeug, in Allem das Ideal des rheinbündischen Beamten.

Dabei waren die Napoleoniden selber keinen Augenblick sicher vor den Gewaltschlägen des unermüdlichen Kronenräubers und Kronenverschenkers. Murat hatte sein rheinisches Herzogthum von vornherein nur als eine vorläufige Abfindung betrachtet und gab es bereitwillig wieder auf, als sein Schwager ihm nach einigen Jahren befahl, augenblicklich zwischen den Kronen von Neapel und Portugal zu wählen: „das muß in einem Tage abgethan werden!" Das deutsche Ländchen wurde nunmehr dem unmündigen Sohne Ludwigs von Holland — das will sagen: dem Imperator selber — zugetheilt. Der nördliche Theil von Hannover war unterdessen seit dem preußischen Kriege vorläufig unter französischer Verwaltung geblieben. Auch über das Schicksal der Hansestädte hatte sich Napoleon noch nicht entschieden. Er haßte sie ingrimmig als Englands getreue Kunden. Während der letzten drei Jahre hatte er aus Hamburg allein 44 Mill. Fr. erpreßt; auf die Klage über den Untergang des Handels hieß es höhnisch: „um so besser! dann könnt Ihr nicht mehr Englands Geschäfte besorgen!" Im Herbst 1809 verhandelte er mit den drei Städten zu Hamburg durch seinen vielgewandten Reinhard: sie sollten zusammen einen halbsouveränen Staat des Rheinbundes bilden unter der Aufsicht von drei kaiserlichen Beamten. Die Hanseaten jedoch erhoben Bedenken, statt rasch zuzugreifen, wie ihnen ihr kluger Landsmann Smidt

gerathen hatte. Sie verlangten die volle Souveränität sowie das Recht freien diplomatischen Verkehres, sie wollten ihr Rheinbunds-Contingent durch Geldzahlungen abkaufen und hofften eine Zeit lang um so zuversichtlicher auf die Erfüllung ihrer Wünsche, da inzwischen (1. März 1810) Nord-Hannover „für immer" mit dem Königreich Westphalen vereinigt wurde.

Bald aber wurde der Imperator wieder anderen Sinnes. Eine neue Dünenbildung sollte aus dem Flugsande dieser zertrümmerten Staatenwelt emporsteigen. Napoleon entthronte seinen Bruder Ludwig von Holland, riß das Münsterland von dem bergischen Herzogthume ab, nahm das soeben an Jerome verschenkte nördliche Hannover wieder zurück und vereinigte alle diese Lande, mitsammt Oldenburg und den Hansestädten, mit dem Kaiserreiche (10. Dec. 1810). Das Alles war einfach „durch die Umstände geboten". Zu den sieben deutschen Departements des linken Rheinufers traten fünf niederdeutsche hinzu. Die Marken der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers erstreckten sich im Süden bis über Rom hinaus, im Norden bei Lübeck bis an die Ostsee. Durch den Besitz der gesammten Nordseeküste schien die Durchführung der Continentalsperre endlich gesichert. Ein Kanal, binnen fünf Jahren zu vollenden, sollte den Strand der Ostsee mit der Hauptstadt der Welt verbinden. Blieb das Glück dem Vermessenen hold, so war die Einverleibung noch anderer deutscher Lande nur noch eine Frage der Zeit; besaß der Imperator doch bereits tief im Innern der Rheinbundsstaaten eine Menge von Domänen, die er theils sich selber vorbehielt, theils an seine Würdenträger als Dotationen vertheilte. Schon mehrmals hatte das Geschick den Trunkenen an die Schranken alles irdischen Wollens erinnert: bei Eylau, bei Aspern und in Spanien. Er achtete es nicht. Sein Reich war jetzt größer denn je, seine Träume flogen bis über die Grenzen des Menschlichen hinaus. Er beklagte bitter, daß er sich nicht, wie einst Alexander, für den Sohn eines Gottes ausgeben könne: „jedes Fischweib würde mich auslachen; die Welt ist heute zu aufgeklärt, es giebt nichts Großes mehr zu thun!" Die Einverleibung von Spanien und Italien war längst beschlossene Sache. Nur noch ein letzter siegreicher Vormarsch Massenas gegen Lissabon; dann sollte ein kaiserliches Decret, das bereits fertig vorlag, den Völkern der iberischen Halbinsel verkünden, daß auch sie jetzt dem großen Reiche angehörten und ihr Kaiser Herr sei über alle Küsten vom Sunde bis zu den Dardanellen: „Der Dreizack wird sich mit dem Schwerte vereinen und Neptun sich mit Mars verbinden zur Errichtung des römischen Reiches unserer Tage. Vom Rhein bis zum atlantischen Ocean, von der Schelde bis zum adriatischen Meere wird es nur ein Volk, einen Willen, eine Sprache geben!"

So war die Lage der Welt, als Hardenberg die Leitung der preußischen Politik übernahm. Wenige Wochen nach seinem Eintritt traf den

Monarchen ein erschütternder Schlag: Königin Luise starb gebrochenen Herzens, sie schwand dahin wie die Blume, die des Lichts entbehrt. Ihre letzten Sorgen noch hatten dem Vaterlande gegolten, Hardenbergs Rückkehr war zum guten Theile ihr Werk. Dem Wittwer blieb eine namenlose Wehmuth im Herzen zurück; niemals konnte er der Entschlafenen vergessen, niemals hat er das volle freudige Gefühl der Lebenslust wiedergefunden. Das treue Volk trauerte mit ihm. So viel Raub, Hohn und Schmach hatte man ertragen; und nun war sie auch noch hingegangen, zu Tode gequält von dem rohen Sieger, die Holdeste und Edelste der deutschen Frauen! Die alte fromme Ehrfurcht der Germanen vor der Würde des Weibes ward wieder rege; mit schwärmerischer Andacht schaute dies romantische Geschlecht zu dem Bilde der Verklärten empor, und zu all den zornigen Gedanken, die der preußischen Jugend das Herz bewegten, gesellte sich jetzt noch der Entschluß den Schatten dieser hohen Frau zu rächen. Auf Aller Lippen war das stolze Wort, das sie einst in den Tagen der höchsten Noth gesprochen: „wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben weil wir sie verdienen!"

Hardenberg hatte das sechzigste Lebensjahr bereits vollendet; er brachte freilich nicht die ungebrochene Lebenskraft, doch den zuversichtlichen Muth eines Jünglings mit in sein schweres Amt. Ein vornehmer Herr aus altem reichem Hause, wie Stein, war er von diesem durch Charakter, Lebensansicht, Bildungsgang weit geschieden. Die Schwächen des Einen lagen genau da wo der Andere seine Stärke zeigte, und nicht zufällig entstand allmählich zwischen den beiden Reformern jene Abneigung, die zuerst von Stein mit leidenschaftlicher Heftigkeit ausgesprochen, nachher von Hardenberg etwas gutmüthiger erwidert wurde. Weniger gründlich, aber vielseitiger gebildet als der Reichsritter hatte Hardenberg schon in seinen lockeren Studenten- und Reisejahren die Welt von allen Seiten her kennen gelernt, mit Menschen jeden Schlages, auch mit dem jungen Goethe, munter und geistreich verkehrt. Die Aufklärungsphilosophie des alten Jahrhunderts ergriff ihn weit stärker als jenen gläubigen Urgermanen; sein religiöses Gefühl blieb immer schwach, seine Duldsamkeit ehrlich und ohne Grenzen. Er sah das Leben an wie ein lustiger, feingebildeter Marquis der guten alten bourbonischen Zeit. Das Geld wollte zwischen seinen Fingern niemals haften; ein großes Vermögen war rasch durchgebracht. Bis in das höchste Alter verfolgten ihn ärgerliche häusliche Händel und frivole Abenteuer mit schlechten Weibern. In seinem Auftreten lag gar nichts von der überwältigenden Kraft und Großheit Steins; doch er war noch immer ein schöner Mann mit hellen, gütigen blauen Augen, mit einem herzgewinnenden Lächeln um den geistreichen Mund — eine Erscheinung verführerisch für jede Frau, anmuthig und gewandt in allen Bewegungen, dabei immer heiter und harmlos witzig, ein Meister

in der Kunst die Menschen zu behandeln. Und diese bestrickende Liebenswürdigkeit kam wirklich aus einem guten, menschenfreundlichen Herzen. Durchaus wahr schildert er einmal sich selber in seinem Tagebuche: „ich seufze über meine Schwächen, aber wenn sie Tadel verdienen, so tröste und erhebe ich mich an dem Gefühle des Wohlwollens, das den Grund meines Charakters bildet."*) Einen Jeden nahm er von der besten Seite, dem Könige trat er mit einer ehrfurchtsvollen Zartheit entgegen, die dem gebeugten Monarchen in tiefster Seele wohl that, und auch als mit den Jahren seine unglückliche Taubheit zunahm blieb sein freundliches Herz ganz frei von dem natürlichen Fehler der Schwerhörigen, dem Mißtrauen. Wirklichen Haß hat er vielleicht nur gegen einen Menschen gehegt, gegen Wilhelm Humboldt; der blieb ihm verdächtig, „falsch wie Galgenholz," und niemals wollte er diesen sonderbaren Argwohn aufgeben, der irgendwelche bisher unbekannte persönliche Gründe gehabt haben muß.

Die aristokratischen Vorurtheile seines hannoverschen Heimathlandes berührten ihn wenig. Seinen Platz auf den Höhen der Gesellschaft nahm er als ein selbstverständliches Recht in Anspruch, doch im täglichen Verkehre liebte er eine plebejische Umgebung, worunter einzelne Talente, wie Rother, aber noch mehr unwürdige Gesellen, die seine offene Hand mißbrauchten; hier war er der Herr und konnte sich gehen lassen. Auch in seinen politischen Ueberzeugungen verleugnete Hardenberg die Schule der französischen Aufklärung nicht. Eine Nacht des vierten August für Preußen, nicht durch die stürmischen Leidenschaften der Nation, sondern von oben her durch den besonnenen Willen der Krone herbeigeführt — das war von jeher sein Herzenswunsch. In dem neuen Königreich Westphalen fand er sein Staatsideal nahezu verwirklicht, nur daß in Preußen Alles gerechter und ehrlicher zugehen sollte. Der echt deutsche Grundgedanke des Stein'schen Reformwerkes, die Idee der Selbstverwaltung ließ ihn immer kalt; ja er faßte mit den Jahren fast eine Abneigung dawider, da er den erbitterten Gegnern seiner socialen Reformen, den märkischen Junkern, die Fähigkeit zur Verwaltung des flachen Landes nicht zutraute. Eine wohlgeordnete Bureaukratie, beschränkt und berathen durch eine nicht allzu mächtige reichsständische Versammlung, sollte das freie Spiel der entfesselten socialen Kräfte in Ordnung halten.

Hardenberg hatte zuerst im welfischen Staatsdienste, nachher in Franken jahrelang eine schwierige Landesverwaltung geleitet; sobald es ihm behagte sich um die Geschäfte zu bekümmern, fand er sich rasch auf den entlegensten Gebieten zurecht. Er arbeitete erstaunlich leicht; seine Entscheidungen, die er mit klaren, eleganten Schriftzügen, in gewandtem, durchaus modernem Deutsch an den Rand der Acten schrieb, trafen immer den Nagel auf den Kopf. Doch jene liebevolle Freude am Detail, die den großen

*) Journal de Hardenberg, zum Jahresanfang 1810.

Verwaltungsbeamten macht, hat er sich nie angeeignet; er gefiel sich in einem vornehmen Dilettantismus. Die laufenden Geschäfte überließ er gern den aufgeklärten jungen Beamten, die er sich in Franken herangezogen; die Finanzfragen behandelte er im häuslichen wie im öffentlichen Leben mit der Gleichgiltigkeit des vornehmen Herrn. Seine Stärke war die diplomatische Thätigkeit. Wenige verstanden wie er, mit sicherem Blicke den rechten Augenblick abzuwarten, in der peinlichsten Lage findig und hoffnungsvoll immer einen neuen Ausweg zu entdecken, in allen Windungen und Wendungen einer finassirenden Politik unverrückt dasselbe Ziel im Auge zu behalten. Selbst in diesem seinem eigensten Berufe beirrte ihn freilich oft ein bequemer Leichtsinn, eine gutherzige Großmuth, die es nicht der Mühe werth hielt mit pedantischer Genauigkeit unerläßliche Forderungen festzuhalten. Schwer hatte er sich einst versündigt durch sein Vertrauen auf Frankreichs Freundschaft. Jetzt durch eine grausame Erfahrung von den alten Täuschungen gründlich geheilt, richtete er all sein Dichten und Trachten auf den Kampf der Befreiung. Wie oft hat er dem Grafen St. Marsan ins Gesicht gesagt, daß Preußen entschlossen sei mit dem Degen in der Hand zu siegen oder zu fallen. Aber nur im günstigen Augenblicke, nach genügender diplomatischer Vorbereitung durfte der verzweifelte Krieg gewagt werden. Hardenberg war hochherzig genug, jahrelang „eine ungeheure Verkennung" von Seiten der Besten der Nation schweigend zu ertragen; und, fügte er mit gerechtem Selbstgefühle hinzu, „dazu gehört mehr Muth als um einer Batterie entgegenzugehen.'

Er war ein Preuße vom Wirbel bis zur Zehe; weit tiefer als Stein hatte er sich mit der Staatsgesinnung seines selbstgewählten Vaterlandes erfüllt. Auch in den Tagen seiner napoleonischen Träume blieb Preußens Größe sein höchstes Ziel, und ohne jedes Bedenken rieth er zur Einverleibung seiner welfischen Heimathlande, weil sie für Preußen unentbehrlich seien. So innig er auch sein großes Vaterland liebte, mit der idealen Größe des deutschen Volksgeistes wollte er den Kampf gegen die harte Wirklichkeit des napoleonischen Reichs nicht beginnen; alle phantastische Deutschthümelei lag seiner Besonnenheit fern. Er rechnete, ruhiger als Stein, immer nur mit diesem gegebenen preußischen Staate; nur ein Bund dieser Monarchie mit Oesterreich, das stand ihm fest seit den Bartensteiner Tagen, konnte das Weltreich zerschmettern.

In Braunschweig, in Franken und nachher als Cabinetsminister während des ostpreußischen Feldzugs hatte er ein nahezu unumschränktes Regiment geführt. So war durch die Gewohnheit des Befehlens nach und nach ein eigenrichtiger, herrschsüchtiger Zug in seinen Charakter gekommen, der zu seiner heiteren Liebenswürdigkeit wenig stimmte, doch mit den Jahren sich verschärfte. Menschlich genug, daß er das Bedürfniß fühlte sich wegen der vergangenen Irrthümer vor der Nachwelt zu recht-

fertigen und in seinen Denkwürdigkeiten, nicht immer ganz ehrlich, alle Schuld der Katastrophe des alten Staates auf andere Schultern abzuwälzen suchte. Aber auch in den Tagebüchern, die nur für sein eigenes Auge bestimmt waren, begegnet uns fast niemals das Eingeständniß eines Irrthums; wer ihm widerspricht wird mit schnöden Worten abgefertigt, auch den König selbst trifft oft wegwerfender Tadel, und doch hatte Friedrich Wilhelms Nüchternheit bei solchen Streitigkeiten fast immer recht! Hardenberg blieb sein Lebelang in dem völlig grundlosen Wahne, seine Rigaer Denkschrift vom Herbste 1807 bilde eigentlich den Ausgangspunkt für das preußische Reformwerk; er äußerte oft mit Bitterkeit, Andere hätten ihm den wohlverdienten Ruhm hinweggenommen. Die Seelengröße Steins hat an Fragen dieser Art nie gedacht.

Als Hardenberg jetzt in die Geschäfte zurückgerufen wurde, bedang er sich eine Machtvollkommenheit aus, die allerdings zum Theile durch die Nothlage des Staates geboten war, aber weit über das Nothwendige hinausging und allen Traditionen des preußischen Beamtenthums widersprach. Er wurde Staatskanzler, erhielt die oberste Leitung des gesammten Staatswesens, übernahm die Ministerien des Innern und der Finanzen unmittelbar, und da auch der Minister des Auswärtigen, Graf Goltz in Allem und Jedem den Befehlen des Kanzlers zu folgen hatte, so blieben nur die Justiz und das Kriegswesen in einiger Selbständigkeit. Ein festes Gehalt nahm der Staatskanzler nicht an; die Generalstaatskasse zahlte was er brauchte. Wie die Dinge lagen war es ein heilvolles Geschick für Preußen, daß diese in jedem Sinne leichtere Natur jetzt die Erbschaft des Freiherrn vom Stein antrat. Der Jünger der neufranzösischen Philosophie konnte dreister, als es der Reichsritter vermocht hätte, die nothwendigen Folgerungen ziehen aus den Gesetzen des Jahres 1808;



die Verschlagenheit des Diplomaten konnte gewandter als Steins dämonische Leidenschaft durch kluges Laviren die deutschen Dinge hinhalten bis der offene Kampf möglich wurde.

Die erste Sorge des Staatskanzlers ging, wie natürlich, auf die Abtragung der Contribution und die Wiederherstellung des Finanzwesens, und in diesen technischen Fragen zeigte sich's sogleich, wie gänzlich ihm die sichere Sachkenntniß Steins abging. Nach der Weise geistreicher leichtblütiger Dilettanten war er sehr empfänglich für weit aussehende Projecte, wenn sie mit dem Anspruche theoretischer Unfehlbarkeit auftraten. Da zu jener Zeit alle Welt für die wunderbaren Leistungen der Bank von England schwärmte, so dachte er auch in diesem unglücklichen Preußen, dem augenblicklich alle Vorbedingungen für eine große Creditanstalt fehlten, eine Nationalbank zu gründen und mit ihrer Hilfe die gesammten Schulden des Staates und der Provinzen zu consolidiren. Außerdem sollten zwei Anleihen, im Inlande und im Auslande, sowie die Ausgabe von 26 Mill. Thlr. Tresorscheinen dem Staate die Baarmittel

zur Abtragung der Kriegsschuld verschaffen; auch einige neue Steuern waren beabsichtigt, nur nicht eine Einkommensteuer, weil „die Opinion" gar zu laut dawider spreche. Mit schlagenden Gründen wies Niebuhr die Hohlheit dieses Planes nach: es sei ein Unglück, daß an die Vermehrung der Tresorscheine auch nur gedacht werde, den heiligen Versprechungen der Krone zuwider; und woher sollten die fünfzehn Millionen kommen, welche der Staatskanzler von seinen Anlehen erwarte? Hatte Niebuhr doch selbst soeben nach langen peinlichen Verhandlungen unter sehr demüthigenden Bedingungen eine kleine Anleihe in Holland zu Stande gebracht — die einzige, welche das Ausland während dieser ganzen Zeit der creditlosen Monarchie gewährte! Der feinfühlige Gelehrte war in seinem Gewissen verletzt durch die schwindelhafte Oberflächlichkeit der Hardenbergischen Pläne; er wollte nicht sehen, daß der leichtlebige Staatskanzler auf die Einzelheiten des Entwurfs gar keinen Werth legte, und nahm zornig seinen Abschied. Auch Schoen verweigerte seine Mitwirkung, da er Niebuhrs technische Bedenken theilte und nur als selbständiger, vom Staatskanzler unabhängiger Minister eintreten wollte; der consequente Kantianer dachte überdies sogleich Steins politisches Testament vollständig zu verwirklichen und schalt auf den „hannoverschen Junker", als Hardenberg behutsam einige Bedenken erhob.

So entspannen sich gleich beim Eintritt des Staatskanzlers jene leidenschaftlichen Kämpfe im Kreise des hohen Beamtenthums, welche seitdem bis zu Hardenbergs Tode den sicheren Gang des Staates so oft gefährdet haben. Schroff und hart platzten diese reichen Naturen auf einander, treffliche Männer, die im Grunde Alle dasselbe wollten, aber jeder auf seine Weise. Seit Steins Abgang fehlte der überlegene Charakter, der die unbändigen bemeistern konnte. Die hervorragenden Talente zogen sich nach und nach von der Spitze der Regierung in die Provinzialbehörden zurück; der einzige Finanzmann der Monarchie, der den ungeheuren Schwierigkeiten der Lage gewachsen war, Maassen, wurde noch nicht nach seinem ganzen Werthe gewürdigt. Hardenberg fand es bald bequem, sich mit unbedeutenden Werkzeugen, wie Scharnweber und Jordan, zu behelfen, erlaubte auch eine Zeit lang dem wackeren jungen Gelehrten F. von Raumer eine Rolle zu spielen, welche weit über das Maß seines Talentes und seiner praktischen Erfahrung hinausging. Inzwischen hatte er den König auf einer Reise nach Schlesien begleitet, dort mit Stein, in einer geheimen Zusammenkunft an der böhmischen Grenze, seine Finanzpläne besprochen und aus der begeisterten Freude, welche dem Monarchen überall entgegen jubelte, neue Zuversicht geschöpft: „ein Wort von Ew. Majestät wirkt mehr als Alles."

Frischen Muthes entfaltete er nach der Heimkehr eine erstaunliche Thätigkeit. Zunächst wurde durch die Verordnung vom 27. October 1810 die Vollgewalt des Staatskanzlers gesetzlich festgestellt. Die fünf Ministerien

blieben bestehen, doch als Untergebene des Kanzlers; der von Stein geplante Staatsrath wurde endlich, auf dem Papiere mindestens, gebildet, doch in so bescheidener Gestalt, daß er der Allmacht des Kanzlers nicht bedrohlich werden konnte; das soeben erst neu geschaffene Amt der Oberpräsidenten fiel hinweg, die Regierungen sollten wie Napoleons Präfecten unmittelbar unter der Centralverwaltung stehen. So verrieth sich schon hier ein scharf bureaukratischer Zug; an einem selbständigen Leben der Provinzen lag dem Saatskanzler wenig. Am nämlichen Tage erschien das Edict über die Finanzen des Staates — ein Gesetz, dessen gleichen die preußische Monarchie noch nie gesehen, nach Form und Inhalt ein denkwürdiges Zeugniß für die unternehmende Leichtfertigkeit des geistreichen Cavaliers, der jetzt die Zügel hielt. Während Steins Gesetze immer nur eine bestimmte Frage ins Auge faßten und diese durch umsichtige, gründliche Vorschriften nach allen Seiten hin erledigten, überschüttete das neue Finanzedict die Nation mit einem Sturzbade herrlicher Versprechungen. Von der Nationalbank, den Tresorscheinen und den anderen gleißenden Projecten des vergangenen Sommers war der Staatskanzler freilich zurückgekommen; dafür entrollte er das Programm einer großartigen Steuerreform „zur Rettung des Landes“. Er versprach, daß fortan „alle Auflagen nach gleichen Grundsätzen von Jedermann zu tragen“ seien, versprach ein neues Kataster und die Ausgleichung der in den einzelnen Landestheilen grundverschiedenen Grundsteuern, er versprach die völlige Gewerbefreiheit, die Secularisation der geistlichen Güter, die Vereinigung der gesammten Kriegsschulden des Staates und der Provinzen, ebenso die Einführung allgemeiner Consumtions- und Luxussteuern und ließ endlich nach allen diesen Versicherungen den König noch erklären: Seine Majestät behalte sich vor „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben. So wird sich das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Uns und Unserem treuen Volke immer fester knüpfen!“ Welch ein Leichtsinn: die Krone also feierliche Versprechungen geben zu lassen, deren Sinn und Umfang sie, wie sich bald genug herausstellte, noch gar nicht beurtheilen konnte! Als einzige Entschuldigung für diese in Preußen unerhörte Leichtfertigkeit wußte Hardenberg nur vorzubringen, daß man dem gefährlichen westphälischen Nachbar in der Gunst der Opinion den Rang ablaufen müsse!

Einige jener Versprechungen löste der Staatskanzler in der That sofort ein. Schon am nächsten Tage wurde eine allgemeine Luxussteuer für Jedermann, von Dienstboten, Pferden, Hunden und Wagen, angeordnet, desgleichen eine Consumtionssteuer von etwa zehn der gangbarsten Verzehrungsartikel, Fleisch, Mehl, Bier u. s. f., für die Städte wie für das flache Land. Man beabsichtigte dadurch die alte Accise, welche die Städte von den Dörfern absperrte, zu Falle zu bringen; doch namentlich die

Mahlsteuer begegnete bei dem Landvolke einem unbezwinglichen Widerstande. Die Bauern in Altpreußen hatten, seit Stein den Mühlenzwang aufgehoben, viele neue Windmühlen erbaut und sich an den Gebrauch der Handmühlen gewöhnt; sie beharrten störrisch bei ihrer neuen Freiheit, es kam mehrfach zu Widersetzlichkeit und Aufruhr; die armen Leute in Litthauen und Westpreußen aßen Teig statt des Brotes, um die Mahlsteuer zu ersparen. Der Staatskanzler mußte bald einsehen, daß er Unmögliches befohlen hatte. Am 30. October folgte die Secularisation aller geistlichen Güter — ein nothwendiger Gewaltstreich, den der Gesetzgeber rechtfertigte durch „den allgemeinen Zeitgeist", durch das Beispiel der Nachbarstaaten und vornehmlich durch das Gebot der Gerechtigkeit, da das Vermögen der getreuen Unterthanen nicht unbillig angespannt werden dürfe. Die Maßregel wirkte wenig in den altprotestantischen Provinzen, deren Kirchengut bis auf geringe Reste schon seit Jahrhunderten eingezogen war. Um so tiefer griff sie in Schlesien ein, wo das Bisthum Breslau, das Kloster Grüssau und andere Stifter sich noch von den österreichischen Zeiten her einen fürstlichen Reichthum bewahrt hatten. Einen Theil der secularisirten Güter verwendete man für Unterrichtszwecke, namentlich für die Universität Breslau; was man verkaufte gab geringen Ertrag, da das vermehrte Angebot die Güterpreise drückte und in dem erschöpften Lande sich wenig Käufer fanden. Am 2. November endlich wurde eine allgemeine Gewerbesteuer nach französisch-westphälischem Muster eingeführt: jeder unbescholtene Volljährige durfte sich gegen die gesetzliche Gebühr einen Gewerbeschein lösen, nur für vierunddreißig Gewerbszweige sollte aus Rücksichten der öffentlichen Sicherheit noch ein Nachweis besonderer Befähigung verlangt werden. Es war der erste Anfang der Gewerbefreiheit. Gleich darauf erschien die neue Gesindeordnung, ein humanes Gesetz, das noch heutzutage den gänzlich veränderten Verhältnissen der dienenden Klassen im Wesentlichen entspricht, damals aber, nachdem der harte Gesindezwang kaum erst aufgehoben war, als eine radicale Neuerung von unerhörter Kühnheit erschien.

Dergestalt hatte die Hardenbergische Gesetzgebung zum ersten male ihr Füllhorn geöffnet und neben einzelnen tauben Früchten auch einige Gaben von bleibendem Werthe ausgeschüttet. So unsicher die Hand des Staatskanzlers in den finanziellen Angelegenheiten erschien, ebenso fest stand sein Entschluß die bürgerliche Rechtsgleichheit und die Entfesselung aller wirthschaftlichen Kräfte bis in ihre letzten Folgerungen durchzusetzen. Steins schöpferische Ideen eilten der Zeit voraus, wurden nur von einem kleinen Kreise ganz verstanden. Hardenbergs Gedanken lagen näher an der breiten Heerstraße des Zeitalters der Revolution; darum fand er in der Presse jederzeit eine lebhafte Unterstützung, deren Stein immer entbehrte. Unter denen, die sein Lob sangen, ging die Rede, durch die Gesetze dieser großen sieben Tage sei ein Kreis umschrieben, den das revo-

lutionäre Frankreich erst in zwei Jahren durchlaufen hätte — ein Lob, das nachher in alle Geschichtswerke der Schlosser'schen Schule übergegangen ist.

In Wahrheit war gerade die wichtigste der in Aussicht gestellten Reformen, die gleichmäßige Besteuerung aller Stände vorläufig nur verheißen, nicht erfüllt. Aber schon diese Verheißung genügte um die ganze feudale Partei in Aufruhr zu bringen. Der kurmärkische Adel hatte die Ernennung des Staatskanzlers Anfangs mit Freuden begrüßt, da man von Hardenberg erwartete, er werde die Uebereilungen Steins rückgängig machen. Sobald der neue Regent sein wahres Gesicht zeigte, brauste ein Sturm der Entrüstung durch die Kreise des Landadels, und Hardenberg wurde bald noch leidenschaftlicher angefeindet als vordem Stein. Eine Fluth von Beschwerden und Bitten wälzte sich an den Thron; „es giebt bei uns keine Hypotheken, es giebt bei uns kein Eigenthum mehr," klagte der Ostpreuße von Domhardt unter heftigen Verwünschungen gegen die neuen Nivelleurs und Jacobiner.*)

Das classische Land des alten Ständewesens blieb Brandenburg. Nirgends waren die ständischen Institutionen verrotteter, nirgends den Ständen theurer. In den Augen dieses stolzen tapferen Adels galt der Pommer und der Schlesier noch als Ausländer. Noch einmal erhob sich der altständische Particularismus zu offener Fehde gegen die Rechtsgleichheit und Staatseinheit der Monarchie. Als sein Wortführer trat, so prall und patzig wie einst Conrad von Burgsdorff wider den großen Kurfürsten, der Freiherr von der Marwitz auf den Plan — das Urbild des brandenburgischen Junkers, einer der tapfersten Offiziere und der tollste Reiter der Armee, grob, schroff und knorrig, ein grunddeutscher Mann von scharfem Verstande und unbändigem Freimuth, voll feuriger Vaterlandsliebe aber auch voll harter Vorurtheile, so naiv in seinem Standesstolze, daß er an die rechtliche Meinung eines Gegners kaum je zu glauben vermochte. Seit Langem schon lag er in heftigem Streite mit der Potsdamer Regierung, weil diese dem brandenburgischen Landtage einen Theil seiner ständischen Verwaltung, namentlich das verwahrloste Landarmenwesen abnehmen wollte; man mußte endlich die Landarmenkasse gewaltsam aufbrechen und nach Potsdam entführen, der trotzige Mann gab die Schlüssel nicht heraus. Die neuen Steuerpläne erschienen ihm als ein frevelhafter Bruch des alten Landesrechts, das in dem kurbrandenburgischen Landtags-Receß von 1653 verbrieft und versiegelt war. Unablässig bestürmten die Ritter den Staatskanzler mit Protesten und Rechtsverwahrungen, bald Einzelne allein, bald ganze Landschaften, doch Niemand häufiger und lauter als die Stände der Lande Lebus, Beeskow und Storkow, wo Marwitz hauste. Auch der

*) Eingabe v. 4. Dec. 1810. Aehnliche Eingaben aus Altpreußen von v. Hülsen, v. Brederlow u. A.

Romantiker Adam Müller stellte seine Feder den Vorkämpfern der ständischen Libertät zur Verfügung. Als der Staatskanzler nach seiner bureaukratischen Weise fragte, woher diese Gutsbesitzer das Recht nähmen sich Stände zu nennen, da antwortete Marwitz*): „die Qualität der Landstandschaft ist uns angeboren so gut wie unsere Familiennamen, und wir können also eigentlich ebenso wenig angeben, wodurch wir Stände sind als wodurch wir unsere angeborenen Namen führen!" Die Ritterschaft der Priegnitz — voran die Herren von Quitzow und Wartensleben — erklärte**): „die Kur- und Neumark Brandenburg, gleichsam der Kern der gesammten preußischen Monarchie, hat von jeher einen besonderen, von den übrigen Provinzen abgesonderten Staat gebildet, welcher seine ihm eigenthümliche Verfassung hat;" sie verlangte demgemäß, daß kein Steuergesetz ohne Genehmigung der Stände erlassen werde.

Der unerschrockene Reformer ließ sich nicht stören. Die allerdings sehr zweifelhafte Rechtsfrage bekümmerte ihn wenig; war doch die gesammte Verfassung der neuen preußischen Monarchie aus der Bekämpfung der altständischen Rechte hervorgegangen. Ihm genügte die Einsicht, daß die Berufung der alten Provinziallandtage der sichere Untergang der neuen Gesetze war. Um die Nation von der Nothwendigkeit des Geschehenen zu überzeugen und sie auf weitere Reformen vorzubereiten, wurde am 23. Februar 1811 eine „Landesdeputirten-Versammlung" in Berlin eröffnet***): ein Beamter aus jeder der acht Provinzialregierungen, achtzehn Ritter, elf Städter, acht Bauern, sie allesammt von der Krone ernannt. Da die erbitterten Stände von Brandenburg und Pommern sich beschwerten und unaufgefordert Abgeordnete aus ihrer Mitte sendeten, ließ der Staatskanzler auch noch einige dieser „Nebendeputirten" zu. Also wurden zum ersten male seit diese Monarchie bestand Vertreter aller Landestheile zusammenberufen, allein nach dem Ermessen der Krone, ohne Rücksicht auf die ständischen Rechte und Ansprüche der Territorien. Der Eintritt der acht bäuerlichen Deputirten galt in den altständischen Kreisen als das erste Signal einer furchtbaren Umwälzung. Mancher der Zeitgenossen erinnerte sich an die Versammlung der Notabeln beim Ausbruche der französischen Revolution; doch das Ansehen der preußischen Krone stand ungleich fester als die Macht der Bourbonen, und sie gewährte ihren Notabeln von Haus aus sehr bescheidene Befugnisse: nur das Recht der Berathung, nicht die Mitentscheidung. Steins Gesetzgebung hatte die Grundlagen des großen Reformwerks längst sicher gestellt, und

*) Eingabe an Hardenberg 30. Jan. 1811.

**) Eingabe an den König, Perleberg 24. Jan. 1811.

***) Ich benutze hier u. A. den im Berliner G. St. Archiv verwahrten Actenmäßigen Bericht über die Versammlung der ständischen Landesdeputirten von 1811 und der interimistischen Nationalrepräsentation 1812—15. (Von Riedel. 1841.)

auch die Gesetze, welche Hardenberg den Landesdeputirten vorlegte, waren zum Theil schon vollendete Thatsachen.

Der Staatskanzler versammelte die Deputirten in seiner Wohnung und begrüßte sie sogleich in der väterlichen Weise des alten Absolutismus: wie ein guter Vater von seinen Kindern so verlange der König von seinem geliebten Volke nicht blinden Gehorsam, sondern freie Zustimmung zu seinen wohlthätigen Befehlen. Darauf wurden vier Abtheilungen gebildet, unter dem Vorsitze der vier anwesenden Regierungspräsidenten; jede berieth für sich, schickte ihre Protokolle an Hardenberg, der dann nach Belieben noch einzelne Mitglieder zu sich berief und endlich dem Monarchen Bericht erstattete. Die Verhandlungen erschienen wie eine vertrauliche Besprechung mit der Person des höchsten Beamten, und doch wurden sie dem Staatskanzler bald sehr unbequem. Eine ganze Welt von bedrohten wirthschaftlichen und örtlichen Interessen erhob sich aufgescheucht; gerechte und ungerechte Klagen schwirrten hin und her; keine Spur einer Parteibildung, nur ein krauses Durcheinander von Landsmannschaften und ständischen Gruppen. Ueber die Härte der neuen Mahlsteuer waren die Vertreter des flachen Landes einig; die beabsichtigte Consolidation der Kriegsschulden rief stürmischen Widerspruch hervor, da die Kurmark tief verschuldet war, während Altpreußen einen großen Theil seiner Kriegslasten durch Steuern gedeckt hatte.

Am lautesten lärmten die Vertreter der Ritterschaft; sie waren vertraut mit der neuen englischen Theorie, wornach die Grundsteuer den Charakter einer Rente trug, behaupteten steif und fest, die geplante Ausgleichung der Grundsteuer sei offenbarer Raub. Neben dem ehrlichen Rechtsgefühle spielte auch die nackte Selbstsucht mit; dieselbe kurmärkische Landschaft, deren Redner so zäh an dem Rechtsboden ihrer alten Freiheitsbriefe festhielten, stellte dem Staatskanzler unbedenklich die Zumuthung: es sollten die Klagen ihrer Gläubiger durch einen königlichen Machtbefehl vorläufig eingestellt werden!*) Währenddem rückten die unaufhaltsamen Stände von Lebus, Beeskow und Storkow mit einer neuen Verwahrung ihrer „vertragsmäßigen Exemtionen und Freiheiten" heran. Mit groben, unziemlichen Worten betheuerten sie, durch die neuen Gesetze werde das Grundgesetz des Staates vernichtet, und fragten, ob man das alte ehrliche brandenburgische Preußen in einen neumodischen Judenstaat verwandeln wolle. Unter den Unterzeichnern stand Marwitz natürlich obenan; neben ihm der alte Graf Finkenstein, einer jener pflichtgetreuen Richter, welche bei dem Processe des Müllers Arnold die unverdiente Ungnade König Friedrichs erfahren hatten. Dem Staatskanzler riß jetzt die Geduld; er ließ die beiden ersten Unterzeichner ohne Urtheil und Recht nach Spandau auf die Festung bringen. Am 16. September schloß

*) Eingabe der kurmärkischen Landschaft v. 10. Oct. 1810.

er dann die Versammlung der Landesdeputirten und zählte noch einmal die Grundgedanken des neuen Systems auf: ein Jeder solle frei seine Kräfte benutzen, Niemand dürfe einseitige Lasten tragen; Gleichheit Aller vor dem Gesetze, freie Bahn für jedes Verdienst; Einheit und Ordnung in der Verwaltung; so werde in Allen ein Nationalgeist, ein Interesse und ein Sinn geweckt werden. „Kehren Sie nun — so rief er endlich aus — in Ihre Provinzen zurück und verbreiten Sie dort den guten Geist, der Sie selbst beseelt. Stärken Sie das Vertrauen zu einer Regierung, die es so redlich meint!" Seine wirkliche Meinung entsprach diesen freundlichen Worten keineswegs. Vielmehr zog er, und gleich ihm der König, aus dem chaotischen Hin- und Herreden dieser Notabelnversammlung den richtigen Schluß, daß ein allgemeiner Landtag, jetzt berufen, den Fortgang der Reformen hemmen müsse. So stand es: nur die Machtvollkommenheit der absoluten Krone konnte dem preußischen Volke den Weg zur Freiheit eröffnen.

Fast gleichzeitig mit der Entlassung der Landesdeputirten erschien die zweite große Sturzwelle der Hardenbergischen Gesetzgebung. Das Edict vom 7. Sept. 1811 über die Finanzen berücksichtigte einige Wünsche der Landesdeputirten, hob das Verbot der Handmühlen sowie die Consumtionssteuer auf dem flachen Lande größtentheils wieder auf und belegte statt dessen das Landvolk mit einer Kopfsteuer. Dagegen widersprach das am selben Tage beschlossene Gesetz über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe schnurstracks den Ansichten der Notabelnversammlung: die Krone eilte wieder einmal den Anschauungen des Volkes voraus, sie gewährte vollständige Gewerbefreiheit, dergestalt daß Jeder, der einen Gewerbeschein löste, Lehrlinge und Gesellen halten, jeder Zünftler aus seiner Innung austreten, jede Zunft durch Mehrheitsbeschluß oder durch den Befehl der Landespolizeibehörde aufgelöst werden durfte. Es war ein Schritt von radicaler Verwegenheit. Nicht ohne Grund klagten Stein und Vincke, man hätte die Zünfte, statt sie aufzulösen, vielmehr in einem freien Sinne neugestalten sollen. Weit überwiegend blieb gleichwohl der Segen dieser kühnen Neuerung. Der kleine Mann genoß fortan in Preußen einer wirthschaftlichen Freiheit, wie nirgendwo sonst in Deutschland, und obgleich die Verhältnisse der Kleingewerbe, Dank der Zähigkeit unserer Alltagsgewohnheiten, sich weit weniger veränderten als man erwartete, so war es doch wesentlich der Freiheit des gewerblichen Lebens zu verdanken, daß die Bevölkerung der Hauptstadt selbst in diesen Jahren der bitteren Noth unaufhaltsam anwuchs.

Wie dies Gesetz der Städteordnung Steins erst den Abschluß brachte, so wurden auch die agrarischen Gesetze des Reichsritters erst vollendet durch die beiden Edicte vom 14. Sept. 1811 über die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse und über die Beförderung der Landescultur. Dabei hatte Thaers kundige Hand die Feder mit angesetzt. Die erblichen Besitzer

von bäuerlichen Gütern ohne Eigenthumsrecht sollten das volle Eigenthum an ihrem Gute erlangen gegen die Abtretung von einem Drittel ihres Gutes oder gegen eine entsprechende Rente; wer nur die nichterbliche Nutznießung an seinem Bauerngute hatte, konnte durch die Abtretung der Hälfte ein freier Eigenthümer werden. Das Gesetz schnitt tief, ja grausam ein in die gewohnten Verhältnisse; sogar einige freie Köpfe des Beamtenthums, wie Hippel, fanden den Schritt allzu gewagt. Die Ritterschaft in Pommern besaß etwa 260 Geviertmeilen, davon 100 □ M. bäuerliches Land, jetzt wurden ihrer siebzig freies Eigenthum der Bauern. Begreiflich, daß der Adel murrte, auch Stein selber schloß sich ihm an. Die Lage der Grundherren war schon längst so trostlos, daß sich im Jahre 1810 die reichste Gutsbesitzerin in Preußen erbot, ihre Güter gegen eine jährliche Rente von 2000 Thlr. an den Staat abzutreten; ein schlesischer Grundherr machte Bankrott, obgleich er noch einen Werth von 300,000 Thlr. in Grund und Boden besaß. Aber auch die Bauern lärmten. Mehrmals brachen Unruhen aus, namentlich in Schlesien, da der kleine Mann wähnte, er sei mit einem male aller Pflichten ledig; die Ablösung, die dem Adel unbillig niedrig schien, wurde von den Pflichtigen viel zu hoch gefunden. Gleichwohl ging die segensreiche Reform vorwärts. Sie stand, trotz aller äußeren Aehnlichkeit, in scharfem Gegensatze zu den Gesetzen der französischen Revolution, da die Berechtigten ehrlich entschädigt wurden. Ihre Durchführung wurde wesentlich gefördert durch das Landesculturedict, das die freie Veräußerung und Theilung der Landgüter gestattete: dies bleibe „das beste Mittel, die Grundbesitzer vor Verschuldung zu bewahren, ihnen ein dauerndes Interesse für Verbesserung ihrer Güter zu geben und die Cultur aller Grundstücke zu befördern“. Aus vollem Herzen schloß der König, es sei „für sein Gefühl höchst erfreulich, daß wir endlich dahin gekommen sind alle Theile unserer getreuen Nation in einen freien Zustand zu versetzen und auch den geringsten Klassen die Aussicht auf Glück und Wohlstand eröffnen zu können“. Gegen dies Edict vornehmlich richtete sich Steins Zorn. Er schalt, nicht ohne die gallige Laune des Staatsmanns außer Diensten, wider dies bureaukratische Nivelliren und fürchtete, die freie Theilbarkeit der Grundstücke werde die Auskaufung, die Vernichtung seines geliebten Bauernstandes herbeiführen — eine Besorgniß, die sich doch als grundlos gezeigt hat.

Hieran schloß sich endlich die Emancipation der Juden, welche bisher amtlich noch immer als „Judenknechte“ gegolten hatten (11. März 1812): wenn sie bleibende Familiennamen annahmen und sich der Wehrpflicht unterwarfen, so wurden sie, wie in den Ländern des Code Napoleon, vollberechtigte Staatsbürger, zu jedem Gewerbebetrieb in Stadt und Land, auch zu den akademischen, den Schul- und Gemeindeämtern zugelassen. Unter den Jammerrufen der Feudalen geschah nun die große

Umtaufung der preußischen Judenschaft. Die Levi, Cohn und Jacobsohn behielten ihre semitischen Namen bei, die Wolf und Kuh begnügten sich mit den Spottnamen, welche ihnen der grausame Volkshumor der Germanen angehängt, die Zwickauer und Bamberger nannten sich einfach nach ihrer Heimath; jene sinnigen Naturen aber, die der sanfte Hauch dieser sentimentalen Epoche angeweht hatte, wählten holdere Namen um die Schönheit ihrer Seele getreulich auszudrücken, also daß die Thüren unserer Börsen noch heute von Blümchen, Veilchen, Nelken und Rosenzweigen dicht umrankt sind.

In diesen nothwendigen socialen Neuerungen lag die Größe der Hardenbergischen Reformen. In seinen Finanzmaßregeln dagegen blieb er nach wie vor unglücklich. Den Verkauf der Domänen betrieb er mit lebhaftem Eifer, theils weil er baarer Mittel bedurfte, theils weil ihn seine doctrinären Rathgeber von der Verwerflichkeit alles Staatsgrundbesitzes überzeugt hatten: in Absicht der Domänen, schrieb F. von Raumer kurzab, ist von den Briten nur zu lernen, daß man keine haben muß! Doch woher sollten die Käufer kommen in dem verarmten Lande? Nach fünftehalb Jahren, bis zum Juni 1813 waren für verkaufte Staatsgüter nur 786,000 Thlr. baar eingegangen, dazu über 6½ Mill. in werthlosen Papieren. Da auch die Consumtionssteuer wenig einbrachte und bald zum Theil wieder zurückgenommen wurde, so konnte Hardenberg, der mit so hoffnungsvollen Finanzplänen begonnen, von der französischen Schuld nicht mehr abtragen als sein schwerfälliger Vorgänger Altenstein: im April 1811 war noch fast die Hälfte der Contribution, etwa 59 Mill. Fr. ungetilgt. Die neuen schweren Kriegslasten des Jahres 1812 nöthigten den Staatskanzler endlich — gegen seine theoretischen Ueberzeugungen — eine harte Vermögens- und Einkommensteuer auszuschreiben, die vom Vermögen 3 Procent, vom Einkommen 1 bis 5 Procent in Anspruch nahm. Aber auch diesmal hatte er die trostlose wirthschaftliche Erschöpfung des Landes nicht richtig geschätzt. Das Edict mußte schon nach wenigen Wochen für Altpreußen außer Kraft gesetzt werden, da diese Provinz durch den Marsch der großen Armee völlig ausgesogen wurde, und statt der gehofften 25 Mill. Thlr. kamen nur 4½ Mill. ein, davon 4 Mill. baar.

Obgleich die socialen Reformen Hardenbergs nur durch den Willen des absoluten Königthums durchgesetzt werden konnten, so war die Krone doch nicht in der Lage, auf den Beistand popularer Kräfte ganz zu verzichten. Sie hatte bereits im October 1810, in dem verheißungsreichen Edict über die Finanzen, versprochen, daß eine durch Repräsentanten der Communen und Provinzen verstärkte General-Commission über die Regulirung der Kriegsschulden berathen solle. Die Landesdeputirten, namentlich die Vertreter des Bürger- und Bauernstandes verlangten lebhaft die Einlösung dieses Wortes. Darum erklärte der König*): „seine Absicht

*) Cabinets-Ordre v. 6. Sept. 1811.

gehe noch immer dahin', der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation zu geben; da die dazu erforderlichen Vorbereitungen indessen noch Zeit erforderten, so sollten die für jene General-Commission bestimmten Abgeordneten auch vorerst die Nationalrepräsentation constituiren." Unter dem hochtönenden Namen einer interimistischen Nationalrepräsentation trat also am 10. April 1812 in Berlin eine zweite Notabelnversammlung von neununddreißig Mitgliedern zusammen. Diesmal räumte man der Nation ein Wahlrecht ein. Die achtzehn Ritter wurden unmittelbar von den Kreistagen, die zwölf Bürger und neun Bauern durch indirecte Wahl von den Städten und dem Rusticalstande erwählt; die Regierungspräsidenten sollten aber die Gewählten prüfen, ob sie einsichtsvolle, patriotische und „vorurtheilsfreie" Männer seien — ein deutlicher Wink für die Feudalpartei!

Das Bedeutsamste an diesem überaus zahmen Repräsentationsversuche blieb, daß der neugeschaffene Bauernstand jetzt durch einige selbstgewählte Vertreter an den Berathungen über Staatsangelegenheiten Theil nahm. Die märkischen Stände murrten auch diesmal; sie beriefen sich auf das „allgemeine Mißtrauen" des Landes gegen die neuen Steuerpläne*) und setzten durch, daß wieder einige Nebendeputirte aus ihrer Mitte zugelassen wurden. Hardenberg erschien auch hier wieder als der Verfechter der neuen Staatseinheit. Er faßte die Stände im modernen Sinne als eine Interessenvertretung, er verlangte, der Repräsentant dürfe „keinen anderen Richter als sein Gewissen" anerkennen: wer sich nach altständischer Weise an die Aufträge seiner Wähler gebunden glaube, müsse von den Berathungen ausgeschlossen werden.**) In den Provinzen versammelten sich die „Wahldeputirten", welche die Nationalrepräsentation gewählt hatten, häufig aus eigenem Antriebe — ganz regelmäßig in Oberschlesien***) — um öffentliche Angelegenheiten zu besprechen und mit ihren Repräsentanten in Berlin einen regen Verkehr zu unterhalten. Der Sinn für das politische Leben begann überall im Volke zu erwachen. Die Wirksamkeit der Nationalrepräsentation blieb gleichwohl sogar noch geringfügiger als die Thätigkeit der ersten Notabelnversammlung. Ihre häufig unterbrochenen Verhandlungen bewegten sich wesentlich um die Regulirung des Kriegsschuldenwesens und brachten selbst diese Angelegenheit nicht ins Reine. Kamen andere Fragen zur Besprechung, so zeigte sich stets ein streng conservativer, den Reformen feindlicher Geist; der Staatskanzler mußte sich bald überzeugen, daß er die Ausgleichung der Grundsteuer gegen den zähen passiven Widerstand des Landadels für jetzt noch nicht durchsetzen könne. Der Eifer der Repräsentanten und ihrer

*) Eingabe der neumärkischen Stände, 4. Dec. 1812.
**) Instruction des Staatskanzlers an die Regierungen, 11. Febr. 1812.
***) Bericht der Regierung in Oppeln, 24. Oct. 1816.

Wähler erlahmte schnell; es kam so weit, daß die Stände Vorpommerns sich weigerten ihren Vertretern fernerhin Tagegelder zu zahlen. Von der Nation kaum noch bemerkt schleppte die Versammlung ihr unfruchtbares Dasein bis zum 15. Juli 1815 dahin; ihr letztes Werk war die Verordnung über die Vergütung der Kriegsleistungen v. 1. März 1815.



Je länger der Staatskanzler im Sattel saß, um so offenkundiger wurden seine bureaukratischen Neigungen. Ohne feste Grundsätze wie er in Verwaltungsfragen immer war, fand er den aufreibenden Kampf mit dem trotzigen Landadel bald unbequem und beschloß den festen Grund der ritterschaftlichen Macht, die Gutsherrschaft zu zerstören, aber nicht durch die Begründung einer gerechten Selbstverwaltung auf dem flachen Lande, sondern auf gut napoleonisch-westphälische Art durch die Verstärkung der Macht des Beamtenthums. Am 30. Juni 1812 erschien das Edict wegen Errichtung der Gensdarmerie. Es war der schwerste Mißgriff der Hardenbergischen Verwaltung, ein vollständiger Abfall von den hochsinnigen Gedanken Steins. Das althistorische, mit dem Leben dieses Staates fest verwachsene Landrathsamt wurde aufgehoben. An die Stelle des Landraths trat ein Kreisdirector, ein von der Krone nach freiem Ermessen ernannter, auskömmlich besoldeter Staatsbeamter, der seinen Sitz in der Kreisstadt angewiesen erhielt und lediglich ein Werkzeug der Staatsgewalt, nicht mehr, wie vormals der Landrath, zugleich ein Vertrauensmann der Kreisstände war. Unter ihm sollte ein Kreisbrigadier mit vier bis fünf Gensdarmerie-Offizieren die Polizeigewalt im Kreise handhaben und zugleich in den Geschäften des Kreisdirectoriums thätig sein, dergestalt daß diese Behörde einen rein bureaukratischen Charakter erhielt. Die Kreiskasse wurde zur Staatskasse; nur als ein geringfügiger Nebenfond sollte noch eine Kreis-Communalkasse bestehen. Da der Schwerpunkt der Selbstverwaltung überall im Finanzwesen liegt, so konnte demnach die aus zwei Abgeordneten der Ritterschaft, zwei städtischen und zwei bäuerlichen Deputirten gebildete Kreisversammlung, welche der Kreisdirector von Zeit zu Zeit einberief, nur wenig bedeuten. Die Rittergutsbesitzer verloren ihre Polizeigewalt, erhielten nur das Recht der Aufsicht über die Ortspolizei der Dorfgerichte, wurden der Disciplinargewalt des Kreisdirectors unbedingt unterworfen.

Hardenberg ging bei dem Gensdamerie-Edicte von der berechtigten Absicht aus, die Ausführung des Staatswillens auf dem flachen Land besser als bisher zu sichern und das Uebergewicht der Ritterschaft in der Kreisverwaltung, das „nach Einführung der Gewerbefreiheit und bei gleichem Interesse aller Klassen" keinen Sinn mehr habe, zu beseitigen. Doch sein Heilmittel war ärger als die alten Uebel. Sein Kreisdirector mitsammt der Kreisversammlung war nichts anderes als der Unterpräfect und der Arrondissementsrath des napoleonischen Frankreichs. Mit diesem Edicte, das unter so anspruchslosem Namen auftrat, that der Staats-

kanzler den verhängnißvollen ersten Schritt zur Einführung des Präfectursystems. Die Oberpräsidenten hatte er schon abgeschafft, und nun versprach er bereits das Staatsgebiet in „neue Regierungs- und Militärdepartements" einzutheilen. Er war jetzt so ganz durchdrungen von der Herrlichkeit der schlagfertigen Präfectur, daß selbst sein ergebener F. von Raumer sich bewogen fand ihm die Vorzüge des alten preußischen Collegialsystems in einem beweglichen Briefe vorzuhalten.

Zum Glück fehlte dem geistreichen Manne die Willenskraft zur Durchführung der undeutschen, verderblichen Neuerung, die er plante. Vorderhand sollte nur ein Theil der Bestimmungen des Gensdarmerie-Edicts „provisorisch" in Kraft treten. Dieser Unfug der provisorischen Gesetzgebung war dem gestrengen alten Absolutismus ganz unbekannt gewesen und riß erst jetzt ein, da der leitende Staatsmann zwischen Projecten und Experimenten unstät hin und her griff. Provisorisch also sollten die bisherigen Landräthe die Geschäfte der neuen Kreisdirectorien übernehmen, nur daß man zuvor gründlich unter ihnen aufräumte und eine große Zahl der Altständischgesinnten entließ. Jedoch selbst in dieser provisorischen Gestalt stieß die neue Ordnung auf einen ungeheuren, völlig unbesiegbaren Widerstand. Der Landadel, in seinem Allerheiligsten bedroht, lärmte lauter denn je, die Nationalrepräsentanten in Berlin verwahrten sich gegen die Verletzung der alten Gerechtsame. Mehrere der wärmsten persönlichen Anhänger des Staatskanzlers stimmten mit ein in die berechtigten Vorwürfe, welche von Stein, Vincke und den anderen Vertretern des Gedankens der Selbstverwaltung erhoben wurden; der geistreiche Hippel gerieth mit seinem alten Freunde Scharnweber, der bei dem Gesetze mitgeholfen, ganz aus einander. Das Edict konnte nur in wenigen Regierungsbezirken, nirgends vollständig und in der Kurmark gar nicht, ausgeführt werden; bald nachher schwemmte die Sturmfluth des Krieges von 1813 auch diese schwachen Anfänge großentheils wieder hinweg. Die einzige gesunde Frucht des unglücklichen Gesetzes waren die Kreisversammlungen. Erst in der stillen Arbeit dieser Versammlungen lernte das Landvolk die neue Zeit kennen und lieben. Wo immer sie ins Leben traten da war Jedermann des Lobes voll für das Verhalten der Bauern; sie lieferten den Beweis, daß Steins Werk, die Befreiung des Bauernstandes nicht zu früh erschienen war. Alle Berichte der Behörden erzählten mit naivem Erstaunen, wie willig, brauchbar, besonnen dieser neue Stand sich zeige.*)

Welch ein Gegensatz doch: die Gesetze Steins und die Experimente Hardenbergs! Steins Thun und Denken gemahnt immer an den alten Wappenspruch seiner geliebten Grafschaft Mark: vierecken Stein, wie er

*) Viele Belege hierfür giebt der Bericht des Ministers von Beyme v. 21. April 1818 über seine Rundreise durch Pommern und Preußen.

auch fällt, sich immer auf ein Seiten stellt. In Hardenbergs Geiste kommen und gehen die Gedanken und Einfälle wie die Nebelbilder in einem Zauberspiegel. Dort Alles planvoll, tief, gediegen und darum auch alsbald in vollem Ernste durchgeführt; hier ein unsicheres Schwanken zwischen radicalen Doctrinen und despotischen Neigungen, eine Reihe verunglückter Finanzgesetze, große gefährliche Versprechungen für die Zukunft, kühne Anläufe, nach dem ersten Sprunge wieder aufgegeben, Alles planlos und hastig; und mitten in diesem unfertigen dilettantischen Treiben doch einige hochwichtige Reformen, des größten Staatsmannes würdig, eine Entfesselung der wirthschaftlichen Kräfte, die dem Staate nachher ermöglicht hat die Wunden eines fürchterlichen Krieges auszuheilen. Jener Zug des Leichtsinns, welcher Hardenbergs proteische Natur so oft in die Irre führte, hing doch eng zusammen mit der besten Kraft seines Wesens, der unverwüstlichen hoffnungsvollen Freudigkeit. Während Stein den preußischen Staat schon fast verloren gab und nur noch auf das Wunder einer allgemeinen deutschen Volkserhebung rechnete, fand dieser Leichtlebige stets neue Mittel und Behelfe für seinen wirklichen Staat und nach jedem neuen Fehlschlage stand er wieder schnellkräftig auf seinen Füßen. —

Inmitten der Aufregung dieser inneren Parteikämpfe behielt Hardenberg immer seine beste Kraft frei für die auswärtige Politik. Er wollte die wirthschaftlichen und militärischen Kräfte des ausgesogenen Landes noch einige Jahre lang sammeln und unterdessen in der Stille ein gutes Einvernehmen mit den beiden anderen Ostmächten herstellen, bis nach der völligen Räumung der Oderfestungen der rechte Augenblick für die Schilderhebung herankäme. Bis dahin durfte man den Argwohn des Imperators nicht reizen. Darum wurde Scharnhorst scheinbar der Leitung des Kriegsdepartements enthoben: in Wahrheit behielt er nach wie vor die militärischen Dinge in seiner Hand. Graf Goltz, ein wohlmeinender, ängstlicher Mann, an dem die Franzosen keinen Anstoß nahmen, blieb dem Namen nach an der Spitze der auswärtigen Geschäfte, während Hardenberg hinter seinem Rücken mit dem englischen Agenten Ompteda verhandelte. Der Polizeidirector von Berlin, Justus Gruner, ein leidenschaftlicher, in die Pläne der geheimen Bünde tief eingeweihter Patriot, verlor seine Stelle. Die aufgeregten Gelehrten und Schriftsteller erhielten freundschaftliche Mahnungen sich nicht bloßzustellen. Eine sorgsame Censur überwachte nos deux gazettes: so hießen in der Sprache der preußischen Diplomatie die patriotische Spenersche und die charakterlose, vom Grafen St. Marsan insgeheim unterstützte Vossische Zeitung. Der Staatskanzler war unermüdlich im Beschwichtigen und Entschuldigen, so oft St. Marsan in Berlin oder Davoust in Magdeburg sich über die Umtriebe von Fichte, Schleiermacher und Schmalz beschwerten.*) Indeß

*) Hardenbergs Tagebuch 6. Nov. 1811.

die Ereignisse gingen schneller als Hardenbergs verständige Wünsche. Bald nach dem Wiener Frieden ließ sich schon errathen, daß der Entscheidungskampf zwischen den Tilsiter Verbündeten nahte; nicht urplötzlich wie die meisten anderen Kriege dieser athemlosen Zeit, sondern schrittweise, zwei Jahre zum Voraus erkennbar, rückte die neue Kriegsgefahr heran.

Der entscheidende Grund lag wieder in dem unzähmbaren Charakter des Weltherrschers. Wie der Löwe nicht blos aus Hunger mordet, sondern weil er nicht anders kann, weil es seine Natur ist zu rauben und zu zerfleischen, so konnte dieser Allgewaltige nicht einen Augenblick bei einem erreichten Erfolge sich beruhigen. Ins Grenzenlose schweiften seine begehrlichen Träume; noch war ihm nichts gelungen was der Märchenpracht des Alexanderzuges gleich kam. Kaum war mit Rußlands Hilfe Oesterreich unterworfen, so sollte der Czar mit dem Beistande der Hofburg gedemüthigt werden. Doch nicht blos die verzehrende Gluth eines rasenden Ehrgeizes trieb den Imperator vorwärts, sondern auch eine unaufhaltsame politische Nothwendigkeit; sein Weltreich konnte nicht bestehen wenn er nicht über alle Küsten Europas unbedingt gebot. Leidenschaftlicher denn je betrieb er jetzt den Handelskrieg gegen das unangreifbare England; durch das Edict von Trianon hoffte er die Sperrung des Continents zu vollenden. Als er die Nordseeküste mit dem Kaiserreiche vereinigte, erklärte er den Abgeordneten der Hansestädte kurzab: die Edicte über die Continentalsperre sind die Grundgesetze meines Reiches! Auf der spanischen Halbinsel wogte der gräuelvolle Krieg ins Unabsehbare dahin; aus den radicalen Beschlüssen der Cortes von Cadiz sprach die verzweifelte Entschlossenheit eines heldenhaften Volkes. Zwingende politische Gründe mahnten den Imperator zunächst diese offene Wunde zu schließen; er aber wollte und konnte die ungeheure Macht der nationalen Leidenschaft nicht würdigen. War erst Rußland gebändigt und die englische Flagge von allen Häfen des Festlands ausgeschlossen, standen die französischen Zollwächter in Petersburg, dann mußte der spanische Aufstand wie Schnee zerschmelzen vor der Sonne des Kaiserthums. Und schon brütete der Unersättliche über noch kühneren, noch wunderbareren Plänen: nach dem Falle von Moskau sollte von den Ufern der Wolga aus ein neuer Kriegszug, die Wunder Alexanders überbietend, beginnen, ein Zug zum Ganges, der „dies Schaugerüste der englischen Handelsgröße“ für immer vernichten mußte.

Der Czar konnte sich die Gefahren des Tilsiter Bündnisses nicht länger mehr verbergen. Ganz Rußland vernahm mit Unmuth, wie Napoleon das von den Russen eroberte österreichische Polen großentheils an Warschau verschenkte ohne den Verbündeten auch nur zu befragen. Man kannte in Petersburg den geheimen Verkehr zwischen dem polnischen Adel und den Tuilerien, der durch Napoleons polnische Flügeladjutanten vermittelt wurde. Die Wiederherstellung Polens durch Frankreichs Gnade,

nach Alexanders Meinung die schwerste aller Gefahren, rückte näher und näher. Um ihr zu begegnen legte der Czar dem französischen Gesandten einen Vertrag vor, wornach die beiden Alliirten sich verpflichteten den polnischen Staat niemals wieder aufzurichten, auch den Namen Polen nie zu dulden. Der Imperator wich aus; sein frommes Gemüth scheute sich „die Sprache der Gottheit zu reden", ein Versprechen für alle Zukunft zu geben. Nicht als ob er den Gedanken der Wiederherstellung des polnischen Reichs schon im vollen Ernst ergriffen hätte. Die Bildung nationaler Staaten widersprach dem Wesen seines Weltreichs. Auch die revolutionären Ideen, die in dem zweiseitigen Wesen des Bonapartismus lagen, traten mit den Jahren ganz zurück. Wie die unterjochten Völker jetzt in Napoleon nur noch den Despoten sahen, so fühlte er selber sich wieder ganz als der Bändiger der Revolution und prahlte wieder, wie einst nach dem achtzehnten Brumaire, auf seinen Schultern ruhe die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft. Der Radicalismus der Sarmaten war ihm unheimlich; ihn beunruhigte der Gedanke, von einem halbrepublikanischen Polen könne „eine teuflische Propaganda" ausgehen, die sich mit dem Hussitenthum im nahen Böhmen verbände. Gleichwohl wollte er sich nicht die Hände binden, da die nationalen Hoffnungen der Polen ihm vielleicht noch als eine willkommene Waffe gegen Rußland dienen konnten; auch durfte der Usurpator die Schwärmerei der Franzosen für die Wiederaufrichtung des altverbündeten Polenreichs nicht offen verletzen. Genug, die Verhandlungen zwischen Paris und Petersburg zerschlugen sich, und der erbitterte Czar erklärte dem französischen Gesandten: ich weiß jetzt, daß Ihr Polen wiederherstellen wollt! Der Imperator aber gab auf den Vorwurf hinterhaltiger Ränkesucht die unzweideutige Antwort: ich intrigire nicht, sondern führe Krieg mit 400,000 Mann!

Nun drängten sich Schlag auf Schlag die Beweise der Feindseligkeit Napoleons. Kurz bevor er die Erzherzogin heimführte, ließ er um die Hand der Schwester Alexanders anhalten; er rechnete, Kaiser Franz werde lieber sein eigen Fleisch und Blut dem gekrönten Plebejer opfern, als eine Familienverbindung zwischen den Bonapartes und dem Hause Gottorp dulden. Der Plan gelang vollständig, der Czar aber sagte verstimmt: Ihr habt ein doppeltes Spiel gespielt! Es folgte die Einverleibung der deutschen Küsten. Das Weltreich streckte seine Polypenarme, den preußischen Staat umklammernd, bis zur Ostsee, immer näher an Rußland heran, und der Imperator erklärte ausdrücklich, diese Reunionen seien nur die ersten! Dadurch wurde zugleich der Verbündete Frankreichs, der Herzog von Oldenburg, Alexanders naher Verwandter seines Erblandes beraubt, ohne daß man den russischen Alliirten auch nur zum Voraus von der Gewaltthat unterrichtete. Dann stellte Napoleon dem Czaren die Zumuthung, daß er alle neutralen Schiffe mit Beschlag belegen solle; das hieß den Russen jede Verzehrung von Colonialwaaren ver-

bieten. Alexander antwortete durch einen Ukas, der die Einfuhr französischer Fabrikate hart traf. Ein gereizter Briefwechsel gab der Erbitterung der beiden Kaiser lebhaften Ausdruck. Ew. Majestät hat keine Freundschaft mehr für mich — so schrieb Napoleon im Februar 1811 — unsere Allianz besteht nicht mehr in den Augen Englands und Europas.

Unterdessen betrieb er mit gewohnter Umsicht die Rüstungen für einen Kampf ohne Gleichen. Schon seit dem Frühjahr 1810 ließ er ungeheure Waffenvorräthe im Warschauischen aufhäufen und die Festungen des Herzogthums für den Krieg vorbereiten — das Alles „aus bloßer Vorsicht", wie er an Friedrich August von Sachsen schrieb. Im April 1811 erhielten die Fürsten des Rheinbundes den Befehl ihre Truppen marschbereit zu halten; Magdeburg war von den Franzosen besetzt, die Garnisonen in Danzig und den Oderfestungen wurden verdoppelt, an der unteren Elbe sammelte sich ein Heer von 200,000 Mann. Es lag vor Augen: Preußen sollte durch einen plötzlichen Einbruch vernichtet oder durch Drohungen zum Anschluß an Frankreich gezwungen werden; dann begann der russische Feldzug sogleich von Warschau aus. Am 15. August 1811 überschüttete Napoleon in öffentlicher Versammlung den russischen Gesandten Kurakin mit gehässigen Scheltworten, und die Welt wußte bereits: durch solche Scenen pflegte der Imperator seine Kriege einzuleiten.

Wollte Alexander den ungleichen Kampf bestehen, so war unerläßlich, daß er seine gesammte Macht bereit hielt und sich mit den deutschen Großmächten verständigte. Von den beiden goldenen Früchten, die er sich von dem Tilsiter Bündniß versprochen, war die eine bereits glücklich eingeheimst. Das besiegte Schweden hatte Finnland den Russen abgetreten, und auch in den Donauprovinzen behaupteten sich Alexanders Truppen. Aber die Pforte widerstand noch immer hartnäckig, und Napoleon ermuthigte sie insgeheim, denn er sah voraus, daß der Kampf um die Donaumündungen jede Versöhnung zwischen Rußland und Oesterreich vereiteln mußte. Die Hofburg grollte dem Czaren, sie schrieb ihm vor Allen das Mißlingen des letzten Krieges zu. Trotzdem unternahm Kaiser Franz schon im December 1809 den Versuch einer geheimen Annäherung, da er der französischen Freundschaft wenig traute. Alexander schlug freudig ein in die dargebotene Hand; er glaubte in jenem Augenblicke noch an die Fortdauer des Tilsiter Bündnisses und spielte mit dem Plane eines Dreikaiserbundes, der die Theilung der Türkei herbeiführen solle. Indeß die Wiener Nüchternheit blieb für solche Träume unempfänglich. Erzherzog Karl vornehmlich zeigte wie immer ein offenes Verständniß für die orientalischen Interessen der Monarchie, er verwarf jede Verständigung mit Rußland, so lange die untere Donau in der Hand des Czaren sei, und Metternich erklärte endlich dem russischen Gesandten: „macht ein Ende mit der Türkei, dann erst können wir mit Euch verhandeln!"

Währenddem erkannte Alexander, daß der Bund von Tilsit zerrissen war, und alsbald stiegen in der Seele des Leichtbeweglichen neue phantastische Träume auf, Pläne ebenso glückverheißend für die Freiheit der Welt wie vortheilhaft für die Ländergier des Hauses Gottorp. Er kehrte zurück zu jenen polnischen Projecten, die er vor Jahren mit Czartoryski besprochen, und schrieb im December 1810 dem polnischen Freunde: seine Absicht sei, dem Imperator den Rang abzulaufen und gleich beim Beginne des Krieges die Freiheit Polens auszurufen — natürlich die Freiheit unter russischem Scepter. Er wollte als Selbstherrscher aller Reussen und König von Polen im Osten despotisch, im Westen parlamentarisch regieren, als der Hersteller Polens in dem Gedächtniß ferner Jahrhunderte leben und dem befreiten Nachbarlande eine musterhafte Verfassung schenken, denn „Sie wissen, die liberalen Formen habe ich immer vorgezogen.“ Folgten die Polen dem Rufe ihres Befreiers, so könne er „ohne einen Schuß zu thun“ bis an die Oder vorgehen, Preußen schließe sich selbstverständlich an, und mit entschiedener Uebermacht, mit 230,000 Mann, die bald noch um weitere hunderttausend verstärkt würden, beginne dann der Kampf für die Befreiung Europas; mehr als 155,000 Mann habe Napoleon nicht entgegenzustellen, und darunter nur 60,000 Franzosen! So tief unterschätzten die alten Mächte noch immer die Macht des Weltreichs. Selbst einsichtige Offiziere kamen von dem allgemeinen Irrthum nicht los; berechnete doch Radetzky im Jahre 1810 ebenfalls, daß nur 60,000 Franzosen gegen Rußland marschiren könnten, und Gneisenau schätzte noch ein Jahr darauf die Gesammtmasse der gegen den Osten verfügbaren napoleonischen Streitkräfte auf 200,000 Mann.

Mit glückseliger Zuversicht baute der Czar auf seinen rettenden Gedanken. Er hielt es für so schwer nicht, selbst Oesterreichs Zustimmung zu gewinnen und schrieb dem Kaiser Franz: möge die Hofburg die Donauprovinzen und selbst Serbien für sich nehmen, wenn sie sich nur der großen Coalition anschließe und die Wiederherstellung Polens gestatte. Dem Wiener Hofe aber erschienen diese polnischen Pläne, begreiflich genug, fast noch unannehmbarer als vorher die Anschläge gegen die Donaumündungen. Er lehnte jede Verhandlung ab; seine Staatsmänner sagten unverhohlen: die russische Politik ist wie ein Kind, sie weiß nicht was sie will. In der That sollten die sarmatischen Projecte rasch im Sande verlaufen. Czartoryski versagte sich den Mahnungen Alexanders; das polnische Blut war stärker als die Freundschaft für den Czaren. Der kluge Pole errieth sofort, daß seine Landsleute, getreu den nationalen Ueberlieferungen, im französischen Lager bleiben würden, und hoffte die Herstellung seines Vaterlandes von Napoleons Siegen. Er wollte tout ce qui est Pologne, also auch Danzig und Westpreußen wieder unter den Fahnen des weißen Adlers vereinigen und verhielt sich kühl, sobald er bemerkte, wie weit diese bescheidenen Ansprüche über die Absichten des Czaren hinausgingen.

Im Mai 1811 sah Alexander endlich ein, daß er beim Vorbrechen gegen Warschau auf eine Schilderhebung der Polen nicht zählen könne, und beschloß nunmehr, gründlich ernüchtert, den Angriff des Feindes im eigenen Lande zu erwarten. Er kannte seine Russen; er wußte, daß sie einen Krieg im Auslande als einen Kampf für die Heiden immer nur mit halbem Herzen führen, dagegen die bedrohte Erde des heiligen Rußlands noch immer ebenso tapfer und glaubensfreudig, wie einst gegen die Tartaren und Türken, vertheidigen würden. An Nachgiebigkeit dachte er nicht mehr, der Krieg schien ihm unvermeidlich, und die Bedrängniß der Finanzen machte den bewaffneten Frieden auf die Dauer unerträglich.

Also drohten, wie die Zeitungen sagten, die beiden Kolosse des Ostens und des Westens auf einander zu stoßen und das unglückliche Preußen beim ersten Anprall zu zermalmen. Neutralität war unmöglich, schon weil Napoleon seinen Heereszug durch Preußen führen mußte; die preußischen Generale sahen voraus, daß er diese Straße einschlagen würde um in das Herz des russischen Landes zu stoßen, den Norden und den Süden des weiten Reichs getrennt zu halten. Alle seine persönlichen Gefühle, der Haß wider den Unterdrücker und die Freundschaft für den Czaren, drängten den König sich dem Staate anzuschließen, den er von jeher als seinen natürlichen Bundesgenossen betrachtet hatte. Unterlag Rußland, so war sicher, daß der siegreiche Imperator den verhaßten preußischen Staat vernichtete; sein Groll gegen diese zähen Norddeutschen wuchs von Tag zu Tage, er nannte die Preußen nur noch die Jacobiner des Nordens. Seine Hofblätter erzählten immer wieder von der großen anarchischen Verschwörung, die in Preußen ihren Heerd finde; sie wiederholten gern die Weissagung des Clericalen Bonald, daß dieser Staat, das Werk des Gottesleugners Friedrich, dem Untergange entgegeneile.

Aber wie nun, wenn Alexander sich über Preußen hinweg mit Frankreich verständigte? Schon dreimal, in Tilsit, in Erfurt und während des österreichischen Krieges, hatte er seine deutschen Freunde kaltsinnig preisgegeben. Stand Preußen allein auf, so wurde das kleine Heer von der siebenfachen Uebermacht, die überall dicht an den Grenzen und in den Oderfestungen stand, höchstwahrscheinlich sogleich überrannt. Wie durfte man hoffen die Truppen rechtzeitig an der Küste im Lager bei Kolberg zu versammeln, da das nahe sächsisch-polnische Heer die schlesischen Truppen sofort von der Hauptmasse der Monarchie abschneiden konnte? Ein Handstreich der Danziger und der Stettiner Garnison genügte um die Dirschauer Brücke und die neue Oderbrücke von Schwedt, die beiden einzigen noch offenen Verbindungswege zwischen Altpreußen, Pommern und den Marken, alsbald zu sperren. Ueber Napoleons Absichten bestand kein Zweifel mehr. Nachdem die Hälfte der Contribution abgezahlt war, hatte er dem Vertrage gemäß Glogau wieder an den König zurückzugeben; doch er verweigerte die Räumung trotz zweimaliger Mah-

nung. Der kluge Talleyrand, der noch zuweilen zur Mäßigung gerathen, war längst aus dem auswärtigen Amte zurückgetreten; seine Nachfolger, Champagny und nachher Maret, folgten knechtisch jeder Laune des Herrschers. Eine geheime Denkschrift Champagnys vom December 1810 fiel in Hardenbergs Hände; sie entwickelte ausführlich den Plan der Vernichtung Preußens. Der Staatskanzler durchschaute die hinterhaltigen Absichten der napoleonischen Diplomaten, die jede Kriegsgefahr hartnäckig in Abrede stellten; noch im April 1811 versicherte ihm Lauriston, der russisch-französische Streit sei nur ein harmloser Zwist zwischen Mann und Frau.*) Es war klar, man wollte Preußens Wachsamkeit einschläfern; der Imperator schwankte nur noch, ob er den Hohenzollern vor oder nach dem russischen Kriege den Gnadenstoß geben solle. Aber eine Schilderhebung in so entsetzlicher Lage war ein Selbstmord, wenn der Czar sich nicht entschloß den Krieg auf preußischem Boden zu eröffnen.

In diesem Sinne schrieb Friedrich Wilhelm seinem Freunde, wiederholt, nachdrücklich, in tiefster Erregung. Alexander schwieg lange. Gegen Ende Mai antwortete er schließlich: er habe kein Mittel die Ueberfluthung Preußens durch die große Armee zu hindern und werde den Krieg nicht anders als im Innern seines Landes beginnen. Zum vierten male überließ er seinen Freund einem unheimlichen Schicksale. Unterdessen hatte Hardenberg versucht, ob in Paris ein Bündniß unter ehrenvollen Bedingungen zu erlangen sei; er bot ein Hilfscorps, gegen die Rückgabe von Glogau, gegen den Erlaß der Contribution und die Erlaubniß zur Vermehrung des Heeres. Napoleon verwarf den Antrag: nicht als ein gleichberechtigter Bundesgenosse, sondern gebunden und gezwungen sollte ihm Preußen Heeresfolge leisten. Unheil also und Verderben wohin man sich auch wenden mochte!

Da, im Augenblicke der höchsten Noth, brach die heiße Leidenschaft der Kriegspartei in hellen Flammen aus. Hardenberg selbst trat auf die Seite Scharnhorsts, Gneisenau wurde in den Staatsrath berufen zur Leitung der Rüstungen, und so entstanden im Sommer 1811 jene grandiosen Pläne für eine Massenerhebung des preußischen Volkes — das Tollkühnste vielleicht, was moderne Staatsmänner je erdacht haben, ein unvergängliches Denkmal für die Seelengröße Scharnhorsts und seiner Freunde. Wie man so dalag, dicht unter den Feuerschlünden der großen Armee, die mit jedem Tage anwuchs, traute man sich noch die Kraft zu, durch einen plötzlichen Aufstand dem übermächtigen Feinde zuvorzukommen; in jedem Dorfe sollte der Pfarrer den Landsturm aufbieten, wer nur irgend die Waffen schwingen konnte mußte mit heran. Bereits waren in aller Stille die Krümper einberufen, so viele man nur heranziehen konnte ohne den Argwohn der Franzosen zu wecken; gegen Ende August

*) Hardenbergs Journal 20. April 1811.

standen 75,000 Mann bereit. Die commandirenden Generale in den Provinzen erhielten außerordentliche Vollmachten um auf ein gegebenes Zeichen sofort loszuschlagen. Berlin war von Truppen fast ganz entblößt, von allen Seiten her zogen die Regimenter nach dem festen Lager bei Kolberg, wo Blücher befehligte: dort und in Spandau sollte der Volkskrieg seinen Stützpunkt finden. Gneisenau jubelte: die Welt soll erstaunen über unsere Kräfte! Wer den Hochherzigen in jenen Tagen sah vergaß ihn nie mehr: ein Lichtstrom der Begeisterung schien von ihm auszustrahlen. Seine Freunde dachten ihm den Oberbefehl in Schlesien, wo er jeden Busch und jeden Weg kannte, anzuvertrauen, und Clausewitz begrüßte ihn bereits in prophetischer Ahnung als den Marschall von Schlesien. Alle Gluth und allen Adel seiner Seele hatte er in diesen Kriegsplänen niedergelegt; sein ganzes Wesen war im Aufruhr, als er sie dem Könige übergab mit einer poetischen Mahnung:

> Trau' dem Glücke, trau' den Göttern,
> steig' trotz Wogendrang und Wettern
> kühn wie Caesar in den Kahn!

Und doch waren diese heldenkühnen Pläne nichts als eine edle Verirrung. Gneisenau selber sprach sich sein Urtheil, wenn er bekannte, er habe nur noch den Muth des Curtius. Ein ruhmvoller Untergang, ein Untergang ohne jede absehbare Möglichkeit der Wiederauferstehung war Preußens sicheres Loos, wenn man sich also kopfüber in den Kampf stürzte. Noch bevor der Volkskrieg recht in Zug kam, mußte Napoleon, der seine Augen überall hatte, das Land schon mit seinen Heersäulen überschwemmt haben, und wo bot diese offene, bebaute Ebene einen Anhalt für einen spanischen Guerillaskrieg? Es wurde die Rettung der Monarchie, daß Friedrich Wilhelm auch in dieser schweren Versuchung seine höchste Königspflicht nicht aus den Augen verlor und das Dasein des Staates nicht einer Aufwallung heroischer Gefühle opfern wollte. Er prüfte die Pläne nach seiner tiefen, gründlichen Weise und warf schon jetzt in seinen Randbemerkungen einige gute Gedanken hin, welche zwei Jahre später ins Leben treten sollten: so den ersten Entwurf für den Orden des eisernen Kreuzes. Vieles sah er allzu trübe; solchen Männern gegenüber fragte er kleinmüthig wo denn die Heerführer seien für einen Volkskrieg? Aber die Stärke Napoleons, die Schwäche des russischen Heeres schätzte er richtiger als die Generale, und seine an den geordneten Heeresdienst gewöhnten Märker kannte er zu gut um sich viel von einer regellosen Volksbewegung zu versprechen. „Als Poesie gut“ hieß es in den Randglossen, und wieder: „wenn ein Prediger erschossen ist, hat die Sache ein Ende.“ Der König war längst auf das Aergste gefaßt; seine Wagen standen wochenlang reisefertig im Schloßhofe um den Monarchen bei der ersten verdächtigen Bewegung der nahen Franzosen nach Königsberg zu bringen. Wiederholt

schrieb er an Alexander, wie gern er bereit sei sein Heer bis zum Rheine zu führen; aber die Befreiung Deutschlands sei nur möglich, wenn die drei Ostmächte vereinigt den Kampf auf dem deutschen Kriegstheater eröffneten.

Im October erschien Scharnhorst in tiefem Geheimniß zu Petersburg und versuchte durch seine geistige Ueberlegenheit den Czaren zu überzeugen, daß er den Kampf in Preußen eröffnen müsse. Auch er brachte nur die Antwort heim: man werde den Feind in Rußland selbst erwarten und könne für Preußen nichts thun, höchstens ein Corps von zwölf Bataillonen nach Ostpreußen senden. Gleich darauf eilte Scharnhorst nach Wien; selbst der Gesandte Humboldt — so stark war Hardenbergs Mißtrauen — durfte nichts von seiner Ankunft erfahren. Metternich empfing den vertrauten Botschafter nicht unfreundlich. Der österreichische Minister behielt die Möglichkeit eines Bundes der drei Ostmächte immer im Auge, obgleich Kaiser Franz die militärischen Jacobiner in Berlin nicht weniger verabscheute als sein Schwiegersohn; doch er meinte den Zeitpunkt für eine Verschiebung der Allianzen noch nicht gekommen und dachte sehr niedrig von Alexanders Willenskraft. Unmöglich, ihm eine feste Zusage zu entreißen; selbst für den Fall der Vernichtung Preußens versprach er keinen Beistand. Auch England verweigerte wirksame Hilfe. Preußen forderte nur das Unerläßliche: Subsidien und eine Landung an der deutschen Küste. Die britische Regierung aber wollte noch immer nicht einsehen, daß die Entscheidung des Weltkampfes allein in Deutschland lag. Stolz auf ihre iberischen Erfolge meinte sie genug zu thun durch die rüstige Fortführung des spanischen Krieges — wie ja bis zum heutigen Tage noch die Durchschnittsmeinung der Engländer dahin geht, daß Wellingtons spanische Siege das napoleonische Reich zertrümmert hätten. Dem bedrängten Berliner Hofe bot England nur eine Waffenlieferung, und trotzdem unterstand sich der welfische Staatsmann Graf Münster, bei Scharnhorst, Blücher und Gneisenau anzufragen, ob sie nicht gegen den Willen ihres Königs eine Schilderhebung wagen wollten! Die gedemüthigte fridericianische Monarchie hatte alle Achtung in der Welt verloren; sie schien nur noch ein willenloser Trümmerhaufen, zählte gar nicht mehr mit in der Reihe der Mächte.

So stand man denn abermals allein. Eine Kriegserklärung in solcher Lage mußte den Staat vernichten bevor noch ein russischer Säbel aus der Scheide fuhr. Was Wunder, daß nach Alledem im Januar 1812 die französische Partei am preußischen Hofe sich wieder hervorwagte. Ihr Wortführer war Ancillon — der Hofpfaffe, wie Gneisenau ihn nannte — ein unterthäniger, seichter Schönredner, feigherzig von Natur, immer zum kleinmüthigsten Entschlusse geneigt. Der führte mit seiner widerlichen theologischen Salbung in breiter Denkschrift aus, daß Napoleon freundliche Absichten gegen die preußische Monarchie hege, denn sonst hätte er sie längst zerstört, und rieth dringend zum Anschluß an Frankreich. Der

König dachte anders. Nicht einen Augenblick glaubte er an die Großmuth des Imperators; hatte er doch aus dem Schicksal des Oldenburger Herzogs soeben gelernt, daß selbst ein Bündniß keine Sicherheit bot gegen die Gewaltschläge dieses Freundes. Aber er sah die Lage wie sie war: begann man den Krieg für Rußland und doch ohne russische Hilfe, so opferte man sich unfehlbar und völlig nutzlos; schloß man sich dem Verhaßten an, so wurde dem Staate freilich nur für ein Jahr das Dasein gefristet, jedoch ein Jahr war viel in so wilder Zeit, und vielleicht zeigte sich dann noch irgend ein anderer Weg der Rettung. Erschüttert, verzweifelt stand der unglückliche Fürst zwischen seinen theuersten Neigungen und dem Staatsinteresse. Noch einmal versuchte er einen Ausweg. Oberst Knesebeck, ein erklärter Anhänger der Friedenspartei, wurde nach Petersburg geschickt um den Czaren zu beschwören, daß er einen Unterhändler nach Paris sende, diesen für Preußen auf jeden Fall verderblichen Krieg abzuwenden suche; komme es zum Schlagen, so sei der König nicht in der Lage sich dem französischen Bündniß zu entziehen. Auch diese Sendung schlug fehl, und nun war die Allianz mit Napoleon unvermeidlich.

Der Imperator hatte unterdessen seinen Beschluß gefaßt. Um den russischen Krieg ohne Aufenthalt sogleich am Niemen eröffnen zu können hielt er es doch für gerathen sich vorläufig mit der friedlichen Unterwerfung Preußens zu begnügen. Die preußischen Rüstungen waren, auf seine Drohung, schon im Herbst theilweis eingestellt worden; jetzt hatte er an 300,000 Mann dicht an den Grenzen des Staates stehen. Noch bevor die Verhandlung zum Abschluß kam streiften französische Truppen von Magdeburg und Schwedisch-Pommern aus in das preußische Gebiet hinüber; der Commandant der Artillerie der großen Armee erhielt geheimen Befehl, die Belagerungsparks für Spandau, Kolberg und Graudenz bereit zu halten. Der König war verloren wenn er nicht unterschrieb. So kam der Bundesvertrag vom 24. Febr. 1812 zu Stande. Preußen stellte ein Hilfscorps von 20,000 Mann, die Hälfte seines Heeres verschwand als siebenundzwanzigste Division in den Massen der großen Armee; was übrig blieb genügte kaum die Festungen zu besetzen, da der König sich ausdrücklich verpflichten mußte, den Bestand seiner Truppen nicht zu vermehren. Das ganze Land, außer Oberschlesien und Breslau, stand den Heersäulen Napoleons zum Durchmarsch offen und hatte für ihren Unterhalt zu sorgen. Und für alle diese neuen Opfer nur das Versprechen, daß die Verpflegungskosten späterhin vergütet und der rückständige Rest der Contribution darauf angerechnet werden sollte! Die besetzten Festungen blieben nach wie vor in Napoleons Händen; selbst die Hauptstadt mußte den Franzosen eingeräumt werden, da Napoleon einen Aufstand des Berliner Pöbels fürchtete. Nur Potsdam blieb frei; dort hauste jetzt der König, von wenigen hundert Mann seiner Garde umgeben, doch ließ er sich nicht abhalten zuweilen in Berlin mitten unter den

Truppen Napoleons zu erscheinen. Gleich darauf schloß sich auch Oesterreich den Franzosen an, freiwillig und unter weit günstigeren Bedingungen: ihm wurde die Wiedererwerbung der illyrischen Provinzen in Aussicht gestellt, falls Galizien mit dem wiederhergestellten Polen vereinigt werden sollte.

Also war der gesammte Continent zum Kriege gegen das Czarenreich verbunden, und verheerend ergoß sich die große Armee über Preußens Gefilde — an 650,000 Mann, das gewaltigste Heer, das die Welt seit den Tagen des Xerxes gesehen. Die beste Kraft der europäischen Jugend vom Ebro bis zur Elbe, von Tarent bis zur Nordsee stand in Waffen. Keine Rede mehr von den Verträgen. Wider die Abrede wurden auch Pillau und Spandau — die Citadelle Berlins, wie Napoleon sagte — von den Franzosen besetzt. Was man irgend noch im Jahre 1807 zu rauben vergessen hatte oder was von Kriegsvorräthen neu angeschafft war in diesen vier Jahren, fiel jetzt den durchziehenden Freunden in die Hände. Preußen verlor durch den Marsch der großen Armee noch mindestens 146 Mill. Fr. über den schuldigen Rest der Contribution hinaus*) — eine Summe die niemals vergütet wurde. Es war Napoleons Absicht, den gefährlichen Bundesgenossen in seinem Rücken gänzlich unschädlich zu machen; nöthigenfalls konnte ein Handstreich auf Potsdam die Person des Königs in seine Gewalt bringen.

Entsetzlich, niederschmetternd war der Eindruck dieser Ereignisse in dem Kreise der preußischen Patrioten. Je höher im vorigen Sommer ihre Hoffnungen sich erhoben hatten, um so stürmischer wallte nun die Entrüstung auf. Die Urheber der Rüstungen von 1811 konnten nach dem vollzogenen Systemwechsel selbstverständlich nicht mehr in ihren Stellen verbleiben. Blücher war schon im Herbst, auf Napoleons dringendes Verlangen, seines Commandos enthoben worden, von dem Monarchen mit herzlichen Worten getröstet. Jetzt wurde auch Scharnhorst entlassen, behielt aber das Vertrauen des Königs nach wie vor. Gneisenau erhielt scheinbar den Abschied und reiste mit geheimen Aufträgen nach Oesterreich, Rußland, Schweden und England. Boyen und Clausewitz gingen nach Rußland. Der Letztere richtete zum Abschied noch eine feurige Mahnung für die Zukunft an seinen Schüler, den jungen Kronprinzen und legte das Programm der Kriegspartei nieder in seinen „Bekenntnissen" — einer classischen Denkschrift, die noch heute jedes deutsche Herz erzittern macht. Noch einmal versuchte er, stolz und groß, mit hinreißenden Worten, den Nachweis zu führen: es müsse möglich sein in diesem mißhandelten Lande

*) Nach der Rechnung des Finanzministeriums, die in Paris am 17. Mai 1814 übergeben wurde. Der Ansatz ist aber unzweifelhaft viel zu niedrig. Dem zweiten Pariser Friedenscongresse überreichte Hardenberg im Septbr. 1815 eine andere Rechnung, wornach Preußen 94 Mill. Fr. über den Rest der Contribution hinaus gezahlt und außerdem noch durch den Durchmarsch der großen Armee einen Schaden von 309 Mill. Fr. erlitten hatte.

750,000 Mann auf die Beine zu bringen, wenn man nur aller falschen Klugheit abschwöre und die dumpfe Erwartung der ungewissen Zukunft aufgebe. Niemals ist ein hochherziger Irrthum schöner und würdiger vertheidigt worden.

Von den anderen Offizieren waren einzelne, wie der feurige hochgemuthe Graf Chasot, schon während der Wirren von 1809 ausgetreten; ihnen bot jetzt der Czar in seiner neu gebildeten Deutschen Legion eine Freistatt. Andere Tapfere, wie Grolman, Oppen, die Gebrüder Hirschfeld, fochten in Spanien; sie dachten wie Gneisenau: „die Welt scheidet sich in Feinde und Freunde Bonapartes, auf das Gebiet der Länder kommt es dabei weniger an als auf das der Grundsätze.“ Die ungeheure Mehrzahl des Offizierscorps aber gab ihrem Kriegsherrn einen Beweis deutscher Treue, der schwerer wog als manche glänzende That des Kriegsmuthes. Kein Mann in diesen Reihen, der den Krieg für Napoleon nicht verwünschte; und doch sind nur einundzwanzig active Offiziere, darunter nur drei Stabsoffiziere, in Folge der französischen Allianz freiwillig ausgeschieden um zumeist in die deutsch-russische Legion einzutreten.*) Die Anderen bezwangen ihren heißen Haß, und sie sollten dereinst noch Größeres vollbringen als jene Ungeduldigen. Es stand doch anders als Gneisenau in seinem heiligen Eifer meinte. Der Krieg für das Recht der Nationen verlangte nationale Heere; die Bastardsbildung der deutsch-russischen Legion blieb ein Gemisch aus edlen und gemeinen Elementen, sie hat weder im russischen noch im deutschen Kriege eine bedeutende Rolle gespielt. Der König nahm die Abschiedsgesuche sehr unwillig auf. Clausewitz und noch Mehrere der Ausgeschiedenen konnten nachher nur mit Mühe den Wiedereintritt in die Armee erlangen; wie oft haben noch in späteren Jahren die Gegner der Reformpartei den Monarchen geflissentlich daran erinnert, daß einige der nächsten Freunde Scharhornsts und Gneisenaus nicht bei der Fahne geblieben waren.

Napoleon hatte noch immer keine Ahnung von der ungeheuren Umstimmung des deutschen Volkes. Vergeblich warnten ihn Davoust und Rapp und selbst sein allezeit lustiger Bruder Jerome. Er erwiderte verächtlich: „was soll denn zu fürchten sein von einem so maßvollen, so vernünftigen, so kalten, so duldsamen Volke, einem Volke, dem jede Ausschreitung so fern liegt, daß noch niemals einer meiner Soldaten während des Krieges gemordet wurde?“ Graf Narbonne aber, der sich mitten im Gefolge des Imperators noch ein Gefühl für Recht und Scham bewahrt hatte, sagte voraus, diese erzwungene preußische Freundschaft könne nicht dauern; wie dürfe man Treue fordern von einem Bundesgenossen, den man in seiner eigenen Hauptstadt bewache? In der That blieb das herzliche Einvernehmen zwischen dem Könige und dem Czaren auch nach dem

*) Nachgewiesen von Max Lehmann, Knesebeck und Schoen. S. 57.

Februar-Vertrage ungestört. Alexander versagte sich's freilich nicht in einem salbungsvollen Briefe das Betragen des preußischen Hofes, das doch von ihm selber verschuldet war, zu beklagen; indeß ließ er dem Staatskanzler durch Graf Lieven vertraulich eröffnen, daß seine Freundschaft unwandelbar dauere.*) Beide Theile hofften auf die Zeit, da ihr natürliches Bündniß sich wieder schließen würde. Auch die Hofburg gab dem Petersburger Hofe beruhigende Erklärungen, sie stand jetzt im Kriege sogar freundlicher mit dem Czaren als vorher im Frieden, weil Alexander seine polnischen Pläne vorläufig aufgegeben hatte; die diplomatische Verbindung zwischen Wien und Petersburg wurde niemals gänzlich abgebrochen. Die beiden deutschen Höfe aber traten unter sich und mit England in lebhaften geheimen Verkehr.

Im Mai hielt der Nachfolger der Karolinger seinen dritten großen Hoftag auf deutschem Boden, glänzender noch als einst in Mainz und Erfurt. Während die Regimenter der großen Armee in unendlicher Reihe über die Elbbrücke zogen, versammelten sich Deutschlands Fürsten im Dresdener Schlosse um ihren Beherrscher: unter ihnen der vormals deutsche Kaiser und der Nachfolger des großen Friedrich. Wie that es dem Plebejer wohl, die Nacken seiner hochgeborenen Diener recht wund zu reiben unter seinem Joche! Er spielte selber den Wirth im Hause seines sächsischen Vasallen, lud seinen kaiserlichen Schwiegervater täglich, den Hausherrn und den König von Preußen als Personen niederen Ranges nur einen Tag um den anderen zu Tisch; derweil der Herrscher tafelte, mußten die Herzöge von Weimar und Coburg mit einem Schwarme deutscher Fürsten nebenan im Vorzimmer stehen. Ehrenhafte Franzosen nannten es selber eine muthwillige Beschimpfung, daß man dem Könige diese Reise zugemuthet habe; der Imperator aber versagte seinem Gaste den üblichen Kanonensalut und redete den Eintretenden mit der Frage an: Sie sind Wittwer?**) Friedrich Wilhelm war empört, er wußte nur allzu wohl, wer seiner Gemahlin das Herz gebrochen hatte; seinem Kronprinzen, der mit zugegen gewesen, blieb für das ganze Leben ein tiefer Abscheu gegen die Familie Bonaparte. Sogar die bedientenhafte Bevölkerung der schönen Elbestadt fühlte sich entrüstet über die grausame Roheit des Corsen und ehrte die stille Größe des Unglücks wo immer der König von Preußen sich zeigte. Indessen saßen Hardenberg und Metternich in tiefem Vertrauen beisammen und schlossen gute Freundschaft, wenngleich die Absichten der beiden Mächte noch weit auseinander gingen. Die Vernichtung Napoleons wünschte Kaiser Franz seit der Vermählung seiner Tochter nicht mehr; nur zu einer Beschränkung der unerträglichen französischen Uebermacht war Metternich bereit. So viel

*) Hardenbergs Tagebuch 11. März 1812.
**) Hardenbergs Tagebuch 26. Mai 1812.

hatte der österreichische Staatsmann aus den furchtbaren Lehren der jüngsten Jahre doch gelernt, daß er eine mäßige Verstärkung der preußischen Macht, allerdings unter manchem stillen Vorbehalte, für nothwendig ansah. Die beiden Minister enthüllten einander gegenseitig ihre geheimen Beziehungen zu England, sie gelobten sich, den vertraulichen Verkehr, den sie seit Jahren pflegten, noch lebhafter als bisher fortzusetzen und in gutem Einvernehmen die Stunde zu erwarten, die ihnen eine Veränderung der Allianzen erlaubte.

Wann diese ersehnte Stunde schlagen würde, das lag freilich noch in tiefem Dunkel. Vorderhand konnte man nur auf irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß, etwa auf den Tod Napoleons hoffen. An den Sieg Rußlands glaubten die Eingeweihten nicht. Es zeigte sich bald, wie leichtsinnig Alexander seine Kräfte überschätzt hatte. Er stellte nur etwa 175,000 Mann gegen die dreifache Uebermacht Napoleons ins Feld; erst beim Beginne des Feldzugs entschloß er sich den Türkenkrieg zu beendigen und im Bukarester Frieden die Donauprovinzen größtentheils aufzugeben, dergestalt daß seine Südarmee erst spät in den Krieg eingreifen konnte. Bedeutende Generale hatte Rußland seit Suworows Tode kaum noch aufzuweisen, und wie man den wetterwendischen Czaren kannte, mußten die Höfe für wahrscheinlich halten, daß er nochmals, wie nach Austerlitz und Friedland, nach der ersten verlorenen Schlacht das Spiel verloren geben würde.

Das Volk dachte anders. Während des heißen letzten Sommers, der den edlen Elfer zeitigte, hatte ein prächtiger Komet mit seiner rothen Flammenruthe allnächtlich den Himmel erleuchtet. Die Massen wußten seitdem, daß Großes, Unerhörtes bevorstehe. Als nun das wilde fremde Kriegsvolk aus allerlei Landen durch die preußischen Dörfer strömte — die kleinen genügsamen braunen Spanier und die Hünengestalten der unersättlichen bairischen Trinker, die langsamen Holländer und die behenden Fanfarons aus der Gascogne — da schien dem kleinen Manne Alles wie ein wüster Spuk; er meinte, dies tolle Wesen nehme ein schlimmes Ende, und er bestärkte sich in solchem Glauben, wenn er, Wuth im Herzen, die zügellosen Horden hausen sah, wie sie in rasendem Uebermuthe das frische Weißbrod haufenweis in den Koth traten, die vollen Flaschen an der Wand zerschmetterten. Die Politik der ideenlosen Eroberungslust entsittlicht auf die Dauer ihre eigenen Heere; die alte Mannszucht der napoleonischen Truppen war verschwunden, ein frecher, meisterloser Landsknechtssinn nahm überhand. Auch die alte fröhliche Siegeszuversicht war dahin. Der Soldat selbst begann des ewigen Schlachtens endlich satt zu werden, er fürchtete die Schneewüsten des Ostens; in den italienischen und deutschen Regimentern zeigte sich oft ein dumpfer Groll. Die Reiter klagten: in den früheren Kriegen hätten ihre Rosse beim Ausmarsch lustig gewiehert, heuer nicht.

Und seltsam, der naive Volksglaube urtheilte diesmal richtiger als die Berechnung der Cabinette. Die Staatsmänner übersahen in ihren schwarzsichtigen Erwartungen das Eine, worauf Alles ankam: daß Czar Alexander in diesem Kriege ausharren mußte. Die Nachrichten von dem Zuge der Heiden gegen die heilige Moskau brachten das ganze russische Volk in Aufruhr, und wenn unter dem Despotismus die sonst schlummernde öffentliche Meinung einmal erwacht, dann wirkt sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Alexander durfte nicht nachgeben, bei Verlust seines Thrones. Er wußte es; in diesen Tagen der Prüfung wurde der unstete Knabe zum Manne, soweit sein Charakter männlicher Tugenden fähig war. Wie der Epheu am Eichbaum klammerte er sich fest an dem eisernen Muthe des Freiherrn vom Stein. Der große Deutsche eilte mit seinem getreuen Arndt nach Rußland und stand, eine Macht für sich selber, dem Czaren zur Seite, erfüllte ihn mit einem Hauche seiner eigenen Leidenschaft. Je näher die Gefahr sich heranwälzte, um so freudiger und zuversichtlicher hoben sich alle schneidigen und heldenhaften Kräfte seiner Seele: bis nach Kasan, bis nach Sibirien hinein wollte er den Kampf fortführen, denn dieser Krieg entschied über die Freiheit der Welt.

Eine tiefe Stille lagerte sich über Europa, als die letzten Colonnen der großen Armee jenseits der russischen Grenze verschwanden. In Norddeutschland schwebte auf tausend Lippen die bange Frage, ob das Geschick nicht endlich den Himmelsstürmer ereilen werde. Wie ein fremder, greller Mißton klang in das erwartungsvolle Schweigen ein höfisches Gedicht Goethes auf Marie Luise; der Alte konnte sich in die verwandelte Zeit nicht finden und feierte den Caesar, der soeben die Blüthe der europäischen Männerkraft zur Schlachtbank führte, mit dem Verse: der Alles wollen kann will auch den Frieden! Napoleon war fast ohne Aufenthalt durch Warschau gezogen; denn „die grenzenlose Zukunft vor mir gestattet mir nicht, in Polen auch nur eine Beiwacht zu halten“. Er hatte sich bereits, wie Hardenberg bei Maret erfuhr*), mit dem Plane beschäftigt seinen Bruder Jerome zum König von Polen zu erheben und ließ es geschehen, daß eine General-Confoederation in Warschau die Wiederherstellung des Polenreichs ausrief. Feste Zusagen gab er dem unglücklichen Volke auch jetzt nicht, sondern wies seinen Botschafter in Warschau an „die nationalen Bestrebungen zu ermuntern ohne die liberalen zu erwecken“. Er stürmte vorwärts, aber schon bevor der Feind in Sicht kam begann sich die Ordnung in dem Heere aufzulösen. Vornehmlich an ihrer Zuchtlosigkeit ist diese glänzende Armee zu Grunde gegangen. Die von obenher anbefohlene Ausplünderung der preußischen Lande hatte die Truppen an den Raub gewöhnt. Der Soldat lebte in beständigem Kriege mit den Feldgensdarmen, ein Gewölk von Marodeurs umschwärmte Flan-

*) Hardenbergs Tagebuch 30. Mai 1812.

ken und Rücken des Heeres; nur die deutschen und die polnischen Regimenter hielten gut zusammen. Die früher so treffliche Armeeverwaltung zeigte sich durchweg unredlich und nachlässig, der größte Theil der ungeheuren Vorräthe ging schon auf dem Hinwege zu Grunde. Als Napoleon in die altrussischen Lande eindrang, da ließ er, wie einst Karl XII. auf dem Zuge nach Pultawa, das von Parteien zerrissene Polen und das gründlich verwüstete Litthauen in seinem Rücken.

Scharnhorst hatte dem Czaren gerathen, den Krieg nach Partherweise zu führen, den unendlichen Raum als Waffe zu benutzen und den Feind tief in das öde Innere des weiten Reiches zu locken. Der russische Stolz verschmähte den weisen Rath, dem auch Gneisenau und alle bedeutenden preußischen Offiziere beistimmten. Der Czar hoffte vielmehr, der Feind werde sich an dem festen Lager von Drissa die Hörner einstoßen; das glänzende Beispiel von Torres Vedras blendete noch die Augen aller Welt. Nur das Gefühl der eigenen Schwäche nöthigte die russische Heerführung, wider ihren Plan und Willen, zu beständigem Rückzuge. Indessen begannen die Bauern auf eigene Faust den Partherkrieg; sie erwarteten alles Gräßliche von dem heidnischen Feinde, flüchteten ihre Heerden und Vorräthe in die Wälder, gaben die werthlosen leeren Holzhütten preis, und wo ein Versprengter in ihre Hände fiel, schlugen sie ihn nieder wie einen tollen Hund. Der Grimm des gläubigen Volkes wuchs noch als die heilige Stadt Smolensk mit ihren Kirchen und Gnadenbildern nach blutigen Gefechten von den Feinden besetzt wurde. Weiter und weiter ging der Zug des Eroberers in das menschenleere Land hinein; mit jedem neuen Tage lichteten sich die Reihen seines Heeres. Die Leidenschaft der Massen zwang endlich den russischen Oberfeldherrn Kutusow, bei Borodino eine Schlacht um den Besitz von Moskau zu wagen; die Uebermacht und die Tapferkeit der Truppen, vor Allen der sächsischen Reiterei, schenkten dem Imperator den Sieg, den blutigsten, den er noch erfochten. Nochmals hoffte er, wie so oft schon, in der eroberten Hauptstadt den Frieden zu dictiren und vergeudete, nachdem der Feldzug ohnehin allzu spät im Jahre begonnen worden, noch fünf unschätzbare Wochen durch fruchtlose Friedensverhandlungen. Währenddem that der altrussische Fanatismus sein Aergstes; der Brand von Moskau zeigte der Welt, wessen ein in seinen heiligsten Gefühlen beleidigtes halbbarbarisches Volk fähig ist. Bei der gräßlichen Plünderung der unglücklichen Stadt verlor das Heer seinen letzten sittlichen Halt. Der Eroberer sollte an seinen eigenen Truppen die Wahrheit seines oft wiederholten Ausspruchs erfahren, daß Tapferkeit nur die zweite, Mannszucht und Ausdauer die erste Tugend des Soldaten ist.

Als der Rückzug aus der verödeten Stadt unvermeidlich wurde, konnte sich Napoleons Hochmuth — er selber nannte es seine Seelengröße — nicht entschließen, die offene nördliche Straße einzuschlagen; so

hätte er eingestanden, daß er vor dem russischen Heere, das südwärts von Moskau stand, zurückwich. Er gedachte vielmehr den Feind zu schlagen und sich den Rückzug auf der südlichen Straße zu erzwingen. Das übermüthige Unternehmen mißlang; durch die Schlacht von Malo-Jaroslawetz wurde die große Armee wieder auf die mittlere Straße abgedrängt, welche sie beim Einmarsch benutzt hatte. Damit war ihr Untergang entschieden. Der Heuschreckenschwarm mußte denselben Weg zurück, den er schon bis auf den letzten Halm abgegrast. Die Witterung blieb noch eine Zeit lang leidlich, und auch als der Frost, ungewöhnlich spät, eintrat, ward die Kälte kaum ärger als vor sechs Jahren in dem polnisch-ostpreußischen Feldzuge. Aber vor dem unglücklichen Heere lag die unermeßliche Schneewüste. Kein Dorf, keine Feuerstatt so weit das Auge reichte; alle Vorräthe verloren, alles Ansehen der Oberen vernichtet, dazu ringsum die schwärmenden Kosaken und in den Wäldern die erbitterten Bauern. Alles Elend, das nur irgend die Sterblichen heimsuchen kann, brach über die Unseligen herein; es war als ob die Reiter der Apokalypse über die Schneefelder daherrasten. Nach dem gräuelvollen Uebergange über die Beresina löste sich jede Ordnung; in regellosen Haufen schleppten sich die armen Trümmer des stolzen Heeres, insgesammt kaum 30,000 Mann, dahin — wankende, hohlwangige Jammergestalten, viele blind und taub vor Kälte, mit wölfischem Hunger an jedem Aase nagend, waffenlos, in abenteuerlicher Vermummung — eine gräßliche Maskerade, wie das Volk in Deutschland spottete, „Trommeln ohne Trommelstock, Kürassier' im Weiberrock, so hat sie Gott geschlagen mit Roß und Mann und Wagen.“ Aber auch der Sieger hatte durch Strapazen und Krankheiten den größten Theil seines Heeres verloren; kaum 40,000 Russen erreichten die Grenze, allesammt tief erschöpft und über weite Entfernungen zerstreut, völlig unfähig zum Kampfe gegen die frischen Truppen Napoleons, welche das preußische Gebiet besetzt hielten.

Die ersten unsicheren Nachrichten von der Katastrophe gelangten nach Dänemark, von da durch Dahlmann und seine deutschen Freunde ins innere Deutschland. Nachher erfuhr man, wie der Imperator, der allein mit Caulaincourt dem Heere vorauseilte, am 12. December in Glogau erschienen war, wie er dann in Dresden, gleichmüthig einen Gassenhauer trällernd, seinem bestürzten Vasallen die Unheilsbotschaft mitgetheilt hatte. Am 17. December brachte der Moniteur das neunundzwanzigste Bulletin mit der Nachricht: die große Armee sei vernichtet, die Gesundheit Sr. Majestät sei niemals besser gewesen. Tags darauf erschien der Imperator selbst in den Tuilerien. Bald nachher überschritten die Spitzen des französischen Heeres die preußische Grenze. Mit einem heiligen Entsetzen betrachtete das Volk die lebendigen Zeugen des geschlagenen Hochmuths, und von Millionen Lippen klang wie aus einem Munde der Ausruf: das sind Gottes Gerichte!

Die Stunde für Deutschlands Befreiung hatte geschlagen. Niemand erkannte dies früher als Stein, der den russischen Feldzug von Haus aus nur als ein Vorspiel der deutschen Erhebung betrachtete. Er stand während des Krieges an der Spitze des Deutschen Comités in Petersburg, betrieb die Ausrüstung der Deutschen Legion, die nach seinen Plänen den Kern des künftigen deutschen Heeres bilden sollte, und scheute sich nicht, unter den Rheinbundstruppen Aufrufe verbreiten zu lassen, die sie zur Fahnenflucht verleiten sollten. Was galten ihm auch die Eide, die den Sklaven des Zwingherrn geschworen waren? Zugleich schrieb der tapfere Arndt seinen Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, ein köstliches Volksbuch, das in vielen tausenden von Exemplaren verbreitet, mit seiner einfältigen Wahrhaftigkeit, seiner frommen biblischen Sprache das gläubige Geschlecht im Innersten erschütterte: denn wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Uebermuth steuert thut Gottes Dienst; das ist der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das ist das Blut, dessen Tropfen Gott im Himmel zählt! Bei Hofe kam man dem deutschen Freiherrn anfangs mit Mißtrauen entgegen; doch wie er nun vom ersten Augenblicke an die Niederlage des Feindes unbeirrt voraussagte und in seiner Herzensfreude über die Treue, den Opfermuth, die religiöse Begeisterung des russischen Volkes immer froher und liebenswürdiger wurde, da flogen ihm alle edlen Herzen zu und vor Allen die Frauen empfanden die natürliche Verwandtschaft, welche das sichere Gefühl des Weibes mit dem Genius verbindet.

Lange bevor der Untergang der großen Armee sich entschied, schon im September entwarf er Pläne für Deutschlands künftige Verfassung — das Idealste und Verwegenste was je zuvor über deutsche Politik gedacht worden. Und dies bildet, nächst seiner Theilnahme an der Umgestaltung Preußens und der Befreiung Europas, das dritte welthistorische Verdienst des Mannes: er hat früher und schärfer als irgend ein Staatsmann die Einheit Deutschlands, ohne Phrasen und Vorbehalte, als das höchste Ziel deutscher Staatskunst aufgestellt. Wer ihm von Schonung der althergebrachten Zersplitterung redete, dem erwiderte er: einen solchen Zustand wiederherstellen ist gerade so als wollte man darauf bestehen, daß ein todter Mann auf seinen Beinen stehen solle weil er es thun konnte so lange er noch lebte. Jede Rücksicht auf die Dynastien schien ihm unwürdig: als ob es in Deutschland darauf ankäme, ob ein Mecklenburg oder Baiern existire, und nicht ob ein starkes, festes, kampffähiges deutsches Volk ruhmvoll im Krieg und Frieden dastehe; sollte dieser Krieg dahin führen, daß die alten Streitigkeiten der deutschen Montecchi und Capuletti wieder auflebten, dann wäre der große Kampf mit einem Possenspiele beendigt! Sein Ziel war „die Einheit und, ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Uebergang". Jetzt, da der gesammte Länderbestand Europas ins Wanken kam, meinte er selbst das Höchste erreichbar: eine große Monarchie von der Weichsel

bis zur Maas, ebenso Italien zu einer geschlossenen Masse verbunden — ganz Mitteleuropa zurückgeführt in einen Zustand „der Kraft der Widerstandsfähigkeit“. Sei dies nicht möglich, so solle man Deutschland nach dem Laufe des Mains zwischen Oesterreich und Preußen theilen, die Rheinbundsfürsten als betitelte Sklaven und Untervögte des Eroberers behandeln, auch die von Napoleon verjagten Fürsten nicht wieder einsetzen. Könne man auch dies nicht erreichen, so bleibe als letzter Ausweg, daß man jedem der beiden „verfassungsmäßigen Königreiche“ Oesterreich und Preußen einige Kleinstaaten als Vasallen unterordne, etwa Baiern, Württemberg, Baden mit geschmälertem Gebiete der südlichen, Hannover, Hessen, Oldenburg, Braunschweig der nördlichen Macht.

Wohl oder übel suchte er also seine unitarischen Wünsche mit den Ideen des Bartensteiner Vertrags in Einklang zu bringen. Auf jeden Fall sollte der Befreiungskrieg mit radicaler Kühnheit geführt, das eroberte deutsche Land als herrenloses Gut vorläufig von einem Verwaltungsrathe der Verbündeten regiert werden. Unter den Verbündeten dachte er sich zunächst Rußland, Oesterreich und England; ihnen komme es zu das zaudernde Preußen mit sich fortzureißen. So tief war sein Widerwille gegen die listenreiche Politik Hardenbergs. Die zwingenden Gründe, welche das Verhalten des Königs in den Jahren 1809 und 1811 bestimmt hatten, wollte der Erzürnte niemals gelten lassen, und obwohl die feurigen Patrioten, die ihn in Petersburg umgaben, allesammt Norddeutsche waren, so glaubte er noch immer nicht recht an die kriegerische Leidenschaft dieser kalten und langsamen Stämme.

Gleichviel welcher Theil des Vaterlandes sich zuerst erhöbe — daß der Krieg wie ein reißender Strom über die deutschen Grenzen hineinfluthen müsse, verstand sich dem Reichsritter von selber. Für diesen Gedanken suchte er den Czaren zu gewinnen, und er fand leichtes Spiel. Alexander war in tiefster Seele erschüttert; in dem Rausche des Sieges traten alle edlen und alle phantastischen Züge seiner Natur zu Tage. Vor Kurzem noch hatte er die ungeheure Last der Sorge kaum zu tragen vermocht, die Nachricht von dem Brande von Moskau hatte sein Haar in einer Nacht gebleicht. Nun war Rußland befreit wie durch ein Wunder des Himmels, nun fühlte er sich auserwählt durch Gottes Gnade, als ein Heiland der Welt die geknechtete Erde von ihrem Joche zu erlösen; nichts billiger darum als ein reicher Lohn für den Weltbefreier. Sofort nahm er seine polnischen Pläne wieder auf, doch in aller Stille; sein deutscher Rathgeber erfuhr kein Wort davon. Die Befreiung Deutschlands sollte dem Czaren die Krone der Jagiellonen bringen; die Interessen der Menschheit stimmten wieder einmal ganz wundersam mit den dynastischen Wünschen des Hauses Gottorp überein! Schon im November war Alexander so gut wie entschlossen seine Waffen nach Deutschland zu tragen. Der Kanzler Rumänzow, der die Politik der freien Hand vertrat, verlor

allen Einfluß; der deutsche Freiherr behauptete sich in der Gunst des Czaren und zeigte bereits in einer Denkschrift der russischen Regierung die Mittel, welche ihr nachher ermöglichten, vierzig Millionen Rubel Papiergeld in Deutschland umzusetzen und also den Krieg fortzuführen.

Wunderbar doch, wie sicher der große Patriot den springenden Punkt in der Lage der Welt — die Nothwendigkeit der deutschen Schilderhebung — herausfand, und wie gröblich er sich in allem Einzelnen irrte. Er kannte weder die Schwäche der russischen Streitkräfte, noch die bedachtsame Aengstlichkeit des Wiener Hofes, weder die Unfähigkeit des englischen Tory-Cabinets, noch den stumpfen Particularismus der Völkchen in den deutschen Kleinstaaten, die nirgends daran dachten sich wider den Willen ihrer Dynastien zu erheben. Doch am allerwenigsten kannte er den heiligen Zorn, der in den Herzen der Preußen kochte, und die ehrenhaften Entschlüsse, womit ihr König sich trug; eben dieser Staat, den der Freiherr sich nur im Schlepptau der anderen Mächte denken konnte, sollte den Anstoß geben zu dem europäischen Kriege. Hardenberg hatte sich während des Sommers bemüht das Einverständniß mit Oesterreich zu befestigen und deßhalb im September den Flügeladjutanten von Natzmer nach Wien gesendet. Der Bevollmächtigte fand in Wien eine überaus freundliche Aufnahme. In seinem Antwortschreiben betheuerte Metternich mit Wärme, er vermöge die Interessen der beiden Staaten nicht von einander zu trennen; greifbare Versprechungen gab er jedoch nicht. Als nun der Krieg sich in die Länge zog, da begann der König zu hoffen, daß sein russischer Freund diesmal endlich ausharren würde; schon am 29. October, noch ehe die Nachricht von dem Moskauer Brande eingetroffen war, erklärte er sich bereit zu einem Wechsel des politischen Systems, aber nur im Bunde mit Oesterreich. Neue vertrauliche Anfragen in Wien hatten geringen Erfolg. Die Hofburg behauptete noch die gleiche Haltung wie in der Krisis von 1811: sie hatte nichts dawider, wenn Preußen sein Glück versuchte, wollte aber selber aus ihrer so viel besser gesicherten Position nicht heraustreten. Gewaltigen Eindruck hinterließ in Berlin wie überall die unglaubliche Nachricht von der Verschwörung des Generals Mallet: wie dieser Tollkopf durch das Märchen von Napoleons Tode die höchsten Behörden überrumpelt und während einiger Stunden Paris beherrscht hatte. So morsch war schon der Grund, worauf das Weltreich fußte! Dann kam die Kunde von Napoleons Rückkehr, bald darauf aus Dresden ein Schreiben des Flüchtlings an den König, das unbefangen, als sei gar kein Zweifel möglich, die Verstärkung des preußischen Hilfscorps verlangte: kein Wort von Entschädigung, kein Wort über die Bezahlung der preußischen Lieferungen vom letzten Frühjahr! Der Imperator meinte Preußen genugsam gefesselt und versah sich keiner Weigerung. In der That überschätzte Hardenberg die Bedeutung der russischen Katastrophe nicht. Er begriff, daß Napoleons unrit-

terliche Flucht politisch ebenso wohl erwogen war wie einst sein heimlicher Abzug aus Aegypten; er wußte, was dieser eine Mann bedeutete und sah voraus, daß der Imperator in Kurzem mit einem gewaltigen Heere zurückkehren würde.

Der sofortige offene Abfall war unmöglich, nicht blos weil die Gewissenhaftigkeit des Königs selbst einen erzwungenen Bund nicht ohne stichhaltige völkerrechtliche Gründe auflösen wollte, sondern auch weil die französischen Streitkräfte in den Marken vollauf genügten eine plötzliche Erhebung im Keime zu ersticken. Dagegen war alle Welt am Hofe darüber einig, daß die Gunst des Glückes benutzt, der Anschluß an Rußland und Oesterreich sofort vorbereitet werden müsse. Jeder Unterschied der Parteien verschwand. Der bedächtige, conservative Cabinetsrath Albrecht und der Mann des Friedens Knesebeck mahnten jetzt nicht minder eifrig zum Kriege als vormals die Freunde Scharnhorsts; selbst der ängstliche Ancillon schloß sich an und der schroffe Junker Marwitz eilte ungeladen zu seinem Todfeinde Hardenberg, stellte sich ihm zur Verfügung. Am zweiten Weihnachtstage legte der Staatskanzler sein Programm vor: der Augenblick der Befreiung sei gekommen; man müsse schlagen, nöthigenfalls selbst ohne Oesterreichs Hilfe, da diese Macht zum Mindesten nicht feindselig auftreten werde; den Feind im Lande, sei man genöthigt die französische Allianz noch scheinbar aufrechtzuhalten und die Rüstungen so darzustellen als geschähen sie zu Frankreichs Gunsten. Sein Plan war, daß Oesterreich und Preußen als bewaffnete Mediatoren zwischen die kriegführenden Mächte treten sollten; lehnte Napoleons Hochmuth, wie vorauszusehen, die Bedingungen der Vermittler ab, so war der Rechtsgrund zum Kriege gegeben. Mittlerweile solle sich der König in das sichere Schlesien begeben und von dort aus zur rechten Zeit sein Volk unter die Waffen rufen. Der König genehmigte Alles und warnte nur besonnen vor überspannten Erwartungen: nicht am Rheine, wie der Staatskanzler gemeint hatte, sondern im deutschen Norden werde dieser Krieg beginnen. Als dies unheimliche Jahr im Sterben lag, rief man in Berlin bereits die Beurlaubten ein, befahl die Bildung von Reservebataillonen und entwarf die Instruction für Knesebeck, der als Unterhändler nach Wien gehen sollte. Das Eis war gebrochen, der große Entschluß war gefaßt. Bange Wochen vergingen noch bis man vor dem überlisteten Feinde das Visier aufschlagen durfte; doch weder der König noch sein Kanzler ist dem einmal ergriffenen rettenden Gedanken je wieder untreu geworden.

Den Massen des Volkes, die mit wachsender Ungeduld den Ruf des Königs erharrten, blieb dieser Umschwung der preußischen Politik natürlich verborgen. Ein Glück daher, daß von anderer Seite her eine That gewagt wurde, die dem Volke wie ein weithin leuchtendes Signal verkündete, die Zeit des Harrens sei zu Ende. Die Nothwendigkeit der großen Wandlungen des historischen Lebens erscheint dann am anschau-

lichsten, wenn sie durch widerwillige Werkzeuge vollstreckt werden. Wer hätte auch nur für denkbar gehalten, daß General York, der Befehlshaber des preußischen Hilfscorps jemals an seinem Fahneneide deuteln könnte? Vor langen Jahren war der Jüngling einst wegen Ungehorsams aus der fridericianischen Armee entlassen worden; als er dann nach langen abenteuerlichen Fahrten gereift und gesetzt wieder eintrat, erschien er den Soldaten wie der gestrenge Geist der altpreußischen Manneszucht. Der Mannschaft klopfte das Herz, wenn die hagere straffe Gestalt des alten Isegrimm mit der drohenden Falte über der Adlernase auf dem Braunen daherritt. Kein Fehler entging den harten stechenden grauen Augen; jedes Schimpfwort ließ sich leichter ertragen als der gemessene und doch so furchtbare, so tief demüthigende Tadel von diesen stolzen herrischen Lippen. Die Offiziere sagten wohl, er sei scharf wie gehacktes Eisen; sie errietben aus dem rastlos wechselnden Mienenspiele der finsteren Züge, wie viel Ehrgeiz, wie viel heiße Leidenschaft, durch eiserne Willenskraft mühsam gebändigt, in dem wortkargen, unliebenswürdigen Manne arbeitete. Die Truppen vertrauten ihm unbedingt, denn sie kannten seine Tapferkeit und Umsicht aus den Kämpfen von Altenzaun und Lübeck und sie wußten, wie eifrig der durch und durch praktische Offizier für Kleidung, Proviant und Quartiere seiner Leute sorgte. Wie in Marwitz die Standesgesinnungen des Landadels, so verkörperte sich in York der schroffe Stolz des alten Offizierscorps; gegen die neumodischen Narrheiten der Reformer war ihm kein Hohn zu giftig. Er haßte die Franzosen, die ihm seine Fahnen entehrt und den stolzen Bau der altpreußischen Ordnung über den Haufen geworfen hatten, mit dem ganzen Ingrimm seiner vulkanischen Natur; doch für die Kameraden, die den Dienst des Königs verließen um nach Rußland zu gehen, hatte er nur Worte herber Verachtung, sie waren ihm Verräther und Deserteure.

Die preußische Division gehörte während des Kriegs zu dem Corps Macdonalds und rückte auf dem äußersten linken Flügel der großen Armee in die Ostseeprovinzen ein. So widerwillig die Truppen dem französischen Oberbefehle folgten, sie brannten vor Begier, jetzt unter den Augen der Sieger von Jena zu zeigen, was preußische Tapferkeit vermöge. York durfte sich rühmen, daß seine Schaar an kriegerischer Tüchtigkeit keinem anderen Corps der großen Armee nachstand, in fester Manneszucht alle übertraf; er hielt sie geschlossen zusammen, bewahrte sie vor jener Vermischung mit fremdem Kriegsvolk, die in den Heeren des Weltreichs grundsätzlich begünstigt wurde, und zeigte den Franzosen durch schroff abweisenden Stolz, daß sie nicht rheinbündnerische Vasallen, sondern das Hilfscorps eines freien Königs vor sich hätten. Die trübe, durch die jammervollen Erlebnisse dieser sechs Jahre verbitterte Stimmung der Truppen wich einem kräftigen, trotzigen Selbstgefühle, als sie in dem glänzenden Treffen von Bauske und in vielen anderen rühmlichen Ge-

fechten die alte fridericianische Kühnheit und zugleich ihre Gewandtheit in den Künsten der beweglichen neuen Taktik erprobt hatten. Die aus allen Waffengattungen gemischten Brigadeverbände bewährten sich ebenso trefflich wie die neuen Exercirreglements vom Januar 1812. York behauptete den Herbst über seine gefährliche Position in Kurland; erst der Untergang des Hauptheeres nöthigte auch den linken Flügel zum Rückzuge. Macdonalds Corps erhielt Befehl die Trümmer der großen Armee im Rücken zu decken und den nachdrängenden Russen den Einmarsch nach Ostpreußen zu verbieten.

Schon seit Wochen hatte der schlaue Italiener Paulucci und andere russische Befehlshaber den preußischen General zum Uebertritt zu bereden versucht. Immer vergeblich. Auch die patriotischen Aufrufe in dem Rigaer Zuschauer des wackeren Patrioten Garlieb Merkel ließen den Verächter der Literaten kalt. Aber dem scharfen Soldatenblicke Yorks entging nicht, daß sein wohlgeordnetes kleines Corps — es mochte jetzt noch an 13,000 Mann zählen — nach der Katastrophe der Hauptarmee einen ganz ungeahnten Werth erlangte. Folgte er den Befehlen Macdonalds, so konnten die wenigen Russen, die weiter südlich schon in Ostpreußen eingedrungen waren, sich dort nicht halten, die Franzosen blieben stark genug dem russischen Corps des Fürsten Wittgenstein die preußische Grenze zu sperren, und der russische Krieg endete nach menschlichem Ermessen mit einem nutzlosen Kosakenstreifzug am Niemen — freilich nur wenn das preußische Corps mit übermenschlicher Selbstverleugnung sich für seine gehaßten Bundesgenossen aufopferte. Schieden die Preußen aus dem Kriege aus, so drang das russische Heer über die deutsche Grenze hinüber, und der König — das ließ sich vermuthen — ward fortgerissen zu dem rettenden Entschlusse, welchen York seit Jahren ersehnte. Eine Welt von widersprechenden Gedanken stürmte auf den eisernen Mann ein; während der Schlacht kalt und sicher, war er vor dem Kampfe immer aufgeregt und schwarzsichtig. Sollte er seine treuen Truppen, den Kern des preußischen Heeres, preisgeben für die Rettung des Todfeindes der Deutschen oder durch einen eigenmächtigen Schritt Thron und Leben seines Königs, der noch immer in der Gewalt der Fremden war, gefährden? Sollte er jetzt, in Ehren grau geworden, nochmals dem eisernen Gesetze des Krieges den Gehorsam versagen, wie einst, da der vorwitzige Knabe aus der Armee verjagt wurde, und sein Leben schimpflich auf dem Sandhaufen schließen — oder diese große Stunde des Gottesgerichts unbenützt vorüberstreichen lassen? Auf wiederholte Anfragen in Berlin kam nur die Erwiderung: er möge nach den Umständen handeln — eine Antwort, die lediglich errathen ließ, daß der König sich an das französische Bündniß nicht für immer binden wolle.

Den Ausschlag gab ein Schreiben Alexanders vom 18. December, das bestimmt versicherte, der Czar sei bereit mit dem Könige ein Bündniß

abzuschließen und die Waffen erst niederzulegen wenn Preußen die Machtstellung vom Jahre 1805 wieder erreicht habe. Hier also des Königs alter Freund und die Aussicht auf Wiederherstellung des alten Ruhmes, dort der arge Feind, von dem York wußte, daß er nur auf Preußens Vernichtung sann. Bewegt wie ein Mann nur sein kann kündete der General seinen Offizieren die gefaßte Entscheidung an: „so möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden.“ Mit hellem Jubel stimmten ihm die Getreuen zu. Am 30. December traf York in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen mit den russischen Unterhändlern zusammen — es waren durchweg geborene Preußen, Diebitsch, Clausewitz, Friedrich Dohna — und unterzeichnete eine Convention, kraft deren sein Corps in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um dort die weiteren Befehle des Königs zu erwarten. Mehr wollte der pflichtgetreue Soldat nicht wagen. An dem Könige war es die Verbindung mit Rußland zu befehlen. Ihm legte York in einem Briefe, den er mit seinem Herzblute schrieb, seinen alten Kopf zu Füßen: „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruche Eurer Majestät liegt das Schicksal der Welt!“

Die Convention von Tauroggen hat nicht, wie ihr kühner Urheber hoffte, den König fortgerissen zum Anschluß an Rußland; der Entschluß des Monarchen stand bereits fest. Sie kam sogar dem Staatskanzler sehr ungelegen, da sie ihn leicht nöthigen konnte sein fein berechnetes Spiel allzufrüh aufzudecken. Aber sie öffnete die deutschen Grenzen den Russen, sie ermöglichte den Ostpreußen sich für Deutschlands Befreiung zu erheben, sie gab den Massen zuerst die frohe Gewißheit, daß der Würfel gefallen sei. Als der Morgen des schlachtenreichsten Jahres dieser blutigen Zeit heraufgraute, erwachte überall wo Friedrichs Adler wehten die alte Waffenfreude der Germanen, und weithin über das preußische Land erklang der Weckruf des eisernen York: Jetzt oder niemals!

Vierter Abschnitt.

Der Befreiungskrieg.

Nichts unheimlicher im Leben der Völker als das langsame Nachwirken der historischen Schuld. Wie viel schwere Arbeit war nun schon aufgewendet von den besten Männern des deutschen Nordens, um die Unterlassungssünden des unseligen Jahrzehntes vor 1806 zu sühnen. Fester denn je stand die alte Königstreue der Preußen, ein neuer freier Geist belebte das Heer und die Verwaltung; was aber in Friedrichs Tagen der schönste und eigenthümlichste Vorzug der preußischen Politik gewesen, die stolze freimüthige Offenheit des Handelns blieb dem gedrückten Staate versagt. Als die Krone sich endlich anschickte, Gewaltthat und Treubruch mit dem Schwerte abzuwehren, den wagnißvollen Kampf für die Herstellung Deutschlands und die Freiheit der Welt zu beginnen, da fand sie sich außer Stande das Gerechte und Nothwendige mit Gradsinn und Würde zu thun. Sie war gezwungen zu einem zweizüngigen Spiele, das tausende ehrlicher Gewissen beirrte und quälte, viele der Treuesten zu einem eigenmächtigen, für den Bestand der monarchischen Ordnung hochgefährlichen Vorgehen nöthigte.

Zu Anfang des Jahres standen etwa 40,000 Mann napoleonischer Truppen in Ostpreußen, 10,000 in Polen, 70,000 in den Festungen der Weichsel- und Oderlinie; die Marken nebst den Uebergängen über die Oder hielt Augereau mit dem noch ganz unberührten elften Armeecorps, mehr als 20,000 Mann, besetzt, und täglich trafen frische Zuzüge aus dem Westen ein also, daß die Garnison von Berlin allein bald auf 24,000 Mann stieg. Genug, übergenug um die schwache, an vier weit entlegenen Stellen vertheilte preußische Armee in Schranken zu halten. Das gelichtete Corps Yorks überschritt soeben die litthauische Grenze, an der Weichsel bildete Bülow ein Reservecorps, um Kolberg befehligte General Borstell die pommerschen Regimenter, während eine vierte Abtheilung, die nachher unter Blüchers Befehle gestellt wurde, sich in Schlesien versammelte. Als die jammervollen Trümmer der großen Armee ins Land kamen, wurde der König von manchen Heißspornen mit Bitten bestürmt, er möge gestatten, daß man sich nach Spanierart auf diese Flüchtlinge

stürze. Friedrich Wilhelm versagte die Erlaubniß. Das Volk gehorchte schweigend, obgleich die hastigen Neuerungen des Staatskanzlers viel Unwillen, gerechten und ungerechten, gegen die Regierung hervorgerufen hatten, und so geschah was der Barmherzigkeit und dem gesetzlichen Sinne jenes tapferen Geschlechts gleichmäßig zur Ehre gereicht: diese Schaaren wehrloser, tödlich gehaßter Feinde zogen sicher ihres Wegs durch das preußische Land. Da und dort lärmte der Pöbel in wüster Schadenfreude, die Schuljugend ließ sich's nicht nehmen, die Flüchtlinge durch den Schreckensruf „Kosak" aus der Rast aufzuscheuchen. Es geschah wohl, daß rheinbündischen Offizieren das rothe Band von der Brust gerissen wurde; diese Landesverräther haßte das Volk noch grimmiger als die Franzosen selber. Die Masse der Unglücklichen blieb unbelästigt, fand in preußischen Häusern Obdach und Pflege. Der Anblick des grauenhaften Elends erschütterte selbst rohe Gemüther; den kleinen Leuten schien es sündlich sich an denen zu vergreifen, die Gott selbst geschlagen. Unter den Tausenden, die also entkamen, war die große Mehrzahl der Generale und Obersten des Imperators; die deutsche Gutherzigkeit rettete ihm seine Heerführer. Was aber bestimmte die Haltung des Königs? Wahrlich nicht allein seine peinliche Gewissenhaftigkeit, die selbst den heiligen Kampf der Nothwehr nicht ohne unanfechtbaren Rechtsgrund beginnen mochte, sondern die richtige Erkenntniß der militärischen Lage. Ein vorzeitiger Losbruch ungeordneter Massen war das sichere Verderben des Staates. Es galt, unter den Augen des Feindes das Heer, das ihn schlagen sollte, erst zu schaffen, den Bestand der Streitkräfte zu versechsfachen und unterdessen die Allianz mit den beiden anderen Ostmächten abzuschließen. Alles dies ward nur möglich durch die Mittel der Arglist, welche der erfinderische Kopf des Staatskanzlers angab. Er spielte den treuen Verbündeten Napoleons, versicherte beharrlich, daß seine Rüstungen für die Fortführung des russischen Krieges bestimmt seien.

Aber selbst wenn die geheimen Verhandlungen günstigen Fortgang nahmen und eine Coalition der sämmtlichen alten Mächte zu Stande kam, so blieb Preußens politische Lage noch immer sehr nachtheilig, fast verzweifelt. Gewiß bedurfte Rußland der preußischen Hilfe. Denn hielt der König bei dem französischen Bunde aus, so würde die schwache schlechtgerüstete Armee des Czaren von dem zurückkehrenden Napoleon unzweifelhaft mit zermalmender Uebermacht vernichtet, bevor der Nachschub aus dem fernen Osten herankommen konnte; der Eroberer, gewitzigt durch das Unglück des vergangenen Winters, hätte sicherlich nicht zum zweiten male den abenteuerlichen Zug in das Innere des weiten Reiches gewagt, sondern sich begnügt, die Ostseeprovinzen und die polnisch-litthauischen Lande von dem Czarenreiche abzureißen. Trotzdem standen die Aussichten für die alten Mächte sehr ungleich. Rußland und England hatten während der jüngsten Jahrzehnte ihre Macht erheblich vergrößert: jenes in Polen

und Finnland, dieses in den französisch-holländischen Colonien; auch Oesterreich war trotz schwerer Verluste doch noch im Besitze seiner Großmachtstellung. Mißlang das Werk der Befreiung, so stand für England gar nichts, für Rußland und Oesterreich nur ein Gebietsverlust zu befürchten. Für den Fall des Sieges aber mußte England durch transatlantische Gebiete, Rußland durch polnische Landstriche, Oesterreich durch die Wiederherstellung und Vergrößerung seiner adriatischen Machtstellung entschädigt werden. Das lag in der Natur der Dinge, die gesammte diplomatische Welt war darüber einverstanden, und alle drei Mächte durften, Dank ihrer geographischen Stellung, darauf zählen, daß ihnen Niemand diesen Siegespreis entriß falls das Weltreich unterging. Für Preußen dagegen war dieser Krieg ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Siegte Napoleon, so wurden die in Tilsit nur vertagten Vernichtungspläne unfehlbar durchgeführt. Siegte der preußische Staat, so war er gezwungen einen unverhältnißmäßig größeren Lohn zu fordern als seine Verbündeten; er mußte die verlorene Hälfte seines Gebietes und den Wiedereintritt in die Reihe der großen Mächte verlangen. Der Kampf um die Befreiung der Welt blieb doch in erster Linie ein Kampf um die Wiederaufrichtung Preußens. Seine entscheidenden Schlachten, das ließ sich voraussehen, mußten auf preußischem Boden geschlagen werden oder in jenen norddeutschen Landen, die zu Preußens Entschädigung dienen sollten; jede Scholle deutschen Landes, die der König für sich forderte, war erst durch gemeinsame Anstrengung zu erwerben, unterlag von Rechtswegen der Verfügung der Coalition. Der preußische Staat stand mithin in der denkbar ungünstigsten diplomatischen Stellung, in einer Lage, deren Nachtheile weder der Muth des Heeres noch die Gewandtheit der Staatsmänner ganz ausgleichen konnte; er hatte den Preis seiner Anstrengungen großentheils zu erwarten von dem guten Willen jener Höfe, die nach ihren Interessen und Ueberlieferungen die Befestigung einer starken mitteleuropäischen Macht nicht wünschen konnten.

Doch was wogen solche Bedenken in diesem Augenblicke, da Deutschlands Zukunft auf dem Spiele stand? Schritt für Schritt, mit bewunderungswürdiger Umsicht näherte sich Hardenberg seinem zweifachen Ziele: der Verstärkung des Heeres und dem Abschluß der großen Allianz. Schon am 20. December war die Bildung von 52 Reservebataillonen, das will sagen: die Verdoppelung der Infanterie, angeordnet worden. Auf allen Landstraßen sah man die Schaaren der Krümper zu ihren Regimentern ziehen; die treuen Männer ahnten dunkel wem die Rüstung gelte. Den französischen Truppen ward beklommen zu Muthe wenn sie diesen sonderbaren Bundesgenossen auf dem Marsche begegneten; sie bemerkten wohl die grimmigen Blicke der Preußen und vernahmen die herausfordernden Klänge der deutschen Kriegslieder. Die Aufregung stieg von Tag zu Tage. Im Schloßhofe zu Königsberg wurde ein anmaßender französischer

Gensdarm unter den Augen des Königs von Neapel von preußischen Rekruten todtgeschlagen; zwei französische Offiziere, die sich einmischen wollten, mußten mit zerbrochenen Degen vor den Preußen fliehen, und Murat wagte nicht die Schuldigen zu bestrafen.

Am 2. Januar erhielt Knesebeck seine Instruction für die geheime Sendung an den Wiener Hof. Friedrich Wilhelm erklärte sich bereit Frankreich zu bekämpfen, aber auch Rußlands Herrschaft in Deutschland nicht zu dulden; darum solle Oesterreich als bewaffneter Vermittler auftreten, die Unabhängigkeit Deutschlands bis zum Rheine, die Vernichtung des Rheinbundes fordern und im Falle der Weigerung die Waffen gegen Napoleon ergreifen; der König selbst denke demnächst nach Schlesien zu gehen, wo er in Freiheit seine Entschlüsse fassen könne. Das befreite Deutschland müsse die einst in Bartenstein verabredete Verfassung erhalten: preußische Hegemonie im Norden, österreichische im Süden; ein Aufruf an die Italiener und die Neuordnung der Verhältnisse der Halbinsel blieben dem freien Ermessen der Hofburg überlassen. Zugleich wurde Scharnhorst, der seit seiner Entlassung in Schlesien lebte, über Alles was im Werke war unterrichtet. Am nämlichen Tage traf die Nachricht von der Tauroggener Convention in Potsdam ein. Sie war willkommen, weil man nunmehr das York'sche Corps aus der Gewalt der Franzosen befreit wußte, doch setzte sie zugleich den Staatskanzler in Verlegenheit, da York allzufrüh „dem Fasse den Boden ausgeschlagen" hatte. Der König beschloß den kühnen Schritt des Generals öffentlich zu mißbilligen, insgeheim zu genehmigen.

Fast noch wichtiger als die Nachricht von der Convention selber erschien jenes Schreiben des Czaren an Paulucci vom 18. December, welches York dem Könige mittheilen ließ. Man war in Potsdam bisher über Alexanders Absichten, über den Vormarsch der Russen wie über die polnischen Verhältnisse ganz im Unklaren geblieben. Jetzt endlich erfuhr der König, daß sein Freund in der That den Krieg auf deutschem Boden fortzusetzen bereit sei, und sofort gab er der Instruction für Knesebeck den Zusatz: er werde sich für Rußland erklären, falls die Russen die Weichsel überschritten. Dann wurde der Flügeladjutant Major Natzmer zu Murat entsendet um die Absetzung des eigenmächtigen Generals anzuzeigen und von da insgeheim zum Czaren zu reisen. Währenddem lebte Hardenberg mit den französischen Generalen und Diplomaten auf dem freundlichsten Fuße, gab Diner auf Diner, betheuerte inbrünstig seine Entrüstung über Yorks unerhörte That, wich mit verbindlichen Worten aus als Graf Narbonne ihm eröffnete, der Imperator werde sich freuen, wenn der Kronprinz von Preußen mit einer Murat oder Beauharnais sich verheirathe.*) Der Gesandte Krusemark

*) Hardenbergs Journal 7. Januar 1813.

in Paris mußte dringend mahnen an die Rückzahlung der von Preußen für den Durchmarsch der großen Armee geleisteten Vorschüsse; die Regierung berechnete die Summe, sehr niedrig, auf 94 Mill. Fr. Um die Täuschung zu vollenden benutzte Hardenberg noch einen verbrauchten Kunstgriff der alten Cabinetspolitik: er sendete den unfähigsten seiner Diplomaten, den Fürsten Hatzfeld, einen erklärten Franzosenfreund, der von den Absichten des Staatskanzlers nicht das Mindeste ahnte, nach Paris um die That Yorks zu entschuldigen und nochmals an die Abzahlung der Vorschüsse zu erinnern.

Bei einiger Kenntniß der preußischen Dinge konnte der Imperator schon aus der Persönlichkeit des Unterhändlers errathen, daß diese Sendung bestimmt war zu scheitern. Er aber hatte für das kleine Preußen kein Auge, sondern lebte und webte in den Entwürfen für einen zweiten russischen Feldzug. Während prunkende Feste in Fontainebleau die Welt über die wachsende Verstimmung des französischen Volkes täuschen sollten, wurde eine neue Aushebung von 350,000 Mann, im März nochmals eine Conscription von 180,000 Mann angeordnet. Seit dem Jahre 1793 waren mehr denn drei Millionen Franzosen unter die Fahnen gerufen und die Mehrzahl davon im Kriege umgekommen; der Minister Montalivet aber betheuerte in einer schwungvollen parlamentarischen Prachtrede, die Conscription habe eine erfreuliche Vermehrung der Bevölkerung herbeigeführt. Der Imperator rechnete, im Frühjahr von Magdeburg aus den zweiten Krieg gegen Rußland zu eröffnen, die Sachsen auf dem rechten, die Preußen auf dem linken Flügel; im Juni sollte Danzig deblokirt, im August der Niemen abermals überschritten werden. Kein Gedanke an Nachgiebigkeit. Ueberall, so versicherte er seinem Schwiegervater, seien die Russen in offener Feldschlacht geschlagen worden; auch nicht ein Dorf von Warschau dürfe der Czar erhalten; nun gar die constitutionellen Grenzen des Kaiserreichs, das Rom, Amsterdam und Hamburg zu seinen guten Städten zählte, blieben unantastbar für alle Zukunft! Seinen deutschen Vasallen gab er nochmals zu wissen, daß er für die Herrlichkeit des deutschen Particularismus streite: sie hätten nicht blos den auswärtigen Gegner zu bekämpfen, sondern einen gefährlicheren Feind — jenen Geist der Anarchie, welchen die Umsturzmänner Stein und Genossen hegten; die Dynastien des Rheinbundes zu entthronen und ein sogenanntes Deutschland zu schaffen (créer ce qu'ils appellent une Allemagne), das sei das Ziel der deutschen Aufrührer.

Der preußischen Monarchie meinte er sicher zu sein, wo nicht ihrer Treue so doch ihrer Ohnmacht; noch im März schrieb er geringschätzig an Eugen Beauharnais, mehr als 40,000 Mann könnten die Preußen doch nicht aufbringen, und davon nur 25,000 für das freie Feld. Er selber hatte zu Anfang des letzten Feldzugs die treffliche militärische Haltung des York'schen Corps bewundert; er war gewarnt, hundertmal gewarnt durch

die rheinbündischen Diplomaten, er wußte, daß jene gefährlichen deutschen Aufrührer nirgends mächtiger waren als in Preußen, und doch wollte er nicht eingestehen, daß diese verhaßte Macht ihm je bedrohlich werden könne. Geflissentlich trug er seine Verachtung gegen Preußen zur Schau, als wollte er seine geheimen Sorgen übertäuben: „die Preußen sind keine Nation, sie haben keinen nationalen Stolz, sie sind die Gascogner von Deutschland!“ Die einfachste Klugheit gebot ihm den Bundesvertrag von 1812 gewissenhaft zu halten, der Krone Preußen keinen Vorwand zum Verlassen der erzwungenen Allianz zu bieten. Doch auf seiner einsamen Höhe hielt er es nicht mehr der Mühe werth nach den Empfindungen derer, die sein Fuß zertrat, zu fragen. Auf alle Mahnungen der preußischen Unterhändler antwortete er mit leeren Reden, nicht einmal eine Prüfung ihrer Rechnungen konnten sie erreichen; und gleichzeitig erging an die Befehlshaber der Oderfestungen der vertragswidrige Befehl, daß sie sich Alles was sie brauchten durch Requisitionen verschaffen sollten. Also that der Imperator genau was Friedrich Wilhelms Gewissenhaftigkeit insgeheim wünschte; er setzte sich ins Unrecht, er selber zerriß das Bündniß, und der König war nach Völkerrecht unzweifelhaft befugt sich loszusagen von einem Vertrage, dessen Satzungen sammt und sonders von dem anderen Theile mißachtet wurden.

Auf Knesebecks Sendung baute Hardenberg stolze Hoffnungen. Während der König den Czaren für seinen nächsten und natürlichsten Freund ansah, erstrebte der Staatskanzler seit Jahren zunächst ein Bündniß der drei „deutschen“ Großmächte — denn auch England wurde wegen Hannover noch zu den deutschen Mächten gerechnet. Seine hochgespannten Erwartungen sollten gründlich getäuscht werden. Der sofortige Eintritt des Kaiserstaates in ein Kriegsbündniß war schon deßhalb ganz außer Frage, weil Napoleon in solchem Falle sicher wieder die wohlbekannte Siegesstraße der Donau entlang eingeschlagen und, bei dem elenden Zustande der Armee und der Finanzen Oesterreichs, rasch seinen dritten Einzug in die Kaiserstadt gehalten hätte. Eben dies wollte Kaiser Franz um jeden Preis verhindern. Von Natur friedfertig, ein Freund der sanften Mittel und der kleinen Ränke fand Graf Metternich die Lage der Welt durchaus nicht reif für eine große Entscheidung. Wie sollte ein durchschlagender Erfolg erfochten werden — so äußerte sich Gentz — da alle Mächte des Festlandes tief ermattet seien und auch Englands Kräfte durch die Subsidienzahlungen für einen europäischen Krieg leicht erschöpft werden könnten? Dazu die natürliche Angst vor der nationalen Leidenschaft der norddeutschen Patrioten. In Wien — dieser Ruhm wird der Nüchternheit der österreichischen Staatskunst verbleiben — in Wien ist seit den Tagen des großen Kurfürsten bis zum Jahre 1866 nicht einen Augenblick der gutmüthige Wahn gehegt worden, als ob die Verstärkung des norddeutschen Nebenbuhlers im Interesse Oesterreichs liege. Wenn

man auch wünschte, daß Preußen wieder einigermaßen zu Kräften käme, eine selbständige, der Hofburg ebenbürtige Macht durfte sich im Norden nicht bilden — jetzt am allerwenigsten, da jeder neue Tag von der stürmischen Erregung des norddeutschen Volkes Kunde brachte, da der preußische Staat haltlos den dämonischen Mächten der Revolution verfallen, sein König nur „an der Seite", nicht an der Spitze der Nation zu stehen schien. Darüber war Kaiser Franz mit seinem Schwiegersohne durchaus einverstanden, daß nur Aufruhrstifter ein sogenanntes Deutschland wollen könnten. Willig glaubte er alle Märchen der napoleonischen Polizei über das revolutionäre Treiben der preußischen Geheimbünde; noch im März bat sein Gesandter den König von Preußen, natürlich vergeblich, um Auflösung der geheimen Vereine. Von der deutschen Gesinnung seines eigenen Volkes hatte er freilich wenig zu fürchten; der edle Rausch des Jahres 1809 kehrte niemals wieder, das Teutonenthum der norddeutschen Dichter und Volksredner erregte bei den ermüdeten Wienern nur Spott und Hohn. Indeß selbst die vereinzelten Spuren patriotischen Sinnes waren dem Despoten unheimlich. Er vergaß es nicht, daß auch einige österreichische Offiziere in russischen Dienst getreten waren. Der gefährliche preußische Verschwörer Justus Gruner war längst auf die Festung geschafft worden, und als im Frühjahr Hans von Gagern mit einigen Patrioten in Vorarlberg und Tyrol eine Volkserhebung vorzubereiten versuchte, griff der Kaiser sofort mit Verhaftungen und Ausweisungen ein.

Ein anderer leitender Gedanke der Hofburg war die Furcht vor Rußland. In späteren Jahren gestand Metternich dem preußischen Staatskanzler: seit dem Augenblicke, da die napoleonische Macht ins Wanken gekommen, habe ihn vorwiegend die eine Sorge beschäftigt: „die Unmöglichkeit, zu verhindern, daß eine ungeheuere Machtvergrößerung Rußlands das nothwendige Ergebniß der Zertrümmerung des französischen Kolosses würde."*) Und wie vortheilhaft war es doch andererseits, einen so mächtigen Schwiegersohn zu besitzen — einen so wohlgesinnten Mann, der die Revolution überwunden hatte und mit gleichem Abscheu wie Metternich von dem Jacobiner Stein redete! Auch persönliche Rücksichten spielten mit. Metternich war durch die französische Allianz ans Ruder gelangt; trat ein plötzlicher Wechsel des Systems ein, so mußte fast unvermeidlich sein Gegner Stadion die Leitung der Geschäfte übernehmen. Zudem wichen die Absichten der Hofburg für Deutschlands Zukunft sehr weit ab von den Gedanken des preußischen Staatskanzlers. Hardenberg nahm seine dualistischen Pläne in vollem Ernst, wünschte für Oesterreich eine feste Stellung am Oberrhein, für Preußen am Mittel- und Niederrhein, damit also eine gemeinsame Vertheidigung des künftigen Deutschen Bundes möglich würde. Und gewiß, war der Deutsche Bund

*) Metternich an Hardenberg 9. Januar 1818.

mit Oesterreich, den jene Zeit erhoffte, überhaupt lebensfähig, so konnte er nur durch ein treues Einvernehmen der beiden führenden Staaten und durch eine ehrliche Abgrenzung ihrer Machtgebiete erhalten werden. Darum sind auch späterhin die Gedanken des friedlichen Dualismus am Berliner Hofe immer von Neuem wieder aufgetaucht so lange man noch nicht gänzlich an dem Deutschen Bunde verzweifelte. Der Staatskanzler hatte diese Ideen während der letzten Jahre wiederholt seinem österreichischen Freunde ausgesprochen und schloß aus einigen hingeworfenen Worten halber Zustimmung leichtsinnig auf Metternichs volles Einverständniß. Die vertrauten Hannoveraner Ompteda und Hardenberg wußten jedoch sehr wohl, daß die Hofburg keineswegs gesonnen war ihrem Nebenbuhler die Hegemonie in Norddeutschland zuzugestehen.

Metternich erkannte, daß Oesterreich die durch eine ehrlose Politik verscherzte Kaiserkrone nicht wieder verlangen durfte. Ein erbliches Kaiserthum der Lothringer hätte alle Mittelstaaten dem Hause Oesterreich verfeindet; eine Wahlkrone konnte, da die alten getreuen geistlichen Kurfürsten nicht mehr bestanden, vielleicht dereinst den Hohenzollern in die Hände fallen. Es galt also, durch kluge Schonung der dynastischen Interessen der Mittelstaaten den herrschenden Einfluß in Deutschland zu gewinnen. Darum verzichtete Metternich nicht nur auf Belgien, das in der Hofburg von jeher als ein sehr lästiges Besitzthum gegolten hatte, sondern auch auf die Wiedererwerbung der vorderösterreichischen Lande. Durch diesen vorgeschobenen Posten hatte das Kaiserhaus einst die süddeutschen Höfe beständig bedroht und die Geängsteten bald in Preußens bald in Frankreichs Arme gescheucht. Als ein wohlwollender primus inter pares wollte Oesterreich fortan, wohl abgerundet an der Adria, mit den alten Feinden Baiern und Württemberg ehrlich Frieden halten und ihnen vor Allem das köstlichste Gut, das sie der Gnade Napoleons verdankten, die Souveränität sicher stellen. Einige Andeutungen dieser politischen Grundsätze gab Metternich schon in seinen Unterredungen mit Knesebeck; noch bestimmter erklärte er etwas später in einer Depesche an Lebzeltern (23. März), den Staaten des Rheinbundes müsse der Besitzstand, die Souveränität und die Unabhängigkeit vollständig gewahrt bleiben.

Aus Alledem ergab sich mit Nothwendigkeit, daß Metternich die augenblickliche Krisis benutzte um „den großen Plan einer allgemeinen Pacification" zu verwirklichen, wie Gentz in einem vertrauten Briefe an den Hospodar Karadja aussprach. Es gelang ihm während des Frühjahrs, durch geheime Verhandlungen mit Rußland, das österreichische Hilfscorps, das noch an der Seite der Franzosen in Polen stand, in die Heimath zurückzuführen und sich von der französischen Allianz thatsächlich loszusagen. So stand Oesterreich frei, in beherrschender Flankenstellung, den kriegführenden Mächten zur Seite und konnte hoffen durch seine Vermittlung den Ausschlag zu geben. Während Metternich in Paris dringend

zum Frieden mahnte, sprach er, dem preußischen Unterhändler gegenüber, ebenso warm für den Anschluß Preußens an Rußland; ja Knesebeck erhielt sogar ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers an den König mit auf den Weg, worin bestimmt erklärt war, der Uebertritt Preußens zu den Russen werde das Vertrauen der Hofburg in keiner Weise erschüttern. Die Absicht war klar: wurde Rußland durch Preußens Zutritt verstärkt, so standen die Aussichten für den neuen Krieg annähernd gleich, und Oesterreich konnte mit seinen Friedensvorschlägen um so leichter durchdringen.

Der schlaue Rechner übersah nur Eines: die sittlichen Mächte, die unversöhnlichen Gegensätze, welche über diesem Kampfe walteten; er würdigte weder Napoleons unbeugsamen Caesarenstolz noch die Naturgewalt des nationalen Hasses, die in Preußen erwacht war. Seine Friedensmahnungen in Paris waren durchaus ernst gemeint, obgleich er sie dem Czaren gegenüber als eine Komödie darstellte, und nichts konnte ehrlicher sein als die Versicherung, welche Kaiser Franz späterhin dem Könige von Baiern gab: „wenn Frankreich den Frieden gewollt hätte, so hätte es ihn haben können." Metternich hoffte noch lange den Krieg gänzlich zu verhindern und gab eine ausweichende Antwort, als Alexander am 12. Februar verlangte, Oesterreich solle seine Vermittlungsvorschläge nöthigenfalls mit den Waffen aufrechthalten. Indeß blieb der Behutsame auch auf den unerwünschten Fall, daß der russisch-französische Krieg von Neuem anhob, gefaßt; dann sollte Oesterreich seine wohlgeschonte Kraft aufsparen, bis die Kriegführenden durch ein schweres unentschiedenes Ringen erschöpft und für die Vorschläge des Vermittlers empfänglich wären. So wurde das alte Kaiserhaus vielleicht ohne alle Opfer, jedenfalls ohne unmittelbare Gefahr, wieder das Zünglein in der Waage Europas, der Friedensbringer und Mediator des Welttheils, die Macht des kaiserlichen Schwiegersohns ward nicht vernichtet, sondern nur in gewisse Schranken zurückgewiesen, und die Führung in dem Bunde der souveränen deutschen Staaten fiel dem Hause Oesterreich von selber zu. Radetzky, der beste Kopf des kaiserlichen Generalstabs, führte noch im März in einer militärischen Denkschrift aus, wie Oesterreich eine große Armee bereit halten müsse um die Partei, welche sich seinen Vorschlägen widersetzte, niederzuschlagen; ohne Liebe noch Haß stellte er sich über die Parteien und wagte nur die Vermuthung, daß Frankreich der „muthmaßliche Gegner" sein werde. — Genug, Knesebecks Sendung brachte nur einen halben Erfolg. Der begeisterte Verehrer der kaiserlichen Hochherzigkeit trug aus der Hofburg nichts heim als die Zusage, daß Oesterreich gegen einen preußisch-russischen Bund nicht feindlich auftreten werde.

Weit glücklicher verliefen die Verhandlungen mit Rußland. Major Natzmer traf den Czaren am 13. Januar zu Bobersk in Litthauen und bot ihm im Namen des Königs ein Schutz- und Trutzbündniß an, falls

Rußland die Weichsel und Oder überschreiten, den Krieg mit ganzer Kraft fortführen wolle. Der Czar strahlte von Zuversicht: der König allein könne Europa retten oder für immer verderben. Er ging auf Alles freudig ein, versprach sogleich 10—15,000 Mann gegen die Oder zu senden und schätzte die Truppen, die bald nachkommen sollten, auf 100,000 Mann. Erst am 20. Januar langte Natzmer auf weiten Umwegen wieder bei dem Staatskanzler an, da Eugen Beauharnais Verdacht geschöpft und seinen Truppen befohlen hatte, den Adjutanten seines königlichen Bundesgenossen gefangen zu nehmen.

Sofort nach der Rückkehr des Unterhändlers wurden die Vorbereitungen getroffen für die Abreise des Königs nach Breslau und zugleich befohlen, daß alle irgend kriegsfähigen Cadetten nach Schlesien abgehen sollten. Der alte Commandeur der Pflanzschule des Offizierscorps wußte sich gar nicht mehr zu helfen in der wilden Zeit. Die ganzen Weihnachtsferien über hatten seine Jungen gezecht und gejubelt in einem ununterbrochenen Siegesfeste von wegen der Nachrichten aus Rußland. Nun fuhren die Großen glückselig in mächtigen Korbwagen die hartgefrorenen Straßen dahin, den schlesischen Bergen zu; die Kleinen aber, die traurig im Hause blieben, legten ihr Taschengeld zusammen für den heiligen Krieg, denn Niemand zweifelte, wem es galt. Am 21. Januar feierte das königliche Haus die Confirmation des Kronprinzen. Wie viele herrliche, ach so bitter getäuschte Hoffnungen hingen damals an dem reichbegabten, geistsprühenden Jüngling! Kein Auge blieb thränenleer; Allen war, als ob der Schatten der verklärten Königin unter ihren Kindern erschiene, während das bedeutungsvolle Bekenntniß des Thronfolgers verlesen wurde: „Fest und ruhig glaube ich an den, der zum Uebermuthe spricht: hier sollen sich legen deine stolzen Wellen! Das Morgenroth eines besseren Tages bricht an." Zwei Tage darauf reiste der König plötzlich nach Breslau ab, und hier, endlich wieder auf freiem preußischem Boden, nicht mehr den Handstreichen französischer Truppen ausgesetzt, konnte er etwas offener auftreten.

Schlag auf Schlag folgten die Befehle zur Einleitung der kriegerischen Action. In seinen finanziellen Maßregeln war der Staatskanzler freilich auch jetzt wieder unglücklich; ein Versuch den entwertheten Tresorscheinen durch den Zwangscurs aufzuhelfen mußte schon nach wenigen Wochen zurückgenommen werden. Um so fester und sicherer schritten die Rüstungen vorwärts. Der König bildete ein „Comité zur Verstärkung der Armee", berief dazu Hardenberg, den Kriegsminister Hacke und Scharnhorst, dessen Name schon allen Kundigen sagte, daß es nunmehr ganzer, schwerer Ernst war. Mit Feuereifer ging der geistreiche Hippel, dem der Staatskanzler die Militärsachen übertrug, auf die Entwürfe des Generals ein. Der Waffenschmied der deutschen Freiheit sah nun endlich seine Saaten aufgehen; seine Kräfte schienen verdoppelt, sein ganzes Wesen

gehoben und durchleuchtet von stolzer Zuversicht. Tag und Nacht war er thätig, bald in Berathungen und Unterredungen mit dem Könige, bald daheim in seinem weißen Mantel am Schreibtisch kniend. Am 3. Februar unterzeichnete der König einen Aufruf, der die jungen Männer der eximirten Klassen aufforderte, als freiwillige Jäger in das Heer einzutreten. Schon Tags darauf legte Scharnhorst den Operationsplan vor für die preußisch-russische Armee. Am 9. folgte das Edict, das für die Dauer dieses Krieges alle Befreiungen von der Wehrpflicht aufhob. Wenige Tage später übergab der General dem getreuen Hippel den eigenhändig geschriebenen Entwurf des Landwehrgesetzes. Unterdessen wurde Knesebeck aus Wien zurückgerufen; er sollte, da er über die Pläne der Hofburg am genauesten unterrichtet war, in das russische Hauptquartier gehen und empfing am 8. seine neuen Instructionen. Am 13. ergingen die Weisungen nach Paris, die den offenen Bruch mit Frankreich herbeiführen mußten: der König verlangte alsbaldige Zahlung der Hälfte seiner Vorschüsse und Abzug der Franzosen über die Elbe; dann sei er bereit, einen Waffenstillstand zwischen Rußland und Frankreich zu vermitteln. Lehnte Napoleon ab, so war der Krieg erklärt.

So bereitete die Krone fest und umsichtig den Kampf vor. Doch über ihren letzten Absichten lag ein unverbrüchliches Geheimniß. Selbst die Oberregierungscommission, welche der König unter dem Vorsitze des Grafen Goltz in Berlin zurückgelassen, erfuhr kein Wort von den diplomatischen Verhandlungen, sie war angewiesen, mit den französischen Militärbehörden auf freundlichem Fuße zu bleiben. Der ohnehin langsame Verkehr wurde durch die Truppenzüge der Franzosen fast ganz unterbrochen. In den Provinzen wußte man lange nur das Eine, daß der König unfrei sei, von französischen Bajonetten umgeben. Wo sollte das hinaus? Ward es nicht hohe Zeit, daß die Nation ohne die Krone und doch für sie handelte, durch einen heroischen Entschluß den König befreite und sich selber zurückgab? Die verzweifelte Frage lag auf Aller Lippen, nirgends aber ward die quälende Ungewißheit bitterer empfunden, als in dem treuen Altpreußen. Hier diese alten tapferen Grenzenhüter der Germanen, denen die rothen Mauern ihrer Ordensburgen von den Wundern einer großen Geschichte erzählten — sollten sie thatlos zuschauen, wie der Moskowiter den Franzmann verjagte um dann vielleicht die schöne Provinz, die schon während des siebenjährigen Krieges fünf Jahre lang unter russischer Herrschaft gestanden hatte, für immer mit dem Czarenreiche zu vereinigen? Jedermann fühlte, daß irgend etwas geschehen, daß die Provinz sich durch eigene Kraft die Freiheit verdienen müsse. Schon zu Anfang Januars erschienen einige Mitglieder der preußischen Stände bei dem General Wittgenstein und erboten sich, Truppen auszuheben, die unter Yorks Führung an der Seite der Russen kämpfen sollten.

York selbst war in der peinlichsten Lage. Er hatte gehofft, sein Abfall würde die Russen zu rastloser Verfolgung des Feindes ermuthigen, den König zu einem raschen Entschlusse hinreißen, überall im deutschen Norden den Volkskrieg entzünden. Einige Tage lang gaben sich seine Truppen den frohesten Hoffnungen hin; in Tilsit, an der äußersten Ostmark deutscher Erde, versprach Oberst Below seinen litthauischen Dragonern, er werde seinen Säbel nicht niederlegen, bis sie die Thürme von Paris gesehen hätten. Aber Wittgenstein betrieb die Verfolgung so saumselig, daß Macdonald sich in Königsberg mit den übrigen Resten der großen Armee vereinigen und dann, wenig belästigt, über die Weichsel zurückgehen konnte. Damit die Bewegung nicht ganz ins Stocken geriethe mußte York sich zu einem zweiten eigenmächtigen Schritte entschließen: am 8. Januar kam er nach Königsberg, übernahm das Commando der Provinz. Unbeschreiblicher Jubel empfing ihn, aus dem Munde des Studenten Hans von Auerswald nahm er die feierliche Versicherung entgegen, die preußische Jugend sei bereit, für König und Vaterland in den Tod zu gehen. Die Provinz war des besten Sinnes voll, zu jedem Opfer bereit, obgleich sie furchtbar gelitten und soeben noch durch den Marsch der großen Armee über 33 Millionen Thaler verloren hatte.

Doch was thun ohne die Krone? Dies Volk war monarchisch bis in das Mark der Knochen; wer durfte ihm gebieten anders als im Namen des Königs? Rathlos schwirrten die Meinungen und Vorschläge durch einander. Einige ständische Deputirte richteten eine Eingabe an den König, beschworen ihn, sich an Rußland anzuschließen, den Untergang des ruhmwürdigen deutschen Namens zu verhüten; Andere forderten laut, daß der Landtag sich eigenmächtig versammele und die Aushebung der Landwehr anbefehle. Manchen treuen Beamten quälte die Sorge vor der Ländergier der Russen, die doch noch Feinde waren also nach Völkerrecht sich des Landes bemächtigen durften. Noch traten sie überall schonend auf; der Ehrgeiz des Czaren war auf Warschau gerichtet und nichts lag ihm in jenen Tagen ferner, als ein arglistiger Anschlag gegen Altpreußen. Als der heißblütige Bärsch in Königsberg einen Aufruf zur Volksbewaffnung drucken wollte, versagte der russische Commandant gewissenhaft das Imprimatur: solche Aufrufe dürften nur im Namen des Landesherrn oder seiner Beauftragten erlassen werden. Aber wie lange konnte diese Schonung währen, wenn Preußen sich nicht offen für Rußland erklärte?

Präsident Wißmann eilte mit einigen anderen Beamten nach Berlin, um den Staatskanzler anzuflehen, daß der König um Gotteswillen ein entscheidendes Wort spreche, sonst drohe der Aufruhr oder vielleicht die russische Eroberung. York schrieb an Bülow, versuchte ihn zu bereden, daß er mit seinem Corps gegen die Oder und Elbe aufbreche: „Die Armee will den Krieg gegen Frankreich. Das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm

diesen Willen frei machen. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit. Diese Selbständigkeit als ein Geschenk annehmen heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen!" Indeß begann der eiserne Mann doch unsicher zu werden, als vom Hofe noch immer keine Antwort kam und endlich die Berliner Zeitungen die niederschmetternde Nachricht brachten, die Convention von Tauroggen sei durch den König verworfen, er selber des Commandos entsetzt. Der General wagte gleichwohl den Oberbefehl fortzuführen, da ihm die Absetzung nicht amtlich mitgetheilt wurde. Aber die Unkenntniß der wirklichen Absichten der Krone quälte und verstörte das Gemüth des strengen Royalisten; sich auflehnen gegen den Willen des Königs — das hatte er nie gewollt! Wie ein Missethäter ging er umher, von finsteren Ahnungen gepeinigt: er sah sein ehrenreiches Leben in unverdienter Schande ausgehen und wollte zum Mindesten nicht die Schuld eines neuen Ungehorsams auf sich laden. Darum begnügte er sich, sein Corps durch die Cantonpflichtigen der Provinz zu verstärken; an ein Massenaufgebot dachte er für jetzt nicht mehr. Ein rührender Anblick — die Rathlosigkeit dieser Monarchisten ohne Monarchen! Das treue Volk lief Gefahr, trotz aller Opfer- und Thatenlust eine köstliche Zeit zu verlieren, wenn sich der überlegene Wille nicht fand, der durch einen rettenden Entschluß vollbrachte und gestaltete, was die Tausende ersehnten und hofften.

Und dieser mächtige Wille kam mit dem Freiherrn vom Stein. Der große Patriot hatte schon am 16. December aus Petersburg dem Präsidenten Schoen angekündigt, er hoffe bald mit seinem Arndt in Altpreußen einzutreffen: „jetzt ist es Zeit, daß sich Deutschland erhebe, daß es Freiheit und Ehre wieder erringe, daß es beweise, wie nicht das Volk, sondern seine Fürsten sich freiwillig unter das Joch gebeugt haben." Nichts war dem stolzen Deutschen entsetzlicher, als die Vorstellung, daß sein Vaterland durch die Russen befreit werden sollte. Obwohl er an den guten Absichten Alexanders selbst nicht zweifelte, so hegte er doch ein starkes Mißtrauen gegen die Pläne der altrussischen Partei; noch späterhin hat er den Staatskanzler dringend gewarnt, ja keine preußische Festung den Russen zu öffnen. Als er nun bemerkte, wie das altpreußische Volk sich in heißer Ungeduld verzehrte, da ließ er sich von dem Czaren die Vollmacht ertheilen, die Leitung der Provinzialbehörden zu übernehmen und die Hilfsquellen des Landes zum Besten der guten Sache nutzbar zu machen — das Alles nur vorläufig, bis zum förmlichen Abschluß des preußisch-russischen Bündnisses. Ausdrücklich wurde dem Könige mitgetheilt, nicht ein Russe, sondern einer der getreuesten preußischen Unterthanen erhalte diese durch den Drang der Umstände gerechtfertigte Vollmacht. Am 21. Januar erschien Stein in Königsberg, und augenblicklich veränderte sich die Lage. Alle tapferen Herzen genasen bei dem Anblick des gewaltigen Mannes. Er selber fühlte sich wie in

einem unbekannten Lande, da er überall nur Treue, Hingebung, Tapferkeit, nirgends mehr eine Spur der alten Schlaffheit fand, und sein ehrliches Gemüth bat dem norddeutschen Volke die ungerechten Vorwürfe vergangener Tage ab. Er versicherte bestimmt, der Zweck der russischen Heere sei nicht Eroberung, sondern Wiederherstellung der Selbständigkeit Deutschlands und Preußens, doch forderte er seine Landsleute auf, „in Hinsicht der Größe des Zweckes und der Reinheit der Gesinnungen" über Formbedenken hinwegzusehen. Das Land wurde sofort als thatsächlich mit Rußland verbündet behandelt, die Oeffnung der Häfen und die Aufhebung der Continentalsperre angeordnet, eine Anleihe bei der Kaufmannschaft der Hafenstädte aufgenommen, die baare Bezahlung aller Lieferungen mit russischem Papiergelde befohlen.

Zugleich verhandelte Stein mit York, Schoen und den Provinzialbehörden über die Anstalten zur Volksbewaffnung; Clausewitz, der mit seinen Russen im Lande stand, erhielt Befehl, den Entwurf eines Landwehrgesetzes auszuarbeiten. Ein Landtag wurde ausgeschrieben — oder vielmehr nur eine formlose „Versammlung" der ständischen Deputirten, da der gewissenhafte Präsident Auerswald Bedenken trug, in die Rechte der Krone einzugreifen. Schoen lehnte behutsam den Vorsitz ab. Am 5. Februar begannen jene anspruchslosen und doch so folgenschweren Verhandlungen des Königsberger Landtags, mit denen die Colonie des deutschen Mittelalters dem großen Vaterlande die Schuld des Dankes hochherzig heimzahlte. Kurz und gut, nach alter Preußenweise ohne Redeprunk und Lärm, ward das Nothwendige beschlossen. Graf Alexander Dohna war der Führer des Adels: der würdige Mann mochte jetzt an sich selber und seiner Provinz lernen, wie schwer er einst geirrt, da er als Minister seinen Landsleuten die Fähigkeit zum constitutionellen Leben absprach. An der Spitze der Bürgerlichen stand der Königsberger Bürgermeister Heidemann. York selbst erschien und legte einem Ausschusse der Stände das Landwehrgesetz vor, das der Lieblingsschüler Scharnhorsts, selbstverständlich ganz nach den Ideen des Meisters, im Wesentlichen übereinstimmend mit den Plänen von 1811, entworfen hatte; und so geschah das Seltsame, daß die Ostpreußen eigenmächtig die nämlichen Gedanken vorausnahmen, welche Scharnhorst um dieselbe Zeit in Breslau für den König niederschrieb. Nicht in Allem freilich konnten diese wohlmeinenden Vertreter der bürgerlichen Interessen an die kühnen Entwürfe des militärischen Organisators hinanreichen. Auf den Wunsch der Städte gestattete der Landtag die Stellvertretung, während gleichzeitig in Breslau die Aufhebung aller Befreiungen von der Wehrpflicht ausgesprochen wurde. Auch sollte die ostpreußische Landwehr nur eine Provinzialarmee sein, ausschließlich zur unmittelbaren Vertheidigung der Lande diesseits der Weichsel verpflichtet; die Bataillonsführer mußten in der Provinz angesessen sein, eine ständische Generalcommission übernahm die Leitung der gesammten Rüstungen.

Ueberhaupt war Scharnhorsts Ansicht, daß die Armee das Volk in Waffen, eine regelmäßige Schule der Nation sein solle, noch durchaus nicht in die öffentliche Meinung eingedrungen. In diesen Krieg, aber auch nur in diesen sollten alle Wehrfähigen hinausziehen, denn er war heilig, er galt allen höchsten Gütern des Lebens; nach dem Siege jedoch — das war die natürliche Hoffnung jenes an endlosen Kriegen verekelten Geschlechtes — mußte die Nation durch eine wesentliche Verringerung des Heeres für ihre Opfer belohnt werden. Selbst Arndt, der soeben im Auftrage Steins seine feurige Schrift: „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?“ herausgab, erhob sich nicht über die allgemeine Ansicht. Er schilderte zwar mit beredten Worten, wie in einer Zeit der Entartung der Bauer wehrscheu geworden sei und nun endlich wieder der alte germanische Glaube obenauf komme, „daß ein ganzes Volk waffengerüstet und waffengeübt sein müsse, wenn es nicht Freiheit, Ehre, Glück, Gut und Muth verlieren wolle.“ Doch zugleich verwahrte er sich dawider, daß man die Landwehr als eine Art Conscription ansehe: „es ist blos eine Einrichtung für den Krieg,“ und sie wird ermöglichen, daß späterhin vielleicht zwei Drittel der stehenden Heere aufgehoben werden.

Immerhin blieben die Opfer, welche das ausgesogene, menschenarme Land brachte, staunenswerth. Diese eine Provinz von einer Million Einwohnern stellte außer 13,000 Mann Reserve für das York'sche Corps noch 20,000 Mann Landwehr, ein trefflich berittenes National-Cavallerieregiment und 700 Freiwillige als Stamm für das Offiziercorps. Am 8. Februar, sobald der Landtag die Landwehrordnung angenommen hatte, eilte Stein zu dem Czaren zurück; er sah, daß Alles in guten Händen lag und wollte nicht einmal den Schein erregen, als ob diese preußische Erhebung ein Werk der Russen sei.

Das alte Ordensland aber hallte wieder vom Klange der Waffen, wie vor Zeiten, wenn das Kriegsgeschrei der deutschen Herren die Grenzer zur Heidenjagd aufbot. Was nur den Säbel schwingen konnte, eilte herbei; da galt kein Unterschied des Standes noch des Alters. Alexander Dohna war der Erste, der als Gemeiner in die Landwehr eintrat. Die Universität stand leer, die oberen Klassen der Gymnasien wurden geschlossen. Welch ein Eindruck, als der ehrwürdige Rector Delbrück in Königsberg seinen Primanern, die zu Felde zogen, zum Abschied Klopstocks Ode von Herman und Thusnelda vortrug. Wie oft hatte dies gefühlsselige Geschlecht mit thränenden Augen die überschwänglichen Verse von der alten Schlachtengröße der Germanen gehört; jetzt trat es leibhaftig vor Aller Augen, das neue Deutschland, hehrer und herrlicher als des Dichters Traumbild, aber auch streng und furchtbar, das Höchste heischend von seinen Söhnen, über tausende junger Leiber sollte sein Siegeswagen dahingehen. Das Alles aber geschah unter ausdrücklichem Vorbehalt der Genehmigung des Königs. Nach Abschluß der Berathungen schrieben die Stände dem Mon-

27*

archen: „Nur was unser allgeliebter Landesvater will, wollen wir, nur unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen, für die Selbständigkeit unseres theuren Vaterlandes kriegend siegen oder sterben." Dann beschworen sie ihn nochmals, der Begeisterung seines treuen Volkes freien Lauf zu lassen: „In dem großen Plane der Vorsehung kann die Vernichtung des preußischen Staates nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Aufklärung nöthig." Mit diesen Beschlüssen der Altpreußen traf Graf Ludwig Dohna am 21. Februar in Breslau ein. —

Dort harrte man unterdessen in höchster Spannung auf günstige Nachrichten von Knesebeck, der in Kalisch mit dem Czaren über das Kriegsbündniß verhandelte. Die Absicht Preußens ging, wie natürlich, auf die Wiedererlangung seiner alten Machtstellung, auf die Aufhebung des Rheinbundes und die Befreiung Deutschlands bis zum Rheine. Da trat jene unselige polnische Frage, die so oft schon das gemeinsame Handeln der drei Ostmächte verhindert hatte, trennend zwischen die Freunde. Der Czar war zu Allem bereit, nur über das Schicksal des Warschauer Landes wollte er vor dem siegreichen Ende des Krieges sich nicht aussprechen; er deutete an, sein Verbündeter könne für den polnischen Besitz reiche Entschädigung finden in den norddeutschen Rheinbundsstaaten, etwa in Sachsen, wenn dessen König dem französischen Bunde treu bliebe.

Alexander stand längst wieder in geheimem Verkehre mit Czartoryski. Kaum waren die napoleonischen Träume des vielgewandten Polen in den Flammen von Moskau zu nichte geworden, so drängte er sich abermals an seinen kaiserlichen Freund heran, mit jener glücklichen Unbefangenheit, die in der langen Schule jesuitischer Erziehung den Helden sarmatischer Freiheit zur anderen Natur geworden ist, und einigte sich endlich mit dem Czaren über die Aufrichtung eines selbständigen constitutionellen Polenreichs unter dem Scepter des russischen Selbstherrschers. Der Czar hoffte eine Zeit lang, die Polen würden auf seinen Ruf sich ihm freiwillig anschließen. Aber keine Hand im Lande rührte sich. Die Masse des Volks hatte in dem rasenden Schicksalswechsel der jüngsten Jahre jeden Willen, jede Hoffnung verloren. Die deutschen Einwanderer, die Juden und wer von den Polen in ruhigem Gewerbfleiße thätig war sehnten sich zurück nach der Ordnung und Rechtssicherheit des preußischen Regiments. Der größte Theil des Adels blieb im französischen Lager, gleich ihm sein Herzog, der König von Sachsen. Dem russischen Erbfeinde traute Niemand, ja man erfuhr bald, daß eine große Verschwörung gegen die Moskowiter im Werke sei. So fiel denn das Herzogthum Warschau, nach einem kurzen Kampfe gegen die napoleonische Süd-Armee, als erobertes Feindesland in Alexanders Hände.

Die Russen betrachteten die Beute bereits als eine neugewonnene Provinz; Niemand unter ihnen hätte auch nur für möglich gehalten, daß

die Besiegten fortan größerer Freiheit genießen sollten als die Sieger. Jeder Widerstand pflegt aber den politischen Schwärmer nur in seinen Träumen zu bestärken. Nach der Gesinnung seiner Russen hatte der Czar niemals viel gefragt; geistreiche Ausländer blieben ihm der liebste Umgang. Auch das Mißtrauen der Polen beirrte ihn nicht; das überschwängliche Glück, das er ihnen zudachte, mußte ihren Starrsinn brechen, wollte er doch sogar die längst mit Rußland vereinigten litthauischen Provinzen von dem Czarenreiche abtrennen und der constitutionellen Krone des weißen Adlers unterwerfen. Grenzenlos erschien ihm jetzt die Macht seines Reiches; „ich weiß es wohl, sagte er später zu seiner Rechtfertigung, Rußlands Uebermacht beginnt für Europa gefährlich zu werden; um diese Gefahr zu beseitigen will ich Polen zu einem selbständigen Staate erheben.“ Für jetzt aber mußten die glänzenden Entwürfe vor aller Welt geheim gehalten werden. Der polnische Freund durfte nicht im kaiserlichen Hauptquartier erscheinen; denn „die Kunde von unseren Plänen, schrieb der Czar, würde Oesterreich und Preußen sofort in Frankreichs Arme treiben.“

Noch mehrere Monate später, als die beiden Monarchen schon viele Wochen lang zusammen im Feldlager gewesen, klagte König Friedrich Wilhelm, er habe trotz wiederholter Fragen von Alexander niemals etwas Bestimmtes über seine polnischen Absichten erfahren können; und der Hannoveraner Ompteda, ein scharfer Beobachter und gründlicher Kenner der Höfe, schrieb noch zu Ende Juni völlig unbesorgt: Fürst Anton Radziwill und die anderen polnischen Patrioten, die den Czaren umlagerten, würden sicherlich eine schlechte Aufnahme finden. Das Geheimniß blieb gewahrt. Der preußische Hof ahnte vorderhand noch gar nichts von der drohenden Wiederherstellung Polens; er konnte aus den Nachrichten über den Gang der Kalischer Verhandlungen nur den Schluß ziehen, der Czar wünsche einen Theil des Herzogthums Warschau dem russischen Reiche einzuverleiben. Er stand mithin vor der Frage: ob man den Krieg gegen Napoleon wagen dürfe auf die Gefahr hin, beim Friedensschlusse das Vorrücken Rußlands gen Westen und eine schlecht gesicherte deutsche Ostgrenze hinnehmen zu müssen?

Für den schlichten Verstand des Königs war diese Frage längst keine Frage mehr. Er kannte die polnische Treue. Danke schön; schon genug haben von dieser Sorte — pflegte er ärgerlich zu sagen. In dem Augenblicke, da man die Deutschen zur Befreiung des Vaterlandes aufrufen wollte, durfte eine verständige preußische Staatskunst wahrhaftig nicht jenen unheilvollen slavischen Besitz vollständig zurück fordern. Jeder Strich norddeutschen Landes, den man gegen Warschau, Pultusk und Plock eintauschte, war ein offenbarer Gewinn für die nationale Politik, die man endlich wieder aufgenommen. Nur die Landstriche um Posen und Gnesen, das natürliche Verbindungsglied zwischen Schlesien und Westpreußen, blieben für Preußen unentbehrlich. Verzichtete man aber auf die Position von

Warschau, so hatte die Frage, wie weit das preußische Gebiet sich ostwärts erstrecken sollte, nur noch geringe Bedeutung; denn westlich von Warschau bot weder die Prosna noch die Warthelinie eine gesicherte natürliche Grenze. Eine Ostgrenze, welche den preußischen Staat zugleich militärisch gesichert und vor einer allzu starken Beimischung fremdartigen Volksthums bewahrt hätte, ließ sich schlechterdings nicht finden. Man mußte den Muth haben, sich diese unbequeme Wahrheit einzugestehen, und man durfte die militärischen Bedenken dann den Erwägungen der nationalen Politik opfern, wenn die mittleren Weichsellande in Rußlands Hände kamen. Der russische Staat war für Preußen unzweifelhaft ein weniger lästiger Nachbar als weiland die polnische Republik, er war nicht wie diese durch uralten Haß dem preußischen Volke verfeindet, nicht wie diese durch das Gebot der Selbsterhaltung gezwungen nach der Eroberung von Altpreußen zu trachten. Das weite Reich, das schon so viele andere Häfen besaß, konnte zur Noth ohne den Besitz der Weichselmündungen bestehen, wie Deutschland ohne das Rheindelta, Oesterreich ohne die Donaumündung bestehen kann. Kamen Warschau und Masovien unter Rußlands Herrschaft, so wurden voraussichtlich die Handelsinteressen von Altpreußen wie von Russisch-Polen schwer geschädigt; dennoch konnte die neue Ländervertheilung dauern, ein leidliches nachbarliches Verhältniß zwischen Preußen und Rußland war nicht unmöglich. Alle Mißstände an der Ostgrenze wurden reichlich aufgewogen, wenn Preußen auf deutschem Boden eine wohlgesicherte Abrundung erlangte.

In der That sah Hardenberg ein, daß irgend ein Zugeständniß an die russischen Wünsche unvermeidlich war, und beauftragte seinen Unterhändler nöthigenfalls das vormalige Neu-Ostpreußen dem Czaren preiszugeben. Oberst Knesebeck aber dachte anders, ging eigenmächtig über seine Instructionen hinaus. Der gelehrte, vielerfahrene Offizier hatte einst die Ideale der Revolution mit Frohlocken begrüßt und war auch in späteren Jahren keineswegs so hart reactionär gesinnt wie man ihm nachsagte; von den Grundgedanken der alten diplomatisch-militärischen Schule ist er gleichwohl niemals losgekommen. Er sah nach der Weise des achtzehnten Jahrhunderts in jeder Nachbarmacht schlechtweg den natürlichen Feind des Nachbars. Wie er im Felde die Landkarte unablässig durchforschte, von dem Besitze beherrschender Plateaus und Bergrücken entscheidende kriegerische Erfolge erwartete, so hatte er sich auch bei der Lampe ein Bild der europäischen Waage, eine neue allen Forderungen des Gleichgewichts entsprechende Karte von Europa niedergezeichnet und hielt daran mit doctrinärem Selbstgefühle fest. Ein Jahr darauf stellte er*) für die neue Gebietsvertheilung drei leitende Gesichtspunkte auf: „daß der West sein Uebergewicht verliere, daß das Centrum wieder Gewicht bekomme, und daß der Ost nicht in die Fehler des West verfalle.“ Darum muß der preußische

*) Knesebecks Denkschrift an Hardenberg, Freiburg, 7. Januar 1814.

Staat die Grenzen von 1805 wieder erhalten, sonst wird er durch Rußland flankirt und vom Ost abhängig: „die Eigenschaften und Verbindungen der Personen können temporell dies etwas mäßigen, aber nie heben.“ Beharrlich kam Knesebeck auf diesen Lieblingsgedanken zurück; er überschätzte, wie fast alle seine Zeitgenossen die Aggressivkraft des „russischen Kolosses“. Mit überschwänglichem Entzücken pries er „die Schriftzüge der Natur, die auch hier mit mütterlicher Hand für den Schutz ihrer Kinder sorgte“ und dem preußischen Staate in den Morästen des Narew seine natürliche Grenze vorgezeichnet hat. Zudem hegte der Oberst ein tiefes Mißtrauen gegen Alexander. So hoffnungsvoll er in die geliebte Hofburg gezogen war, ebenso argwöhnisch trat er dem Czaren entgegen und hielt sich verpflichtet den diplomatischen Fehler vom Jahre 1806 zu vermeiden: nicht zum zweiten male sollte Preußen ein russisches Bündniß abschließen ohne den Freund bindend verpflichtet zu haben. Die Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem hypochondrischen, peinlich bedachtsamen, maßlos eitlen Manne rückten nicht von der Stelle. Während die freiwilligen Jäger bereits zu den Fahnen strömten und die ostpreußische Landwehr sich versammelte, drohte das kühne Werk der Befreiung Deutschlands noch vor dem Beginne zu scheitern — weil Knesebeck am Bug und Narew die Schriftzüge der mütterlichen Natur entdeckt hatte.

Die Lage war um so ernster, da im russischen Hauptquartiere außer dem Czaren fast Niemand den deutschen Krieg ernstlich wollte. Die russischen Generale, vor Allen der beschränkte alte Kutusow, schwelgten in übermüthigem Selbstgefühl; sie schrieben die großen Erfolge, die man zumeist den Fehlern Napoleons verdankte, allein der Ueberlegenheit der russischen Waffen zu und hielten den Krieg für beendigt. Vor einem neuen Angriffe des gedemüthigten Frankreichs glaubte man sicher zu sein; Warschau und vielleicht auch Altpreußen mußten dem russischen Sieger von selbst zufallen. Ging der preußische Hof dem Czaren nicht um einige Schritte entgegen, so kam das Bündniß nicht zu Stande, und Deutschlands Hoffnungen fielen nochmals zu Boden.

Endlich verlor Alexander die Geduld und sendete den Elsasser Freiherrn von Anstett, einen seiner rührigsten Diplomaten, nach Breslau um mit dem Könige selbst zu verhandeln. Er rechnete auf das richtige Gefühl seines Freundes, und die Hoffnung trog ihn nicht. Auch Hardenberg fand es thöricht, über das Fell des noch nicht erlegten Bären allzu heftig zu streiten. Die Generale vollends verlangten raschen Abschluß; Scharnhorst sagte zu Hippel in seiner großen Weise: „unsere Aufgabe ist den Sieg zu sichern, über die Vertheilung der Beute wird der Friedenscongreß entscheiden.“ Der König nahm die Vorschläge Alexanders ohne jede Aenderung an; Scharnhorst ging mit dem günstigen Bescheide nach Kalisch, und am 28. Februar kam der Bundesvertrag zu Stande. Der Czar verpflichtete sich die Waffen nicht niederzulegen bis Preußen

die Macht, welche es vor dem Kriege von 1806 besaß, wieder erlangt habe; er verbürgte seinem Verbündeten den Besitz Altpreußens sowie der polnischen Landstriche, welche die Verbindung zwischen Schlesien und Westpreußen bildeten; er versprach endlich, daß die in Norddeutschland zu erwartenden Eroberungen, mit Ausnahme der Besitzungen des Hauses Hannover, zur Entschädigung Preußens, zur Bildung eines abgerundeten und zusammenhängenden preußischen Staatsgebietes verwendet werden sollten. In einem zärtlichen Briefe dankte Alexander seinem Freunde: er habe, schrieb er, an dieser schnellen und offenen Art das Herz des Königs erkannt.

Der Kalischer Vertrag war durch die Lage der Dinge vollkommen gerechtfertigt; um einen geringeren Preis ließ sich Rußlands Hilfe nicht erlangen. Wie Cavour das Nothwendige that als er Savoyen und Nizza preisgab für die Befreiung Oberitaliens, ebenso und mit weit besserem Rechte opferte in ähnlicher Lage König Friedrich Wilhelm der Befreiung Deutschlands einen Theil seiner polnischen Ansprüche, die er selbst als eine Last für Preußen ansah. Er gewann dafür jenes westliche Stück Polens, dessen sein Staat nicht entbehren konnte, und eine feste Zusage vollständiger Entschädigung in Deutschland — ein Versprechen das Czar Alexander ritterlich gehalten hat. Daß der Vertrag weder die künftige Ostgrenze noch die norddeutschen Entschädigungslande bestimmt bezeichnete, war für Preußen sehr nachtheilig, aber ganz unvermeidlich; wer wußte denn in jenem Augenblicke, welche Lande das gute Schwert der Verbündeten erobern würde? Um Preußen nicht allein mit unsicheren Hoffnungen abzuspeisen, wurde nachher zwischen den beiden Verbündeten der Grundsatz mündlich vereinbart und auch thatsächlich ausgeführt, daß alle altpreußischen Gebiete in Deutschland, die man zurück eroberte, sofort wieder unter preußische Verwaltung gestellt werden sollten.

Aus dem Kalischer Bunde erwuchs eine sehr feste Interessengemeinschaft der beiden Höfe. Je weiter die Waffen der Verbündeten westwärts drangen, je mehr deutsches Gebiet zur Entschädigung Preußens frei ward, um so gewisser mußte Rußland seine polnischen Ansprüche steigern; das ließ sich nach den Ueberlieferungen der russischen Politik nicht anders erwarten und billigerweise auch nicht tadeln, nach einem Siegeszuge, der die Fahnen Rußlands von der Moskwa bis zum Rheine führte. Nicht allein die beredten Mahnungen des Freiherrn vom Stein — wie hoch man auch ihren Einfluß auf Alexanders erregbaren Sinn anschlagen mag — auch nicht allein die stolzen Träume der Weltbefreiung, sondern zu allermeist seine polnischen Pläne bestimmten den Czaren, den deutschen Krieg mit Nachdruck zu führen: er kämpfte am Rhein für seine polnische Eroberung, wurde durch sein eigenstes Interesse ein treuer Verbündeter der deutschen Patrioten. Der faule Fleck des Kalischer Vertrages lag allein in jenen Plänen der Wiederherstellung Polens, welche der Czar

seinem preußischen Freunde beharrlich verschwieg. Diese Hinterhaltigkeit Alexanders erscheint nicht nur sehr häßlich neben der treuherzigen Offenheit Friedrich Wilhelms; sie erwies sich auch bald als ein politischer Fehler, denn sie erschütterte, als das Geheimniß endlich an den Tag kam, das Vertrauen zwischen den beiden Mächten, brachte das preußisch-russische Bündniß eine Zeit lang ins Schwanken.

Die Lage Preußens blieb freilich nach wie vor dem Vertrage sehr unsicher. Der Czar eilte das Herzogthum Warschau ganz in Besitz zu nehmen. Preußische Ingenieure und Batterien wirkten mit bei der Belagerung von Thorn und Modlin; dieser polnische Festungskrieg schwächte die für die Feldarmee verfügbaren Streitkräfte und hat, wie die preußischen Offiziere zornig bemerkten, wesentlich dazu beigetragen, daß der Frühjahrsfeldzug in Sachsen verloren ging. Also brachte Preußen harte Opfer für die Eroberung Polens und sah dann ruhig mit an, wie eine von dem Czaren eingesetzte provisorische Regierung die Verwaltung des gesammten Herzogthums leitete. Die Russen waren ihrer Beute sicher, Preußen konnte nur auf die Zukunft hoffen. Ueber Deutschlands künftige Verfassung ging man vorläufig mit Stillschweigen hinweg, da Alexander bereits wußte, daß weder Oesterreich noch England noch Schweden mit Hardenbergs dualistischen Plänen einverstanden war. Auch die Bestimmungen des Vertrags über die militärischen Leistungen der Verbündeten brachten dem preußischen Staate schweren Nachtheil. Die Regierung konnte im Februar selbst noch nicht übersehen, welche gewaltigen Streitkräfte der unvergleichliche Opfermuth der Nation entfalten würde; sie war hochherzig entschlossen das Größte zu thun, wollte aber nicht mehr versprechen als was sie sicher leisten könnte. Czar Alexander dagegen schätzte seine Feldarmee fast auf das Vierfache ihrer augenblicklichen Stärke, theils weil er als die führende Macht der Coalition erscheinen wollte, theils weil er im Rausche seines Caesarenstolzes sich selber täuschte; man weiß bei ihm niemals recht, wo der Selbstbetrug aufhört und der Betrug beginnt. Freund und Feind glaubte noch seinen Uebertreibungen; zu Anfang Februars, in einer Unterredung mit Knesebeck, rechnete Metternich, Preußen werde wohl die 150,000 Russen durch 50 oder 60,000 Mann verstärken können. Die Kalischer Vereinbarung verpflichtete Rußland 150,000 Mann, Preußen 80,000 Mann ins Feld zu stellen. Die wirklichen Streitkräfte der beiden Verbündeten aber standen lange im umgekehrten Verhältniß; Preußen leistete von vornherein weit mehr als der Vertrag bedang, Rußlands Feldarmee erreichte erst gegen den Herbst die vertragsmäßige Stärke. Hardenberg legte beim Abschluß der Verhandlung geringen Werth auf jene Ziffern, doch sie bildeten bei den späteren Verträgen mit England den Maßstab für die Subsidien; sie wurden also für die ohnedies zerrütteten Finanzen Preußens sehr schädlich und sie erregten in der diplomatischen Welt den Glauben, als ob Preußen nur die Hilfsmacht Rußlands sei.

Allerhand geringfügige Umstände haben diesen schlimmen Schein gefördert. Das russische Heer glänzte von jeher durch eine Ueberzahl mit Orden beladener Generale; das verarmte Preußen ließ seine Brigaden durch Obersten, seine Regimenter durch Majore führen; daher fiel, wenn ein Zusammenwirken der Alliirten nöthig ward, der Oberbefehl fast immer in russische Hände. Auch die schüchterne Zurückhaltung des Königs, der so willig neben der glänzenden Erscheinung des Czaren verschwand, ja selbst seine edle soldatische Einfachheit war für Preußens diplomatische Stellung nachtheilig. Welch ein Abstand, wenn man den leichten Halbwagen des Königs mit kleinem Gefolge daherrollen sah, und nachher den ungeheuren Wagentroß des Czaren oder gar die vielen Tausende von Mauleseln, welche das Gepäck des Kaisers Franz mitsammt dem berüchtigten k. k. Leib-Grenadier-Streichquartett schleppten! Der Staat, in dessen Heere die sittliche Kraft des großen Krieges lag, erschien vor den Augen der Diplomatie wie eine Macht zweiten Ranges neben den beiden Kaiserhöfen, und in den verwickelten Verhältnissen eines Coalitionskrieges ist der Schein der Macht fast ebenso werthvoll wie die Macht selber. —

Es war die höchste Zeit, daß die Ungewißheit ein Ende nahm. Während Knesebeck in Kalisch zauderte, geriethen die zwischen den kriegführenden Parteien eingeklemmten preußischen Generale aus einer falschen Stellung in die andere. Die Russen drangen westwärts vor, sehr langsam freilich, da sich die Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte mit jedem Tage deutlicher herausstellte. Erst zu Anfang Februars erschienen die ersten Kosaken in der Neumark. Ueberall nahm das Volk die wildfremden Bundesgenossen mit offenen Armen auf. Welcher Jubel, wenn der Baschkire seinen Bogen und seine Pfeile betasten ließ, wenn der bärtige Kosak, den Mantel behangen mit Ehrenlegionskreuzen und den Fetzen französischer Uniformen, seine Reiterkünste zeigte; glückselig jeder deutsche Junge, den die gutmüthigen Kinderfreunde auf ihren Kleppern aufsitzen ließen. Alle Welt sang das neue Lied „Schöne Minka, ich muß scheiden", das ein gefühlvoller Sohn der Steppe am Ufer des blauen Don gedichtet haben sollte. Besorgte Mütter hielten es freilich für nöthig ihre Kleinen, wenn sie von den Fremden abgeküßt waren, in die Badewanne zu stecken, und als man mit den diebischen Neigungen dieses Kindervolkes näher bekannt wurde, erkaltete die Begeisterung ein wenig.

Mit Sorgen sah York den Vormarsch der Russen; er fühlte, daß man die Befreiung der Marken nimmermehr den Fremden allein überlassen durfte, und brach mit seinem Corps auf um die Weichsel zu überschreiten. Von ähnlichen Zweifeln wurde General Bülow gepeinigt; der hatte sich wochenlang geschickt zwischen den Zumuthungen der Russen und der Franzosen hindurchgewunden, mitten zwischen den Kriegführenden sein Reservecorps verstärkt und völlig selbständig erhalten. Flehentlich bat er den König, das von Allen ersehnte befreiende Wort zu sprechen: „freiwillig

werden die größten Opfer gebracht werden und Quellen werden sich öffnen, die man längst versiegt glaubte!" Als immer noch keine bestimmte Antwort erfolgte, entschloß er sich endlich auf eigene Faust zu handeln, verabredete mit York und Wittgenstein (22. Febr.) das gemeinsame Vorrücken gegen die Oder. Auch General Borstell, ein gestrenger Mann der alten militärischen Schule und abgesagter Feind der Scharnhorstischen Reformen, begann am Ende einzusehen, daß der blinde Gehorsam in solcher Lage nicht mehr ausreichte; auch er beschwor den König: „lassen Sie uns los," schrieb nach England um Geld und Waffen und zeigte schließlich (27. Febr.) dem Monarchen an, er breche jetzt mit seinen Pommern in die Neumark auf um mit York und Bülow vereinigt gegen die Hauptstadt vorzugehen. In denselben Tagen kehrte Gneisenau zur See aus England heim, hielt seinen fröhlichen Einzug in Kolberg, der Wiege seines Ruhms, fest entschlossen die Truppen gradeswegs gegen den Feind zu führen. Noch nie war die Mannszucht des Heeres auf schwerere Proben gestellt worden; Alle empfanden es wie eine Erlösung, als endlich York aus Breslau den Befehl erhielt sich an Wittgenstein anzuschließen und bald darauf öffentlich von aller Schuld freigesprochen wurde. Am 2. März überschritt Wittgenstein die Oder, am 10. folgten die Preußen. Das Kriegsbündniß trat in Kraft.

Und welcher Wirrwarr unterdessen in der Hauptstadt! Da saß noch immer Goltz mit seiner unglücklichen Regierungscommission, noch immer ohne jede Kenntniß von den Plänen des Staatskanzlers, unablässig bemüht durch strenge Verbote die Zusammenrottungen und Aufläufe in der krampfhaft erregten Stadt niederzuhalten. Der ängstliche Mann wußte sich kaum mehr zu helfen als der Aufruf an die freiwilligen Jäger erschien. Einzelne Vorwitzige fragten wohl: für und gegen wen? Die ungeheure Mehrzahl durchschaute sofort was der König meinte, in dichten Schaaren drängten sich die Freiwilligen herbei; der Magistrat nahm die Sammlungen für die unbemittelten Krieger in seine Hand; Tausende junger Männer gaben den letzten Linientruppen, die aus Berlin nach Schlesien abzogen, unter kriegerischen Gesängen das Geleite. Am 20. Februar sprengte ein kleiner Trupp Kosaken durch die östlichen Thore herein. Mehrere Deutsche hatten sich angeschlossen; Einer davon, der junge Alexander von Blomberg fiel hier als des deutschen Krieges erstes Opfer. Mit Mühe wurden die Massen von einem unzeitigen Straßenkampf abgehalten. Napoleon begann erst ernstlich besorgt zu werden als er von der Bildung der Jägerdetachements hörte; sofort befahl er seinem Stiefsohne, der den Oberbefehl im Nordosten führte, keine weiteren Aushebungen in Preußen mehr zu dulden: die Stellung in den Marken sollte mit aller Kraft behauptet, Berlin nöthigenfalls verbrannt werden. In der That war Eugen Beauharnais noch stark genug um den Streitkräften Wittgensteins und der drei vereinigten preußischen Generale die Spitze zu bieten. Aber den

Soldaten brannte der Boden unter den Füßen, das dumpfe Getöse dieser grollenden Volksbewegung schlug sie mit Schrecken; sie rechneten, bald werde Berlin mehr bewaffnete Preußen zählen als Franzosen. Am 4. März räumte der Feind die Hauptstadt, und die nachsetzenden Russen lieferten ihm noch am Thore ein Gefecht. Am 11. hielt Wittgenstein seinen Einzug, am 17. ritt der Mann von Tauroggen die Linden entlang, streng und finster schweifte sein Blick über die hoch aufjubelnden Massen. Am nämlichen Tage nahm Leutnant Bärsch mit seinen Kosaken die Schlüssel von Hamburg in Empfang; gleich darauf besetzte der lustige Husar Tettenborn, der unterwegs die mecklenburgischen Fürsten zum Anschluß an die Coalition bewogen hatte, die alte Hansestadt mit seinen leichten Truppen, und das freudetrunkene Volk riß die verfluchten französischen Aasvögel von den Mauern herunter. Einige Wochen lang blieben die Deutschen in dem frohen Glauben, die Lande bis zur Elbe seien ohne Schwertstreich befreit.

Den französischen Gesandten hielt der Staatskanzler immer noch mit freundlichen Worten hin; je länger der offene Bruch sich hinausschob, um so sicherer konnte die Ausrüstung der Linien-Armee vollendet werden. St. Marsan war dem Hoflager nach Breslau gefolgt und ließ sich nach einigen Verwahrungen sogar über den Aufruf vom 3. Februar beruhigen, da Hardenberg ihm nachwies, daß der mittellose Staat ohne die freiwilligen Opfer seiner Bürger nicht bestehen könne. Er sah noch mit an, wie die Schaaren der Freiwilligen aus allen Provinzen in der schlesischen Hauptstadt eintrafen, wie der König, „um der herzerhebenden allgemeinen Aeußerung treuer Vaterlandsliebe ein äußeres Kennzeichen" zu geben, das Tragen der Nationalkokarde anordnete und dann an Luisens Todestage seinen alten Plan, die Stiftung des eisernen Kreuzes, ausführte. Der Wohlmeinende wollte nicht glauben, daß dies kleine Preußen den lächerlich ungleichen Kampf wagen könne, und reiste erst ab als mit dem Einzuge des Czaren in Breslau (15. März) jede Täuschung unmöglich wurde. Noch beim Abschied beschwor er den Staatskanzler, diesen Fürsten und dies Land, die er lieb gewonnen, nicht ins Verderben zu stürzen; alle diese Knaben und Jünglinge würden den König gegen die Uebermacht seines Kaisers nicht schützen. Am 16. März erfolgte die Kriegserklärung.

Am folgenden Tage unterzeichnete Friedrich Wilhelm das Landwehrgesetz und den „Aufruf an Mein Volk". Es war die Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln, wie Schleiermacher in einer freudevollen Predigt sagte. Das treue Volk athmete auf, da nun endlich jeder Zweifel schwand, die allzu harte Prüfung der Geduld und des Gehorsams vorüber war. So hatte noch nie ein unumschränkter Herrscher zu seinem Lande geredet. Ein Hauch der Freiheit, wie er einst die äschyleischen Kriegslieder der Hellenensöhne erfüllte, wehte durch die schlichten, eindringlichen Worte,

die der geistvolle Hippel in guter Stunde entworfen hatte. Mit herzlichem Vertrauen rief der König seine Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Litthauer bei ihren alten Stammesnamen an und entbot sie zum heiligen Kampfe: „Keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag!“ Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Slavenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen. Kein Zweifel, kein Abwägen der Uebermacht des Feindes; Alle dachten wie Fichte: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg!“ „Mag Napoleon noch so oft Schlachten gewinnen — schrieb Scharnhorst — die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Verlaufe dieses Feldzugs uns sowohl die Ueberlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann.“ Schon der Aufruf vom 3. Februar hatte Erfolge, welche Niemand außer Scharnhorst für möglich gehalten. Es war der stolzeste Augenblick in Scharnhorsts Leben, als er den König einst in Breslau ans Fenster führte und ihm die jubelnden Schaaren der Freiwilligen zeigte, wie sie in malerischem Gewimmel, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, ein endloser Zug, sich an den alten Giebelhäusern des Ringes vorüberdrängten. Dem Könige stürzten die Thränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er seines schweren Amtes gewartet in dieser langen Zeit der Leiden und oftmals richtiger gerechnet als die Kriegspartei; was ihm fehlte, war der frohe Glaube an die Hingebung seiner Preußen, jetzt fand er ihn wieder.

Seit dem 17. März traten auch die breiten Massen des Volkes in das Heer ein. Durch den Wetteifer aller Stände wurde die größte kriegerische Leistung möglich, welche die Geschichte von gesitteten Nationen kennt. Dies verarmte kleine Volk' verstärkte die 46,000 Mann der alten Linienarmee durch 95,000 Rekruten und stellte außerdem über 10,000 freiwillige Jäger, sowie 120,000 Mann Landwehr, zusammen 271,000 Mann, einen Soldaten auf siebzehn Einwohner, unvergleichlich mehr, als Frankreich einst unter dem Drucke der Schreckensherrschaft aufgeboten hatte — das Alles noch im Verlaufe des Sommers, ungerechnet die starken Nachschübe, welche späterhin zum Heere abgingen. Natürlich, daß die entlassenen Offiziere sich sofort herbeidrängten, um die Ehre ihrer alten Fahnen wiederherzustellen. Sobald General Oppen auf seinem märkischen Landgute von dem Anrücken des vaterländischen Heeres hörte, nahm er seinen alten Säbel von der Wand und ritt, wie ein Rittersmann in den Tagen der Wendenkriege, mit einem Knechte spornstreichs hinüber zu seinem alten Waffengefährten Bülow. Der stellt den herculischen Mann mit den blitzenden Augen lachend seinen Offizieren vor: „Das

ist Einer, der das Einhauen versteht" — überträgt ihm den Befehl über die Reiterei, und einmal bei der Arbeit, bleibt der Wildfang fröhlich dabei, ein unersättlicher Streiter, bis zum Einzuge in Paris.

Neben den alten Soldaten empfand die gebildete Jugend den Ernst der Zeit am lebhaftesten; in ihr glühte die schwärmerische Sehnsucht nach dem freien und einigen deutschen Vaterlande. Kein Student, der irgend die Waffen schwingen konnte, blieb daheim; vom Katheder hinweg führte Professor Steffens nach herzlicher Ansprache seine gesammte Hörerschaft zum Werbeplatze der freiwilligen Jäger. Der König rief auch seine verlorenen alten Provinzen zu den Fahnen: „Auch Ihr seid von dem Augenblicke, wo mein treues Volk die Waffen ergriff, nicht mehr an den erzwungenen Eid gebunden." Da aber eine Massenerhebung in den unglücklichen Landen vorerst noch ganz unmöglich war, so eilten mindestens die Ostfriesen und Markaner von der Göttinger Universität zu den preußischen Regimentern, desgleichen die gesammte Studentenschaft aus dem treuen Halle, das unter westphälischer Herrschaft die Erinnerungen an den alten Dessauer und die gute preußische Zeit nicht vergessen hatte. Derselbe Geist lebte in den Schulen. Aus Berlin allein stellten sich 370 Gymnasiasten. Mancher schwächliche Junge irrte betrübt, immer wieder abgewiesen, von einem Regimente zum andern, und glücklich wer, wie der junge Vogel von Falkenstein, zuletzt doch noch von einem nachsichtigen Commandeur angenommen wurde. Die Beamten meldeten sich so zahlreich zum Waffendienste, daß der König durch ein Verbot den Gerichten und Regierungen die unentbehrlichen Arbeitskräfte sichern mußte; in Pommern waren die königlichen Behörden während des Sommers nahezu verschwunden, jeder Kreis und jedes Dorf regierte sich selber, wohl oder übel.

Aber auch der geringe Mann hatte in Noth und Plagen die Liebe zum Vaterlande wiedergefunden: stürmisch, wie nie mehr seit den Zeiten der Religionskriege, war die Seele des Volkes bewegt von den großen Leidenschaften des öffentlichen Lebens. Der Bauer verließ den Hof, der Handwerker die Werkstatt, rasch entschlossen, als verstünde sich's von selber: die Zeit war erfüllet, es mußte sein. War doch auch der König mit allen seinen Prinzen ins Feldlager gegangen. In tausend rührenden Zügen bekundete sich die Treue der kleinen Leute. Arme Bergknappen in Schlesien arbeiteten wochenlang unentgeltlich, um mit dem Lohne einige Kameraden für das Heer auszurüsten; ein pommerscher Schäfer verkaufte die kleine Heerde, seine einzige Habe, und ging dann wohlbewaffnet zu seinem Regimente. Mit Verwunderung sah das alte Geschlecht alle jene herzerschütternden Auftritte, woran der Ernst der allgemeinen Wehrpflicht uns Nachlebende längst gewöhnt hat: hunderte von Brautpaaren traten vor den Altar und schlossen den Bund für das Leben, einen Augenblick bevor der junge Gatte in Kampf und Tod hinauszog. Nur die Polen in Westpreußen und Oberschlesien theilten die Hingebung der Deutschen

nicht; auch in einzelnen Städten, die bisher vom Heerdienste frei gewesen, stießen die neuen Gesetze auf Widerstand. Das deutsche und litthauische Landvolk der alten Provinzen dagegen war seit dem gestrengen Friedrich Wilhelm I. mit der Wehrpflicht vertraut. Zugleich wurden überall öffentliche Sammlungen veranstaltet, wie sie bisher nur für wohlthätige Zwecke üblich waren: dies arme Viertel der deutschen Nation brachte mit der Blüthe seiner männlichen Jugend auch die letzten kargen Reste seines Wohlstandes zum Opfer für die Wiederauferstehung des Vaterlandes. Von baarem Gelde war wenig vorhanden, aber was sich noch auftreiben ließ von altem Schmuck und Geschmeide ging dahin. In manchen Strichen der alten Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Kleine Leute trugen ihre Trauringe in die Münze, empfingen eiserne zurück mit der Inschrift: „Gold für Eisen;" manches arme Mädchen gab ihr reiches Lockenhaar als Opfer.

Eine wunderbare, andächtige Stille lag über dem in allen seinen Tiefen aufgeregten Volke. Den Lärm der Presse und der Vereine kannte die Zeit noch nicht; aber auch im vertrauten Kreise wurde selten eine prahlerische Rede laut. In den Tagen ihres häuslichen Stilllebens hatten die Deutschen gern überschwänglichen Ausdruck an nichtigen Gegenstand verschwendet; jetzt ward das Leben selber reich und ernst, Jeder empfand die Größe der That, die Armuth des Wortes. Jeder fühlte, wie Niebuhr gestand, still „die Seligkeit, mit seinem ganzen Volke, den Gelehrten und den Einfältigen, dasselbe Gefühl zu theilen", und Allen ward „liebend, friedlich und stark zu Muthe". Recht nach dem Herzen seines Volkes hatte Friedrich Wilhelms frommer Sinn den Wahlspruch „mit Gott für König und Vaterland" der Landwehr gegeben und angeordnet, daß die ausgehobenen Wehrmänner vom Sammelplatze sogleich zu einer kirchlichen Feier geführt wurden. In jeder Kirche des Landes sollte eine Gedächtnißtafel die Namen der ruhmvoll gefallenen Söhne der Gemeinde bewahren. Schwer hatte die Hand des lebendigen Gottes auf den Bildungsstolzen gelastet; ergeben und erhoben blickte dies neue Geschlecht wieder mit festem Vertrauen zu „dem alten deutschen Gott" empor und hoffte mit seinem Dichter:

Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Als die ersten Freiwilligen nach Breslau zogen, sangen sie noch das Reiterlied der Wallensteiner. Bald aber schuf sich das Heer seine eigenen Gesänge. Unversieglich wie einst den frommen Landsknechten floß den neuen Wehrmännern der Quell der Lieder. Beim Ausmarsch klang es: „Die Preußen haben Alarm geschlagen!" und dann schlang sich ein dichter Kranz kunstloser Volksweisen um jedes Erlebniß des langen Krieges.

bis zuletzt der fröhliche Zapfenstreich: „Die Preußen haben Paris genommen!" noch einmal ein Zeugniß gab von der kriegsmuthigen und doch zugleich tief innerlich friedfertigen Stimmung dieses Volkes in Waffen.

Alsbald ward es auch auf den Höhen des deutschen Parnasses lebendig. Nur der alte Goethe wollte sich zu der neuen Zeit kein Herz fassen; verstimmt und hoffnungslos zog er sich von dem kriegerischen Treiben zurück und meinte: „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß!" Doch wer sonst im Norden dichterisches Feuer in den Adern fühlte, jauchzte auf „beim Anbruch seines Vaterlandes", wie Fichte sagte. Was politisch gereifte Völker in der Presse, in Reden und publicistischen Abhandlungen aussprechen, gewann in diesem Geschlechte, dem die Dichtung noch immer die Krone des Lebens war, sofort poetische Gestalt; und so entstand die schönste politische Poesie, deren irgend ein Volk sich rühmen kann — eine Reihe von Gedichten, an denen wir Nachkommen uns versündigen würden, wenn wir dies Vermächtniß einer Heldenzeit jemals blos mit ästhetischen Blicken betrachteten. An Kleists mächtige Gestaltungskraft reichten die Dichter des Befreiungskrieges nicht heran; wer aber in der Poesie den Herzenskündiger der Nationen sieht, wendet sich gleichwohl von jenen dämonischen Klängen des Hasses aufathmend hinweg zu den hellen und frischen Liedern, welche die Freude des offenen Kampfes gebar. Welch ein Segen doch für unser Volk, daß sein gepreßtes Herz wieder froh aufjubeln durfte, daß nach langem, dumpfem Harren und Grollen wieder der Eidschwur freier Männer zum Himmel stieg:

Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und schwöret Alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Freudig wie die Signale der Flügelhörner tönten Fouqués Verse: „Frischauf zum fröhlichen Jagen!" — und in Arndts Liede: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" klang das schmetternde Marsch! Marsch! der deutschen Reiter wieder. Keiner hat den Sinn und Ton jener schwärmerischen Jugend glücklicher getroffen als der ritterliche Jüngling mit der Leier und dem Schwerte, Theodor Körner. Jetzt zeigte sich erst ganz, was Schillers Muse den Deutschen war. Ihr hohes sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwungvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoesie dieses Krieges. Der Sohn von Schillers Herzensfreunde erschien dem jungen Geschlechte als der Erbe des großen Dichters — wie er so siegesfroh mit den Lützower Jägern in den Kampf hinausritt, ganz durchglüht von deutschem Freiheitsmuthe, ganz unberührt von den kleinen Sorgen des Lebens, wie er auf jeder Rast und jeder Beiwacht seine feurigen Lieder von der Herrlichkeit des Krieges dichtete und endlich, den Sang von der Eisen-

braut noch auf den Lippen, durch einen tapferen Reitertod den heiligen Ernst seiner Reden bezeugte — in Wort und That ein rechter Vertreter jener warmherzigen Männlichkeit, welche die begabten Obersachsen auszeichnet, wenn sie sich nur erst losgerissen haben aus der zahmen Schüchternheit ihres heimathlichen Lebens.

Frischauf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht —

mit diesen Worten hat Körner selbst den Ursprung und Charakter der großen Bewegung geschildert. Sie blieb durchaus auf den deutschen Norden beschränkt. Wohl war die Lützow'sche Freischaar ausdrücklich zur Aufnahme von Nicht-Preußen bestimmt, in ihr sollte sich der Gedanke der Einheit Deutschlands verkörpern. Mancher junge Mann aus den Kleinstaaten meldete sich im „Scepter“ zu Breslau, wo die Lützower ihren Werbeplatz aufgeschlagen hatten; auch zwei süddeutsche Poeten, Rückert und Uhland, stimmten mit ein in den lauten Chor der patriotischen Dichtung. Die Masse des Volkes jedoch außerhalb Preußens empfand von dem Heldenzorne dieses Krieges wenig. Steins Hoffnungen auf eine einmüthige Erhebung der Nation erwiesen sich als irrig. Nur in den vormals preußischen Provinzen und in einzelnen, unmittelbar von den Napoleoniden beherrschten Strichen des Nordwestens stand das Volk freiwillig auf, sobald die Heersäulen der Befreier nahten; überall sonst erwartete man geduldig den Befehl des Landesherrn und die Macht der vollendeten Thatsachen. Die Mecklenburger Herzöge schlossen sich den altbefreundeten preußischen Nachbarn an; ein Weimarisches Bataillon ließ sich gleich beim Anbruche des Krieges von den Preußen gefangen nehmen, um nachher, wie die tapferen Strelitzer Husaren, in das York'sche Corps einzutreten. Alle anderen Rheinbündner folgten dem Befehle des Protectors, die meisten noch mit dem ganzen Feuereifer napoleonischer Landsknechtsgesinnung. Der deutsche Befreiungskrieg war in seiner ersten, schwereren Hälfte ein Kampf Preußens gegen die von Frankreich beherrschten drei Viertel der deutschen Nation.

Wie einst der Beginn der modernen deutschen Staatenbildung, so ging auch die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit allein vom Norden aus. Die neuen politischen und sittlichen Ideale der erregten Jugend trugen das Gepräge norddeutscher Bildung; der alte deutsche Gott, zu dem sie betete, war der Gott der Protestanten, all ihr Thun und Denken ruhte, bewußt oder unbewußt, auf dem sittlichen Grunde der strengen Kantischen Pflichtenlehre. Es wurde folgenreich für lange Jahrzehnte der deutschen Geschichte, daß doch nur die norddeutschen Stämme wirklichen Antheil hatten an den schönsten Erinnerungen dieses neuen Deutschlands, während der Süden erst zwei Menschenalter später des Glückes theilhaftig ward, für das große Vaterland zu kämpfen und zu siegen.

Bald genug zeigte sich die prophetische Wahrheit, die in den harten Wortes Fichtes lag: „Auch im Kriege wird ein Volk zum Volke; wer diesen Krieg nicht mitführt, kann durch kein Decret dem deutschen Volke einverleibt werden.“ Das neue Preußen, sein Staat und sein Heer, hatte sich gebildet im bewußten Gegensatze zu allem ausländischen Wesen; die Staaten des Südens verdankten der Herrschaft Frankreichs ihr Dasein, ihre Institutionen, ihre militärischen Erinnerungen; darum war im Norden die Liebe zum Vaterlande ein starkes, sicheres nationales Gefühl, während im Süden die französischen Ideen noch lange vorherrschten und der Name Deutschland nur ein leeres Wort blieb. Wohl schlug sich der kurmärkische Bauer und der schlesische Weber nur für Weib und Kind und für seinen angestammten König; aber die Blücher, York und Bülow, die er als seine Preußenhelden ehrte, waren doch wirklich die Helden des neuen Deutschlands. Der süddeutsche Landmann wußte nichts von ihnen. Und etwas von den deutsch-patriotischen Gedanken, welche die bewaffnete Jugend der gebildeten Stände erfüllten, drang doch allmählich bis in die niederen Schichten des preußischen Volkes herab. Jener demokratische Zug, der seit der Befestigung der absoluten Monarchie im preußischen Staate lebendig war, verstärkte sich mächtig während dieses Krieges. Wie vormals die gemeinsame Freude an den Werken der deutschen Dichtung die Unterschiede der Stände etwas ausgeglichen hatte, so fanden sich jetzt alle Klassen zusammen in der ungleich wirksameren Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung. Die Geschäfte der Landwehr-Ausschüsse, die Uebungen des Landsturms, die öffentlichen Sammlungen und die Liebesarbeit in den Hospitälern brachten auch die Daheimgebliebenen einander näher; der schroffe Junker lernte mit den Bürgersleuten der Kreisstadt freundnachbarlich zu verkehren; wer in dieser Zeit sich hervorgethan, blieb sein Leben lang ein geachteter Mann.

Vollends das Heer verwuchs zu einer großen Gemeinde, und nach dem Frieden lebte die alte treue Waffenbrüderschaft in den Vereinen und Festen der Kameraden fort. Das eigenthümliche scharfe und schneidige Wesen der fridericianischen Armee blieb erhalten, desgleichen das stolze Gefühl aristokratischer Standesehre unter den Offizieren. Aber die alten Berufssoldaten mußten sich gewöhnen mit den gebildeten jungen Mannschaften ruhig und freundlich umzugehen. Grade die besten unter ihnen erkannten willig an, wie viel gesunde Kraft dem Offizierscorps aus den Reihen der freiwilligen Jäger zuströmte; mit herzlicher Freude lobte Gneisenau die jungen Freiwilligen: „es wird mir schwer mich der Thränen zu enthalten, wenn ich diesen Edelmuth, diesen hohen deutschen Sinn gewahr werde.“ Da die Hauptmasse der Freiwilligen aus Studenten und studirten Leuten bestand, so behauptete der jugendliche Ton akademischer Fröhlichkeit auch im Feldlager sein Recht, nur daß er sich der strengen Mannszucht fügen mußte. Wie oft haben die Lützower Jäger den Landes-

vater gesungen; das alte Lied war ihnen jetzt doppelt theuer, da sie in vollem, heiligem Ernst ihr gutes Schwert zum Hüter weihten für das Vaterland, das Land des Ruhmes. Die jungen Freiwilligen wurden wirklich, wie Scharnhorst vorausgesagt, die besten Soldaten; die Haltung der gesammten Mannschaft ward freier und gesitteter durch den Verkehr mit den gebildeten jungen Männern. Auch der rohe Bauerbursch lernte einige von den schwungvollen Liedern der Freiwilligen. Als dann die Zeit der Siege kam und die Preußen immer wieder in befreite deutsche Städte ihren jubelnden Einzug hielten, als endlich der deutsche Rhein zu den Füßen der Sieger lag, da ahnte selbst der geringe Mann, daß er nicht blos für seine heimathliche Hofstatt focht. Der Gedanke des Vaterlandes ward lebendig in den tapferen Herzen, die Preußen fühlten sich stolz als die Vorkämpfer Deutschlands. Seit Cromwells eisernen Dragonern hatte die Welt nicht mehr ein Heer gesehen, das so durchdrungen war von heiligem sittlichem Ernst, und es war nicht wie jene eine fanatische Partei, sondern ein ganzes Volk. Alle die alten trennenden Gegensätze des politischen Lebens verschwanden in dem Einmuth dieses Kampfes: Marwitz, der abgesagte Gegner der Volksheere, übernahm willig den Befehl über eine Landwehrbrigade, hatte seine Lust an dem festen Muthe seiner märkischen Bauern.

Alle die heißen Leidenschaften, die nur ein mannhaftes Volk zum höchsten Wagen entflammen können, waren erwacht, und doch blieb die ungeheure Bewegung in den Schranken der Gesittung. Nichts von jenem finsteren kirchlich-nationalen Fanatismus, der die Erhebung der Russen und der Spanier so unheimlich erscheinen ließ. Dies junge Deutschland, das jetzt mit flammenden Augen seine Speere schütterte, trug die Kränze der Kunst und Wissenschaft auf seinem Scheitel, und mit gerechtem Stolze durfte Boeckh am Ausgang dieses schlachtenreichen Sommers rufen: „siehe hier ist Germanien mit Waffen so gut wie mit Gedanken gerüstet!" Die diesen Kampf mit Bewußtsein führten, fühlten sich auserwählt durch Gottes Gnade, das Reich der Arglist und der ideenlosen Gewalt zu zerstören, einen dauerhaften Frieden zu begründen, der allen Völkern wieder erlauben sollte nach ihrer eigenen Art, in schönem Wetteifer sich selber auszuleben. Der deutsche Krieg galt der Rettung der alten nationalen Formen der abendländischen Cultur, und als er siegreich zu Ende ging, sagte der Franzose Benjamin Constant: „die Preußen haben das menschliche Angesicht wieder zu Ehren gebracht!"

Ueber die künftige Verfassung des befreiten Deutschlands hatte dies kindlich treuherzige Geschlecht freilich noch nicht nachgedacht. War nur erst Alles was in deutscher Zunge sprach wieder beisammen, so konnte es ja gar nicht fehlen, daß ein starkes, einiges, volksthümlich freies Reich sich wieder erhob. Nach den Mitteln und Wegen fragte Niemand, jeder Zweifler wäre des Kleinmuths bezichtigt worden. Der Krieg, allein der

Krieg nahm Aller Gedanken in Anspruch. Außer jenen rohen Schmähschriften wider den Feind, welche in keinem schweren Kriege fehlen, erschienen in jenem Frühjahr nur solche politische Schriften, die unmittelbar auf die Erregung der Kampflust berechnet waren: so Arndts köstliche Büchlein und Pfuels Erzählung von dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, die erste getreue Darstellung der großen Katastrophe, ein kleines Buch von mächtiger Wirkung. Auch die einzige norddeutsche Zeitung, welche eine bestimmte politische Richtung verfolgte, Niebuhrs Preußischer Correspondent, befaßte sich nicht näher mit den großen Fragen der deutschen Zukunft.

Nur Fichte wollte und mußte sich Klarheit verschaffen. In der frohen Erregung dieser hoffnungsreichen Tage war dem Philosophen die Majestät des Staatsgedankens aufgegangen. Er erkannte dankbar, daß die Wiedergeburt des alten Deutschlands doch früher erfolgte, als er einst in seinen Reden angenommen, sah mit Freuden seine Hörer allesammt zum Kampfe ziehen, trat selber mit Säbel und Pike in die Reihen des Berliner Landsturms. Und da er nun mit Händen griff, welche Opfer eine geliebte und geachtete Staatsgewalt ihrem Volke zumuthen darf, lernte er größer denken von dem Wesen der politischen Gemeinschaft und schilderte in seiner Staatslehre den Staat als den Erzieher des Menschengeschlechts zur Freiheit: ihm sei auferlegt die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. Dann verkündete er kurz vor seinem Tode, in dem „Fragmente einer politischen Schrift“, zum ersten male mit voller Bestimmtheit die Meinung, daß allein dem preußischen Staate die Führung in Deutschland gebühre. Alle Kleinfürsten hätten immer nur ihrem lieben Hause gelebt, auch Oesterreich brauche die deutsche Kraft nur für seine persönlichen Zwecke. Nur Preußen ist ein eigentlich deutscher Staat, hat als solcher durchaus kein Interesse, zu unterjochen oder ungerecht zu sein; der preußische Staat ist Deutschlands natürlicher Herrscher, er muß sich erweitern zum Reiche der Vernunft, sonst geht er zu Grunde. Das Fragment war ein theueres Vermächtniß, das der tapferste und einflußreichste Lehrer der norddeutschen Jugend seinen Schülern hinterließ, zugleich ein bedeutungsvolles Symptom der Ahnungen und Wünsche, welche in den Kreisen der Patrioten gährten. Jedoch die Absicht einzugreifen in die Politik des Tages lag dem Idealisten fern. Er schrieb seine prophetischen Gedanken nur nieder „damit sie nicht untergehen in der Welt“, und erst geraume Zeit nach seinem Tode sind sie veröffentlicht worden. Für die harten Aufgaben des politischen Parteilebens hatte die Zeit noch gar kein Verständniß. Nur das eine Ziel der Vernichtung der Fremdherrschaft stand den Patrioten klar und sicher vor Augen; was darüber hinaus lag waren hochsinnige Träume, so unbestimmt, so gestaltlos wie das in jenem Königsberger Winter gedichtete Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? —

Das russische Hauptquartier und die Wiener Hofburg konnten sich

nicht genug verwundern, wie unbegreiflich schnell das Werk der preußischen Rüstungen von statten ging. In Scharnhorsts Händen liefen alle Fäden des ungeheuren Netzes zusammen, und er verfuhr nach einem festen, seit Jahren durchdachten Plane. Da man rasch mit einer zahlreichen Feldarmee den Angriff beginnen wollte und überdies wünschen mußte den beiden anderen Ostmächten durch die baldige Aufstellung starker Streitkräfte die Leistungsfähigkeit Preußens zu zeigen, so ergab sich als erste Aufgabe die Vermehrung der Linientruppen. Darum wurde schon seit dem December die Bildung der Reservebataillone betrieben und vollendet. Wesentlich demselben Zwecke diente das Aufgebot der freiwilligen Jäger; sie sollten den Stamm bilden für die Offiziere und Unteroffiziere der Armee, und in der That ist ein großer Theil der Generale und Stabsoffiziere, welche späterhin in müden Friedensjahren die Gesinnungen einer großen Zeit dem Heere erhielten, aus der Schule jener Freiwilligen hervorgegangen.

Die Einberufung der Freiwilligen ließ sich allenfalls noch vor den Franzosen beschönigen ohne daß man die diplomatische Maske völlig abnahm. Sie erfolgte unter kluger Schonung der tiefeingewurzelten Vorurtheile, welche sich der allgemeinen Dienstpflicht noch entgegenstemmten. Die Söhne der höheren Stände kurzab als Gemeine einzustellen ging schlechterdings nicht an; deßhalb wurden die Freiwilligen, die sich selber ausrüsteten, in besondere, den Regimentern aggregirte Jägerdetachements eingereiht und durch die grüne Jägeruniform vor der Masse der Mannschaft ausgezeichnet, sie erfuhren eine ihren Standesgewohnheiten entsprechende Behandlung, erhielten eine besonders sorgfältige Ausbildung und das Recht, nach einigen Monaten ihre Offiziere selbst zu wählen. Darauf erfolgte die Aufhebung aller Exemtionen und die Verordnung vom 22. Februar, die jede Umgehung der Wehrpflicht mit strengen Strafen belegte. Auch diese Schritte konnten zur Noth noch vor dem französischen Gesandten entschuldigt werden. Sie erregten viel Unwillen in dem treuen Volke — denn wozu der Zwang, da doch freiwillig so viel mehr geleistet wurde als der König verlangte? — und doch waren sie unerläßlich. Der Staat mußte für die Linie und die Landwehr mit Sicherheit auf alle Wehrfähigen zählen können, auch in den Bezirken, welche geringeren Eifer zeigten.

Dann erst, als die diplomatischen Verhandlungen abgebrochen, die Cadres der Linie schon formirt und nahezu gefüllt waren, erschien das Landwehrgesetz, das einer offenen Kriegserklärung gleich kam. Scharnhorsts Landwehrplan war von Haus aus in einem größeren Sinne gedacht als die Entwürfe des Königsberger Landtags. Auch er rechnete, wie die Ostpreußen, zunächst auf die Thätigkeit der Kreis- und Provinzialstände, wendete die Grundsätze der neuen Selbstverwaltung auf das Heerwesen an. In jedem Kreise traten zwei ritterschaftliche, ein städtischer und ein bäuerlicher Deputirter zu einem Ausschusse zusammen um aus der Gesammtheit der Männer zwischen siebzehn und vierzig Jahren, die

nicht in der Linie dienten, die Wehrmänner auszuloosen; zwei Generalcommissare, ein königlicher und ein ständischer, leiteten die Aushebung und Ausrüstung in jeder Provinz. Die Mannschaften trugen an Kragen und Mütze die Farben ihrer Provinz, die Offiziere die Uniform der Landstände. Die Formation der Bataillone und Compagnien folgte so weit als möglich den Grenzen der Kreise und Gemeinden, dergestalt daß der Nachbar in der Regel mit dem Nachbarn in einem Gliede stand; die Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts wurden gewählt, die Stabsoffiziere, zum Theil auf Vorschlag der Stände, vom Könige ernannt. Gleichwohl war diese armée bourgeoise, wie Napoleon sie höhnend nannte, keineswegs blos ein für die Vertheidigung der nächsten Heimath bestimmtes Provinzialheer. Vielmehr wurde die Landwehr auf die Kriegsartikel vereidigt und zu Allem verpflichtet, was dem stehenden Heere oblag; sie war uniformirt — freilich sehr einfach, mit der Dienstmütze und der Litewka, die sich aus dem blauen Sonntagsrocke der Bauern leicht zurechtschneiden ließ — und der König behielt sich vor, die einzelnen Wehrmänner oder auch ganze Bataillone zur Feldarmee heranzurufen. Die gesammte männliche Bevölkerung bis zum vierzigsten Jahre sollte also, wenn es noth that, zur Verstärkung der offensiven Streitkräfte des Staates dienen; die Ostpreußen mußten auf Befehl des Königs ihren enger gedachten Entwurf abändern, ihre Landwehr ebenfalls zum Dienste außerhalb der Provinz verpflichten. Die Mehrzahl der Mannschaften bestand aus Bauern und kleinen Leuten, zumal in Schlesien, wo fast alle gebildeten jungen Leute bei den freiwilligen Jägern eingetreten waren. Die Offiziere waren zumeist Gutsbesitzer, zum Theil auch Beamte oder junge Freiwillige, nur Wenige darunter militärisch geschult. Für die Ausrüstung konnte der erschöpfte Staat nur kümmerlich sorgen; das erste Glied des Fußvolks trug Piken, bewaffnete sich erst im Verlaufe des Kriegs zum Theil mit erbeuteten feindlichen Gewehren.

Monate mußten vergehen bis eine solche Truppe in der Feldschlacht verwendet werden konnte. Während des Frühjahrsfeldzugs wurde die Landwehr nur nothdürftig eingeübt oder zum Festungskriege benutzt; erst nach dem Waffenstillstande rückte sie in größeren Massen ins Feld. Auch dann noch bildete die Linie, der ja alle höheren Führer und die technischen Truppen ausschließlich angehörten, selbstverständlich den festen Kern des Heeres. Kleist hatte unter den 41 Bataillonen seines Corps 16 Landwehrbataillone, Bülow unter der gleichen Zahl blos 12; nur in Yorks Corps überwog die Landwehr — mit 24 Bataillonen unter 45. Die Wehrmänner hatten noch eine Zeit lang mit den natürlichen Untugenden ungeschulter Truppen zu kämpfen: beim ersten Angriff hielten sie nicht leicht Stand, wenn ein unerwartetes Bataillonsfeuer sie in Schrecken setzte; kam es zum Handgemenge, dann entlud sich die lang verhaltene Wuth der Bauern in fürchterlicher Mordgier; nach dem Siege waren sie schwer wieder zu sammeln, da sie den geschlagenen Feind immer bis an

das Ende der Welt verfolgen wollten. Nach einigen Wochen wurde ihre Haltung sicherer, und gegen den Herbst hin begann Napoleons Spott über „dies Gewölk schlechter Infanterie" zu verstummen. Die kampfgewohnten Bataillone der Landwehr waren allmählich fast ebenso kriegstüchtig geworden wie das stehende Heer, wenngleich sie mit der Disciplin und der stattlichen äußeren Haltung der Linientruppen nicht wetteifern konnten: — eine in der Kriegsgeschichte beispiellose Thatsache, die nur möglich ward durch den sittlichen Schwung eines nationalen Daseinskampfes. Schwerer, natürlich, gelang die Ausbildung der Landwehrreiter; doch haben auch sie unter kundigen Führern manches Vortreffliche geleistet. Marwitz ließ seine märkischen Bauernjungen ihre kleinen Klepper nur auf der Trense reiten, ohne Kandare und Sporen, störte sie nicht in ihren ländlichen Reiterkünsten, verlangte nur, daß sie Pferd und Waffen mit Sicherheit zu brauchen lernten, und brachte diese naturwüchsige Cavalerie nach kurzer Zeit so weit, daß er von ihr im Felddienste Alles fordern konnte.

Nach der Einberufung der Landwehr vergingen wieder fünf Wochen bis am 21. April das Gesetz über den Landsturm unterzeichnet wurde. Die Cadres der Landwehrbataillone mußten erst formirt sein bevor man zum Aufgebote der letzten Kräfte des Volkes schreiten konnte. Scharnhorst stand damals schon fern von Breslau im Feldlager. Schwerlich ist der General ganz einverstanden gewesen mit Form und Inhalt dieses von einem Civilbeamten Bartholdi verfaßten Gesetzes, das einem gesitteten Volke Unmögliches zumuthete und, vollständig durchgeführt, der Kriegführung beider Theile das Gepräge fanatischer Barbarei hätte geben müssen. Ausdrücklich war der furchtbare Grundsatz ausgesprochen, daß dieser Krieg der Nothwehr jedes Mittel heilige. Sobald der Feind herannahte, sollten auf das Geläute der Sturmglocken alle Männer vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahre aufstehen, ausgerüstet mit Piken, Beilen, Sensen, Heugabeln, mit jeder Waffe, die nur stechen oder hauen konnte; denn auf die Länge habe der Vertheidiger in jedem Terrain immer das Uebergewicht. Der Landsturm wird verpflichtet zur Späherei und zum kleinen Kriege: der Feind muß wissen, daß alle seine zerstreuten Abtheilungen sofort erschlagen werden. Der Feigling, der Sklavensinn zeigt, ist als Sklave zu behandeln und mit Prügeln zu bestrafen. Auf Befehl des Militärgouverneurs müssen ganze Bezirke verwüstet, Vieh und Geräthe weggeschafft, die Brunnen verschüttet, das Getreide auf dem Halme verbrannt werden. Wird eine Gegend überrascht, so sind alle Behörden alsbald aufgelöst — offenbar eine Erinnerung an die tragikomischen Erfahrungen von 1806. Wer genöthigt ward dem Feinde einen Eid zu leisten ist an den erzwungenen Schwur nicht gebunden. Auch diesen ungeheuren Anforderungen kam das treue Volk mit Freuden nach so weit es möglich war. In jedem Kreise trat eine Schutzdeputation zusammen zur Leitung des Landsturms. Die müden Alten und die unbärtigen

Jungen übten sich eifrig im Gebrauche ihrer rohen Waffen sowie in der freien Kunst des Pfeifens, die den Landstürmern anempfohlen war. Mit Vorliebe pflegte dies Volksheer unbesetzte Höhen zu erstürmen — so machte man seinem Namen doch Ehre. In dem Berliner Landsturm exercirten die Professoren der Universität zusammen in einer Compagnie — einer reisigen Schaar, die allerdings mehr durch wissenschaftlichen Ruhm als durch kriegerische Kunstfertigkeit glänzte; ja es geschah, daß sogar die Berliner Damen aufgeboten wurden zum Bau der Feldschanzen im Süden der Hauptstadt. Die Errichtung des Landsturms brachte den großen militärischen Vortheil, daß nach und nach fast die gesammte Linie und Landwehr für den Feld- und Festungskrieg verfügbar wurde. Von der Ostsee bis zu den Riesenbergen standen auf allen Höhen die Fanale, von Landstürmern behütet.

Das Volksaufgebot erwies sich nützlich im Wach- und Botendienste, auch zum Wegfangen der Marodeure und Versprengten. Im offenen Kampfe dagegen ist der Landsturm nur ganz ausnahmsweise verwendet worden: so erklangen während der ersten Apriltage, noch bevor das Gesetz erschienen war, die Sturmglocken in allen Dörfern an der Havel und bewaffnete Bauernhaufen schlossen sich freiwillig den Truppen an, die gegen Magdeburg zogen. In den großen Städten rief die fanatische Härte des Gesetzes begründete Beschwerden hervor. Da überdies die Gefahr anarchischer Zügellosigkeit sehr nahe lag, das bürgerliche Leben der Arbeitskräfte nicht entbehren konnte und die Beamten der alten Schule vor bewaffneten Volkshaufen ein instinctives Grauen empfanden, so wurden schon im Laufe des Sommers die übertriebenen Ansprüche des Edicts durch einige neue Erlasse gemildert. Der Landsturm stand fortan unter den Kriegsartikeln und diente wesentlich zur Ausbildung der Reservebataillone für die Landwehr; in den großen Städten fiel er ganz hinweg, aus dem brauchbarsten Drittel seiner Mannschaft wurden Bürger-Compagnien für den Sicherheitsdienst gebildet. Gleichwohl war die Einrichtung des Landsturms sehr folgenreich. Sie belebte in dem Volke das Bewußtsein, daß dieser heilige Krieg die gemeinsame Sache Aller sei; wie vielen wackeren Alten ist es ein Trost geblieben bis zum Grabe, daß sie doch auch die Waffen für das Vaterland getragen hatten. Noch stärker war die Wirkung auf die Feinde, die nach ihren spanischen Erfahrungen nichts so sehr fürchteten als einen Krieg Aller gegen Alle. Schon der glücklich gewählte Name dieses Volksaufgebotes erregte Schrecken im Lager der Rheinbündner; wie unheimlich klang das Landsturmlied:

Ha Windsbraut, sei willkommen,
willkommen, Sturm des Herrn!

Die übereilte Räumung der Marken im Frühjahr und nachher die unsicheren Operationen der Marschälle auf ihren Zügen gegen Berlin erklären sich nur aus der unbestimmten Angst vor einer Massenerhebung.

Ein wunderbarer Anblick, wie dieser von allen Geldmitteln entblößte Mittelstaat so mit einem male wieder eintrat in die Reihe der großen Militärmächte. Nur ein Meister konnte allen den ungestümen Kräften, die so urplötzlich aus den Tiefen unseres Volkslebens hervorbrachen, Form, Maß und Richtung geben. Unbeirrt durch Widerspruch und Verkennung führte Scharnhorst seine militärisch-politischen Pläne durch, und ihm gelang was in der modernen Geschichte für unmöglich gegolten hatte: ein ganzes Volk zu einem kriegsfertigen Heer umzubilden. Ihm ward das höchste Glück das dem großen Menschen beschieden ist: er durfte endlich zeigen was er vermochte. Er wußte, daß die Geschicke seines Landes auf seinen Schultern lagen, und einmal doch kam ein Wort des Stolzes über die Lippen des Anspruchslosen: „ich verfahre despotisch, so schrieb er seiner Tochter, und lade viel Verantwortung auf mich, aber ich glaube dazu berufen zu sein.“ —

Durch den Abfall Preußens wurden die Kriegspläne des Imperators verändert. An einen Angriff auf das Czarenreich ließ sich vorerst nicht mehr denken, die nächste Aufgabe war die Vernichtung Preußens. Schon am 27. März ließ Napoleon der Hofburg die Auftheilung des preußischen Staates vorschlagen, dergestalt daß Schlesien an Oesterreich zurückfiele, Sachsen und Westphalen durch je eine Million preußischer Unterthanen vergrößert würden und dem Hause Hohenzollern nur noch ein Kleinstaat mit einer Million Einwohnern an der Weichsel verbliebe. Auf die preußische Kriegserklärung ward mit blutigen Beleidigungen erwidert: wenn Preußen sein Erbe zurückfordere, so wisse die Welt, daß dieser Staat alle seine Erwerbungen in Deutschland nur der Verletzung der Gesetze und Interessen des deutschen Reichskörpers verdanke. Und in einem veröffentlichten Berichte an den Kaiser erhob Maret die Anklage: der preußische Hof versammle um sich die Chorführer jener fanatischen Partei, welche den Umsturz der Throne und die Zerstörung der bürgerlichen Ordnung predige. Diese Kriegserklärung, so schloß er höhnend, ist der Dank „für den Tilsiter Vertrag, der den König wieder auf seinen Thron erhob, und für den Pariser Vertrag von 1812, der ihn zur französischen Allianz zuließ!“

In einem solchen Kampfe war jeder Ausgleich undenkbar. Und wie unsicher standen die Aussichten für das große Wagniß! Mit Oesterreich kamen die Alliirten keinen Schritt weiter. Auf wiederholte dringende Mahnungen ließ sich Metternich endlich am 2. April dahin aus: von einem sofortigen Bruche mit Frankreich könne keine Rede sein; dagegen sei Kaiser Franz bereit mit den Verbündeten zusammenzuwirken, falls Napoleon die von Oesterreich beabsichtigten Friedensvorschläge zurückwiese. Selbst der junge Graf Nesselrode, der soeben anfing im Rathe des Czaren eine Rolle zu spielen, allezeit ein warmer Freund Oesterreichs, fand diese Erklärung nichtssagend und ungenügend.

Auch Großbritanniens Hilfe blieb aus. Englische Subsidien waren für den Krieg ebenso unentbehrlich, wie der gute Wille Hannovers für den Bestand des künftigen Deutschen Bundes; deßhalb wurde die Wiederherstellung der welfischen Besitzungen in Deutschland im Kalischer Vertrage ausdrücklich ausbedungen. Die glückliche Insel, die allein unter allen Staaten Europas dem Imperator standhaft die Anerkennung verweigert hatte, galt bei allen deutschen Patrioten als die feste Burg der Freiheit, ihre schlaue und gewaltthätige Handelspolitik als ein heroisches Ringen um die höchsten Güter der Menschheit. Mit glühender Begeisterung ward das hochsinnige Welfenhaus verherrlicht. Graf Münster träumte von einem freien Welfenreiche Austrasien, das alle deutschen Lande zwischen Elbe und Schelde umfassen sollte, und fand mit diesem tollen Plane bei manchem deutschen Patrioten Anklang. Wie oft hatte England einst, als Pitt noch lebte, dem preußischen Staate glänzende Erwerbungen, vornehmlich den Besitz der Niederlande verheißen, wenn er sich dem Bunde gegen Frankreich anschlösse. Nun endlich stand Preußen in Waffen, und nichts schien dem Staatskanzler sicherer, als daß England jetzt mit vollen Händen dem neuen Bundesgenossen entgegenkommen würde.

Das „Ministerium der Mittelmäßigkeiten“ aber, das die Erbschaft Pitts angetreten, hatte von seinem großen Vorfahren nur den zähen Haß gegen die Revolution überkommen, nicht den freien und weiten politischen Blick. Diese Hochtorys bildeten den Heerd der europäischen Reaction, sie erwarteten, wie Lord Castlereagh einmal trocken aussprach, von dem großen Kampfe einfach „die Wiederherstellung der alten Zustände“, verfolgten mit ängstlichem Mißtrauen jede junge Kraft, die im Welttheile sich regte, blickten mit grenzenlosem Hochmuth auf die zur Knechtschaft bestimmten Völker des Festlands herab. „Die constitutionelle Verfassung, sagte Castlereagh, ist nicht geeignet für Länder, die sich noch in einem Zustande verhältnißmäßiger Unwissenheit befinden; das äußerst gewagte Princip der Freiheit muß man eher hemmen als befördern.“ Das Aufsteigen der russischen Macht war dem Cabinet von St. James schon längst unheimlich, und kaum minder erschrocken als Kaiser Franz beobachtete der Prinzregent die stürmische Begeisterung der norddeutschen Jugend, den stolzen Freimuth der preußischen Generale. Schwer besorgt schrieb Wellington über die fieberische Erhitzung des preußischen Heeres, das allerdings nicht, wie die Peninsula-Regimenter des eisernen Herzogs, durch den Idealismus der neunschwänzigen Katze in Zucht gehalten wurde.

Da die alte Schwäche der englischen Staatsmänner, die Unkenntniß der festländischen Verhältnisse, in diesem Tory-Cabinet unglaublich reich entwickelt war, so wurde Englands deutsche Politik in Wahrheit durch den Grafen Münster, den vertrauten hannoverschen Rath des Prinzregenten geleitet. Die Tage waren vorüber, da Graf Münster durch seine ausdauernde Feindschaft gegen das napoleonische Weltreich sich die Achtung

des Freiherrn vom Stein verdient hatte; seit Preußen sich erhob, traten nur noch die kleinlichen Züge seines politischen Charakters hervor: der Welfenneid gegen den stärkeren Nachbarn und die gehässigen alten Vorurtheile wider „den preußischen Prügel und Ladestock“. Hardenbergs dualistische Pläne erschienen ihm fast noch schrecklicher als Steins unitarische Träume; nun und nimmer durfte die Welfenkrone sich einer höheren Macht beugen. Da sein alter Lieblingsplan, Preußen als eine Macht dritten Ranges auf die Lande zwischen Elbe und Weichsel zu beschränken, durch die Macht der Ereignisse vereitelt und damit das Welfenkönigreich Austrasien leider unmöglich geworden war, so sollte der preußische Staat zum Mindesten die englischen Subsidien theuer bezahlen, er sollte nicht nur mit seinem guten Schwerte Hannover für die Welfen zurück erobern, sondern dies Land, das selbst nach seiner Befreiung nicht das Mindeste für den deutschen Krieg geleistet hat, auch noch durch altpreußische Provinzen vergrößern. Ohne solche Verstärkung, erklärte der welfische Staatsmann vertraulich, könne Hannover neben Preußen nicht in Sicherheit und Ruhe leben. Der Prinzregent ging auf diese Gedanken um so eifriger ein, da seiner Tochter Charlotte das Thronfolgerecht in England zustand und mithin der welfische Mannsstamm erwarten mußte bald wieder auf seine deutschen Erblande beschränkt zu werden; in seinen Briefen freilich versicherte er salbungsvoll, daß er nicht aus persönlichem Interesse handele, sondern sich lediglich verpflichtet fühle sein Kurland für die Leiden der Franzosenherrschaft zu belohnen. Sir Charles Stewart, der zu Anfang April nach Deutschland hinüberkam, war beauftragt, das Hildesheimer Land, das die Welfen schon im Jahre 1802 nur ungern den Hohenzollern gegönnt hatten, sowie die altpreußischen Gebiete Minden und Ravensberg für das Welfenreich zu verlangen.

Der alternde Staatskanzler war, trotz seiner raschen Feder, der erdrückenden Arbeitslast seines Amtes nicht mehr gewachsen und doch nicht gewillt, seine Herrscherstellung über den Ministern aufzugeben. In dem Strudel von Arbeiten und frivolen Zerstreuungen sah er seinen königlichen Herrn allzu selten, der Geschäftsgang in der Staatskanzlei begann schleppend und nachlässig zu werden. Leichtfertige Freigebigkeit den welfischen Ansprüchen gegenüber ließ sich ihm gleichwohl nicht vorwerfen. Fast ein Vierteljahr lang hat er diese widerwärtigen Verhandlungen geführt, erst durch Niebuhr, nachher persönlich. Welch ein Anblick! Dies reiche England, das sich stolz den Vorkämpfer der Freiheit Europas nennt, läßt seinen tapfersten Bundesgenossen, der zum Verzweiflungskampfe stürmt, monatelang in unerträglicher Bedrängniß, feilscht mit ihm um Seelen und Schillinge — und dies wegen der dynastischen Laune eines unfähigen Fürsten, die das Wohl des englischen Staates nicht im Entferntesten berührt! Genug, als der Feldzug begann war man noch immer nicht im Reinen und der preußische Staat in erdrückender Geldnoth.

Selbst das mit Rußland bereits verbündete Schweden hatte mit Preußen noch keinen Vertrag abgeschlossen. Als die Schweden einst den schlauen Karl Johann Bernadotte zu ihrem Thronfolger wählten, erwarteten sie bestimmt, der napoleonische Marschall würde, getreu den alten Traditionen schwedischer Politik, sich an Frankreich anschließen und mit Napoleons Hilfe das verlorene Finnland von den Russen zurückgewinnen. Der kluge Kronprinz ging jedoch andere Wege. Er sah, daß sein Ackerbauland die Continentalsperre nicht ertragen konnte, desgleichen daß die Wiedereroberung von Finnland sehr unwahrscheinlich war. Darum beschloß er, durch die Erwerbung von Norwegen sein neues Vaterland zu entschädigen, seine junge Dynastie im Volke zu befestigen. Schon seit dem Beginne des russischen Krieges stand er mit dem Czaren im Bündniß. Seitdem wurde der Kopenhagener Hof von Rußland, England und Schweden dringend aufgefordert, Norwegen aufzugeben und der großen Allianz beizutreten; selbstverständlich sollten die Dänen sich schadlos halten an jener großen Entschädigungsmasse, die man Deutschland nannte. Der russische Gesandte in Stockholm versprach dem dänischen Geschäftsträger, dem jungen Grafen Wolf Baudissin, im Namen Englands: beide Mecklenburg, das schwedische und vielleicht auch das preußische Pommern, „zwei Dörfer in Deutschland für eines in Norwegen.“ Bernadotte selbst ging noch weiter und verhieß: Mecklenburg, Oldenburg, Hamburg und Lübeck. Zum Heile für Deutschland vertraute Friedrich VI. von Dänemark auf Napoleons Glück und fand monatelang keinen festen Entschluß. Dem Gradsinne König Friedrich Wilhelms waren diese häßlichen nordischen Händel von Haus aus widerwärtig. Er hoffte Dänemark durch ehrliche Mittel für die Coalition zu gewinnen, wollte seine Hand nicht bieten zu der Beraubung des kleinen Nachbarn und verweigerte die Genehmigung, als sein Gesandter in Stockholm einen Allianz-Vertrag abgeschlossen hatte, der den Schweden die Erwerbung von Norwegen verbürgte. So geschah das Sonderbare, daß Bernadotte im Frühjahr mit einem kleinen schwedischen Heer in Stralsund landete, um Norwegen in Deutschland zu erobern, und doch mit Preußen noch nicht verbündet war. England gewährte dem zweideutigen Bundesgenossen für seine schwache Schaar freigebig eine Million Pfund Sterling Subsidien.

Was ließ sich vollends von den Staaten des Rheinbundes erwarten! Mit Baiern verhandelte der Staatskanzler insgeheim schon seit dem Januar. Der Untergang der 30,000 Baiern, die in den Schneefeldern Rußlands ihren Tod gefunden, hatte den Münchener Hof doch tief erschüttert; wie leidenschaftlich Montgelas die norddeutschen Patrioten haßte, so begann er doch der Opfer für den Protector müde zu werden seit sie nichts mehr einbrachten. Die Königin, Kronprinz Ludwig, Anselm Feuerbach und mehrere andere einflußreiche Männer warben rührig für die gute Sache. Ein schweres Hinderniß der Verständigung räumte Hardenberg

gewandt hinweg, indem er versprach, die fränkischen Markgrafschaften nicht zurückzufordern; beide Theile setzten dabei voraus, daß Preußen durch die vormals pfalzbairischen Provinzen am Niederrhein entschädigt werden sollte. Schon war Montgelas bereit, einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, da hörte er von Napoleons ungeheuren Rüstungen und von Oesterreichs zuwartender Haltung. Bei solcher Ungleichheit der Streitkräfte schien ihm Preußens Niederlage sicher. Er brach ab und erfüllte wieder mit gewohntem Eifer seine Vasallenpflichten gegen den Beherrscher des Rheinbundes.

Während die Alliirten also vergeblich versuchten, den mächtigsten Staat des Südens durch freundschaftliche Verhandlungen zu gewinnen, kündigten sie den norddeutschen Staaten schärfere Maßregeln an. Der Breslauer Vertrag vom 19. März bedrohte — ganz im Sinne jener Petersburger Denkschrift Steins — alle deutschen Fürsten, die sich nicht in bestimmter Frist dem Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes anschlössen, mit dem Verlust ihrer Staaten: ein Centralverwaltungsrath unter dem Vorsitze des Freiherrn sollte in sämmtlichen norddeutschen Landen — allein Hannover und die vormals preußischen Provinzen ausgenommen — provisorische Regierungen einrichten, die militärischen Rüstungen leiten und die Staatseinkünfte für die Verbündeten einziehen. Den Süden ließ man stillschweigend aus dem Spiele, da Hardenberg an seinen dualistischen Plänen gewissenhaft festhielt und demnach dem österreichischen Hofe in Süddeutschland nicht vorgreifen wollte. In Wien, in London und an allen Rheinbundshöfen erregte dieser erste Versuch praktischer deutscher Einheitspolitik stürmischen Unwillen. Man fragte zornig, ob dieser Jacobiner Stein deutscher Kaiser werden solle. Metternich und Münster waren sofort entschlossen, die Wirksamkeit der unheimlichen unitarischen Behörde zu beschränken.

Noch schärfer redete die Kalischer Proclamation des russischen Oberbefehlshabers Kutusow vom 25. März. Sie sprach die Hoffnung aus, kein deutscher Fürst werde der deutschen Sache abtrünnig bleiben und also „sich reif zeigen der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen“. Ein junger Obersachse, Karl Müller, hatte das pathetische Schriftstück entworfen, ein fanatischer Teutone, der den Generalstab gern in ein Hildamt verwandeln, die Generaladjutanten zu Hauptwernolden umtaufen wollte. Ganz so haltlos und verschwommen wie die vaterländischen Träume der begeisterten Jugend waren auch die Verheißungen für Deutschlands Verfassung, welche der Feldmarschall im Namen der verbündeten Monarchen gab. Er versprach, daß die Wiedergeburt des ehrwürdigen Reichs allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben, der Czar nur seine schützende Hand darüber halten solle. „Je schärfer in seinen Grundlagen und Umrissen das Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird

Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können!" — Hochtönende, wohlgemeinte Worte, nur schade, daß sie jedes klaren Sinnes entbehrten. Sie sollten nachher in einem Menschenalter der Verbitterung und Verstimmung eine ganz ungeahnte Bedeutung gewinnen. Auf sie vornehmlich beriefen sich späterhin die enttäuschten Patrioten, um zu beweisen, daß die Nation von ihren Fürsten betrogen sei — während doch leider der ureigene Geist des deutschen Volkes selber von den unerläßlichen Vorbedingungen der deutschen Einheit damals noch eben so wenig ahnte, wie seine Fürsten.

Die Drohungen der Verbündeten entsprangen der richtigen Erkenntniß, daß die Satrapen Napoleons nur noch für die Sprache der Gewalt empfänglich waren. Aber sollten die starken Worte wirken, so mußte die That der Drohung auf dem Fuße folgen. Und sie folgte nicht. Seine natürliche Gutmüthigkeit und die stille Rücksicht auf Oesterreich verhinderten den König, durch die Entthronung seines sächsischen Nachbars rechtzeitig den deutschen Fürsten ein warnendes Beispiel zu geben. Als die Aufforderung an Friedrich August von Sachsen herantrat, daß er um Deutschlands willen den Treubruch wiederholen sollte, den er im Herbst 1806 um seines Hauses willen begangen hatte, da war die Lage des schwachen Fürsten allerdings schwierig: er mußte früher als die anderen Rheinbundskönige einen Entschuß fassen, in einem Augenblicke, da der Ausgang des Krieges noch unsicher war, und er konnte nicht hoffen, das durch die Russen eroberte Warschau wiederzugewinnen. Es lag jedoch in seiner Hand, durch rechtzeitigen Anschluß sich einen Ersatz für seinen polnischen Besitz zu sichern; der Czar hatte sich dazu längst bereit erklärt. Die Entschädigung für eine so unsichere Krone konnte freilich nicht bedeutend sein: Warschau war, wie Jedermann wußte, nur vorläufig in Friedrich Augusts Hände gegeben bis auf weitere Verfügung des Imperators; niemals hatte der wettinische Herzog sich unterstanden, den vornehmen polnischen Königswählern und ihrem wilden Deutschenhasse entgegenzutreten, niemals gewagt, seinen polnischen Truppen irgend einen Befehl zu geben. Friedrich August wollte trotzdem von dieser polnischen Krone, die schon so viel Unheil über Sachsen gebracht, nicht lassen und hielt zudem die Niederlage seines „Großen Alliirten" für undenkbar. Er that beim Heranrücken der Verbündeten, was er schon in der Kriegsgefahr des Jahres 1809 gethan: er floh mit seinem Grünen Gewölbe aus dem Lande. Auf die dringende Frage des Königs von Preußen, ob er „ein Widersacher der edelsten Sache" bleiben wolle, gab er eine nichtssagende Antwort und verwies auf seine bestehenden Verbindlichkeiten.

Sein Minister Graf Senfft — eine jener aufgeblasenen Mittelmäßigkeiten, woran die diplomatische Geschichte der Mittelstaaten so reich ist — entwarf den kindischen Plan einer mitteleuropäischen Allianz, welche Frankreich und Rußland zugleich demüthigen und Preußen auf der Stufe

einer Macht dritten Ranges darniederhalten sollte; er fühlte jedoch, daß man des Schutzes bedurfte und versuchte daher sich an die zuwartende Neutralitätspolitik Oesterreichs anzuschließen. Dies Beginnen war nicht nur unausführbar, da Sachsen unvermeidlich den Kriegsschauplatz bilden mußte, sondern auch eine Verletzung des Völkerrechts. Sachsen befand sich noch im Zustande des Krieges gegen Rußland, also auch gegen Preußen; soeben noch kämpften sächsische Truppen in den Gassen von Lüneburg mit Dörnbergs tapferen Schaaren. Nach einer selbstverständlichen Regel des Völkerrechts darf aber eine kriegführende Macht nicht ohne die Genehmigung des Feindes sich für neutral erklären, weil sonst jeder Besiegte sich den Folgen seiner Niederlage entziehen könnte. Dem österreichischen Hofe wurde diese Erlaubniß ertheilt, da Napoleon sowohl wie die Alliirten ihn schonen wollten und auf seinen Beitritt hofften; von dem sächsischen Könige verlangten beide Theile sofortigen Anschluß.

Fast die gesammte sächsische Armee stand in Torgau unter den Befehlen Thielmanns, der beauftragt war den wichtigen Elbepaß keinem der beiden kämpfenden Theile zu öffnen. De. General war ein tapferer Soldat, aber eitel, großsprecherisch, maßlos ehrgeizig; ein eifriger Diener Napoleons hatte er sich neuerdings urplötzlich der deutschen Sache zugewendet. Es stand in seiner Gewalt, durch einen eigenmächtigen verwegenen Entschluß, nach dem Vorbilde Yorks, seinem Könige Thron und Heer zu retten, den Verbündeten den Beginn der Operationen wesentlich zu erleichtern. Er aber that zu viel für einen sächsischen General, zu wenig für einen deutschen Patrioten. Insgeheim verhandelte er mit den Preußen und spielte ihnen sogar einige Fähren in die Hände, welche den Uebergang der Alliirten über die Elbe ermöglichten; doch seine Truppen mit dem deutschen Heer zu vereinigen wagte er nicht. In solcher Lage waren die Verbündeten unzweifelhaft berechtigt Sachsen als Feindesland zu behandeln; sie traten jedoch mit übel angebrachter Milde auf, nahmen das Land nur im Namen des landesflüchtigen Fürsten in Verwahrung. Scharnhorst vornehmlich hat diesen Fehler verschuldet; er beurtheilte die Gesinnung des sächsischen Hofes unrichtig, nach den Schilderungen seines Jugendfreundes, des Generals Zeschau, der zu den nächsten Vertrauten Friedrich Augusts zählte. Auch Stein hoffte noch auf die freiwillige Bekehrung der Albertiner. Wohl schalt er grimmig auf die Mattherzigkeit „dieser weichen sächsischen Wortkrämer", die von der Begeisterung des preußischen Volkes kaum angeweht wurden, auf den Stumpfsinn der Dresdener Philister, denen unter allen Schickungen einer ungeheuren Zeit nichts so wichtig war wie die Zerstörung ihrer Elbbrücke. Aber statt das besetzte Land, dem Breslauer Vertrage gemäß, sofort der Dictatur des Centralverwaltungsrathes zu unterwerfen, ließ Stein die von dem flüchtigen Könige eingesetzte Regierungscommission ruhig gewähren und verschmähte sogar die Staatskassen mit Beschlag zu belegen.

Also trat die geplante deutsche Centralbehörde in ihrem ursprünglichen radicalen Sinne niemals ins Leben; der erste Versuch unitarischer Politik gerieth nach halbem Anlauf ins Stocken. Noch ehe der große Krieg begann, ward schon erkennbar, welche Macht der Particularismus im Volke und in den Dynastien noch besaß. Die Fremdherrschaft war reif zum Untergange; für den Staatsbau der deutschen Einheit fehlte noch der Boden.

Zeiten der Noth heben den rechten Mann rasch an die rechte Stelle. Da der König in seiner Schüchternheit sich nicht getraute nach dem Brauche seiner Vorfahren das Heer selber zu führen, so durfte nur ein Mann den Befehl über die preußische Hauptarmee übernehmen — der erste Feldsoldat der deutschen Heere, General Blücher. Wohin waren sie doch, die Träume der gebildeten Menschenfreunde vom ewigen Frieden? Gereift und gekräftigt in harter Prüfung glaubten die Deutschen wieder an den Gott der Eisen wachsen ließ, und jene einfachen Tugenden ursprünglicher Menschheit, die bis an das Ende der Geschichte der feste Grund aller Größe der Völker bleiben werden, gelangten wieder zu verdienten Ehren: der kriegerische Muth, die frische Kraft des begeisterten Willens, die Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe. In ihnen lag Blüchers Stärke, und diese Nation, die sich so gern das Volk der Dichter und der Denker nannte, beugte sich vor der Seelengröße des bildungslosen Mannes; sie fühlte, daß er werth war sie zu führen, daß der Heldenzorn und die Siegesfreude der Hunderttausende sich in ihm verkörperten. Was hatte der Alte nicht Alles durchgemacht in dem halben Jahrhundert, seit die Belling-Husaren einst den schwedischen Cornet einfingen und der alte Belling selber den unbändigen Junker in Kunst und Brauch der fridericianischen Reiter unterrichtete. Er hatte an der Peene gegen die Schweden, bei Freiberg gegen die Kaiserlichen, in Polen gegen die Confoederirten gefochten, war auf jenem unblutigen Siegeszuge durch Holland dem Bürger und Bauern überall ein wohlwollender Beschützer gewesen und dann während der rheinischen Feldzüge von Freund und Feind bewundert worden. Die schneidige Tollkühnheit, die behende List, die unermüdliche Ausdauer des alten Zieten lebten wieder auf in dem neuen Könige der Husaren. Sein Lebelang blieb er der Ansicht, für das Fußvolk genüge zur Noth der nachhaltige Muth, der Reiterführer aber bedürfe einer angeborenen Begeisterung, um die seltenen und flüchtigen Augenblicke, die seiner Waffe eine große Wirkung erlaubten, immer sofort mit Ungestüm zu ergreifen.

Seit dem Jahre 1806 und dem kühnen Zuge auf Lübeck war er die Hoffnung der Armee; Scharnhorst lernte damals an Blüchers Seite, daß man mit Muth und Willenskraft Alles auf der Welt überwinde und sagte zu ihm: „Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie uns

in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!" Und es war unendlich mehr als die Tapferkeit des Haudegens, was die Treuen und Furchtlosen so unwiderstehlich anzog. Aus Blüchers ganzem Wesen sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmuth seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen tiefdunkeln flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust. Ging es zur Schlacht, so schmückte er sich gern mit allen seinen Orden wie für ein bräutliches Fest, und niemals in allen den Fährlichkeiten seines Kriegerlebens ist ihm auch nur der Einfall gekommen, daß eine Kugel ihn hinstrecken könnte. Gewaltig war der Eindruck, wenn er zu sprechen anhob mit seiner schönen, mächtigen Stimme, ein Redner von Gottes Gnaden, immer der höchsten Wirkung sicher, mochte er nun in gemüthlichem Platt mit Wachtstubenspäßen und heiligen Donnerwettern die ermüdeten Truppen aufmuntern oder den Offizieren klar, bündig, nachdrücklich seine Befehle ertheilen oder endlich in festlicher Versammlung mit schwungvollen Worten einen vaterländischen Ehrentag verherrlichen. Wer täglich mit ihm verkehrte wurde ihm ganz zu eigen; seine geliebten rothen Husaren hatte er so bis auf den letzten Mann in seiner Gewalt, daß nach der unglücklichen Ratkauer Capitulation kein einziger der Rothen nach Frankreich geführt werden konnte: alle entkamen den Siegern, die meisten schlichen sich nach Ostpreußen zu ihrem Könige durch.

Blücher kannte Land und Leute des deutschen Nordens wie Niemand sonst unter den preußischen Generalen. Während eines langen wechselreichen Dienstlebens war er in jeder Landschaft vom Rheine bis zur polnischen Grenze heimisch, auch als Landwirth mit den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens wohl vertraut geworden. Ueberall wohin er kam gewann er die Herzen, wie er so fröhlich lebte und leben ließ, mit Hoch und Niedrig zechte und spielte, immer aufgeknöpft und guter Dinge und doch gewiß sich niemals wegzuwerfen. So stärkte ihm die Schule des Lebens den deutsch-vaterländischen Sinn, den einst Klopstocks Oden in der Seele des Jünglings geweckt hatten. Wie fest er auch an seinen preußischen Fahnen hing, er fühlte sich doch immer, gleich Stein, schlechtweg als einen deutschen Edelmann. Grenzenlos war sein Zutrauen zu der unverwüstlichen Kraft und Treue seines Volkes. Das Herz ging ihm auf wo er die ursprüngliche Frische und Freiheit germanischen Wesens fand; daher seine Vorliebe für das freie Volk der Friesen und das selbstbewußte Bürgerthum der Hansestädte, sein Abscheu wider den Kastenstolz und die vaterlandslose Gesinnung des münsterländischen Adels. Im Alter beklagte er

oft, daß er über dem Saus und Braus des lustigen Husarenlebens seine Bildung so ganz vernachlässigt habe. Ein angeborener Freisinn, der sichere Instinct eines großmüthigen königlichen Herzens ließ ihn gleichwohl fortschreiten mit der wachsenden Zeit. Lange vor den Reformen von 1807 hatte er die Prügelstrafe bei seinen Rothen thatsächlich abgeschafft; der pedantische Zwang unnützer Paradekünste war ihm ein Gräuel, und frühe schon sprach er es aus, daß die Armee zu einem Volksheere werden müsse. Von dem junkerhaften Wesen seiner mecklenburgischen Standesgenossen blieb er ganz frei. Wie er selber seine Erfolge allein der eigenen Tüchtigkeit verdankte, so hieß er freudig Alles willkommen, was die persönliche Kraft, die freie Thätigkeit, das Selbstvertrauen in der Nation erweckte. Steins Reformen und namentlich die Städteordnung fanden an ihm einen beredten Vertheidiger. So wurzelte auch sein grimmiger Haß gegen die Fremdherrschaft in dem starken Selbstgefühle einer freien Seele: er empfand es wie eine persönliche Entwürdigung, daß er auf deutschem Boden sich nach dem Belieben französischer Gewalthaber richten sollte, und wetterte: „ich bin frei geboren und muß auch so sterben.“

Der alte Kriegsmann zählt zu jenen echten historischen Größen, die bei jeder näheren Kenntniß gewinnen. Welche Schärfe des politischen Blicks in dem barbarischen Deutsch seiner vertrauten Briefe! In jeder politischen Lage findet er sich rasch zurecht, erkennt sofort den springenden Punkt im Gewirr der Ereignisse, weissagt mit prophetischer Sicherheit den letzten Ausgang. Niemals läßt er sich täuschen durch die Ueberklugheit der Haugwitz'schen Politik, niemals glaubt er an die Möglichkeit einer ehrlichen Verständigung zwischen Preußen und Napoleon. Im Frühjahr 1807, nach einem einzigen Gespräche mit Bennigsen, weiß er augenblicklich, was sein Staat von den Russen zu erwarten hat, und ruft ingrimmig: „wir sind verrathen und verkoft!“ Und dann die langen Jahre der Knechtschaft: oft genug ist er der Verzweiflung nahe, doch immer wieder ermannt er sich zu dem frohen Glauben: er werde sein Preußen wieder im alten Glanze sehen, dieser Napoleon müsse herunter und ihm selber sei bestimmt dabei mitzuhelfen: „der deutsche Muth schläft nur, sein Erwachen wird fürchterlich sein!“ Wohl hat auch Blücher in dieser Zeit des Harrens manche der holden Täuschungen getheilt, welche die tapferen Herzen der Kriegspartei in die Irre führten; er setzte gern bei allen Deutschen den Heldensinn, der ihn selber beseelte, voraus und traute sich's zu mit 16,000 Mann die westlichen Provinzen wieder zu erobern. Doch wie übereilt auch manche der Erhebungspläne waren, die er damals mit seinem Lieblingssohne Franz unermüdlich entwarf: das Wesentliche, die innere Schwäche des napoleonischen Weltreichs erkannte er richtig. Die Kleinmeister entsetzten sich über den Jüngling im Greisenhaar, der noch zuweilen auf den Hofbällen mit den eleganten jungen Gardeoffizieren eine Quadrille tanzte; tiefere Naturen fühlten bald, daß dies ausgelassene Treiben nur der natür-

liche Ausdruck einer unbändigen überschäumenden Lebenskraft war. Die Patriotenpartei verließ sich auf ihn als auf ihre treueste Stütze. Stein hatte sich ihm schon vor Jahren in herzlicher Freundschaft angeschlossen; er schätzte das treffende, immer aus der Fülle lebendiger Erfahrung geschöpfte Urtheil des Generals und ahnte in ihm denselben kühnen Schwung der Seele, denselben Muth der Wahrheit, der in seiner eigenen Brust lebte.

Ganz frei von Menschenfurcht, mit unumwundenem Freimuth sagte Blücher Jedem seine Meinung ins Gesicht; und doch lag selbst in seinen gröbsten Worten nichts von Steins verletzender Schärfe. Seine Zornreden kamen so gutlaunig und treuherzig heraus, daß sich selten Jemand gekränkt fühlte und selbst der König sich von ihm Alles bieten ließ. Denn bei allem Ungestüm war er von Grund aus klug, nicht blos im Kriege so verschlagen und aller Listen kundig, daß ihn Napoleon ärgerlich le vieux renard nannte, sondern auch ein gewiegter Menschenkenner, der Jeden an der rechten Stelle zu packen wußte. Die Kunst des Befehlens verstand er aus dem Grunde; von der Mannschaft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn sein Vorwärts aus seinen Augen blitzte, und auch von dem trotzigen Selbstgefühle seiner Generale erzwang er sich Gehorsam, da er stets nur an die Sache dachte, nach jedem Mißerfolge Alles hochherzig auf seine Kappe nahm und bei Streitigkeiten der Untergebenen immer gutmüthig vermittelte. Die unverwüstliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm wie bei Stein in einer schlichten Frömmigkeit. Obgleich er nach Husarenart den Herrgott zuweilen einen guten Mann sein ließ und alles scheinheilige Wesen verabscheute, so blieb er doch in tiefster Seele seines einfältigen Glaubens froh; in schweren Stunden tröstete sich der Bibelfeste gern an einem tapferen Worte der Apostel. Und wie weitab lag doch die Schlaglust dieses gütigen, menschenfreundlichen Mannes von der herzlosen Roheit des Landsknechtes! Für die Kranken und Verwundeten zu sorgen war ihm heilige Christenpflicht. Der junge Kronprinz vergaß es nie, wie ihn der alte Held einmal auf einem Schlachtfelde tief ergriffen bei der Hand genommen und ihm all den fürchterlichen Jammer ringsum gezeigt hatte: das sei der Fluch des Krieges, und wehe dem Fürsten, der aus Eitelkeit und Uebermuth solches Elend über seine Brüder bringe!

Blücher wußte längst, „daß er das Zutrauen der Nation und die Liebe des Heeres für sich hatte,“ daß ihm die Führung der Armee gebührte. Als nun die heiß ersehnte Stunde schlug und das Reich der tausendmal verfluchten „Sicherheitscommissare und Faulthiere“ zu Ende ging, da fühlte er sich verjüngt trotz seiner siebzig Jahre und dachte froh an die langlebige Heldenkraft des Derfflingers und des Dessauers und die vielen anderen glorreichen Grauköpfe der preußischen Kriegsgeschichte. Glückselig wiegte er sich auf den hohen Wogen dieser brausenden Volksbe-

wegung; wie that es ihm wohl, daß der frische Luftzug der Wahrhaftigkeit wieder durch das deutsche Leben ging und Jeder tapfer von der Leber weg sprach. „Dichten Sie man druf, sagte er seelenvergnügt zu einem patriotischen Poeten; in solchen Zeiten muß Jeder singen wie es ihm ums Herz ist, der Eine mit dem Schnabel, der Andre mit dem Sabel!"

So war der Held, den die Stimme der Nation zum Führer wählte — ein echter Germane, nur germanischen Menschen ganz verständlich in der rauhen Größe, der formlosen Ursprünglichkeit seines Wesens. Die Franzosen haben ihm niemals auch nur jene bedingte Anerkennung geschenkt, welche der anhaltende Erfolg selbst dem Besiegten abzuzwingen pflegt. Er selber konnte in die feine romanische Art sich nicht finden und meinte noch als die Wuth des Kampfes längst verraucht war: „dies Volk ist mich zuwider!" — während ihm der laute Freimuth und der derbe Humor „des närrischen Volkes" der Engländer von Herzen behagten. Sobald der Krieg begann widmete er sich mit ganzer Kraft seinem Berufe und legte sogar die geliebten Spielkarten aus der Hand, um sie nicht wieder zu berühren vor dem Einzuge in Paris. Er kannte die Gebrechen seiner Bildung und wußte, daß er eines methodisch geschulten Kopfes bedurfte, der ihm die Gedanken für die Kriegführung angab. So hatte er im Feldzuge von 1806 die Ideen Scharnhorsts ausgeführt; neidlos, in aufrichtiger Bescheidenheit erkannte er die geistige Ueberlegenheit des Freundes an und freute sich ihn auch diesmal als Generalquartiermeister an seiner Seite zu sehen. Mit diesem hellen Kopfe und seiner eigenen Verwegenheit dachte er der ganzen Welt zu trotzen — denn einen vielköpfigen Kriegsrath hat der Alte nie gehalten.

Doch vorläufig stand er selbst noch unter russischem Oberbefehle. Nach dem Tode des unfähigen alten Feldmarschalls Kutusow übernahm General Wittgenstein die Führung des verbündeten Heeres, ein tapferer wohlmeinender Soldat ohne die Gaben des Feldherrn. Das russische Hauptquartier war, stolz auf die Erfolge des jüngsten Jahres, wenig geneigt auf die Rathschläge der Preußen zu hören. Schon am Tage nach dem Aufrufe des Königs brach Blücher aus Breslau auf, überschritt die Elbe bei Dresden, unterwarf fast ganz Sachsen bis auf die Festungen und rückte in den ersten Tagen des April bis in die Altenburger Gegend; seine leichten Truppen schweiften weit nach Westen, über Gotha hinaus. Gleichzeitig näherten sich im Norden York und Bülow der Elbe, schlugen den Vicekönig Eugen in dem glänzenden Gefechte von Möckern — dem ersten größeren Treffen, das den Franzosen zeigte, daß sie nicht mehr mit dem Heere von 1806 zu thun hatten — und gingen im Anhaltischen auf das linke Ufer des Stromes hinüber.

Wenn Scharnhorst und seine Freunde anfangs hofften, es werde gelingen vor Napoleons Ankunft einen großen Theil von Westdeutschland zu besetzen und überall die Volksbewaffnung in Gang zu bringen, so

mußten sie bald erkennen, wie wenig die verfügbaren Streitkräfte vorderhand noch für so großartige Entwürfe ausreichten. Ein glücklicher Angriff des kleinen Dörnberg'schen Corps auf Lüneburg gab zwar ein erhebendes Zeugniß von der Tapferkeit des jungen Heeres — die Soldaten priesen den ersten Ritter des eisernen Kreuzes, Major Borcke, die Poeten besangen das Heldenmädchen Johanna Stegen, das den Kämpfern im dichten Kugelregen Pulver und Blei zutrug — jedoch das vereinzelte Unternehmen hatte keine bleibenden Folgen. Eine Schilderhebung der Patrioten im Bremischen wurde durch Vandamme, den rohesten und wüstesten der napoleonischen Generale, rasch niedergeworfen und grausam bestraft. Auch von den Festungen diesseits der Elbe waren bis zu Ende April nur Thorn und Spandau den Franzosen entrissen. Eine kühne Kriegführung, wie sie Scharnhorst verlangte, konnte gleichwohl die Armee des Vicekönigs im Magdeburger Lande vernichten bevor Napoleons Hauptheer herankam. Aber das russische Hauptquartier blieb wochenlang unbeweglich in Polen. Der Czar bedurfte längere Zeit um seine Armee, deren Schwäche mit seinen eigenen prahlerischen Angaben in lächerlichem Widerspruche stand, zu verstärken; auch wollte er Polen nicht verlassen bevor die Ruhe in dem aufgeregten Lande durch eine genügende Truppenmacht gesichert war. Dazu die Unlust seiner Generale und die peinlichen Zweifel über die Absichten Oesterreichs, das aus seiner starken Flankenstellung heraus den Verbündeten hochgefährlich werden konnte. Erst am 24. April zog das russische Hauptheer in Dresden ein um sich dann nach langsamen Märschen südlich von Leipzig mit Blücher zu vereinigen.

Mittlerweile hatte Napoleon seine Rüstungen mächtig gefördert. Wohl lagen tausende der erprobten Veteranen im russischen Schnee begraben. Die jungen Conscribirten standen den alten Kameraden weit nach, viele hatte man in Ketten zu den Regimentern schleppen müssen; auch die Marschälle begannen der unendlichen Kriegsarbeit satt zu werden und sehnten sich nach friedlichem Genusse der erbeuteten Schätze. Die Ueberlegenheit der sittlichen Spannkraft und des kriegerischen Feuers, die vordem den napoleonischen Heeren eigen gewesen, war jetzt ganz und gar auf die Preußen übergegangen. Immerhin blieb das Weltreich, das seit Jahren von keinem Feinde betreten worden, durch seine unermeßlichen Hilfsquellen den Verbündeten weitaus überlegen. Während Bertrand aus Italien durch Baiern heranzog, versammelten sich die übrigen Corps der Franzosen und Rheinbündner am Niederrhein, bei Frankfurt und im Würzburgischen. In den letzten Tagen des April rückte Napoleon selbst mit dem Hauptheere auf der Frankfurt-Leipziger Straße durch Thüringen ostwärts und vereinigte sich am 29. bei Naumburg mit der Armee des Vicekönigs. Er gebot über eine Feldarmee von mindestens 180,000 Mann, ungerechnet die Garnisonen der deutschen Festungen, und die Verbündeten konnten ihm zunächst nur etwa 98,000 Mann

entgegenstellen. Scharnhorst wünschte anfangs die Schlacht in der freien Ebene von Leipzig, wo die überlegene Reiterei der Verbündeten zur vollen Wirksamkeit gelangen konnte. Das russische Hauptquartier dagegen beschloß, südlich von dem alten Lützener Schlachtfelde, in dem sumpfigen, von Gräben, Hecken und Hohlwegen durchschnittenen Wiesenlande bei Großgörschen, das zur Entfaltung großer Reitermassen wenig Raum bot, einen Vorstoß gegen die rechte Flanke des nach Leipzig vorrückenden Feindes zu wagen. Höchstwahrscheinlich war es Scharnhorst, der zuerst den einfach kühnen Rath gab: man solle die Uebermacht des Feindes schon auf dem Anmarsch überraschen, seine Marschcolonnen durch einen Flankenangriff durchbrechen. Der verwegene Plan konnte nur durch die höchste Schnelligkeit und Einfachheit der Ausführungen gelingen. General Diebitsch, der in Wittgensteins Auftrag die Anordnungen traf, leitete jedoch den Aufmarsch so unglücklich, daß die Corps von Blücher und York einander durchkreuzten.

Erst um Mittag des 2. Mai konnten die Preußen den Angriff beginnen auf die zwischen den Büschen versteckten vier Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Caja, welche Ney mit gewaltiger Uebermacht hielt. Unter brausendem Hurrahruf stürmten ihre Regimenter heran, noch niemals waren die französischen Legionen einem solchen Ungestüm kriegerischer Begeisterung begegnet. Nichts von der natürlichen Unsicherheit junger Truppen; ein Sturm des Zornes schien Jeden fortzureißen; Niemand konnte sich auszeichnen, so groß war die Tapferkeit Aller! Nach zweistündigem mörderischem Kampfe wurden drei von den Dörfern den Franzosen entrissen. Da eilte Napoleon selbst von der Leipziger Straße herbei, versuchte mit frischen Truppen die Schlacht herzustellen. Er mußte mit ansehen, wie die preußische Garde durch einen zweiten furchtbaren Angriff die vier Dörfer sämmtlich nahm; kam die Reserve der Verbündeten rechtzeitig heran, so war die Marschlinie der Franzosen durchbrochen, ihrem Hauptheere eine schwere Niederlage bereitet. Auf einen Augenblick wurde der Imperator unsicher. „Glaubt Ihr, daß mein Stern untergeht?“ fragte er zweifelnd seinen Berthier, und beim Anblick des Todesmuthes der Preußen entfuhr ihm der Ausruf: „Diese Thiere haben etwas gelernt.“ Doch Wittgensteins Reserven blieben aus; das Corps von Miloradowitsch wurde durch ein unglückliches Mißverständniß dem Schlachtfelde fern gehalten, und die russischen Garden erschienen erst auf der Wahlstatt als mit dem Anbruch der Nacht der Kampf zu Ende ging. Die Reiterei der Verbündeten gelangte nicht zu entscheidendem Eingreifen, da Wittgenstein sich völlig unfähig zeigte die Leitung des Heeres in der Hand zu behalten und eigentlich Niemand den Oberbefehl führte; ihr Fußvolk verbiß sich in den blutigen Kampf um die Dörfer, der bei der Ueberlegenheit der feindlichen Infanterie keinen günstigen Ausgang versprach. Währenddem zog Napoleon vom Norden her neue Ver-

stärkungen heran, und gegen sieben Uhr fühlte er sich stark genug um, nach seiner Gewohnheit, unter dem Schutze einer mächtigen Artilleriemasse einen entscheidenden Stoß zu wagen. Als die Finsterniß hereinbrach behaupteten sich die Preußen nur noch in Großgörschen, die drei anderen Dörfer waren von den Franzosen zurückgewonnen, der Feind hielt das Heer der Alliirten in weitem Bogen umklammert. Ein letzter verzweifelter Angriff der Reiterei, von Blücher auf gut Glück in das Dunkel der Nacht hinein geführt, scheiterte an der Ungunst des Terrains.

Noch war die Schlacht nicht gänzlich verloren; Jedermann im preußischen Lager erwartete die Wiederaufnahme des Gefechts für den folgenden Morgen; aber hatten die Verbündeten schon am Abend mit ihren 70,000 Mann gegen eine fast zweifache Uebermacht gefochten, so mußten sie am nächsten Tage, wenn Napoleon alle seine Streitkräfte aus der Leipziger Umgegend herangezogen hatte, einem noch ungleicheren Kampfe entgegensehen. Unverfolgt traten sie den Rückzug nach der oberen Elbe an. Mindestens 10,000 Mann von jedem Theile waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Die Truppen fühlten sich unbesiegt, sie hatten selber mehrere Trophäen erbeutet und keine einzige in den Händen des glücklichen Gegners zurückgelassen; überall wo sie den Feind in gleicher Anzahl getroffen, waren sie ihm überlegen gewesen. Die Kosaken riefen auf dem Rückzuge fröhlich ihr: Paschol! Franzos kaput! Im preußischen Heere lebte das stolze Bewußtsein, daß man unter fremden und unfähigen Führern die Ehre der Fahnen wieder hergestellt, den Siegern von Jena sich ebenbürtig erwiesen habe. Hingerissen von dem Anblick der wieder erwachten deutschen Waffengröße sang Arndt sein Lied auf den Tag von Großgörschen:

Tapfre Preußen, tapfre Preußen,
Heldenmänner, seid gegrüßt!
Beste Deutsche sollt Ihr heißen
Wenn der neue Bund sich schließt!

Unter den Opfern des blutigen Tages war auch Scharnhorst. Im siebenjährigen Kriege hatte ein grausames Geschick fast alle preußischen Heerführer dahingerafft; während des Befreiungskrieges blieben sie sämmtlich verschont. Nur dieser Eine fiel — der mächtige Geist, aus dessen lichtem Haupte das deutsche Volsheer gepanzert aufstieg wie Pallas aus dem Haupte des Zeus. Er wollte die leichte Wunde, die er bei Großgörschen empfangen, nicht ruhig heilen lassen. Seit man die Schwäche der russischen Armee und die Lauheit ihrer Führer vor Augen sah, stand im preußischen Hauptquartiere die Ueberzeugung fest, daß nur Oesterreichs Beistand den Sieg verbürge. Bald nach der Schlacht kündigte der König in einem Parolebefehle seinen Truppen an: „in wenigen Tagen wird uns eine neue mächtige Hilfe zur Seite stehen.“ Scharnhorst wußte, auf wie schwachen Füßen diese Hoffnung noch stand, und beschloß daher,

trotz der Warnungen der Aerzte, selber nach Wien zu gehen um durch persönliche Ueberredung den österreichischen Staatsmännern den entscheidenden Entschluß zu entreißen. Unterwegs verschlimmerte sich die Wunde. Während er in Böhmen einsam auf dem Krankenbette lag, schweiften seine Gedanken hinüber zu dem vaterländischen Heere. So viel herrliche Kraft war vergeudet durch die Fehler der russischen Heeresleitung; er hatte die Preußen gerüstet und fühlte, daß er sie zum Siege führen würde wenn man ihn frei gewähren ließ an Blüchers Seite. Der sterbende Mann konnte den großen Ehrgeiz, der ihn verzehrte, nicht länger in seiner verschlossenen Brust verbergen und schrieb an seine Tochter — nur für sie, damit sie wisse „wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr da sein sollte: An Distinctionen ist mir nichts gelegen. Da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Commando eines Tages!" Es sollte nicht sein. Am 28. Juni erlag er seiner Wunde; seine letzten Worte weissagten den Deutschen die Freiheit. Tragischer hat Keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle Alliance, kein Sedan, und der die Saat so vieler Siege streute sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen! Erschütternd trat das große Räthsel des Menschenschicksals den Ueberlebenden vor die Seele; immer wieder, wenn sie dieses Todten gedachten, überkam sie die Ahnung, daß unser Leben nicht abschließt mit dem letzten Athemzuge. Wie oft hat Blücher nach erfochtenem Siege in feuriger Rede den Schatten seines Scharnhorst angerufen, er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes! Dem Dichter aber erschien der Gefallene wie ein Siegesbote, den die befreiten Germanen ihren Ahnen nach Walhalla sendeten:

„Nur ein Held darf Helden Botschaft tragen.
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an!"

So viel Ehre die Schlacht von Großgörschen den jungen preußischen Truppen brachte, sie war doch eine Niederlage, verhängnißvoll durch ihre politischen Folgen. Der Ruf der napoleonischen Unüberwindlichkeit stand nunmehr wieder aufrecht; kein Gedanke mehr an einen Abfall der rheinbündischen Höfe. Auf die Nachricht von Napoleons Siege kehrte Friedrich August von Sachsen sofort, noch bevor eine drohende Mahnung des Protectors ihn ereilte, wieder zu den Fahnen zurück, denen sein Herz immer angehangen; hatte er doch schon vor Wochen seinen Obersten Odeleben in das französische Hauptquartier gesendet um dem Imperator als Führer durch Thüringen zu dienen! Senfft, der Vertreter der Neutralitätspolitik, ward entlassen, die Armee und das Land dem Großen Alliirten zur Ver-

fügung gestellt. General Thielmann erhielt Befehl, Torgau den Franzosen zu öffnen und trat, da seine Truppen den Weisungen ihres Königs unbedingt gehorchten, allein zu den Verbündeten über, nur begleitet von dem genialen Aster, dem deutschen Vauban. Der Besitz der sächsischen Festungen erlaubte den Franzosen den Krieg um Monate zu verlängern. Ein hartes Strafgericht erging über die treuen Preußen in Cottbus, die im März, als Blüchers Heer einzog, sich sofort jubelnd der deutschen Sache angeschlossen, zahlreiche Freiwillige unter die Fahnen ihres alten Landesherrn gestellt hatten. Sobald die sächsische Herrschaft zurückkam, wurde das Cottbuser Land von den Franzosen in Belagerungszustand erklärt, eine Anzahl der angesehensten Patrioten, der wackere Landrath von Normann voran, auf die Anzeige der sächsischen Beamten in das Gefängniß geworfen und den Familien der Freiwilligen, bei Strafe der Vermögenseinziehung, anbefohlen ihre Söhne zur Heimkehr aufzufordern. Diese boshafte Verfolgung erfüllte die Bewohner des Landes mit so ingrimmigem Hasse, daß sie nach der Wiederbefreiung den König baten, er möge sie der Kurmark, nicht der Provinz Sachsen zutheilen: „wir wünschen nie wieder mit den sächsischen Behörden in ein näheres Verhältniß zu treten, auch dann nicht wenn sie den k. preußischen Unterthanen zugesellt werden sollten.“*)

Auf Befehl des Protectors eilte Friedrich August selbst aus Prag herbei um durch die Spaliere französischer Truppen in der sächsischen Hauptstadt einzuziehen, und das neutrale Oesterreich ließ den Rheinbundsfürsten ungehindert in das napoleonische Feldlager zurückkehren. Der Imperator empfing ihn um so freudiger, da er aus dem Hergange errieth, daß Kaiser Franz noch keineswegs entschlossen war zu den Verbündeten überzutreten. Fortan fuhr der sächsische Hof wieder mit vollen Segeln im Fahrwasser der französischen Allianz: er hoffte abermals auf Preußens Kosten sich zu vergrößern und erbat sich bei dem Protector für den Fall des Friedens: Glogau und einen Strich von Schlesien, dergestalt daß Kursachsen mit Warschau ein zusammenhängendes Gebiet bilden sollte. König Friedrich Wilhelm aber sagte schon im Mai einem sächsischen Edelmanne voraus: der Untergang der albertinischen Krone werde die unvermeidliche Folge solcher Treulosigkeit sein.

Die Verbündeten waren mittlerweile über die Elbe bis in die Oberlausitz zurückgewichen. Napoleon folgte; sein Heer stand zerstreut auf der weiten Linie von Dresden bis Wittenberg. Er faßte jetzt zum ersten male den Plan zu einem Angriff auf Berlin — einen Gedanken, der seitdem in allen Berechnungen dieses Feldzugs immer wiederkehrte: während er selbst der Armee der Alliirten ostwärts folgte, sollte Ney durch

---

*) Eingabe der Deputirten des Cottbuser Kreises an den König, Berlin 25. Aug. 1814.

einen raschen Zug gen Norden den gehaßtesten und gefährlichsten der Feinde in seiner Hauptstadt bedrohen. Das preußische Hauptquartier war auf das Aergste gefaßt und traf bereits Anstalten, Berlin nöthigenfalls im Straßenkampfe durch den Landsturm zu vertheidigen. Die Armee jedoch blieb mit den Russen vereinigt; der König wollte die Stellung in der Nähe der österreichischen Grenze behaupten, er hoffte durch einen Sieg des vereinigten Heeres die zaudernde Hofburg zum Anschluß zu bewegen. In der That war ein Erfolg möglich, wenn Wittgenstein sogleich mit seinem gesammelten Heere einen Angriff auf Napoleon unternahm, bevor dieser seine Armee vereinigt hatte. Die russische Führung aber, die in jenen Tagen wesentlich durch die dilettantischen Einfälle des Czaren selber bestimmt wurde, beschloß, dem Rathe der preußischen Generale zuwider, bei Bautzen eine Defensivschlacht anzunehmen und gewährte also dem Imperator, der die Gedanken der Gegner alsbald durchschaute, genügende Zeit um seine Streitkräfte zu versammeln und auch Neys Armee zurückzurufen. Während die Hauptarmee unthätig bei Bautzen stand, sollten die zwei schwachen Corps von York und Barclay de Tolly durch ein Ausfallsgefecht die heranrückenden dreifach überlegenen Heersäulen Neys und Lauristons zurückwerfen. Mit höchster Kühnheit versuchte York sich des unmöglichen Auftrags zu entledigen; durch das blutige Waldgefecht von Königswartha (19. Mai) hat er sich zuerst den Namen des Schlachtengenerals, seinen altpreußischen Regimentern ein furchtbares Ansehen bei Freund und Feind gesichert; wunderbar zäh und verwegen hielt er aus in dem ungleichen Kampfe und brachte seine kleine Schaar in guter Ordnung wieder zu dem Hauptheere zurück. Aber mit entsetzlichen Opfern hatten die Preußen die Thorheit des Czaren bezahlen müssen; mehr als die Hälfte der Brigade Steinmetz lag auf dem Schlachtfelde, und die Vereinigung Neys mit der französischen Hauptarmee war doch nicht verhindert.

So konnte denn Napoleon am 20. Mai seine gesammten 170,000 Mann gegen die 80,000 Alliirten zur Schlacht vorführen. Die Verbündeten erwarteten den Angriff in weitgedehnter Stellung auf dem steilen rechten Ufer des tiefen Spreethals, mit der Front nach Westen; ihr linker Flügel lehnte sich an jene waldigen Höhen des Lausitzer Gebirges, von denen einst Loudon gegen das Hochkircher Lager herniedergestürmt war, der rechte stand ungedeckt in der freien Ebene. Napoleon griff am ersten Schlachttage den linken Flügel der Gegner an, überschritt den Fluß, besetzte Bautzen und verleitete also den Czaren zu dem Glauben, daß die Franzosen die Entscheidung auf der Linken der Alliirten suchten, das verbündete Heer vom Gebirge abschneiden wollten. Die Absicht des Imperators ging aber vielmehr dahin, den bloßgestellten rechten Flügel der Verbündeten zu werfen, dann ihr Centrum zu umklammern und die geschlagene Armee zu dem gefahrvollen Rückzuge südwärts ins Gebirge hinein zu

zwingen. Während nun die Russen ihre wohlgesicherte Linke noch mehr verstärkten, warf sich Napoleon am zweiten Schlachttage mit Macht auf den schwachen rechten Flügel unter Barclay de Tolly, schlug ihn gänzlich und drang dann gegen die Kreckwitzer Höhen vor, welche Blücher mit dem Centrum hielt. Nach langem mörderischem Kampfe war auch diese Position fast umgangen, die Linien der Verbündeten bildeten bereits einen weit zurückgebogenen Haken. Da erkannte Knesebeck die Gefahr einer völligen Niederlage; er bestand darauf, daß die Schlacht abgebrochen wurde und rettete also das Heer. Gegen drei Uhr trat Blücher in musterhafter Ordnung den Rückzug an, und als der Abend hereinbrach, hatte der Sieger durch die blutige Arbeit zweier Tage nichts weiter gewonnen als den Besitz des Schlachtfeldes. „Was? — rief er grimmig — kein Ergebniß, keine Trophäen, keine Gefangene nach einer solchen Schlächterei?" 40,000 Mann waren gefallen, davon 25,000 Franzosen; die Flammen der brennenden Dörfer ringsum beleuchteten die gräßliche Wahlstatt.

Sofort nach dem unfruchtbaren Siege nahm Napoleon seine alten Pläne wieder auf und entsendete Oudinots Corps gegen Berlin; der aber wurde von Bülow und Oppen nach einem wüthenden Kampfe in der brennenden Vorstadt von Luckau zurückgeworfen (4. Juni). Es war das erste jener vier blutigen Treffen und Schlachten, wodurch Preußen sich in diesem Sommer den Besitz seiner Hauptstadt sicherte. In denselben Tagen jedoch ging das befreite Hamburg wieder an die Franzosen verloren. Die unkriegerischen Gewohnheiten der reichen Handelsstadt rächten sich in der Zeit der Noth. Der schwerfällig bedachtsame Senat wußte nichts anzufangen mit dem tapferen Bürger Mettlerkamp und den vielen anderen wackeren Patrioten, die sich zur Vertheidigung der Vaterstadt erboten. Tettenborns Leichtsinn hatte für die Sicherung des gefährdeten Platzes wenig gethan; Bernadotte wollte, da er in Pommern das versprochene russische Hilfscorps nicht vorfand, seine kleine schwedische Armee nicht auf das Spiel setzen und unterließ jeden Entsatzversuch. Schon am 30. Mai konnte Davoust in die rebellische gute Stadt des Kaiserreichs wieder einziehen. Eine Schreckensherrschaft brach herein, wie der deutsche Boden sie noch nie gesehen; Standgerichte und Brandschatzungen zeigten den deutschen Bürgern was es heiße, dem Kaiser der Franzosen den Gehorsam aufzusagen. Der offene Platz wurde rasch mit Festungswerken umgeben, wobei die unglücklichen Bewohner selber schanzen mußten, und durch die Vertreibung von 25,000 armen Leuten für eine lange Vertheidigung eingerichtet. Die feste Elblinie von Dresden bis zur See war wieder in Frankreichs Händen.

In einem Kriegsrathe der Monarchen zu Lauban vertrat Hardenberg, unterstützt von den preußischen Generalen, die Ansicht, daß die alliirte Armee, statt gradeswegs nach Osten zurückzugehen, vielmehr süd-

wärts nach Schweidnitz an die Abhänge des Riesengebirges ausbiegen solle.*) So gab man zwar, Alles auf eine Karte setzend, die Hauptmasse der preußischen Monarchie rücksichtslos dem Feinde preis, doch man hielt die Verbindung mit Oesterreich fest und damit die letzte Möglichkeit des Sieges. Der Rath ward befolgt. Dann ließ Blücher in der Ebene von Haynau seine schweren Reiter plötzlich aus einem Hinterhalte gegen die Spitzen der nachdrängenden französischen Armee vorbrechen (26. Mai) und warf die Feinde so weit zurück, daß sie die Fühlung mit den Alliirten verloren und die veränderte Richtung des Rückzugs nicht bemerkten. Mit Befremden entdeckte Napoleon nach einigen Tagen, daß die Verbündeten in seiner rechten Flanke standen. Wie gern hat der greise preußische Held noch in späteren Tagen dieses ersten fröhlichen Empfanges gedacht, den er dem Feinde auf preußischem Boden bereitet; zum ersten male in diesem Feldzuge lächelte ihm das Glück, und seiner Lieblingswaffe allein verdankte er den schönen Erfolg. Zuversichtlich wie er sah das gesammte preußische Heer neuen Schlachten entgegen; in allen den hartnäckigen Kämpfen dieses Rückzugs zeigte der deutsche Soldat eine unverwüstliche Freudigkeit und Frische. Mehr als zwanzig Gefechte und zwei große Schlachten waren geschlagen, fünfzig Kanonen und viele Gefangene den Franzosen abgenommen, Napoleon aber hatte keine einzige Trophäe in seinen Händen. Anders war die Stimmung im russischen Lager. Die von Haus aus mäßige Kriegslust der Generale erlahmte gänzlich seit sie sich wieder in die äußerste Ostecke Deutschlands zurückgedrängt sahen; abermals wie vor sechs Jahren vernahm man die unmuthige Frage: wozu uns opfern für fremde Zwecke? Barclay de Tolly, der unterdessen den Oberbefehl übernommen, erklärte bestimmt, sein erschöpftes Heer bedürfe der Ruhe, müsse in Polen wiederhergestellt und verstärkt werden. Schon war der Abmarsch der Russen über die Oder angeordnet, das Kalischer Bündniß drohte auseinanderzugehen. Da brachte ein schwerer Mißgriff Napoleons den Alliirten die Waffenruhe, die ihre Rettung werden sollte.

Wie laut er auch in seinen Bulletins prahlte, so unterschätzte Napoleon doch nicht die Gefahren seiner scheinbar so glänzenden Lage. Wohl hielt er alle Lande des rechten Elbufers, dazu die Lausitz und einen Theil von Schlesien in seiner Gewalt, jedoch er sah auch die zunehmende Verwilderung seines Heeres und fürchtete die unberechenbaren Mächte eines verzweifelten Volkskrieges. Wenn er jetzt, mit den Kränzen zweier neuer Siege um die Stirn, die Hand zum Frieden bot, so ließ sich vielleicht ein Abkommen erreichen, das dem Kaiserreiche seine constitutionellen Grenzen sicherte, und der Vernichtungskampf gegen Preußen mochte nach einiger Zeit unter günstigeren Umständen wieder aufgenommen werden. Der so oft erprobte beste Bundesgenosse des kaiserlichen Frankreichs, die Zwietracht

*) Hardenbergs Journal 22. Mai 1813.

der Ostmächte konnte wohl auch diesmal noch seine Dienste thun. Von den Vermittlungsversuchen seines Schwiegervaters versprach sich der Imperator nichts Gutes; er vergaß es nicht, daß Schwarzenberg ihm vor Kurzem ins Gesicht gesagt: die Politik hat diesen Ehebund geschlossen, die Politik kann ihn auch lösen! Dieser heimtückischen Hofburg, die ohne den Muth zu schlagen nach Ländergewinn trachte, gönnte er keinen Vortheil. Vielmehr hoffte er eine Zeit lang auf den Wankelmuth Alexanders, den er schon vor der Bautzener Schlacht vergeblich durch lockende Friedensvorschläge zu gewinnen versucht hatte. Der bewährte Caulaincourt sollte die Unterhandlungen mit Rußland führen: vielleicht wiederholten sich die Tilsiter Vorgänge, wenn man dem Czaren „eine goldene Brücke baute“, wenn Warschau zwischen Rußland und Preußen aufgetheilt, der preußische Staat über die Oder zurückgeschoben und also dem Czaren völlig unterworfen würde! Trog diese Hoffnung, so mußten freilich — Napoleon und seine Marschälle fühlten es wohl — die Verbündeten aus dem Waffenstillstande größeren Gewinn ziehen als der Imperator selber. Aber auch für den Fall der Fortsetzung des Krieges schien ihm die Waffenruhe unentbehrlich. Er brauchte Zeit um sein Heer, namentlich die Reiterei zu verstärken und er wollte durch starke Rüstungen in Illyrien sich gegen den Abfall Oesterreichs sicherstellen. Diese beiden Beweggründe gab er seinen Generalen als die entscheidenden an. Am 4. Juni schloß er den Waffenstillstand von Poischwitz. Wie scharf er auch rechnete, er täuschte sich über die Kräfte des preußischen Staates und über das Wesen dieses Krieges, das jede halbe Lösung ausschloß.

Graf Metternich stand am Ziele seiner Wünsche. Eine seltene Gunst des Glücks fügte Alles nach seinen Hoffnungen, warf dem Staate, der für die Befreiung der Welt noch nichts gethan, die Entscheidung in den Schooß. Die kämpfenden Theile hielten einander durchaus das Gleichgewicht, wie man in Wien immer vorausgesagt; sie mußten, trotz Napoleons Widerwillen, die Mediation der Hofburg annehmen. Nun konnte Oesterreich ihnen nach seinem Ermessen den Frieden auferlegen oder, falls wider Verhoffen die Waffen nochmals aufgenommen wurden, mit seiner wohlgeschonten Kraft als führende Macht in die Coalition eintreten. Stein und Arndt, Blücher und die gesammte preußische Armee empfingen die Nachricht von der Einstellung der Feindseligkeiten mit tiefem Unmuth: nichts entsetzlicher als ein fauler Friede nach solchen Opfern! Der Ingrimm wuchs noch als man erfuhr, daß die Lützower Freischaar in den ersten Tagen der Waffenruhe von Rheinbündnern verrätherisch überfallen und fast vernichtet worden war. Der König hielt für nöthig sein treues Volk durch eine Proclamation zu beruhigen: der Waffenstillstand, sagte er stolz, sei angenommen, damit die Nationalkraft sich völlig entwickeln könne; wir haben den alten Waffenruhm wieder gewonnen, bald werden wir stark genug sein auch unsere Unabhängigkeit zu erkämpfen. Zugleich

befahl er bei Spandau ein verschanztes Lager anzulegen, damit Preußen im Nothfalle, nach den Plänen der Kriegspartei von 1811, den Verzweiflungskampf allein fortsetzen könne. Auf Gneisenaus Wunsch verfaßte Clausewitz seine köstliche Schrift über den Frühjahrsfeldzug und führte darin den Nachweis, daß die Streitkräfte der Alliirten während der Waffenruhe unverhältnißmäßig wachsen müßten. Ebenso faßte Hardenberg die Lage auf; sein Tagebuch enthält hinter der Nachricht vom Waffenstillstande die lakonische Bemerkung: „war doch gut.“ Wie er Napoleons Stolz kannte, hielt er für ganz undenkbar, daß der noch unbesiegte Imperator auf Oesterreichs Friedensvorschläge eingehen würde; seine Zuversicht war um so fester, da er die freundlichen Absichten der Hofburg weit überschätzte.

Während Oesterreich sich anschickte den Weltfrieden zu vermitteln, führte der Staatskanzler die Verhandlungen mit England weiter und schloß am 14. Juni den Vertrag von Reichenbach, kraft dessen die beiden Mächte sich verpflichteten die Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten wieder herzustellen. Schritt für Schritt hatte er mit der welfischen Habgier ringen müssen, und wenn er schließlich zur Hälfte nachgab, so befand er sich in der Lage des Bedrängten, der in höchster Geldnoth einem Wucherer Wucherzinsen zahlt. Ohne die englischen Subsidien war Preußen völlig außer Stande den Krieg fortzuführen, das hatte Hardenberg schon im Februar dem britischen Cabinet erklärt. Als er einmal dem General Stewart vorhielt, das Parlament und die englische Nation würden ein so kleinliches Verfahren in großer Sache sicherlich nicht billigen, da erwiderte Jener mit unfreiwilligem Humor: „ich bin weder von der Nation noch von dem Parlament hierhergeschickt worden, sondern von S. K. Hoheit dem Prinzregenten!“ Stewart und sein Amtsgenosse, der hölzerne, steif pedantische Lord Clancarty trugen die Ueberlegenheit des Bezahlenden mit der ganzen ihrem Volke eigenthümlichen Rücksichtslosigkeit zur Schau; nach einer glaubwürdigen Ueberlieferung ist dem preußischen Staate sogar die zollfreie Einfuhr aller englischen Waaren zugemuthet worden. Dazu die bodenlose Unwissenheit dieser Torys; aus Clancartys Briefen mußte Hardenberg ersehen, daß der Lord den Kalischer Vertrag entweder nie gelesen oder gröblich mißverstanden hatte. Von selbst verstand sich, daß Preußen nur halb so viel Subsidien erhalten sollte als Rußland, das überdies, Dank seiner geographischen Lage, vor welfischen Landforderungen bewahrt blieb; die unglücklichen Ziffern des Kalischer Vertrags zeigten jetzt ihre praktische Bedeutung. Endlich einigte man sich über 666,666 Pfd. St., wofür Preußen 80,000 Mann ins Feld stellen sollte; und diese für einen solchen Krieg armselige Summe, um ein Drittel niedriger als die an Schweden bewilligten Subsidien, ward nachher zum Theil in unbrauchbaren Uniformen bezahlt.

Gegen die Abtretung altpreußischer Gebiete sträubte sich das Pflicht-

gefühl des Königs. Er wollte zur Noth Hildesheim, das nur vier Jahre lang preußisch gewesen, den Welfen überlassen, doch weder die getreuen Ravensberger, noch das feste Minden, das der Kriegskunst jener Zeit als der Schlüssel der Weserlinie galt. Auch als die welfischen Unterhändler statt dessen die Abtretung von Ostfriesland vorschlugen, blieb der König standhaft; es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen ihm und dem Staatskanzler. Die Welfen mußten sich zuletzt begnügen mit dem Versprechen, daß Preußen ihrem Stammlande eine Abrundung von 250—300,000 Seelen, einschließlich Hildesheim, verschaffen werde. Die Aussichten der preußischen Diplomatie wurden von Tag zu Tag trüber; sie hatte neue drückende Verpflichtungen übernommen und zum Entgelt wieder nur die allgemeine Zusage erlangt, daß Preußen „zum Mindesten" ebenso mächtig werden solle wie vor dem Kriege von 1806. Einen Tag darauf schloß Rußland sein Kriegsbündniß mit England. Der Czar blieb für die Friedenswünsche seiner Generale wie für Napoleons Anerbietungen ganz unzugänglich: der Ruhm des Weltbefreiers und die polnische Königskrone standen so glänzend vor seiner Seele, daß er der Ermahnungen Steins jetzt kaum bedurfte, und der Kanzler Rumänzoff, der alte Gegner der Coalition, entmuthigt um Entlassung bat. Die preußischen Patrioten fanden sich nach kurzer Verstimmung rasch wieder zusammen in der frohen Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche, wie Niebuhr zu sagen pflegte; sie bemerkten bald, wie sehr die Waffenruhe der Ausbildung der Landwehr zu gute kam. In Schlesien entfaltete Gneisenau im Verein mit dem wackeren Präsidenten Merkel eine gewaltige Thätigkeit, so daß bei Ablauf des Stillstands 68 Bataillone Landwehr formirt waren. Blücher schrieb ihm zufrieden: „Landwehren Sie man druff, aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie Sich wieder zu mich!"

Wie diese Rüstungen, so bewiesen auch die Friedensvorschläge des Czaren und des Königs, daß die Verbündeten nicht gesonnen waren auf halbem Wege stehen zu bleiben. Sie verlangten: Wiederherstellung der alten Macht von Preußen und Oesterreich, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogthums Warschau, Rückgabe der Nordseeküste, endlich die Unabhängigkeit von Holland, Spanien und Italien. Es waren im Wesentlichen die Pläne von Bartenstein; nur ein ungeheurer Krieg konnte sie verwirklichen. Ganz anders sah Kaiser Franz die Lage an. Ihm graute vor diesem Kriege, vor dem Enthusiasmus der norddeutschen Jugend; aus tiefster Seele hatte er seinem Schwiegersohne zu der Großgörschener Schlacht Glück gewünscht und die Hoffnung ausgesprochen, dies erste Treffen werde viele Leidenschaften abgekühlt, viele Chimären zerstört haben. Furchtbar war ihm der Gedanke, daß er die unmilitärischen Gewohnheiten seines schläfrigen Schreiberlebens aufgeben und, wie die beiden verbündeten Monarchen, ins Feldlager gehen sollte. Regungen der Zärtlichkeit für seine Tochter in Paris beirrten freilich den Hartherzigen nicht,

dem die Diplomaten nachrühmten, er habe ganz politische Eingeweide. Aber wozu ein wagnißvoller Krieg, wenn man im Frieden die Ueberlegenheit Frankreichs ein wenig einschränken und eine glänzende Stellung an der Seite des mächtigen Schwiegersohns erlangen konnte? Auch seine Staatsmänner waren von kriegerischen Entschlüssen noch weit entfernt. Gentz schrieb noch am 24. Juni vertraulich an Karadja: die Hofburg hege die Ueberzeugung, daß die Mittel zur Niederwerfung der französischen Uebermacht noch nicht reif seien; er fand es sonderbar, daß die Alliirten, während sie Oesterreich zur Friedensvermittlung aufforderten, gleichzeitig mit England ein Kriegsbündniß schlössen.

Noch deutlicher sprachen die Friedensvorschläge selbst, welche der Mediator den Verbündeten vorlegte; sie zeigten unzweideutig, daß die Hofburg nichts dringender wünschte als den Frieden, daß ihre bisherigen Verhandlungen mit Napoleon keineswegs eine Komödie gewesen waren. Oesterreichs Wünsche beschränkten sich auf vier Punkte: Aufhebung des Herzogthums Warschau, das unter die Ostmächte vertheilt werden sollte; Verstärkung des preußischen Staates durch diese Theilung, durch die Rückgabe von Danzig und durch die Räumung der Festungen; Rückfall der illyrischen Provinzen an Oesterreich; dazu die Wiederherstellung von Hamburg und Lübeck und für den unwahrscheinlichen Fall, daß England sich zu einem allgemeinen Frieden bereit fände, auch noch die Herausgabe der deutschen Nordseeküste. Alle Herzenswünsche der Hofburg kamen in diesem Programme an den Tag. Mit Illyrien erhielt Oesterreich seine adriatische Machtstellung wieder; durch die Auflösung von Warschau verschwand jener Herd polnischer Verschwörungen, welchen Metternich immer als hochgefährlich für die drei Ostmächte angesehen hatte; Preußen aber empfing durch die neue Theilung Polens grade jene Provinzen zurück, an denen dem Könige wenig lag, wurde kaum wieder eine Macht zweiten Ranges; der Rheinbund endlich blieb erhalten, nach Metternichs altem Grundsatze, daß man die kleinen Höfe durch nachgiebige Güte gewinnen müsse.

Welche Zumuthung für die Verbündeten! Sie schwankten lange, verhandelten seit dem 10. Juni mit Stadion im Hauptquartier zu Reichenbach und gleichzeitig in wiederholten persönlichen Zusammenkünften mit dem kaiserlichen Hofe, der seine Residenz in die Schlösser an der böhmisch-schlesischen Grenze verlegt hatte. Trotz aller Bedenken blieb Hardenberg des zuversichtlichen Glaubens, daß Napoleon niemals in diese bescheidenen Bedingungen willigen werde; forderten sie doch von ihm was er noch in starker Hand festhielt! Am 27. Juni unterzeichneten endlich Stadion, Nesselrode und Hardenberg den Reichenbacher Vertrag, welcher die österreichischen Vorschläge guthieß, aber zugleich der Hofburg zum ersten male eine halbwegs sichere Verpflichtung auferlegte. Oesterreich mußte versprechen, falls Napoleon die Friedensbedingungen bis zum 20. Juli nicht annähme, sofort die Waffen zu ergreifen, mit mindestens 150,000 Mann an dem

Feldzuge theilzunehmen und einen gemeinsamen Kriegsplan mit den Verbündeten zu vereinbaren; trat der Kriegsfall ein, so sollte der von den Alliirten ursprünglich vorgeschlagene Plan einer gründlichen Neugestaltung Europas als das Ziel des gemeinsamen Kampfes gelten, und man verpflichtete sich diesen Plan im weitesten Sinne auszulegen. Also eröffnete sich doch eine Aussicht, die schwankende Hofburg in einen Krieg großen Stiles hineinzureißen.

Aber auch nur eine Aussicht. Denn unterdessen war Metternich nach Dresden gegangen, in der festen Absicht Napoleon für den Frieden zu gewinnen. Dort ging es hoch her, im Palaste Marcolini: der gesammte kaiserliche Hofstaat war versammelt, Talma und die Mars spielten vor dem Imperator. Die französische Nation sollte glauben, daß ihr Beherrscher den Frieden ernstlich wolle und sich auf die langen Verhandlungen eines großen europäischen Congresses einrichte. In Wahrheit war all sein Sinnen nur noch auf die Wiederaufnahme des Krieges gerichtet; die Anwandlungen friedlicher Gedanken verflogen seit er den guten Fortgang seiner gewaltigen Rüstungen sah und die unbeirrte Festigkeit des Czaren erkannte. Als er mit dem Abgesandten des vermittelnden Hofes in einer langen Unterredung unter vier Augen sich besprach, da brach sein beleidigter Stolz und der verhaltene Zorn über alle die getäuschten Hoffnungen, die er einst an die österreichische Familienverbindung geknüpft, in so leidenschaftlichen und gehässigen Worten durch, daß Metternich jetzt zum ersten male ernstlich zu bezweifeln begann, ob eine Verständigung mit diesem Manne möglich sei. Die Ueberhebung des Imperators, der sich längst gewöhnt hatte die Habsburg-Lothringer als „störrische Vasallen der Krone Frankreich“ zu behandeln, erschien dem weltkundigen österreichischen Diplomaten wie Raserei; und dabei sagte sich der vollendete Weltmann mit stillbefriedigtem Lächeln, dieser unbändig polternde Allgewaltige sei doch nur ein Plebejer. Trotzdem trennte man sich zuletzt in leidlichem Einvernehmen — so stark waren noch immer Oesterreichs Friedenswünsche — und verabredete zugleich, daß ein förmlicher Friedenscongreß in Prag zusammentreten, der Ablauf des Waffenstillstandes aber vom 20. Juli auf den 10. August hinausgeschoben werden solle. Napoleon hatte seine Rüstungen noch nicht beendet, und auch die Hofburg hieß jede Vertagung willkommen, da ihr Heer sich noch in unfertigem Zustande befand.

Darauf neue peinliche Erwägungen im Hauptquartiere der Alliirten, denen weder der Congreß noch die Verlängerung der Waffenruhe gelegen kam. Am 4. Juli traf Hardenberg mit Nesselrode, Metternich und Stadion im Schlosse Ratiborzitz zusammen. Es entspann sich eine lange stürmische Verhandlung; Nesselrode gesteht, daß er im ganzen Verlaufe seiner langen diplomatischen Laufbahn kaum je einer bewegteren Sitzung beigewohnt habe. Die Alliirten legten schließlich die Leitung der Prager

Verhandlungen vertrauensvoll in Oesterreichs Hände, da Metternich drohte, sein Kaiser werde sonst vielleicht in bewaffneter Neutralität verharren; aber sie erklärten zugleich ihren festen Entschluß den Krieg im äußersten Falle auch ohne Oesterreich fortzusetzen. Damit war Oesterreichs Eintritt in den Kampf nahezu entschieden. Denn offenbar konnten Metternichs Pläne nur gelingen, wenn er sich von den Verbündeten nicht gänzlich trennte; wurden die Waffen wieder aufgenommen und der österreichische Hof blieb neutral, so mußte er fürchten von den Früchten der Siege der Coalition ausgeschlossen, doch in die Folgen ihrer Niederlagen mit verwickelt zu werden. Eine politische Nothwendigkeit, die stärker war als eines Menschen Wille, drängte den Wiener Hof aus seiner zuwartenden Haltung heraus. Gleichwohl kehrten noch im Juli, ja bis zur Stunde der letzten Entscheidung bange Augenblicke des Zweifels wieder. Im preußischen Hauptquartiere sprach Ancillon nach seiner kleinmüthigen Weise für den Frieden, und Knesebeck führte in einer Denkschrift*) aus: auf die Auflösung des Rheinbundes sei für jetzt nicht zu hoffen, der preußische Staat könne aber zur Noth auch ohne Magdeburg bestehen, wenn er nur auf dem rechten Elbufer durch Mecklenburg und Schwedisch-Pommern wohl abgerundet würde und eine feste Position an der Weichsel erhielte! Der König selbst dachte muthiger, hielt dem Kaiser Franz in einem eigenhändigen Briefe vor: der preußische Staat müsse in Deutschland erheblich vergrößert werden, wenn Oesterreich an ihm einen starken und zuverlässigen Nachbar haben wolle.

Währenddem ward man auch mit Schweden endlich handelseinig. Da Dänemark wieder förmlich zu dem französischen Bündniß zurückkehrte, so fielen Friedrich Wilhelms Bedenken hinweg, und er verbürgte durch den Vertrag vom 22. Juli der Krone Schweden, die nunmehr dem Kalischer Bunde beitrat, die Erwerbung von Norwegen. Ein geheimer Artikel verhieß den Dänen nöthigenfalls auf deutschem Boden eine Entschädigung für Norwegen. Hardenbergs Leichtsinn fand daran kein Arg; er meinte, diese Entschädigung könne höchstens in einem kleinen Fetzen Landes bestehen, da man ja Dänemark durch die Waffen bezwingen wollte, und glaubte zu wissen, daß Schwedisch-Pommern auf keinen Fall den Kaufpreis für Norwegen bilden werde. Hatte ihm doch Bernadotte mündlich versichert, Schweden sei geneigt, den letzten Rest seiner deutschen Besitzungen an Preußen abzutreten.**) Aber was war auf solche unbestimmte Zusagen des Treulosen zu geben?

Mit jedem neuen Tage wuchsen die Hoffnungen auf Oesterreichs Beitritt; auch die Nachricht von Wellingtons strahlendem Siege bei Vit-

*) Die Abschrift, die mir vorlag, trägt kein Datum. Das Memoire kann aber, nach Form und Inhalt, nur während des Waffenstillstandes geschrieben sein.

**) Hardenbergs Tagebuch 24. Januar 1814.

toria und der gänzlichen Befreiung Spaniens wirkten ermuthigend auf die Hofburg. Napoleon war unterdessen nach Mainz gegangen, auf Frankreichs classischen Boden, wie er das linke Rheinufer zu nennen pflegte. Noch einmal hielt er dort großen Hoftag; Dalberg und die Fürsten von Baden, Darmstadt, Nassau überbrachten persönlich ihre unterthänigen Glückwünsche zu den Siegen des Frühjahrs. Er freute sich an dem Anblick seiner herrlichen Truppen und kehrte dann nach Dresden zurück mit dem stolzen Bewußtsein, daß er wieder stark genug sei um der Welt Gesetze zu geben. Im Rausche seines Stolzes that er geflissentlich Alles was den vermittelnden Hof beleidigen und verletzen mußte, also daß Kaiser Franz zuletzt geradezu durch die gekränkte Fürstenehre genöthigt ward mit dem Schwiegersohne zu brechen.

Die Gesandten der Alliirten in Prag, Anstett und Humboldt, hatten Beide sehr beschränkte Vollmacht und waren insgeheim Beide entschlossen den Verhandlungen jedes mögliche Hinderniß in den Weg zu legen. Niemand war für eine solche Aufgabe besser geeignet als Humboldt, der Meister aller dialektischen Künste; auch er fühlte sich ergriffen von der Begeisterung der Zeit, so weit seine kühle Natur dazu fähig war, und legte willig seine gelehrten Arbeiten zur Seite um einmal ganz der Politik zu leben. Napoleons Hochmuth überhob ihn jedoch aller Anstrengung. Mehrere Tage lang mußte er mit Anstett warten bevor ein französischer Bevollmächtigter eintraf; endlich erschien Narbonne, aber ohne genügende Beglaubigung. Wieder vergingen einige Tage bis Caulaincourt am 28. Juli ankam. Dann begann ein Austausch von diplomatischen Noten über die Form der Verhandlungen; die französischen Bevollmächtigten warfen dabei mit hämischen Bemerkungen nach allen Seiten hin um sich und setzten den leeren Formenstreit hartnäckig fort bis zum letzten Tage der Waffenruhe, dergestalt daß auf diesem wunderlichsten aller Congresse nicht einmal eine gemeinsame Sitzung der Bevollmächtigten stattfinden konnte.

Der offenbare Hohn, der aus dem Auftreten der Franzosen sprach, sagte dem österreichischen Minister genug. Er fühlte, daß sein Hof nicht mehr zurück konnte und traf in der Stille seine Maßregeln um dem Kaiserhause einen reichen Kriegslohn zu sichern. Noch während des Congresses wurde zu Prag am 27. Juli mit dem altbefreundeten England eine geheime Vereinbarung geschlossen, wonach Oesterreich das Königreich Italien und Illyrien erhalten sollte; der König von Sardinien erhielt sein Erbe zurück, Mittelitalien zusammt Genua wurde unter den Erzherzögen der österreichischen Vetterschaft aufgetheilt; Sicilien blieb dem von England beschützten Bourbonen. Ja England versprach sogar im Voraus Alles gutzuheißen was Oesterreich auf der Halbinsel thun würde.*) Die Absicht

*) Der Wortlaut dieses Vertrags ist noch unbekannt. Sein wesentlicher Inhalt

des britischen Cabinets war einfach die französische Herrschaft aus Italien zu verdrängen; eine italienische Nation wollten die Torys nicht anerkennen, auch über die Ansprüche des Papstes ging man gleichmüthig hinweg. Das Abkommen blieb tief geheim, da Rußland, der alte Gönner Piemonts, unter Kaiser Paul die italienischen Pläne Oesterreichs lebhaft bekämpft hatte. Von Preußen stand freilich kein Einspruch zu erwarten. Daß die Hofburg die alten Thugut'schen Projecte wieder aufnehmen würde, galt dem Staatskanzler von vornherein als selbstverständlich. Er hat sogar Oesterreich aufgefordert, die Italiener zum Freiheitskampfe aufzubieten; in Knesebecks Denkschriften hieß es kurzab: „was Oesterreich in Italien verlangt liegt ja in der Natur der Dinge."

Die Stellung des Mediators, der also bereits durch zwei geheime Verträge seine Unparteilichkeit aufgegeben hatte, wurde täglich unhaltbarer; das Possenspiel des Congresses drängte zum Ende. Vier Tage vor Ablauf der Waffenruhe wendete sich Napoleon noch einmal mit einer vertraulichen Anfrage an Oesterreich allein — offenbar nur um nachher der friedenslustigen französischen Nation seine Versöhnlichkeit beweisen zu können. Als Metternich darauf ein Ultimatum stellte, das die Reichenbacher Vorschläge in etwas schärferer Fassung wiederholte, gab der Imperator eine im Wesentlichen ablehnende Antwort und ließ diese absichtlich zu spät von Dresden abgehen, so daß sie erst am 11. August in Prag eintreffen konnte. Der Waffenstillstand war abgelaufen ohne daß Frankreich die Friedensbedingungen angenommen hatte. Mit dem letzten Glockenschlage des 10. August erklärten Humboldt und Anstett, ihre Vollmacht sei erloschen, der Congreß beendigt. Die Verpflichtungen von Reichenbach traten nunmehr in Kraft, der Trotz Napoleons hatte Oesterreich in das Lager der Coalition getrieben.

Jener große europäische Bund, woran die Staatsmänner seit achtzehn Jahren immer vergeblich gearbeitet, jetzt stand er endlich in Waffen: alle die vier alten Großmächte, mit ihnen Schweden und demnächst auch die wiederbefreiten Staaten der iberischen Halbinsel. Und diesmal führte nicht das Ungefähr diplomatischer Verwicklungen die Höfe zusammen, sondern eine hohe Nothwendigkeit: es galt, die Freiheit der Welt, das lebendige Nebeneinander der Nationen, worauf die Größe der abendländischen Gesittung beruht, wiederherzustellen. Wohl traten mit England und Oesterreich zwei Mächte in das Bündniß ein, denen jedes Verständniß abging für die Sehnsucht des norddeutschen Volkes. Sonderbar genug stach die gewundene Sprache des österreichischen Kriegsmanifestes von dem herzerwärmenden ehrlichen Tone der preußischen Aufrufe ab. Wie war

---

erhellt aus einer Note Metternichs an Castlereagh, Paris 27. Mai 1814, welche Farini (Storia d'Italia dall' anno 1814. I. 27) im Turiner Hausarchive gefunden hat. Vieles an dem Hergang erscheint noch räthselhaft.

doch Gentzens reicher Geist in Wien verknöchert und verdorrt, daß er jetzt mit byzantinischem Redeschwall den kaiserlichen Schwiegervater verherrlichte, der über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhaben, für das heilige Interesse der Menschheit hingegeben habe was seinem Herzen das Theuerste war! Auch die bitteren Bemerkungen des Manifestes über die dem regelmäßigen Gange der Regierungen zuvoreilenden ungeduldigen Wünsche der Völker ließen ahnen, daß der Krieg durch Oesterreichs Theilnahme seinen Charakter verändern, manche Hoffnung der Patrioten in Enttäuschung enden würde. Doch es stand nicht anders, ohne Oesterreichs Zutritt konnte die Coalition sich gegen das Weltreich nicht behaupten. Der Ausgang des Prager Congresses war ein großer diplomatischer Erfolg; Friedrich Wilhelm wußte, daß er ihn gutentheils der Gewandtheit seines Staatskanzlers verdankte. Erleichterten Herzens eilte Humboldt in jener verhängnißvollen Mitternacht des 10. August auf den Hradschin um das verabredete Zeichen zu geben; bald flammten die Fanale auf den Kuppen der Riesenberge und trugen noch in derselben Nacht nach Schlesien hinüber zu dem aufjubelnden preußischen Heere die frohe Kunde, daß in sechs Tagen der Krieg von Neuem beginne.

Durch den glücklichen Fortgang der preußisch-russischen Rüstungen und durch den Zutritt von 110,000 Mann Oesterreichern wurde endlich das Gleichgewicht der Kopfstärke zwischen den beiden Parteien annähernd hergestellt. Die Coalition verfügte über eine Feldarmee von über 480,000 Mann, worunter etwa 165,000 Preußen und nahezu ebenso viel Russen, sie war dem Feinde namentlich durch die Stärke ihrer Reiterei und Artillerie überlegen. Napoleon hatte sein Heer auf 440,000 Mann gebracht. Die Fürsten des Rheinbundes leisteten willig Heeresfolge, zumal da der Protector wieder den Schirmherrn des Particularismus spielte und ihnen die Gefahr der Wiederherstellung des alten deutschen Reichs, des Verlustes der Souveränität in finsteren Farben schilderte. Nur der Münchener Hof zeigte eine verdächtige Saumseligkeit; er nahm die Kriegserklärung Oesterreichs zum Vorwande um die Hauptmasse seines Heeres im Lande zurückzuhalten, stellte nur eine schwache Division auf den norddeutschen Kriegsschauplatz. Verließ das Glück die französischen Fahnen, so war Baiern zum Abfall vorbereitet. Unter den unglücklichen Truppen des Rheinbundes nahm der Unmuth überhand seit den theuer erkauften fruchtlosen Siegen des Frühjahrs. Napoleon traute ihnen nicht, am wenigsten den Westphalen. Trotzdem sah er dem Kriege mit Zuversicht entgegen. Die geringe Ueberzahl der Feldarmee der Verbündeten wurde reichlich aufgewogen durch den Besitz der Festungen des Nordostens, deren Einschließung fast die Hälfte der preußischen Landwehr sowie einen großen Theil des russischen Heeres in Anspruch nahm, vornehmlich aber durch die günstige centrale Stellung an der Elblinie, die von Glückstadt und Hamburg bis hinauf

nach Dresden und Königstein in Napoleons Händen war. Fast auf der nämlichen Stelle hatte einst König Friedrich sechs Jahre lang eine ungleich bedrohlichere Uebermacht in Schach gehalten; warum sollte dem Kriegsfürsten des neuen Jahrhunderts nicht auch gelingen, durch gewandte Benutzung der kurzen inneren Operationslinien, die er beherrschte, die Gegner zu überraschen, ihre weit von einander getrennten Heere vereinzelt zu schlagen?

Den sittlichen Kräften der Coalition erwuchs aus dem Beitritt Oesterreichs kein Gewinn. Die kaiserlichen Truppen schlugen sich tapfer wie zu allen Zeiten; von der stürmischen Begeisterung des norddeutschen Volkes empfanden sie wenig, weniger sogar als die Russen, die nicht nur ihren alten Ruhm unerschütterlicher passiver Todesverachtung wieder bewährten, sondern auch durch das lange Zusammenleben mit den Preußen und durch die Gunst des Glücks nach und nach Freude gewannen an dem unwillig begonnenen deutschen Kriege. Der Geist von 1809 erwachte nicht wieder. Die Völker Oesterreichs sahen sich ungern aufgestört aus der bequemen Ruhe der jüngsten vier Jahre, sie sprachen ihre Furcht vor einem neuen Einbruche der französischen Eroberer so lebhaft aus, daß Erzherzog Johann seinen Grazern Muth einsprechen mußte; sie bemitleideten die ausziehenden Soldaten und behielten von den Thaten dieses Krieges nichts im Gedächtniß, während die Erinnerung an Aspern und Wagram in Aller Herzen fortlebte. Die breite Kluft, welche das geistige Leben der Oesterreicher von den übrigen Deutschen trennte, wurde durch den Befreiungskrieg nicht überbrückt. Nur Anstands halber, nur um nicht allzu weit hinter Preußen zurückzubleiben ließ auch Kaiser Franz eine Deutsche Legion für Freiwillige aus dem Reiche bilden, ein Freicorps, das niemals irgend eine Bedeutung erlangte. Die altgewohnte unbehilfliche Schwerfälligkeit der Führung und Verwaltung des österreichischen Heeres erregte wieder den Spott der französischen Soldaten über die Kaiserlicks; glänzenden Kriegsruhm erwarb sich, außer einigen kühnen Reiteroffizieren, kein einziger der k. k. Generale.

Da die Hofburg den Krieg nur mit halbem Herzen führte, beständig in Angst vor der nationalen Begeisterung der Preußen und den polnischen Plänen des Czaren, so konnte sie auch ihren tüchtigsten Feldherrn nicht verwenden; überdies war Erzherzog Karl seinem mißtrauischen kaiserlichen Bruder verdächtig und als alter Gegner der russischen Allianz dem Petersburger Hofe unwillkommen. Fürst Schwarzenberg erhielt den Oberbefehl, ein tapferer Reiterführer und ehrenhafter Cavalier, der mit feinem diplomatischem Takte die mächtigen streitenden Interessen im großen Hauptquartiere auszugleichen, unter den schwierigsten Verhältnissen, trotz der Anwesenheit von drei Monarchen die buntscheckige Masse der verbündeten Heere leidlich zusammenzuhalten verstand; doch dem Genie Napoleons fühlte er sich nicht gewachsen, der große Ehrgeiz des geborenen Feldherrn blieb ihm fremd. Sein trefflicher Generalstabschef Radetzky besaß

geringen Einfluß; in der Regel gaben die Generale Duca und Langenau den Ausschlag im Kriegsrathe, zwei Theoretiker aus Lloyds behutsam methodischer Kriegsschule, denen nichts schrecklicher war als das Wagniß der Feldschlacht. Noch war der Zauber des napoleonischen Namens ungebrochen. Selbst Czar Alexander begann zu glauben, daß die neufranzösische Kriegskunst allein durch ihre eigenen Schüler zu überwinden sei; er setzte sein Vertrauen vornehmlich auf Bernadotte und zwei andere französische Ueberläufer, Moreau und Jomini, ja er erwartete sogar, daß diese Abtrünnigen Zwiespalt und Parteikampf im napoleonischen Heere hervorrufen könnten — eine Hoffnung, die an dem ehrenwerthen Patriotismus der Franzosen zu Schanden wurde. Nur im preußischen Lager lebte das leidenschaftliche Verlangen nach großen durchschlagenden Entscheidungen und das stolze Selbstvertrauen, das den Sieg verbürgt; aber erst im Verlaufe des Kriegs, nach errungenem Erfolge erlangten die preußischen Heerführer, die bedeutendsten militärischen Talente der Coalition, Macht und Ansehen.

Die Absicht Metternichs seinem Hofe die führende Stellung in der Allianz zu verschaffen, erfüllte sich vollständig. Wie der Oberbefehl der gesammten Streitkräfte dem Fürsten Schwarzenberg anvertraut wurde, so berücksichtigte auch der Kriegsplan der Verbündeten in erster Linie die Interessen Oesterreichs. General Toll, der fähigste Generalstabsoffizier der russischen Armee, vereinbarte am 12. Juli zu Trachenberg mit Knesebeck und dem schwedischen Kronprinzen die Bildung dreier Heere, deren jedes aus Truppen der verschiedenen Nationen gemischt sein sollte, während Blücher umgekehrt seine Preußen unter seinem eigenen Befehle zu vereinigen wünschte. Die Hauptarmee von 235,000 Mann versammelte sich an der Nordgrenze von Böhmen unter Schwarzenbergs unmittelbarer Führung; dadurch wurde Kaiser Franz seiner schwersten Sorge ledig, eine Verlegung des Kriegsschauplatzes nach dem Innern Oesterreichs war kaum noch zu befürchten. In den Marken und an der Niederelbe stand die Nordarmee unter Bernadotte, über 150,000 Mann, in Schlesien Blücher mit 95,000 Mann. Alle drei Heere sollten die Offensive ergreifen und ihren Sammelplatz im Lager des Feindes suchen; wendete sich Napoleon von seinem Stützpunkte Dresden aus mit überlegener Macht gegen eine der drei Armeen, so wich diese aus und die beiden anderen bedrohten ihn in Rücken und Flanke. So hatte das alte Europa doch endlich etwas gelernt von der neuen großartigen Kriegsweise: nicht mehr die Besitznahme einzelner geographischer Punkte, sondern die Besiegung des Feindes wurde als der Zweck der Operationen bezeichnet. Freilich stimmten die überbehutsamen Vorschriften für die Ausführung wenig zu der Kühnheit des strategischen Grundgedankens. Der schlesischen Armee dachte das große Hauptquartier nur die bescheidenen Aufgaben eines großen Observationscorps zu, da sie die schwächste von allen war

und der stärksten Position des Feindes gegenüberstand; mit Mühe erwirkte sich Blücher die Erlaubniß unter außerordentlich günstigen Umständen eine Schlacht anzunehmen. Seine Offiziere klagten über die bescheidene Rolle, die man ihnen zuwies, und beneideten ihre nach Böhmen zur Hauptarmee abmarschirenden Kameraden; der alte Held aber nahm sich vor, seine Vollmacht im allerweitesten Sinne auszulegen. Ein Glück übrigens, daß man im großen Hauptquartiere die feindlichen Streitkräfte um volle 100,000 Mann unterschätzte; so gewannen die Bedachtsamen doch einigen Muth.

Auch Napoleon war über die Stärke und die Stellungen der Verbündeten schlecht unterrichtet; er suchte ihre Hauptarmee in Schlesien und schlug die Kopfzahl der Nordarmee viel zu niedrig an. Sein nächstes Ziel blieb noch immer die Vernichtung der preußischen Macht. Derweil der Imperator selbst die schwierige Aufgabe übernahm, von Dresden aus zugleich die böhmische und die schlesische Armee zurückzuhalten, sollte Oudinot Berlin erobern, die Landwehr entwaffnen, die preußische Volkserhebung völlig niederwerfen. Glückte dieser Schlag, so schien es möglich Stettin und Küstrin zu verstärken, vielleicht selbst Danzig zu entsetzen; der Zauderer Bernadotte wich dann unzweifelhaft an die Küste zurück, Preußen und Rußland aber mußten ihre gesammten Streitkräfte in den bedrohten Nordosten werfen und sich von Oesterreich trennen. Also wurde die Coalition gelockert, und vielleicht gelang es alsdann der diplomatischen Kunst Napoleons, sie gänzlich zu zersprengen. Da er an den vollen Ernst der Hofburg auch jetzt noch nicht glaubte, so vermied er absichtlich einen Zug gegen Böhmen; Kaiser Franz durfte an der wohlwollenden Mäßigung des liebevollen Schwiegersohnes nicht zweifeln. Die Befürchtung, daß er umgangen und vom Rheine abgeschnitten werden könne, wies der Kriegserfahrene lachend zurück: „ein Heer von 400,000 Mann umgeht man nicht.“ Er wußte wohl, welchen Vortheil ihm die Einheit des Oberbefehls und die concentrirte Stellung seines Heeres boten, und zog was irgend verfügbar war nach Obersachsen heran. Nur das Corps Davousts wurde aus politischen Gründen an der Niederelbe zurückgehalten, denn das feste Hamburg durfte um keinen Preis einer englischen Landungsarmee zum Brückenkopfe dienen.

Während Oudinot den Marsch nach den Marken antrat, wendete sich Napoleon zunächst gegen die schlesische Armee, in der Hoffnung den thatenfrohen Blücher zu einer Schlacht zu verleiten. Der preußische Feldherr wich der Uebermacht aus und ging erst nach einigen Tagen wieder zum Angriff vor, als Napoleon mit einem Theile seines Heeres nach Dresden zurückeilte um die heranrückende böhmische Armee abzuwehren. Macdonald, der in Schlesien zurückgeblieben, wähnte die Verbündeten noch im vollen Rückzuge und marschirte am 26. August, keiner Schlacht gewärtig, gegen Jauer; seine Truppen drängten die Vorhut der Preußen zurück, überschritten die vom Regen hoch angeschwellten Ge-

wässer der Katzbach und der wüthenden Neiße, stiegen dann sorglos an den steilen Thalrändern empor auf die Hochebene, die sich über dem Zusammenfluß der beiden Gebirgsbäche erhebt. Droben aber stand York, hinter sanften Anhöhen versteckt, mit dem Centrum des Blücher'schen Heeres; er ließ einen Theil der Feinde auf die Hochebene heraufkommen und brach alsdann urplötzlich mit zermalmendem Ungestüm aus dem Hinterhalt hervor, auf seinem rechten Flügel von Sackens Russen kräftig unterstützt. Ein furchtbares Blutbad begann. Der überraschte Feind stand eingepreßt in dem Winkel zwischen den beiden Gebirgswassern; Kolben und Bajonett bildeten die einzigen Waffen des Fußvolks, da die Musketen im Regen versagten. Bei Anbruch der Nacht warf Katzelers Reiterei die aufgelösten Trümmer des feindlichen Heeres in das Thal der wüthenden Neiße hinunter, Tausende fanden den Tod in den wilden Wogen. Nur die Saumseligkeit Langerons, der mit seinem russischen Corps auf dem linken Flügel dem Kampfe fern blieb, rettete die Armee Macdonalds vor gänzlichem Untergange. Gneisenau aber gedachte jener Schreckensnacht nach der Schlacht von Jena und befahl die letzte Kraft von Roß und Mann an die Verfolgung zu setzen. Erschöpft von der Schlacht und den Hin- und Hermärschen der jüngsten Tage lagerten die siegreichen Truppen während der Nacht auf dem aufgeweichten Boden, ohne Feuer, hungernd und frierend, in abgerissenen dünnen Kleidern, die Meisten ohne Schuhe; ihrer Viele erlagen der übermenschlichen Anstrengung. Dann brach man auf, den Geschlagenen nach. Am 29. wurde die Division Puthod bei Plagwitz von den Nachsetzenden erreicht und völlig zersprengt noch bevor sie das Wildwasser des Bobers überschreiten konnte; auch die irische Legion, die unter französischem Banner gegen den englischen Todfeind focht, fand ihr Grab in den Wellen des deutschen Flusses. So hielt die wilde Jagd noch Tagelang an, immer bei strömendem Regen, verlustreich für die Sieger, verderblich für die Fliehenden, bis endlich am 1. September Blücher seinem Heere triumphirend verkünden konnte, das gesammte schlesische Land sei vom Feinde gesäubert.

Die Schlacht an der Katzbach war der erste wahrhaft fruchtbare Sieg dieses Feldzugs. Sie befreite Schlesien, sie hob die Zuversicht im Heere der Verbündeten und brachte dem Werke Scharnhorsts eine glänzende Rechtfertigung, da die neue Landwehr sich den besten Linientruppen ebenbürtig zeigte; sie erweckte was jedem nationalen Kriege unentbehrlich ist, die Freude an einem volksthümlichen Helden, zu dem der kleine Mann bewundernd aufschauen konnte. Der Name Blüchers war in Aller Munde.

Wer den Dingen näher stand wußte freilich, daß die Kriegspläne des alten Helden aus Gneisenaus Kopfe stammten. So war der königliche Mann nun doch der Marschall von Schlesien geworden, wie ihm Clausewitz geweissagt. Er hatte einst in unheilvollen Tagen auf den Wällen Kolbergs die geschändeten preußischen Fahnen zuerst wieder zu Ehren gebracht. Jetzt wußte

er die schlesische Armee so ganz zu durchdringen mit der feurigen Thatkraft seines heldenhaften Geistes, daß dies kleinste Heer der Coalition bald der Schwerpunkt ihrer Streitkräfte wurde; denn das stand ihm außer Zweifel, daß ein Muthiger Muthige schaffen könne. Bald hatte sich zwischen ihm und Blücher jenes menschlich schöne Verhältniß unverbrüchlichen Vertrauens gebildet, das für Deutschlands Geschicke ebenso segensreich werden sollte wie vormals die Freundschaft von Luther und Melanchthon, von Schiller und Goethe. Willig ging der Alte auf die Ideen seines Generalquartiermeisters ein und fand sich darin zurecht als wären sie sein eignes Werk. Der Jüngere aber wahrte mit feinem Takte das Ansehen des Commandirenden, befahl immer nur in Blüchers Namen, hielt sich so bescheiden zurück, daß seine Frau selber lange nichts von der eigentlichen Wirksamkeit ihres Gatten erfuhr, und ertrug es ohne Murren, daß er der Mannschaft fast ebenso unbekannt blieb wie einst P. von Westphalen den Soldaten Ferdinands von Braunschweig. Beim Ausbruch des Krieges hatte er nur die Karten von Westdeutschland und Frankreich mit ins Feldlager genommen — so bestimmt rechnete er auf einen raschen Siegeszug; nun warf ihn das Geschick wieder in diese Ostmark Deutschlands, wo er einst seine besten Jahre im Einerlei subalternen Dienstes verbracht hatte. Die Langeweile jener öden Zeit kam ihm jetzt zu gute; er kannte Weg und Steg im Lande, er wußte, daß die heimtückischen kleinen Bäche des Riesengebirges bei Unwetter rasch zu reißenden Strömen werden, und baute darauf seinen Plan. Nichts schien ihm erbärmlicher als das Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren; kaum war Schlesien befreit, so faßte er alsbald das Ziel der Vereinigung der drei Armeen ins Auge. Nur so konnte eine große Entscheidung erzwungen werden, und dieses letzten Erfolges fühlte sich der Kühne so sicher, daß er schon im September, zu einer Zeit da die Meisten kaum auf die Eroberung von Dresden zu hoffen wagten, seinen Offizieren voraussagte, sie sollten noch in diesem Herbst Trauben am Rheine pflücken. Er nannte Napoleon gern seinen Lehrer, denn von ihm hatte er gelernt die Künstelei der alten militärischen Schule zu verachten; erst in der Hauptstadt des Feindes hoffte er die Waffen niederzulegen. So stand er unter den Heerführern der Verbündeten als der Pfadfinder des Sieges, wie ihn der Meißel Christian Rauchs dargestellt hat, mit vorgestrecktem Arm hinweisend auf des Krieges letztes Ziel, der einzige Mann, der sich der Feldherrngröße Napoleons gewachsen fühlte. Fortiter, fideliter, feliciter! — so lautete der hochgemuthe Wahlspruch seines Wappens.

Die Begeisterung der Jugend und die Gunst der Frauen wendeten sich der heiteren Kraft und Frische des genialen Mannes von selber zu; vor den älteren Kameraden mußte er sich erst durch den Erfolg rechtfertigen. Die drei Corpsführer der schlesischen Armee fügten sich ungern den Weisungen des jungen Generalmajors; immerhin war Sackens

Eigensinn und Langerons Ungehorsam noch erträglicher als das gallige Tadeln und Klagen Yorks. Der Hochconservative hatte den alten Groll gegen die Reformpartei noch nicht überwunden, nannte Blücher einen rohen Husaren, Gneisenau ein phantastisches Kraftgenie, schalt über die Heerverderber, die den erschöpften Truppen unmögliche Entbehrungen und Gewaltmärsche zumutheten, forderte wiederholt seinen Abschied. Blüchers Hochherzigkeit ließ sich von Alledem gar nicht anfechten; er meinte gleichmüthig: „der York ist ein giftiger Kerl, er thut nichts als räsonniren, aber wenn es losgeht dann beißt er an wie Keiner."

Unbeirrt von Blüchers vorwärtsdrängendem Ungestüm wie von den besorgten Warnungen der Generale schritt Gneisenau seines Weges. Durch den Sieg an der Katzbach entwaffnete er den Widerstand. Der Tadel wagte sich nicht mehr so laut hervor, obschon er nicht gänzlich verstummte; und als auch im weiteren Verlaufe des Krieges fast immer die schönsten Kränze diesem kleinen Heere zufielen, da galt es bald als ein Ruhm der schlesischen Armee anzugehören. Ein frohes Selbstgefühl verband alle ihre Glieder; sie wußte, daß sie wirklich, wie Clausewitz sagte, die stählerne Spitze war an dem schwerfälligen eisernen Keile der Coalition. Selbst die Russen verspürten etwas von der eigenthümlichen Siegesfreudigkeit, die von Blüchers Hauptquartier ausstrahlte. Einige ihrer Führer, wie Sacken und der tollkühne Reitergeneral Wassiltschikow lebten mit den Preußen in vertraulicher Kameradschaft; die Kosaken begrüßten den greisen Feldherrn mit endlosen Hurrahrufen wo er sich zeigte und erzählten einander, der Alte sei eigentlich ein Kosakenkind, am blauen Don geboren.

Einem jungen Deutschen mochte wohl das Herz aufgehen in dem Heldenkreise, der sich um Blücher versammelte. Da standen neben York die Brigadeführer Steinmetz, jener Horn, dem die Franzosen vor'm Jahre den Namen des preußischen Bayard gegeben hatten, und der Bruder der Königin Luise, Karl von Mecklenburg; die verwegenen Reiterführer Jürgaß und Sohr, der Liebling Blüchers Katzeler und der tolle Platen mit seiner ewig brennenden Pfeife; unter den Jüngeren Schack und Graf Brandenburg, der Minister von 1848, jene Beiden, die sich York gern als Preußens künftige Feldherren dachte; neben Gneisenau der schwunglos nüchterne Müffling, der Einzige fast, der zu dem jugendlichen Tone dieses Kreises nicht paßte, dann Rühle von Lilienstern, der Freund von Heinrich Kleist, ein hochgebildeter, geistvoller Offizier, der immer zur Hand sein mußte wenn es galt durch persönliche Ueberredung auf die beiden anderen Hauptquartiere einzuwirken, dann Fehrentheil, der nachher in der demagogischen Phantasterei des Teutonenthums unterging, während der junge Gerlach späterhin ein Führer der Hochconservativen wurde; dazu die Schriftgelehrten, wie Blücher sie spottend nannte: der liebenswürdige, fromme Naturforscher Karl von Raumer, der philosophische Schwärmer Steffens, endlich Eichhorn, der die Erinnerungen dieser reichen Monate wie ein heiliges Vermächt-

niß im Herzen bewahrte und nachher durch den Ausbau des Zollvereins das Werk des Befreiungskrieges zu vollenden strebte. Es war wie ein Mikrokosmos des neuen Deutschlands: fast alle die Parteien der Politik und Literatur, welche in den folgenden Jahrzehnten das deutsche Leben erfüllten, fanden hier ihre Vertreter. Keine Spur mehr von dem rohen Bildungshasse der alten Armee; an müßigen Abenden lasen die Offiziere zuweilen Shakespeare'sche Dramen mit vertheilten Rollen. Mit rücksichtsloser Offenheit sagte Jeder seine Meinung grade heraus wie Blücher selber; nirgends wurde die Felonie der deutschen Fürsten schärfer verurtheilt, die Vernichtung der rheinbündischen Souveränität und die Verstärkung der preußischen Macht stürmischer gefordert als in der Umgebung des preußischen Feldherrn. „Geht es nach mir, sagte General Hünerbein zu dem Kurprinzen von Hessen, so bekommt Ihr Vater nicht so viel Land zurück als ich Schmutz unter meinen Nägeln habe!"

Welch ein Gegensatz zu dem Hauptquartiere Napoleons! Wie war es doch so unheimlich still geworden um den neuen Caesar seit das Glück ihn mied; finster brütend saß er am Wachefeuer, um ihn in weitem Kreise scheu flüsternd das Gefolge, bis er dann plötzlich mit barschem Ruf den Befehl zum Aufbruch gab und unter einer Fluth grober Schimpfwörter, die vom Marschall bis zum Stallknechte herniederregnete, der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Den Diplomaten und gelehrten Strategen im Hauptquartiere der drei Monarchen erschien die schlesische Armee wie eine geschlossene politische Partei. Mit Entsetzen hörten Metternich und Langenau von der freudigen Kampflust und dem lauten Freimuth, von dem preußischen Stolze und der nationalen Leidenschaft des Blücher'schen Lagers. Auch in der Umgebung König Friedrich Wilhelms wurden schon ängstliche Stimmen laut, die vor den gefährlichen Plänen der schlesischen Heißsporne warnten; in Flüsterworten und Zwischenträgereien kündigte sich bereits ein Parteikampf an, der auf Jahre hinaus für Preußen verhängnißvoll werden sollte. Nur Stein stand unentwegt auf Blüchers Seite und legte bei dem Czaren sein Fürwort ein für jeden Vorschlag des alten Helden. Von dem schlesischen Heere gingen alle großen Entschließungen der Allianz aus, und mit vollem Rechte sagte Gneisenau, die Nachwelt werde staunen, wenn sie dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erfahre.[1]

Inzwischen war auch Napoleons dritte Unternehmung gegen Berlin gescheitert. Die natürliche Schwerfälligkeit und Zwietracht aller Coalitionsheere zeigte sich nirgends so grell wie in der Nordarmee. Was hatte auch dieser napoleonische Marschall Bernadotte gemein mit dem heiligen Zorne des deutschen Volkes? Sein Vaterland hatte er aufgegeben, doch nicht das französische Selbstgefühl. Vor sieben Jahren war er denselben preußischen Generalen, die sich nun seinen Befehlen fügen sollten, als Sieger gegenübergetreten; er dachte klein von ihrer Begabung und fragte

verächtlich, ob das die Männer seien, die den großen Napoleon schlagen sollten. Von den abgerissenen, elend verpflegten preußischen Truppen, die sich mit fünferlei verschiedenen Gewehren und schlechten eisernen Kanonen behelfen mußten, erwartete er nichts; von ihren Gesinnungen wußte er so wenig, daß er ihnen die Großthaten der Franzosen von 1792 als leuchtendes Beispiel vorhielt. Ein vorsichtiger Feldherr war er immer gewesen und jetzt am wenigsten wollte er Großes wagen, da eine Niederlage seinem Hause leicht den noch ungesicherten schwedischen Thron rauben konnte. Gewichtige politische Gründe geboten ihm seine Schweden ängstlich zu schonen; der Krieg war in Schweden nicht beliebt, der feine Plan Norwegen in Deutschland zu erobern blieb dem Volke unverständlich, und woher sollte das menschenarme Land Ersatz schaffen für ein verlorenes Heer? An den Preußen war es — so sagte er unverhohlen — ihre Hauptstadt mit ihrem Blute zu vertheidigen. Da er in seiner Eitelkeit sich selber für den gefährlichsten Gegner Napoleons hielt, so erwartete er sicher, der Imperator werde seine beste Kraft gegen ihn wenden, und erklärte einen Vormarsch gegen Obersachsen hin für hochbedenklich; die Stellung der Nordarmee südlich von Berlin war allerdings schwierig, sie konnte im Rücken von Hamburg aus, von Magdeburg her in der Flanke bedroht werden und hatte vor sich die Festungen Wittenberg und Torgau. Noch andere tiefgeheime politische Pläne nöthigten Karl Johann zur Vorsicht. Der schlaue Bearner hatte schon in Frankreich die Rolle des freisinnigen Oppositionsmannes gespielt und stand jetzt wieder in vertraulichem Verkehre mit Lafayette und anderen französischen Unzufriedenen; unmöglich schien es ihm nicht, daß der Wille der Franzosen und die Gunst der großen Mächte ihn selber auf den Thron Frankreichs beriefen wenn sein persönlicher Feind Napoleon fiel. Wollte er aber den Stolz seiner ohnehin gegen den Abtrünnigen erbitterten alten Landsleute nicht tödlich verletzen, so durfte er die entscheidenden Schläge des Krieges nicht selber führen.*)

Den preußischen Offizieren gefiel anfangs die gewinnende Liebenswürdigkeit des geistreichen, redseligen Südländers, doch bald wurden sie mit Befremden gewahr, daß ihr Feldherr auch jetzt noch, an der Spitze einer großen Armee, ebenso zaudernd und bedachtsam verfuhr wie im Frühjahr, als er Hamburg in die Hände des Feindes fallen ließ. Ein widerwärtiger Streit brach aus. Die Generale Bülow und Borstell, Beide unter den preußischen Kameraden bekannt als unbequeme Untergebene von starkem Eigensinn, fühlten sich in ihrem Gewissen gedrungen, mit Rathschlägen und Vorstellungen dem Commandirenden entgegenzu-

*) Ich kann nicht finden, daß G. Swederus (in seinem galligen Buche: Schwedens Politik und Kriege in d. J. 1808—14) etwas Wesentliches zu Gunsten seines Helden Karl Johann erwiesen hätte.

treten, und begreiflich genug, daß die tapferen Degen dem verdächtigen Fremdling in der Hitze des Zornes zuweilen unrecht thaten.

Oudinots Armee rückte von Sachsen aus heran, 70,000 Mann stark, Truppen aus allerlei Volk: Franzosen, Italiener, Croaten, Polen, Illyrier, dazu die übelberufene Division Durutte mit ihren Schaaren begnadigter Deserteure und Verbrecher. Die Hauptmasse aber bildeten Deutsche aus Sachsen, Westphalen, Baiern, Würzburg; ein glorreicher Einzug in Berlin sollte die Rheinbündner wieder fester an die französische Sache ketten. Die halbkreisförmige starke Vertheidigungslinie, welche die morastigen Gewässer der Nuthe und der Notte sechs Stunden südlich von Berlin bilden, wurde nach lebhaften Gefechten von den Franzosen überschritten, da Bernadotte das sumpfige Waldland mit ungenügenden Streitkräften besetzt hatte. Bereits drang ihre Vorhut durch die Waldungen bis nach Großbeeren vor; gelang ihr sich dort zu behaupten, so hatte das feindliche Heer nur noch die freie Ebene des Teltower Landes zu durchschreiten und konnte ohne Aufenthalt in Berlin einziehen. Dem schwedischen Kronprinzen lag wenig an der Behauptung der preußischen Hauptstadt, längst hatte er schon alle Vorbereitungen für die Räumung Berlins, für den Rückzug über die Spree getroffen. In fieberischer Spannung lauschten die Bürger auf den Kanonendonner, der vom Süden herüber klang. Sie wußten was ihnen drohte; Napoleon hatte befohlen die verhaßte Stadt in Brand zu schießen.

Da, am Nachmittage des 23. August, entschloß sich Bülow eigenmächtig das Corps Reyniers bei Großbeeren anzugreifen bevor Oudinot und Bertrand zur Unterstützung herankamen. Während Borstell den Feind in der rechten Flanke faßte, richtete Bülow selbst seinen Angriff gegen das Centrum in Großbeeren. Wieder wie fast an allen Schlachttagen dieses Herbstes lag ein dicker Wolkenschleier über der Landschaft. Triefend von Regen stürmten die Truppen vor, viele Landwehren darunter, alle voll Kampflust, doch Niemand ergrimmter als die Märker, die hier recht eigentlich für Weib und Kind, für Haus und Heerd fochten; sie drehten die unbrauchbaren Flinten um und hieben unter dem Rufe: „so flutscht et bäter" mit schmetternden Kolbenschlägen auf die Schädel der Feinde ein. Gegen Abend war Großbeeren genommen, trotz des heldenhaften Widerstandes der Sachsen, und Reynier trat den verlustreichen Rückzug durch das Waldland an. Daß sein Corps nicht gänzlich aufgerieben wurde, verdankte er allein dem schwedischen Kronprinzen, der, taub für alle Bitten Bülows, nur eine einzige schwedische Batterie und einen Theil der russischen Geschütze am Kampfe theilnehmen ließ statt durch einen rechtzeitigen Angriff auf Reyniers linken Flügel dem geschlagenen Feinde den Garaus zu machen. Hier wie in Schlesien fiel den Preußen die schwerste Arbeit zu, und nicht durch einen Zufall, denn nur für sie war dieser Krieg ein Kampf um das Dasein. Oudinot gab das Spiel verloren, ging mit seiner gesammten Armee auf Wittenberg zurück.

Am folgenden Morgen eilten die Berliner in Schaaren auf das Schlachtfeld hinaus ihre Befreier zu begrüßen; lange Züge hochbepackter Wagen brachten Bettzeug für die Verwundeten, Wein und Speisen für die Ermatteten. Welche Ausbrüche des Jubels und der Klage unter allen diesen Eltern und Geschwistern, die ihre Söhne, ihre Brüder suchten; es war des Dankes und der Umarmungen kein Ende; in tausend rührenden Zügen bekundete sich die heilige Macht der Liebe, die ein gerechter Krieg in edlen Völkern erweckt.

Das Beste blieb doch, daß die Preußen abermals einen vaterländischen Helden lieben lernten, den allezeit glücklichen Bülow: — so hieß er jetzt seit den Siegen von Luckau und Großbeeren; in dem Kriege von 1807 hatten die Kameraden wohl seine Tüchtigkeit gelobt aber sein ewiges Unglück bedauert. Auch er zählte wie York zu den Soldaten der alten Schule und war den Bestrebungen der Reformpartei nicht hold, wenngleich er den Groll des alten Isegrimm nicht theilte. Doch die Schande seines Landes empfand er in tiefster Seele und als der Kampf ausbrach führten ihn sein gerader Soldatenverstand und der angeborene feurige Muth von selber zu einer kühnen Kriegsweise, die den Theorien Scharnhorsts entsprach; zudem stand Boyen als Generalquartiermeister an seiner Seite. Geistreich und fein gebildet, in jungen Jahren eine Zierde der Salons des Prinzen Louis Ferdinand, ein Kenner der Künste und begabter Componist, zeigte er in seinem äußeren Auftreten gar nichts von jener fortreißenden begeisternden Macht, die aus Blüchers Flammenaugen blitzte. Wer hätte den unscheinbaren kleinen Mann für einen Feldherrn gehalten, wenn er so still in Ueberrock und Feldmütze, einen Kantschu über der Schulter, auf seinem kleinen dauerhaften Rothschimmel dahertrabte? Aber die Offiziere wußten, was sie an dem gerechten und wohlwollenden, durchaus wahrhaftigen und gradsinnigen Führer hatten; der Mannschaft war er ein sorgsamer Vater, sie schwor auf ihn und glaubte fest, unter dem könne es nicht fehlgehen. Und auch die Furcht fehlte nicht, die zur Beherrschung eines Heeres nothwendig ist; der stille Mann konnte zuweilen in unbändigem Jähzorn aufflammen, wenn er etwa gefangenen Rheinbundsoffizieren mit schonungslosen Worten die Schande ihres Schergendienstes vorhielt oder durch einen Adjutanten Bernadottes einen Befehl zum Rückzuge empfing. Seit dem Erfolge von Großbeeren trat er dem Kronprinzen mit der ganzen Schroffheit seines Selbstgefühls entgegen; er wagte sogar in den Zeitungen dem parteiisch gefärbten Schlachtberichte des Oberfeldherrn zu widersprechen. Die preußischen Generale nahmen sich vor, dem hinterhaltigen Zauderer nicht zu gehorchen, falls er wieder einmal die günstige Stunde zum Angriff versäumen sollte — ein gefährlicher Entschluß, der allein durch die unnatürlichen Verhältnisse in diesem Coalitionsheere entschuldigt werden konnte.

Gleichzeitig mit Oudinot war Davoust von Hamburg aus gegen Berlin aufgebrochen, aber auf die Nachricht von Großbeeren wieder zurückgewichen.

Auch das Corps Girards, das von Magdeburg her der Nordarmee in die Flanke fallen sollte, trat nach Eintreffen der Unheilsbotschaft den Rückmarsch an; da wurden die Abziehenden am 27. August in ihrem Lager auf den Sandhügeln der Zauche bei Hagelberg von den kurmärkischen Landwehrregimentern des Generals Hirschfeld angegriffen. Der würdige alte Herr, ein wieder eingetretener Veteran aus dem siebenjährigen Kriege, leitete das Gefecht nach den Regeln der fridericianischen Lineartaktik; er erwartete nicht allzu viel von seinen rohen, fast ganz ungeschulten Truppen, und wie er dachte Marwitz, der Führer der Reservebrigade. In der That hielt die junge Mannschaft dem unerwarteten Feuer der französischen Batterien anfangs nicht Stand; jedoch als der erste Schrecken überwunden war, stürmten die brandenburgischen Bauern unaufhaltsam vor, und dann brach sie los, die alte furia tedesca, jene Wildheit des nordischen Berserkerzornes, wovon die Sagen der Romanen seit den Zeiten des Varus so viel Gräßliches zu erzählen wußten. Welch ein Anblick, wie die Bauern auf ein dichtgedrängtes Viereck französischen Fußvolks an der Hagelberger Dorfmauer losschlugen, schweigsam, unerbittlich, in namenloser Wuth; als das dumpfe Krachen der Gewehrkolben endlich verstummte, da lag ein scheußlicher Leichenhaufen hoch aufgeschichtet bis zum Rande der Mauer, das Hirn quoll den Todten aus den zerschmetterten Schädeln. Von seinen 9000 Mann rettete Girard nur 1700 aus dem Entsetzen dieser Landwehrschlacht. Um solchen Preis ward die Befreiung der Mark erkauft.

Auch mancher ältere Berliner Bürger hatte mitgeholfen, so der Buchhändler G. A. Reimer, der Freund Niebuhrs und Schleiermachers, der unermüdliche Patriot; der stand als Hauptmann bei der kurmärkischen Landwehr, eilte nach dem Hagelberger Treffen auf Urlaub heim sein jüngstes Töchterlein über die Taufe zu halten, dann wieder hinaus zu seinem Bataillon.

Minder glücklich verlief der Zug der böhmischen Armee nach Dresden. Ihre unbehilflichen Massen überschritten langsam den Kamm des Erzgebirges, zogen anfangs nordwestwärts in der Richtung auf Leipzig um dann erst nach Osten gegen Dresden abzubiegen. Ermüdet von den schwierigen Märschen im Gebirge langte etwa ein Drittel des Heeres, gegen 60,000 Mann, am Nachmittage des 25. August auf den Höhen an, welche die Stadt auf dem linken Elbufer umschließen. Faßte man sich das Herz, das ungleich schwächere Corps von St. Cyr, das zur Vertheidigung des Platzes zurückgeblieben, sofort anzugreifen, so wurde der wichtige Stützpunkt des napoleonischen Heeres durch einen Handstreich genommen. Die Bevölkerung, die nach dem großen Sinne dieses Krieges wenig fragte, gab bereits Alles verloren, der geängstete König flüchtete in die Neustadt, auf das sichere rechte Ufer. Aber in dem vielköpfigen Kriegsrathe der drei Monarchen regierte die bedachtsame Vorsicht; man beschloß den Angriff zu verschieben bis die gesammte Armee versammelt war. Unselige Zögerung. Denn unterdessen kam Napoleons Heer aus Schlesien in Eil-

märschen auf der Bautzener Straße heran. An dem grauen, trüben Morgen des 26. erreichte der Imperator die Höhe am Mordgrunde dicht über dem Strome, wo sich der Ausblick öffnet auf den lieblichen Kessel des Elbthals, und betrachtete lange das majestätische Schauspiel, wie jenseits auf dem linken Ufer die dunklen Massen des Heeres der Verbündeten, in weitem Halbkreise die Stadt umklammernd, mit beiden Flügeln an den Fluß gelehnt, sich langsam von den Hügeln niedersenkten.

Noch einmal, zum letzten male auf deutschem Boden, umstrahlte ihn die Herrlichkeit des Sieges. Wohl war sein Heer augenblicklich noch um die Hälfte schwächer als die Verbündeten, aber mit jeder Stunde kamen neue Zuzüge und bis sie alle eintrafen mußte die nothdürftig befestigte Stadt sich halten. Er war des Erfolges gewiß, sprengte mit verhängten Zügeln in die Stadt, hielt dann stundenlang auf dem Schloßplatze jenseits der Brücke, mit kalter Ruhe seine Befehle ertheilend, während die Regimenter der Garde im Laufschritt an ihm vorüber nach den westlichen Thoren zogen. Mit donnerndem Hochruf begrüßten die tapferen Bärenmützen ihren kleinen Corporal, wo sein Auge wachte da winkten Sieg und Beute. Ein sächsischer Offizier, der droben auf dem Kreuzthurme das weite Schlachtfeld wie einen Teppich zu seinen Füßen liegen sah, meldete pünktlich den Anmarsch jedes Truppentheiles der Verbündeten. Im Kriegsrathe der Monarchen erregte die Nachricht, daß der Unüberwindliche selber zur Stelle sei, Kleinmuth und Schrecken; die gelehrten Kriegskünstler des österreichischen Hauptquartiers dachten schon ohne Schlacht abzuziehen, nur der entschiedene Widerspruch des Königs von Preußen zwang sie den Angriff zu wagen. Statt seine beste Kraft auf dem linken Flügel zu versammeln und mit ihr in die unbefestigte Friedrichsstadt einzubrechen ließ Schwarzenberg das Centrum und den rechten Flügel gegen die Vorstädte der Altstadt vorgehen, wo einige Festungswerke an den Thoren sowie die hohen Gartenmauern der Paläste und Landhäuser dem Vertheidiger die Arbeit erleichterten. Nach blutigen aber völlig planlosen Kämpfen erstürmten die Oesterreicher im Centrum die Lunette am Falkenschlage, auf dem rechten Flügel besetzte Kleist mit seinen Preußen den Großen Garten dicht vor den Stadtthoren und versuchte von da in die Stadt selbst einzudringen, unsanft empfangen von den Geschützen, die hinter den gefährlichen Mauerlücken der Rococo-Gärten, den Aha's, verdeckt standen. Der Abend kam. Napoleon fühlte sich jetzt stark genug selber zum Angriff zu schreiten, ließ plötzlich aus allen Thoren zugleich gewaltige Massen frischer Truppen vorbrechen, entriß den Verbündeten die wenigen Stellen der Stadt, wo sie bereits Fuß gefaßt, und drängte sie schließlich auf ihrer ganzen Linie bis in die Dörfer an den Höhen zurück. Der Angriff war abgeschlagen.

Verwirrung und Entmuthigung herrschten im großen Hauptquartiere, als während der Nacht noch die unheimliche Kunde eintraf, daß die große Armee bereits im Rücken bedroht sei. Tausende sächsischer Landleute hatten

während der jüngsten Monate an einem breiten Kanonenwege arbeiten müssen, der auf dem rechten Elbufer über den Ziegenrücken mitten durch die Felsen der sächsischen Schweiz führte, unter den Kanonen des Königsteins den Fluß überbrückte und jenseits in die große Teplitzer Straße einmündete. Auf diesem Wege eilte jetzt das Corps Vandammes, gegen 40,000 Mann, herbei den Verbündeten den Rückzug zu verlegen. In solcher Lage schien dem Kriegsrathe ein Sieg unmöglich; man erneuerte die Schlacht am Morgen des 27. nur um sich einen gesicherten Abzug zu erkämpfen. Selbst dieser bescheidene Zweck ward verfehlt. Während der rechte Flügel der Alliirten im Verlaufe des Tages langsam von dem Flusse und der Teplitzer Straße abgedrängt wurde, erlitt der linke eine schwere Niederlage. Die Oesterreicher dort standen auf den Höhen zwischen der Elbe und dem Plauenschen Grunde; sie waren rechts durch den tiefen Einschnitt dieses steil abfallenden Felsengrundes von der übrigen Armee getrennt und hatten versäumt ihre Posten links bis dicht an den Fluß heranzuschieben. So konnte denn Murat, von ortskundigen sächsischen Offizieren geleitet, eine gewaltige Reitermasse durch die Hohlwege, die vom Elbthale aufsteigen, unbemerkt auf die Hochebene führen. Mehrere Vierecke des österreichischen Fußvolks wurden niedergehauen als er nun plötzlich in Rücken und Flanke der Ueberraschten erschien; eine ganze Division mußte, eingekeilt zwischen dem Feinde und dem tiefen Felsenthale, die Waffen strecken. Der Plauensche Grund, und damit die Straße nach Freiberg, war in den Händen der Franzosen. Am Nachmittage trat die geschlagene Armee den Rückzug an. Zwanzigtausend Gefangene lagerten in den Kirchen Dresdens und im Hofe des Zwingers, dreißig erbeutete Kanonen standen im Schloßhofe zur Schau. Die unterthänige Residenz frohlockte über die Befreiung von den russischen Plünderern und erzählte sich staunend die wundersame Märe von dem großen sächsischen Kanonier, der durch einen wohlgezielten Schuß den Verräther Moreau an der Seite Alexanders getödet haben sollte.

War schon der Anmarsch der böhmischen Armee schwerfällig und ohne Ordnung erfolgt, was ließ sich jetzt von dem Rückzuge erwarten? Ein geschlagenes Heer von 200,000 Mann, und nur eine einzige Landstraße — die Straße, welche über Altenberg nach Dux in das Teplitzer Thal hinüberführt. Was dort nicht Platz fand mußte wohl oder übel die Nebenwege einschlagen, die den Gebirgsbächen entlang in engen Felsenthälern allmählich zum Kamme des Erzgebirges emporsteigen und nachher an dem steilen südlichen Abhange in unzähligen Windungen sich herniederschlängeln. Bald waren die schmalen Felsengründe vollgestopft von den unbeweglichen Massen des ungeheuren Wagentrosses; der Regen strömte vom Himmel; Unordnung, Angst und Hunger überall, kein Gedanke mehr an eine gemeinsame Leitung der in den Engpässen eingeklemmten Heerestheile. Dem Oberfeldherrn fielen die Zügel aus den Händen; in seiner Angst ließ er

Blücher auffordern, der großen Armee aus Schlesien Hilfe zu bringen. Die Diplomaten des Hauptquartiers begannen zu verzweifeln, und fast schien es als sollte die Coalition nach einem ersten Mißerfolge sich auflösen. Wer stand dafür, daß Kaiser Franz nicht wieder wie nach dem Austerlitzer Tage die Flinte ins Korn warf? War doch der definitive Bundesvertrag mit Oesterreich noch immer nicht abgeschlossen! Eine kraftvolle Verfolgung versprach dem Sieger glänzende Ergebnisse. Zum Glück erhielt Napoleon unterwegs die Nachricht von der Großbeerener Schlacht und eilte mit dem Kerne seines Heeres nach Dresden zurück um sofort einen neuen Vernichtungszug gegen Berlin vorzubereiten; dies eine Ziel stand ihm über allen anderen. Auch jetzt noch blieb die Lage der böhmischen Armee schwer gefährdet. Wenn Vandamme auf seinem kürzeren Wege früher als die Verbündeten im Teplitzer Thale anlangte, so konnte er die vereinzelten Corps, die sich aus den Engpässen des Gebirges mühsam herauswanden, leicht mit Uebermacht schlagen.

Der junge Prinz Eugen von Württemberg, der mit einem russischen Corps nahe beim Königstein den Truppen Vandammes gegenüber stand, erkannte mit sicherem Blicke was auf dem Spiele war. Er warf sich auf die große, östliche, Teplitzer Straße, von der die Masse der Verbündeten abgedrängt war, sprengte die Vortruppen Vandammes aus einander und gelangte also noch vor den Franzosen auf den Kamm des Gebirges bei Peterswalde. Am Morgen des 29. August vom Feinde angegriffen stiegen die Russen am Südabhange des Gebirges langsam herab bis gegen Kulm. Bereits hatten ihre Generale gegen die Meinung des Prinzen beschlossen das Feld zu räumen und weiter südwärts über die Eger auszuweichen. Da kam von dem Könige von Preußen, der unterdessen der Armee voraus in Teplitz angelangt war, der wiederholte Befehl, Stand zu halten um jeden Preis: nur wenn dies Corps hier im Osten dem Vordringen Vandammes einen Riegel vorschob, konnte die böhmische Armee weiter westlich ungefährdet das Teplitzer Thal erreichen. Friedrich Wilhelm zeigte jetzt, daß er ein ganzer Soldat war sobald er sich nur das Herz faßte zu befehlen. Er eilte zu den Russen, ermuthigte die Generale zu verzweifeltem Widerstande, sendete nach allen Ausgängen des Gebirges seine Boten aus um heranzurufen was sich irgend loswinden konnte aus den verstopften Pässen, befahl selber dem Obersten des tapferen österreichischen Dragonerregiments Erzherzog Johann sogleich in die Gefechtslinie einzurücken. Die Russen nahmen die Schlacht an; der Stolz ihres Heeres, die wohlgeschonte Garde, war mit zur Stelle. Den ganzen Tag lang behauptete sich die tapfere Schaar, an 15,000 Mann, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit gegen die stürmischen Angriffe einer zweifachen Uebermacht. Aber die Garden hatten furchtbar gelitten; was sollte der nächste Tag bringen?

Am Abend schickte der König an General Kleist, der noch hoch in

den Bergen bei Zinnwald stand, die Weisung: er solle versuchen ostwärts quer über den Kamm des Gebirges die Teplitzer Landstraße zu erreichen und dann von den Nollendorfer Höhen her den Franzosen in den Rücken fallen. Als die Botschaft eintraf, hatte Kleist schon von freien Stücken den nämlichen glücklichen Entschluß mit seinem Generalquartiermeister Grolman verabredet. Der General, ein ruhiger, besonnener Mann von feinen gemessenen Formen, konnte mit seinem Corps nicht mehr vorwärts in den verrammelten Gebirgswegen und begriff, daß die höchste Kühnheit hier die einzige Rettung war. Während die Russen drunten im Thale, jetzt durch Oesterreicher erheblich verstärkt, am Morgen des 30. den Kampf von Neuem aufnahmen, hielt Czar Alexander auf einem Hügel bei Kulm, die Wahlstatt überschauend: südwärts die malerischen Kegel des Mittelgebirges, im Norden meilenlang die ungeheure steile Wand des Erzgebirges, dazwischen in der üppigen Ebene die wogende Schlacht. Da bemerkte er mit Erstaunen, wie droben bei Nollendorf Geschütze auffuhren, dichte Truppenmassen das Gebirge herab den Franzosen nachzogen. Es waren Kleists Preußen, die hungernd und ermattet nach schwierigem Nachtmarsch die Höhen im Rücken des Feindes erreicht hatten. So von zwei Seiten her gepackt wurde Vandammes Corps nach langem heißem Kampfe gänzlich zersprengt. Ueber 9000 Mann fielen in Gefangenschaft, unter ihnen der rohe Führer selbst, der Henker des Bremischen Landes; mit Mühe rettete man ihn vor den Fäusten der deutschen Soldaten.

An dem Tage von Kulm verwelkten die Lorbeeren von Dresden. Die wankende Coalition stand wieder aufrecht. Je bänger in den letzten Tagen die Stimmung gewesen, um so lauter lärmte jetzt die Freude über den schönen Bundessieg. Die drei verbündeten Nationen hatten wetteifernd ihr Bestes gethan: Eugen mit der russischen Garde, die tapferen österreichischen Reiter, Friedrich Wilhelm und die Helden von Nollendorf. Und dazu die Siegesbotschaften aus der Mark und aus Schlesien; selbst die an Alledem ganz unschuldigen Strategen des großen Hauptquartiers fingen an zu glauben, daß ein Erfolg doch möglich sei. Napoleon hatte binnen einer Woche eine ganze Armee, gegen 80,000 Mann, verloren und fand sich wieder auf derselben Stelle wie beim Beginne des Herbstfeldzugs.

Nach abermals acht Tagen traf ihn ein neuer schwerer Schlag. Die Absicht, selber auf die preußische Hauptstadt vorzurücken hatte er aufgegeben sobald er von Blüchers Erfolgen hörte. Während er selbst nach der Lausitz der schlesischen Armee entgegenzog, übertrug er dem Marschall Ney die Leitung des vierten Zuges gegen Berlin. Der tapfere Marschall, der zu dem Unternehmen von Haus aus wenig Zutrauen hatte, versammelte seine Armee bei Wittenberg, warf nach blutigem Gefechte eine vereinzelte preußische Abtheilung zurück und marschirte am 6. September, ohne die Nähe des Gegners zu ahnen, über die sandige Ebene auf Jüterbog. Da

stieß Bertrand mit der Vorhut auf Tauentziens Preußen, und derweil hier ein hitziger Kampf begann, brach Bülow der französischen Marschcolonne bei Dennewitz in die linke Flanke. So entspann sich eine unerwartete, weit ausgedehnte Begegnungsschlacht. Bülow wagte mit 40,000 Preußen den Kampf gegen den um die Hälfte überlegenen Feind, weil er auf das Eingreifen des Kronprinzen rechnete, der mit der Hauptmasse der Nordarmee in Anmarsch war. Die Franzosen standen in einem großen Bogen, mit der Rechten nordwärts gegen Tauentzien gerichtet, mit der Linken westwärts gegen Bülow. Der Marschall hielt auf dem rechten Flügel, hatte nur Augen für die Vorgänge in seiner Nähe. Sobald er hier die Seinen weichen sah, befahl er dem Corps Oudinots vom linken Flügel zur Unterstützung herbeizueilen. So wurde die Linke entblößt, und es gelang Bülow, die Sachsen aus Göhlsdorf herauszuschlagen und bis Dennewitz vorzudringen. Ueberall waren die Preußen im Vorgehen, da verkündeten gewaltige Staubwolken das Nahen des Kronprinzen mit seinen siebzig Bataillonen. Bei dem Anblick dieser gewaltigen Massen ergriff die Geschlagenen ein jäher Schrecken, Neys Armee stob in wilder Flucht aus einander.

Der Lieblingsplan Napoleons war abermals zu nichte geworden. Den Preußen allein gebührte die Ehre des Tages. Wieder hatte die Landwehr mit den alten Kerntruppen gewetteifert, und wieder hatten Deutsche mit Deutschen in wüthendem Kampfe gerungen. In der württembergischen Armee, deren beste Truppen auf Neys rechtem Flügel gestanden, erzählten sich die Soldaten noch im Jahre 1866 mit zähem Groll, wie erbarmungslos die preußische Landwehr, vor Allen die handfesten pommerschen Reiter bei Jüterbog unter den Schwaben aufgeräumt hatten. Die tapferen Sachsen fochten ihres alten Waffenruhmes würdig und wurden zum Dank in den napoleonischen Bulletins der Feigheit bezichtigt. Die unglückliche kleine Armee begann die Schmach rheinbündischer Dienstbarkeit zu fühlen; nach der Dennewitzer Schlacht ging ein Bataillon des Leibregiments zu den Preußen über. König Friedrich August aber legte sogleich die Uniform der entehrten Truppe ab, blieb dem Großen Alliirten, der ihm sein Heer beschimpfte, unwandelbar ergeben. —

Nach den Anstrengungen dieser wilden Tage bedurfte die böhmische Armee einiger Erholung. Während die Waffen ruhten arbeitete die Diplomatie um so eifriger. Kaiser Franz war seit dem Siege von Kulm nicht mehr geneigt auf die zärtlichen Betheuerungen zu hören, die ihm der Schwiegersohn noch immer zusendete. Am 9. September wurden zu Teplitz drei fast gleichlautende Bundesverträge, die an die Stelle der vorläufigen Reichenbacher Abrede traten, von den Alliirten unterzeichnet. Sie setzten fest was Preußen von vornherein verlangt hatte: Auflösung des Rheinbundes, gänzliche Beseitigung der Herrschaft Frankreichs und der Napoleoniden auf dem rechten Rheinufer, Herstellung des Besitz-

standes von 1805 für Oesterreich und Preußen. Die Mächte verpflichteten sich in feierlichster Form keinen Friedensvorschlag Frankreichs auch nur anzuhören, ohne ihn sofort den Verbündeten mitzutheilen. Trotzdem ward ein rückhaltloses Einverständniß keineswegs erreicht. Der Czar hüllte seine polnischen Pläne noch immer in ein tiefes Dunkel. Er hatte in Reichenbach zugestanden, das Herzogthum Warschau solle unter den drei Ostmächten vertheilt werden. Dies Versprechen schloß, buchstäblich verstanden, ein Königreich Polen unter russischem Scepter nicht aus, vorausgesetzt nur, daß Preußen und Oesterreich einige Theile von Warschau erhielten. In dem Teplitzer Vertrage wurde die Zusage sogar noch abgeschwächt; er bestimmte einfach, daß eine freundschaftliche Verständigung zwischen den drei Höfen über das künftige Schicksal Warschaus erfolgen solle. Der glückliche Besitzer von Warschau hatte also gar keine bestimmte Verpflichtung übernommen.

Seitdem hing die polnische Frage wie eine Wetterwolke über der großen Allianz. Alle Eingeweihten wußten, wie Graf Münster in seinen Berichten dem Prinzregenten oft wiederholte, daß vornehmlich die Sorge um die Zukunft Polens den zaudernden Gang der österreichischen Politik während des Krieges verschuldete. Wie die Dinge lagen, konnten nur Preußen und Rußland von der gänzlichen Demüthigung Frankreichs einen großen Gewinn für sich selber erwarten, während England seine erbeuteten Colonien wohlgeborgen wußte und Oesterreich auch nach einem halben Siege auf die Herrscherstellung in Italien hoffen durfte. Dazu die Angst der Welfen und Lothringer vor dem ehrgeizigen Preußen, das ihnen nach jedem neuen Siege widerwärtiger wurde. So ergab sich eine Parteiung im Lager der Alliirten, die von Tag zu Tag schärfer heraustrat. Oesterreich und England zögerten, Preußen und Rußland drängten vorwärts; dies blieb doch der feste Kern in den diplomatischen Händeln des großen Krieges, obgleich sowohl der Czar als der König auf Augenblicke schwankten. In Schwarzenbergs schlaffer Bedachtsamkeit und Gneisenaus genialer Kühnheit fand der Gegensatz der österreichisch-englischen und der preußisch-russischen Politik seinen getreuen Ausdruck. Laut und heftig sprachen die Preußen und die Russen ihren Unmuth aus über die kläglichen Leistungen des großen Hauptquartiers. Der König selbst war sehr unzufrieden. Er hatte schon vor dem Zuge gen Dresden vergeblich vorgeschlagen, der Oberbefehl solle dem Czaren anvertraut werden, der durch sein kaiserliches Ansehen und mit dem Beistande des geistreichen Toll vielleicht etwas ausrichten konnte.*) Als darauf die Ereignisse sein Mißtrauen nur zu sehr gerechtfertigt hatten, verbarg er seinen Unmuth nicht und weigerte sich zu Hardenbergs Kummer entschieden, dem k. k. Oberfeldherrn auch nur die übliche Höflichkeit einer Ordensverleihung zu gewähren.

*) Hardenbergs Tagebuch 18. August 1813.

Die bedenklichste Bestimmung des Teplitzer Vertrags lag in dem ersten geheimen Artikel, welcher den zwischen Oesterreich, Preußen und dem Rheine gelegenen Staaten „die volle und unbedingte Unabhängigkeit" zusicherte. Damit war streng genommen jede Unterordnung der Rheinbundsfürsten unter eine nationale Centralgewalt, jede irgend ernsthafte Gesammtstaatsverfassung für Deutschland unmöglich gemacht, und dahin ging auch Metternichs geheime Absicht. Hardenberg hingegen verstand unter jenen verhängnißvollen Worten nur die Aufhebung des napoleonischen Protectorats und unterzeichnete unbedenklich, arglos auf Oesterreichs patriotische Absichten vertrauend. Nicht im Mindesten war er gesonnen den Rheinbundsfürsten die Souveränität zuzugestehen; vielmehr schien ihm, und so auch den Freunden Stein und Humboldt, jetzt die rechte Stunde gekommen um mit Oesterreich die Grundzüge einer starken Bundesverfassung zu vereinbaren.

Stein übergab den Monarchen eine Denkschrift, die er zu Prag in den letzten Augusttagen entworfen hatte — eines der beredtesten und mächtigsten Werke seiner Feder. Mit feierlichen Worten hielt er seinen erlauchten Lesern vor, Mit- und Nachwelt würden sie verdammen, wenn sie jetzt nicht mit ganzem Ernst an die Neuordnung der deutschen Nation heranträten. „Es ist von der höchsten irdischen Angelegenheit die Rede. Fünfzehn Millionen gebildeter, sittlicher, durch ihre Anlagen und den Grad der erreichten Entwicklung achtbarer Menschen, die durch Grenzen, Sprache, Sitten und einen inneren unzerstörbaren Charakter der Nationalität mit zwei anderen großen Staaten verschwistert sind!" Hierauf schildert er in seinem markigen Lapidarstile, wie im alten Reiche, Dank den Reichsgerichten und den Landständen, Jedermann doch seiner Person und seines Eigenthums sicher gewesen sei, und knüpft daran eine furchtbare Anklage gegen den Rheinbund, der diese fünfzehn Millionen der Willkür von sechsunddreißig kleinen Despoten preisgegeben habe. „Einer Neuerungslust, einer tollen Aufgeblasenheit und einer grenzenlosen Verschwendung und thierischen Wollust ist es gelungen jede Art des Glücks den beklagenswerthen Bewohnern dieser einst blühenden Länder zu zerstören." Dauere diese Zerstückelung fort, so werde der Deutsche fortschreitend schlechter, kriechender, unedler werden, die Entfremdung der verschiedenen Länder drohe mit jedem Jahre zu wachsen, der Einfluß Frankreichs sich immer fester einzunisten. Darum muß mit dem Rheinbunde auch „die Despotie der sechsunddreißig Häuptlinge" verschwinden. Dann kommt er auf seine Petersburger Pläne zurück und verlangt, da die vollständige Einheit der alten großen Kaiserzeiten unmöglich sei, die Bildung zweier großer Bundesstaaten, also daß Preußen, durch Sachsen, Mecklenburg und Holstein bis auf elf Millionen Einwohner verstärkt, den Norden, Oesterreich mit einem deutschen Besitze von zehn Millionen den Süden beherrsche. In diesem dualistischen Gemeinwesen sollen alle noch

brauchbaren Institutionen des alten Reichs wieder aufleben. Daher Wiederherstellung der Mediatisirten von 1806 — die Opfer des Reichsdeputationshauptschlusses gab der Freiherr verloren — und Verkleinerung der Mittelstaaten, die zum Unheile des Reichs durch Frankreich vergrößert wurden und dem Vaterlande weit gefährlicher sind als der ohnmächtige Particularismus der Kleinen. Daher ferner Wiederaufrichtung des Kaiserthums für Oesterreich; dieser halbfremde Staat muß durch sein Interesse an Deutschland gebunden werden, während in Preußen das deutsche Blut sich von selbst freier und reiner erhält. Heerwesen und auswärtige Politik gebühren dem Reiche, dergestalt daß ein von dem österreichischen verschiedenes deutsches diplomatisches Corps gebildet wird; desgleichen Münze und Zölle und die Reichsgerichte. Ein Reichstag in Regensburg, mit drei Bänken wie vor Alters, jedoch seine Mitglieder sind nicht Gesandte, sondern Repräsentanten; die Bank der Reichsstädte wird verstärkt durch Abgeordnete der Landtage, die in allen deutschen Staaten einzuberufen sind. Ein solcher Bund, meinte der Reichsritter, könne vielleicht dereinst den Franzosen das Land zwischen Rhein und Schelde wieder entreißen; auf die sofortige Befreiung des linken Rheinufers wagte selbst Stein in jenem Augenblicke noch nicht zu hoffen.

Große, zukunftsreiche Gedanken waren in dieser Denkschrift niedergelegt, so das zweifache Verlangen nach landständischen Rechten und einem deutschen Parlamente, doch Alles gährte noch roh und unfertig durcheinander. Der eigentliche Kern der deutschen Frage blieb dem ersten Manne der Nation noch völlig dunkel. In seiner hochherzigen Begeisterung für die Größe der Ottonen und der Staufer wollte er den dreihundertjährigen Jammer jener Fremdherrschaft wiederherstellen, die den Verfall der alten Kaiserherrlichkeit herbeigeführt hatte. Wie Preußens norddeutsche Hegemonie mit dem österreichischen Kaiserthum und dem Regensburger Reichstage sich vertragen, ob auch Preußen zu Gunsten dieser Kaiserkrone auf seine Militärhoheit und auf seine selbständige europäische Politik verzichten sollte — alle diese verhängnißvollen Machtfragen ließ der Reichsritter unerörtert.

Der Staatskanzler zeigte sich mit mehreren Grundgedanken der Denkschrift einverstanden. Gleich Stein hielt er die Mittelstaaten für Deutschlands ärgste Feinde und dachte ihnen die schmählichen Erwerbungen der letzten sieben Jahre wieder abzunehmen: der Besitzstand von 1805 sollte wie für die Wiederherstellung der beiden Großmächte so auch für die übrigen deutschen Staaten die Richtschnur bilden. Aber Hardenberg wollte das also gewonnene Land nicht den Mediatisirten zurückgeben, sondern zur Verstärkung von Oesterreich und Preußen verwenden. Wie Stein war auch er überzeugt von der Nothwendigkeit des Dualismus, und so ernsthaft, so uneigennützig verfolgte er diese alten Bartensteiner Pläne, daß er die österreichischen Staatsmänner wiederholt und dringend bat die

vorderösterreichischen Lande am Oberrhein wieder mit dem Kaiserstaate zu vereinigen; nur so werde Oesterreich in Wahrheit der Herr von Süddeutschland und durch sein eigenes Interesse genöthigt jeden Uebergriff Frankreichs zurückzuweisen. Die Sicherung des deutschen Bodens gegen neue Gewaltthaten des westlichen Nachbars blieb in Hardenbergs Augen der wichtigste Zweck des künftigen Deutschen Bundes. Dagegen verwarf er entschieden die Wiederherstellung des Kaiserthums; in diesem Gedanken fanden sich Humboldt und, außer Stein, alle preußischen Staatsmänner mit dem Staatskanzler zusammen. So stark war das Selbstgefühl der norddeutschen Macht doch angewachsen, daß sie eine förmliche Unterordnung nicht mehr ertragen konnte; nur in voller Gleichberechtigung durften die beiden Großmächte an die Spitze der kleinen Staaten treten. Unter den norddeutschen Patrioten vernahm man sogar seit den Siegen der jüngsten Wochen immer häufiger die Frage: warum denn dies Preußen, das die Waffen Deutschlands führe, nicht selber an Oesterreichs Stelle die Herrschaft im Reiche übernehmen solle?

Wenn Metternichs Angst vor den norddeutschen Jacobinern überhaupt noch wachsen konnte, so mußte sie durch diese Denkschrift gesteigert werden. In jedem Satze fand er das genaue Gegentheil seiner eigenen Meinung. Was war entsetzlicher: Steins schonungslose Sprache gegen den Rheinbund oder das Verlangen nach der Einverleibung Sachsens oder die Forderung eines deutschen Parlaments? Der furchtsame Gentz, der alle die schönen Erinnerungen seiner kräftigen Jahre längst über Bord geworfen hatte, klagte bereits beweglich: dieser Befreiungskrieg beginne einem Freiheitskriege ähnlich zu sehen, drohe mit einer Revolution zu enden, statt mit einer Restauration! Das Angebot der kaiserlichen Würde reizte den österreichischen Staatsmann jetzt so wenig wie im Frühjahr. Auch England, Rußland, Schweden hatten ihm in den jüngsten Wochen wiederholt von der Erneuerung des Kaiserthums gesprochen. Der conservative Zug ward an den Höfen immer stärker, seit das revolutionäre Weltreich ins Sinken kam; unwillkürlich regte sich überall der Wunsch nach einfacher Wiederherstellung der alten Zustände. Der Oesterreicher aber blieb bei seiner Weigerung: nimmermehr sollte sich das Haus Lothringen mit dem leeren Prunke einer Krone belasten, welche ihm jetzt nur noch den Haß Frankreichs und der Mittelstaaten zuziehen konnte.

Eben diese französischen Vasallen, denen alle Preußen Verachtung und Groll entgegentrugen, wollte Metternich um jeden Preis schonen. Er gedachte die deutsche Politik Napoleons mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, spielte den Gönner der rheinbündischen Höfe, erklärte sich bereit im Nothfalle sogar einige der kleinsten Fürsten zum Besten dieser Könige zu mediatisiren. Da er den Haß der Mittelstaaten gegen jede starke Bundesgewalt kannte, so durfte die deutsche Frage nur im freien Einverständniß mit den Rheinbundsfürsten entschieden werden. Die ver-

trauten englisch-hannoverschen Staatsmänner überraschte er sogar durch die Frage: wozu überhaupt eine deutsche Bundesverfassung, die doch nur böses Blut errege? wie viel einfacher doch, sich zu begnügen mit „einem ausgedehnten Systeme von Verträgen und Allianzen“, das die souveränen deutschen Staaten für den Kriegsfall zu gegenseitigem Beistande verbände! Darum wies er jede nähere Verabredung mit Hardenberg von der Hand und erreichte wirklich, daß zu Teplitz gar nichts über die deutsche Verfassung vereinbart wurde. Sein Vertrauter, Hofrath Binder, meinte gemüthlich: wie einst das Verfassungswerk des Westphälischen Friedens unmittelbar aus dem Chaos des großen Krieges emporgestiegen sei, so werde auch die Verfassung des Deutschen Bundes zur rechten Zeit ganz von selber durch die Umstände geschaffen werden. Nebenbei wurde Humboldt, der alte Freund von Gentz, der tägliche Genosse von Metternichs Abenteuern und Vergnügungen, bei dem Staatskanzler verleumdet. Die Oesterreicher haßten ihn nächst Stein als den Haupturheber der preußischen Bundespläne, und es hielt nicht schwer, dem ohnehin voreingenommenen Staatskanzler zu beweisen, daß der verdächtige Mann mit Hilfe der „Exaltirten“ sich des Staatsruders zu bemächtigen strebe.

Die Haltung Metternichs ergab sich nicht blos aus der natürlichen Ruheseligkeit und Gedankenarmuth seines Geistes, der bei aller Schlauheit völlig unfruchtbar die Idee eines großen schöpferischen Verfassungsplanes niemals hätte fassen können, sondern auch aus einer richtigen Würdigung der Leistungsfähigkeit seines Staates. Wie Preußen an seiner Schwäche, so krankte Oesterreich von jeher an seiner Stärke, an jener Ueberfülle grundverschiedener politischer Ziele, die ihm durch die bunte Mannichfaltigkeit seines Ländergewirrs gestellt wurden. Dieser alte Fluch des Kaiserstaates wurde jetzt erneuert durch die blinde Gier einer sich unendlich klug dünkenden Staatskunst. Das neue Oesterreich wollte zugleich Italien beherrschen, die Führung in Deutschland behaupten und das zwieträchtige Völkergewimmel an der Donau zusammenhalten — drei schwierige Aufgaben, denen kein Staat der Welt, und am allerwenigsten ein Staat von so geringen geistigen Kräften, auf die Dauer genügen konnte. Die Zeit sollte kommen, da die kurzsichtige Thorheit dieser Politik sich grausam bestrafte; damals hatte noch Niemand die tiefe Unsittlichkeit, die innere Unmöglichkeit der Pläne Metternichs durchschaut. Die Cabinette sahen vielmehr nicht ohne Neid, wie glücklich und sicher der gewandte Mann sich seinen Zielen näherte. Er erkannte richtig, daß sein Oesterreich eine Macht des Beharrens war und alle verwegenen Neuerungen von sich weisen mußte; ein Staat in solcher Lage hatte keinen ärgeren Feind als das Verlangen der Nationen nach Einheit und Freiheit, er durfte diesseits wie jenseits der Alpen sich nur auf das dynastische Interesse der Höfe stützen.

Der österreichische Staatsmann wollte sich also behutsam mit der

mittelbaren Herrschaft über das gesammte Deutschland begnügen ohne die Könige von Napoleons Gnaden durch die anspruchsvollen Formen kaiserlicher Majestät zu verletzen. An eine Mitherrschaft Preußens dachte er um so weniger, da er wohl wußte, daß die Mittelstaaten sämmtlich die Hegemonie der aufstrebenden preußischen Macht im Norden noch weit mehr fürchteten als das österreichische Kaiserthum. Allen irgend unterrichteten Diplomaten war diese Ansicht Metternichs wohl bekannt. Auch Hardenberg konnte sie leicht errathen, wenn er nur die Augen offen hielt; woher kam es denn, daß Oesterreich sich so beharrlich weigerte, die Herrschaft über die oberschwäbischen Lande von Neuem zu übernehmen? Hier aber begann die lange Reihe der diplomatischen Fehler des Staatskanzlers. Seine Verträge mit Rußland und England waren, einzelner Mißgriffe ungeachtet, doch gerechtfertigt durch das Gebot der Noth. Sein Verhalten gegen Oesterreich entsprang einem folgenschweren Irrthum. Er setzte leichtsinnig eine freundnachbarliche Gesinnung voraus, wovon in der Hofburg keine Spur vorhanden war; höchstwahrscheinlich ist er in solcher Meinung absichtlich bestärkt worden durch seinen Vetter Graf Hardenberg, den hannoverschen Agenten in Wien, einen anrüchigen, zweizüngigen Menschen, der lange den Vermittler zwischen den beiden deutschen Großmächten spielte, doch in Wahrheit nur ein Werkzeug Metternichs war.

Geschickt wußte die österreichische Politik dies sorglose Vertrauen des Bundesgenossen zu mißbrauchen. Metternich hat wohl in späteren Jahren, als er ernster und arbeitsamer wurde, zuweilen ein kunstvoll angelegtes, fein durchdachtes Ränkespiel geführt; in jener Zeit war er noch ganz der leichtfertig frivole Lebemann, brachte den leidenschaftlichen Gentz, der den Kampf gegen Preußen und Rußland mit grimmigem Ernste führte, durch seine träge Sorglosigkeit und seine faden Liebesabenteuer oft zur Verzweiflung. Gegen Hardenbergs kindliche Arglosigkeit genügte aber schon ein gemächliches Zuwarten und gelegentlich eine freundliche Lüge. Da der Oesterreicher jeder Erörterung der deutschen Verfassungsfrage auswich, so blieb der preußische Staatsmann hartnäckig in dem Glauben, die Hofburg werde sich doch noch bewegen lassen das gefährliche Wächteramt am Oberrheine zu übernehmen. Noch mehr, er handelte, als ob seine dualistischen Pläne bereits die Zustimmung des Wiener Hofes gefunden hätten, und bewilligte vertrauensvoll, daß Oesterreich als die führende Macht Süddeutschlands mit den Südstaaten über ihren Beitritt zur Coalition unterhandeln sollte; das schien sich ohnehin von selbst zu verstehen, da die österreichischen Truppen bereits an der bairischen Grenze standen. So wurde das Schicksal der deutschen Verfassung in Oesterreichs Hände gelegt; und dies in einem Augenblicke, da der Abfall der Rheinbündler an dem Gange des Krieges nichts mehr ändern konnte! Von den Verträgen mit den Königskronen des Südens hing die Form des künftigen Deutschen Bundes ausschließlich ab; in Norddeutschland, dem Machtgebiete Preußens, war nichts zu unter-

handeln, dort galt es zunächst nur den König Jerome und die napoleonischen Präfecten zu verjagen. Was die hoffenden Patrioten von der Hofburg zu erwarten hatten, das lehrte im October ein cynischer Aufsatz von Gentz in der Prager Zeitung: der Sieg sei der Uebergang aus dem Zustande der Entsagung in den Zustand der Ruhe und des Genusses! Das lehrten noch deutlicher die endlosen Verhandlungen über Steins Centralverwaltungsrath.

Ein Unstern schwebte von Haus aus über dieser Schöpfung des Freiherrn; monatelang fand sie keine rechte Thätigkeit, da man noch wenig erobert hatte. Alle die fremden Mächte, die noch zu Deutschland gerechnet wurden, England, Schweden, Oesterreich äußerten wiederholt ihr Mißtrauen. Die entthronten Kleinfürsten dagegen drängten sich heran, und natürlich durfte der unaufhaltsame Gagern nicht fehlen; der alterprobte Lebensretter der Kleinstaaterei zeigte Vollmachten vor von dem Kurfürsten von Hessen und dem Fürsten von Oranien, forderte Sitz und Stimme für die beiden Herren ohne Land. Sobald Oesterreich der Allianz beigetreten war, verlangte Metternich sogleich gänzliche Umgestaltung der verdächtigen Behörde: sie dürfe nichts sein als ein militärisches Verpflegungsamt. Der russische Gesandte Alopeus, der bisher die provisorische Verwaltung in Mecklenburg geführt, ein vertrauter Freund der preußischen Patrioten, mußte auf den Wunsch der Hofburg abberufen werden. In Teplitz legte Humboldt einen veränderten Entwurf vor, der aber zu Metternichs Entsetzen die Vorschrift enthielt, daß die Centralverwaltung in den eroberten Ländern die Landstände einberufen solle. Neue Bedenken, neue Verschleppung. Auch Nesselrode, Alexanders neuer Rathgeber, der sich immer gelehriger in Metternichs Anschauungen einlebte, zeigte lauen Willen. Die Sache blieb liegen, und erst nach der Leipziger Schlacht, am 21. October wurde ein neuer Vertrag unterzeichnet, welcher die mit so stolzen Erwartungen begründete Behörde jeder politischen Bedeutung beraubte. Stein und sein treuer Mitarbeiter Eichhorn wünschten, daß den zur Coalition übertretenden Kleinfürsten nur die vorläufige Fortführung der Regierung unter der Aufsicht der Centralverwaltung belassen würde; dann hätten sie jedes Hoheitsrecht, das ihnen die künftige Bundesacte zurückgab, als ein Geschenk von Seiten des Deutschen Bundes betrachten müssen. Metternich wollte umgekehrt die kleinen Fürsten dadurch gewinnen, daß er ihnen den Fortbestand ihrer durch die Beraubung des alten Reichs geschaffenen Machtvollkommenheit verbürgte; die Centralverwaltung erschien ihm um so gefährlicher weil er fürchtete, daß sie die Vereinigung Sachsens mit dem preußischen Staate vorbereiten könnte. Seine Ansicht drang durch. Die Wirksamkeit der Centralverwaltung wurde beschränkt auf die Leitung der Rüstungen und der Heeresverpflegung in den eroberten Gebieten; Stein mit einem Rathe von Agenten der verbündeten Regierungen erhielt die oberste Aufsicht; die von ihm angestellten Militärgouverneure sollten immer nur durch die bestehenden Obrigkeiten ihre Befehle aus-

führen lassen. Wer freiwillig der Coalition beitrat, durfte durch Vertrag sein Land vor der Einmischung der Centralverwaltung sicherstellen. In seinem also beschränkten Wirkungskreise hat der Centralverwaltungsrath unter Steins kraftvollen Händen sehr Tüchtiges geleistet, obgleich er beständig mit dem bösen Willen der rheinbündischen Souveräne zu kämpfen hatte; aber der ursprüngliche kühne Plan, die Gebiete der Kleinfürsten als herrenloses Gut zu behandeln, war durch Oesterreich vereitelt.

Unterdessen hatte Metternich seine kostbare Vollmacht benutzt und mit Baiern abgeschlossen. Trotz der günstigen militärischen Lage der Alliirten hegte man in dem zaghaften Hauptquartiere drei Wochen vor der Entscheidungsschlacht noch so wenig feste Siegeszuversicht, daß selbst der Czar die kleine bairische Armee als eine sehr werthvolle Verstärkung ansah. Noch höheren Werth legte Metternich auf den Zutritt Baierns; er hoffte durch eine rasche Verständigung mit dem Münchener Hofe die in den letzten acht Jahren verlorenen Westprovinzen sofort zurückzugewinnen, Tyrol, und damit die Pforte Italiens dem österreichischen Heere zu öffnen, endlich allen Rheinbundskönigen durch die That zu beweisen, daß sie in der Hofburg einen nachsichtigen Gönner fänden. Im September war das Münchener Cabinet endlich zu der Einsicht gelangt, daß es Zeit sei das sinkende Schiff zu verlassen. Die beiden Kaiser ermuthigten den König von Baiern durch freundliche Briefe; Hofrath Hruby, einer der gewandtesten österreichischen Diplomaten, dessen Wirksamkeit der preußische Staat noch oft schmerzlich empfinden sollte, reiste geschäftig hin und her. Am 8. October schlossen Oesterreich und Baiern den Rieder Vertrag. Beide Theile konnten sich eines großen diplomatischen Erfolges rühmen, des größern doch Oesterreich. Die Hofburg gewann für sich Tyrol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel und führte zugleich drei schwere Schläge gegen Preußen. Der Kernstaat des Rheinbundes trat als gleichberechtigte Macht in die Coalition ein, wurde feierlich aller vergangenen Schuld entlastet; und jetzt zeigte sich, welchen Sinn Oesterreich mit jenen verhängnißvollen Worten des Teplitzer Vertrages verband: die verheißene ganze und unbedingte Unabhängigkeit wurde kurzweg dahin erläutert, daß Baiern, von jedem fremden Einfluß befreit, „seiner vollkommenen Souveränität genießen“ solle. Damit war den Bundesplänen Preußens die Spitze abgebrochen. Baiern erhielt ferner die Anerkennung seines Besitzstandes; das will sagen: Hardenbergs Plan den Rheinbundsstaaten den Raub der jüngsten Jahre wieder abzunehmen, fiel platt zu Boden, und Ansbach-Baireuth ging für Preußen verloren. Der Münchener Hof empfing endlich für die an Oesterreich abgetretenen Provinzen die Lande Würzburg und Aschaffenburg sowie die geheime Zusage noch anderer deutscher Landstriche, die mit seinem Gebiete in ununterbrochenem Zusammenhange stehen sollten; durch diese Aussicht ward das Haus Wittelsbach für die nächste Zeit fest an Oesterreich gekettet.

Die geheimen Artikel des Rieder Vertrages wurden vor dem preußi-

schen Cabinet noch längere Zeit verborgen gehalten*) und erregten, als sie endlich ans Licht traten, lebhaften Unwillen. Hardenberg und Humboldt hatten in Teplitz einen Artikel für den bairischen Vertrag vorgeschlagen, worin Baierns Unterwerfung unter die deutsche Bundesgewalt ausbedungen war; sie waren damit weder bei dem Czaren noch bei Metternich durchgedrungen, und nun mußten sie erleben, daß Oesterreich den gefährlichsten und böswilligsten Staat des Rheinbundes von jeder Verpflichtung gegen Deutschland freisprach! Montgelas hielt es nicht einmal für nöthig seine bonapartistischen Neigungen zu verbergen; in der öffentlichen Erklärung, die den vollzogenen Fahnenwechsel verkündigte, sprach er unbefangen die Hoffnung aus auf baldige Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen, denen der König nur im letzten Augenblicke und in höchster Bedrängniß entsagt habe. Und diesem Staate hatte Oesterreich die alten Stammlande der Hohenzollern preisgegeben!

Zu Anfang des Jahres, in einem Augenblicke da Baierns Abfall den ganzen Verlauf des Krieges ändern konnte, war der Staatskanzler allerdings bereit gewesen auf die fränkischen Markgrafschaften zu verzichten. Jetzt in völlig verwandelter Lage dachte man nicht mehr daran für geringen Gewinn ein solches Opfer zu bringen; vielmehr hatte Friedrich Wilhelm eben jetzt den Obersten Krauseneck beauftragt von Böhmen aus einen Streifzug gegen Ansbach-Baireuth zu unternehmen und die Franken zur Erhebung für ihren alten Fürsten aufzurufen. Da erfuhr man, daß Metternich die preußische Vollmacht mißbraucht hatte um zu erreichen, was die Hofburg schon seit dem Hubertusburger Frieden unablässig erstrebte, um den norddeutschen Staat aus dem Süden zu verdrängen und ihn der Position in der Flanke Böhmens zu berauben. Der König war nicht minder erbittert als das Volk der Markgrafschaften. Es bezeichnet die kindliche politische Bildung der Zeit, daß sobald die Fesseln des Rheinbundes sich lockerten alle deutschen Stämme ohne Ausnahme zu ihren altangestammten Fürstenhäusern zurück verlangten. Nirgendwo äußerte sich diese legitimistische Gesinnung so lebhaft wie unter den Franken; sie waren einst durch Hardenbergs Verwaltung aus tiefem wirthschaftlichem Verfalle emporgehoben worden und hatten dann unter der Willkürherrschaft der Präfecten Montgelas' schwer gelitten. Sie bestürmten den König sie nicht aufzuopfern, beschworen nachher den Wiener Congreß in einer rührenden Adresse um die Rückkehr des alten Fürsten, dessen weise Verwaltung allein das Land in den Stand gesetzt habe die Leiden der letzten acht Jahre zu überstehen. Durch viele Jahrzehnte blieb im Fichtelgebirge die Erinnerung lebendig an die gute alte Zeit, da die Königin Luise mit ihrem jungen Gemahl die Felsklüfte der Luxburg durchwandert hatte; die Kinder suchten im Walde nach dem Adlerfarrenkraut, das im Querschnitt den brandenburgi-

*) Hardenbergs Tagebuch 17. November 1813.

schen Adler zeigt. Der König empfand es bitter so viel herzliche Treue zurückweisen zu müssen; sein Staatskanzler mußte sobald die Rieder Verabredungen bekannt wurden Preußens Ansprüche auf Ansbach-Baireuth feierlich vorbehalten. Aber die Verwahrung kam zu spät. Um doch nicht gänzlich leer auszugehen besetzte Preußen bald nach der Leipziger Schlacht das Herzogthum Berg und behielt dies Land, das in München von jeher als das Aequivalent der fränkischen Markgrafschaften angesehen wurde, in seiner Verwaltung. —

Dergestalt war bereits entschieden, daß Oesterreich die Gestaltung der deutschen Zukunft in seiner Gewalt hielt. Indessen wuchs die Bedrängniß des Imperators. Neue gewaltige Aushebungen wurden dem erschöpften Frankreich zugemuthet: die Nation solle sich ein Beispiel nehmen an den ungeheuren Anstrengungen des kleinen Preußens, ihr Alles einsetzen in diesem Kriege gegen England; denn nur darum dauere der Kampf fort weil der unversöhnliche englische Feind verlange, daß die Franzosen wie die Hindus allein für ihn arbeiteten. Das elende Weib, das in Napoleons Namen die Regentschaft führte, die Tochter des letzten deutschen Kaisers, hatte die Stirn im Senate auszusprechen: „ich weiß mehr als irgend Jemand, was unsere Bevölkerung zu gewärtigen hätte, wenn sie sich jemals besiegen ließe!“ Umringt von den drei feindlichen Heeren versuchte Napoleon noch mehrmals durch einen Angriff sich Luft zu machen; zweimal wendete er sich gegen das schlesische Heer, das bis in die Lausitz vorgedrungen war, einmal gegen die böhmische Armee; aber Blücher wich ihm gewandt aus, und als der Imperator am 10. September von der Höhe des Geiersberges in das Teplitzer Thal hinabschaute, da fand er doch nicht den Entschluß, dem böhmischen Heere die Schlacht anzubieten. Es war ein ewiges va et vient, wie Napoleon sagte. Das nutzlose Spiel drohte sich ins Unendliche zu verlängern. Die große Armee rührte sich nicht vom Flecke. Karl Johann benutzte den Sieg von Dennewitz nicht, wollte die Elbe nicht überschreiten so lange Wittenberg noch in französischen Händen war. Wohl vereitelte das Corps Wallmodens durch das Gefecht an der Göhrde einen Versuch Davousts die Besatzung von Magdeburg zu verstärken; die Parteigänger Colomb und Thielmann errangen manchen schönen Erfolg im Rücken des Feindes, ja den Kosaken Czernitscheffs glückte es sogar für einige Tage Cassel zu besetzen und den König Jerome aus seiner Hauptstadt zu verjagen. Doch was bedeutete das Alles für den Ausgang des großen Krieges? Clausewitz spottete, die beiden Theile ständen sich gegenüber wie der Hund und die Feldhühner, die einander starr ansehen bis der Jäger sein Faß an! ruft.

Von Blücher und Gneisenau ward endlich dieser fröhliche Jägerruf angestimmt. Sie hatten den wiederholten Befehl zum Abmarsch nach Böhmen unbefolgt gelassen, weil sie der schlesischen Armee die Freiheit der Bewegung erhalten wollten. Als der Krieg völlig ins Stocken kam

entschlossen sie sich eigenmächtig, nordwestwärts über die Elbe zu ziehen und den Zauderer Bernadotte mit sich fortzureißen; gelang dies, so mußte das große Hauptquartier endlich den Muth finden das Erzgebirge zu überschreiten, und etwa in der Gegend von Leipzig konnten die drei Armeen sich vereinigen. Zog Napoleon mittlerweile nach Schlesien, um so besser für die Verbündeten, dann verlegten sie ihm mit gesammelter Kraft den Rückzug; nicht die Sicherung einer Provinz, sondern das Lager des Feindes war Gneisenaus Ziel. Wir also, schrieb er stolz, wollen die Scene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die Andren es nicht wollen. Der König war mit dem kühnen Entschlusse einverstanden, aber der russische Bevollmächtigte im Blücher'schen Hauptquartier legte förmlich Verwahrung ein.

Am 26. September traf Bennigsen mit der russischen Reservearmee aus Polen im Teplitzer Thale ein; Schwarzenberg gebot fortan über eine gewaltige Uebermacht, wenn er sie nur zu vereinigen verstand. Am selben Tage brach Blücher aus der Lausitz auf; es war die entscheidende Wendung des Feldzugs. Am 3. October überschritt er die Elbe bei Wartenburg, in jener sumpfigen Niederung, wo die Schwarze Elster sich mit dem Strome vereinigt. Drüben auf dem linken Ufer stand das Corps Bertrands, Franzosen, Italiener, Rheinbündner, zwischen Wartenburg und Bleddin, den Augen der Preußen völlig entzogen, geschützt durch hohe Dämme und durch die sumpfigen Altwasser der Elbe. Gegen diese fast unangreifbare Stellung ließ Blücher das York'sche Corps vorgehen. York fluchte wieder über die Tollheit der Pläne Gneisenaus, doch er übernahm das Wagniß, und nach wiederholtem vergeblichem Sturme gelang es wirklich dem unvergleichlichen Muthe seiner Truppen die Dämme zu ersteigen, den Feind zum Abzuge zu nöthigen. Abermals war ein glänzender Sieg allein durch die Preußen erfochten, und abermals bekamen die unglücklichen Württemberger die Schärfe des preußischen Schwertes zu kosten. Der Kampf ward mit solcher Wuth geführt, daß die schwarzen Husaren einmal gefangene italienische Kanoniere zwangen das Geschütz auf ihre eigenen Kameraden zu richten. Glückselig focht General Oppen mitten im Getümmel; der war von der nahen Nordarmee herübergeritten und ließ sich's nicht nehmen als gemeiner Reiter mit ins Feuer zu gehen. Ein grausiger Anblick, wie die armen Leineweber von der schlesischen Landwehr schaarenweise mit durchschossener Brust auf dem nassen Boden lagen unter den Obstbäumen an den Elbdeichen; vor der Schlacht hatten sie sich noch gemächlich Pflaumen geschüttelt. Als Eichhorn diese kümmerlichen Leiber betrachtete, in denen so viel Liebe und so viel Heldenmuth gewohnt, da durchschauerte ihn heilige Andacht und er erkannte was es heiße, daß der Herr auch in den Schwachen mächtig ist. Der höchste Preis gebührte doch dem Kolbergischen Leibregimente, jener tapferen Schaar, die schon an Gneisenaus Seite gestanden als das Gestirn des Helden zuerst aufging; vor dieser Truppe entblößte der gestrenge York sein Haupt, wie einst

König Friedrich vor den Ansbach-Baireuth-Dragonern. Blücher aber rief, als Abends im Wartenburger Schlosse der Becher kreiste, den Sohn Scharnhorsts an seine Seite, gedachte des Vaters in bewegten Worten, nannte sich selber bescheiden einen Handwerker, der nur ausführe was jener Unvergeßliche geplant.

Die Elbe war überschritten. In einer persönlichen Unterredung bewog Blücher den schwedischen Kronprinzen, seinem Zuge zu folgen; derweil Bernadotte in den süßesten Artigkeiten sich erging, rief der Alte seinem Dolmetscher zu: sagen Sie dem Kerl, der Teufel soll ihn holen wenn er nicht will! Schon am 8. October stand die schlesische Armee in der Nähe von Düben, wenige Meilen nördlich von Leipzig, hinter ihr bei Dessau das Nordheer. Blüchers Vormarsch brachte Alles in Bewegung. Während das böhmische Heer sich endlich anschickte auf Leipzig zu marschiren, nahm Napoleon seine Truppen vom rechten Elbufer zurück, mit dem Befehle vorher Alles bis auf den letzten Obstbaum zu zerstören, sicherte Dresden durch eine starke Garnison und eilte selber nordwestwärts, den beiden vereinigten Armeen entgegen. Doch Blücher wich abermals aus, zog sich westlich über die Saale, so daß ihm der Weg nach Leipzig offen blieb, und der diplomatischen Kunst Rühle von Lilienstern's gelang es auch den Kronprinzen, der schon über die Elbe zurückweichen wollte, zu dem Marsche über die Saale zu bewegen. Napoleon erkannte zu spät, daß er in die Luft gestoßen hatte. Jetzt, in der höchsten Bedrängniß, kam er nochmals auf seinen Lieblingsplan zurück und dachte an einen fünften Zug gegen Berlin: so leidenschaftlich war sein Verlangen den Heerd der deutschen Volksbewegung zu züchtigen. Seine Vortruppen drangen bereits über die Elbe, Tauentzien trat mit seinem Corps einen übereilten Rückzug an, und am 13. October befürchtete die preußische Hauptstadt noch einmal einen feindlichen Angriff. Doch inzwischen hatte der Imperator seinen Entschluß wieder geändert und wendete sich nach Leipzig zurück. Sein Stolz verschmähte die offene Rückzugsstraße nach dem Rheine; er hoffte dicht vor den Mauern Leipzigs der von Süden heranrückenden böhmischen Armee die Schlacht anzubieten, bevor die beiden anderen Heere eintrafen. Das edle Wild war gestellt; das gewaltige Kesseltreiben dieses Herbstes näherte sich dem Ende.

Gneisenaus Augen leuchteten, als er am Morgen des 16. Octobers das ungeheure Schlachtfeld überblickte, wie vom Nordwesten und Norden, vom Südosten und Süden her die Heersäulen der Verbündeten im weiten Halbkreise gegen Leipzig heranzogen. Er wußte, die Stunde der Erfüllung hatte geschlagen, und wie er empfand das Volk. Wie oft hatten sich die Deutschen erfreut an den Schilderungen der Kaufleute von dem vielsprachigen Völkergewimmel, das von Zeit zu Zeit marktend und schachernd die hochgiebligen Straßen der alten Meßstadt erfüllte; jetzt strömten wieder alle Völker des Welttheils vom Ebro bis zur Wolga in

den schlachtgewohnten Ebenen Obersachsens zusammen. Die große Zahlwoche kam heran, die Abrechnung für zwei Jahrzehnte des Unheils und der Zerstörung. Nach der Schlacht erzählte sich das Volk in der Pfalz, wie die acht Kaiser aus den Grüften des Speierer Domes sich erhoben hatten und Nächtens über den Rhein gefahren waren um bei Leipzig mitzukämpfen; nach vollbrachter Arbeit ruhten sie wieder still im Grabe. Die Verbündeten hatten für sich den dreifachen Vortheil der Ueberzahl an Mannschaft und Geschütz, des concentrischen Angriffs und einer sicheren Flügelanlehnung. Napoleon stand im Halbkreise auf der Ebene östlich von Leipzig; hinter ihm lagen die Stadt und die Auen — jene wildreichen dichten Laubwälder, die sich meilenlang zwischen der Elster, der Pleiße und ihren zahlreichen sumpfigen Armen ausdehnen, ein für die Entfaltung großer Truppenmassen völlig unbrauchbares Wald- und Sumpfland, das die beiden Flügel der Verbündeten gegen jede Umgehung sicherte. Gelang der Angriff, so konnte der Imperator vielleicht versuchen irgendwo den eisernen Ring der alliirten Heere zu durchbrechen und sich ostwärts nach Torgau durchzuschlagen — ein tollkühnes Wagniß, das bei einiger Wachsamkeit der Verbündeten sicher scheitern mußte. Sonst blieb ihm nur noch der Rückzug nach Westen offen, erst durch die enge Stadt, dann auf einer einzigen Brücke über die Elster, endlich auf dem hohen Damme der Frankfurter Landstraße quer durch die nassen Wiesen der Auen — der denkbar ungünstigste Weg für ein geschlagenes Heer.

Am 15. war Rühle von Lilienstern mit einer Botschaft des schlesischen Hauptquartiers bei dem Oberfeldherrn in Pegau angelangt. Gneisenau schlug vor, am ersten Schlachttage das Gefecht hinzuhalten, weil mindestens 80,000 Mann von der verbündeten Armee noch nicht zur Stelle waren. Sobald diese Verstärkungen eingetroffen, sollte der Angriff auf allen Stellen des Halbkreises mit entschiedener Uebermacht wieder aufgenommen und indessen durch ein in Napoleons Rücken entsendetes Corps dem Feinde die einzige Rückzugsstraße gesperrt werden; dann war nicht nur ein Sieg, sondern eine Vernichtungsschlacht, eine in aller Geschichte unerhörte Waffenstreckung möglich. Zu so hohen Flügen vermochte sich freilich Schwarzenberg nicht aufzuschwingen. Eine Zeit lang hoffte er sogar die Schlacht gänzlich zu vermeiden, schon durch das Erscheinen der drei vereinigten Armeen den Imperator zum Rückzuge zu nöthigen. Auch als er sich endlich überzeugen mußte, daß ein Napoleon so leichten Kaufes nicht zu verdrängen sei, entwarf er einen überaus unglücklichen Schlachtplan. Da die böhmische Armee vom Süden, die beiden anderen Heere vom Norden herankamen, so mußte der Oberfeldherr — das war die Meinung des schlesischen Hauptquartiers — die Entscheidung auf seiner rechten Flanke suchen, dort auf der Rechten sich mit der Nordarmee zu verbinden streben um die Umklammerung des Feindes zu vollenden. Statt dessen ballte er eine Masse von 35,000 Mann, lauter

Oesterreicher, auf seinem äußersten linken Flügel zusammen und ließ sie durch das unwegsame Buschland der Auen gegen Connewitz vorgehen, in der sonderbaren Hoffnung, dort auf ganz unzugänglichem Boden Napoleons rechten Flügel von der Stadt abzudrängen. Sein General Langenau hatte diesen unseligen Anschlag eingegeben; der ehrgeizige Sachse, der erst im Frühjahr zugleich mit dem Minister Senfft in österreichische Dienste übergetreten war, brannte vor Begier sich in der Gnade seines Kaisers fest zu setzen und wollte darum den Hauptschlag durch die Oesterreicher allein ausführen, den Preußen, die er mit dem ganzen Ingrimm des Particularisten haßte, eine untergeordnete Rolle zuweisen. Der kleinliche Gedanke sollte sich grausam bestrafen.

Napoleon sammelte die Hauptmasse seiner Streitkräfte bei Wachau, drei Stunden südöstlich der Stadt. Da er von dem Zauderer Bernadotte nichts befürchtete und die schlesische Armee noch weitab im Nordwesten bei Merseburg wähnte, so gab er dem Marschall Marmont, der im Norden bei Möckern stand, den Befehl sich mit der Hauptarmee zu vereinigen um die Niederlage des böhmischen Heeres vollständig zu machen. In der That entsprach Karl Johann den Erwartungen des Imperators. Die Nordarmee erschien am 16. gar nicht auf dem Schlachtfelde, dergestalt daß die Alliirten nur eine geringfügige Ueberzahl, 192,000 gegen 177,000 Mann, in das Gefecht führen konnten; eine weite Lücke blieb zwischen den beiden Hälften der verbündeten Heere offen, die Kämpfe des ersten Tages zerfielen in Wahrheit in zwei selbständige Schlachten, bei Möckern und bei Wachau.

Blücher dagegen kam nicht auf dem Umwege über Merseburg, sondern gradeswegs von Halle auf der Landstraße am Ostrande der Auen heran und zwang Marmont durch sein unerwartetes Erscheinen, bei Möckern stehen zu bleiben. Wie lieblich war den tapferen Schlesischen das Leben eingegangen die letzten Tage über, als sie jubelnd in Halle einzogen, von den Bürgern der endlich befreiten treuen Stadt auf den Händen getragen, und dann bei Becherklang und vaterländischen Gesängen, nach altem Burschenbrauche die Nacht verbrachten. Dem Rausche der jugendlichen Lust folgte die ernste Arbeit, die blutigste des ganzen Krieges, denn wieder fiel dem York'schen Corps die schwerste Aufgabe zu. Als York am Morgen des 16. in Schkeuditz unter seinen Fenstern die Husaren zum Aufsitzen blasen hörte, da hob er sein Glas und sprach den Kernspruch seines lieben Paul Gerhard: den Anfang, Mitt' und Ende, Herr Gott, zum Besten wende! Wohl mochte er sich einer höheren Hand empfehlen, denn unangreifbar wie bei Wartenburg schien wieder die Stellung des Feindes. Marmont lehnte sich mit seiner linken Flanke bei Möckern an den steilen Thalrand der Elster, hatte die Mauern des Dorfes zur Vertheidigung eingerichtet, weiter rechts auf den flachen Höhen eine Batterie von 80 Geschützen aufgefahren. Gegen diese kleine Festung stürmten die Preußen heran auf der sanft ansteigenden baumlosen Ebene;

sechsmal drangen sie in das Dorf und verloren es wieder; das Gefühl der einzigen Größe des Tages beschwingte beiden Theilen die Kraft. Endlich führt York selber seine Reiterei zum Angriff gegen die Höhen unter dem Rufe: „marsch, marsch, es lebe der König;“ nach einem wüthenden Häuserkampfe schlägt das Fußvolk den Feind aus dem Dorfe heraus; am Abend muß Marmont gegen die Stadt zurückweichen, 53 Kanonen in den Händen der Preußen lassen, und an den Wachtfeuern der Sieger ertönt das Lied: Herr Gott Dich loben wir, wie in der Winternacht von Leuthen. Aber welch ein Anblick am nächsten Morgen, als die Truppen zum Sonntagsgottesdienst zusammentraten. Achtundzwanzig Commandeure und Stabsoffiziere lagen todt oder verwundet; von seinen 12,000 Mann Infanterie hatte York kaum 9000 mehr, seine Landwehr war im August mit 13,000 Mann ins Feld gezogen und zählte jetzt noch 2000. So waren an dieser einen Stelle die Verbündeten bis auf eine kleine Stunde an die Thore von Leipzig herangelangt.

Das Ausbleiben der Nordarmee hatte die üble Folge, daß Blücher seine Armee nicht schwächen durfte und nicht, wie seine Absicht war, ein Corps westlich durch die Auen auf die Rückzugslinie Napoleons entsenden konnte. Dort ~~ist~~ Westen stand also Giulai mit seinen 22,000 Oesterreichern den 15,000 Mann des Bertrand'schen Corps allein gegenüber und er verstand nicht seine Uebermacht zu verwerthen; die große Frankfurter Straße blieb dem Imperator gesichert. Auch auf dem Hauptschauplatze des Kampfes, bei Wachau fochten die Verbündeten nicht glücklich. Hier hatte zwei Tage vorher ein großartiges Vorspiel der Völkerschlacht sich abgespielt, ein gewaltiges Reitergefecht, wobei König Murat nur mit Noth dem Säbel des Leutnants Guido v. d. Lippe von den Neumärkischen Dragonern entgangen war. Heute hielt Napoleon selber mit der Garde und dem Kerne seines Heeres die dritthalb Stunden lange Linie von Dölitz bis Seifertshain besetzt, durch Zahl und Stellung den Verbündeten überlegen, 121,000 gegen 113,000 Mann. Auf dem linken Flügel der Alliirten, zwischen den beiden Flüssen, vergeudeten die unglücklichen Opfer der Feldherrnkunst Langenaus ihre Kraft in einem tapferen, aber aussichtslosen Kampfe; eingeklemmt in dem buschigen Gelände vermochten sie ihre Macht nicht zu gebrauchen. General Merveldt selbst gerieth mit einem Theile seines Corps in Gefangenschaft; mit Mühe wurden die Reserven dieser Oesterreicher aus den Auen über die Pleiße rechtsab auf die offene Ebene hinauf gezogen. Es war die höchste Zeit, denn hier im Centrum konnten Kleists Preußen und die Russen des Prinzen Eugen sich auf die Dauer nicht behaupten in dem verzweifelten Ringen gegen die erdrückende Uebermacht, die unter dem Schutze von 300 Geschützen ihre Schläge führte. Die volle Hälfte dieser Helden von Kulm lag auf dem Schlachtfelde. Schon glaubt Napoleon die Schlacht gewonnen, befiehlt in der Stadt Victoria zu läuten, sendet Siegesboten

an seinen Vasallen König Friedrich August, der in Leipzig angstvoll der Entscheidung harrt. „Noch dreht sich die Welt um uns“ — ruft er frohlockend seinem Daru zu. Ein letzter zerschmetternder Angriff der gesammten Reiterei soll das Centrum durchbrechen. Noch einmal dröhnt die Erde von dem Feuer der 300 Geschütze, dann rasen 9000 Reiter in geschlossener Masse über das Blachfeld dahin, ein undurchdringliches Dickicht von Rossen, Helmen, Lanzen und Schwertern. Da kommen die österreichischen Reserven aus der Aue heran, und während die Reitermassen, athemlos von dem tollen Ritt, allmählich zurückgedrängt werden, setzen sich die Verbündeten nochmals in den verlorenen Dörfern fest und am Abend behaupten sie fast wieder dieselbe Stellung wie am Morgen. Schwarzenbergs Angriff war gescheitert, doch der Sieger hatte nicht einmal den Besitz des Schlachtfeldes gewonnen.

Trat Napoleon jetzt den Rückzug an, so konnte er sein Heer in guter Ordnung zum Rheine führen; denn die schlesische Armee, die einzige Siegerin des ersten Schlachttags, stand von der Frankfurter Straße noch weit entfernt und war überdies tief erschöpft von dem verlustreichen Kampfe. Aber der Liebling des Glücks vermochte das Unglück nicht zu ertragen. Nichts mehr von der gewohnten Kälte und Sicherheit der politischen Berechnung; sein Hochmuth wollte sich den ganzen Ernst der Lage nicht eingestehen, wollte nicht lassen von unmöglichen Hoffnungen. Der Imperator that das Verderblichste was er wählen konnte, versuchte durch den gefangenen Merveldt Unterhandlungen mit seinem Schwiegervater anzuknüpfen und gewährte also den Verbündeten die Frist ihre gesammten Streitmassen heranzuziehen. Am 17. October ruhten die Waffen, nur Blücher konnte sich die Lust des Kampfes nicht versagen, drängte die Franzosen bis dicht an die Nordseite der Stadt zurück.

Am 18. früh hatte Napoleon seine Armee näher an Leipzig herangenommen, ihr Halbkreis war nur noch etwa eine Stunde von den Thoren der Stadt entfernt. Gegen diese 160,000 Mann rückten 255,000 Verbündete heran. Mehr als einen geordneten Rückzug konnte der Imperator nicht mehr erkämpfen; er aber hoffte noch auf Sieg, wies den Gedanken an eine Niederlage gewaltsam von sich, versäumte Alles was den schwierigen Rückmarsch über die Elster erleichtern konnte.

Die Natur der Dinge führte endlich den Ausgang herbei, welchen Gneisenaus Scharfblick von vornherein als den einzig möglichen angesehen hatte: die Entscheidung fiel auf dem rechten Flügel der Verbündeten. Napoleon übersah von der Höhe des Thonbergs, wie die Oesterreicher auf dem linken Flügel der Alliirten abermals mit geringem Glück den Kampf um die Dörfer an der Pleiße eröffneten, wie dann das Centrum der Verbündeten über das Schlachtfeld von Wachau herankam. Es waren die kampferprobten Schaaren Kleists und des Prinzen Eugen; über die unbestatteten Leichen der zwei Tage zuvor gefallenen Kameraden ging der

Heerzug hinweg, man hörte die Knochen der Todten unter den Hufen der Rosse und den Rädern der Kanonen knarren. Vor der Front der Angreifer lagen langhingestreckt die hohen Lehmmauern von Probsthaida, auf beiden Seiten durch Geschütze gedeckt — der Schlüssel des französischen Centrums. Unter dem Kreuzfeuer der Batterien begann der Angriff, ein sechsmal wiederholtes Stürmen über das offene Feld, doch zuletzt behauptete sich Napoleons Garde in dem Dorfe, und auch Stötteritz nebenan blieb nach wiederholtem Sturm und mörderischem Häuserkampfe in den Händen der Franzosen; man sah nachher in den Gärten und Häusern die Leichen von Russen und Franzosen, die einander gegenseitig das Bajonett durch den Leib gerannt, angespießt auf dem Boden liegen. Unmittelbar unter den Augen des Imperators ward auch heute den Verbündeten kein entscheidender Erfolg, obgleich sie dicht an den Schlüsselpunkt seiner Stellung herangelangten. Indessen rückte auf ihrem rechten Flügel das Nordheer in die Schlachtlinie ein, füllte die Lücke, welche die böhmische Armee von der schlesischen trennte, schloß den großen Schlachtenring, der die Franzosen umfaßte. Es hatte der Mühe genug gekostet, bis Karl Johann, der am 17. endlich bei Breitenfeld auf der alten Stätte schwedischen Waffenruhmes angelangt war, zur thätigen Theilnahme beredet wurde; um den Bedachtsamen nur in den Kampf hineinzureißen hatte Blücher seiner eignen Thatkraft das schwerste Opfer zugemuthet, 30,000 Mann seines Heeres an die Nordarmee abgetreten und damit selber auf den Ruhm eines neuen Sieges verzichtet. Einmal entschlossen zeigte Bernadotte die Umsicht des bewährten Feldherrn. Während Langerons Russen auf der äußersten Rechten der Angriffslinie durch wiederholten Sturm den Feind aus Schönefeld zu verdrängen suchten, traf die Hauptmasse der Nordarmee am Nachmittag auf der Ostseite von Leipzig ein. Bülow führte das Vordertreffen und schlug das Corps Reyniers aus Paunsdorf hinaus.

So stießen die alten Feinde von Großbeeren abermals auf einander, doch wie war seitdem die Stimmung in den sächsischen Regimentern umgeschlagen! Wunderbar lange hatte die ungeheure Macht des deutschen Fahneneides die Truppen des Rheinbundes bei ihrer Soldatenpflicht festgehalten; außer einigen vereinzelten Bataillonen waren bisher nur zwei westphälische Reiterregimenter zu den Verbündeten übergegangen. Mit dem Glücke schwand auch das Selbstgefühl der napoleonischen Landsknechte; sie begannen sich des Krieges gegen Deutschland zu schämen, sie empfanden nach was ihr Landsmann Rückert ihnen zurief:

> Ein Adler kann vielleicht noch Ruhm erfechten,
> Doch sicher Ihr, sein Raubgefolg, Ihr Raben
> Erfechtet Schmach bei kommenden Geschlechten!

Die Sachsen fühlten sich zudem in ihrer militärischen Ehre gekränkt durch die Lügen der napoleonischen Bulletins; sie sahen mit Unmuth wie ihre Heimath ausgeplündert, ihr König von Ort zu Ort hinter dem Protector

her geschleppt wurde; und sollten sie mit nach Frankreich entweichen, wenn Napoleon die Schlacht verlor und Sachsen ganz in die Gewalt der Verbündeten fiel? Selbst die Franzosen empfanden Mitleid mit der unnatürlichen Lage dieser Bundesgenossen; Reynier hatte bereits den Abmarsch der Sachsen nach Torgau angeordnet, als das Anrücken der Nordarmee die Ausführung des wohlgemeinten Befehles verhinderte. Nur König Friedrich August zeigte kein Verständniß für die Bedrängniß seiner Armee noch für seine eigene Schande. Unwandelbar blieb sein Vertrauen auf den Glücksstern des Großen Alliirten; noch während der Schlacht verwies er seine Generale trocken auf ihre Soldatenpflicht als sie ihn baten die Trennung des Contingents von dem französischen Heere zu gestatten. Die deutsche Gutmüthigkeit wollte dem angestammten Herrn so viel Verblendung nicht zutrauen. Die Offiziere glaubten fest, ihr König sei unfrei; keineswegs in der Meinung ihren Fahneneid zu brechen, sondern in der Absicht das kleine Heer dem Landesherrn zu erhalten beschlossen sie das Aergste was der Soldat verschulden kann, den Uebergang in offener Feldschlacht. In der Gegend von Paunsdorf und Sellerhausen schlossen sich etwa 3000 Mann der sächsischen Truppen an die Nordarmee an; mit ihnen eine Reiterschaar aus Schwaben. Die Preußen und Russen nahmen die Flüchtigen mit Freuden auf; nur den württembergischen General Normann, der einst bei Kitzen die Lützower verrätherisch überfallen hatte, wies Gneisenau mit verächtlichen Worten zurück. Friedrich Wilhelms Ehrlichkeit aber hielt den Vorwurf nicht zurück: wie viel edles Blut die Sachsen dem Vaterlande ersparen konnten, wenn sie ihren Entschluß früher, vor der Entscheidung, faßten! Der traurige Zwischenfall blieb ohne jeden Einfluß auf den Ausgang der Völkerschlacht, doch warf er ein grelles Schlaglicht auf die tiefe sittliche Fäulniß des kleinstaatlichen Lebens. Das Gewissen des Volkes begann endlich irre zu werden an der Felonie des napoleonischen Kleinkönigthums; trotz aller Lügenkünste particularistischer Volksverbildung erwachte wieder die Einsicht, daß auch nach dem Untergange des alten Reiches die Deutschen noch ein Vaterland besaßen und ihm verbunden waren durch heilige Pflichten.

Gegen 5 Uhr vereinigte Bülow sein ganzes Corps zu einem gemeinsamen Angriff, erstürmte Sellerhausen und Stüntz, drang am Abend bis in die Kohlgärten vor, dicht an die östlichen Thore der Stadt. Da währenddem auch Langeron auf der Rechten das hart umkämpfte Schönefeld endlich genommen hatte und ebenfalls gegen die Kohlgärten herandrängte, so war Ney mit dem linken Flügel der Franzosen auf seiner ganzen Linie geschlagen. Durch diese Niederlage ward Napoleons Stellung im Centrum unhaltbar. Noch am Abend befahl er den Rückzug des gesammten Heeres. Nun wälzten sich die dichten Massen der geschlagenen Armee durch drei Thore zugleich in die Stadt hinein um dann allesammt in entsetzlicher Verwirrung auf der Frankfurter Straße sich zu vereinigen. Daß dieser

eine Weg noch offen blieb, war das Verdienst des unglücklichen Giulai, der auch am dritten Schlachttage auf der Westseite nichts ausgerichtet hatte; bis zur Saale hin hielt Bertrand den Franzosen die Rückzugsstraße frei. Die Hunderttausende, die beim Feuerscheine von zwölf brennenden Dörfern auf dem theuer erkauften Schlachtfelde lagerten, empfanden tief erschüttert den heiligen Ernst des Tages; unwillkürlich stimmten die Russen eines ihrer frommen Lieder an, und bald klangen überall, in allen Zungen der Völker Europas, die Dankgesänge zum Himmel auf. Die Sieger beugten sich unter Gottes gewaltige Hand; recht aus dem Herzen der fromm bewegten Zeit heraus sang der deutsche Dichter:

O Tag des Sieges, Tag des Herrn,
wie feurig schien dein Morgenstern!

Nur der Feldherr, der von Amtswegen als der Besieger Napoleons gefeiert wurde, vermochte die Größe des Erfolges nicht zu fassen. Schwarzenberg weigerte sich die noch ganz unberührten russischen und preußischen Garden zur Verfolgung auszusenden — nicht aus Arglist, wie manche der grollenden Preußen annahmen, sondern weil sein Kleinmuth die Geschlagenen nicht zur Verzweiflung treiben wollte. Blücher hatte den Tag über, wegen des verspäteten Eintreffens der Nordarmee, sein kleines Heer zusammenhalten müssen um einen Ausfall in der Richtung auf Torgau, den man noch immer befürchtete, zurückweisen zu können; darum ward York erst am Abend auf dem weiten Umwege über Merseburg dem fliehenden Feinde nachgesendet. Also konnte Napoleon noch 90,000 Mann, fast durchweg Franzosen, aus der Schlacht retten. Die Deckung des Rückzugs, die Vertheidigung der Stadt überließ er seinen Vasallen, den Rheinbündnern, Polen und Italienern; mochten sie noch einmal für ihn bluten, dem Kaiserreiche waren sie doch verloren.

So mußte denn am 19. der Kampf um den Besitz der Stadt selber von Neuem begonnen werden. Während Blücher im Norden seine Russen gegen das Gerberthor führt und dort zuerst von den Kosaken mit dem Ehrennamen Marschall Vorwärts begrüßt wird, bricht Bülows Corps aus den Kohlgärten gegen die Ostseite der Stadt auf. Borstells Brigade dringt in den Park der Milchinsel, Friccius mit der ostpreußischen Landwehr erstürmt das Grimmaische Thor. Noch stehen die Regimenter des Rheinbundes dicht gedrängt auf dem alten Markte, da tönen schon die Flügelhörner der pommerschen Füsiliere die Grimmaische Straße herunter, dazwischen hinein der donnernde Ruf: Hoch Friedrich Wilhelm! Bald blitzen die Bajonette, lärmen die Trommeln und gellen die Querpfeifen auch in den andern engen Gassen, die nahe bei dem alten Rathhause münden. Alles strömt zum Marktplatze; die Sieger von der Katzbach, von Kulm und Dennewitz feiern hier in Gegenwart der gefangenen Feinde jubelnd ihr Wiedersehen. Neue stürmische Freudenrufe, als der Czar und der König selber einreiten; selbst die Rheinbündner stimmen mit ein; Alle

fühlen, wie aus Schmach und Gräueln der junge Tag des neuen Deutschlands leuchtend emporsteigt. Während den König von Preußen sein tapferes Heer frohlockend umdrängt, steht nahebei — ein klägliches Bild der alten Zeit, die nun zu Grabe geht — Friedrich August von Sachsen entblößten Hauptes, mitten im Gewühle an der Thür des Königshauses. Der hat während der Stunden des Sturmes ängstlich im Keller gesessen, betrogen von den prahlerischen Verheißungen des Protectors noch bis zum letzten Augenblicke auf die siegreiche Rückkehr des Unüberwindlichen gehofft. Nun würdigen ihn die Sieger keines Blickes, sein eigenes Volk beachtet ihn nicht, vor seinen Augen wird seine rothe Garde von Friedrich Wilhelms Adjutanten Natzmer zur Verfolgung der Franzosen hinweggeführt. Mit naiver Freude wie ein Held des Alterthums schreibt Gneisenau die Siegesbotschaft den entfernten Freunden in allen Ecken des Vaterlandes: „Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen. Wir sind arm geworden, aber reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Unabhängigkeit."

Dreißigtausend Gefangene fielen den Siegern in die Hände. Die Umzingelung der Stadt von den Auen her war bereits nahezu vollendet, als die Elsterbrücke an der Frankfurter Landstraße in die Luft gesprengt und damit den Wenigen, die sich vielleicht noch retten konnten, der letzte Ausweg versperrt wurde. Ein ganzes Heer, an hunderttausend Mann, lag todt oder verwundet. Was vermochte die Kunst der Aerzte, was die menschenfreundliche Aufopferung des edlen Ostfriesen Reil gegen solches Uebermaß des Jammers? Das Medicinalwesen der Heere war überall noch nicht weit über die Weisheit der fridericianischen Feldscheerer hinausgekommen, und über der wackeren, gutherzigen Leipziger Bürgerschaft lag noch der Schlummergeist des alten kursächsischen Lebens, sie verstand nicht rechtzeitig Hand anzulegen. Tagelang blieben die Leichen der preußischen Krieger im Hofe der Bürgerschule am Wall unbeerdigt, von Raben und Hunden benagt; in den Concertsälen des Gewandhauses lagen Todte, Wunde, Kranke auf faulem Stroh beisammen, ein verpestender Brodem erfüllte den scheußlichen Pferch, ein Strom von zähem Koth sickerte langsam die Treppen hinab. Wenn die Leichenwagen durch die Straßen fuhren, dann geschah es wohl, daß ein Todter der Kürze halber aus dem dritten Stockwerke hinabgeworfen wurde, oder die begleitenden Soldaten bemerkten unter den starren Körpern auf dem Wagen einen, der sich noch regte, und machten mit einem Kolbenschlage mitleidig dem Gräuel ein Ende. Draußen auf dem Schlachtfelde hielten die Aasgeier ihren Schmaus; es währte lange bis die entflohenen Bauern in die verwüsteten Dörfer heimkehrten und die Leichen in großen Massengräbern verscharrten. Unter solchem Elend nahm dies Zeitalter der Kriege vom deutschen Boden Abschied, die fürchterliche Zeit, von der Arndt sagte: „dahin wollte es fast mit uns kommen, daß es endlich nur zwei Menschenarten gab, Menschenfresser und Gefressene!" Dem Geschlechte, das Solches gesehen, blieb für

immer ein unauslöschlicher Abscheu vor dem Kriege, ein tiefes, für minder heimgesuchte Zeiten fast unverständliches Friedensbedürfniß.

Am 24. October besuchte König Friedrich Wilhelm seine Hauptstadt. Es drängte ihn am Grabe seiner Gemahlin zu beten, denn überall auf dieser wilden Kriegsfahrt war ihr Bild ihm zur Seite gewesen, und auch unter den Truppen hieß es immer wieder: warum durfte die Königin das nicht mehr erleben? Dann erschien er im Theater; das Heil Dir im Siegerkranz brauste durch den Saal, diesmal mit besserem Rechte als einst da das dünkelhafte Geschlecht der neunziger Jahre sich zuerst an den prächtigen Klängen weidete. Vor sieben Jahren am nämlichen Tage war Napoleon durch das Brandenburger Thor eingeritten, und welch ein Wandel seitdem! Wie hatte sich doch dieser verstümmelte Staat mit seinen fünf Millionen Menschen wieder aufgeschwungen auf die Höhen der Geschichte! Mochten die Männer der Kriegspartei von 1811 geirrt haben in der Wahl des Augenblicks, zu groß hatten sie nicht gedacht von ihrem Volke. Jetzt galt er wieder, der alte Wahlspruch Nec soli cedit! In jenen Tagen schrieb eine englische Zeitung: „Wer gab Deutschland das erste Beispiel des Abfalls von Napoleon? Die Preußen. Wer hielt die Schlachten von Lützen und Bautzen? Die Preußen. Wer siegte bei Haynau? Die Preußen. Wer bei Großbeeren, bei Katzbach und Dennewitz? Immer die Preußen. Wer bei Kulm, Wartenburg, Möckern und Leipzig? Die Preußen, immer die Preußen." Wie eine Drohung klang dies stolze the Prussians, ever the Prussians! dem Kaiser Franz und den Fürsten des Rheinbundes. Welcher Zukunft ging Deutschland entgegen, wenn dieser Staat seine alte Macht zurück erlangte?

Durch die Leipziger Schlacht war das ursprüngliche Ziel des Krieges gesichert: die Auflösung des Rheinbundes und die Befreiung Deutschlands bis zum Rheine. Aber mit dem Erfolge wuchs die Hoffnung. Am Tage nach dem Sturme trafen sich Stein und Gneisenau auf dem Markte zu Leipzig und gaben einander die Hand darauf, daß dieser Kampf nicht anders enden dürfe als mit dem Sturze Napoleons und der Wiedereroberung des linken Rheinufers. Was vor wenigen Wochen noch den Kühnen selber unmöglich däuchte erschien jetzt mit einem male nah und erreichbar. Auf Steins Geheiß ging der getreue Arndt sofort an die Arbeit; er sammelte aus dem reichen Schatze seines Wissens alle die historischen Erinnerungen und romantischen Bilder, deren er bedurfte um auf sein gelehrtes Volk zu wirken, und lebte sich ein in eine Anschauung, welche damals noch neu, bald eine treibende Kraft des Jahrhunderts werden sollte: in den Gedanken, daß am letzten Ende die Sprache und historische Eigenart der Nationen die Grenzen der Staaten bestimme. Und so, noch unter dem frischen Eindruck „der herrlichen Schlacht", schrieb er das wirksamste seiner Bücher, die fröhliche Losung für die Kämpfe der nächsten Monate: der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!

Fünfter Abschnitt.

Ende der Kriegszeit.

Die Schlacht von Leipzig brachte allen deutschen Landen bis zum Rheine die Befreiung, trotz der matten Verfolgung des geschlagenen Heeres. Der österreichischen Politik erschien der errungene Sieg fast allzu groß, sobald sich sein voller Umfang übersehen ließ. Die Vernichtung der napoleonischen Macht stand in sicherer Aussicht, sie ward abgewendet durch die Schuld des großen Hauptquartiers. Die Armee Bennigsens ging an die Elbe zurück, das böhmische Heer rückte langsam durch Franken und Thüringen westwärts, die Nordarmee wendete sich nach Hannover und Westphalen. Blücher aber, der auf der Frankfurter Straße dem Feinde dicht auf den Hacken saß, nur einen Tagemarsch hinter dem Hauptquartiere des Kaisers, erhielt plötzlich Befehl, vom geraden Wege ab nach der Wetterau und dem Lahnthale auszubiegen. So im Rücken unbelästigt führte Napoleon seine Truppen durch die schwierigen Engpässe des Rhöngebirges. Tausende waren ausgetreten und trieben als Fricoteurs ihr Unwesen, Mancher auch ward von den ergrimmten Bauern erschlagen. Der Kern des Heeres hielt noch zusammen, erreichte glücklich die Mainebene bei Hanau und schlug dort, aus dem Lamboy-Walde vorbrechend, die bairisch-österreichische Armee des Generals Wrede, die den Flüchtigen den Weg zu verlegen suchte (30. 31. October). Der bairische Heerführer, der roheste Prahler unter den Landsknechten des Rheinbundes, dachte durch einen glänzenden Sieg seinem Staate die Gunst der verbündeten Mächte zu sichern, jedoch er hatte kostbare Tage vor den Wällen von Würzburg versäumt und gelangte nicht rechtzeitig in die vortheilhafte Stellung an den Kinzigpässen, wo sich den Franzosen die Rückzugsstraße leicht versperren ließ. Also ward dem Imperator die Genugthuung, daß er seine deutschen Heerfahrten mit der Demüthigung eines abtrünnigen Vasallen beschließen konnte. An 70,000 Mann gelangten noch auf das linke Rheinufer. Hier aber brach die letzte Kraft der Unglücklichen zusammen; furchtbare Krankheiten lichteten ihre Reihen, und während einiger Wochen war Frankreich ohne Heer, widerstandslos gegen jeden Angriff. Die 190,000 Mann,

die noch zerstreut in den Festungen Norddeutschlands und Polens standen, gab Napoleon selbst verloren; er erbot sich zur Räumung der Oder- und Weichsellinie, wenn nur die Garnisonen freien Abzug erhielten, aber die Verbündeten durchschauten die Kriegslist und weigerten sich dem Verzweifelnden ein neues Heer zu schenken.

Dem Corps Bülows wurde die Freude, die verlorenen westlichen Provinzen wieder in Besitz zu nehmen. Sobald die Kunde von der Leipziger Schlacht kam, holte der westphälische Steuerdirector von Motz sofort seine alte Uniform hervor und trat in Mühlhausen als königlich preußischer Landrath auf; das Volk gehorchte als verstünde sich's von selber. Ueberall wurden die Befreier mit offenen Armen aufgenommen, nirgends mit lauterem Jubel als in Ostfriesland, dem Lieblingslande des großen Königs. Die alten Fahnen und Embleme der fridericianischen Zeit, wohl geborgen in dem schönen Waffensaale des Rathhauses zu Emden, kamen alsbald wieder zum Vorschein, als die Blücher'schen Husaren einzogen und nach ihnen Friccius mit der ostpreußischen Landwehr. Wie viel Zorn und Kummer hatte der treue Vincke die letzten Jahre über hinuntergewürgt, während er still auf seinem Gute in der Grafschaft Mark saß. Die Franzosen witterten wohl, daß seine ökonomische Lesegesellschaft in Hamm sich nicht blos mit der Landwirthschaft beschäftigen mochte; eine Zeit lang verwiesen sie ihn auf das linke Rheinufer, denn der Freund und Nachfolger Steins dürfe nicht diesseits des Rheins bleiben, so lange die Russen diesseits der Oder ständen. Endlich wieder frei gelassen erwartete er stündlich eine neue Verhaftung. Da kam ein Eilbote von den rothen Husaren aus Hamm; spornstreichs eilte Vincke hinüber, befahl sogleich in einem Rundschreiben allen Bürgermeistern bis zum Rheine sich dem rechtmäßigen alten Herrn wieder zu unterwerfen, übernahm die Leitung der Verwaltung in allen altpreußischen Gebieten Westphalens und dehnte seine Gewalt ohne Weiteres auch über einige Enclaven, Dortmund, Limburg, Corvey aus. Ein Rausch der Freude ging durch das befreite Land; man erkannte die stillen, ernsthaften Menschen der rothen Erde kaum wieder.

Dieselben herzerschütternden Auftritte opferfreudiger Erhebung, welche das Frühjahr in den östlichen Provinzen gesehen, wiederholten sich jetzt im Westen. Zwei der angesehensten Grundherren erließen einen Aufruf, natürlich mit dem preußischen Adler darüber, begrüßten die Befreier mit überschwänglichen Worten — „wer, biedere Landsleute, ward nicht von einem heiligen Wonneschauer durchdrungen, wie er die ersten Preußen als seine Erretter in unserer Mitte sah?" — und forderten die Markaner auf, nach dem Vorbilde dieser „wahren Hermanssöhne" Freiwillige zu stellen und eine Landwehr zu bilden. Auch in Cleve überall derselbe jubelnde Empfang. Es war ein großes häusliches Fest, ein fröhliches Wiedersehen lange getrennter Brüder, eine handgreifliche Widerlegung der in den Kleinstaaten landläufigen Ansicht, daß dieses Preußen ein künst-

licher Staat sei. Nur unter dem Adel des Münsterlandes zeigte sich wieder der alte pfäffische Haß gegen die preußischen Ketzer. Die Jugend eilte frohlockend zu den Fahnen; am eifrigsten in den altpreußischen Gebieten — wie ja noch bis zum heutigen Tage jene Striche Deutschlands, die durch die harte Schule König Friedrich Wilhelms I. gegangen sind, die größte Bereitwilligkeit zum Waffendienste zeigen. In den meisten Kreisen von Cleve und der Grafschaft Mark war eine förmliche Aushebung nicht nöthig, da die Zahl der Freiwilligen den Bedarf überreichlich deckte. Selbst die Ostfriesen, denen König Friedrich die Befreiung von der Cantonspflicht geschenkt hatte, überwanden den Widerwillen des Seemanns gegen den Landdienst und stellten sich zahlreich. Ein Theil der also in höchster Eile gebildeten Truppen konnte in der That noch rechtzeitig zur Einschließung der französischen Festungen abgehen. Den bibelfesten Markanern predigten die Pfarrer von dem eifrigen Herrn Zebaoth, der sein Volk aufruft zum heiligen Kampfe; nach dem Kriege ward auf den grauen Felsen über der Grüne ein Gedächtnißkreuz errichtet mit der Inschrift: Und im Namen unseres Gottes warfen wir Panier auf! Selbst der Landsturm kam mehrmals, öfter als im Osten, zur Verwendung. Die ostfriesischen Landstürmer nahmen theil an der Belagerung von Delfzyl, die clevischen lagen wochenlang vor Wesel; in dem altberühmten clevischen Dorfe Brünen, das schon im siebenjährigen Kriege seine Treue erprobt hatte, trugen nach dem Frieden alle Männer die Kriegsdenkmünze.

Merkwürdig aber, wie streng conservativ dies Volk sich zeigte sobald es wieder sich selber angehörte: man wollte zurück zu der guten alten Zeit, zu allen ihren Segnungen, auch zu ihrem Ständewesen. Ständische Ausschüsse besorgten hier wie im Osten die Aushebung der Landwehr unter der Oberleitung eines königlichen und eines ständischen Commissars. Was Wunder, daß sich die alten Landstände sofort wieder als die rechtmäßigen Vertreter des Landes fühlten. Alsbald nach der Befreiung berief der Landesdirector von Romberg den Landtag der Grafschaft Mark ein: „die wohlthätige ständische Verfassung tritt wieder in Wirkung.“*) Dann wurde der Führer der altständischen Partei, Freiherr von Bodelschwingh-Plettenberg, zum Könige nach Frankfurt geschickt um die Freude der Grafschaft über die Wiedervereinigung auszusprechen, aber auch die Bitte, daß keine Veränderung der alten Landesverfassung erfolge, es sei denn nach Anhörung des Landtags. In gleichem Sinne schrieb der Vorsitzende von Ritterschaft und Ständen Ostfrieslands, Freiherr zu Inn- und Knyphausen zum nächsten Geburtstage des Königs, betheuerte mit warmen Worten, wie sehr das Land sich freue „seinen alten herrlichen

*) Rombergs Rundschreiben an die Stände der Grafschaft Mark vom 22. November 1813.

Festtag“ wieder feiern zu dürfen, wie tief man beklage, daß nur ein Theil des Landsturms, nicht die Landwehr ins Feuer gekommen; zugleich baten die Stände um gänzliche Aufhebung der französischen Einrichtungen und Herstellung der alten Verfassung*). Hardenberg erwiderte behutsam: der König werde gern das Glück einer ihrem rechtmäßigen Landesherrn und ihrer Verfassung so ergebenen Provinz dauerhaft begründen. Ein festes Versprechen gab er nicht, denn was sollte aus den Reformplänen der jüngsten Jahre werden, wenn man alle diese von der Fremdherrschaft längst aufgehobenen kleinen Landtage wieder anerkannte? So begann bereits im Augenblicke der Befreiung jene altständische Bewegung, welche nachher, verbündet mit den verwandten Bestrebungen des brandenburgischen Adels, der Staatseinheit der wiederhergestellten Monarchie bedrohlich werden sollte.

Unter den nichtpreußischen Gebieten zeigte das Herzogthum Berg den freudigsten patriotischen Eifer. Das Land stand von Altersher in freundlichem Verkehre mit den preußischen Nachbarn in der Grafschaft Mark, seine Protestanten hatten schon in der fridericianischen Zeit immer zur preußischen Partei gehalten; jetzt war Alles erbittert gegen die napoleonischen Präfecten, die schon zu Anfang des Jahres einen Aufstandsversuch mit blutiger Strenge niedergeworfen hatten. Das ganze Land fiel der deutschen Sache zu, als der Generalgouverneur Justus Gruner einzog und nach seiner leidenschaftlichen Weise mit schwungvollen, enthusiastischen Worten das Volk zur Rüstung aufforderte. Fast so schnell wie in den altpreußischen Gebieten versammelte sich die junge Mannschaft. Der Landsturm versuchte sogar am 3. Januar bei Müllheim und am Fuße des Siebengebirges den Uebergang über den Rhein zu erzwingen, und lange noch blieben die Namen der beiden Führer des verunglückten Unternehmens, Boltenstern und Genger, dem bergischen Volke im Gedächtniß. Es war das erste Wiedererwachen eines ernsten politischen Wollens in diesen ermatteten rheinischen Landen. Das erbitterte Volk wollte alle Institutionen der Fremdherrschaft sogleich beseitigt sehen. Fort mit dem wälschen Rechte! hieß es überall; am Jahrestage der Leipziger Schlacht wurde in Düsseldorf die Guillotine als das Symbol der fremden Tyrannei feierlich verbrannt. Gruner aber begnügte sich das Heerwesen neuzugestalten und — bezeichnend genug für den idealistischen Zug der Zeit — das französische Wesen aus den Schulen auszutreiben: das altehrwürdige Düsseldorfer Gymnasium illustre wurde sofort wieder auf deutschen Fuß eingerichtet. Auch die härtesten der napoleonischen Steuern, die berüchtigten droits réunis und die den rauchlustigen Deutschen besonders verhaßte Tabaksregie fielen dahin. Sonst blieb die Organisation der Verwaltung und der Gerichte vorläufig unverändert, nur daß den Kreisdirectoren, wie jetzt

*) Eingabe Knyphausens an den König, 25. Juli 1814.

die Unterpräfecten hießen, nach deutscher Weise größere Selbständigkeit gewährt wurde*). Im Ganzen war das Volk zufrieden und ertrug willig die schweren Lasten dieses provisorischen Regimentes, das in anderthalb Jahren dem ausgesogenen Lande noch 6½ Mill. Franken an Kriegssteuern und Zwangsanlehen abfordern mußte.

Wie anders die Stimmungen und Zustände am linken Ufer. Als die Verbündeten im December das Elsaß betraten, begegnete ihnen überall ein finsterer fanatischer Haß; das tapfere Volk war völlig berauscht von dem Kriegsruhme der napoleonischen Adler, der Bauer glaubte jetzt noch weit fester als in den neunziger Jahren, daß der Sieg der Coalition ihm den Jammer der Zehnten und der Herrendienste wiederbringen werde. Weiter abwärts am Rheine zeigte sich zwar solche offene Feindseligkeit nur selten; jedoch nach zwei Jahrzehnten der Fremdherrschaft baute alle Welt auf Frankreichs Unüberwindlichkeit. Wenige hielten den Untergang des napoleonischen Reiches schon für entschieden, Niemand wünschte die alten Zustände zurück. Die unter dem Schutze des Continentalsystems emporgekommene Industrie fürchtete den reichen französischen Markt zu verlieren; die Frauen der höheren Stände, die ja selbst im Innern Deutschlands sich nur zu oft schwach gezeigt hatten gegen die wälsche Liebenswürdigkeit, verhehlten hier selten ihre Vorliebe für die leichte Anmuth der französischen Sitten. Die Massen des Volkes waren des fremden Wesens müde; man bereitete da und dort den deutschen Truppen festlichen Empfang, ließ sich die Aufhebung der verwünschten droits réunis und den wieder eröffneten Verkehr mit den überrheinischen Landsleuten wohl gefallen, half auch wohl selber beim Niederreißen der verhaßten Zollhäuser.

In jenen Kreisen der gebildeten Jugend, die von dem Hauche der neuen christlich-germanischen Romantik berührt waren, herrschte fröhliche Begeisterung; freudestrahlend zog der junge Ferdinand Walter mit den Donischen Kosaken ins Feld, auch einzelne ältere Männer schlossen sich freiwillig den preußischen Bataillonen an. Doch von einer allgemeinen Volkserhebung war nicht die Rede. Die Sieger selbst wagten kaum, diese grunddeutschen Menschen schlechtweg als Deutsche zu behandeln. Der Courrier d'Aix la Chapelle schrieb noch fast ein Jahr lang französisch, das Journal du Bas Rhin et du Rhin Moyen brachte seine amtlichen Bekanntmachungen in beiden Sprachen. Der neue Generalgouverneur, Oberpräsident Sack, selber ein geborener Rheinländer, verstand mit den Leuten umzugehen; war er doch wie sie ein abgesagter Feind aller ständischen Vorrechte und dem brandenburgischen Adel seit Jahren verdächtig. So weit es anging suchte er das Volk selber zu den Verwaltungsgeschäften

*) Gruners Bericht über die Verwaltung des General-Gouvernements Berg, 24. Januar 1814.

heranzuziehen. Mehrmals wurden die alten Generalräthe — Landesdeputirte hießen sie jetzt — nach Aachen berufen um über die Vertheilung der Kriegssteuern und Lieferungen zu berathschlagen; in jedem Canton ward ein unbesoldeter Commissär aus der Mitte der Eingesessenen ernannt, der die Wünsche und Beschwerden des Bezirks dem Gouvernement vortragen sollte.*) Aber die Masse der neuen Beamten, die in die Stellen der entflohenen Franzosen einrückten, der unvermeidliche Druck der Kriegssteuern und die Unsicherheit der provisorischen Zustände erweckten bald Unwillen in dem leicht erregbaren Volke. Nicht lange, und der Ruf: „da möchte man doch gleich provisorisch werden" war eine beliebte rheinländische Verwünschung. Jetzt schon ließ sich erkennen, wie viel schwere Arbeit dereinst noch nöthig sein würde um diese halbverwälschten Krummstabslande wieder einzufügen in das neue deutsche Leben. Nur die altpreußischen Unterthanen im linksrheinischen Cleve, in Mörs und Geldern schlossen sich mit ungemischter Freude der vaterländischen Sache an und begannen bereits auf Bülows Aufforderung ihre Landwehr zu bilden. Da fuhr plötzlich der Oberbefehlshaber Bernadotte, der noch immer auf Frankreichs Krone hoffte, mit einem Verbote dazwischen und erklärte: französische Unterthanen dürften nicht gegen Frankreich fechten!

Wunderbarer Kreislauf der Geschicke! Von diesen schönen rheinischen Landen war vor einem Jahrtausend unsere Geschichte ausgegangen; jetzt fluthete der mächtige Strom des deutschen Lebens aus den jungen Colonistenlanden des Nordostens wieder nach Westen zurück in sein verschüttetes altes Bette. Keiner unter den Söhnen des Rheinlandes grüßte den neuen Morgen, der über der Westmark aufging, mit so schwärmerischem Entzücken wie Joseph Görres. Der Heißsporn trat jetzt in die glücklichste und fruchtbarste Zeit seines wechselreichen Lebens; er kehrte von seinen wunderlichen wissenschaftlichen Irrfahrten zurück zu der publicistischen Thätigkeit seiner Jugend und begann in dem Rheinischen Mercur den Federkrieg für das neue Deutschthum — noch ganz so stürmisch, unbändig, gewaltsam wie vor Jahren als er die Heilswahrheiten der Revolution verkündete, ein Redner großen Stiles, sprachgewaltig, unerschöpflich in prächtigen, grandiosen Bildern, ein ehrlicher, freimüthiger Eiferer, ein Wecker der Gewissen, und bei Alledem doch ein unpolitischer Kopf, ohne eindringende Sachkenntniß, ohne Verständniß für die Machtverhältnisse der Staatenwelt. Der Rheinische Mercur war nicht, wie er sich selber nannte, eine Stimme der Völker diesseits des Rheines, die nunmehr eine Vormauer für das Vaterland werden sollten. Am Rheine fand die überschwängliche Sprache der patriotischen Leidenschaft nur in vereinzelten Kreisen Anklang. Um so lauter war der Widerhall in Nord-

*) Sacks Generalbericht über die provisorische Verwaltung am Mittel- und Niederrhein, 31. März 1816.

deutschland. Das entlegene Coblenz wurde zwei Jahre lang die Hochburg der deutschen Presse: so nach Zufällen und Persönlichkeiten wechselte der Mittelpunkt des politischen Lebens in diesem Volke ohne Hauptstadt. Die erzürnten Franzosen nannten Görres die fünfte unter den verbündeten Großmächten, die Diplomaten der Hofburg zitterten vor ihm. Der Rheinische Mercur ward bald noch mehr gelesen als vordem Schlözers Staatsanzeigen und gewann unter den gebildeten Klassen ein Ansehen wie seitdem kein anderes deutsches Blatt; bei ausgebildetem Parteileben ist eine solche Machtstellung einer einzelnen Zeitschrift unmöglich. Der Mercur diente den Patrioten aller Farben zum parlamentarischen Sprechsaale; Jeder war willkommen, wenn er nur nicht französisch dachte, auch Stein und Gneisenau verschmähten nicht Beiträge zu senden.

Eine bestimmte politische Richtung gab sich nur in der Polemik des Blattes kund; Görres wußte in Wahrheit nur was er nicht wollte. Wenn er die geheimen verrätherischen Umtriebe der rheinbündischen Fürsten geißelte oder seine Donnerkeile schleuderte gegen die Lohnschreiber Montgelas' und die seichte Aufklärung von Zschokkes Aarauer Zeitung, dann war der alte Kämpe in seinem Elemente. Schonungslos, mit packender Wahrheit schilderte er die Sünden, die den Fall des alten Reiches herbeigeführt, und ließ den gestürzten Napoleon sagen: „ein Volk ohne Vaterland, eine Verfassung ohne Einheit, Fürsten ohne Charakter und Gesinnung, ein Adel ohne Stolz und Kraft, das Alles mußte leichte Beute mir versprechen!“ Seine Pläne für Deutschlands Zukunft aber waren um nichts klarer als die hochtönenden Worte des Kalischer Aufrufs. Der Romantiker schwärmte für die Wiederherstellung der Karolingerkrone und suchte seine Kaiserträume wohl oder übel zu verschmelzen mit den dualistischen Plänen, die ihm aus der preußischen Staatskanzlei mitgetheilt wurden; doch selbst diesen verschrobenen Gedanken einer zweifachen Hegemonie unter habsburgischer Oberhoheit vermochte er nicht festzuhalten, sondern legte in seinem Blatte, zur Auswahl gleichsam, eine bunte Reihe grundverschiedener Verfassungspläne vor, wie sie ihm gerade von warmherzigen Patrioten eingesendet wurden. Bei einigem guten Willen der Regierungen — das schien Allen zweifellos — war die Neuordnung des befreiten Vaterlandes ein Kinderspiel; wer die Wiederkehr der alten Machtkämpfe zwischen Oesterreich und Preußen auch nur für möglich gehalten hätte, wäre als ein Lästerer verrufen worden. Die Dankbaren nahmen jeden Vorschlag für den Staatsbau der deutschen Zukunft freundlich auf, wenn der Verfasser nur recht kräftig von deutschem Wesen, von der Eintracht der beiden Großmächte, von Einheit und von Freiheit sprach und das stolze Selbstgefühl zur Schau trug, das die Nation von ihren Tribunen verlangte.

Die hier redeten fühlten sich als die Vertreter des Volks, und dies Volk glaubte mitten in seinen verschwommenen Träumen seines Zieles sicher und der Weisheit der Cabinette weit überlegen zu sein. „Etwas Ganzes

und Rechtes soll da werden, rief Görres den Diplomaten zu, und man soll dabei die Stimme des Volkes hören, die vernehmlich und deutlich aller Orten spricht!" Gleichwohl war der Rheinische Mercur das Beste was eine Zeitschrift sein kann, ein treues Spiegelbild der Gegenwart, ehrlich, geistvoll, jugendlich begeistert wie dies ganze Geschlecht, noch ganz unberührt von jenen unlauteren Nebenzwecken, welche die Presse in Zeiten entwickelten Verkehres zu verfolgen pflegt. Die clericalen Neigungen des phantastischen Herausgebers traten noch nicht verletzend hervor. Seine Verehrung für das kaiserliche Erzhaus hinderte ihn nicht das Lob der preußischen Helden mit brausendem Jubel zu singen; und wenn er die Deutschen aufforderte den Kölner Dom als ein Ehrendenkmal für das wiedererstandene Vaterland auszubauen, wenn er den Papst Pius VII., den standhaften Märtyrer der napoleonischen Tyrannei, für den ersten Helden dieses Weltbefreiungskampfes erklärte, so nahm die romantisch erregte Zeit daran keinen Anstoß. Eine verwandte Richtung verfolgten die Teutschen Blätter in Freiburg, eine vielgelesene Zeitschrift, welche die Kriegsberichte des großen Hauptquartiers aus erster Hand brachte.

Ebenso freudig wie die Bewohner der altpreußischen Provinzen empfingen die Hannoveraner, die Braunschweiger, die Kurhessen ihre wiederkehrende alte Herrschaft. Vor den Thoren von Braunschweig prangte ein festlich geschmückter Tempel auf der Stelle, wo „Braunschweigs Welfe" Friedrich Wilhelm vier Jahre zuvor mit seiner schwarzen Schaar gelagert hatte. Die Hannoveraner fühlten sich wieder stolz als Großbritannier und begeisterten sich für den geisteskranken englischen König, der während einer halbhundertjährigen Regierung ihr Land niemals eines Besuches gewürdigt hatte. In Cassel zog der böse Kurfürst Wilhelm wieder ein, nachdem König Jerome zum zweiten male geflohen war; die Bürger spannten ihm die Pferde vom Wagen ab und fuhren den Landesvater mit dem dicken Kropfe und dem langen Zopfe jauchzend vor das Schloß seiner Ahnen. Ueber seine Fürstentugenden täuschte sich freilich das getreue Völkchen selber nicht; doch er war der angestammte Herr, und was fragt die Liebe nach Gründen? Treffender als die unterthänigen Federn der amtlichen Blätter drückte ein alter Bauer von der Schwelm die Familiengefühle dieser verkommenen kleinstaatlichen Welt aus in den unwiderleglichen Worten: „und ob er schon ein alter Esel ist, wir wollen ihn doch wieder haben!" Das große, mit dem Blute der verkauften hessischen Soldaten erworbene Vermögen des kurfürstlichen Hauses war während der Jahre des Exils in Frankfurt bei Amschel Rothschild verwahrt worden, der mit diesen Geldern die Weltmacht seiner Firma begründete, und der geizige Fürst hatte nicht das Mindeste von seinen Schätzen aufgeopfert für die Befreiung Deutschlands. Trotzdem nahmen ihn die Verbündeten als einen wiedergefundenen Freund auf; die Gutmüthigkeit König Friedrich Wilhelms wollte dem treulosen Nachbarn das zweideutige Spiel von 1806 nicht

nachtragen, die Hofburg begünstigte grundsätzlich die dynastischen Interessen.

Alsbald nach der Wiedereinsetzung begann in Hessen das unsinnige Regiment „der Siebenschläfer": die jüngsten sieben Jahre mit Allem was „mein Verwalter Jerome" geschaffen sollten spurlos verschwinden. Auch über die welfischen Lande brach eine gehässige Restauration herein, die alle Schöpfungen der Fremdherrschaft unbesehen hinwegfegte, während Preußen in seinen wiedergewonnenen Provinzen mit verständiger Schonung verfuhr. Den militärischen Anforderungen der Coalition kamen die wiederhergestellten Kleinfürsten des Nordwestens mit der höchsten Saumseligkeit nach. Aus Oldenburg und Hannover rückten gar keine Truppen ins Feld; die Göttinger Studenten, die sich als Freiwillige stellten, wurden von der welfischen Adelsregierung barsch abgewiesen. Der hessische Landverderber begann zwar sogleich wieder seine altgewohnte Soldatenspielerei und beglückte die Hessen durch den Kriegsorden vom eisernen Helm, da ja die Preußen ihr eisernes Kreuz hatten; jedoch die Ausrüstung der Landwehr ging sehr langsam von statten, unter fortwährendem gehässigem Zanke mit der Centralverwaltung, also daß Stein zornig rief: geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist bei dem nichts anzufangen! Der hessische Landsturm ward erst im April 1814 einberufen, als Paris bereits erobert war.

Warmen Eifer für die deutsche Sache zeigten unter allen Fürsten des Nordwestens nur die kleinen mediatisirten Herren — weil sie hofften sich durch ihren Kriegsmuth ihre Kronen zurückzugewinnen. Im Schlosse zu Anholt stickten die zarten Hände der Prinzessinnen bereits an der Fahne, welche der Kriegsmacht der Sayn-Saynischen Nation zu Kampf und Sieg voranleuchten sollte; da drohte General Bülow, er werde alle westphälischen Kleinfürsten verhaften wenn sie sich unterstünden wieder als regierende Herren aufzutreten. Glücklicher als diese Mediatisirten waren die Hansestädte. Schon am 5. November versammelte sich eigenmächtig der alte Bremische Senat, dann wurde die Wiederherstellung der alten Republik feierlich ausgerufen und der kluge Smidt in das Hauptquartier nach Frankfurt gesendet. Der gewandte Diplomat bewog sofort die Hamburger und Lübecker ebenfalls Abgeordnete an die Monarchen zu senden und verstand die österreichischen Staatsmänner so geschickt zu behandeln, daß sie ihr Mißtrauen gegen alles republikanische Wesen überwanden. Preußen hatte schon bei den Friedensverhandlungen in Prag die Unabhängigkeit der Hansestädte gefordert, und wie konnte man Hamburg als eine feindliche Stadt behandeln, da die Hamburgische Bürgergarde, geführt von dem tapferen Mettlerkamp, schon seit Monaten in den Reihen der Nordarmee kämpfte? Die drei Städte erhielten die Zusage der Wiederherstellung, und durch Steins Schuld wurde noch eine vierte Republik in das neue monarchische Deutschland eingeführt, die alte Krö-

nungsstadt Frankfurt. So verschroben und hoffnungslos lagen bereits die deutschen Dinge, daß der tapfere Vorkämpfer der nationalen Einheit sich mit Eifer und Erfolg für die Wiederaufrichtung eines lebensunfähigen Stadtstaates verwendete. Der Reichsritter hegte von jeher eine Vorliebe für das reichsstädtische Leben und wollte um jeden Preis die schöne Mainstadt erretten vor den benachbarten Rheinbundsfürsten, die schon allesammt ihre gierigen Hände nach der reichen Beute ausstreckten. —

Diese Rheinbündner drängten sich jetzt nach der Entscheidung geschäftig an die Verbündeten heran. Wieder wie einst in Rastatt, Paris, Posen bettelte Deutschlands hoher Adel um die Gnade der Sieger und diesmal brauchte er kein Gold zur Handsalbe zu geben. Als Kaiser Franz in Frankfurt einzog, begrüßte ihn das jauchzende Volk als den Herrscher Deutschlands; der Name „unser Kaiser“ übte wieder seinen mächtigen Zauber auf die deutschen Herzen. Er aber wollte von „diesem unbedeutenden Titel“ nichts hören: „auf solche Weise — gestand Metternich einem französischen Unterhändler — gehört uns Deutschland noch mehr als früher.“ Die Beherrschung des Deutschen Bundes durch eine dem Hause Oesterreich ergebene Fürstenmehrheit war das nächste Ziel der deutschen Politik der Hofburg. Darum blieb Metternich unerbittlich gegen die Mediatisirten; er erkannte richtig, daß die Freundschaft dieser alten Parteigenossen Oesterreichs wenig mehr bedeutete seit die geistlichen Fürstenthümer verschwunden waren, und wendete sein Wohlwollen ihren glücklichen Erben, den rheinbündischen Fürsten zu. Ebenso dachten alle fremden Höfe, denn sie alle wünschten Deutschlands Schwäche und waren zudem mit den Kleinkönigen verschwiegert und vervettert. Ueber diese durchlauchtigen Familienverbindungen, die bis zum heutigen Tage die stärkste Stütze der deutschen Kleinstaaterei bilden, sprach sich der Czar in Frankfurt offenherzig aus, als er einmal in einem unbewachten Augenblicke zu Stein sagte: „woher sollte ich Gemahlinnen für meine Großfürsten bekommen, wenn alle diese kleinen Fürsten entthront würden?“ Zornig fuhr der Freiherr heraus: „das habe ich freilich nicht gewußt, daß Ew. Majestät Deutschland als eine russische Stuterei betrachten.“ Gleich ihm erwarteten alle preußischen Generale eine kräftige Abstrafung des Rheinbundsgesindels, wie Blücher sich ausdrückte. York ließ nach dem Einmarsch in Wiesbaden sogleich die nassauischen Wachposten abziehen und gab einem Kammerherrn, der ihn fragte, ob er denn Seine Hoheit entthronen wolle — die barsche Antwort: „noch habe ich keinen Befehl dazu.“

Im Frankfurter Hauptquartiere aber trug man die reumüthigen Rheinbundsfürsten auf den Händen und feierte den Baiern Wrede, von wegen der Hanauer Niederlage, wie einen ruhmgekrönten Feldherrn. Unter den größeren Fürsten des Rheinbundes wurde, außer den beiden Napoleoniden, allein der Fürstprimas Dalberg entthront, keineswegs wegen seines unwürdigen Verhaltens, sondern weil er nicht fürstlichen Blutes

und Eugen Beauharnais zu seinem Nachfolger bestimmt war. Mit ihm fiel sein Vetter, der Fürst von der Leyen; auch den Fürsten von Isenburg mußte Oesterreich dem Zorne König Friedrich Wilhelms opfern, da er aus preußischen Deserteuren und Vagabunden ein französisches Regiment gebildet hatte. Jene kleinen westphälischen Rheinbundsfürsten, welche Napoleon erst vor drei Jahren entthront hatte, erlangten ihre Kronen nicht wieder, da Niemand sich ihrer annahm. Man hielt sich an das bequeme beati possidentes, nahm Alle zu Gnaden auf, die im Augenblicke noch regierten. Zufall, Gunst und Laune hatten zwei Dutzend von den zahllosen Staatsgewalten des heiligen Reichs durch die Stürme des napoleonischen Zeitalters hindurch gerettet; dieselbe Willkür entschied jetzt über ihren Fortbestand. Die Fürstenberg und Hohenlohe blieben mediatisirt, die Reuß und Bückeburg behielten ihre Throne; den Verräthern am Vaterlande aber ward die im Dienste des Landesfeindes erworbene schimpfliche Beute erhalten.

Schon auf dem Marsche nach Frankfurt hatte Metternich mit Württemberg abgeschlossen. Der Vertrag von Fulda vom 2. November war dem Rieder ähnlich, nur wurde, aus Rücksicht auf Preußen, ein Vorbehalt zu Gunsten des künftigen Deutschen Bundes eingeschaltet. König Friedrich trat in die Coalition ein und behielt seine Souveränität sowie seine Besitzungen „unter der Garantie der politischen Beziehungen, welche sich ergeben werden aus den Anordnungen, die beim künftigen Frieden zur Herstellung und Sicherung der Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands getroffen werden sollen.“ Das einzig Klare in diesen nichtssagenden, gewundenen Sätzen war die Zusage der Souveränität und des Besitzstandes. Auf Steins Andringen wurde sodann für die Accessionsverträge der übrigen Mittelstaaten eine etwas bestimmtere Clausel, die freilich noch immer unklar genug blieb, verabredet. Baden, Darmstadt, Nassau, Kurhessen mußten versprechen sich den Pflichten zu fügen, welche die für die Unabhängigkeit Deutschlands nothwendige Ordnung erfordern würde, sowie die für den obigen Zweck nothwendigen Gebietsabtretungen gegen volle Entschädigung zu ertragen. Doch was wog dies Versprechen, da auch ihnen Besitzstand und Souveränität verbürgt wurde? Hardenbergs dualistische Hoffnungen verloren damit jeden Boden, desgleichen sein Plan das befreundete Oesterreich am Oberrheine anzusiedeln; zugleich ward das deutsche Gebiet, das für Preußens Entschädigung verfügbar blieb, mit jedem neuen Accessionsvertrage kleiner. Der Staatskanzler war voll Unmuths, aber nachdem er einmal der Hofburg den Vortritt bei den süddeutschen Verträgen eingeräumt hatte konnte er dem Unheil nicht mehr wehren. Und trotz so vieler bitterer Erfahrungen kam der Vertrauensvolle über die Absichten des Wiener Hofes noch immer nicht ins Klare. Er beklagte lebhaft die „fehlerhafte, ganz thörichte, übereilte Art“ jener Verhandlungen*)

*) Hardenbergs Tagebuch, 1. December 1813.

und erkannte nicht, daß Metternich keineswegs aus leichtsinniger Gutmüthigkeit fehlte, sondern vielmehr geschickt und folgerecht das bereits in Teplitz ausgesprochene Ziel der Selbständigkeit aller deutschen Fürsten verfolgte.

Sechs Wochen nach der Entscheidungsschlacht waren die Fürstenrevolutionen von 1803 und 1806 durch eine große Amnestie gesühnt, Frankreichs deutsche Vasallen allesammt in die große Allianz aufgenommen. Einzelne der kleinen norddeutschen Fürsten freuten sich ehrlich der Erlösung vom fremden Joche, keiner aufrichtiger als Herzog Karl August. Der Weimarische Hof war auch während dieser argen Jahre eine Heimstätte deutschen Geistes geblieben; Napoleon selbst hatte die fürstliche Haltung der Herzogin-Mutter bewundert, als sie ihm nach der Jenaer Schlacht stolz und würdig entgegentrat. Ihr aber blieb ein tiefer Abscheu gegen den Imperator; sie errieth, wie Luise von Preußen und Karoline von Baiern, mit dem sicheren Instincte des edlen Weibes den Zug der Gemeinheit in dem Wesen des großen Mannes. Wie sie empfand ihr Sohn; die Franzosen wollten dem leichtlebigen, lustigen Herrn nichts Arges zutrauen und ahnten nicht, daß er jahrelang mit den preußischen Patrioten in geheimem Verkehre stand. Sobald er die Hände wieder frei hatte trat er als russischer General in das Heer der Verbündeten ein und sagte traurig über seinen noch immer hoffnungslos verstimmten Freund Goethe: „Laßt ihn, er ist alt geworden!“

Ganz anders war die Stimmung der süddeutschen Höfe. Sie thaten nur was sie nicht lassen und ließen nur was sie nicht thun durften. Unverhohlen sprach Montgelas seinen Groll aus wider „die fatale Deutschheit“. Der württembergische Despot verbot bei Festungsstrafe alle politischen Gespräche, entließ sofort den bei Leipzig übergegangenen General und herrschte einen seiner Landvögte, der sich im deutschen Sinne ausgesprochen hatte, mit der Weisung an: „Es ist die Pflicht eines jeden guten Dieners, nur die Sache, für welche sein Souverän sich erklärt hat, als die wahre gute Sache anzusehen.“ Von seinem Besuche im Frankfurter Hauptquartier kehrte er sehr unwirsch heim. Keinen Fetzen nachbarlichen Landes hatten ihm die Verbündeten zum Lohne für den Fahnenwechsel gewährt, wie viel einträglicher war doch der Dienst des Imperators gewesen! Sofort trat er wieder in geheimen verrätherischen Verkehr mit dem freigebigen Protector. Auch in Baden währte es eine geraume Weile, bis die Carlsruher Staatszeitung statt des gewohnten „Seine Majestät der Kaiser“ erst „Napoleon“ und endlich „der Feind“ schrieb; als der Uebertritt unvermeidlich wurde, sprach Großherzog Karl dem Protector noch sein lebhaftes Bedauern aus. Napoleon aber verstand seine Leute zu behandeln, er schwor im Falle der Rückkehr ihre Länder zu verwüsten, wie einst Ludwig XIV. die Pfalz. Mit geballter Faust und einem grimmigen: „Du sollst mir's bezahlen, mein Fürst!“ schied sein Gesandter Bendeuil von

dem Großherzog Ludwig von Darmstadt, als dieser das Bündniß aufkündigte.

Die Drohungen des Imperators verfehlten ihren Zweck nicht, sie lähmten die Thatkraft auch der besser gesinnten Rheinbundsfürsten. Eine Volksbewaffnung nach preußischer Weise war in der Mehrzahl dieser Länder ohnehin unmöglich, da die Gewalthaber ihrem eigenen Volke nicht trauten. In Baiern wurden die Freiwilligen von den Behörden mit Hohn heimgeschickt. In Württemberg wollte der König weder Freiwillige noch eine Landwehr dulden; die Bildung des Landsturms benutzte er nur als einen willkommenen Vorwand um seine Unterthanen zu entwaffnen und bei Zuchthausstrafe die Einlieferung aller Gewehre anzubefehlen. Niemand war bei diesen Höfen schlimmer verrufen als Stein; wußten sie doch, daß der Freiherr soeben in Frankfurt beantragt hatte, ihre Regierungsgewalt vorläufig zu suspendiren. Auch die trefflichen Männer, die er in seiner deutschen Centralverwaltung anstellte, hießen bald allesammt moskowitische Jacobiner: die Preußen Friese und Eichhorn, der Russe Turgeniew, der Leiter des Hospitalwesens Graf Solms-Laubach, der Organisator der Volksbewaffnung Rühle von Lilienstern. Tagaus tagein versuchten der particularistische Dünkel und die Niedertracht der süddeutschen Cabinette die Wirksamkeit der Centralverwaltung zu durchkreuzen. Montgelas bedrohte Steins Beamte mit Ausweisung, als sie sich von dem Zustande der bairischen Lazarethe überzeugen wollten. Friedrich von Württemberg weigerte sich „ausländische“ Verwundete in seine Hospitäler aufzunehmen; als die Oesterreicher ihre Kranken aus dem überfüllten Villingen nach Rottweil hinüberbrachten, ließen die württembergischen Behörden die Jammernden auf der Straße liegen, bis man mit Gewalt die Thüren des Krankenhauses öffnete. So erprobte sich die bundesfreundliche Gesinnung jener Höfe, denen Oesterreich bedingungslos die Souveränität zurückgab. Stein selber meinte jetzt traurig, man thue besser, die Verhandlungen über Deutschlands Verfassung bis zum Frieden zu vertagen, sonst könne die lockere Coalition sich leicht ganz auflösen. Um aber die Nation über die Denkweise ihrer Gewalthaber zu belehren, ließ er seinen treuen Eichhorn eine Schrift über die Centralverwaltung veröffentlichen, welche ohne Umschweife die Sünden der Kleinkönige aufdeckte. Seitdem kannte der Haß der rheinbündischen Höfe gegen das preußische Deutschthum keine Grenzen mehr.

Auch das Volk des Südens wurde von dem Sturme der Begeisterung, der über Norddeutschland dahin brauste, nur obenhin berührt, obgleich sich überall ehrlicher Wille zeigte und viele junge Männer aus den gebildeten Ständen auf Arndts und Görres' Worte schworen. So tief wie in Preußen hatte der Haß gegen die Fremdherrschaft hier niemals Wurzeln schlagen können, denn hier war kein verlorener Ruhm zurückzugewinnen. Als die Stunde der Befreiung schlug, thaten zwar die

Meisten ihre Schuldigkeit, doch ein starker kriegerischer Thatendrang, der die böswilligen Regierungen mit fortgerissen hätte, zeigte sich nirgends. Nichts bezeichnender als Rückerts Lied für die Coburger Landwehr: „Man hat uns eh' gerufen nicht, sobald uns aber rief die Pflicht war'n wir bereit zu gehn!" Ruh' und Frieden war nach dem Jammer dieser endlosen Kriegszeit der allgemeine Wunsch. Im Mannheimer Theater wurde, bei einer festlichen Aufführung zum Besten der Volksbewaffnung, das Schiller'sche Reiterlied gesungen mit der von A. von Dusch verübten zeitgemäßen Verschönerung:

> Und setzet Ihr nicht die Ruhe ein,
> Nie wird Euch die Ruhe gewonnen sein.

Leider führte auch der weitere Verlauf des Krieges Nord- und Süddeutsche einander nicht näher. Das einzige süddeutsche Generalgouvernement der Centralverwaltung, das Frankfurter, wurde, den dualistischen Plänen Hardenbergs entsprechend, österreichischen Beamten und Offizieren übergeben; im Elsaß rissen die Baiern eigenmächtig die provisorische Verwaltung an sich ohne nach Stein zu fragen. Treue Waffenbrüderschaft verband die Russen und die Preußen nach so vielen gemeinsamen Siegen. Die russischen Truppen vergötterten den König Friedrich Wilhelm, der sie in ihrer Muttersprache anzureden wußte, und ihren Marschall Vorwärts; der preußische Soldat blickte zwar nur mit gemäßigter Hochachtung auf den russischen Leutnant, der von seinem Major vor der Front geohrfeigt wurde, doch die Tapferkeit der Mannschaften schätzte er hoch. Von den bairischen und württembergischen Regimentern dagegen hörte er wenig, da sie, den Verträgen gemäß, der österreichischen Armee zugetheilt wurden; nur die badische Garde focht mit der preußischen vereinigt. So konnte, zum Unheil für Deutschland, ein lebendiges Gefühl der Kameradschaft zwischen den Preußen und den Truppen der Kleinstaaten sich nicht bilden, die gehässigen Erinnerungen aus den blutigen Schlachten des Sommerfeldzugs blieben unvergessen. Ein eigener Unstern wollte, daß die kleinen Contingente an dem Kriegsruhme der Verbündeten geringen Antheil gewannen. Ein großer Theil von ihnen wurde zur Einschließung von Mainz und in dem thatenarmen flandrischen Festungskriege verwendet; die Freiwilligen des sächsischen Banners bekamen den Feind nie zu sehen. Die Baiern und Württemberger zogen zwar mit gen Paris und schlugen sich mit ihrer gewohnten Tapferkeit, jedoch einen glänzenden Sieg, der die Triumphe von Regensburg, Wagram und Borodino verdunkelt hätte, errangen sie nicht. Darum behauptete der Stern der Ehrenlegion nach wie vor sein Ansehen unter den Veteranen der Mittelstaaten. Die Bauern in Franken und im Schwarzwalde, die noch immer viel vom Erzherzog Karl und den Feldzügen der neunziger Jahre erzählten, wußten von diesem Kriege wenig. Der rückhaltlose Einmuth einer allgemeinen Erhebung

war den Deutschen auch jetzt noch nicht beschieden. Erst in weit späteren Tagen erregten die historische Wissenschaft und der endlich erwachte Einheitsdrang unter den Süddeutschen eine nachträgliche Begeisterung für den Befreiungskrieg, wie sie die Zeitgenossen in solchem Maaße nicht gehegt hatten.

Während die Mächte mit den süddeutschen Höfen verhandelten, beriethen sie zugleich unter sich über die Fortführung des Krieges. Frankreich lag wehrlos vor der Spitze ihres Schwertes; es stand wirklich so, wie Ney späterhin spottete: „Die Herren Alliirten konnten Marsch für Marsch ihre Nachtquartiere bis nach Paris im Voraus bestimmen.“ Radetzky wies in einer lichtvollen Denkschrift auf die entscheidende Thatsache hin, daß Napoleon kein Heer mehr besitze und mithin der Winterfeldzug seine Schrecken verliere. Selbst Schwarzenberg war für den Einmarsch in Frankreich, schon weil er nicht absah, wie er diese ungeheuren Heeresmassen in den ausgesogenen deutschen Landen verpflegen sollte; „meine Basis, meinte er zuversichtlich, ist Europa vom Eismeere bis zum Hellespont, für diese wird doch Paris das Operationsobject sein dürfen?“ Noch weit nachdrücklicher mahnte Gneisenau seinen König zu raschem Vorgehen, bevor die lockere Coalition sich auflöse; wenn man sogleich von den Niederlanden und dem Mittelrheine her das französische Land an seiner verwundbarsten Stelle packe, so sei der gefürchtete dreifache Festungsgürtel der Ostgrenze für Napoleon nicht ein Schutz, sondern ein Nachtheil, da dem Imperator die Truppen zur Besetzung der festen Plätze fehlten. Blücher endlich war von Haus aus nicht darüber in Zweifel gewesen, daß dieser Krieg nur an der Seine enden dürfe: „der Tyrann hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen; wir wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihn in seinem Neste zu besuchen.“

Dem schlichten Verstande erschien die Lage so einfach, daß sogar Erzherzog Johann, ein keineswegs heroischer Geist, die Einnahme von Paris als sicher ansah. Aber in der diplomatischen Welt herrschte seit Jahrhunderten unerschütterlich wie ein Glaubenssatz die Meinung, Frankreich sei auf seinem eigenen Boden unbesiegbar. Hatten doch selbst Karl V. und Prinz Eugen, die allezeit Glücklichen, nichts ausgerichtet, als sie in das Innere des Landes einzudringen wagten; und wie kläglich war der Feldzug von 1792 verlaufen, obgleich Frankreich auch damals kein schlagfertiges Heer besaß. Die Franzosen Bernadotte und Jomini schilderten die Gefahren des vermessenen Unternehmens in den dunkelsten Farben. Knesebeck rieth besorglich die Götter nicht zu versuchen. York grollte über den elenden Zustand seines tapferen Corps und verlangte mindestens eine kurze Ruhe für die erschöpften Truppen. Auch König Friedrich Wilhelm unterlag für einige Zeit einem Anfalle seines Kleinmuths. Der Zweck, um dessentwillen er im Frühjahr das

Schwert gezogen hatte, die Befreiung Deutschlands bis zum Rheine, war erreicht; seine langsame Natur bedurfte einer geraumen Weile, um sich in die gänzlich veränderte Lage zu finden und einzusehen, daß alles bisher Errungene nur durch die Vernichtung der französischen Uebermacht gesichert werden konnte. Am lebhaftesten aber wünschte der Wiener Hof die schleunige Beendigung des unbequemen Krieges.

Schon zu Anfang Novembers hatte Metternich, gegen Sinn und Wortlaut des Teplitzer Vertrags, einseitig Verhandlungen angeknüpft mit dem gefangenen französischen Diplomaten St. Aignan und ihm zugesichert, Niemand denke an Napoleons Entthronung; wenn der Imperator die Unabhängigkeit von Spanien, Italien und Holland anerkenne, so möge Frankreich innerhalb seiner natürlichen Grenzen, zwischen Rhein, Alpen und Pyrenäen, seine alte Machtstellung behaupten und über die kleinen deutschen Staaten, ohne förmliche Oberherrlichkeit, jenen Einfluß ausüben, welcher jedem großen Staate den minder mächtigen gegenüber nothwendig zustehe. Gelang dann noch eine Verständigung über die Grenzen des österreichischen Machtgebietes in Italien, so war in der That Alles erfüllt, was Metternich wünschte. Die Befreiung des linken Rheinufers lag gänzlich außerhalb seines Gesichtskreises; seine Anschauungen gingen über die mechanische Gleichgewichtslehre der alten Barrierenpolitik nicht hinaus. Ihm genügte vollauf, wenn eine Handvoll willkürlich gebildeter Kleinstaaten zwischen das streitlustige Frankreich und die Ostmächte eingeschoben und also die Reibung der großen politischen Massen durch einige Polsterkissen abgeschwächt wurde; war doch sein Haus Oesterreich der natürliche Feind jeder kräftigen nationalen Staatsbildung. Der englische Bevollmächtigte im Hauptquartiere, Lord Aberdeen, folgte in allen continentalen Fragen blindlings der Ansicht Metternichs und meinte, dem englischen Interesse sei genug geschehen, wenn nur Hannover und die Niederlande wiederhergestellt würden. Zum Glück hatte er keine genügende Vollmacht. Daher wurde Pozzo di Borgo nach London gesendet, um die Zustimmung des Prinzregenten einzuholen, während St. Aignan in Paris seinem Kaiser die Friedensvorschläge Metternichs unterbreiten sollte.

Indessen kam Stein nach Frankfurt, den die österreichischen Staatsmänner bisher in Leipzig zurückgehalten hatten, und trat alsbald mit flammendem Eifer für die Fortsetzung des Krieges ein. Es gelang, den Czaren, dann auch den König zu gewinnen. Napoleons Stolz konnte sich nicht entschließen, sofort auf die übergünstigen Vorschläge Oesterreichs einzugehen. Als er sich endlich zu den Friedensverhandlungen bereit erklärte — freilich unter dem Vorbehalte, daß die Kleinstaaten Deutschlands und Italiens keiner Oberherrlichkeit irgend welcher Art unterworfen werden sollten — da war im Hauptquartier bereits der Entschluß gefaßt, zwar die Unterhandlungen nicht abzubrechen, doch

gleichzeitig den Krieg weiterzuführen. Damit hatte Stein gewonnenes Spiel; denn jeder neue Waffenerfolg der Verbündeten mußte unvermeidlich die Friedensbedingungen verschärfen. Die Zuversicht wuchs von Tag zu Tag und bald galt es ohne förmliche Abrede als ausgemachte Sache, daß man nunmehr mindestens einen Theil des linken Ufers, etwa die Grenzen von 1792, zurückfordern werde. Die Kriegspartei triumphirte. Als Blücher in Frankfurt von dem Staatskanzler Abschied nahm, sagte er auf die Frage: „Wo werden wir uns wiedersehen?“ mit seinem fröhlichsten Lachen: „Im Palais Royal!“ *)

Die Worte und Thaten des großen Hauptquartiers ließen freilich von solcher frischen Entschlossenheit nichts erkennen. Das Manifest vom 1. December, das den Franzosen den bevorstehenden Angriff ankündigte, schien geradezu darauf berechnet, den französischen Hochmuth, der die Welt seit zwei Jahrzehnten nicht zur Ruhe kommen ließ, auf daß Aeußerste zu steigern. Mit schmeichelnden Worten, deren gleichen noch nie in einer Kriegserklärung vorgekommen, entschuldigten die Verbündeten ihr Unternehmen: sie wollten nicht Frankreich bekriegen, sondern die Uebermacht Napoleons, sie wünschten, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, und versprachen dem französischen Staate einen größeren Gebietsumfang, als er jemals unter seinen Königen gehabt, denn eine tapfere Nation dürfe darum noch nicht von ihrer Höhe herabsinken, weil sie in einem heldenhaften Kampfe unglücklich gewesen sei!

Kläglich, mattherzig wie diese Worte war auch der von Duca und Langenau ausgeklügelte Kriegsplan. Vergeblich vertheidigte Gneisenau die damals noch neue Ansicht, daß dieses centralisirte Frankreich nur in seiner Hauptstadt ganz besiegt werden könne. Die k. k. Kriegstheoretiker hatten auf der Landkarte das Plateau von Langres entdeckt, jene bescheidene Bodenerhebung an den Grenzen von Hochburgund, welche die Wasserscheide dreier Meere bildet; sie nahmen an, daß auch Napoleon bei seinen Feldzügen sich durch die Erwägungen geographischer Gelehrsamkeit bestimmen lasse, und mithin eine Demonstration, „eine Winterbewegung“ gegen diese merkwürdige Hochebene den Imperator zum Frieden zwingen werde. Im December setzte sich die große Armee langsam in Bewegung, um auf dem ungeheuren Umwege durch Baden, das Elsaß und die Schweiz nach Langres zu gelangen. Die Hofburg verfolgte dabei zugleich politische Nebenzwecke: sie dachte in der Schweiz das alte aristokratische Regiment herzustellen und den Feind zur Räumung des italienischen Kriegsschauplatzes, der ihr ungleich wichtiger war als der französische, zu nöthigen. Ihre Strategen rechtfertigten die unnatürliche Künstelei dieses Kriegsplanes, der die Uebermacht der Verbündeten willkürlich von der geraden und sicheren Siegesstraße ablenkte, mit der wundersamen Behauptung: auf diese Weise gewinne man

*) Hardenbergs Tagebuch, 16. December 1813.

den Beistand der Armee Wellingtons, die im äußersten Südwesten Frankreichs, nahe den Pyrenäen, stand. Die lästigen Stürmer und Dränger des schlesischen Heeres wollte Langenau durch die Belagerung von Mainz beschäftigen und dem Kriegsschauplatze fern halten. Erst nach langem, heftigem Streite erwirkte sich Blücher die Erlaubniß, am Mittelrhein die französische Grenze zu überschreiten; von da sollte er durch die Saarlande und Lothringen ebenfalls jene wunderbare Hochebene zu erreichen suchen, wo man sein Wasser nach drei Meeren zugleich abschlagen konnte — wie der derbe Lagerwitz der erbitterten Schlesier spottete.

Also gewährte die Unfähigkeit einer altväterischen Politik und Strategie dem Imperator abermals eine Möglichkeit der Rettung. Sie schenkte ihm drei Monate Frist um ein neues Heer zu schaffen und berechnete ihre Kriegspläne auf das behutsame Vermeiden jeder durchschlagenden Entscheidung. Mochten immerhin Lainé und einige andere muthige Männer in dem zahmen Gesetzgebenden Körper jetzt ihre Stimme erheben und den Unwillen des Landes über die endlosen Kriege aussprechen, der Despot herrschte sie mit verächtlichen Worten an. Noch galt der Wahlspruch des Kaiserreichs: die Herrschaft der Schwätzerei ist zu Ende! Napoleon förderte seine Rüstungen mit der alten Umsicht und rechnete zugleich auf den Erfolg der diplomatischen Verhandlungen, auf den Zerfall der lockeren Coalition. Wiederholt ließ er den Staatsmännern der Hofburg sagen, ein großer Sieg liege nicht im Interesse Oesterreichs, könne leicht das europäische Gleichgewicht zum Nachtheile für Oesterreich verschieben. Keine Rede von Nachgiebigkeit. „Die alten Grenzen, schrieb er an Caulaincourt, wären eine Erniedrigung für Frankreich; alle unsere Eroberungen wiegen nicht auf was Preußen, Oesterreich, Rußland, England während der letzten Jahrzehnte gewonnen haben.“ Seine Unterhändler sollten ihre Friedensvorschläge „so unbestimmt als möglich halten, denn wir haben Alles von der Zeit zu gewinnen!“ —

Währenddem fielen einige der Festungen des Nordostens, die von den Franzosen allesammt mit ehrenhafter Ausdauer vertheidigt wurden, so Danzig und Torgau. Am 13. Januar wurde Wittenberg von den Truppen Tauentziens erstürmt nach einer schweren Beschießung, die der junge Bardeleben umsichtig leitete; es war der einzige einigermaßen großartige Belagerungskampf in diesem schlachtenreichen Kriege. Ungleich wichtiger ward die Eroberung von Holland. Da Bernadotte schon im November von Hannover aus gegen Dänemark zog um seine norwegische Beute in Sicherheit zu bringen, so machte sich Bülow von dem verhaßten Oberfeldherrn los, brach aus Westphalen in die Niederlande ein, und sofort erfuhr die Welt wieder, was die Nordarmee vermochte wenn man sie frei gewähren ließ. General Oppen erstürmte das feste Doesborgh, das Kolbergische Regiment und die Königin Dragoner, die alten Ansbach-Baireuther, flochten sich ein neues Blatt in ihren Lorbeerkranz. Dann

ward auch Arnheim mit stürmender Hand genommen, der Uebergang über den Rhein und die Maas erzwungen, Herzogenbusch mußte seine Thore öffnen, und abermals, wie in den Tagen des großen Kurfürsten, war Frankreichs Machtstellung in den Niederlanden durch Preußens Waffen in Stücke geschlagen. Erst vor den Mauern von Antwerpen kam Bülows reißender Siegeszug ins Stocken. Hier befehligte Carnot; der unbeugsame Republikaner hatte seinen Parteihaß hochherzig bezwungen um des Vaterlandes willen und behauptete sich in dem wichtigen Platze standhaft bis zum Friedensschlusse.

Die klugen Holländer verstanden das Glück an der Locke zu fassen. Die Mitglieder der alten Aristokratie, die Altregenten, hatten schon seit Jahren die Wiederherstellung des Staates vorbereitet. Auf ihren Wink erhob sich das Volk von Amsterdam, sobald die ersten Kosakenschwärme sich an der Grenze zeigten, und hißte die Orangeflagge auf (15. Nov.). Die französischen Beamten flohen, die Truppen zogen sich in die festen Plätze. Die Altregenten bildeten eine provisorische Regierung und riefen den Prinzen von Oranien zurück. Ueberall erklang das alte Oranje boven! und das neue: Met Willem komt de vrede! So konnte denn das unkriegerische Handelsvolk mit einigem Scheine behaupten, das Land habe sich selbst befreit, obgleich die Blutarbeit der Eroberung allein den Preußen und Russen überlassen wurde.

Da Jedermann wußte, daß Oesterreich sich Belgiens zu entledigen wünschte, so war der Plan, die beiden Hälften der alten Niederlande zu vereinigen, bereits mehrmals während der Coalitionskriege besprochen worden; schon im Jahre 1794 hatte der Rathspensionär v. d. Spiegel diesen Vorschlag vertheidigt. Der Gedanke lag in der Luft, er ergab sich von selbst aus dem Ideengange jener alten diplomatischen Schule, die ohne Verständniß für das historische Leben ihre Staatengebilde allein nach den Rücksichten der geographischen Lage und Abrundung zurechtzuschneiden pflegte. Mit Eifer nahm die englische Handelspolitik jetzt den alten Gedanken auf. Die Briten hatten das holländische Colonialreich erobert und wollten aus der reichen Beute die für die indische Herrschaft wichtigsten Plätze, Ceylon und das Cap, mitsammt der holländischen Flotte und einem Theile von Guyana behalten. Nach den Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts war das herrenlose Deutschland selbstverständlich verpflichtet den Holländern diesen Verlust zu ersetzen; die Befestigung der englischen Seeherrschaft sollte durch den burgundischen Kreis des deutschen Reichs bezahlt werden. Und wie nun überall die gute alte Zeit zurückzukehren schien, so lebten auch die wilhelminischen Ueberlieferungen, die Erinnerungen an das langlebige Bündniß der beiden Seemächte wieder auf. England gedachte in den verstärkten Niederlanden einen zuverlässigen Bundesgenossen, in dem Antwerpener Hafen einen wohlgedeckten Brückenkopf für seine Festlandskriege zu finden; man hoffte durch die Verheirathung des

Erbprinzen von Oranien mit der Erbin der englischen Krone diesen Bund noch fester zu begründen. Die Angst vor dem jacobinischen Geiste des preußischen Heeres bestärkte das Tory-Cabinet in solchen Anschauungen: diese „exaltirte“ kriegerische Macht mußte um des Friedens willen durch einen friedfertigen Handelsstaat von dem unruhigen Frankreich abgetrennt werden.

So geschah es, daß die englischen Staatsmänner die Herstellung der Vereinigten Niederlande rührig wie eine britische Angelegenheit betrieben; sie zeigten noch mehr Eifer dafür als für die Vergrößerung des hannoverschen Welfenreichs. Schon seit dem Frühjahr 1813 stand das Londoner Cabinet mit dem Prinzen von Oranien in Verbindung und suchte die europäischen Höfe von der Nothwendigkeit des oranischen Gesammtstaates zu überzeugen. In der diplomatischen Welt galt das neue Königreich so gänzlich als eine britische Schöpfung, daß man von jedem Landstriche, der an die Niederlande kam, kurzab zu sagen pflegte: „dies Gebiet wird englisch.“ Ein gewandter Kaufmann pflegt, wenn er den Käufer um die Hälfte des Preises übervortheilt, heilig zu betheuern, daß er nur aus persönlicher Verehrung für den Kunden den Handel schließe. So hat auch die englische Handelspolitik immer verstanden, ihre Absichten hinter großen Worten von Freiheit und Gleichgewicht zu verbergen. Sie wollte ihrem niederländischen Schützling die Hälfte seiner Colonien vorenthalten; Lord Castlereagh aber erklärte stolz, sein Staat sei hochherzig bereit einen Theil seiner Eroberungen herauszugeben, er könne jedoch dies Opfer nur bringen, wenn die Niederlande auf dem Festlande vergrößert und also in den Stand gesetzt würden, den zurückgewonnenen Theil ihres Colonialreiches gegen Frankreich zu vertheidigen. England beraubte die Niederlande jenes überseeischen Besitzes, worauf ihre alte Machtstellung beruht hatte, und beanspruchte dann noch den Dank Europas für seine Großmuth. Das neue niederländische Reich war an arrangement for an European object; nur um die Rheinlande vor Frankreich zu sichern, sollte Deutschland wieder einige seiner alten Reichslande verlieren. Zugleich wurde mit begeisterten Worten der Heldenmuth der Holländer gepriesen; Europa war verpflichtet den noble élan dieses Volkes zu belohnen. Das englische Märchen ward mit solcher ausdauernden Ernsthaftigkeit wiederholt, daß man im Großen Hauptquartier schließlich daran glaubte und die Phrase von „Hollands Verdiensten um Europa“ in das Wörterbuch der Diplomatie aufnahm.

Durch Bülows Siegeszug kam der preußische Hof zum ersten male während dieses Krieges in die günstige Lage zu bieten, nicht blos zu bitten; er konnte jetzt dem englischen Cabinet erklären, über diese durch Preußen mit eroberten Lande dürfe erst verfügt werden, wenn England eine bindende Zusage für die Einverleibung Sachsens gäbe. Aber dieser Gedanke kam gar nicht zur Sprache, da das preußische Cabinet selber

durchaus beherrscht war von jener Gleichgewichtspolitik, worauf Englands niederländische Pläne fußten. In allen Entwürfen Hardenbergs wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Schweiz und die Niederlande in der Regel den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich behüten, im Falle des Krieges den ersten Anprall der französischen Angreifer aushalten müßten; erst in zweiter Linie sollten Oesterreich und Preußen den Kampf aufnehmen. Die Vergrößerung der Niederlande schien um so mehr im deutschen Interesse zu liegen, da Hardenberg noch zuversichtlich hoffte, Holland und die Schweiz durch ein foederatives Band — als „Bundesverwandte", wie man zu sagen pflegte — mit Deutschland zu verketten. Zudem ward der den Hohenzollern so nahe verwandte Prinz von Oranien bei Hofe fast wie ein Mitglied des königlichen Hauses angesehen, obgleich die Offiziere ihm die schimpfliche Capitulation von Erfurt nicht verziehen. Er hatte wegen seiner Theilnahme am Kriege von 1806 Land und Leute verloren; es schien Ehrenpflicht ihn reichlich zu belohnen. Daher ging Hardenberg kaum minder lebhaft als die englischen Staatsmänner für die oranische Sache ins Zeug; er umarmte unter Freudenthränen den niederländischen Gesandten Gagern, als die Nachricht von der Eroberung Hollands kam. Die Bildung dieses Zwischenstaates erschien in den Augen der europäischen Höfe als ein Erfolg der preußischen Politik, keineswegs als ein Rechtstitel, kraft dessen Preußen neue Forderungen stellen durfte.

Hier liegt ohne Zweifel der zweite große Fehler der Politik Hardenbergs; doch diese niederländischen Träume sind, wie jene Pläne des deutschen Dualismus, die Schuld nicht eines Mannes, sondern des gesammten Zeitalters. Lange bevor man auf die Eroberung des linken Rheinufers zu hoffen wagte, hatte Stein schon den verstärkten niederländischen Staat als eine europäische Nothwendigkeit gefordert, und Jedermann stimmte bei. Nachher, da die Ländergier des Oraniers sich allzu dreist herauswagte, sind wohl Manchem Zweifel aufgestiegen. Der Rheinische Mercur beklagte, daß „der am wenigsten kriegerische deutsche Stamm" mit der Grenzhut betraut werden solle, und selbst Castlereagh fragte in seinen Briefen einmal bedenklich, ob dies Handelsvolk seiner europäischen Aufgabe genügen könne. Ludwig Vincke, der von seiner theueren rothen Erde aus die niederländischen Dinge lange beobachtet, sagte voraus, dies willkürlich ausgeklügelte Staatsgebilde müsse untergehen; in den Niederlanden erwachte sofort wieder der alte Groll, der die katholischen Belgier und die protestantischen Holländer seit einem Vierteljahrtausend getrennt hielt. Die deutsche Diplomatie aber blieb von solchen Bedenken unberührt. Hardenberg brachte der englischen Politik ein unbeschränktes Vertrauen entgegen. Nach der Einnahme von Antwerpen genehmigte er sofort, daß die dort im Hafen von den Preußen und Russen erbeuteten Kriegsschiffe nach England entführt wurden. Für die Seemacht fehlte der deutschen Politik

noch jedes Verständniß; Niemand hat auch nur die Frage aufgeworfen, ob nicht jene köstliche Beute den Stamm einer preußischen Flotte bilden könne.

Der Prinz von Oranien, also mit Geschenken verschwenderisch überschüttet, fand sich noch immer nicht genug belohnt für seine unbekannten Verdienste um Europa, entwarf mit unbeschämter Stirn neue Vergrößerungspläne: bald sollte ein links-rheinisches Königreich Neu-Burgund bis zur Mosel und Nahe, bald ein rechts-rheinisches Groß-Nassau von Düsseldorf bis Bieberich in den unersättlichen Schlund seines Hauses fallen. Das Volk am Rhein, ermüdet durch den Druck der napoleonischen Präfecten, versprach sich goldene Berge von den reichen Holländern, fürchtete die militärische Strenge der Preußen. Gegen diese Befreier seines Landes hegte der Oranier, gleich seinen britischen Gönnern, ein tiefes Mißtrauen. Fast auf jedem Blatte des englisch-niederländischen Depeschenwechsels wird die Besorgniß ausgesprochen, daß nur Preußen nicht Luxemburg erhalte, nicht durch eine starke rheinische Provinz „erdrückend" auf die Niederlande wirke, denn „die preußische Schlauheit wird sich schwerlich mit Wärme an die englische Ehrlichkeit anschließen". Von dieser feindseligen Gesinnung der welfisch-oranischen Staatsmänner ahnte Hardenberg nichts, vielmehr förderte er die oranische Sache wie seine eigene und zeigte sich sogar bereit einige rein deutsche Striche am Niederrhein dem niederländischen Gesammtstaate zu überlassen.

Erst nachdem die Eroberung des linken Rheinufers beschlossen war, konnte das preußische Cabinet einen bestimmten Plan für die Wiederherstellung der Monarchie aufstellen, denn jetzt erst ließ sich übersehen, welche deutsche Gebiete für Preußen frei wurden. Ungesäumt benutzte der Staatskanzler die Gunst des Augenblicks und begann mit den Alliirten über die preußischen Landforderungen zu verhandeln. Seit der Leipziger Schlacht hielten die Verbündeten das Königreich Sachsen in ihrer Gewalt. Niemand hätte an jenem Tage, da König Friedrich August als Kriegsgefangener aus der erstürmten Stadt abgeführt wurde, die ungeheuerliche Behauptung gewagt, daß dieser ergebenste Vasall Napoleons ein wiedergefundener befreiter Freund der Verbündeten sei. Der Imperator selbst bewahrte dem Könige immer eine wohlverdiente Dankbarkeit und forderte noch mehrmals während dieses Winters die Warschauer Krone für Friedrich August zurück, weil es wider seine Ehre gehe den treuen Verbündeten zu verlassen. Der Wettiner hatte von Napoleons Siegen die Vergrößerung Sachsens erhofft und mußte mithin auch die Folgen der französischen Niederlagen über sich ergehen lassen. Sein Land war in gerechtem Kriege bis auf das letzte Dorf erobert und unterlag nach Völkerrecht allein der Verfügung der Sieger. Der wider den Befehl des Königs erfolgte, politisch und militärisch gleich wirkungslose Uebertritt eines Theiles der sächsischen Armee konnte an solchen Thatsachen nichts ändern. Nach der

Gefangennahme Friedrich Augusts begrüßte Hardenberg triumphirend seinen königlichen Herrn als König von Sachsen und Großherzog von Posen.

Durch die Eroberung Sachsens war die naturgemäße Entschädigung für Preußen gefunden. Der preußische Staat erhielt durch diese Erwerbung das Mittel sich mit Rußland über die polnische Frage ganz zu verständigen; er gewann eine wohlgesicherte Südgrenze, die um so unentbehrlicher schien, da sein Gebiet gegen Osten hin offen blieb, und eine deutsche Provinz, die durch Stammesart und Bildung, durch das kirchliche Bekenntniß wie durch die Interessen des Verkehres mit den nordischen Nachbarlanden eng verbunden war. Für das Gedeihen des künftigen deutschen Bundes war die Entfernung eines Fürstenhauses, das fast in allen Krisen unserer neueren Geschichte schwer an dem großen Vaterlande gefrevelt hatte, ein unzweifelhafter Segen. Da man leider nicht alle Könige von Napoleons Gnaden nach Verdienst behandeln konnte, so blieb es doch nothwendig mindestens an einem Rheinbundsfürsten eine wohlthätige Züchtigung zu vollstrecken; wie heilsam ein solches Beispiel auf die Gemüther des deutschen hohen Adels wirken mußte, ist durch die Erfahrungen des Jahres 1866 überzeugend erwiesen. Aber alle die guten Gründe, welche der preußisch-deutschen Politik die Einverleibung Sachsens empfahlen, konnten dem Wiener Hofe nur als dringende Warnungen erscheinen.

Der Gegensatz der Interessen der beiden Großmächte trat gerade in der sächsischen Frage mit so schneidender Schärfe hervor, daß nur Hardenbergs Vertrauensseligkeit sich darüber zu täuschen vermochte. Gneisenaus Scharfsinn war über die einfache Wahrheit keinen Augenblick zweifelhaft. Die Hofburg mußte wünschen die norddeutsche Großmacht möglichst weit in den Osten zu schieben. Sie durfte nicht dem Staate, der schon durch die vorspringende Gebirgsfeste der Grafschaft Glatz das östliche Böhmen bedrohte, auch noch die Pässe des Erzgebirges ausliefern; sie konnte noch weniger ein katholisches, dem kaiserlichen Hofe nahe verwandtes Fürstenhaus preisgeben, das von jeher ein brauchbares Werkzeug gegen Preußen gewesen. Und wie sollte sie die Entthronung eines napoleonischen Satrapen billigen, da sie sich ja aus den Mittelstaaten eine ergebene österreichische Partei bilden wollte? Am 29. October schrieb Gentz schwer besorgt an Metternich: „die täglich mehr ans Licht tretenden ländersüchtigen Projecte der Preußen werden uns dereinst mehr zu schaffen machen als die Hauptverhandlung mit Napoleon selbst.“ Radetzky aber sagte zu Frankfurt in einer vertraulichen Denkschrift: es sei dringend zu wünschen, daß die Preußen, „wie sie sich jetzt zeigen,“ beim einstigen Frieden möglichst wenig Truppen übrig behielten.

Noch schien es nicht an der Zeit, solche Gesinnungen offen auszusprechen. Zu laut erklang noch selbst im sächsischen Volke der allgemeine Unwille wider die Sünden des albertinischen Hofes; sogar der Welfe

Münster meinte noch, man müsse Friedrich August nicht achten sondern ächten. Wer den hinterhaltigen Biedersinn des österreichischen Monarchen durchschaute, konnte freilich die Herzenswünsche der Lothringer leicht errathen; Kaiser Franz forderte nämlich, der gefangene König solle nach Prag übersiedeln, seine Truppen dem österreichischen Heere angeschlossen werden. Preußen und Rußland erwirkten jedoch, daß Friedrich August nach Berlin abgeführt wurde und Sachsen vorläufig einem russischen Gouverneur untergeordnet wurde. Die Einsetzung einer preußischen Verwaltung, welche den Uebergang zur Einverleibung vermittelt hätte, blieb vorderhand unmöglich, da man ohne Oesterreichs Zustimmung nicht über die gemeinsame Eroberung verfügen durfte. Die Mitglieder des sächsischen Königshauses hielten unter dem Schutze der französischen Waffen in dem belagerten Dresden aus; sobald die Hauptstadt capitulirte, bot Kaiser Franz seinen Verwandten Wohnsitze in Oesterreich an. Prinz Anton, des Kaisers Schwager, begann von Prag aus eine emsige geheime Thätigkeit zur Rettung seines gefangenen Bruders; die Umgebung Friedrich Augusts setzte von vornherein ihre besten Hoffnungen auf Oesterreichs Gunst.

Der Staatskanzler bemerkte nichts von Alledem. Er theilte, während des Aufenthalts der Monarchen in Freiburg, dem österreichischen Minister seine sächsischen Pläne vertrauensvoll mit und nahm, da der verschlagene Oesterreicher bei einem freundschaftlichen Diner ihm einige süße Worte erwiderte, leichten Sinnes als sicher an, daß Metternich den preußischen Absichten zustimme.*) Dort im Breisgau wurde der alte Landesvater Kaiser Franz mit überströmender Freude empfangen. War doch dies Vorderösterreich immer eine der bestverwalteten Provinzen des Kaiserhauses gewesen. Das Volk sehnte sich zurück nach dem schlaffen, bequemen Regimente, der mächtige katholische Adel grollte der bürgerlich aufgeklärten badischen Bureaukratie und konnte den Verlust seiner alten landständischen Verfassung nicht verschmerzen. Der Kaiser begegnete in der lieblichen Dreisamstadt überall altösterreichischen Erinnerungen: dort lag die Dauphinenstraße, die einst den Brautzug Marie Antoinettens gesehen, da das Denkmal am Martinsthore, das von den Kämpfen der Breisgauer Freiwilligen in den neunziger Jahren erzählte, hier das schöne alte Kaufhaus mit den Standbildern der Habsburger, das der Stadtrath zur Erinnerung an den kaiserlichen Besuch wiederherzustellen beschloß. Zahlreiche Breisgauer meldeten sich, den badischen Dienst verschmähend, zum Eintritt in das österreichische Heer; wiederholt ward der Kaiser in vertraulichen Unterredungen beschworen seine Kinder wieder an sein Vaterherz zu nehmen, ja bereits war der Stempel fertig für eine Denkmünze welche die Wiedervereinigung verherrlichen sollte. Kaiser Franz zeigte sich den Wün-

*) Hardenbergs Tagebuch 8. Januar 1814.

schen seiner Getreuen keineswegs abgeneigt, aber Metternich blieb standhaft bei dem Systeme seiner Arrondirungspolitik. Er wollte die rheinbündischen Höfe nicht reizen, und obwohl das Carlsruher Cabinet noch zwei Jahre lang durch die österreichische Gesinnung des Breisgaues lebhaft beunruhigt wurde, so hat doch die Hofburg niemals während dieser ganzen Zeit auch nur versucht mit Baden wegen des Rückfalls der vorderösterreichischen Lande zu verhandeln. Hardenberg sah mit Kummer, daß Oesterreich selber für die süddeutsche Machtstellung, welche er ihm zudachte, gar keine Neigung offenbarte.

Nachdem die Schwankungen jener Frankfurter Tage überwunden waren, stellte sich rasch das natürliche Verhältniß der Parteien unter den Verbündeten wieder her. Preußen und Rußland forderten eine entschlossene Kriegführung, Oesterreich und England wichen der Entscheidung ängstlich aus. Die Spannung im großen Hauptquartiere nahm bedenklich zu. Ueberall stießen die beiden Parteien feindlich auf einander. In der Schweiz versuchte Metternich durch den Grafen Senfft der Berner Aristokratie wieder ihre alte Vollgewalt sowie die Herrschaft über den Aargau und das Waadtland zu verschaffen. Czar Alexander dagegen spielte den Gönner der liberalen Ideen, unterstützte die Landsleute seines waadtländischen Lehrers Laharpe und erreichte, mit Preußen vereint, daß die Unabhängigkeit der neuen Cantone anerkannt und also doch etwas von den berechtigten Neubildungen der jüngsten Jahre in das Zeitalter der Restauration hinübergerettet wurde.

Der langsame Marsch gewährte den preußischen Staatsmännern genügende Muße um über die Friedensbedingungen zu berathschlagen. Zu Freiburg stellte Knesebeck in einer Denkschrift die Forderungen zusammen, die ihm, Angesichts der Stimmungen der Hofburg, noch erreichbar schienen. Während im schlesischen Hauptquartiere bereits das Verlangen nach der Rückerwerbung der deutschen Thermopylen, der Vogesen erhoben wurde, hielten sich die österreichischen Diplomaten streng an das Manifest vom 1. December, das ihnen schon allzu kühn vorkam. Knesebeck meinte also: „da man einmal hingesprochen hat, daß Frankreich größer als unter den Königen sein, der Rhein einen Theil seiner Grenze ausmachen soll, so bleibe der Rhein Grenze von Basel bis Landau.“*) Nur Straßburg hoffte er als eine freie Stadt für Deutschland zurückzugewinnen. Für Preußen forderte er: Sachsen, Westphalen, Berg, das linke Rheinufer und vor Allem das gesammte polnische Land bis zum Narew. Die fixen Ideen der Russenfurcht ließen den pedantischen Mann nicht schlafen.

Hardenberg aber wollte sich zunächst über Rußlands Absichten Klarheit verschaffen. Daher bat er in Freiburg und nachher in Basel, wie es sein König schon oft gethan, den Czaren dringend um die bündige Er-

*) Knesebecks Denkschrift über die Reconstruction Preußens, 7. Januar 1814.

klärung, wie viel polnisches Land Rußland für sich verlange. Erst als Alexander abermals jede bestimmte Antwort vor dem Friedensschlusse verweigerte, ging Preußen auf eigene Faust vor. Der Staatskanzler entwarf eine genaue Berechnung der für Preußen nothwendigen Entschädigungen und übergab diese Denkschrift, während des Aufenthalts zu Basel im Januar 1814, dem österreichischen Hofe. Sie forderte ganz Sachsen, Vorpommern, die Rheinlande von Mainz bis zur niederländischen Grenze, sowie Polen bis zur Warthe; die Einwohnerzahl der Monarchie war auf 10—11 Millionen berechnet. Als einzige Antwort erhielt Hardenberg ein französisches Billet des Grafen Stadion.*) Im Tone vertraulicher Freundschaft, mit der wohlbekannten k. k. Gemüthlichkeit bemerkt der Oesterreicher, die preußischen Zahlen seien doch gar zu hoch, über zehn Millionen dürfe man nicht hinausgehen. Dann wagt er eine schüchterne „Bemerkung zu Gunsten des unglücklichen sächsischen Kurhauses, dessen gänzliche Vertreibung aus Deutschland mir allzusehr das Gefühl der politischen Moral zu verletzen scheint." Er deutet an, Preußen könne sich wohl mit der Lausitz und dem rechten Elbufer begnügen und schließt harmlos: „Ew. Excellenz werden mir diese Betrachtungen eines Biedermannes verzeihen; ich erlaube mir dergleichen zuweilen in der Politik." Hardenberg antwortete sogleich:**) „Von Allem was Sachsen widerfahren könnte wäre die Theilung des Landes ohne Zweifel das Schlimmste." Er hielt seine Forderungen entschieden aufrecht, verwies zum Schluß auf die soeben eingetroffene Meldung von der Erstürmung Wittenbergs und auf alle die anderen Rechtstitel, welche sich Preußen durch seine kriegerischen Leistungen erworben habe. Damit hatte der Schriftwechsel ein Ende; Metternich weigerte sich, vor dem Frieden irgend welche Zusage zu geben.

Bei einiger Wachsamkeit konnte der Staatskanzler sich über die Beweggründe der Stadion'schen „Biedermanns-Bemerkungen" nicht täuschen. Eben in jenen Tagen erhielt er die sichere Nachricht, daß derselbe Mann, der das Vertrauen des Kaisers Franz besaß und die Operationspläne des großen Hauptquartiers entwarf, der Sachse Langenau, mit den sächsischen Royalisten insgeheim in Verbindung stand. Metternich, wegen dieser Umtriebe zur Rede gestellt, gab sogleich eine beschwichtigende Zusage. Trotz aller solcher Anzeichen wollte Hardenberg seinen Glauben an Oesterreichs treue Freundschaft nicht aufgeben.

Auch eine andere theuere Hoffnung des Vertrauensvollen erwies sich als sehr unsicher. Bernadotte hatte seinen dänischen Krieg beendigt und im Kieler Frieden den Besiegten die Abtretung von Norwegen abgezwungen (14. Januar 1814); zur Entschädigung wurde dasselbe Schwedisch-Pommern, das

*) Stadion an Hardenberg, Basel, 21. Januar 1814.
**) Hardenberg an Stadion, 21. Januar 1814.

der Kronprinz im letzten Sommer dem preußischen Staatskanzler zugesagt hatte, an Dänemark abgetreten. Hardenberg erging sich in bitteren Anklagen gegen die Treulosigkeit des Bearners und nahm sich fest vor, diesen Streich unter keinen Umständen zu ertragen. Zu seiner Genugthuung erhielt er bald darauf eine Zuschrift von dem ersten Grundherrn Schwedisch-Pommerns, dem Fürsten Putbus, der sich im Namen seiner Landsleute feierlich gegen die Abtretung an Dänemark verwahrte*). Jedoch das Alles lag noch in weitem Felde. Als der Krieg von Neuem anhob, war Preußen wohl des Sieges sicher, doch nicht des Siegespreises.

In der Neujahrsnacht von 1814 saßen zu Caub am Rhein die Offiziere des schlesischen Hauptquartiers beim vollen Römer und gedachten in froh bewegtem Gespräche des großen Wandels der Zeiten. Vor einem Jahre gerade hatte York noch jenseits der deutschen Ostgrenze jenen Vertrag geschlossen, der den Preußen den Anbruch des Entscheidungskampfes ankündigte; heute stand Blücher mit Yorks siegreichen Truppen vor den Thoren der deutschen Westmark, an der nämlichen Stelle, wo er vor zwanzig Jahren den ersten Krieg um die Befreiung der linksrheinischen Lande eröffnet hatte. Mittlerweile schlugen die Russen draußen bei scharfem Frost eine Schiffbrücke hinüber nach der kleinen Insel, die das graue Gemäuer der alten Pfalz trägt; dort bestieg Graf Brandenburg mit den brandenburgischen Füsilieren in tiefer Stille die Kähne, und um Mitternacht erklang am linken Ufer der donnernde Hurrahruf der Landenden. Die Glücklichen hatten das anbefohlene Schweigen doch nicht bewahren können; der Jubel mußte heraus, zu herrlich war die Stunde, die der Sehnsucht so vieler arger Jahre die Erfüllung brachte. Am nächsten Tage feierte drüben die fröhliche Pfalz ihr lustiges Neujahrsfest: Musik und Gesang und Freudenrufe überall, wo die Preußen einzogen; die treuen Protestanten auf dem Hunsrücken waren allezeit gut deutsch geblieben und begrüßten ihre Befreier mit wärmerem Danke als ihre Nachbarn in den Krummstabslanden. Gleichzeitig zog General St. Priest mit seinen Russen in Coblenz ein, und als er neben der Castorkirche den neuen Brunnen sah mit der prahlerischen Inschrift zu Ehren der Einnahme von Moskau, ließ er vergnüglich sein „Gesehen und genehmigt" darunter schreiben.

Ohne ernsten Widerstand zu finden marschirte das schlesische Heer durch Lothringen. Die mit Rekruten schwach bemannten Festungen konnten, wie Gneisenau vorausgesagt, den Verbündeten nicht gefährlich werden; und bald zog das große Publicum aus den außerordentlichen Erfahrungen

*) Eingabe des Fürsten Malte zu Putbus, Januar 1814.

dieses Feldzuges den übereilten Schluß, die Zeit der Festungen sei vorüber. In Nancy feierte Blücher zu seiner lebhaften Genugthuung das preußische Krönungsfest, in derselben Stadt, die zwei Jahre lang seine unglücklichen kriegsgefangenen Kameraden beherbergt hatte. Dann wendete er sich in kühner Schwenkung südwestwärts, überschritt die Marne und langte in den letzten Tagen des Januar bei Brienne an der Aube an. So schob er sein Heer mitten hinein zwischen den von Chalons heranrückenden Imperator und die Große Armee, die nach einem Marsche von mehr als einem Monat endlich das Plateau von Langres erreicht hatte. Der alte Held hoffte den zaudernden Schwarzenberg mit sich zum gewissen Siege fortzureißen.

Im großen Hauptquartier herrschte wieder Zwietracht und Rathlosigkeit. Die wundersame Hochebene, von deren Besitznahme Langenau die Entscheidung des Krieges erwartet hatte, war glücklich erreicht, die Festung Langres selber hatte fast ohne Widerstand ihre Thore geöffnet und doch war mit Alledem gar nichts gewonnen. Die Thorheit dieser gegen Berge und Flüsse gerichteten Kriegführung drängte sich jedem unbefangenen Kopfe auf. Nur um so zäher hielten die gelehrten Strategen an ihren Principien fest. Knesebeck erklärte die Wasserscheide von Langres für den Rubicon, der nicht überschritten werden dürfe. General Duca empfahl, durch die Belagerung von Mainz einen methodischen Festungskrieg zu eröffnen. Schwarzenberg bemerkte verächtlich, mit welcher kindischen Wuth Blücher und Gneisenau, alle Regeln der Kriegskunst verachtend, nach Paris drängten; er fand diese preußischen Köpfe „zu klein für ein so großes Ereigniß“: sie verfolgten ja doch nur den Zweck sich's wohl sein zu lassen in den Restaurants des Palais Royal! Ueber Alexanders Kriegseifer urtheilte er, ganz im Sinne seines Hofes: „nicht Gründe, sondern Lüsternheit leiten Alexanders Schritte;“ denn jeder neue Sieg konnte nur noch die Machterweiterung Rußlands und die Wiederherstellung Preußens sichern. Die zärtlichen Briefe, womit Marie Luise das Herz ihres Vaters bestürmte, richteten freilich bei der Gemüthlosigkeit des Kaisers Franz nichts aus; jedoch sah er mit steigendem Unmuthe, daß er die Kräfte seines Staates und seine eigene Bequemlichkeit für fremde Zwecke opfern sollte. Die Wiederherstellung der getreuen geistlichen Kurfürsten war doch unmöglich; wie durfte man ihm zumuthen, das linke Rheinufer für Preußen zu erobern? Er verlangte Frieden, schleunigen Abschluß mit Anerkennung jener „natürlichen Grenzen“, welche Metternich ja schon in Frankfurt zugestanden hatte. Seine Unlust an dem Kriege steigerte sich bis zum Abscheu, seit er errieth, daß Alexander auf Napoleons Absetzung hinarbeitete. Denn der Sturz des Schwiegersohnes war nicht nur an sich gegen das Interesse des Hauses Oesterreich; es stand auch zu befürchten, daß der Czar auf die neue Regierung Frankreichs — wer immer die Erbschaft des Entthronten antrat — einen entscheidenden Einfluß gewänne.

Die österreichischen Staatsmänner hatten sich in die Schande jener Jahre so gemächlich eingelebt, daß ihnen der Todfeind des alten Europas bereits als die Stütze der öffentlichen Ordnung, seine Beseitigung als eine gefährliche revolutionäre Gewaltthat erschien. Derselbe Gentz, der vor neun Jahren vor der Anerkennung des napoleonischen Kaiserthums gewarnt hatte, schrieb nun in schlotternder Angst: gestatte man den Franzosen die Berufung eines anderen Herrschers, so werde „der Grundsatz anerkannt, den man in unseren Zeiten ohne Zittern kaum aussprechen kann, daß es von der Nation abhänge, ob sie den wirklich regierenden Souverän toleriren will oder nicht. Dies Princip der Volkssouveränität ist ganz eigentlich der Angel, um welchen alle revolutionären Systeme sich drehen." Der Leidenschaftliche fand jetzt kaum Worte genug, um seine Verehrung für die stabile Friedenspolitik des Hauses Oesterreich, seinen Renegatenhaß gegen das unruhige Preußen, seine Angst vor Rußland auszusprechen. Als die „Exaltirten" des schlesischen Hauptquartiers nachher den Zug gegen Paris durchsetzten, meinte er ingrimmig: dieser Marsch sei „im Grunde wohl nicht weniger gegen uns als gegen den Kaiser Napoleon gerichtet". Nur eine Hoffnung blieb seinem bekümmerten Herzen bei dem Vorwärtsstürmen der schlesischen Jacobiner: — daß der Imperator baldigst Frieden schlösse. „Jeden anderen Ausweg wird die mächtige Partei, die uns halb schon zum Weichen gebracht hat, nicht blos als einen Sieg über Napoleon, sondern als einen Sieg über uns feiern. Daß die Coalition, die nun ausgedient und mehr als ausgedient hat, zerfalle, macht mir wenig Kummer. Aber wie sie endigen wird, kann uns nicht gleichgiltig sein."

Einer solchen Gesinnung mußte freilich die französische Hauptstadt, die so dicht vor den Füßen des Eroberers lag, ganz uneinnehmbar erscheinen. Metternichs Gewandtheit brachte bald fast die sämmtlichen Diplomaten des Hauptquartiers auf seine Seite. Alle englischen Staatsmänner, Castlereagh, Stewart, Cathcart, Aberdeen bewunderten die weise Mäßigung des österreichischen Staatsmannes, wenn er, der bald nachher das Banner des Interventionsprincips erheben sollte, jetzt dem Czaren beweglich vorhielt: die Ehrfurcht, die man allen rein nationalen Angelegenheiten schulde, verbiete die Entthronung Napoleons. Aberdeen fand es geradezu unwürdig hinauszugehen über die Frankfurter Bedingungen, welche Napoleon doch selbst verworfen hatte. Mehr und mehr befestigte sich das englische Cabinet in dem Glauben, die Demüthigung Rußlands sei die nächste Aufgabe der britischen Politik. Metternich aber verstand, den Verzicht auf Belgien, der in der Hofburg von Haus aus beschlossene Sache war, geschickt so darzustellen, als ob Oesterreich dem theueren englischen Freunde ein schweres Opfer brächte, und gewann sich dadurch das volle Vertrauen der Briten. Wie hätten solche Köpfe vollends die Biedermannsmaske des guten Kaisers Franz durchschauen sollen? Ganz

hingerissen schrieb Castlereagh über diesen reinen Charakter, der über aller Verstellung hoch erhaben sei. Auch Nesselrode neigte sich der Friedenspartei zu; Hardenberg klagte über Steins Intrigen und gab sich der bestrickenden Liebenswürdigkeit des österreichischen Staatsmannes mit einem arglosen Vertrauen hin, das auch durch die härtesten Enttäuschungen nicht belehrt wurde. Die Coalition war nahe daran, bevor noch eine Schlacht auf französischem Boden gewagt worden, den Frieden auf die Frankfurter Bedingungen hin abzuschließen. Und dies unter den denkbar günstigsten militärischen Aussichten, während man nur acht Märsche von Paris entfernt stand!

Das Heer Schwarzenbergs zählte 190,000, das Blüchers 84,000 Mann — eine erdrückende Uebermacht, obgleich die Heerhaufen von Genf bis zur Mosel verzettelt waren. Napoleon war zwar nicht mehr, wie er im November selbst gestanden, zu jedem kriegerischen Unternehmen unfähig, sondern hatte, Dank dem Zaudern der Alliirten, eine neue Feldarmee gebildet, aber nur 70,000 Mann, meistentheils ungeschulte muthlose Rekruten, während die Truppen der Verbündeten aus krieggewohnten, siegesfrohen Soldaten bestanden. Der Schimpf eines Friedensschlusses in solcher Lage wurde durch die Monarchen von Rußland und Preußen, mit Steins Hilfe, abgewendet. Alexander drohte den Feldzug nöthigenfalls allein fortzuführen, und da der König erklärte, daß er sich von seinem Freunde nicht trennen werde, so gab Oesterreich zur Hälfte nach und man einigte sich über ein Compromiß: der Krieg sollte fortgesetzt, aber gleichzeitig eine große Friedensverhandlung in Chatillon eröffnet werden. Von der Absetzung Napoleons, überhaupt von Frankreichs inneren Verhältnissen sah man vorläufig ab. Auch über die Entschädigungsansprüche der einzelnen Mächte sollte erst nach dem Kriege verhandelt werden; dies verlangte Alexander nicht blos weil er seine polnischen Pläne nicht aufdecken wollte, sondern auch weil die Coalition in der That schon auf zu schwachen Füßen stand als daß sie die Erörterung so peinlicher Fragen jetzt noch hätte ertragen können.

Widerwillig nahm Metternich diese Beschlüsse an, widerwillig führte Schwarzenberg sie aus. Blücher hatte am 29. Januar bei Brienne mit geringem Glücke ein Gefecht gegen Napoleon bestanden; er brannte vor Begier, hier im Angesichte des Schlosses, wo der große Kriegsfürst des Jahrhunderts einst auf der Schule gewesen, sein Examen abzulegen: „die Franzosen sollen doch sehen, daß wir Deutschen in der Kriegskunst auch etwas gelernt haben!" Auf die dringenden Vorstellungen der preußischen Generale gestattete der Oberfeldherr endlich, daß Blücher am 1. Februar, verstärkt durch zwei Corps der großen Armee, von den Höhen von Trannes hinabstieg und den Imperator in seiner weit ausgedehnten Aufstellung bei La Rothière angriff. Schwarzenberg selbst sah mit zwei Dritteln der vereinigten Armeen der Schlacht unthätig zu. Aber schon jenes eine

Drittel war den 40,000 Mann, welche Napoleon zur Stelle hatte, weitaus überlegen. Im Centrum drang Sacken mit seinen Russen bei wildem Schneegestöber gegen La Rothière vor und behauptete sich dort wider die kaiserliche Garde. Dann ward auch der rechte Flügel der Franzosen durch Wrede und den Kronprinzen von Württemberg geschlagen, und obwohl der Unglücksmann Giulai wieder, wie einst bei Leipzig, gegen die Linke des Feindes wenig ausgerichtet hatte, so war doch am Abend ein vollständiger Sieg erfochten. Ein großer Theil des französischen Heeres floh in wüster Verwirrung; wurde der Sieg von der Uebermacht der Verbündeten recht benutzt, so konnten die Geschlagenen der Vernichtung nicht entgehen. Sacken schrieb triumphirend: „An diesem denkwürdigen Tage hört Napoleon auf ein gefährlicher Feind der menschlichen Gesellschaft zu sein.“ Zum ersten male hatte der Marschall Vorwärts in offener Feldschlacht selbständig dem Imperator gegenüber gestanden, zum ersten male seit Jahrhunderten war das stolze Frankreich auf seinem eigenen Boden in einer ernsten Schlacht besiegt. Gewaltig war der Eindruck bei Freund und Feind. Napoleon selber gab für jetzt das Spiel verloren und bevollmächtigte seinen Unterhändler in Chatillon, Caulaincourt, um jeden Preis die Hauptstadt zu retten und den Frieden abzuschließen; freilich sah er in einem solchen Vertrage, wie er seinem Bruder Joseph schrieb, nur eine Capitulation und nahm sich vor nach zwei Jahren den Krieg von Neuem zu beginnen.

Da bereitete die österreichische Politik dem Imperator nochmals die Rettung. Statt mit vereinten Kräften die Geschlagenen nachdrücklich zu verfolgen, theilte Schwarzenberg sein Heer — angeblich, weil er die gewaltigen Massen nicht zu verpflegen vermochte, in Wahrheit weil die Oesterreicher sich der schlesischen Stürmer und Dränger entledigen wollten. Während die große Armee an der Seine entlang marschirte um den Hauptstoß gegen den Feind zu führen, sollte Blücher sich nordwestwärts an die Marne wenden und von da die linke Flanke Napoleons umgehen. Wohlgemuth zog der Alte seines Wegs über die kahle baumlose Hochfläche der Champagne, die im Norden von den rebenreichen weißen Kreidefelsen des Marnethals, im Süden von den lieblichen Hügeln der Seine begrenzt wird. Der Wind pfiff schneidend über das offene Land, der Regen strömte hernieder; mühselig wateten die Truppen durch jene berüchtigten Schlammwege der Champagne pouilleuse, die bei den älteren Offizieren noch vom Jahre 1792 in üblem Andenken standen. Nachher trat hartes Frostwetter ein und zwang die Soldaten, die von den Bauern verlassenen Häuser und Scheunen anzuzünden, wenn sie sich nur irgend wärmen wollten in dem holzarmen Lande. Ein Unstern hatte die Armee grade in den häßlichsten Theil des schönen Frankreichs verschlagen; die Preußen meinten, neben diesen öden Flächen erschiene die grüne Ebene der Mark wie ein Garten, sie spotteten über die höhlenartigen, unwohnlichen Häuser

mit den gepflasterten Stuben und den rauchenden Kaminen. Doch ihr Sinn blieb fröhlich; sie wußten, daß der sieggewohnte Alte sie gradeswegs nach der Hauptstadt führte, zum glücklichen Ende aller Leiden und Kämpfe.

Ein unbändiges Selbstgefühl lebte in den tapferen Regimentern des York'schen Corps; war doch den Litthauer Dragonern in diesem ganzen Kriege noch keine einzige Attake fehlgeschlagen. Wer sollte den Heurichs des alten Isegrimm etwas anhaben? An diesem Scherznamen, den die Wälschen nicht nachsprechen konnten, erkannten die York'schen einander im Dunkel der Nacht. Soeben erst war York mit seinen Reitern bei La Chaussee in die Marschcolonnen des Macdonald'schen Corps eingebrochen, und die Soldaten erzählten sich noch lange, wie die Eisenreiter der napoleonischen Kürassier- und Carabiniersregimenter dem Angriffe der leichten brandenburgischen Husaren nicht hatten widerstehen können, wie dann die Litthauer und die Landwehrreiter den gefürchteten Weißmänteln, den polnischen Lanciers, der besten Reitertruppe Napoleons, die Standarte abgenommen hatten. Darauf hatte York seinen alten Vorgesetzten Macdonald, den ein tückisches Schicksal immer wieder dem verhaßten Untergebenen in die Hände jagte, zum Abzuge aus Chalons gezwungen und sich wieder mit dem schlesischen Heere vereinigt.

Die einzelnen Corps der Armee zogen weit von einander getrennt westwärts. Gneisenau hatte nichts gethan um die linke Flanke zu sichern; war doch mit Schwarzenberg verabredet, daß Wittgensteins Corps die Verbindung zwischen den beiden Armeen unterhalten, den weiten Raum zwischen dem rechten Seineufer und der Marschlinie der Schlesier decken sollte. Der Oberfeldherr aber hielt sein Versprechen nicht, sondern wendete sich nach langsamen Märschen und wiederholter Rast südwärts auf das linke Seineufer, so daß zwischen seinem und Blüchers Heere eine weite Lücke offen blieb. Ein geheimer Befehl seines Monarchen zwang ihn zu dieser verderblichen Bewegung, die dem Erfolge nach einem Verrathe gleich kam; der gute Kaiser, dessen kindliche Unschuld die britischen Staatsmänner bewunderten, wollte verhindern, daß ein Sieg der vereinigten Armeen die schwebenden Friedensverhandlungen störe.

Wie durch ein Wunder sah sich Napoleon von dem sicheren Untergange gerettet. Er zog alle seine Streitkräfte sogleich nach Sezanne heran, in der Mitte zwischen den beiden Heeren der Verbündeten, brach dann plötzlich gegen die linke Flanke der überraschten schlesischen Armee vor und schlug ihre vereinzelten Corps mit seiner gesammelten Uebermacht in einer Reihe glänzender Gefechte während der fünf Tage vom 10. bis 14. Februar. Zuerst zersprengte er Olsuwieffs schwache Division bei Champaubert und drängte sich also mitten in die Colonnen des schlesischen Heeres hinein. Folgenden Tags entging Sackens Corps bei Montmirail dem Untergange nur durch Yorks heroische Aufopferung; die verwegenen Litthauer lernten hier zum ersten male den Unbestand des Kriegsglücks kennen. Am 12. zogen sich die Tags

zuvor geschlagenen Generale bei Chateau-Thierry nach hitzigem Gefechte auf das rechte Ufer der Marne zurück. Am 13. hielt Napoleon seinen triumphirenden Einzug in die eroberte Stadt um schon am 14. bei Etoges und Vauchamps dem letzten noch unberührten Corps der schlesischen Armee, das der Feldmarschall selber, noch ohne nähere Kenntniß von den Unfällen der letzten Tage, heranführte, einen unerwarteten blutigen Empfang zu bereiten. Auch diesmal war das Glück den Franzosen günstig. Während des Gefechtes kam ein furchtbarer Augenblick, der leicht dem ganzen Kriege ein schmähliches Ende bereiten konnte. Blücher, Gneisenau, Prinz August, Kleist, Grolman, fast alle die besten Männer des deutschen Heeres hielten eingepreßt in einem Viereck preußischen Fußvolks, von überlegenen feindlichen Reiterschaaren rings umschwärmt. Blücher selbst suchte den Tod, lebendig sollte ihn der Feind nicht fangen. Grolman aber sprach mit mächtiger Stimme zu den Truppen, die sichere Ruhe der majestätischen Heldengestalt flößte den Verzweifelnden neuen Muth ein, mit dem Bajonette griffen sie die Reiter an und bahnten den Generalen den Weg bis zu dem nahen schützenden Walde. Unerschütterlich wie nur je in den Zeiten des Glücks hatten die Regimenter während dieser Tage der Prüfung Stand gehalten. Selbst jener stumme hagere Engländer, der immer mit demselben langweiligen, steifen Gesichte, mit dem Stocke die Luft durchfuchtelnd, neben Gneisenau einherzutraben pflegte, selbst Hudson Lowe fand kaum Worte genug um den Löwenmuth dieser abgerissenen, halbverhungerten Helden zu preisen. Aber wie ruhmvoll immer — das beste Heer der Verbündeten war geschlagen, hatte 15,000 Mann und an fünfzig Kanonen verloren, nicht ohne die Schuld seiner Führer, die doch die Zuverlässigkeit der österreichischen Bundesgenossen kennen mußten.

Noch einmal erhob sich strahlend das Gestirn des Kaiserreichs. Napoleon hatte mit seinen 30,000 Mann einen fast zweifach so starken Feind angegriffen und war doch überall auf dem Schlachtfelde mit Uebermacht erschienen. Wieder wie in den Austerlitzer Zeiten wurden lange Züge von Gefangenen unter den Klängen der Feldmusik, den Parisern zur Augenweide, an der Vendomesäule vorübergeführt. Wieder wie damals jubelten die Truppen, wenn die prächtigen stahlblauen Ordonnanzoffiziere des Kaisers auf den reichgeschirrten Rossen mit den Tigerschabracken heransprengten um einen Befehl des Unüberwindlichen zu überbringen. Selbst die schwächste Waffe der Franzosen, die Reiterei, konnte wieder von Siegen erzählen, da Schwarzenberg von seinen gewaltigen Reitermassen der schlesischen Armee nichts abgetreten hatte. Was Wunder, daß das Selbstvertrauen im Heere wie im Volke mächtig anwuchs. Die ermüdeten Massen hatten anfangs mit scheuem Staunen zugeschaut, wie die langen Züge hochgewachsener blonder Männer ins Land hereinströmten, da und dort sogar ihre Freude kundgegeben, wenn die Eroberer die drückenden Steuern des Kaiserreichs beseitigten. Indeß der ehrenhafte patriotische Stolz der

Franzosen zeigte sich stärker als der Parteihaß. Nirgends fanden die Fremden zuverlässige Wegweiser und Spione, überall mußten die Reiter fürchten, daß der Hufschmied ihnen die Rosse vernagelte; die Frauen bewahrten durchweg eine würdige Zurückhaltung, zeigten gar nichts von der gutmüthigen Schwäche der Deutschen. Als der Krieg sich in die Länge zog, schwoll den Bauern der Kamm; nach den ersten Siegesnachrichten folgten sie dem Rufe ihres Kaisers, der alle erwachsenen Franzosen zum Kampfe aufbot, und schaarten sich zusammen gegen den étranger. Allerdings beschränkte sich dieser kleine Krieg auf die unmittelbare Nachbarschaft der verödeten Dörfer. Napoleon selber wußte wohl, daß sein centralisirter Beamtenstaat für einen Volksaufstand großen Stiles keinen Raum bot; eine levée en masse, sagte er oft, ist eine Chimäre in diesem Lande, wo Adel und Geistlichkeit durch die Revolution und die Revolution durch mich zerstört worden ist. Immerhin ward der Kampf mit dem aufsässigen Landvolke den Eroberern sehr beschwerlich; beide Theile verwilderten in der ruhelosen Fehde.

In dem Charakter der Franzosen zeigte sich seit jenen Tagen ein Zug rauhen Fremdenhasses, den sie in den Jahrhunderten ihrer übermüthigen Selbstgewißheit nie gekannt hatten, und dieser Haß traf am schärfsten die Preußen. Napoleon pflegte in seinen Briefen von Preußen gar nicht mehr zu sprechen; sein Stolz sträubte sich gegen das Eingeständniß, daß Frankreich seine schwersten Schläge durch das Schwert dieses mißachteten kleinen Staates erlitten hatte. Und doch wußte er so gut wie sein Volk, wer sein furchtbarster Gegner war. Dem Pariser Witze waren die Prussiens: les plus chiens, noch gräulicher als les Rustres und les autres chiens. Die Siege der Russen, der Briten, der Oesterreicher nahm man hin als Unglücksfälle, die der Preußen erschienen wie ein Unrecht, eine unverschämte Ueberhebung. Es konnte nicht fehlen, daß solche Gesinnungen auf die Stimmung des preußischen Heeres zurückwirkten. Jene Gutmüthigkeit, die der deutsche Soldat im vergangenen Jahre trotz seiner Erbitterung bewahrt hatte, verlor sich mehr und mehr. Die durch Schwarzenbergs Schlaffheit verschuldete Verlängerung des Krieges erschütterte den sittlichen Ernst der Truppen; namentlich die Landwehr war oft schwer in Zucht zu halten. Das Plündern wurde fast zur Nothwendigkeit, da die Dörfer allesammt leer standen und die räuberischen Russen den preußischen Kameraden wenig übrig ließen. In tiefster Seele empört hielt York einmal seinen Tapferen ihre Zügellosigkeit vor und zeigte ihnen das Suum cuique auf seinem Ordenssterne. Napoleon ließ im Volke ungeheuerliche Märchen von den Greueln der kinderfressenden Fremdlinge verbreiten; er betrachtete die zunehmende Verwilderung des Krieges mit cynischem Behagen: um so besser, rief er aus, dann greift der Bauer zur Flinte! Das Aergste freilich, was preußische Soldaten während dieser letzten wilden Wochen des Krieges verübten, reichte nicht

von fern an die Unthaten der Franzosen in Deutschland heran; und während die napoleonischen Marschälle ihrer Mannschaft mit schmählichem Beispiele vorangingen, thaten die preußischen Offiziere und Freiwilligen das Menschenmögliche um die Roheit der Masse zu bändigen. Kein einziger deutscher General, der nicht mit reinen Händen aus dem reichen Frankreich zurückkehrte.

Genug, bei der ersten Gunst des Kriegsglücks flammte der alte Nationalhaß wieder auf und die Friedenswünsche verflogen. Mit vollem Rechte fühlte Napoleon sich seines Thrones sicher. Von innen heraus drohte ihm keine Gefahr. Der Name der Bourbonen war überall verschollen, bis auf einige royalistische Gegenden des Südens und Westens; was über die Tage des Bastillesturmes hinauslag lebte nicht mehr im Gedächtniß dieses durch und durch modernen Volkes. Kam ja einmal die Rede auf das alte Königshaus, so dachte der Bauer grollend an den Druck der Zehnten und Frohnden. Bernadotte galt allgemein als ein elender Landesverräther, und wer sonst sollte noch die Erbschaft des Imperators antreten? Wenn Napoleon die geschlagene schlesische Armee unaufhaltsam verfolgte, so stand außer Zweifel, daß die große Armee den Rückzug zum Rheine antrat, und dann war ein glorreicher Friedensschluß dem Kaiserreiche sicher. Aber wie Schwarzenberg aus Furchtsamkeit die Früchte des Sieges von La Rothière zu pflücken versäumt hatte, so unterließ jetzt Napoleon aus Uebermuth die Ausbeutung seiner Erfolge. Die schlesische Armee besteht nicht mehr — rief er frohlockend; er meinte wieder näher an München als an Paris zu sein und vermaß sich bald nochmals die Weichsel zu erreichen. Von der sittlichen Widerstandskraft, die in Blüchers Hauptquartiere lebte, ahnte er noch immer nichts. Statt diese gefährlichsten Feinde bis zur Vernichtung zu bedrängen, warf er sein Heer plötzlich südwärts an die Seine, schlug einige vereinzelte Corps der großen Armee, zwang den Kronprinzen von Württemberg die steilen Abhänge des Seinethals bei Montereau zu verlassen und bewirkte in der That, daß der erschreckte Schwarzenberg mit seinem ungeheuren Heere an der Seine aufwärts zurückwich und an Blücher dringende Bitten um Hilfe sendete.

Der Alte aber und sein genialer Freund zeigten sich nie größer als in diesen Tagen der Noth. Freimüthig gestanden sie die begangenen Fehler ein und versprachen Alles wieder gut zu machen; sie wollten vergessen, daß Schwarzenberg durch seinen Marsch über die Seine den Angriff Napoleons auf die Schlesier verschuldet und ihnen auch nachher, als zwei Tage lang der Kanonendonner von Champaubert und Montmirail zu der großen Armee hinüberklang, jeden Beistand verweigert hatte. Sie dachten nur an den Sieg. Vier Tage nach dem Gefechte von Etoges stand ihr Heer wieder in guter Ordnung, begierig die Scharte auszuwetzen. In Eilmärschen ging es nun gen Süden, und schon am 21. Februar

vereinigte sich Blücher bei Mery an der Seine wieder mit der großen Armee. Seine Soldaten erwarteten mit Zuversicht einen Tag wie den von Leipzig, eine Hauptschlacht, die mit einem Schlage den Krieg beenden mußte: stand man doch mit fast dreifacher Uebermacht dicht am Feinde, 150,000 Mann gegen 60,000.

Mittlerweile hatte die Diplomatie in Chatillon ihre Friedensverhandlungen eröffnet. Nur die Großmächte waren dort vertreten, denn mit dem Untergange des Weltreiches kehrte die aristokratische Verfassung, welche König Friedrich der Staatengesellschaft gegeben, sofort zurück. Die Uebermacht der europäischen Pentarchie ward täglich fühlbarer, die Staaten zweiten und dritten Ranges bedeuteten weniger denn je, und es war Hardenbergs Stolz, daß er seinen Staat wieder in die Reihe jener leitenden Mächte eingeführt hatte. Die Verbündeten verlangten die Grenzen von 1792, einige Berichtigungen vorbehalten, und stellten zugleich die Bedingung, daß die Mächte der Coalition allein, ohne Zuziehung Frankreichs, über die Vertheilung der von Napoleon und seinen Bundesgenossen abgetretenen Gebiete entscheiden sollten. Auf diesem Satze bestanden Preußen und Rußland entschieden; hart und demüthigend wie er für Frankreich war legte er dem Besiegten doch nur eine Beschämung auf, die von der tief empörten öffentlichen Meinung in Deutschland und England stürmisch gefordert wurde. Hardenberg wünschte sogar Frankreich gänzlich auszuschließen von dem allgemeinen Congresse, der nach Abschluß des Friedens zur endgiltigen Feststellung der neuen Verhältnisse Europas berufen werden sollte. Er täuschte sich nicht über den tödtlichen Haß, den die Franzosen ihrem kühnsten Feinde bewahrten, und sah voraus, daß Frankreich im Vereine mit seinen alten Bundesgenossen auf dem Congresse ein hochgefährliches Ränkespiel anzetteln würde. Auf eine so tiefe Demüthigung des Gegners wollte jedoch Metternich nicht eingehen, und nur nach lebhaftem Widerstreben schloß er sich mindestens der Forderung an, daß die Vertheilung der Eroberungen den Alliirten ausschließlich zustehen solle. Caulaincourt trat anfangs sehr versöhnlich auf, so lange der Schrecken von La Rothière noch nachwirkte. Einige Tage lang schien Alles im besten Gange.

Gleich beim Beginne des Congresses von Chatillon benutzte England die Geldverlegenheit seiner Bundesgenossen um einen Meisterstreich seiner Handelspolitik zu vollführen. War irgend einer von Napoleons Plänen berechtigt gewesen, so doch sicherlich sein Kampf für die Freiheit der Meere. Jenes Gleichgewicht der Mächte, wornach die ermüdete Welt verlangte, war nicht gesichert, so lange ein einziger Staat auf allen Meeren nach Willkür und Laune schaltete und der Seekrieg, zur Schande der Menschheit, noch den Charakter des privilegirten Raubes trug. Preußen und Rußland hatten seit dem Bunde der bewaffneten Neutralität allezeit die Grundsätze eines menschlichen, dem Handel der Neutralen unbe-

schwerlichen Seerechtes vertreten; sie hofften jetzt diese Gedanken Friedrichs und Katharinas durch einen Beschluß des gesammten Europas anerkannt zu sehen. England aber fühlte sich dadurch in den Grundfesten seiner Macht bedroht. Lord Cathcart erklärte rund heraus: hätten wir je die Grundsätze der bewaffneten Neutralität anerkannt, so wäre der französische Handel nicht zerstört worden und Napoleon regierte noch heute über die Welt; niemals wird Großbritannien auf den Meeren ein anderes Gesetz anerkennen als die allgemeinen Regeln des „Völkerrechts". Wie die Dinge standen, lagen andere Fragen für jetzt den drei Festlandsmächten ungleich näher; zudem bedurften sie allesammt neuer Geldmittel für den Krieg, und der reiche Alliirte war bereit abermals 5 Mill. Pfd. St. Subsidien zu zahlen. Daher setzte England schon in der ersten Sitzung, am 5. Februar, durch, daß über die Angelegenheiten des Seerechts nicht verhandelt werden dürfe. Caulaincourt widersprach nicht; auch er hatte dringendere Sorgen. So ist es geschehen, daß der faulste Fleck des modernen Völkerrechts während der langen Friedensverhandlungen zu Chatillon, Paris und Wien gar nicht berührt wurde. Die öffentliche Meinung, blind begeistert wie sie war für das glorreiche Albion, fand an Alledem kein Arg.

Einmal im Zuge suchte Lord Castlereagh sogleich noch einen zweiten Lieblingsgedanken der britischen Politik zu verwirklichen und den Niederlanden eine genügende Abrundung zu sichern. Niemand widersprach, obgleich man doch soeben erst beschlossen hatte alle Entschädigungsforderungen bis zum Friedensschlusse zu vertagen; denn Niemand mochte es mit der großen Geldmacht verderben, und über die europäische Nothwendigkeit des niederländischen Gesammtstaates waren Alle einig. Am 15. Februar kam im Hauptquartiere zu Troyes ein Vertragsentwurf zu Stande, wornach die alte holländische Republik unter die erbliche Herrschaft des Hauses Oranien gestellt und durch Belgien sowie durch ein Stück des deutschen Rheinufers mit Köln und Aachen vergrößert werden sollte. Auch Hardenberg stimmte im Wesentlichen zu und machte nur einen Vorbehalt zu Gunsten der deutschen Nordwestgrenze; ganz so tief in rein deutsches Land wollte er die Holländer doch nicht hinübergreifen lassen.*)

Unterdessen waren die ersten Nachrichten von Blüchers Unglücksfällen im großen Hauptquartiere angelangt. Es fehlte nicht an spöttischen Bemerkungen: so hatte sich der Vorwitz der kleinen Köpfe des schlesischen Heeres doch bestraft; warum wollten sie auch klüger sein als die Weisheit der Duca und Langenau? Stärker als die Schadenfreude war doch der Schrecken. In höchster Angst verlangte Metternich die schleunige Beendigung des unglückseligen Krieges; es kam so weit, daß Oesterreich geradezu drohte sich von der Coalition loszusagen.**) Und im selben

---

*) Hardenbergs Tagebuch 15. Februar 1814. Castlereaghs Denkschrift über die Niederlande, 28. Jan. 1815.

**) Hardenbergs Tagebuch 14. Februar 1814.

Maße wuchs Napoleons Starrsinn. Alsbald nach seinem ersten Erfolge nahm er die an Caulaincourt ertheilte Vollmacht zurück und befahl dem Gesandten, auf keine Forderung der Alliirten einzugehen. Mit meinen Gefangenen, meinte er trotzig, pflege ich nicht zu unterhandeln. Die Coalition schien der Auflösung nahe. Die hochmüthige Gönnermiene, welche der Czar zur Schau trug, verletzte den österreichischen Stolz. Auch Hardenberg gerieth in Unruhe, als er erfuhr, wie die Russen sich in Danzig häuslich einrichteten und ihre preußischen Waffengefährten kaum in die Stadt einlassen wollten. Nur ein großer Waffenerfolg konnte die verstimmten Gemüther versöhnen. Schwarzenberg aber war auch jetzt, nach der Wiedervereinigung mit Blücher, nicht gewillt seine offenbare Uebermacht zu brauchen; er gab den Gedanken einer Entscheidungsschlacht wieder auf und befahl, sicherlich auf das Andringen der österreichischen Diplomaten, den Rückzug nach dem unglückseligen Plateau von Langres. Heftiger denn je geriethen die beiden Parteien aneinander. Der König sagte nach seiner ehrlichen Art dem Oberfeldherrn die härtesten Wahrheiten ins Gesicht, der Czar stritt sich lebhaft mit den Lords Aberdeen und Castlereagh.

Da kam Rettung durch die schlesischen Helden. Oberst Grolman stellte seinem Feldmarschall vor: angeschmiedet an den k. k. Kriegsrath gelange man doch nimmermehr ans Ziel; wie nun, wenn die schlesische Armee sich abermals von dem Hauptheere trennte, nochmals nordwärts an die Marne marschirte, dort die Corps von Bülow und Wintzingerode, die aus Belgien heranrückten, an sich zöge und also verstärkt gradeswegs gegen Paris vorginge? Es war als ob Scharnhorst selber durch den Mund seines feurigen Schülers redete; so einfach, groß und kühn erschien der Plan. Blücher griff mit Freuden den glücklichen Gedanken auf, schrieb sofort an den König und den Czaren, bat sie um Genehmigung des Unternehmens. Am 25. Februar wurde zu Bar ein großer Kriegsrath gehalten und nach heftigem Streite der Antrag Blüchers angenommen. Jenes sonderbare Verhältniß, das im letzten Sommer nur thatsächlich bestanden hatte, erhielt jetzt die amtliche Anerkennung: das kleine schlesische Heer übernahm den Hauptstoß zu führen, die große Armee verhielt sich abwartend! Der Ausgang des Feldzugs, schrieb Friedrich Wilhelm seinem Feldmarschall, liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand.

Während Blücher seelenfroh, ohne erst die Erlaubniß der Monarchen abzuwarten seinen zweiten Marsch gegen Paris antrat, wiederholte sich im großen Hauptquartiere tagaus tagein das alte Spiel. „Die Erbitterung und das Mißtrauen Oesterreichs sind auf dem Gipfel“ — klagte der Staatskanzler.*) Unaufhörlich ließ der Imperator die Oesterreicher durch geheime Zuschriften bearbeiten, und Kaiser Franz ging auf diese

*) Hardenbergs Tagebuch, 27. Februar 1814.

vertragswidrigen Sonderverhandlungen mit verdächtigem Eifer ein. Wollt Ihr noch immer, so fragte Berthier den Oberfeldherrn der Alliirten, Euer reinstes Blut vergießen um die übel berechnete Rachsucht Rußlands und die selbstsüchtige Politik Englands zu befriedigen? Die Angst vor der Uebermacht des Czaren lastete schwer und schwerer auf dem Wiener Cabinette. Das Gleichgewicht in Osteuropa zu sichern — dies bezeichnete Gentz in seinen Briefen an Karadja als die Hauptaufgabe der nächsten Zukunft; ein Friede, der den Franzosen das linke Rheinufer überlasse, sei immer noch weniger traurig als der Sturz Napoleons. Und was anders als die Entthronung des Schwiegersohnes konnte die Folge sein wenn der Zug der Schlesier gelang? Die Unmöglichkeit mit diesem Manne einen ehrlichen Frieden zu schließen ließ sich seit den Erfahrungen von Chatillon nicht mehr verkennen. Der Mensch muß herunter! — darüber war nur eine Stimme in der preußischen Armee. Und schon traten seine glücklichen Erben auf den Schauplatz; der Graf von Artois erschien in Frankreich, im Rücken der verbündeten Heere und fand an Stein einen warmen Fürsprecher. Der deutsche Staatsmann wußte wohl, welch ein Wagniß es sei ein Herrscherhaus, das einer längst versunkenen Zeit angehörte, zurückzuführen. Der Czar haßte die steife Hoffart der Bourbonen, der König liebte sie nicht; unter den verbündeten Monarchen zeigte allein der welfische Prinzregent, als unbedingter Anhänger des göttlichen Königsrechts, lebhaften Eifer für die alte Dynastie. Gleichwohl gewann ihre Sache täglich an Boden, denn Niemand wußte einen anderen Nachfolger für Napoleon vorzuschlagen.

Um so ängstlicher ging Oesterreich der Entscheidung aus dem Wege. Hatte man den Zug Blüchers leider nicht verhindern können, so durfte mindestens Schwarzenberg nichts Entscheidendes wagen. Seine Truppen fühlten sich schon ganz niedergeschlagen von dem ewigen Rückzuge und den ziellosen Hin- und Hermärschen. In der zweiten Hälfte des Decembers waren die Spitzen der großen Armee in Frankreich eingerückt, und jetzt, nach mehr als zwei Monaten, hatten diese gewaltigen Massen noch keine einzige Schlacht geschlagen. Wie ein Nebelbild schien die nahe Hauptstadt vor den Augen der Entmuthigten zu verschwinden. Da seht Ihr was der Schrecken ist — sagte Napoleon befriedigt zu seiner Garde. Auch als am 27. Februar das Corps Oudinots, eine lächerliche Minderzahl, bei Bar auf den Höhen über der Aube erschien, vermied Schwarzenberg abermals die Schlacht, räumte Bar, ließ die Feinde sich gemächlich in der Stadt und im Thale der Aube ausbreiten. Da verlor endlich König Friedrich Wilhelm die Geduld, überwand seine Schüchternheit und zeigte wieder wie bei Kulm sein gesundes militärisches Urtheil. Er zwang den Oberfeldherrn den Angriff zu befehlen. Mit lautem Jubel vernahmen die Soldaten die heißersehnte Kunde. Obwohl der Oesterreicher allzuspät und nur mit einem Theile seines Heeres das Treffen

begann, so wurde doch ein schöner Sieg erfochten. Es war ein froher Tag für das königliche Haus, denn heute ritt Friedrich Wilhelms zweiter Sohn, Prinz Wilhelm an der Seite des Vaters zum ersten male in die Schlacht. Die Offiziere lächelten zufrieden, als der schöne siebzehnjährige Jüngling im furchtbaren Kugelregen ganz unbefangen seinen Adjutantendienst versah und nachher mit dem altberühmten russischen Regimente Kaluga den beherrschenden Hügel von Malepin hinaufstürmte. Sie meinten, aus dem könne noch einmal ein anderer Prinz Heinrich werden; Unehrerbietige stellten auch schon Vergleichungen an zwischen diesem frischen Heldensinne und der ästhetischen, ganz unsoldatischen Natur des geistreichen Kronprinzen.

Der Sieg wurde, nach der Gewohnheit des großen Hauptquartiers, nicht verfolgt; immerhin stellte er den Einmuth in der Coalition nothdürftig wieder her. Wie einst der Teplitzer Vertrag auf die Kulmer Schlacht, so folgte auf die Schlacht von Bar der Vertrag von Chaumont. Am 1. März wurde die große Allianz feierlich auf zwanzig Jahre erneuert. Spanien, Italien, die Schweiz und die verstärkten Niederlande sollten beim Friedensschlusse ihre volle Unabhängigkeit erlangen, die deutschen souveränen Fürsten „vereinigt werden durch eine foederative Verbindung, welche die Unabhängigkeit Deutschlands sichert und verbürgt".

Indessen erreichte Blücher das Marnethal; aber da Napoleon, die Gefährdung der Hauptstadt rasch erkennend, ihm folgte, so wichen die Schlesier in Eilmärschen gen Norden aus und trafen bei Soissons mit Bülows Heer zusammen. Der Eroberer von Holland entsetzte sich, als er neben seinen vollzähligen, in den behäbigen flandrischen Winterquartieren wohl genährten Schaaren die schwachen Bataillone Yorks, dies schmutzige, verwilderte und verwahrloste Kriegsvolk erblickte. Unwillkürlich gedachten die Generale an jene Tage vor der Zorndorfer Schlacht, da König Friedrich seine bissigen Grasteufel mit Dohnas frischen Truppen vereinigte. Und welche Aussichten für die Zukunft! Das preußische Heer hatte das Größte gethan und das Schwerste gelitten, die Blüthe der norddeutschen Jugend lag auf den Schlachtfeldern. Selbst Gneisenau verlor, wenn er die gelichteten Schaaren musterte, zuweilen seinen königlichen Frohmuth und fragte besorgt, wie dieser Staat mit erschöpftem Haushalt und geschwächter Kriegsmacht den schweren Kampf um die Theilung der Beute bestehen solle. Doch die Stunde drängte. Napoleon hatte die Russen bei Craonne, allerdings unter furchtbaren Verlusten, zum Rückzuge genöthigt und schritt am nebligen Morgen des 9. März durch die sumpfigen Niederungen der Lette zum Angriff vor gegen die Felsenstadt Laon, den Stützpunkt des Blücher'schen Heeres. Der Schlachttag verlief ohne Entscheidung. Am späten Abend erst warfen sich York und Kleist auf Marmonts Corps, den rechten Flügel des Feindes, und hier, bei Athis, entspann sich jenes schaurige Nachtgefecht, das den Preußen nach

so vielen Mißerfolgen wieder die erste Siegesfreude schenkte. Zuerst führte Prinz Wilhelm seine ostpreußischen Bataillone im Sturmschritt, bei rauschender Feldmusik, Alles niederschmetternd durch das Dorf und darüber hinaus; dann räumten die Litthauer, Sohrs brandenburgische Husaren und die schwarzen Reiter mit dem Todtenköpfen unter den erschreckten Feinden auf. Das ganze Corps ward zersprengt, ließ fünfundvierzig Geschütze in den Händen der Sieger. York aber hatte in der wilden Hetzjagd dieser Tage einen Freund gefunden; das Herz ward ihm doch warm, wenn er den Mann von Nollendorf so neben sich schalten sah, immer klar, sicher, ganz bei der Sache. Noch eine Weile, und die Heurichs erzählten sich verwundert, der harte Alte habe nach altem germanischen Kriegerbrauche mit seinem Kameraden Kleist Brüderschaft getrunken. Am nächsten Morgen schien das Schicksal des Imperators entschieden. Keine Möglichkeit, nach der völligen Auflösung des rechten Flügels noch dem nunmehr dreifach überlegenen Heere der Verbündeten zu widerstehen; und dazu wieder wie bei Leipzig nur eine einzige Rückzugsstraße, durch das Sumpfland der Lette! Allem Anschein nach mußte dies alte Felsennest, das vor neunhundert Jahren der einzige Besitz und die letzte Zuflucht des jungen französischen Königthums gewesen, nun den Untergang des neuen Kaiserthums sehen.

Jetzt aber zeigte sich, was Blüchers Flammenblick, was sein gebieterischer Wille dem deutschen Heere war. Der Feldmarschall war erkrankt, erschöpft an Leib und Seele von den furchtbaren Aufregungen dieser Wochen, und seit er nicht mehr befahl, erfüllten Haß und Streit das Hauptquartier. Jene Ueberfülle von schroffen, starken Charakteren, worin die Stärke des preußischen Heeres lag, wurde nun gefährlich. Weder York noch Kleist noch Bülow wollte sich dem Phantasten Gneisenau unterordnen. Der alte Groll brach wieder aus; es kam so weit, daß York die Armee zu verlassen drohte. Gneisenau aber verlor zum ersten male in seiner Feldherrnlaufbahn die Spannkraft des Entschlusses, mochte nach so vielen Opfern die Verantwortung für einen neuen blutigen Kampf nicht übernehmen. Es war die patriotische Sorge um Preußens Zukunft, was diesen einzigen großen Mißgriff seines Feldherrnlebens verschuldete. Durfte man jetzt, da Napoleons Sturz doch in sicherer Aussicht stand, die Truppen abermals schwächen und also dem Hause Oesterreich die Freude bereiten, daß Preußen beim Friedensschlusse kein Heer mehr besaß, wie dies Radetzky schon in Frankfurt freundnachbarlich gewünscht hatte? Boyen vornehmlich hob diese politischen Bedenken mit Nachdruck hervor und überzeugte seinen feurigen Freund. Noch einmal rettete den Imperator eine wunderbare Gunst des Glückes. Unverfolgt durfte er abziehen und alsbald wendete er sich, den Vortheil der inneren Operationslinie geschickt benutzend, wieder gegen die große Armee. Schwarzenberg war nach dem Siege von Bar, statt geradezu auf Paris loszugehen oder den

Imperator im Rücken zu bedrohen, wieder nach Süden ausgewichen. Weitab von der offenen Siegesstraße, bis nach Sens im freundlichen Thale der Yonne, standen seine Heersäulen zerstreut. Die Preußen grollten: ob es denn wider die Natur eines österreichischen Generals sei, sein Ziel auf dem kürzesten Wege zu erreichen? Nachher drängte der Zauderer ein schwaches französisches Corps von der Seine zurück und getraute sich wieder eine kleine Strecke nordwärts, bis zur Aube vorzugehen. Das Elend dieses jämmerlichen Feldzugs wollte kein Ende nehmen.

Da wendete sich plötzlich die Politik des Wiener Hofes. Hatten vor sechs Wochen die Unglücksfälle der schlesischen Armee den Gang des Congresses von Chatillon durchkreuzt, so wirkte jetzt umgekehrt der Abbruch der diplomatischen Verhandlungen stärkend und anfeuernd auf die Führung des Krieges zurück. Vergeblich warteten die Bevollmächtigten der Alliirten seit dem 17. Februar auf die Beantwortung ihres Ultimatums, vergeblich suchte Kaiser Franz noch am 10. März durch einen mahnenden Brief den Starrsinn seines Schwiegersohnes zu brechen. Erst am 15. März gab Caulaincourt eine bestimmte Erwiderung, und sie lautete in wesentlichen Punkten ablehnend, ja sie war für Oesterreich noch weniger annehmbar als für die anderen Mächte; denn während Napoleon die Abtretung der Rheinlande endlich zugestand, die Auflösung des Rheinbundes zugab und nur Berg und Sachsen ihren bisherigen Souveränen sichern wollte, behielt er andererseits den italienischen Königsthron seinem Stiefsohne Eugen vor. So stieß der Verblendete wie mit Absicht die einzige der verbündeten Mächte, die ihm aufrichtig wohl wollte, zurück, und mit gutem Grunde sagte Gneisenau: „Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet als das ganze Heer der Diplomatiker." Metternich mußte endlich erkennen, daß dem Unseligen nicht mehr zu helfen, daß der Untergang des Kaiserreichs unvermeidlich war. Am 19. März erklärten die Verbündeten den Congreß für beendigt, und sofort offenbarte sich der Umschwung der österreichischen Politik in der gehobenen Stimmung des Hauptquartiers. Mit ungewohnter Entschlossenheit zeigte sich Schwarzenberg am 20. März bei Arcis an der Aube bereit eine Schlacht gegen den Imperator zu wagen. Die Ausführung des glücklichen Gedankens war freilich schlaff wie immer; nur die Truppen Wredes gelangten ins Gefecht. Immerhin wurde Napoleon genöthigt, am nächsten Tage nach schweren Verlusten das Schlachtfeld zu verlassen, und was das Beste war, die große Armee fing doch wieder an sich zu regen.

Der Geschlagene faßte nun einen tolldreisten, auf den Charakter des Gegners berechneten Entschluß; er umging in weitem Bogen den rechten Flügel der Sieger und zog ostwärts nach St. Dizier, um in den Rücken der Verbündeten zu gelangen. Er hoffte, Schwarzenberg werde, besorgt für seine Rückzugslinie, sofort den Abmarsch nach dem Rheine antreten. Einige Wochen früher ausgeführt wäre der kecke Anschlag sicherlich ge-

lungen. Jetzt aber fühlten alle Mächte, auch Oesterreich, daß das unwürdige Schauspiel der zitternden Uebermacht ein Ende nehmen mußte. Es stand wirklich so wie Gneisenau nachher dem alten Rüchel schrieb: „So zogen wir endlich nach Paris, nicht aus Ueberlegenheit der dafür sprechenden Gründe, sondern weil nichts Anderes übrig blieb und das Verhängniß die große Armee dahin stieß." Als der Czar in Sommepuis am 24. März aus einem Briefe Napoleons, den die Kosaken Blüchers aufgefangen, die Absichten des Feindes erfuhr, da forderte zuerst Toll das Selbstverständliche, das den Ueberklugen so lange unfaßbar gewesen: den Marsch auf Paris. Die Straße war nahezu offen. Vereinigt mit der nahen schlesischen Armee konnte man die schwachen Corps des Feindes, die noch im Wege standen, leicht überwältigen; ein starkes Reitercorps unter Wintzingerode sollte zurückbleiben, um den Imperator, dessen Name jetzt doch allmählich seinen alten Zauber verlor, über den Zug der großen Armee zu täuschen. Alexander stimmte zu, er schmachtete nach Vergeltung für den Einzug in Moskau. Am selben Tage erklärten auch der König und Schwarzenberg in einem Kriegsrathe zu Vitry ihre Zustimmung.

Aufathmend empfing Blücher die entscheidende Botschaft: „nun heißt es nicht mehr blos bei uns, sondern überall Vorwärts!" Dort in Vitry erließen die Verbündeten auch eine öffentliche Erklärung, worin sie die französische Nation geradezu aufforderten, durch ihren freien Willen dem verderblichen Systeme dieses Kaiserthums ein Ziel zu setzen; nur dann sei der Frieden Europas gesichert. Die letzte Brücke war abgebrochen. Selbst Kaiser Franz hatte seinen Schwiegersohn aufgegeben, er blieb in Burgund zurück um der Entthronung nicht persönlich beiwohnen zu müssen. So ging es denn endlich westwärts, quer über die unheimlichen Schlachtfelder des Februars, und noch einmal rasten über diese blutgedüngten Gefilde alle Schrecken des Krieges, als die Division Pacthod am 25. März bei La Fère Champenoise gleichzeitig von der schlesischen und der Hauptarmee ereilt wurde. Rettungslos verloren verschmähte der tapfere französische General die Capitulation, die ihm Friedrich Wilhelm anbot; so blieb nichts übrig als eine grausige Schlächterei. Schaudernd sahen der König und sein Sohn Wilhelm, wie die Kanonenkugeln durch den zusammengekeilten Menschenhaufen lange Furchen zogen und dann die Reiter mit der blanken Waffe hineinschmetterten. Ihrer viertausend ergaben sich endlich, fünftausend lagen todt am Boden. Es war ein Schauspiel der Vernichtung, wie es in prahlerischen Schlachtberichten oft geschildert, selten wirklich erlebt wird; alte wetterfeste Offiziere sah man erbleichen, wenn auf diesen Tag die Rede kam.

Wohl war es die höchste Zeit, daß den verstimmten Truppen endlich wieder die Zuversicht des Gelingens kam. Heuer fand sich kein Clausewitz, der, wie nach den verlorenen Schlachten des letzten Frühjahrsfeldzugs, dem Heere die unvermeidliche Nothwendigkeit des Geschehenen erwiesen hätte.

Die denkenden Offiziere wußten allesammt, daß eine beispiellos mattherzige Kriegsführung das Blut der Deutschen und der Russen in Strömen nutzlos vergossen hatte; die fade Schönfärberei der amtlichen Kriegsberichte des großen Hauptquartiers begann der Armee selber zum Ekel zu werden. Nun endlich war der Bann gebrochen, aller Groll verstummte vor der beseligenden Gewißheit der nahen letzten Entscheidung. Napoleon blieb in der That einige Tage lang in dem Wahne, daß die große Armee ihm gen Osten folge; als er endlich seinen Irrthum erkannte und in Gewaltmärschen herbeieilte, konnte er die bedrohte Hauptstadt nicht mehr rechtzeitig erreichen, das Verhängniß nicht mehr wenden.

Auf dem Wege der Verbündeten standen nur noch die gelichteten Corps von Marmont und Mortier. Schwarzenbergs langsamer Marsch gewährte ihnen die Zeit Paris zu erreichen. Die beiden Marschälle beschlossen, obgleich Marie Luise mit dem Könige von Rom an die Loire flüchtete, vor den Mauern der Hauptstadt eine letzte Schlacht zu wagen. Verstärkt durch Nationalgarden besetzten sie mit 34,000 Mann die Dörfer der Bannmeile und die steilen Anhöhen, welche die Stadttheile des rechten Seineufers auf der Nord- und Ostseite in weitem Bogen umkränzen. Marmont stand auf der Rechten bis hinüber zum Walde von Vincennes, dicht am Zusammenfluß der Seine und Marne, Mortier hielt jenseits des Ourcq-Canals und lehnte sich mit dem äußersten linken Flügel an den Hügel des Montmartre. Der Kampf gegen die 100,000 Mann der Verbündeten war, trotz der festen Positionen der Franzosen, von vornherein aussichtslos; gleichwohl ward er überaus blutig, Dank den unglücklichen Anordnungen des großen Hauptquartiers, das seine Uebermacht wieder nicht rechtzeitig zur Stelle brachte. Schon seit dem Morgen des 30. März kämpfte Prinz Eugen mit seinen Russen gegen das Centrum der Franzosen, nahm das Dorf Pantin, versuchte die Hochebene von Romainville zu erreichen, ward geworfen und hart bedrängt, bis endlich die russischen und die allzu lange pedantisch geschonten preußischen Garden ihm Luft machten. Die Garde erstürmte unter Oberst Alvensleben die Batterien bei Pantin, während die Russen den Bergkirchhof Père La Chaise mit der blanken Waffe nahmen. Weit später ward das Gefecht auf dem rechten Flügel der Franzosen eröffnet; der Kronprinz von Württemberg setzte sich im Walde von Vincennes fest, behauptete sich dort und drang am Nachmittage bis an das Ufer des Flusses vor. Auch die schlesische Armee gelangte erst kurz vor Mittag zum Kampfe gegen den linken Flügel des Feindes. Wer hätte dem kranken Blücher verbieten dürfen, an solchem Ehrentage dem Sturme der Deutschen auf den „Sankt Märten“ beizuwohnen? Die entzündeten Augen mit einem Damenhut und Schleier bedeckt hielt er mitten im Getümmel und sah mit an, wie seine vielgeprüften Schlesier noch einmal, wie einst bei Möckern, unter dem Kreuzfeuer der feindlichen Batterien kämpften. Am Nachmittage war die ganze

Linie der Verbündeten im siegreichen Vorgehen; Prinz Wilhelm der Aeltere hatte bereits die Barrieren der Stadt erreicht, nahebei erstürmten Kleists Truppen mit gefälltem Bajonett den Hügel mit den fünf Windmühlen neben dem Montmartre, und auf der Linken der Franzosen drangen Langerons Russen an den steilen Abhängen der Steinbrüche des Montmartre empor bis hinauf zu den staffelförmig aufgestellten Batterien. Da sprengten Adjutanten heran, weiße Tücher in den Händen; die Schlacht war beendet, Paris hatte capitulirt.

Lange hielten die Generale neben den Mühlen auf der Höhe und betrachteten schweigend die bezwungene Stadt; die stumpfen Thürme von Notre Dame und die Kuppel des Pantheon glänzten im Abendlichte. Auch Oberst Below trabte herauf mit seinen Litthauern; er mußte doch halten was er in Tilsit versprochen und seinen Jungen die Hauptstadt des Feindes zeigen. Neuntehalb Jahrhunderte waren vergangen, seit unser Kaiser Otto II. auf diesen Hügeln seine Adlerfahnen aufpflanzte und die Stadt da drunten durch die Hallelujahrufe seiner Streiter schreckte; seitdem waren Engländer und Spanier und auch einzelne Reiterhaufen deutscher Landsknechte bis in das Herz der französischen Macht eingedrungen, doch niemals wieder ein deutsches Heer. Wie furchtbar war dann das unglückliche Deutschland durch die Uebermacht und den Uebermuth dieses bösesten aller Nachbarn mißhandelt worden, also daß schon der große Kurfürst zu der Einsicht kam, nur ein Zug nach Paris könne dem Welttheil die Staatenfreiheit, das dauernde Gleichgewicht der Mächte wiedergewinnen. Nun lag das neue Rom gebändigt, eine unabsehbare Zukunft voll friedlichen Völkerglücks schien sich aufzuthun vor den entzückten Blicken der kampfesmüden Welt. Die Deutschen glaubten das Unrecht zweier Jahrhunderte gesühnt, als am nächsten Tage der Czar, der König und Schwarzenberg an der Spitze der verbündeten Heere ihren Einritt hielten durch das Martinsthor, das noch an König Ludwigs deutsche Eroberungsfahrten erinnerte; darauf ging der Zug unter dem rasenden Jubel der dichtgedrängten Volksmassen die breiten Boulevards entlang nach dem Platze Ludwigs XV., wo einst die Guillotine ihre Blutarbeit gethan, dann auf die Elysäischen Felder zur prunkenden Heerschau. Wer hätte sich auch nur träumen lassen, daß dieselben preußischen Fahnen noch zweimal binnen zweier Menschenalter desselben Weges ziehen würden? Glücklicher war doch Niemand als jene beiden großen Deutschen, die nun glorreich erfüllt sahen, was sie sich einst auf dem Leipziger Markte in die Hand versprochen hatten. Gneisenau schrieb: „Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten ist geschehen;" Stein aber sagte in seiner wuchtigen Weise: „Der Mensch ist am Boden!"

In der alten Heimath der gallischen Unbeständigkeit, in der Stadt Paris war die Erbitterung gegen das Kaiserreich früher und lebhafter erwacht als in den Provinzen. Die so lange entschlummerte Lust an Kritik und Widerspruch wurde wieder rege, die Reden der Opposition im Gesetzgebenden Körper fanden lauten Widerhall, die constitutionellen Ideen aus den Anfängen der Revolution lebten auf, das geistreiche Volk begann die dumpfe Stille, die über seinem öffentlichen Leben lag, als einen unnatürlichen Zwang zu empfinden. Der Imperator hatte mit wunderbarer Kenntniß des Volkscharakters die nationale Staatsform des neuen Frankreichs, den centralisirten Beamtenstaat auf viele Menschenalter hinaus fest begründet. Die Spitze dieses mächtigen Gebäudes blieb gleichwohl ungesichert. Sobald das Glück den Herrscher floh mußte er empfinden, daß er doch nur der Erwählte des Volkes und den Millionen persönlich verantwortlich war; auf Treue konnte ein Regiment nicht rechnen, das grundsätzlich nur den gemeinen Ehrgeiz benutzte. Schon als man im Februar die Gefangenen von den Schlachtfeldern der Champagne durch die Pariser Straßen führte, wurden sie nicht mehr wie sonst mit triumphirenden Rufen, sondern mit Bedauern und Mitleid empfangen. Seit den Niederlagen des März vollendete sich die Umstimmung der Hauptstadt, ein Gesinnungswechsel so jäh, so durchgreifend, so übermächtig wie vor Zeiten als Heinrich IV. seinen Frieden mit der alten Kirche schloß und das katholische Paris sich mit einem male jauchzend in die Arme des verhaßten Ketzers stürzte.

Mit richtigem Instincte begriff das Volk, daß nunmehr nur die alte Dynastie noch möglich war; nicht Royalisten, sondern Männer der Revolution und des Kaiserreichs erhoben am lautesten ihre Stimme für die vergessenen und verlachten Bourbonen. Bei ihrem Einzuge bemerkten die Verbündeten mit Verwunderung, wie die Massen versuchten das Bild des glorreichen Imperators von der Vendomesäule herabzustürzen, wie Nationalgardisten den vielgefeierten Stern der Ehrenlegion ihren Rossen an den Schweif banden. Schon sah man an vielen Hüten die weiße Kokarde. Ueberall Verwünschungen gegen den Tyrannen, donnernde Jubelrufe für die Befreier. Die französische Eitelkeit ließ sich's nicht nehmen, daß die weiße Armbinde, welche die buntscheckigen Kriegsvölker des alten Europas als Erkennungszeichen trugen, eine Huldigung sei für Frankreichs Könige; die Alliirten erschienen den Erregten wie ein royalistisches Kreuzfahrerheer, das im Namen und Auftrag der französischen Nation das Urtheil an dem Tyrannen vollstreckte. Den König von Preußen begrüßte im Theater das Lied: Vive Guillaume et ses guerriers vaillants, de ce royaume il sauve les enfants! Der schlichte Friedrich Wilhelm war, wie Frau von Staël sagte, ganz erstaunt, daß es diesen Leuten so viel Vergnügen machte besiegt zu sein. In seinem Heere ward der alte Nationalhaß durch den Anblick solcher Untreue nur verschärft. Mit tiefer

Geringschätzung sprachen alle Norddeutschen von dieser herzlosesten aller Nationen. Für die unverwüstliche elastische Lebenskraft, die in dem beweglichen französischen Charakter liegt, hatten sie kein Auge. Ein ruhiges Verhältniß gegenseitiger Achtung stellte sich nicht her, zum Unheil für beide Nationen. Jene ganze Generation preußischer Staatsmänner und Generale hielt immer die Ueberzeugung fest, daß eine letzte Abrechnung mit Frankreich noch bevorstehe; Gneisenau und Stein haben bis zu ihrem Todestage in solcher Ahnung gelebt.

Indessen genossen die Sieger mit vollen Zügen die Freuden des üppigen hauptstädtischen Lebens. Den Parisern brachte die Eroberung durchaus kein Ungemach, da die Alliirten aus zärtlicher Schonung gegen die Gefühle der Besiegten ihre Truppen längere Zeit auf den Plätzen bivouakiren ließen, sondern nur Gelegenheit zu leichtem Gewinne. Viele reiche englische Familien eilten an die Seine zu den lang entbehrten Genüssen der Stadt des Vergnügens. Das Gold floß in Strömen. Die Cafehäuser in den Galerien des Palais Royal und die Spielhöllen an den Boulevards freuten sich der glänzenden Geschäfte und der guten Kundschaft des preußischen Feldmarschalls, der nach vollbrachter Kriegsarbeit das Blüchern nicht mehr lassen konnte; allabendlich saß er stundenlang mit Frack und Ordensstern über den geliebten Karten, mit kaltblütiger Ruhe seine Goldrollen setzend, am grünen Tische ebenso kühn und glücklich wie im Kriege. Ganz unbegreiflich blieb den an die Roheit der Conscribirten gewöhnten Franzosen der Charakter des preußischen Volksheeres. Sie schüttelten den Kopf, wenn die preußischen Freiwilligen, fast so eifrig wie ihr Kronprinz, zu den Kunstschätzen des Louvre wallfahrteten. Kein Murillo und kein Rafael zog diese teutonische Jugend so unwiderstehlich an wie Memlings Weltgericht mit der fürchterlich ernsten Gestalt des richtenden Erzengels — jenes „Danziger Bild“, das Napoleon aus der Marienkirche geraubt hatte; hier standen die jungen Deutschen immer dicht gedrängt, als ob sie sich mitten in der wälschen Herrlichkeit ihres heimischen Wesens recht bewußt werden wollten. Für das stille Gefühl der Beschämung, das sie doch nicht los werden konnten, rächten sich die Pariser nach ihrer Weise durch Couplets und Caricaturen.

Ihre ganze Liebenswürdigkeit aber wendete sich dem Czaren zu. Die berechnete Schmeichelei berauschte den glücklichen Sieger, der Einfluß Steins sank von Tag zu Tage. Alexander wohnte im Palaste Talleyrands, und der schlaue Hausherr fand der Bewunderung kein Ende für den ersten Mann des Jahrhunderts, der allein die Befreiung Europas vollendet habe. Die Behörden, die Gelehrten der Akademie und vor Allen die Damen schwangen wetteifernd ihre Weihrauchsfässer vor dem sanften, liebevollen „Engel des Friedens“. Alexanders Eitelkeit fühlte sich lebhaft geschmeichelt, als die Vorsteherin einer weiblichen Irrenanstalt ihm erzählte, daß die Zahl der aus unglücklicher Liebe erkrankten jungen Damen seit der Anwesen-

heit des russischen Selbstherrschers bedenklich zugenommen habe. Der Czar gebärdete sich wieder als der mächtige Schirmherr der Völkerfreiheit und dachte die Welt durch seine Großmuth in Erstaunen zu setzen, zumal da sein Rußland unmittelbar von Frankreich nichts gewinnen konnte. Das englische Cabinet, voll höchster Eifersucht gegen Rußland, suchte jetzt ebenfalls durch nachsichtige Schonung die Freundschaft der Franzosen zu gewinnen. Oesterreich, das schon längst den Frieden um jeden Preis wünschte, steuerte in derselben Richtung. So stand denn Preußen bald völlig einsam mit seinem Verlangen nach rücksichtsloser Benutzung des Sieges.

Die veränderte Stellung der Parteien im Lager der Coalition zeigte sich bereits bei den Verhandlungen mit Napoleon. Am 25. März endlich hatte Caulaincourt — und immer noch in sehr unbestimmten, allgemeinen Ausdrücken — an Metternich geschrieben, daß er Vollmacht habe den Frieden zu unterzeichnen. Der Brief kam zu spät, die Entscheidung war gefallen. Sogleich nach ihrem Einzuge erklärten die Alliirten, daß sie nicht mehr mit Napoleon unterhandeln würden, und forderten den Senat auf eine vorläufige Verwaltung einzurichten. Diese provisorische Regierung verfuhr nach dem einfachen Grundsatze ihres Führes Talleyrand: „es ist nicht Jedermanns Sache sich von dem einstürzenden Gebäude begraben zu lassen" und sprach unter nichtswürdigen Schmähungen die Absetzung des Imperators aus. Daß die tausende von Beamten und Rittern der Ehrenlegion allesammt alsbald ihres Eides vergaßen, war in dem neuen Frankreich selbstverständlich. Talleyrand meinte seine Zeit gekommen, hoffte im Namen des unmündigen Napoleon II. die Regentschaft zu führen; sobald er sich aber überzeugte, daß dieser Plan bei den Siegern keinen Anklang fand, stellte er sich sofort mit gewandter Schwenkung auf die Seite der Bourbonen und verständigte sich mit seinem kaiserlichen Gaste über die Restauration des alten Königshauses.

Napoleon wurde, als er nach dem Falle der Hauptstadt in Fontainebleau anlangte, bald von seinen eigenen Marschällen verlassen; er fand den Muth nicht, durch einen freiwilligen Tod ein Leben zu beenden, das nunmehr jedes Zwecks entbehrte, und unterzeichnete am 11. April seine Abdankung. Vergeblich rieth Hardenberg den Monarchen, den gefährlichen Mann in ein entlegenes Exil zu verweisen, vergeblich empfahl das preußische Cabinet noch mehrmals während der folgenden Monate die Insel St. Helena als den bestgeeigneten Verbannungsort. Kaiser Franz war nicht gesonnen den Schwiegersohn gänzlich ins Verderben zu stürzen, obgleich er unbedenklich seine Tochter von dem Gestürzten trennte; die Briten rechneten auf die Wachsamkeit ihrer Mittelmeerflotte. Den Ausschlag gab, daß Czar Alexander seinen Edelsinn zeigen wollte. Also wurde der unbegreiflich thörichte Beschluß gefaßt, diesen gewaltigen Menschen mit seinem rastlosen Ehrgeiz auf die Insel Elba zu senden. Dort sollte er friedlich hausen, inmitten der aufgeregten Nationen Frankreichs und Italiens, denen er

beiden gleich nahe stand — der Titane, der eben jetzt zu seinem Augereau sagte: Asien bedarf eines Mannes! Man ließ ihm Würde und Rechte eines souveränen Fürsten, also auch das Recht der Kriegführung, und wähnte seine Laufbahn beendet, zumal da er auf der Reise durch die royalistischen Striche Südfrankreichs nur mit Noth der Wuth des Pöbels entging.

Alexander hoffte nun, seinen neuen liberalen Grundsätzen gemäß, durch einen Beschluß der französischen Nation die Bourbonen zurückzurufen und sie sogleich auf eine Verfassung zu verpflichten. Der Prätendent dachte anders, desgleichen sein Bruder Artois, der sogleich als Monsieur, Fils de France in Paris auftrat. Wer im Bourbonischen Hause hätte jemals bezweifelt, daß die Krone der Capetinger am Todestage des unglücklichen Knaben, den man Ludwig XVII. nannte, von Gottes Gnaden auf den Roy Louis XVIII. übergegangen war? Ludwig vergaß es dem Czaren nicht, daß dieser ihn einst aus Mitau ausgewiesen, trug geflissentlich seine Vorliebe für England, den Nebenbuhler Rußlands, zur Schau; hier ward ihm wohl bei dem hart reactionären Prinzregenten und seinen Hochtorys, die von dem göttlichen Rechte des französischen Königthums so fest überzeugt waren. Mit der Versicherung, daß er die Wiederherstellung seines Hauses nächst Gott diesem großen Reiche verdanke, verließ er England an Bord einer britischen Flotte, trat in Frankreich sofort als der rechtmäßige König auf, verkündete noch unterwegs, trotz der persönlichen Abmahnungen des Czaren, seinen Entschluß den getreuen Unterthanen kraft seines königlichen Rechtes eine Charte zu schenken, und langte am 3. Mai in Paris an. Wie er so in seine Hauptstadt einfuhr, der dicke gichtbrüchige Greis, auf dem Rücksitze die beiden noch älteren Herzöge von Condé und Bourbon, der Eine von ihnen fest eingeschlafen, da fragten die verwundert zuschauenden preußischen Offiziere, ob dies Greisenregiment die Erbschaft eines Napoleon antreten solle. Und dann jenes sonderbare Gegenstück zu den majestätischen Siegesfesten des Soldatenkaisers, die Heerschau vor den Tuilerien: droben auf dem Altane der alte Herr in seinem Lehnstuhle, drunten die Truppen gehorsam ihr vive le Roy rufend, und zuletzt ein gnädiges Kopfnicken des Königs und ein herablassendes je suis content! Der Bourbone fühlte sich seines Thrones völlig sicher, trat den Verbündeten mit naiver Anmaßung entgegen, beanspruchte als vornehmster Fürst der Christenheit in seinem eigenen Schlosse den Vortritt von den drei Monarchen, denen er Alles verdankte.

Den Siegern dagegen entgingen die schweren Gefahren nicht, welche dies aus dem Grabe erstandene Regiment bedrohten. Sie sahen mit wachsender Sorge, wie weder das knechtische Betragen der sofort zum Royalismus bekehrten napoleonischen Marschälle noch die Soldatenspielerei des Herzogs von Berry die napoleonischen Gesinnungen des Heeres unterdrücken konnte, wie die abgesetzten Beamten grollten und schürten, wie

zwischen den heimkehrenden Emigranten und der Masse des Volks eine tiefe unübersteigliche Kluft sich aufthat. Vom ersten Tage der neuen Regierung an hatten die Alliirten geringes Vertrauen zu ihrem Bestande. Aber statt aus solchen unheimlichen Anzeichen den Schluß zu ziehen, daß Frankreichs Nachbarn verstärkt und zum Widerstande gegen diese unberechenbare Macht in Stand gesetzt werden müßten, dachten die Staatsmänner von Rußland, England und Oesterreich vielmehr durch milde Friedensbedingungen dem alten Königshause seine dornige Aufgabe zu erleichtern.

In Deutschland hatten unterdessen jene Töne, welche Arndt in seiner Schrift über den Rhein angeschlagen, mannichfachen Widerhall gefunden. Der vielgeschäftige Reichspatriot Gagern forderte in einem wunderlichen Büchlein „zur Berichtigung einiger politischen Ideen“ die avulsa imperii, Elsaß und Lothringen für das Reich zurück: dies sei der Weg für Oesterreich zur Kaiserkrone; „die Krone Preußen aber wird ohne Unbill dadurch den Raum gewinnen, der zur Haltung dieses Reichs nothwendig scheint, und ein Zutrauen, ohne welches unsere Zukunft trübe wäre.“ Ein Herman Teuthold schrieb einen „Appell an die Nation“, wollte alle Lande des linken Ufers zu einem Königreiche Burgund vereinigen. In gleichem Sinne sprachen der Rheinische Mercur und die Teutschen Blätter. Arndt, Görres und ihre Freunde huldigten fast alle der Hardenbergischen Ansicht, daß Oesterreich im Elsaß, Preußen in den Mosellanden die Grenzhut übernehmen müsse. Ein beliebtes Lied sagte:

Gehalten hier von Oesterreichs Macht,
Von Preußens Helden dort bewacht,
Am Rhein, am Rhein
Muß Deutschlands Markung eisern sein.

Ein allgemeines leidenschaftliches Verlangen nach der Vogesengrenze zeigte sich in diesem Jahre jedoch noch nicht. Es gab ihrer doch Viele, die mit einem gelehrten Poeten das Jahr 1814 sprechen ließen: jam vicisse sat est, victor non ultor habebor. Der wunderbare Siegeszug vom Memel bis zur Seine hatte die kühnsten Hoffnungen übertroffen. Mancher erklärte sich befriedigt, wenn nur die alte Grenze im Nordwesten wiederhergestellt und der Tyrann gezüchtigt würde: den Tod des Corsen forderte man fast allgemein, die Zeitungen sprachen viel von Harmodios und Aristogeiton.

Nach Allem was geschehen, war eine Verschärfung der Friedensbedingungen in der That fast unmöglich. Der Czar hatte soeben noch, beim Einzuge, erklärt, daß die Verbündeten das alte Königthum und die alten Grenzen Frankreichs wiederherstellen wollten. Es ging kaum an, diese so oft wiederholte Zusage jetzt plötzlich zu brechen und den befreundeten Bourbonen härtere Zumuthungen zu stellen als dem Feinde Napoleon. Daher wagten die preußischen Diplomaten gar nicht einen förm-

lichen Antrag auf die Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen zu stellen, obgleich der Staatskanzler persönlich diesen Wunsch hegte und alle seine Generale ihm eindringlich vorstellten, wie schwer die Sicherheit Süddeutschlands gefährdet würde, wenn jener mächtige Keil französischen Gebietes von Landau bis Hüningen tief in unser Oberland hineinragte. Hardenberg und sogar Stein begnügten sich den Rückfall von Straßburg und Landau zu verlangen; denn diese Forderung durften sie stellen ohne den früheren Versprechungen der Coalition untreu zu werden. Beim Ausbruche der Revolutionskriege war ja ein volles Viertel des Elsasses, 245 Gemeinden mit 252,000 Einwohnern, noch im Besitze deutscher Reichsstände gewesen, freilich zum größten Theile unter französischer Oberhoheit. Gaben die Deutschen diese alten Ansprüche auf, verzichteten sie auf den Wiedergewinn der schönen Herrschaften Saarwerden, Lützelstein, Rappoltstein, Mömpelgard, Dagsburg, Hanau-Lichtenberg, so waren sie sicherlich berechtigt, zur Entschädigung die beiden gefährlichen Hauptfestungen des Oberrheins zu fordern. Aber einstimmig traten die drei verbündeten Mächte dieser bescheidenen Forderung Preußens entgegen. Talleyrand betheuerte salbungsvoll: das einzige Mittel zur Verhinderung künftiger Kriege sei — eine große starke Nation nicht zu entehren, und fand nur zu schnell Gehör bei dem Czaren, bei Metternich und Castlereagh.

Schon am 23. April wurde mit Monsieur ein vorläufiger Vertrag abgeschlossen, kraft dessen die Civilverwaltung in allen den Gebieten, welche am 1. Januar 1792 französisch gewesen, sofort an die französischen Behörden zurückgegeben werden sollte; auch die Entfernung der verbündeten Heere aus diesen Landstrichen wurde zugesagt, sobald Frankreich die noch in Italien und Deutschland besetzten Festungen geräumt habe. Stein machte den Staatskanzler darauf aufmerksam, durch diesen Vertrag seien keineswegs ganz Elsaß-Lothringen und Burgund der französischen Verwaltung preisgegeben, vielmehr lägen dort überall noch eingesprengte altdeutsche Gebiete; als Leiter der Centralverwaltung befahl er sogleich, daß im Moseldepartement alle die Ortschaften, die erst im Jahre 1793 erobert worden, den Franzosen nicht ausgeliefert werden sollten*). Jedoch diese ehrliche Auslegung des Vertrags fand bei den Verbündeten Preußens keinen Anklang. Die schnelllebige Zeit hatte in der That schon ganz vergessen, daß jenes deutsch gebliebene Viertel des Elsasses einst den ersten Anlaß zu den Revolutionskriegen gegeben hatte; allgemein glaubte man in der diplomatischen Welt, was die Franzosen geflissentlich aussprengten, das gesammte oberrheinische Land sei schon seit zweihundert Jahren französisch. Jedenfalls wollte man sich auf schwierige historische Untersuchungen nicht einlassen und beschloß das ganze Elsaß sowie das ganze Moseldepartement sogleich den französischen Behörden auszuliefern. Damit war die Grund-

*) Stein an Hardenberg, 11. Mai 1814.

lage des Friedensschlusses bereits festgestellt noch bevor der Friedenscongreß eröffnet wurde. Die Coalition hatte, gegen den Widerspruch Preußens, thatsächlich schon den Grundsatz anerkannt, daß die Grenzen vom 1. Januar 1792 zwar im Allgemeinen die Regel bilden, doch im Einzelnen zu Gunsten des Besiegten verändert werden müßten. Jene Frankfurter Verheißung: Frankreich wird größer sein als unter seinen Königen — sollte sich erfüllen.

Die Verhandlungen über den Friedensvertrag konnten erst am 9. Mai beginnen*), sobald wieder eine anerkannte Staatsgewalt in Frankreich bestand. Die Bevollmächtigten versammelten sich in Talleyrands Hause. Metternich und Stadion, Hardenberg und Humboldt, Nesselrode und Rassumowsky, endlich Castlereagh, Stewart, Aberdeen und Cathcart vertraten die Coalition. Der soeben zum Minister des Auswärtigen ernannte Talleyrand und jener Laforest, der vor 1806 in Berlin die Geschäfte Napoleons geführt hatte, verhandelten im Namen des Allerchristlichsten Königs. Mit gewohnter Dreistigkeit sprach der französische Minister sein Befremden darüber aus, daß man dem unbefleckten Lilienbanner dieselben Zumuthungen stellte, wie der revolutionären Tricolore, und wiederholte pathetisch die in Napoleons letzten Erklärungen so oft erneuerte Versicherung: alle anderen Großmächte hätten sich unmäßig vergrößert; kehre Frankreich wieder in die Grenzen von 92 zurück, so werde das Gleichgewicht Europas bedenklich verschoben. Indeß sah der kluge Mann wohl ein, daß alles Wesentliche in Wahrheit schon entschieden war; er wußte, daß dies entwaffnete Frankreich nach Lage der Umstände sich gar nichts Besseres wünschen konnte als die nachsichtigen Anerbietungen der Coalition, und beschränkte sich daher bald auf den Versuch, die Grenzen von 92 möglichst vortheilhaft abzurunden. Die wenigen kurzen Sitzungen des Congresses, die in Eile mitten in einem Strudel von Bällen, Schmäusen und Vergnügungen aller Art abgehalten wurden, galten nur der Erledigung von Fragen zweiten Ranges; darum ist auch in den Archiven wenig darüber zu finden. Bei der Gönnerschaft, welche Rußland, England und Oesterreich den Franzosen wetteifernd entgegentrugen, konnte von einer Verschärfung der ursprünglichen Bedingungen nicht mehr die Rede sein; die Frage war nur, wie viel Land Talleyrands Schlauheit noch zu dem alten Gebiete hinzu erhandeln würde. Wohl bäumte sich der französische Hochmuth noch zuweilen auf. Am 11. Mai verlangten die Marschälle im Staatsrathe die Wiedereröffnung des Krieges, offenen Widerstand gegen die schimpflichen Anforderungen der Coalition, und die preußischen Generale befürchteten einige Tage lang den Ausbruch eines Straßenkampfes in Paris.**) Doch das Gewölk zog vorüber, die Nüchternheit König Ludwigs wollte sich auf den tollen Vorschlag nicht einlassen.

*) Metternich an Hardenberg, 8. März 1814.
**) Gneisenau an Hardenberg, 13. März 1814.

Jene Vereinbarung von Chaumont, kraft deren die Vertheilung der abgetretenen Provinzen den Alliirten allein überlassen blieb, wurde aufrecht erhalten, Dank der Festigkeit Hardenbergs. Indeß erreichte Talleyrand, daß man diesen Satz in den geheimen Artikeln des Friedensvertrags begrub; die Franzosen durften nichts erfahren von jener Bestimmung, die ihrem Stolze am unerträglichsten war. Bei der Berathung über die einzelnen Punkte der Grenze bereitete die Nachgiebigkeit der drei Verbündeten Preußens dem französischen Minister einen Triumph nach dem andern. Er bewirkte nicht nur, daß alle von französischem Gebiete eingeschlossenen Herrschaften, Avignon und Venaissin, Mömpelgard und die elsässischen Reichslande, bei Frankreich verblieben, sondern erlangte auch noch einige köstliche Außenposten über die alten Grenzen hinaus: so Savoyen und einen Landstrich an der belgischen Grenze mit der wichtigen Maasfestung Givet. Mit der äußersten Zähigkeit marktete er um jeden Brocken Landes; nur durch Humboldts entschiedenen Widerspruch wurde Kaiserslautern für Deutschland gerettet.*) Dagegen überließ man die altpfälzischen Gebiete, die zwischen den Weißenburger Linien und der Enclave Landau lagen, an Frankreich, und um die Grenze bei Saarlouis abzurunden wurde sogar Saarbrücken mit seinem unschätzbaren Kohlenbecken und der alten nassauischen Fürstengruft von St. Arnual preisgegeben. Die treue deutsche, altprotestantische Stadt war in Verzweiflung. Sie hatte so ganz fest gebaut auf die Versicherung des Generalgouverneurs Gruner: wer deutsch spricht soll deutsch bleiben. Nun vernahm Stein tief erschüttert die rührenden Klagen dieser wackeren Lothringer über ihre schreckliche Lage, die in dem Herzen jedes Deutschen Trauer erregen müsse, und legte ein gutes Wort ein für die Bitte der Saarbrücker, daß man ihre Söhne mindestens im deutschen Staatsdienste anstellen möge.**) Besser ward für die Schweiz gesorgt, natürlich wieder auf Deutschlands Kosten: man konnte gar nicht genug thun die gerühmten Polsterkissen an der deutschen Grenze zu verstärken. Die Eidgenossenschaft erhielt das Bisthum Basel, und Metternich erklärte sich auch bereit ihr das altösterreichische Frickthal mit Rheinfelden und Laufenburg zu lassen.

Tag für Tag hatten die preußischen Staatsmänner mit der unerschöpflichen Freigebigkeit ihrer Verbündeten zu kämpfen, bis Humboldt sich endlich von Metternich und Nesselrode das Wort darauf geben ließ, daß es nun genug sei und kein Zollbreit deutschen Bodens mehr abgetreten werden solle.***) Talleyrand aber durfte mit Befriedigung sein Werk betrachten: Frankreich blieb nach einem viertelhundertjährigen Kriege, den

---

*) Humboldt an Hardenberg, 17. Mai 1814.

**) Eingabe des Oberbürgermeisters Laukhard an Gruner, Saarbrücken 7. Juni 1814. Stein an Hardenberg, 15. Juni 1814.

***) Humboldt an Hardenberg, 20. Mai 1814.

allein sein Hochmuth über die Welt verhängt, um hundert Geviertmeilen und mehr als eine Million Einwohner stärker denn zuvor.

Im Rausche seiner Großmuth wollte der Czar, allem völkerrechtlichen Brauche zuwider, dem Besiegten die Bezahlung der Kriegskosten erlassen; er fand es unedel, diesem wohlhabenden, durch die Ausplünderung aller Länder bereicherten Frankreich einen bescheidenen Theil des ruchlosen Raubes wieder abzunehmen. Da auch Oesterreich und England dieser eigenthümlichen Ansicht beistimmten, so mußten die Preußen nach lebhaftem Widerstreben sich fügen und verzichteten auf jede Vergeltung für die unerschwingliche Tilsiter Contribution. Es war, als wollte man die Franzosen absichtlich bestärken in dem übermüthigen Wahne, daß für sie allein das Völkerrecht nicht vorhanden sei. Außerdem hatte Preußen noch die Rückerstattung der von ihm an Frankreich bezahlten Vorschüsse zu fordern. Das Finanzministerium berechnete, sehr niedrig: 136 Mill. für den Durchmarsch der großen Armee nach Rußland, ferner 10,7 Mill. für die vertragswidrig erpreßten Leistungen und Lieferungen aus den Jahren 1808—12, endlich über 23 Mill. rückständige Zahlungen an das Königreich Sachsen und die Stadt Danzig, die man beide schon als preußische Gebiete ansah, zusammen 169,8 Mill. Fr. Die Zahlung dieser Summe war eine Lebensfrage für die preußischen Finanzen; der ungleiche Kampf hatte den Staatshaushalt dermaßen erschöpft, daß Hardenberg eben jetzt bei Lord Castlereagh dringend um ein sofortiges baares Darlehn von — 100,000 Pfd. St. bitten mußte! Alle jene Millionen waren für den Unterhalt der französischen Armee verwendet worden, an der Rechtmäßigkeit der Schuldforderung bestand gar kein Zweifel. Hardenberg hielt die Berichtigung der Schuld jetzt um so mehr für unausbleiblich, da ja im letzten Frühjahr die vertragswidrige Verweigerung der Zahlung der unanfechtbare Rechtsgrund für Preußens Kriegserklärung gewesen war. Darum hatte er auch versäumt, während des Krieges eine Bürgschaft der Alliirten für seine Ansprüche zu verlangen.

Es war eine folgenschwere Unterlassungssünde, freilich ein Fehler, den wohl auch ein minder vertrauensvoller Staatsmann als Hardenberg war hätte begehen können; denn wer mochte glauben, daß eine so sonnenklare, unbestreitbare Forderung nicht die Unterstützung der Bundesgenossen finden würde? Als Preußen seine Rechnung dem Congresse zuerst vorlegte, widersprach Niemand unter den Verbündeten. In der Sitzung vom 17. Mai verlangte Humboldt sodann eine bestimmte Erklärung der Franzosen. Da erwiderte Laforest: sein König habe ihm unbedingt verboten über diese Frage auch nur zu verhandeln — und zwar unmittelbar nach einem Gespräche mit dem Czaren.*) Nachher erfuhr der preußische Bevollmächtigte vertraulich von Metternich und Anstett: die beiden Kaiser-

*) Humboldts Bericht an den Staatskanzler über die Sitzung v. 17. Mai 1814.

mächte seien einig durchaus keine Geldforderungen an Frankreich zu stellen — sie allerdings hatten von Frankreich keine Schulden einzutreiben — und überließen den Preußen was sie thun wollten. Also war Preußen von seinen Alliirten völlig preisgegeben, in einer bizarren Situation, wie Humboldt sagte; und, fügte er mit bitterem Vorwurf gegen den Staatskanzler hinzu, mit etwas weniger Verschämtheit und etwas mehr Geschick hätten wir unsere gerechten Ansprüche schon vor dem Einzuge in Paris durchsetzen können. König Ludwig kannte den Haß seines Volkes gegen die Preußen und gab daher, sobald er von den drei Mächten nichts mehr zu befürchten hatte, die hochtrabende Antwort: „lieber dreihundert Millionen aufwenden um Preußen zu bekämpfen, als hundert um es zu befriedigen!“ Sollte die norddeutsche Macht, mittellos wie sie war, mit ihrem gelichteten Heere den Krieg allein wieder aufnehmen? Es blieb kein Ausweg; man mußte die Folgen der Fehler Hardenbergs tragen. Durch die Artikel 18 und 19 des Friedensvertrags verzichteten die europäischen Mächte — vorbehaltlich einiger Ansprüche von Privatleuten — wechselseitig auf alle ihre Schuldforderungen, ein Verzicht, der für Oesterreich und Rußland nichts, für Preußen eine ungeheure Einbuße bedeutete.

Ueberall bei den Berathungen des Congresses erschienen die Preußen als die Dränger und Treiber und überall zogen sie den Kürzeren. Friedrich Wilhelm nahm, wie sein treues Volk, als selbstverständlich an, daß die mit Verhöhnung alles Völkerrechts zusammengeraubten Kunstschätze jetzt zu ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurückkehren würden; er forderte Alles zurück was seinem Staate an Büchern, Kunstwerken und Trophäen abgenommen war und erreichte in der That eine mündliche Zusage. Als aber Humboldt den französischen Minister ernstlich über das Wann und Wie zur Rede stellte, wurde Talleyrand sichtlich verlegen und meinte: er glaube wohl, daß sein Herr Alles wieder herausgeben wolle; König Friedrich Wilhelm möge noch einmal mit dem Monarchen sprechen; wahrscheinlich habe der premier gentilhomme du Roy diese Sache zu besorgen.*) Auf erneutes Drängen kam endlich die Berliner Victoria aus ihrem Schuppen hervor; wie jubelte Jacob Grimm, als er sich eines Morgens auf die eherne Quadriga setzte und dort sein Frühstück verzehrte. Auch der Degen Friedrichs des Großen fand sich wieder, und Grimm entdeckte mit dem Spürsinne des Sammlers noch einige Schätze der Casseler Bibliothek in ihrem Versteck. Das war Alles. Freiherr von Oelssen, den der König im Spätsommer zur Abholung der preußischen Kunstwerke nach Paris sendete, wurde monatelang mit Ausflüchten und leeren Reden hingehalten.**) Da die anderen drei

*) Humboldt an Hardenberg, 27. Mai 1814.

**) Berichte des Gesandten Grafen von der Goltz aus Paris vom 31. October 1814 u. f.

Mächte für Preußens Ansprüche kaum einen Finger regten, so hielt sich König Ludwig seines Wortes entbunden. Sein gesammtes Volk stand hinter ihm wie ein Mann; kein Franzose, der nicht die Zurückforderung des völkerrechtswidrigen Raubes für ein himmelschreiendes Unrecht gehalten hätte. Mit erschreckender Klarheit trat zu Tage, wie von Grund aus die Plünderungszüge des Kaiserreichs das Rechtsgefühl in dieser Nation verwüstet hatten und wie nöthig es war, sie durch eine strenge Züchtigung wieder an die sittlichen Grundgedanken jeder friedlichen Staatengesellschaft zu erinnern.

Stand es also, wie durfte man hoffen, daß die Alliirten sogleich auf die von Preußen beanspruchte Gebietsentschädigung eingehen würden? Seinen eigenen Antheil an der Beute hatte Oesterreich soeben in Sicherheit gebracht. Am 20. April zogen die Oesterreicher nach einem schlaffen, unrühmlichen Feldzuge in Venedig ein; am selben Tage warf ein unbesonnener Aufstand der Mailänder das Königreich Italien über den Haufen. So erlangte Kaiser Franz fast mühelos durch eine seltene Gunst des Glückes den Besitz von Ober- und Mittelitalien und war daher weniger denn je geneigt, dem beargwöhnten Preußen gegenüber irgend eine Verpflichtung zu übernehmen. Gleichwohl wagte Hardenberg, wie seine Pflicht gebot, den aussichtslosen Versuch und legte am 29. April jene Forderungen, die er schon in Basel ausgesprochen hatte, in einer ausführlichen Denkschrift den Verbündeten vor.*)

Er beginnt mit dem aufrichtigen Geständniß, daß Preußen für alle anderen Mächte freundliche Absichten hege, nur nicht für Dänemark; denn das soeben an die Dänen abgetretene schwedische Pommern müsse um jeden Preis preußisch werden. Für Deutschland fordert er eine Bundesacte, welche vornehmlich eine kräftige Kriegsordnung einrichten, die Beziehungen zwischen Fürsten und Unterthanen, desgleichen das Gerichtswesen und den deutschen Handel regeln und „die Stelle einer Verfassung vertreten" soll. Holland und die Schweiz schließen ein ewiges Bündniß mit dem Deutschen Bunde. Rußland erlangt den größten Theil von Warschau mit etwa 2,3 Millionen Einwohnern; Preußen erhält Posen bis zur Warthe, mit Einschluß von Thorn, etwa 1,3 Millionen Köpfe; Oesterreich nur das 1809 abgetretene Neu-Galizien, Krakau und Zamoscz mit 700,000 Einwohnern. Außer diesen polnischen Strichen und Oberitalien soll Oesterreich vor Allem den zur Vertheidigung des Oberrheins unentbehrlichen Breisgau erhalten; der vorgeschobene Posten muß mit dem Kaiserstaate in ununterbrochener Verbindung stehen, daher haben Baiern, Baden und Württemberg einige Stücke ihres Oberlandes (so Passau und Lindau) abzutreten, die Fürsten von Hohenzollern und Lichtenstein werden mediatisirt und ihre Länder zu dem gleichen Zwecke verwendet.

*) Hardenbergs Plan pour l'arrangement futur de l'Europe, 29. April 1814.

Dergestalt wird Oesterreich um 1,7 Mill. Seelen stärker als im Jahre 1801. Preußen verzichtet, wenngleich sehr ungern, auf das treue Ansbach-Baireuth und verlangt, außer den beiden Herzogthümern Westphalen und Berg: ganz Sachsen sowie die Rheinlande von Mainz bis Wesel.

Der Staatskanzler unterschätzte also keineswegs, wie die Uneingeweihten ihm vorwarfen, die militärische Bedeutung des Rheinlandes; vielmehr war die Spitze seines Planes ersichtlich gegen Frankreich gerichtet. Hardenberg berechnete die Einwohnerzahl der also hergestellten Monarchie, offenbar zu niedrig, auf 10½ Millionen, 600,000 Köpfe mehr als im Jahre 1805. Wie Vorderösterreich, so sollten auch Preußens westliche Provinzen durch einen „Isthmus" mit dem Hauptkörper des Staates verbunden werden; die Landkarten der Staatskanzlei bestimmten ein Stück hannoverschen Landes südlich von Göttingen für Preußen, um den Zusammenhang zwischen dem Eichsfelde und dem östlichen Westphalen herzustellen. Den Niederlanden wurde außer Belgien auch Luxemburg und ein Stück der deutschen Rheinlande zugedacht; doch war man jetzt etwas behutsamer geworden und bot dem Oranier nur noch einen Strich im äußersten Westen mit der Festung Jülich, außerdem die Versetzung seiner deutschen Vettern auf das linke Ufer, an die luxemburgische Grenze. Die festen Plätze des Rheinthals wollte Hardenberg schlechterdings nicht in schwache Hände kommen lassen. Nur ungern, so gestand er selbst, forderte er für seinen Staat diesen gefährlichen Wachtposten; er fühlte, daß Preußen hier eine Ehrenpflicht gegen das große Vaterland zu erfüllen hatte. Der mißtrauische Blick des oranischen Staatsmannes Gagern bemerkte wohl, wie das preußische provisorische Gouvernement in Aachen die wiedergewonnenen altpreußischen Lande Cleve und Geldern mit den kölnisch-trierischen Krummstabslanden durchaus auf gleichen Fuß behandelte; man bereitete in der Stille die Einverleibung vor. Baiern endlich sollte für die an Oesterreich abgetretenen Provinzen das gesammte nördliche Baden mit Mannheim und Heidelberg sowie einen Theil der linksrheinischen Pfalz mit Speyer empfangen. Der badische Hof mochte irgendwo auf dem linken Rheinufer seine Entschädigung finden; das schlaffe Regiment des Großherzogs Karl stand überhaupt bei den großen Mächten in schlechtem Ansehen, zudem schien seine Dynastie dem Aussterben nahe.

So Hardenbergs Hoffnungen. Oesterreich empfing durch die Denkschrift einen schlagenden Beweis der treuen Freundschaft des Berliner Cabinets. Wie oft hatte einst der große König jeden Schritt westwärts, den Oesterreich wagte, mit der Feder und dem Schwerte bekämpft; jetzt reichte Preußen selber der Hofburg die Herrschaft über Süddeutschland wie auf einem Teller entgegen. Der Staatskanzler erbot sich selbst die Stammesvettern seines Monarchen, die schwäbischen Hohenzollern dem Gedanken des deutschen Dualismus zu opfern, ja er wollte, um nur der Kaisermacht eine feste Stellung am Oberrheine zu verschaffen, sogar dem

bairischen Staate, der ihm stets verdächtig blieb, eine hochgefährliche Vergrößerung gestatten: durch den Besitz der badischen Pfalz schnitt Baiern die kleinen süddeutschen Staaten gänzlich von dem Norden ab, der Süden wurde unbedingt von Oesterreich und Baiern abhängig. Die patriotische Absicht dieser thörichten Pläne war die Hoffnung, Oesterreich vielleicht dereinst für die Wiedereroberung des Elsasses zu gewinnen; wußte man doch, daß der mächtige Adel des Oberlandes auf beiden Ufern des Rheines begütert war und noch ganz in österreichischen Erinnerungen lebte. Die Vergrößerung Baierns schien ungefährlich, wenn ein österreichisches Vorland zwischen Baiern und Frankreich eingeschoben wurde.

Zum Glück für Deutschland versagte sich Oesterreich selbst den freigebigen Absichten seines preußischen Freundes. Metternich blieb bei seiner Ansicht, daß man die süddeutschen Nachbarn nicht erschrecken dürfe. In der preußischen Denkschrift fand er schlechterdings nichts was seiner eigenen Ansicht entsprach; er wollte weder Rußland so weit in Polen eindringen noch Preußen südwärts über die Mosellinie vorrücken lassen und am allerwenigsten die Albertiner den Hohenzollern preisgeben. Daher erwiderte er, die Frage könne erst auf dem großen Congresse, der binnen zwei Monaten zusammentreten sollte, ihre Erledigung finden. In der Stille aber traf er bereits seine Anstalten um die Mainzer Festung den Händen Preußens zu entwinden und schloß am 3. Juni mit Wrede einen Vertrag zur Ausführung der Rieder Verabredungen: Baiern sollte Mainz und ein möglichst großes Gebiet auf dem linken Rheinufer erhalten, dazu die badische Pfalz und die zur Verbindung mit dem Hauptlande nöthigen Gebiete. Deutschlands wichtigste Festung, der Schlüssel der Rheinlande war also dem Staate versprochen, der noch unter Montgelas' Leitung stand und in Berlin mit Recht als ein geheimer Bundesgenosse Frankreichs beargwöhnt wurde. Selbstverständlich durfte Preußen von diesem Abkommen nichts erfahren. Seinen englischen Freunden aber gestand Metternich offen: er wünsche möglichst viele deutsche Staaten im Rheinthale anzusiedeln und also zur Vertheidigung des Stromes zu zwingen; nimmermehr könnten Oesterreich und Baiern das feste Mainz und damit „die Herrschaft über ihren einzigen großen Strom", den Main, an Preußen geben, das schon Rhein und Elbe, Oder und Weichsel beherrsche. Die Hochtorys gingen, wie gewöhnlich, bereitwillig auf Metternichs Ansichten ein; sie glaubten ihm aufs Wort, daß der Main ein österreichischer Strom sei, und wollten sich ebenfalls in Paris auf keine Verhandlung über Preußens Ansprüche einlassen.

Auch der Czar war der gleichen Ansicht, obgleich Stein sich warm für die Vorschläge des Staatskanzlers verwendete und dringend vorstellte: die preußisch-russischen Forderungen müßten jetzt ins Reine gebracht werden, so lange Frankreich sich noch nicht erholt und Oesterreich sein Heer nicht verstärkt habe. Alexander wünschte nicht, sich jetzt schon über seine

polnischen Pläne zu äußern, von denen auch Stein noch immer nichts Sicheres wußte. In der That sprachen auch gewichtige sachliche Gründe für die Verschiebung der Entscheidung bis zu dem Congresse, der die neue Gestalt des Staatensystems festsetzen sollte. Es zeigte sich jetzt, daß dieser ungeheure Krieg doch in erster Linie ein Kampf um Preußens Dasein gewesen war. Die Wiederherstellung Preußens setzte voraus Verhandlungen mit Rußland, Oesterreich, England-Hannover, Dänemark, Schweden, Holland und einer langen Reihe deutscher Kleinstaaten; sie berührte die beiden Fragen, worüber die Meinungen am weitesten auseinandergingen, den sächsischen und den polnischen Handel. Diese Fragen jetzt erledigen hieß nichts anderes als dem Congresse die wichtigsten Aufgaben, um derentwillen er berufen war, im Voraus wegnehmen. Von der Umgestaltung des preußischen Gebietes hing die neue Ordnung der Staatengesellschaft vornehmlich ab; darin lag die Bedeutung zugleich und die schwere Gefahr unserer centralen Stellung.

Stein hat späterhin den Staatskanzler getadelt, weil er den günstigen Augenblick, da die Waffenthaten Preußens noch in frischer Erinnerung standen, nicht benutzt habe, um sich den Siegespreis zu sichern. Als ob solche gemüthliche Stimmungen irgend etwas bedeuteten gegenüber den mächtigen Interessen, welche die berechnete Zurückhaltung der Alliirten bestimmten! In den Augen Oesterreichs und Englands waren die Siege Blüchers und Gneisenaus wahrhaftig kein Verdienst, sondern nur ein Grund mehr, Preußen zu beargwöhnen, den aufstrebenden Staat in Schranken zu halten. Der Reichsritter war völlig im Irrthum, wenn er wähnte, Metternich sei in jenem Augenblicke zur Abtretung von Sachsen bereit gewesen. Und welches Mittel besaß denn Hardenberg, um die widerstrebenden Höfe jetzt zu bindenden Versprechungen zu zwingen? Da die Alliirten sich verpflichtet hatten nur gemeinsam (d'un commun accord) Frieden zu schließen, so war Preußen allerdings formell berechtigt seine Zustimmung an Bedingungen zu knüpfen; man konnte erklären: wir gestatten nicht, daß Bestimmungen über die Niederlande und Italien in den Friedensschluß aufgenommen werden, wenn nicht auch unsere Entschädigungen Erwähnung finden. Aber dieser letzte Trumpf war schon verspielt; Preußen hatte ja längst der Herrschaft Oesterreichs über Oberitalien und der Verstärkung der Niederlande zugestimmt. Ein nachträglicher Widerspruch war ein Lufthieb, konnte höchstens bewirken, daß die Artikel über Italien und Holland aus der Friedensurkunde wegblieben. Damit ward Preußens Stellung nicht gebessert, nur das Mißtrauen der Alliirten verschärft.

Für jetzt war schlechterdings nichts zu erreichen. Preußen unterzeichnete am 31. Mai mit den drei verbündeten Höfen ein Protokoll, das die Entscheidung aller noch streitigen Gebietsfragen auf den Congreß verwies. Bis dahin sollten Würzburg und Aschaffenburg durch Baiern, das Herzog-

thum Berg und die Lande zwischen Maas und Mosel durch Preußen, die Striche südlich der Mosel durch Baiern und Oesterreich, die belgischen Lande durch England und Holland verwaltet werden; Mainz aber erhielt eine gemischte Garnison von Preußen und Oesterreichern, ausdrücklich damit die Entscheidung frei bliebe. Hardenberg hatte bei seiner Niederlage nur den einen Trost, daß sein gefährlichster Gegner, Frankreich, bei der Gebietsvertheilung nicht mitwirken sollte. Aber die praktische Bedeutung dieser Bestimmung hing offenbar lediglich von der Eintracht der Verbündeten ab. Verständigten sie sich nicht unter sich, so mußte ein Staat von der Macht und den weitverzweigten Verbindungen Frankreichs, wenn er einmal an dem Congresse theilnahm, unausbleiblich auch in die Gebietsstreitigkeiten hineingezogen werden, ja er konnte vielleicht allen Verabredungen zum Trotz das entscheidende Wort sprechen. Dies ward auch schon in Paris dunkel geahnt. Czar Alexander und Stein erfuhren bald von einem verdächtigen geheimen Verkehre zwischen Talleyrand, Metternich und Castlereagh; man fühlte, wie die Coalition sich lockerte, wie England und Oesterreich nach Bundesgenossen suchten um die preußisch-russischen Pläne zu vereiteln.

Während also Preußens unversöhnlichster Feind von einigen der verbündeten Mächte umworben wurde, begann zugleich die Freundschaft zwischen dem preußischen und dem russischen Cabinet bedenklich zu erkalten. Schon die wohlfeile Großmuth des Czaren hatte den Staatskanzler tief verstimmt, und jetzt wurde auch von dem Plane der Wiederherstellung Polens Einiges ruchbar. Man vernahm, wie der Czar im Hotel Talleyrand begeistert von Polens Freiheit sprach; der kluge Franzose bedurfte noch der russischen Gunst für die Abwicklung der Friedensverhandlungen und bestärkte den kaiserlichen Gast durch harmlose zustimmende Bemerkungen in seiner Schwärmerei. Alexander besuchte mehrmals die Festlichkeiten der polnischen Emigranten, die ihn huldigend umdrängten; er nahm die polnischen Regimenter, die unter Napoleon gefochten, sofort in seinen Dienst und schickte sie unter dem Banner des weißen Adlers in die Heimath. Auch das russische Heer marschirte alsbald nach dem Friedensschlusse eilig nach Polen zurück; zugleich trafen die Reserven aus dem Osten des Reiches in Warschau ein. Während des Sommers versammelte sich am Bug und Narew eine Truppenmasse doppelt so stark als das Heer, das der Czar gegen Frankreich ins Feld geführt; die Generale drohten laut, sie wollten doch sehen, wer einer solchen Kriegsmacht das eroberte Polen entreißen würde. Man hörte, daß der Czar unter seiner polnischen Krone fast das gesammte Herzogthum Warschau und vielleicht auch Litthauen zu vereinigen hoffe; nur ein kleiner Strich Landes in der Nähe Krakaus, doch ohne diese Stadt, sollte an Oesterreich, nur Posen bis zur Prosna, aber ohne das altdeutsche Thorn, sollte an Preußen abgetreten werden. Dabei vermied Alexander nach wie vor jede offene Erklärung über die

polnische Sache. Es war nur menschlich, daß Hardenberg durch dies hinterlistige Verfahren des überschwänglich zärtlichen Freundes tief erbittert wurde und jetzt den Einflüsterungen der englisch-österreichischen Diplomaten sein Ohr lieh. Gleichwohl forderte die schwer bedrängte Lage des Staates gebieterisch, solche Empfindlichkeit zu unterdrücken und eine Verständigung mit dem Czaren zu suchen; denn wer anders als Rußland konnte die Forderungen Preußens ehrlich unterstützen?

Die Friedensurkunde, am 30. Mai unterzeichnet, enthielt über die Vertheilung der Eroberungen nur einige kurze Sätze, das Wenige worüber man sich verständigt hatte: die Länder des linken Rheinufers sollten zur Entschädigung für Holland, Preußen und andere deutsche Staaten verwendet, Oesterreichs italienischer Besitz im Westen durch den Tessin und den Langen See begrenzt, das Gebiet der alten Republik Genua mit dem wiederhergestellten Königreich Sardinien vereinigt werden. Die anderen Fragen blieben sämmtlich offen. Oesterreich sah also doch nicht alle seine ausschweifenden italienischen Hoffnungen erfüllt. Den Kirchenstaat überging der Friedensvertrag mit Stillschweigen; aber da der Papst soeben, am 24. Mai, in der ewigen Stadt wieder einzog und die romantisch aufgeregte Welt ihn überall mit Entzücken begrüßte, so war bereits sicher, daß er mindestens einen Theil seines Landes zurück erlangen würde. Auch die Auslieferung von Genua an den alten Nebenbuhler Piemont war für die Hofburg ein schwerer Schlag; England hatte die Stadt soeben erobert und erklärte sich unbedenklich bereit sie an König Victor Emanuel dahinzugeben, weil man ihn für die Abtretung von Savoyen entschädigen mußte. Rußland ergriff, seinen alten Ueberlieferungen getreu, die Partei der Piemontesen, und auch Frankreich erwies sich ihnen günstig; denn Talleyrand erkannte, scharfsinniger als die Diplomaten der Coalition, daß die Verstärkung der Zwischenstaaten für Frankreich eher vortheilhaft als gefährlich war. Wie er gegen die Bildung des Königreichs der vereinigten Niederlande nichts einzuwenden hatte, so suchte er auch das Polsterkissen, das im Süden die Gebiete Oesterreichs und Frankreichs auseinander halten sollte, möglichst zu verstärken. Dem vereinigten Widerspruche dieser drei Mächte mußte Oesterreich nachgeben. Kaiser Franz ertrug die halbe Niederlage sehr unwirsch; auf den Besitz des Kirchenstaates hatte er bestimmt gerechnet, war doch schon im Jahre 1799 die Secularisation des Patrimonium Petri von Thugut in vollem Ernst geplant worden. Metternich übergab dem englischen Cabinet einen feierlichen, auf die naive Unwissenheit der Torys berechneten Protest, erinnerte die Briten an die im vorigen Sommer zu Prag gegebenen Versprechungen und verwahrte die unbestreitbaren Rechte auf den Kirchenstaat, welche das Haus Oesterreich als König der Römer sowie als erblicher Kaiser und Oberhaupt des deutschen Reichskörpers besitze. Immerhin waren Oesterreichs wesentliche Ziele erreicht; sein italienischer Besitz hatte sich vervierfacht, seine Vettern

hausten wieder in Florenz und Modena, die Halbinsel lag jederzeit seinen Waffen offen. Ganz Italien, allein Piemont ausgenommen, stand fortan unter fremden Herrschern, die mit der Hofburg durch eine natürliche Interessengemeinschaft verbunden waren. Der gefährliche Name des Königreichs Italien wurde sofort beseitigt, das Vaterland Machiavellis sollte nicht mehr sein als ein Familiengut der Sippe des Hauses Oesterreich. Darum durften auch die altehrwürdigen Republiken Venedig und Genua nicht wieder aufleben; wie leicht hätte der durch Napoleon wieder erweckte Nationalgeist der Italiener hier eine Zuflucht finden können.

Ohnehin war dies Zeitalter der beginnenden Restauration allen Republiken ungünstig; wo kein Prinz auftrat, der ein Erbrecht von Gottes Gnaden geltend machte, da schien überhaupt kein Recht vorhanden zu sein. Das neue Staatensystem Europas trug durchaus den Charakter eines großen Fürstenbundes, und immer stärker ward in dieser monarchischen Staatengesellschaft der Einfluß der fünf großen Mächte. Sie allein hatten den Pariser Friedenscongreß beschickt. Nur der Form halber gestatteten sie nachher den drei Staaten Spanien, Portugal und Schweden auch ihrerseits Frieden mit Frankreich zu schließen, so daß die huit puissances signatrices gleichsam einen weiteren Ausschuß der Pentarchie bildeten. Ueber das Schicksal der Schweiz ward entschieden ohne daß man die Eidgenossenschaft auch nur befragt hätte.

Mit der üblichen officiellen Glückseligkeit benachrichtigte der Staatskanzler den in Berlin zurückgebliebenen Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, von dem Abschlusse des Friedens, worauf Goltz allen Diplomaten Preußens in einem Rundschreiben versicherte: wir können uns der gewissen Erwartung hingeben, unsere Wünsche für den Glanz und die Macht Preußens vollständig erfüllt zu sehen*). In Wahrheit war die Stimmung der leitenden Kreise besorgt und gedrückt. Die Generale zürnten laut über die noch immer völlig ungesicherte Lage der Monarchie. Gneisenau schrieb dem Staatskanzler, ohne Mainz und Jülich sei Preußen schlechterdings nicht im Stande die deutsche Westgrenze zu decken. Müffling erzählte, wie Wrede bereits triumphirend von der künftigen Bundesfestung Mainz spreche, und fragte, ob denn das Elend der alten Reichsfestungen wiederkehren solle. „Welche Sicherheit für uns, fuhr er fort, und welche traurige Aussicht, wenn die Krautfürsten trotzen und wir — nachgeben! Wenn wir nicht in demselben Verhältniß vergrößert werden als Oesterreich und Rußland, wenn wir uns von dem österreichischen Systeme der Familien-Apanage täuschen und Mainz und Jülich entreißen lassen, so kann es die Nation, die so viel gethan hat, nicht vergeben." Besser ein neuer Krieg als eine große Enttäuschung!**) —

Der Masse des Volkes blieben solche Befürchtungen fern, ob auch

*) Hardenberg an Goltz, 31. Mai. Goltz an die Gesandten, 8. Juni 1814.

**) Gneisenau an Hardenberg, 18. Mai. Müffling an Gneisenau, 17. Mai 1814.

einzelne denkende Patrioten über den faulen Frieden klagten. Den ganzen Sommer über lag der helle Sonnenschein dankbarer Freude über den altpreußischen Landen. Was hatte dies Volk gelitten! Vor wenigen Monaten erst hatte die Hauptstadt den Donner der Schlacht dicht vor ihren Mauern gehört, verwüstet lagen die Felder, kahl und schmucklos die Zimmer, kaum ein Haus das nicht den Tod eines Sohnes, eines Bruders betrauerte, und nun war das Höchste doch gelungen, das wälsche Babel war gebändigt, das den Daheimgebliebenen ganz unerreichbar, ganz aus der Welt zu liegen schien. Es war der Wunder genug für ein kurzes Jahr; wer hätte klagen mögen? So glückliche Stunden hatte Berlin seit Friedrichs Zeiten nicht mehr erlebt, wie an jenem sonnigen Apriltage, da der Flügeladjutant Graf Schwerin die erste Nachricht von der Schlacht vor Paris überbrachte. Nach dem alten fridericianischen Brauche ritt der Curier mit einem Geschwader blasender Postillone zum Potsdamer Thore ein; dann die Wilhelmsstraße hinunter, vorbei an dem Dönhoff'schen Hause, wo seine schöne junge Frau im Fenster lag und vor Wonne fast vergehen wollte. Dann die Linden entlang zum Gouverneur, dem alten Lestocq; der ritterliche Mann hatte in seinen hohen Jahren dem Heere nicht mehr folgen dürfen und pries mit neidloser Freude die Jungen, die so viel glücklicher gewesen als er selber einst bei Eylau. Dann weiter zu den Palästen der Prinzessinnen und der Minister. Ueberall dicht gedrängte jauchzende Massen, überall der Ruf: „der Curier, der Curier! Paris ist über!“ — und nachher hieß es wieder: „das ist ja der Graf Schwerin,“ denn in diesen unschuldigen Tagen kannte man einander noch. Nur Einer nahm an dem Jubel dieses großen Berliner Familienfestes nicht theil: der böse alte Feldmarschall Kalkreuth, Tilsiter Andenkens; der war ein verstockter Franzose geblieben und ließ seinen Aerger aus durch frivole Späßchen wider das neue Teutonenthum. Ein zweiter großer Freudentag kam im Juli. Ganz Berlin war auf den Beinen, Tausende harrten stundenlang in der warmen Sommernacht draußen im Thiergarten, bis endlich unter dem Hurrahruf der Menge ein riesiger Lastwagen herankam, wohl von zwanzig Rossen mühsam gezogen; obenauf stand ein großer Holzkasten, über und über bedeckt mit Namen, Versen, Inschriften aller Art von der Hand guter Preußen, die dem sonderbaren Gefährt unterwegs ihren Willkommgruß mit auf die weite Reise gegeben. Es war die Victoria vom Brandenburger Thore. Wie oft hatten die Berliner Bürger, alle diese bösen Jahre über, ingrimmig aufgeblickt zu der langen Eisenstange auf dem Thore, woran einst die Quadriga befestigt gewesen; man erzählte gern, daß der Turnvater Jahn einmal einen kleinen Teutonen geohrfeigt hatte, weil der Junge nicht zu sagen wußte was er sich bei dem Anblick der Stange denken sollte. Die entführte Siegesgöttin erschien dem Volke wie das Symbol altpreußischer Ehre; nun hatte man sie wieder nach ehrlichem Kampfe und Alles war in Ordnung.

Aehnliche Auftritte stürmischer Freude wiederholten sich überall. Als die Preußen durch das alte Thor von Hildburghausen einzogen, da sang Rückert:

Niemals durchritten
Hat Dich ein Heer
Milder von Sitten,
Tapf'rer von Speer.

Wie athmete das unglückliche Hamburg wieder auf, das bis zum Friedensschlusse in Davousts harten Händen geblieben war. Dank der Barmherzigkeit des wackeren dänischen Obersten Buchwald hatten die aus der Stadt vertriebenen Tausende armer Leute freilich in Altona ein Unterkommen gefunden; ihrer fünfhundert waren doch der Noth erlegen und ruhten nun in dem unheimlichen Massengrabe auf dem Kirchhofe von Ottensen. Auch die aus der Bank geraubten Millionen kehrten nicht zurück, da die strenge Untersuchung, welche König Ludwig im Pariser Frieden versprach, natürlich kein Ergebniß hatte: den Deutschen gegenüber zeigten sich die Bourbonen durchaus als Napoleons Erben, Treu und Glauben galt ihnen nichts.

Aller Jubel der Daheimgebliebenen reichte doch nicht heran an das unsagbare Gefühl freudigen Stolzes, das den heimkehrenden Kriegern die Seele schwellte. Noch in Paris wurde die Auflösung der Jägerdetachements angeordnet. Sodann stellte die Cabinetsordre vom 27. Mai 1814 die für die Dauer des Krieges aufgehobenen Exemtionen von der Cantonspflicht wieder her, „nachdem der Zweck der großen Anstrengungen so glücklich erreicht ist," und befahl allen Beamten und Lehrern die Rückkehr in ihre Aemter. Die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens forderten gebieterisch ihr Recht. Wie ging diesen Freiwilligen das Herz auf, als sie aus dem wüsten Getöse des Kriegslagers wieder hinübertraten in des Friedens heilige Sabbathstille. Da lag es strahlend in der Blüthenpracht seines Frühlings, das herrliche Rheinland, und es war wieder unser und die Glocken seiner alten Dome läuteten zur Feier deutscher Siege. Recht aus dem Herzen seiner Kameraden rief Schenkendorf:

Wie mir Deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in Deiner Herrlichkeit!

Und wie hatte sich das Urtheil des Auslandes über die Deutschen geändert, seit die bestechende Macht des Erfolges für sie redete. Frau von Staël gestand wehmüthig: so sei es nun doch, die Freiheit gehe heute wie die Sonne im Osten auf; Pozzo di Borgo und Capodistrias meinten: der feste Hort der europäischen Gesittung bleibe doch dies alte Deutschland mit seiner Treue, seinem Muthe und der Macht seiner tiefen Leidenschaft, überall sonst Fels oder Sand, hier allein fruchtbares Erdreich.

Auch in England waren die Preußen die Helden des Tages, als der König und der Czar mit Metternich und Blücher von Paris aus zum Besuche des Prinzregenten hinüberkamen. Die unverdorbene Masse des Volkes drängte sich mit urkräftiger Begeisterung um Blücher und Gneisenau, kaum waren sie ihres Lebens sicher bei den tollen Ausbrüchen der ungestümen Freude; höchstens der tapfere Kosakenhetman Platow kam neben ihnen noch auf. Wie viel hundertmal, bis zum Tode des alten Feldmarschalls, ist in englischen Häusern der Ruf erklungen: drink a cup for old Blucher! Dem stolzen Adel aber gefiel weder die schlichte Erscheinung des Königs noch die soldatische Derbheit seiner Generale. Allein Metternich verstand die Herzen der vornehmen Welt zu gewinnen; sein Verhältniß zu dem Tory-Cabinet ward täglich vertrauter. Die Abneigung des Hofes gegen Rußland steigerte sich durch den persönlichen Verkehr bis zu tiefem Hasse. Die vollendete Nichtigkeit des Welfen widerte den Czaren an; der liberale Selbstherrscher vernahm mit unverhohlener Verachtung, wie der Prinzregent sich kaum auf die Straße hinaus wagen durfte, wie der Londoner Pöbel dem Ehebrecher zurief: wo hast Du Deine Frau gelassen? Die Torys ihrerseits hörten mit Abscheu die großen Worte Alexanders über Völkerfreiheit und Völkerglück; er war ihnen „halb ein Narr, halb ein Bonaparte“. Ihr Zorn wuchs noch als eben in diesen Tagen ein Lieblingswunsch ihres Hofes zu Schanden wurde. Der junge Prinz von Oranien war in London eingetroffen um die lang geplante Verlobung mit der Prinzessin Charlotte abzuschließen; Alles hoffte auf die Wiederkehr der Zeiten Wilhelms III. Wenn nur der kleine Trotzkopf der Prinzessin selber nicht gewesen wäre, der doch auch mitzureden hatte! Mit dem lauten Ausrufe „I hate Orange“ wies sie vor versammeltem Hofe eine Schale voll Apfelsinen zurück, und der unglückliche Freier mußte abziehen. Der Welfe aber schäumte vor Grimm. Er glaubte zu wissen, daß Alexanders Schwester, die geistreiche Großfürstin Katharina, seine Tochter aufgestiftet habe*), fand die Anmaßung der Russen ganz unerträglich und bot dem österreichischen Minister geradezu eine geheime Allianz gegen den Czaren an, wie Humboldt bald darauf durch Metternich selbst erfuhr.**)

Auf der Rückreise besuchte der König seine wiedergewonnenen Neufchateller, und die allgemeine ungeheuchelte Freude des treuen Völkchens zeigte, wie fest unter einem wohlwollenden Regimente selbst eine unnatürliche politische Verbindung sich einwurzeln kann. Zu Anfang August kehrte er in die Mark zurück. Unterdeß zogen auch die Truppen heim. Dem alten Blücher gönnten seine dankbaren Landsleute keine Erholung von den englischen Jubelstrapazen; fast in jeder Stadt mußte er zum

*) Hardenbergs Tagebuch, 29. Juni 1814.

**) Humboldts Bericht an den König, Wien, 20. August 1814.

Volke reden, immer fröhlich und hochgemuth, aber auch fromm und tief bescheiden. Gott allein gab er die Ehre, die neue Fürstenwürde merkte ihm Niemand an, und das Wörtchen „mir" bestrafte er als ein echter Niederdeutscher noch immer mit stiller Verachtung. Neuer Jubel in der Hauptstadt, als die Berliner Landwehr heimkehrte; die Massen ließen sich nicht halten, die Bataillone brachen aus einander, die Frauen stürzten den Gatten in die Arme, die Jungen trugen den Vätern die Flinten und so wogte der lange Zug dahin, die Wehrmänner ganz mit Kränzen überdeckt, Soldaten und Bürger, Männer und Frauen in krausem Durcheinander — recht eigentlich ein Volk in Waffen. Nur der König war unzufrieden, in Sachen des Parademarsches verstand er keinen Scherz. Am 7. August endlich feierlicher Einmarsch der Armee, ein wenig gestört durch die Bescheidenheit Friedrich Wilhelms. Der Rücksichtsvolle hatte nicht nur, wie billig, den gefangenen Friedrich August schleunigst nach dem benachbarten Friedrichsfelde übersiedeln lassen um ihm den kränkenden Anblick des Siegesfestes zu ersparen; sein demüthiger Sinn nahm sogar Anstoß an den von Schinkel aufgestellten Siegessäulen und Trophäen, er wollte jede Beleidigung des geschlagenen Feindes vermeiden, und noch in der Nacht mußten die französischen Fahnen und Waffen unter dicken Kränzen verhüllt werden. —

Während also im preußischen Volke die Freude hohe Wellen schlug, gestalteten sich die Aussichten für den Congreß täglich trüber. Der König fühlte mit seinem Sinne für das Wirkliche rasch heraus, daß sein Freund in Wien keineswegs gesonnen war mit ihm die Herrschaft in Deutschland zu theilen: „mich will man, sagte er bitter, zum Regierungsrath des Kaisers von Oesterreich machen." Seine Staatsmänner aber gaben ihre dualistischen Pläne noch nicht auf. Knesebeck entwarf noch in Paris eine neue Denkschrift, die dem Hause Oesterreich nochmals den Breisgau und außerdem Mannheim, als den künftigen Hauptwaffenplatz Süddeutschlands, anbot.*) Unter den Wiener Staatsmännern war allein Stadion diesem Gedanken günstig; er lebte noch in den Anschauungen eines schwäbischen Reichsgrafen und sagte zu Humboldt treffend: durch den Verzicht auf seine oberrheinischen Lande „würde Oesterreich fast aufhören ein deutscher Staat zu sein". Metternich aber blieb fest und erklärte endlich im August dem preußischen Gesandten mit ungewohnter Bestimmtheit: der ganze Plan sei unannehmbar. So hat Oesterreich, nach Stadions Worten, aufgehört ein deutscher Staat zu sein — allein durch den freien Entschluß seines Hofes, gegen Preußens dringenden Wunsch.

In jeder der großen schwebenden Gebietsfragen war Metternich der entschiedene Gegner Preußens. Wie er Mainz bereits an Baiern ver-

*) Knesebecks Denkschrift über den Frieden von Paris (undatirt, in Paris geschrieben).

sprochen, so war er auch in der polnischen Sache mit dem arglosen Staatskanzler keineswegs einverstanden, sondern fand Hardenbergs Forderungen viel zu niedrig und wollte Rußland noch weiter in den Osten drängen. Die Hofburg täuschte sich weder über den untrennbaren Zusammenhang der sächsischen und der polnischen Frage noch über die natürliche Interessengemeinschaft der preußischen und der russischen Politik. Im Juni sagte Kaiser Franz zu einem Bevollmächtigten des gefangenen Königs, General Zeschau: er finde die Entthronung Friedrich Augusts unbillig und unmoralisch, „denn wir haben ja jetzt den Krieg geführt um Alles wieder auf den alten Fuß herzustellen. Aber es handelt sich darum, daß Rußland nichts von Polen hergeben will, und dafür mag Preußen sich in Sachsen entschädigen." Er habe darum, fuhr er fort, seinem Minister befohlen alle Verhandlungen über diese Fragen auf den Congreß zu verschieben, „weil ich hoffe, daß man hier der Sache eine bessere Richtung geben kann." Der General möge das seinem Könige erzählen; „schreiben kann ich's nicht."*) Schon im Laufe des Winters war ein sächsischer Agent Freiherr von Uechtritz durch die Kosaken des sächsischen Generalgouvernements aufgefangen worden. Aus seinen Papieren ergab sich, daß der entlassene sächsische Minister Graf Senfft von König Friedrich August bevollmächtigt werden sollte mit den Mächten insgeheim wegen der Wiedereinsetzung des albertinischen Hauses zu verhandeln; der Verkehr zwischen Senfft und seinem gefangenen Herrn sollte durch die Hände des Grafen Zichy, des k. k. Gesandten in Berlin gehen! Während des Sommers versuchte Kaiser Franz abermals vergeblich den König von Preußen zu bewegen, daß er seinen Gefangenen an Oesterreich ausliefere. Man erfuhr, daß Prinz Anton von Sachsen, eingeladen von seinem kaiserlichen Schwager, schon im Juli sich nach Wien begab, um auf dem Congresse für seinen Bruder zu wirken. Einige Wochen nachher erklärte Metternich selbst einem anderen sächsischen Agenten, dem Grafen Schulenburg: die Interessen Preußens und Oesterreichs laufen in der sächsischen Frage einander schnurstracks zuwider; am besten, wenn Schulenburg selbst als sächsischer Gesandter „mit ruhender Vollmacht" auf dem Congresse erscheint und statt aller Instructionen den einfachen Auftrag mitbringt, in Allem und Jedem den Weisungen Oesterreichs zu folgen. Friedrich August beeilte sich den Rathschlag wörtlich zu befolgen. Das Bündniß zwischen den Lothringern und den Albertinern war unerschütterlich fest begründet.

Das englische Cabinet stand dem sächsischen Streite vorderhand sehr gleichgiltig und völlig unwissend gegenüber. Nach Castlereaghs Briefen ließ sich die Frage wohl aufwerfen: ob der edle Lord genau wußte, wo

*) Nach Zeschaus Aufzeichnungen (Erinnerungen an General H. W. v. Zeschau). Dresden 1866. S. 69.

eigentlich das Königreich Sachsen lag? Soweit die Torys über die Angelegenheit nachgedacht hatten, waren sie als geschworene Feinde Napoleons dem gefangenen Rheinbundfürsten ungünstig gesinnt. Nur der Prinzregent empfand die natürliche Theilnahme des Welfen für den Albertiner. Sehr geschickt verstanden die Agenten Friedrich Augusts solche Stimmungen zu nähren; sie stellten dem Hofe von St. James vor: diese conservative Macht habe die legitimen Bourbonen wiederhergestellt und könne doch unmöglich die nicht minder legitimen Wettiner entthronen wollen. Am letzten Ende hing Englands deutsche Politik nach wie vor von den Rathschlägen Metternichs und Münsters ab, und Hardenberg durfte eine nachhaltige Unterstützung seiner sächsischen Ansprüche von Seiten der englischen Minister um so weniger erwarten, da die Verkettung der sächsischen und der polnischen Frage früher oder später doch selbst den harten Köpfen dieser Torys einleuchten mußte.

In die polnischen Händel aber stürmte Castlereagh mit dem ganzen Feuereifer der Beschränktheit hinein. Die Theilung Polens war einst von den beiden Westmächten als eine schwere Demüthigung empfunden worden, weil sie durch die Ostmächte allein vollzogen ward; jetzt galt es die alte Schmach zu sühnen. Der Wille Englands, den man nach alter Gewohnheit für den Willen Europas ausgab, sollte an der Weichsel entscheiden. Die Torys hatten im Sommer 1812 den klugen Rath Steins verschmäht, der ihnen vorschlug, sich im Voraus mit Alexander über die polnische Grenze zu verständigen; jetzt sprach man in London viel von einem unabhängigen Polen unter einer nationalen Dynastie. Was man sich dabei dachte, war sicherlich den Ministern selbst nicht klar; nur so viel stand fest, daß Castlereagh als der Wortführer Europas dem Ehrgeiz Rußlands entgegentreten wollte. Besonders unheimlich erschien den Hochtorys die Absicht des Czaren, den Polen eine Verfassung zu verleihen: „das sei eine Gefahr für die Ruhe Europas, sagte Wellington in Paris zu dem preußischen Gesandten Goltz, besonders jetzt, wo man durch die Verbreitung allzu liberaler Grundsätze von oben her in die meisten Völker einen gewissen Gährungsstoff gelegt hat." *) England besaß bereits Alles was sein Herz begehrte: das Cap und Ceylon, Malta und Helgoland, das vergrößerte Hannover und den verstärkten niederländischen Gesammtstaat. Außer den ionischen Inseln, die man in Wien noch zu erwerben hoffte, blieb auf der weiten Welt nichts mehr zu wünschen übrig. Mit erhabener Uneigennützigkeit konnte man also, unter dem Beifall aller aufgeklärten Geister, den Anwalt des europäischen Gleichgewichts spielen.

Zugleich stand Castlereagh in regem Verkehre mit den Tuilerien. Der Czar hatte den Bourbonen schon nach wenigen Wochen seine Gunst wieder entzogen; Ludwig XVIII., gekränkt durch Alexanders Stolz, war

*) Goltz's Bericht, Paris, 2. Sept. 1814.

mit Freuden bereit, das Cabinet von St. James im Kampfe wider Rußland zu unterstützen. Castlereagh bat die Bourbonen, ihre Meinung über die polnische Frage den großen Mächten mitzutheilen und erkundigte sich zugleich bei seinem Gesandten Wellington, ob Frankreich in der Lage sei, dieser Ansicht durch die Waffen Nachdruck zu geben. Der eiserne Herzog erwiderte: „die Lage der europäischen Angelegenheiten wird nothwendigerweise England und Frankreich zu Schiedsrichtern auf dem Congresse machen, wenn diese Mächte sich verständigen, und ein solches Einverständniß mag den allgemeinen Frieden bewahren.“ Castlereagh dachte noch keineswegs sich von den alten Alliirten gänzlich loszusagen; vielmehr sah er nicht ohne Argwohn auf Frankreichs unberechenbaren Ehrgeiz. Er kannte das tiefe Friedensbedürfniß seines ermüdeten Landes und wußte, daß auch Oesterreich nur mit diplomatischen Waffen gegen Rußland kämpfen wollte. Doch indem er Frankreich einlud sich in die polnischen Händel zu mischen, verletzte er leichtfertig die Verträge von Reichenbach und Teplitz, und dieser gedankenlose Vertragsbruch konnte, bei der Klugheit des französischen, der Thorheit des englischen Cabinets leicht zur Zerstörung der Coalition führen.

Auch in der niederländischen Frage war England den preußischen Plänen nicht günstig. Während jenes Aufenthalts der Monarchen in London wurde die Vereinigung Belgiens und Hollands durch die Alliirten endgiltig anerkannt, aber das ewige Bündniß mit Deutschland, das Hardenberg vorgeschlagen, fand weder bei den Holländern noch bei ihren britischen Beschützern Anklang. Als ein völlig unabhängiger europäischer Fürst wollte der Oranier, ohne jede Gegenleistung, sich des Schutzes der preußischen Waffen erfreuen. Seine Politik verfolgte fortan den zweifachen Zweck, dem preußischen Befreier möglichst viel deutsches Land auf dem linken Rheinufer zu entreißen und dem welfischen Hause die an Holland angrenzenden ostfriesisch-westphälischen Provinzen zu verschaffen, damit eine geschlossene welfisch-oranische Macht den Preußen im Nordwesten das Gleichgewicht halte. Graf Münster wirkte in demselben Sinne. Mit Entsetzen hörten die welfischen Diplomaten von jenem preußischen „Isthmus“, der Hannover im Süden umfassen sollte; nimmer durfte das stolze Welfenreich eine Enclave des verhaßten Nachbarstaates werden.

Während das siegreiche England seine Kraft vergeudete an die künstliche Bildung des niederländischen Staates, der sechzehn Jahre nachher unter Englands eigener Mitwirkung wieder zertrümmert ward, verschaffte die gewandte Staatskunst der Bourbonen dem gedemüthigten Frankreich erstaunlich schnell wieder seine alte Stellung im Staatensysteme. Talleyrand führte seinen Staat von den Träumen napoleonischer Weltherrschaft zurück zu jener nationalen Politik, die seit den Tagen Heinrichs IV. mit allen Vorurtheilen und Gewohnheiten der Franzosen fest verwachsen war: in der Zersplitterung der Nachbarmächte, in der Begünstigung der Klein-

staaten sollte Frankreich seine Stärke suchen. Wohl nirgends hat diese Politik, die bis zum heutigen Tage fortwährt, einen so durchsichtig klaren Ausdruck gefunden, wie in der Instruction, welche Talleyrand im September 1814 für sich selbst niederschrieb. Der Vertrag war noch kaum unterzeichnet, wodurch Frankreich sich verpflichtete an der Entscheidung der Gebietsfragen nicht theilzunehmen; und sofort, als sei nichts versprochen, mit unerschütterlicher Gewissenlosigkeit, entwarf der französische Staatsmann ein vollständiges Programm für die Neugestaltung der europäischen Karte. Da jener Artikel des Pariser Friedens auf Frankreichs Betrieb geheim gehalten wurde, so ahnte das große Publicum gar nicht, welchen unerhörten Vertragsbruch das französische Cabinet beging. Talleyrands Instruction folgte Punkt für Punkt jener vertraulichen Pariser Denkschrift, worin Hardenberg die preußischen Gebietsansprüche dargelegt hatte, und beantwortete alle deutschen Fragen durchaus im Sinne des österreichischen Cabinets. Jener preußische Entwurf ist also höchstwahrscheinlich durch Metternich an Talleyrand verrathen und zwischen den beiden Staatsmännern genau besprochen worden: — ein Probestück österreichischer Bundestreue, das sich nachher in Wien noch mehrmals wiederholte.

Ludwig XVIII. wußte wohl, daß Preußen die Napoleoniden argwöhnisch beobachtete und mehrmals bei den Alliirten die Entfernung Bonapartes aus Elba beantragte; doch er wußte auch, daß der preußische Hof die Bourbonen kaum minder mißtrauisch ansah als den gestürzten Usurpator. Auf Augenblicke schien sich zwar ein freundlicheres Verhältniß zwischen den beiden Höfen herzustellen. Der Herzog von Berry hoffte auf die Hand der schönen Prinzessin Charlotte von Preußen und ließ den Grafen Goltz mehrmals über diese zarte Frage ausforschen*). Indeß da König Friedrich Wilhelm von einer solchen Familienverbindung durchaus nichts wissen wollte, so trat bald wieder eine peinliche Spannung ein. Der Bourbone fühlte sehr richtig, daß seine Nation von ihm entschiedene Feindschaft gegen den werdenden deutschen Staat verlangte.

Auch Talleyrands Instruction geht von demselben Gedanken aus. Sie zeigt zunächst, daß Frankreich überall die kleinen Staaten unterstützen müsse, und stellt sodann drei angeblich unanfechtbare Regeln des Völkerrechts auf: Die Souveränität, die für das öffentliche Recht das Nämliche ist was das Eigenthum für das Privatrecht, kann niemals allein durch die Eroberung erworben werden, sondern nur durch den Verzicht des Souveräns; sie ist rechtsgiltig nur für diejenigen Mächte, welche sie anerkannt haben; endlich (mit Nutzanwendung auf den gefangenen König von Sachsen) jeder Verzicht auf die Souveränität ist nichtig, wenn er nicht in voller Freiheit ausgesprochen wird. Daraus folgt: Preußen hat durchaus kein Recht die im Tilsiter Frieden rechtmäßig abgetretenen Provinzen zurückzugewinnen. Die

*) Goltz's Berichte vom 20. Juli 1814 u. f.

Mittelstaaten dagegen sind berechtigt die ihnen durch Napoleon geschenkten Gebiete mediatisirter Reichsstände zu behalten. Denn die Mediatisirten waren nicht Souveräne, sondern Unterthanen von Kaiser und Reich; jeder Versuch sie wiederherzustellen wäre illegitim und gefährlich. „Schon ein Zögern in diesem Punkte würde genügen ganz Süddeutschland aufzuregen und in Flammen zu setzen.“ So ist denn mit wunderbar dreister Logik erwiesen, daß die legitime Dynastie der Bourbonen die Politik des Rheinbundes fortführen, die Könige von Napoleons Gnaden beschützen muß. Die größte Gefahr droht der deutschen Freiheit von der Herrschsucht Preußens. Jeder Vorwand ist dem Ehrgeiz dieses Staates recht; kein Gewissensbedenken hält ihn auf. Gebe man ihm erst die versprochenen zehn Millionen Seelen, so wird er bald ihrer zwanzig haben und ganz Deutschland ihm unterworfen sein. Darum muß sein Besitzstand in Deutschland beschränkt, sein Einfluß auf die deutschen Staaten im Zaum gehalten werden durch eine weise Bundesverfassung, welche die Bundesgewalt in möglichst viele Hände legt. Dazu ist nöthig die Erhaltung der kleinen, die Vergrößerung der Mittelstaaten und vor Allem die Wiederherstellung des den Bourbonen so nahe verwandten Königs Friedrich August; „durch die Erwerbung Sachsens würde Preußen einen ungeheuren und entscheidenden Schritt thun nach dem Ziele der völligen Beherrschung Deutschlands.“ Darum soll auch Mainz nimmermehr eine preußische Festung werden, sondern, wie Luxemburg, ein fester Platz des deutschen Bundes; südlich der Mosel darf sich Preußen nicht ausbreiten. Wir müssen Holland helfen möglichst weit auf dem linken Rheinufer vorzurücken, desgleichen die Ansprüche Hessens, Baierns und namentlich Hannovers unterstützen „um das für Preußen verfügbare Ländergebiet zu verkleinern“. Da die Unabhängigkeit Polens leider unmöglich ist und nur zur Anarchie führen kann, so muß dort der Zustand von 1805 wiederhergestellt werden, um so mehr „da dies den Ansprüchen Preußens auf Sachsen ein Ziel setzen würde“. Italiens Unabhängigkeit besteht darin, daß stets mehrere Mächte auf der Halbinsel einander das Gleichgewicht halten; daher soll der Usurpator Murat, celui qui règne à Naples, den legitimen Bourbonen die Krone zurückgeben, Toscana an einen anderen Zweig der Bourbonen fallen, der Papst erhält die Legationen, Sardinien wird vergrößert und das Erbfolgerecht der Linie Carignan sicher gestellt. So empfängt Frankreich im Süden neben Oesterreich den herrschenden Einfluß. Der beste Bundesgenosse für diese Pläne ist England, das außerhalb Europas der Ländergier fröhnt, in Europa eine conservative Politik einhält.

Meisterhaft hatte Talleyrand seine Denkschrift auf die persönlichen Neigungen des legitimsten aller Könige berechnet. Der Mann, der einst bei dem Verbrüderungsfeste der Revolution das Hochamt gehalten und dann jahrelang als napoleonischer Minister, nach seinem eigenen Geständniß, „den Henker Europas“ gespielt, vertheidigte jetzt das legitime Recht

mit jener feierlichen Salbung, die den Bourbonen wohl gefiel, schilderte dies besiegte Frankreich, das nach der Niederlage nichts für sich fordern durfte, als den großmüthigen Beschützer der Schwachen und Bedrängten und empfahl schließlich geradezu den Krieg für das „Recht" in Polen, wenn Rußland nicht im Frieden zu bändigen sei. Der Tuilerienhof war damals allein unter allen Großmächten kriegerischen Plänen nicht fremd, wie selbst Wellington bald bemerkte. Die aus den deutschen Festungen heimkehrenden Veteranen verlangten stürmisch die Wiedereroberung der natürlichen Grenzen. Die Angst vor dem gefährlichen Narren auf Elba, wie Fouché sagte, und die steigende Verwirrung im Innern drängten den Bourbonen den Gedanken auf, wieder einmal durch das oft erprobte Mittel des Waffenlärms die Leidenschaften der Parteien zu beschwichtigen. König Ludwig billigte aus voller Seele die Denkschrift des Ministers, der so geschickt die alten Ueberlieferungen der bourbonischen Politik mit dem modischen Mantel der Legitimität zu umhüllen wußte. Am lebhaftesten beschäftigte den König das Schicksal seines sächsischen Vetters; er schrieb dem Gefangenen ermuthigende Briefe und gab noch beim Abschied dem Minister, als dieser nach Wien reiste, den gemessenen Befehl, um jeden Preis dem Verwandten der ältesten und vornehmsten Dynastie sein Erbland zu retten.

So die Gesinnungen Oesterreichs und der Westmächte. Da zudem die sämmtlichen kleinen deutschen Höfe der Vergrößerung Preußens leidenschaftlich widerstrebten, so war offenbar schon vor dem Congresse der Boden geebnet für das französisch-englisch-österreichische Bündniß, das Talleyrand seit Jahren wünschte. Die italienische Frage, die einzige, welche Frankreich und Oesterreich hätte trennen können, trat neben der deutschen in den Hintergrund. Preußen durfte nicht hoffen, alle seine Ansprüche, wie billig sie auch waren, vor dem hohen Rathe Europas durchzusetzen. Wollte Hardenberg nicht ganz vereinsamt in die Kämpfe des Congresses eintreten, so mußte er ein unvermeidliches Opfer bringen und eine klare Verständigung mit Rußland herbeiführen. Die polnische Frage war bei gutem Willen hüben und drüben keineswegs unlösbar. Der Staatskanzler konnte, ohne ein Lebensinteresse seines Staates zu schädigen, Kalisch, Czenstochau und das militärisch werthlose Land zwischen Prosna und Warthe an Rußland dahin geben, wenn er dafür das deutsche Thorn nebst dem Kulmerlande und Rußlands treuen Beistand in allen deutschen Gebietsfragen gewann. Selbst die polnische Königskrone Alexanders verlor bei nüchterner Prüfung viel von ihren Schrecken. Der Plan des Czaren war unzweifelhaft eine phantastische Thorheit, doch ebenso gewiß weit gefährlicher für Rußland selbst als für Preußen. Alexander verwickelte sich durch seine polnische Krone in unabsehbare Händel, die den russischen Staat auf Jahre hinaus beschäftigen und schwächen mußten; Preußen dagegen konnte mit einiger Zuversicht hoffen, durch eine strenge

und gerechte Verwaltung sein geringes polnisches Gebiet gegen die sarmatische Begehrlichkeit zu behaupten. Mitten im Rausche der Siegestrunkenheit fühlte Alexander doch zuweilen lebhaft die Gefahren seiner vereinsamten Stellung. Auf der Rückreise von London traf er in Bruchsal mit Metternich zusammen und versuchte dort sich mit der Hofburg über Polens Zukunft zu verständigen; der österreichische Staatsmann wich behutsam der verfänglichen Frage aus. Ein gewandter preußischer Diplomat, der die Eitelkeit des Czaren zu schonen verstand, hätte also höchstwahrscheinlich für das Angebot der polnischen Krone eine leidliche Regelung der Ostgrenze erreichen können; ein treues Zusammengehen der beiden alten Bundesgenossen in der Mainzer und der sächsischen Frage ergab sich dann von selbst, da Rußland die bairisch-österreichischen Zettelungen sehr ungünstig ansah und seinem Nachbarn von vornherein Sachsen zur Entschädigung für Warschau angeboten hatte.

Zu Preußens Unheil hat Hardenberg diesen einzigen Weg, der zum Ziele führen konnte, erst sehr spät, nach monatelangen Irrgängen, eingeschlagen. Er konnte den niederschlagenden Eindruck, den ihm die überraschende erste Kunde von Alexanders polnischen Plänen hinterlassen, lange nicht verwinden; er sah eine unberechenbar schwere Gefahr vom Osten her gegen seinen Staat heranrücken und wollte mit England und Oesterreich vereint das sogenannte Interesse Europas vertheidigen, die Eroberungslust des Czaren in Schranken halten ohne doch den Bund mit Rußland aufzugeben. Die Dankbarkeit der Hofburg und des Cabinets von St. James sollte ihm dann den Besitz von Sachsen sichern. Er bemerkte nicht, daß er dadurch den Staat unvermeidlich zwischen zwei Feuer führte und seinen sächsischen Ansprüchen selber den Boden unter den Füßen hinwegzog.

Der Staatskanzler wurde in seinem Irrthume bestärkt durch einen ausführlichen Bericht Humboldts vom 20. August über die Stimmungen des Wiener Hofes — ein merkwürdiges Schriftstück, das mit überraschender Klarheit beweist, wie gröblich selbst ein großer Kopf von entschiedener politischer Begabung die diplomatischen Verhältnisse des Augenblicks verkennen kann, wenn er die kleinen Pflichten des Gesandten verschmäht.*) Von Oesterreichs inneren Verhältnissen, von der verderbten Verwaltung, dem zerrütteten Staatshaushalte und der steigenden Unzufriedenheit der Italiener gab der geistvolle Mann eine meisterhafte Schilderung. Ueber die nächsten Zwecke der Hofburg dagegen hatte er sich durch Metternichs glatte Zunge völlig täuschen lassen. Hinsichtlich der polnischen Händel sagt er zuversichtlich: Metternich sei fest überzeugt, daß Czar Alexander vor dem einmüthigen Widerspruche Englands, Oesterreichs und Preußens zurückweichen werde, da die Russen wie die Polen selbst den Plänen des Czaren widerstrebten. England und Oesterreich sind entschlossen, mit

*) Humboldts Bericht an den König, Wien, 20. August 1814.

friedlichen Waffen gegen Rußland aufzutreten; um dies Einverständniß zu vollenden ist soeben General Nugent nach London geschickt worden, derselbe Diplomat, der schon im Jahre 1810 die Annäherung der beiden Höfe bewirkt hatte. Ueberdies will Oesterreich sein Heer verstärken und „eine imposante Haltung“ annehmen. Nach Humboldts Ansicht muß auch Preußen sich diesen Bestrebungen anschließen; denn schon die Vereinigung Polens mit Rußland ist gefährlich, noch weit verderblicher aber die Wiederherstellung der polnischen Krone, gleichviel unter welchem Namen. In der sächsischen Sache haben wir von Oesterreich nichts zu fürchten. Zwar lärmt die Militärpartei, an ihrer Spitze General Radetzky, wegen der Preisgebung der Pässe des Erzgebirges; einige andere Personen fordern daß Oesterreich selbst sich in Sachsen vergrößern soll. „Aber der Fürst Metternich, dessen Rath sicher allein von dem Kaiser befolgt werden wird, betrachtet diese Sache von dem richtigen Gesichtspunkte“ und wünscht uns die nothwendige Abrundung in Deutschland. Da die einfache Entthronung des gefangenen Albertiners den legitimistischen Anschauungen der Zeit unfaßbar war, so hatte der Staatskanzler durch Humboldt vorschlagen lassen, Friedrich August solle durch die Legationen entschädigt werden. In Deutschland konnte das seiner Erblande beraubte sächsische Haus nur Unfrieden stiften; als König der Romagna hätte Friedrich August die Rolle eines ergebenen k. k. Vasallen sicher ebenso glücklich gespielt wie seine Vettern in Florenz und Modena. Metternich aber, so erzählt Humboldt arglos, fand bei dem Vorschlage „die größten Schwierigkeiten“. Nicht als ob Oesterreich die Legationen für sich selber wünschte; vielmehr würde Kaiser Franz sehr gern seinen Verwandten dort im Süden versorgen. Aber der Papst wird diese Abtretung niemals zugeben und der bigotte König, aus Furcht vor dem Kirchenbanne, sie niemals annehmen. Humboldt ahnt also gar nichts weder von dem geheimen Verkehre zwischen den Lothringern und den Albertinern, noch von Oesterreichs Absichten auf Bologna und Ferrara.

Ebenso schlecht unterrichtet zeigt er sich in der Mainzer Sache. Er befürchtet zwar, diese Frage werde schwere Verwicklungen herbeiführen, da Baiern die rheinische Festung stürmisch für sich fordere; doch auf Oesterreich meint er sich stützen zu können. Hatte er doch soeben bei den k. k. Staatsmännern zu seiner Beruhigung eine Karte von Deutschland, „wahrscheinlich nach Stadions Entwürfen,“ gesehen, worauf Mainz als preußische Stadt verzeichnet war! In der deutschen Verfassungsfrage endlich will Metternich „noch mehr als in jeder anderen Angelegenheit sich auf Hardenberg verlassen, dem er unbegrenztes Vertrauen schenkt.“ — Wahrlich, es war kaum möglich die Absichten der Hofburg gröblicher mißzuverstehen. Die Denkschrift mußte, trotz einzelner Bedenken, dem Staatskanzler um so zuverlässiger erscheinen, da sie seiner eigenen vorgefaßten Meinung entsprach. Er schenkte der Aussage seines Gegners diesmal

ausnahmsweise Glauben, obgleich die verdächtigsten Anzeichen für Oesterreichs sächsische Pläne vorlagen, obgleich Goltz aus Paris berichtete, aus den Aeußerungen des k. k. Gesandten Grafen Bombelles gehe hervor, daß Metternich die Wiederherstellung der Albertiner wünsche*), und nahm den Bericht Humboldts zur Grundlage für seinen diplomatischen Feldzugsplan.

Darauf schickte Hardenberg dem Geschäftsträger in Petersburg, Oberst von Schöler, ein ostensibles Ministerialschreiben und einen Brief des Königs an den Czaren.**) Der König, dem ersichtlich bei dem Handel nicht wohl zu Muthe war, begnügte sich seinen kaiserlichen Freund mit warmen Worten um Mäßigung zu bitten. Das Ministerialschreiben, offenbar durch Humboldts Bericht veranlaßt, sprach die Hoffnung aus, der Kaiser werde von seinen polnischen Plänen abstehen. „Seine Absichten sind rein, groß, hochherzig, aber offen gestanden, ich glaube, daß er sich irrt." Die Polen verlangen unbelehrbar die Grenzen von 1772 zurück, darum darf nicht eine Wiederherstellung Polens unter russischer Führung erfolgen, sondern nur eine neue Theilung des Landes; Rußland mag den größten Theil von Polen seinem Reiche einverleiben, nur nicht Kalisch, Czenstochau, Thorn und Krakau. Preußen fordert sodann, daß ihm die Verwaltung von Sachsen baldigst übergeben werde, und verlangt freie Hand für zeitgemäße Reformen in Sachsen, da die Aufrechterhaltung der alten unbrauchbaren Gesetze „nur den Oligarchen willkommen ist".

Oberst Schöler war ein literarischer Dilettant, wie es ihrer viele gab unter den Offizieren jenes ästhetischen Zeitalters, fein gebildet, wohlmeinend, von angenehmen Formen. Empfänglich für die liberalen Ideen, hatte er einst die Reformen Steins und Schoens in einem begeisterten Akrostichon besungen; in der Theilung Polens sah er ein politisches Verbrechen: „die Vorsehung hat offenbar zum ewigen Memento in der Politik die Herstellung Polens beschlossen." Sicheres staatsmännisches Urtheil und scharfe Menschenkenntniß blieb ihm versagt. Er hatte den Czaren in großer Zeit, um das Jahr 1811, von der besten Seite kennen gelernt und sich eine sehr günstige Ansicht von dem Charakter des Monarchen gebildet. Nachher, während der Kriege, verlor er ihn aus den Augen und konnte auch nach der Heimkehr des Czaren lange keine vertrauliche Unterredung erlangen, da Alexander den Verkehr mit dem diplomatischen Corps absichtlich vermied. Der Oberst fiel aus allen seinen Himmeln, da ihm nun plötzlich die polnischen Pläne des Kaisers enthüllt wurden. Er konnte kaum fassen, wie Alexander, sonst so empfänglich für alles Edle „in diese wirkliche Napoleonspolitik" verfallen mochte, und war, wie

*) Goltz's Bericht, 31. August 1814.

**) Hardenberg an Schöler, 26. August 1814.

sein österreichischer College General Koller, der festen Meinung, daß man diesem Ehrgeiz entgegentreten müsse.

Am 7. September übergab er dem Czaren den Brief des Königs. Alexander nahm die Zeilen mit sichtlicher Befriedigung entgegen, doch als ihm Schöler sodann das Ministerialschreiben vorlas, fuhr er in hellem Zorne auf: die Minister in Berlin verfolgen offenbar eine andere Politik als ihr königlicher Herr; ich habe Warschau erobert; was ich davon behalten will (und dazu gehört Krakau, Thorn, Czenstochau, Kalisch) werde ich mit 700,000 Mann gegen Jedermann vertheidigen. Zugleich betheuerte er hoch und heilig, in allen anderen Fragen stehe er seinem alten Freunde unbedingt zur Verfügung. Er versprach, sofort bei Eröffnung des Congresses das Königreich Sachsen ganz und allein an Preußen auszuliefern; ohne jede Frage habe Preußen das Recht seine neue Provinz nach Belieben zu organisiren, wenngleich es wünschenswerth sei den alten sächsischen Namen und die Verfassung des Landes noch eine Zeit lang zu erhalten. Mitten in seinem herrischen Zorne erbot er sich also zu einer werthvollen bindenden Verpflichtung, während Oesterreich und England dem Berliner Hofe nur unbestimmte Verheißungen entgegengebracht hatten.

Ein kluger Unterhändler mußte auf Grund dieser Zusage weiter gehen und eine klare Verständigung zu erwirken suchen. Schöler aber, allein beschäftigt mit der polnischen Frage, bemerkte die Gunst der Stunde nicht. Am 11. September rief ihn der Kaiser auf der Parade heran und entschuldigte sich mit warmen Worten wegen seiner Heftigkeit. Die Antwort des Gesandten war „ein kurzes und erbauliches Billet", das er gleich nachher dem Czaren sandte. „Das Gefühl Seiner Erkenntlichkeit nur — so schrieb er — hindert Ihren besten Freund, Sire, Seine Wünsche selbst laut werden zu lassen. Dagegen scheint es mir, daß es keine stärkere Aufforderung, als diese edle Nachgiebigkeit des Königs, für Ew. Kaiserliche Majestät geben könne, soweit es möglich ist die Wünsche Ihres Freundes zu erfüllen. Die Billigkeit der Forderungen Ew. Majestät beruht auf den Vortheilen, welche Europa Ihnen zu verdanken haben soll und wirklich hat, so lange die Unabhängigkeit der anderen Staaten ungefährdet, der eben erfochtene Frieden ungestört bleibt. Rußlands innere Kraft und seine daraus entspringende Sicherheit ist unleugbar. Soll durch überwiegende Vortheile seiner Abgrenzung mit den Nachbarn diese Kraft so weit vermehrt werden, daß die Sicherheit dieser Nachbarn gefährdet wird, so schwindet jenes Verdienst Ew. Majestät um Europa völlig."*) Eine solche Sprache, die nicht einmal den Versuch einer Annäherung machte, konnte den Czaren nur in seinem herrischen Trotze bestärken; er wich fortan jeder Unterredung aus.

*) Nach Schölers Berichten, St. Petersburg, 7. 10. und 12. September 1814.

In seinen Berichten an den Staatskanzler und in einem ausführlichen „Memoire über Rußlands Forderungen" entwarf der Gesandte ein finsteres Schauergemälde von Alexanders Ehrgeiz. Wahres und Falsches wirft er wirr durch einander. Er vermuthet, daß der Czar selbst Memel, ja ganz Ostpreußen zu gewinnen denke, und verweist warnend auf die russische Garnison, die noch immer unter General Kuleneff in Danzig stand. Seit dem Tilsiter Frieden gefalle sich Alexander in „unbedingtem Huldigen des Zeitgeistes"; er werde vielleicht dereinst seinen Russen eine Verfassung geben und jedenfalls die orientalischen Pläne seiner Vorfahren wieder aufnehmen. Er ist „ein Schüler Napoleons". Der Oberst fühlt indeß, daß sein erschöpfter Staat nicht daran denken darf die Russen aus Warschau zu vertreiben: vorderhand müssen wir um jeden Preis den Frieden wahren, doch die Zukunft wird uns zwingen mit Oesterreich verbündet gegen Rußland zu fechten.

Erschreckt durch diese düstere Schilderung, ermuthigt durch Humboldts hoffnungsvollen Wiener Bericht, beschloß der Staatskanzler sich an Oesterreich und England anzuschließen, freilich ohne mit Rußland offen zu brechen. In seiner Antwort an Humboldt*) sprach er diesen Entschluß aus und entwickelte zugleich nochmals sowohl die Gebietsansprüche Preußens als die alten dualistischen Pläne: „Wir brauchen Sachsen (il nous faut la Saxe). Ich würde mir's ewig vorwerfen, wenn ich in diesem Punkte nur im Geringsten nachgäbe. Die Anstrengungen Preußens haben so wesentlich zur Befreiung Europas beigetragen, daß wir berechtigt sind die Berücksichtigung unserer Interessen zu erwarten. Der Bund Oesterreichs und Preußens ist so nothwendig für die Erhaltung der Unabhängigkeit Europas; die Staatsmänner, welche den guten Gedanken gehabt haben sich von den unglückseligen Vorurtheilen früherer Zeiten zu befreien, müssen einsehen, daß die Interessen der beiden Großmächte zusammenfallen, und daß Oesterreich gar nichts Besseres thun kann als zur Verstärkung Preußens beizutragen, ganz wie Preußen mit großer Freude die Vergrößerung und Kräftigung Oesterreichs sehen wird. Ich sehe mit Schmerz — und ich habe die Beweise dafür — daß es noch sehr achtungswerthe Männer giebt, die von diesen großen Wahrheiten noch nicht durchdrungen sind, sondern im Gegentheil nach den politischen Ansichten des vergangenen Jahrhunderts denken und handeln."

Dann erklärt sich der Staatskanzler über Mainz: wir werden diesen Platz niemals an Baiern ausliefern, auch die bairischen Ansprüche auf Frankfurt und Hanau entschieden bekämpfen. Um Metternich zu überzeugen ward eine Denkschrift Knesebecks beigefügt, die mit einem großen Aufwande schwerfälliger militärischer Gelehrsamkeit den richtigen Satz bewies, daß Mainz für die Vertheidigung von Nord- und Mitteldeutschland

*) Hardenberg an Humboldt, 3. September 1814.

unentbehrlich sei. Fürst Metternich irrt, so fährt Hardenberg fort, wenn er Baiern durch Gefälligkeit zu gewinnen hofft. „Er wird diesen Staat nie zufrieden stellen. Diese werdende, unablässig ländergierige Macht ist, ganz wie Württemberg, ein drohendes und schädliches Element in dem System unserer deutschen Politik geworden. In diesem Systeme kann es nach Lage der Umstände nur noch ein Ziel geben, wornach Oesterreich und Preußen im eigenen und allgemeinen Interesse trachten müssen: die Macht und den entscheidenden Einfluß zwischen den beiden Großmächten zu theilen und diesen Einfluß gemeinsam, in vollkommenster Eintracht auszuüben." Darum müssen auch die Länder des linken Rheinufers an Oesterreich und Preußen kommen. „Dies ist unzweifelhaft das einzige Mittel um die deutschen Staaten zweiten und dritten Ranges von unserem Systeme abhängig zu machen und dasselbe zu sichern. Kleine Staaten auf dem linken Ufer werden immer unter dem Einfluß Frankreichs stehen, immer Ränke schmieden, unablässig das Gleichgewicht, das wir aufrichten wollen, zu untergraben drohen."

Kein Wort in diesen Zeilen, das nicht den Plänen Metternichs ins Gesicht schlug, und doch wähnte Hardenberg mit dem Oesterreicher wesentlich eines Sinnes zu sein. Völlig verblendet warf er sich dem falschen Freunde in die Arme, führte den Staat einer beschämenden Niederlage entgegen. Der König dachte anders, er verhehlte nicht, daß er den Czaren noch immer als den besten Bundesgenossen Preußens ansehe, wofür ihn Hardenberg in seinen Tagebüchern mit gewohnter Unfehlbarkeit der pusillanimité beschuldigte. Nach seiner allzu schonenden Weise ließ Friedrich Wilhelm den Staatskanzler vorläufig schalten, doch er nahm sich vor den Bruch mit Rußland auf keinen Fall zu dulden, und durch diesen rettenden Entschluß sollte er bald nachher den Staat wieder in die Bahnen der nationalen Politik zurückführen. —

Währenddem schritt man rüstig an die Neuordnung der Verwaltung, noch bevor die Grenzen des Staatsgebietes irgend fest standen. Der Staatskanzler fühlte die Abnahme seiner Kräfte und hatte daher schon im November 1813 das Finanzministerium seinem Neffen, dem Grafen Bülow, übergeben. Am 3. Juni 1814 folgte eine umfassende Umgestaltung des Ministeriums. Hardenberg übernahm neben dem Staatskanzleramte die unmittelbare Leitung der auswärtigen Angelegenheiten; sein alter Mitarbeiter von Franken her, Freiherr von Schuckmann, wurde Minister des Innern; das neu gebildete Polizeiministerium ward dem Grafen Wittgenstein übergeben, während der Minister von Kircheisen nach wie vor das Justizdepartement behielt. An die Spitze der Kriegsverwaltung endlich trat Generalmajor von Boyen, bisher Bülows unzertrennlicher Waffengefährte. Unter ihm leitete Generalmajor von Grolman den Generalstab und gab, rasch durchgreifend wie er war, dieser Behörde sogleich die Verfassung, die ihr im Wesentlichen bis zum heutigen Tage geblieben ist.

Der Generalstab sollte nicht, wie in vielen anderen Heeren, eine selbständige Waffengattung bilden, deren Mitglieder ihr für immer angehörten, sondern mit der praktischen Arbeit der Linientruppen in lebendiger Berührung bleiben; seine Offiziere traten nach einigen Jahren in die Linie ein um je nach ihren Leistungen späterhin wieder zurückzukehren. Zugleich berief der König eine Commission um die Grundlagen der gesammten Heeresverfassung festzustellen; außer dem Kriegsminister gehörten ihr auch Hardenberg, Gneisenau und Grolman an.

Darüber bestand unter den Generalen kaum ein Streit, daß jene Cabinetsordre vom 27. Mai, welche die Exemtionen von der Wehrpflicht wieder eingeführt hatte, nur ein Nothbehelf für den Augenblick gewesen war, bestimmt den schreienden Mißständen der Volkswirthschaft zu begegnen. Die Dienstpflicht Aller hatte sich glänzend bewährt; was die Noth des Augenblicks geboren sollte jetzt zu einer dauernden Institution des Staates werden. In solchem Sinne brachte Blücher an der Tafel des Königs einen Trinkspruch auf Hardenberg aus: der Staatskanzler habe den neuen Geist in der Monarchie geweckt, also daß man heute in Preußen nicht mehr wisse wo der Bürgerstand aufhöre und wo der Kriegerstand. Noch stolzer forderte Gneisenau für sein Preußen das beste und volksthümlichste Heerwesen der Welt, dazu die Freiheit gründlicher wissenschaftlicher Bildung und eine verständige, die Nation zu einem lebendigen Ganzen vereinende Staatsverfassung: „der dreifache Primat der Waffen, der Constitution, der Wissenschaft ist es allein, der uns zwischen den mächtigeren Nachbarn aufrechterhalten kann."

Nirgends aber fand der kühne politische Idealismus der Soldaten des Befreiungskrieges einen edleren Ausdruck als in dem Buche des Obersten Rühle von Lilienstern „Vom Kriege". Die geistvolle Schrift, die uns Rückschauenden heute wie das wissenschaftliche Programm der modernen deutschen Heeresverfassung erscheint, widerlegte Kants Lehre vom ewigen Frieden und namentlich die ihr zu Grunde liegende Fiction des Naturzustandes durch die Beweisgründe der historischen Staats- und Rechtslehre, deren Anschauungen bereits anfingen zu einem Gemeingute der bestgebildeten Deutschen zu werden. Sie erwies siegreich die unzerstörbare, segensreiche Nothwendigkeit des Krieges, der die Völker für den Frieden erziehe, und stellte dem neuen Jahrhundert die Aufgabe, „die Heere zu nationalisiren und die Völker zu militarisiren." Jeder Tropfen Blutes in einem freien Staate müsse mit dem Eisen des Krieges versetzt sein; das Heer dürfe nicht als die Waffe des Staates begriffen werden, als ein todtes Werkzeug, das man zur Zeit der Noth aus dem Winkel hervorhole, sondern als der bewaffnete Arm des Staates, als ein mit seinem eigenen Leben eng verbundenes lebendiges Glied des Gemeinwesens. Alle Institutionen des Staates, alle Wissenschaft und Gesinnung soll kriegerisch und friedlich zugleich sein; nur dann bleiben die erhaltenden

sittlichen Kräfte des Volkslebens lebendig, Muth, Gehorsam und Ehrgefühl. Während das gesammte Ausland und selbst preußische Staatsmänner, wie W. von Humboldt, das alte Märchen von dem künstlichen Staate Preußen noch immer wiederholten, sprach dieser tapfere Soldat zuversichtlich aus: dies bewaffnete preußische Volk bewahre in der ansteckenden Umgebung zerfließender und vertrocknender Kleinstaaten allein das Gefühl des Vaterlandes und den stolzen Entschluß ein ganzes und lebendiges Volk bleiben zu wollen. — So gingen Scharnhorsts Saaten auf. Die gereifte Gesittung führte die Deutschen wieder zurück zu einer mannhaften Auffassung des Lebens, zur richtigen Werthschätzung der rüstigen Willenskraft einfacher Menschheit.

Auch in den Massen des preußischen Volkes hatten sich die Meinungen über das Heerwesen von Grund aus verändert. Der einst so gefürchtete blaue Rock war jetzt ein Ehrenkleid, und den Meisten leuchtete ein, daß weder Geburt noch Reichthum von der schwersten der allgemeinen Bürgerpflichten befreien dürfe. In den Kreisen der Patrioten sprach man geringschätzig von der waffenscheuen alten Zeit. Rückert sang spöttisch:

Es galt die alte Regel:
Soldat ins Feu'r hinein!
Der Bauer mit dem Flegel
Sieht zu und läßt es sein.

Das Bild freilich, das sich die öffentliche Meinung von der Kriegsverfassung der Zukunft entwarf, hatte mit Scharnhorsts Ideen wenig gemein. Schon während des Krieges entstand in den Massen eine Fülle von Sagen über die Ereignisse des wunderbaren Jahres. Die Landwehr wurde, wie natürlich, der Liebling des Volkes; denn ganz war die alte Abneigung gegen die Berufsoffiziere doch nicht verflogen. Man wußte tausend Geschichten von der Angst der Franzosen vor dem peuple sauvage des Landwères, und bald schien es, als ob diese Kerntruppe eigentlich Alles gethan und die Linie nur ein werthloses Anhängsel gebildet hätte. Aus diesen volksthümlichen Vorstellungen und dem unendlichen Friedensbedürfniß der Zeit entwickelte sich nun die Ansicht, die technische Ausbildung des Soldaten sei leere Spielerei, ein Milizheer von möglichst kurzer Dienstzeit genüge am besten den Anforderungen des Krieges wie des Friedens. Bis in die höchsten Schichten des Beamtenthums hinauf fand diese Meinung Anklang; Präsident Schoen war ihr eifriger Anhänger.

Der neue Kriegsminister stand vor einer überaus schwierigen Aufgabe. Er hatte schon vor dem Kriege von 1806 den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht vertheidigt und wollte jetzt diese große Errungenschaft bewahren ohne doch in die dilettantischen Träume vom Milizwesen zu verfallen, dem Staate ein starkes, den größeren Nachbarmächten gewachsenes Heer sichern ohne doch die erschöpften Finanzen völlig zu zer-

stören. Während der zwei letzten Jahrzehnte war eine für Preußen sehr ungünstige Verschiebung der militärischen Machtverhältnisse eingetreten. Das fridericianische Heer war das stärkste Europas gewesen, Dank der Cantonpflicht Friedrich Wilhelms I. Seitdem aber hatten alle Nachbarstaaten, jeder in seiner Weise, das preußische System der Zwangsaushebung nachgeahmt. Die natürliche Ueberlegenheit der Kopfzahl trat in Kraft; die kleinste der Großmächte konnte nur noch hoffen nicht allzu weit hinter den stärkeren Nachbarn zurückzubleiben, sie mußte versuchen, durch die höchste Anspannung der sittlichen Kräfte des Heeres die Ungunst der Zahlen einigermaßen auszugleichen. Boyen wußte wohl, mit wie unverhältnißmäßigen Verlusten die Landwehr alle ihre Siege erkauft, und wie mangelhaft ihre Mannszucht, namentlich in den furchtbaren Prüfungen des Winterfeldzugs, sich gezeigt hatte. Auf eine so massenhafte Verwendung der Landwehren im freien Felde war Scharnhorst selber Anfangs schwerlich gefaßt gewesen. Erst die Noth, erst das Mißlingen des Frühjahrsfeldzuges und wahrscheinlich Gneisenaus Rath hatten den König während des Waffenstillstandes bewogen, diese Truppe mit ihrem buntgemischten Offizierscorps kurzweg in die Feldarmee einzureihen. Nur durch ganz außerordentliche Ereignisse, durch den langjährigen harten Druck der Fremdherrschaft war jene wilde Gluth des Nationalhasses und der patriotischen Leidenschaft möglich geworden, welche die ungeschulten Schaaren der Landwehr zu so wunderbaren Erfolgen befähigt hatte. Der Kriegsminister kannte die Welt zu gut um die Wiederkehr der gleichen Opferfreudigkeit auch in der Zukunft zu erwarten, wenn etwa ein den Massen der Nation unverständlicher Krieg dem Könige aufgezwungen würde. Und doch war Preußen durch seine centrale Lage wie durch die stolzen fridericianischen Traditionen seines Heeres in jedem Kriege immer zur Offensive genöthigt: der Staat brauchte eine starke Feldarmee, er mußte seine Landwehr zum Dienste außerhalb der Landesgrenzen verpflichten um das feindliche Gebiet sogleich mit gewaltigen Massen überfluthen zu können.

Aus Alledem ergab sich die Nothwendigkeit, die Landwehr eng an das stehende Heer anzuschließen. Nun gebot die Monarchie augenblicklich über viele tausende ausgedienter, kampfgewohnter Soldaten, desgleichen über eine Menge erprobter Offiziere, die wieder in das bürgerliche Leben zurücktraten; es war die denkbar günstigste Stunde zur Bildung einer kriegstüchtigen Landwehr. Die Natur der Dinge führte die Reorganisatoren der Armee zurück zu jenen einfach großen Gedanken, von denen einst Scharnhorst ausgegangen und nur durch die Noth des Tages wieder abgedrängt worden war; sie erkannten, daß die stehende Armee die militärische Schule für die gesammte Nation bilden, die Landwehr wesentlich aus ausgedienten Mannschaften bestehen müsse. Wie oft hatten Boyen, Gneisenau und Grolman einst mit Scharnhorst jede mögliche Form der Volksbewaffnung besprochen. Alle hier einschlagenden Fragen waren ihnen

aus eingehenden Berathungen längst geläufig; hatte doch Boyen einst jahrelang die Organisation des Krümpersystems unmittelbar geleitet. Nur durch diese vieljährige Vorarbeit wird es erklärlich, daß die Commission ihre schwierigen Verhandlungen in wenigen Wochen beendigte und der König ebenso schnell den Vorschlägen seine Genehmigung ertheilte.

Schon am 3. September 1814 erschien das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, von dem Könige und sämmtlichen Ministern unterzeichnet — ein Grundgesetz des preußischen Staates, einer jener epochemachenden Acte der Gesetzgebung, welche mit siegreicher Beredsamkeit erweisen, daß alle Geschichte wesentlich politische Geschichte ist, daß die Historie nicht die Aufgabe hat einen Volta unter seinen Froschschenkeln zu beobachten oder aus den Funden der Topfgräber die Entwicklung der Lampen und der Trinkgeschirre nachzuweisen, sondern die Thaten der Völker als wollender Personen, als Staaten, erforschen soll. Das Wehrgesetz von 1814 hat die sittlichen und politischen Grundanschauungen der Preußen auf Generationen hinaus bestimmt, in alle ihre Lebensgewohnheiten tiefer eingegriffen als jemals eine wissenschaftliche Entdeckung oder eine technische Erfindung.

Das Gesetz begann, wie einst Scharnhorsts Entwurf, mit einer Wiederholung jener monumentalen Worte Friedrich Wilhelms I.: „jeder Eingeborene ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet;“ doch jetzt machte man unerbittlich Ernst mit der altpreußischen Regel. Der König erinnerte nochmals daran, wie die allgemeine Anstrengung seines treuen Volkes, ohne Ausnahme und Unterschied die Befreiung des Vaterlandes bewirkt und dem Staate seinen heutigen ehrenvollen Standpunkt erworben hätte. Die Einrichtungen also, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht und deren Beibehaltung die ganze Nation wünsche, sollten als Grundlage für alle Kriegseinrichtungen des Staates dienen, doch so daß die Fortschritte der Wissenschaften und Gewerbe nicht gestört würden; „denn in einer gesetzmäßig geordneten Bewaffnung der Nation liegt die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden.“ Statt der alten zwanzigjährigen Dienstzeit der Cantonisten ward allen Wehrfähigen für neunzehn Jahre die Waffenpflicht aufgelegt. Sie dienten fünf Jahre im stehenden Heere, davon drei Jahre bei den Fahnen, zwei Jahre als beurlaubte Reservisten, und traten im sechsundzwanzigsten Lebensjahre auf sieben Jahre in das erste Aufgebot der Landwehr ein. Dies Aufgebot war in Kriegszeiten, wie das stehende Heer, zum Dienste im In- und Auslande verpflichtet, hielt an bestimmten Tagen in der Heimath kleinere Uebungen ab und vereinigte sich jährlich einmal mit Abtheilungen des stehenden Heeres zu längeren Manövern. Das zweite Aufgebot der Landwehr, ebenfalls mit siebenjähriger Dienstzeit, wurde während des Friedens nur in der Heimath und an einzelnen Tagen versammelt, diente im Kriege zunächst zur Verstärkung der Garnisonen; doch behielt

sich der König vor auch diesen Theil der Landwehr im Allgemeinen „zur Verstärkung des Heeres“ zu verwenden, so daß eine Verwendung im Auslande nicht ausgeschlossen war. Der Landsturm endlich, nur für den äußersten Fall zur Abwehr feindlicher Angriffe bestimmt, sollte alle irgend Waffenfähigen vom siebzehnten bis zum fünfzigsten Jahre umfassen. Die Söhne der gebildeten Stände, die sich selber ausrüsteten, blieben nur ein Jahr bei der Fahne, traten schon nach drei Jahren in die Landwehr ein und hatten den ersten Anspruch auf die Offiziersstellen der Landwehr. Die abgesonderten Jägerdetachements blieben aufgehoben, indeß wagte man noch nicht den demokratischen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht bis in seine letzten Folgerungen hinauszuführen: die gebildeten Freiwilligen wollte man vornehmlich den Elitecorps der Jäger und Schützen überweisen, obwohl ihnen freistand sich auch ein anderes Regiment zu wählen. Erst die Erfahrung sollte lehren, wie heilsam die Mischung von feineren und gröberen Elementen für die sittliche Haltung der Truppen war. Die Kreisausschüsse, welche das Heer mit der bürgerlichen Selbstverwaltung verbanden, bestanden in veränderten Formen fort: eine Commission, gebildet aus dem Landrathe, einem Offizier und mehreren städtischen und ländlichen Gutsbesitzern, sollte das Ersatzgeschäft in jedem Kreise besorgen.

Noch nie hatte ein moderner Staat in Friedenszeiten so harte Forderungen an sein Volk gestellt; die Blutsteuer, welche Preußen seinen Bürgern auferlegte, war unleugbar schwerer als alle anderen Steuern zusammengenommen. Selbst die Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht wollten kaum ihren Ohren trauen, als sie erfuhren, daß alle Männer bis zum neununddreißigsten Jahre, allerdings bei völlig freier Wahl des Wohnsitzes wie des Berufes, sich zum Waffendienste bereit halten sollten. Es war ein radicaler Bruch mit allen Neigungen und Vorurtheilen einer friedlich erwerbenden Gesellschaft, ein Wagniß ohne jeden Vorgang, das nur darum gelingen konnte, weil der Stamm der Landwehr bereits vorhanden war und die hochherzige Erregung der Kriegszeit noch nachwirkte. Der König verbarg sich nicht, welchem zähen passiven Widerstande die neuen Institutionen namentlich in den neuen Provinzen begegnen würden, und befahl daher eine schonende, schrittweis vorgehende Ausführung.

Ueberhaupt war noch Alles im Werden. Das Gesetz selber erkannte an, daß unmöglich alle Wehrfähigen in das stehende Heer eintreten konnten und ein Theil davon sogleich der Landwehr zugetheilt werden mußte; doch über die Höhe der jährlichen Aushebung war noch nichts endgiltig beschlossen. Nur so viel stand schon fest, daß die trostlose Lage des Staatshaushalts eine sehr starke Linienarmee nicht gestattete; neben diesen überwältigenden finanziellen Sorgen mußten die schweren militärischen und volkswirthschaftlichen Bedenken, welche gegen die unverhältnißmäßige Vermehrung der Landwehr sprachen, vorläufig zurücktreten. Desgleichen konnte

nur die Erfahrung zeigen, ob das Offizierscorps der Landwehr wirklich im Stande war, wie dies Gesetz annahm, völlig selbständig neben den Offizieren der Linie zu stehen. Aber wie unfertig auch Manches noch erschien, der große Wurf war doch gelungen. Mit diesem Volksheere war ein großartiges Mittel sittlicher Volkserziehung gefunden, trefflich geeignet die alten Tugenden der Nation, Muth, Treue, Pflichtgefühl zu entwickeln, ihre natürlichen Schwächen, Eigensinn, Particularismus, Verschwommenheit zu bekämpfen. Der Staat wurde nun erst diesem staatlosen Geschlechte wahrhaft lebendig, wie den Bürgervölkern des Alterthums, trat mit seiner begeisternden Majestät und seiner herben Strenge in jedes Haus hinein. Die kurze Dienstzeit zwang die Mannschaft und mehr noch die Offiziere zur Anspannung aller Kräfte; das Freiwilligenjahr bot das einfache Mittel den höheren Ständen die ungewohnte Last erträglich zu machen. Der alte, mit dem Wesen dieses Staates fest verwachsene Gedanke Friedrich Wilhelms I. fand endlich die Gestaltung, welche den demokratischen Anschauungen des neuen Jahrhunderts entsprach und doch der unzerstörbaren Aristokratie der Bildung gerecht wurde.

Das Wehrgesetz gab ein unzweideutiges Zeugniß für die friedfertigen Absichten der Regierung; mit einer Feldarmee, die zur größeren Hälfte aus Landwehren bestand, ließ sich eine Politik des unruhigen Ehrgeizes schlechterdings nicht führen. Gleichwohl sprach aus dem Aufgebote der gesammten Nation zugleich der bestimmte Entschluß, die wiedererrungene Großmachtstellung der Monarchie zu behaupten. Daher denn an allen Nachbarhöfen lebhafte Beunruhigung. Mochten einzelne Generale der alten Schule über das preußische „Milizwesen" verächtlich absprechen, die Kriegsthaten dieses Heeres standen doch noch in zu frischer Erinnerung. Der französische Kriegsminister Dupont zog sogleich mit ersichtlicher Sorge bei dem preußischen Gesandten Erkundigungen ein und erhielt die trockene Antwort: „wir wollen große Streitkräfte ohne ein unverhältnißmäßig großes stehendes Heer."*) Noch besorgter war die Hofburg; sie fürchtete nicht blos das Erstarken des alten Nebenbuhlers, sondern sie erkannte auch in dem Wehrgesetze einen Triumph der militärischen Jacobiner des schlesischen Heeres und witterte unheimliche demokratische Bestrebungen.

Boyen aber sah in seinem Gesetze das köstliche Vermächtniß des Befreiungskrieges; er sagte sich mit frohem Stolze, daß die Eigenart des preußischen Staates in diesen Institutionen sich verkörperte, daß Preußen in der Ausbildung seines Heerwesens allen anderen Staaten überlegen war und keine andere Großmacht jener Zeit, am allerwenigsten Oesterreich mit seinen murrenden Italienern, wagen durfte ihrem ganzen Volke Waffen in die Hände zu geben. In wie großem und freiem Sinne er

*) Goltz's Bericht, Paris, 26. Sept. 1814.

sein Werk auffaßte, wie treu er die Ueberlieferungen der Stein-Scharnhorstischen Tage in seinem Feuergeiste bewahrte, das hat der anspruchslose Mann erst nach Jahren öffentlich ausgesprochen, als er zum fünfundzwanzigjährigen Jubelfeste der Landwehr jenen Ausspruch Gneisenaus über den dreifachen Primat in poetischer Form wiederholte und die Verse schrieb: „Der Preußen Losung ist die Drei — Recht, Licht und Schwert!“

Der Schweigsame liebte Deutschland mit der ganzen tiefen, verhaltenen Leidenschaftlichkeit des echten Ostpreußen; um seines Vaterlandes willen war er einst unter die Verschwörer des Tugendbundes und nach Rußland auf die Wanderschaft gegangen. Aber dem unbestimmten Idealbilde einer deutschen Bundeskriegsverfassung wollte er das eigenartige Wesen seines preußischen Volksheeres nicht opfern. In einer ausführlichen Denkschrift *) schilderte er dem Staatskanzler, wie in Deutschland vier grundverschiedene Systeme der Kriegsverfassung beständen: das österreichische, das rheinbündisch-französische, das englisch-hannoversche und das preußische; nimmermehr dürfe Preußen den deutschen Charakter seines Heeres einem Compromisse mit diesen ausländischen Systemen zum Opfer bringen. „Man wird doch nicht, weil der leibeigene Böhme, Raize, Bukowiner, der Landesmeinung wegen, nach harten Gesetzen behandelt werden soll, den Pommern und Brandenburger, blos um der lieben Uebereinstimmung willen, strengeren Vorschriften unterwerfen wollen? Preußen kann seinen Standpunkt in Europa nur behaupten, wenn es die größere Uebereinstimmung seiner Einwohner, die bessere Bildung seines Adels und Bürgerstandes auf das Kräftigste zu einem eigenen Kriegssysteme benutzt. Wer diese nationalen Vorzüge einer augenblicklichen philanthropischen Idee aufopfern wollte, wäre nicht allein ein Feind Preußens, sondern er vernichtete auch die Willenskraft, durch die sich Preußen seit dem großen Kurfürsten in Europa hielt.“ Darum mag der künftige Deutsche Bund wohl den größeren Fürsten, den Kreisobersten, die militärische Führung ihrer Kreise anvertrauen und von allen Bundesgliedern sehr große militärische Leistungen verlangen: „Preußen hat in diesem Kriege 60,000 Mann von der Million gegeben. Dies sei der Maßstab! Wer mehr geben will, wird belobt.“ Aber in die Organisation unseres Heeres darf sich der Bund nicht einmischen. „Wer mehr in die deutsche Kriegsverfassung legen will, schadet sich und auch Deutschland.“

So die Meinung des berechtigten preußischen Particularismus, der zugleich bewußte deutsche Gesinnung war. Mochten die Kleinstaaten noch eine Weile ihre französischen und englischen Institutionen behalten, da sie doch vorderhand weder die Kraft noch den Willen besaßen die Geschenke der Fremden aufzugeben. Unterdessen wuchs und reifte in Preußen

*) Boyens Denkschrift über die deutsche Kriegsverfassung (undatirt, während des Congresses dem Staatskanzler übergeben).

Scharnhorsts Werk, die deutsche Kriegsverfassung, und einmal doch mußte die Zeit kommen, da das ausländische Wesen in den kleinen Staaten sich überlebte. Dann konnte das preußische Volksheer sich zum deutschen Heere erweitern. Bei Großgörschen stand seine Wiege, wer mochte wagen ihm die stolzen Siegesbahnen seiner Zukunft vorherzubestimmen? Boyen trug in seiner verschlossenen Seele die sichere Ahnung, daß dies nationale Heer dereinst noch reichere Kränze um seine Fahnen winden würde als weiland die Soldaten Friedrichs.

Derweil in Wien der große Friedenscongreß zusammentrat, erhob sich in Preußen eine neue Größe der deutschen Geschichte: das Volk in Waffen. —

Zweites Buch.

Die Anfänge des Deutschen Bundes.

1814—1819.

Erster Abschnitt.

Der Wiener Congreß.

Als König Friedrich Wilhelm im Herbste nach Wien abreiste, rechnete er auf einen Aufenthalt von drei Wochen. Aber volle neun Monate sollten vergehen von der ersten Conferenz der Bevollmächtigten der vier alliirten Mächte am 18. September 1814 bis zu der endgiltigen Unterzeichnung der Schlußacte des Congresses am 19. Juni 1815. Wer hätte auch Kraft und Lust gefunden zu rascher Erledigung der Geschäfte? Die fünf Sinne forderten ihr Recht nach der krampfhaften Sorge und Unruhe dieser beiden wilden Jahrzehnte. Wie einst Paris nach dem Sturze der Schreckensherrschaft sich kopfüber in den Strudel des Genusses gestürzt hatte, so athmete das alte fürstliche und adliche Europa jetzt auf, froh seiner wiedergewonnenen Sicherheit. Der große Plebejer war gefallen, der einmal doch den Hochgeborenen bewiesen hatte was eines Mannes ungezähmte Kraft selbst in einer alten Welt vermag; die Helden des Schwertes verschwanden vom Schauplatze, mit ihnen die große Leidenschaft, die unerbittliche Wahrhaftigkeit des Krieges. Wie Würmer nach dem Regen krochen die kleinen Talente des Boudoirs und der Antichambre aus ihrem Versteck hervor und reckten sich behaglich aus. Die vornehme Welt war wieder ganz ungestört, ganz unter sich. Wer hätte das gedacht, daß der greise Fürst von Ligne, vor langen Jahren der Löwe der Salons im königlichen Frankreich, nun am Rande des Grabes noch einmal allen Glanz und alle Pracht der alten hochadlichen Geselligkeit genießen und über den erlauchten Congreß, der wohl tanzte, aber nicht marschirte, geistreich boshafte Epigramme schmieden würde?

Sie kehrte freilich nicht wieder, die naive Unbefangenheit jener guten alten Zeit, die so bestimmt gewußt hatte, daß der Mensch erst beim Baron anfängt, daß die glückliche Einfalt des Pöbels von der Spötterei und den freigeisterischen Gedankenspielen der großen Herren niemals ein Wort erfahren kann. Dem neuen Geschlechte lag die Angst vor den Schrecken der Revolution noch in allen Gliedern; mitten in die rauschen-

den Lustbarkeiten des Congresses drangen unheimliche Nachrichten von dem italienischen Geheimbunde der Carbonari, von der dumpfen Gährung in Frankreich, von den Zornreden der enttäuschten preußischen Patrioten, von den Verschwörungen der Griechen und dem Heldenkampfe der Serben wider ihre türkischen Tyrannen. Mochte man immerhin sorgsam die Thüren schließen und das laute Anklopfen des demokratischen neuen Zeitalters überhören, ganz geheuer fühlte man sich doch nicht mehr. Wie sonst der Spott so war jetzt der Glaube Modepflicht: ein paar salbungsvolle Worte über Christenthum und göttliches Königsrecht mußte auch das Weltkind zur Verfügung haben. Die weibische Zierlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts verrieth sich noch, wenngleich Zopf und Puder nicht wieder auferstanden, in den bartlosen Gesichtern, den Tabaksdosen, den Schuhen und seidenen Strümpfen, in der gesuchten Eleganz der männlichen Kleidung; doch war der Ton des Umgangs schon um Vieles freier und formloser geworden. Keine Rede mehr von den alten Rang- und Titelstreitigkeiten, von dem pedantischen Gezänk über Form und Farbe der Sessel; bald da bald dort, bei irgend einem der Bevollmächtigten fanden sich die Minister zur Berathung zusammen und unterzeichneten die Urkunden nach dem Alphabet oder auch in bunter Reihe, wie man gerade am Tische saß. Am auffälligsten bekundeten sich die veränderten Sitten an den großen Prunk- und Feiertagen des Congresses. Das Mittelalter feierte kirchliche, das Jahrhundert Ludwigs XIV. höfische Feste; die neue Zeit trug einen entschieden militärischen Charakter. Parade und Heerschau wurden unvermeidlich, so oft sich der moderne Staat im Glanze seiner Herrlichkeit sonnen wollte. Selbst dies Oesterreich, damals der am wenigsten militärische unter den großen Staaten des Festlandes, durfte die ungeheure Macht der neuen massenhaften Heere nicht ganz verkennen. Vor fünfzig Jahren hatte man noch über den militärischen Anstrich des preußischen Hofes vornehm gespottet, jetzt war die preußische Sitte allgemein eingebürgert, und auch der waffenscheue Kaiser Franz mußte zuweilen in der Uniform erscheinen.

Ein Diplomaten-Congreß kann niemals schöpferisch wirken; genug, wenn er die offenbaren Ergebnisse der vorangegangenen kriegerischen Verwicklungen leidlich ordnet und sicherstellt. Und wie hätte diese Wiener Versammlung Größeres leisten sollen? Eine unbeschreibliche Ermattung lastete auf den Gemüthern, wie einst da der Utrechter Congreß das blutige Zeitalter Ludwigs XIV. beendigte; und wie damals Kronprinz Friedrich die allgemeine Verkommenheit der europäischen Staatskunst beklagte, so ging jetzt die abgespannte und abgehetzte diplomatische Welt allen den unfertigen neuen Ideen der Zeit ängstlich aus dem Wege und ließ sich's wieder wohl sein bei jener bequemen Staatsanschauung des alten Jahrhunderts, die den Staat nur als einen Haufen von Geviertmeilen und Seelen betrachtete. Die Wiener Luft that das Ihrige hinzu. Hier in dem Mittel-

punkte des ungeheuren Familiengutes, das man Oesterreich nannte, in diesem Wirrwar zusammengeheiratheter Länder und Völker hatte man nie etwas geahnt von den sittlichen Kräften, welche ein nationales Staatswesen zusammenhalten; und es war so recht im Geiste der alten Habsburgerpolitik, wenn Oesterreich und Baiern jetzt selbander über die Frage stritten, ob die Unterthanen der Mediatisirten, die ihrem Landesherrn nur wenig einbrachten, als halbe Seelen oder als Drittelseelen zu berechnen seien. Mit Entrüstung vernahmen die befreiten Völker, daß sie nun wieder nichts sein sollten als eine große Heerde, die nur durch ihre Kopfzahl Werth hatte. Görres lärmte im Rheinischen Mercur gegen „das herzlose statistische Wesen" der Wiener Diplomaten, und Blücher schrieb grimmig an seinen alten Freund Rüchel: „Der gute Wiener Congreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo ein Jeder sein Vieh hintreibt es zu verkaufen oder zu vertauschen." Durch eine kunstvoll abgewogene Vertheilung der Länder und der Leute die Wiederkehr der französischen Uebermacht zu verhindern — in diesem einen Gedanken ging jetzt wie einst zu Utrecht die ganze Weisheit der Cabinette auf. Und wie damals Caron de St. Pierre wähnte, aus der neuen, völlig willkürlichen Gestaltung der Länderkarte werde ein unabänderlicher Friedenszustand hervorgehen, so erwachte jetzt wieder der unmännliche Traum vom ewigen Frieden, dies sicherste Kennzeichen politisch ermatteter und gedankenarmer Epochen: viele treffliche Männer aus jedem Stande und jedem Volke gaben sich im Ernst der Hoffnung hin, daß die Weltgeschichte in ihrer ewigen Bewegung nunmehr still stehen, vor den Rathschlüssen des Wiener Areopags ehrfürchtig verstummen würde.

Preußens Diplomatie stand nicht auf der Höhe seine Feldherrnkunst; keiner seiner Staatsmänner besaß den kühnen, freien, sicheren Blick Gneisenaus. Aber das halbe und flaue Ergebniß der Wiener Verhandlungen war durch die Natur der Dinge selbst gegeben, nicht verschuldet durch die Fehler einzelner Männer. Die schwerste Krankheit des alten Staatensystems, deren der treue Arndt soeben wieder in dem neuesten Bande des Geistes der Zeit warnend gedachte, die Zersplitterung Deutschlands und Italiens, hatte der Befreiungskrieg nicht geheilt. Da hier wie dort die öffentliche Meinung noch in einem Zustande völliger Unreife verharrte, so brachte der Congreß beiden Völkern im Wesentlichen eine Restauration: den Italienern die Gebietsvertheilung von 1795, den Deutschen die Wiederherstellung jenes lockeren Nebeneinanders kleiner Monarchien, das einst aus der Fürstenrevolution von 1803 hervorgegangen war. Diesseits wie jenseits der Alpen hatte sich Oesterreich eine mittelbare, geschickt verhüllte Herrschaft errungen, die ungleich fester stand als das napoleonische Weltreich und den Deutschen wie den Italienern jede Möglichkeit friedlicher nationaler Entwicklung abschnitt. Ein Deutscher Bund mit Oesterreich und den noch unbekehrten Satrapen Bonapartes konnte

nichts anderes sein als die verewigte Anarchie; ein Italien mit Oesterreich, mit dem Papste, den Bourbonen und den Erzherzogen mußte in kläglicher Ohnmacht verharren. Es bedurfte einer langen Schule der Leiden, bis den beiden schicksalsverwandten Nationen die Erkenntniß der letzten Gründe ihres Unglücks aufging, bis jenes Wahngebilde des friedlichen Dualismus, das jetzt noch, und nicht durch einen Zufall, die besten Köpfe beherrschte, in seiner Hohlheit erkannt ward und die alten stolzen fridericianischen Ueberlieferungen wieder zu Ehren kamen. Die Herstellung einer wohlgesicherten norddeutschen Macht, wie sie der Nation noth that, war in Wien von Haus aus unmöglich, da Preußens Schicksal zum guten Theile von dem Willen seiner Feinde und Nebenbuhler abhing. Ein kühner genialer Staatsmann an Preußens Spitze hätte vermuthlich das verschlungene Spiel der Wiener Verhandlungen weit einfacher gestaltet, die Krisis und die Entscheidung rascher herbeigeführt, doch, wegen der erdrückenden Ungunst der Umstände, zuletzt schwerlich viel mehr erreicht als wirklich erlangt wurde.

Bei dieser vorläufig noch unheilbaren Schwäche der Mitte des Welttheils konnte das neue System des europäischen Gleichgewichts, das in Wien begründet wurde, nur ein Nothbehelf sein, ein schwächlicher Bau, der seine Dauer nicht der eigenen Festigkeit, sondern allein der allgemeinen Erschöpfung und Friedensseligkeit verdankte. Viele der schwierigsten und gefährlichsten Streitfragen des Völkerrechts mußte man unerledigt liegen lassen und tröstete sich mit jener Gelegenheitsphrase, die nun bald modisch wurde: c'est une question vide. Immerhin blieb aus den bitteren Lehren dieser entsetzlichen Kriegsjahre mindestens ein großer und neuer Gedanke als ein Gemeingut der politischen Welt zurück: selbst die frivolen Durchschnittsmenschen der Diplomatie fingen an zu begreifen, daß der Staat doch nicht blos Macht ist, wie das alte Jahrhundert gewähnt hatte, daß sein Leben doch nicht allein in der Belauerung und behenden Uebervortheilung der Nachbarmächte aufgeht. Der Anblick jener Triumphe, welche der Revolution und ihrem gekrönten Helden durch die Zwietracht der alten Mächte bereitet wurden, hatte doch endlich ein lebendiges europäisches Gemeingefühl erweckt. Die befreite Welt war ernstlich gesonnen in einer friedlichen Staatengesellschaft zusammenzuleben; sie fühlte, daß den Staaten, trotz aller trennenden Interessen, eine Fülle großer Culturaufgaben gemeinsam war, die allein durch freundliche Verständigung gelöst werden konnten. Mochte die mechanische Staatsanschauung vergangener Tage noch überwiegen, die gewissenlose Staatsraison der alten Cabinetspolitik war bereits im Untergehen; und es bleibt das dauernde historische Verdienst des Wiener Congresses, daß er für den freundnachbarlichen Verkehr der Staatengesellschaft einige neue Formen und Regeln fand. Ein Fortschritt war es doch, daß man sich über die Vorschriften der internationalen Etikette, über die Rangordnung der

diplomatischen Agenten und viele andere unscheinbare aber unentbehrliche Voraussetzungen eines geordneten Völkerverkehres endlich einigte. Zur See blieb freilich Alles beim Alten. Hier galt kein Völkerrecht, sondern die Uebermacht Englands; nimmermehr wollte die Hoffart der Meereskönigin sich auch nur zu einer Verständigung über den Flaggengruß herbeilassen.

Noch folgenreicher wurden die Verträge über die Schifffahrt auf den conventionellen, mehreren Staaten gemeinsam angehörigen Flüssen, ein mühseliges Werk, woran Humboldts Fleiß und Scharfsinn das Beste that. Die Handelspolitik des achtzehnten Jahrhunderts hatte grundsätzlich den eigenen Nutzen in der Schädigung des Nachbars gesucht; jetzt zum ersten male berief sich ein europäischer Vertrag auf die Lehre der neuen Nationalökonomie, daß die Erleichterung des Verkehres im gemeinschaftlichen Interesse aller Völker liege. Auch ein großes gemeinsames Werk christlicher Barmherzigkeit wurde schon in Angriff genommen: die Mächte einigten sich über die Abschaffung des Negerhandels. Allerdings vorerst nur über den Grundsatz, da Spanien und Portugal bindende Verpflichtungen nicht übernehmen wollten. Aber mit Alledem ward doch die Bahn gebrochen für eine lange Reihe von Verträgen, welche das Netz des völkerverbindenden Verkehres immer enger flochten, den Rechtsschutz für die Ausländer immer sicherer stellten. Der neu erwachte Nationalstolz hatte den gesunden Kern der alten deutschen Weltbürgergesinnung keineswegs zerstört. Kaum war der Imperator gestürzt, so legte der wackere preußische Jurist Sethe dem Freiherrn vom Stein in einer Denkschrift dar, wie viele harte und feindselige Bestimmungen gegen die Ausländer der Code Napoleon enthalte*); Gelehrte und Geschäftsmänner bestürmten die deutsche Diplomatie um Sicherung der Rechte der Fremden. Mit dem Wiener Congresse begann in der That eine neue Epoche des Völkerrechts, eine menschlichere Zeit, welche den großen Namen der Staatengesellschaft allmählich zur Wahrheit machte und namentlich dem internationalen Privatrechte endlich einen positiven Inhalt gab.

An diesem großen Fortschritte des Völkerrechts hatte freilich der Aufschwung des Weltverkehres ein größeres Verdienst als die bewußte Einsicht der Mitglieder des Congresses. Wie hätte sich auch eine ernste und tiefe politische Gesinnung entwickeln können in dieser glänzenden und rauschenden Versammlung, der prächtigsten und zahlreichsten, welche die Welt seit dem großen Constanzer Kirchentage gesehen hatte? Alle Mächte Europas, mit einziger Ausnahme des Sultans, waren vertreten. Auf dem Graben und auf den Basteien des alten Wiens, im Prater und an der großen Diplomatenbörse, dem Gasthofe zur „Kaiserin von Oesterreich“, drängte sich das bunte Gewimmel von Fürsten und Prätendenten, Staats-

*) Sethe an Stein, Düsseldorf, 13. Mai 1814.

männern und Offizieren, Priestern und Gelehrten, Abenteurern, Gaunern und Supplicanten, unterthänigst angestaunt und unterthänigst ausgebeutelt von den gemüthlichen Wienern, die sich an den hohen Herrschaften gar nicht satt sehen konnten. Die Erbsünde des gemeinen Durchschnittsschlages der Diplomaten, die Vermischung der ernsten Staatsgeschäfte mit der Tändelei, dem Ränkespiel und dem Klatsch des Salons, gedieh zur üppigsten Blüthe. Häßlicher als die unvermeidliche Sittenlosigkeit dieses großen Fürstenbacchanals erschien die lächelnde Verlogenheit, die sich jetzt zur Virtuosität ausbildete: wer hier etwas gelten wollte mußte sich auf die Kunst verstehen Morgens ein geheimes Kriegsbündniß gegen seine täglichen Tischgenossen abzuschließen und Nachmittags mit den nämlichen Freunden wieder in ungetrübter Zärtlichkeit zu verkehren.

Ueber dem ganzen glitzernden und blitzenden Treiben lag der Hauch jener trivalen Gedankenlosigkeit, welche das Habsburgerregiment auf dem Wiener Boden eingebürgert hatte. Die Zeit war dahin, da das wackere Bürgerthum der ehrenfesten deutschen Landstadt Wien sich seine herrlichen Kirchen errichtete. Was hatten diese langen drei Jahrhunderte, seit die Donaustadt der Mittelpunkt eines großen Reiches geworden, an Schönem gebaut und gebildet? Nichts, gar nichts, kaum daß der Kuppelbau der Karlskirche und das Belvedereschloß mindestens einige Eigenthümlichkeit zeigten. Sonst allüberall, an dem häßlichen Häuserhaufen der Burg wie an den Palästen des reichen Adels, dieselbe abschreckende Geschmacklosigkeit. Einige Kunstsammlungen waren wohl vorhanden, doch Niemand beachtete sie; die Schätze der Ambraser Sammlung lagen vergessen, Karl August von Weimar entdeckte sie erst jetzt von Neuem, denn der geistvolle Fürst hielt es in der schalen Nichtigkeit dieser geselligen Freuden nicht aus und durchstreifte die Stadt nach feineren Genüssen suchend. Es war noch ganz das von Schiller verspottete alte Wien, die Stadt der Phäaken mit ihrem ewigen Sonntag und dem ewig schnurrenden Bratspieß. Keine Spur von wissenschaftlicher Thätigkeit: wer hatte von der altehrwürdigen Universität je etwas gehört, außer daß sie ein wohleingerichtetes Hospital mit einigen trefflichen Aerzten besaß? Dazu der dumpfe Druck der geheimen Polizei und ein allgemeiner politischer Stumpfsinn. Kein Mensch in diesem lustigen Völkchen bekümmerte sich um die politische Thätigkeit des Congresses; der Oesterreichische Beobachter brachte in neun Monaten einen einzigen Artikel über die Geschäfte der erlauchten Versammlung, und Niemand fand das sonderbar. Allein die Blüthe des Theaters ließ errathen, daß hier doch ein reichbegabter Menschenschlag lebte und das verfallene geistige Leben dereinst doch wieder erwachen konnte. Die Bildung in den Kreisen der österreichischen Magnatengeschlechter war noch ganz französisch; nur mit den Herren aus Preußen sprach man deutsch um dem nordischen Teutonenthum doch eine Liebenswürdigkeit zu erweisen. Der Esprit der alten bourbonischen Aristokratie

fehlte freilich ganz, und auch die großen Judenhäuser, welche jetzt, Dank der Finanznoth des Hauses Oesterreich, zum ersten male als eine Macht auftraten und in die vornehme Welt eindrangen, die Firmen Arnstein, Eskeles, Herz waren damit nicht allzu reich gesegnet.

Unvermeidlich wirkte die geistige Armseligkeit dieser Umgebung auf den ganzen Ton des Congresses zurück. Das flache Vergnügen bot hier den einzigen Schutz gegen die Langeweile. Maskenzüge und Praterfahrten, Bälle und Spielpartien, Schmausereien und lebende Bilder drängten einander in eintönigem Wechsel, so daß die Arbeit der Diplomatie lange kaum beginnen konnte. Eine kaustische Bemerkung des Fürsten von Ligne oder eine Skandalgeschichte von Metternich, der niemals weniger als zwei Damen zugleich mit seiner Gunst beehrte, oder eine Witzelei über die neu erfundene Draisine des Barons Drais, deren humpelnde Bewegung dem Fortschreiten der Congreßverhandlungen so verzweifelt ähnlich sah, oder ein Urtheilsspruch jenes hohen Gerichtshofs der Feinschmeckerei, der an Talleyrands Tafel den Käse von Brie feierlich zum König des Käsegeschlechtes ausrief — das waren die Silberblicke in dieser ungeheuren Fadheit. Es schien, als wollte der wiederhergestellte alte Fürstenstand den Völkern Europas recht gründlich zeigen, für welches Nichts sie geblutet hatten. Man hat viel von Napoleon gelernt, sagte Karl August bitter, unter Anderem auch die Frechheit.

Nicht ohne Geschick spielte der Hausherr, Kaiser Franz die Rolle des ehrwürdigen Patriarchen unter dem hohen Adel, obgleich er noch kaum siebenundvierzig Jahre zählte. Er ließ sich's nicht verdrießen, täglich fünfzigtausend Gulden für die kaiserliche Tafel, für den Congreß insgesammt 16 Millionen Gulden auszugeben, während seine unbezahlten Invaliden auf den Landstraßen betteln gingen; der pfiffige Rechner wußte wohl, welche Vortheile ihm die Stellung des Wirthes bot. Wie rührend erschien den durchlauchtigen Gästen diese mehr als unscheinbare Gestalt in ihrem abgeschabten blauen Rocke, mit dem gemüthlichen kleinbürgerlichen Wesen. Ein geborener Florentiner war Franz erst als junger Mann an die Donau gekommen; aber die Maske des biederen, treuherzig groben Oesterreichers, die er damals vor sein Gesicht genommen, saß ihm jetzt wie angegossen, weil sie seinem Phlegma und seinen vulgären Neigungen entsprach. Niemand auf der Welt vermochte ihm jemals ein Gefühl herzlichen Wohlwollens zu entlocken; spurlos rauschten die Schicksalswechsel einer ungeheuren Zeit über den Stumpfsinn seiner Selbstsucht dahin. Er begnadigte niemals, außer wenn der Verbrecher selber um den Tod bat; er leitete in eigener Person die Mißhandlung der politischen Gefangenen, bestimmte jedem selber die Schwere der Ketten und die Zahl der Fasttage und kannte keine süßere Erholung als das Durchlesen erbrochener Briefe; er hatte schon zwei Frauen verloren und sollte bald auch die dritte begraben um sofort wieder mit unwandelbarer Gemüths-

ruhe die vierte zu heirathen; er umgab sich grundsätzlich nur mit Menschen von unsauberer Vergangenheit, die er jederzeit mit einem Fußtritt entlassen konnte. Trotz Alledem und trotz dem bösen Blicke seiner kalten harten Augen, trotz der so nahe liegenden Erinnerung an seinen Familien- und Geistesverwandten Philipp II. von Spanien glaubte alle Welt an die kindliche Unschuld des herzlosen, mißtrauischen Despoten. Sein politisches System war das denkbar einfachste. Nach allen den Plagen und Sorgen dieser wüsten Jahre wollte er endlich wieder seine Ruhe haben, wollte wieder als ein fleißiger Hofrath Stöße von Acten mit nichtssagenden Randbemerkungen bemalen, in Mußestunden die Geige spielen, Papier ausschneiden, Vogelbauer lackiren und was sonst der k. k. Ausschweifungen mehr war. Geistlos und denkfaul wie die Mehrzahl seiner Ahnen, völlig unfähig einen neuen politischen Gedanken auch nur zu verstehen, sah er in allen den revolutionären und nationalen Ideen, welche das neue Jahrhundert bewegten, nichts als Bosheit und Dummheit, nichts als sträfliche Auflehnung gegen das fromme Erzhaus. Mit dieser Gedankenarmuth verband sich aber eine durchtriebene Bauernschlauheit, ein gewisser roher Instinct für das politisch Erreichbare: der Kaiser fühlte sehr richtig, daß sein Haus nahezu Alles was sich nur wünschen ließ bereits erlangt und jede Aenderung in der Staatengesellschaft als eine Gefahr zu fürchten hatte. So ward er aus Neigung, Grundsatz und Berechnung ein geschworener Feind jeder, aber auch jeder Neuerung, ein argwöhnischer Gegner der beiden ehrgeizigen Nachbarmächte, Rußlands und vornehmlich Preußens.

Wenn es dem guten Kaiser nicht leicht fiel aus seinen prunklosen Alltagsgewohnheiten hinauszutreten in die prächtige Gesellschaft des Congresses, so schwamm sein vielgewandter Metternich vergnüglich wie ein Fischlein in dem glänzenden Strudel. So wohl war es ihm nie mehr geworden seit jenen lockeren Jugendtagen, da er an den leichtlebigen geistlichen Höfen der rheinischen Heimath seine Schule durchgemacht hatte. Niemand verstand wie er, in der Pause zwischen Diner und Maskenball eine diplomatische Intrigue einzufädeln, vor der Fahrt zum Stelldichein noch rasch eine Depesche abzuthun oder mit dem Ausdrucke wärmster Zärtlichkeit in den schönen blauen Augen einen Herzensfreund recht gründlich anzulügen. Auch sah er keineswegs ungern, wenn seine preußischen Freunde ihn für leichtfertiger hielten als er war und für Vergeßlichkeit und Nachlässigkeit nahmen was aus böser Absicht hervorging. Denn wie er in seinem Hause bei allem Aufwande immer ein umsichtiger Wirth blieb, habsüchtig, genau bis zum Geize, so hielt er auch mitten im Gewirr der geselligen Zerstreuungen seine politischen Pläne mit zäher Ausdauer fest. Er sah in diesem großen Fürstentage auf österreichischem Boden einen großen Triumph der habsburg-lothringischen Staatskunst, betrachtete die Beschlüsse der erlauchten Versammlung wie sein eigenes Werk und dachte

durch sie der Bewegung des Völkerlebens ein- für allemal eine feste Schranke zu setzen. Gleich seinem Kaiser sah er ein, daß sein Oesterreich nur noch eine conservative Politik verfolgen konnte, und wollte wie jener die revolutionären Ideen der Völker durch eine scharfe polizeiliche Aufsicht bändigen, den Ehrgeiz der beiden aufstrebenden jungen Ostmächte unter dem Scheine zärtlicher Freundschaft zügeln. Daher das feste Bündniß mit den gleichgesinnten englisch-hannoverschen Torys und das bereits vorbereitete gute Einvernehmen mit dem bourbonischen Hofe. Der nationalen Politik Preußens hatten die Verträge mit den Rheinbundsstaaten schon einen Riegel vorgeschoben; jetzt galt es zunächst durch die Errettung Sachsens die kleinen Kronen noch fester an das Haus Oesterreich anzuschließen und sodann die Türkei vor Rußlands Uebergriffen sicher zu stellen. Durch die Bekämpfung der Osmanen war Oesterreich einst emporgekommen und in Wahrheit erst zu einem Staate geworden; der gedankenlosen Ruheseligkeit dieser neuen Staatsweisheit erschien umgekehrt die Erhaltung der letzten Trümmer der Osmanenherrschaft als eine heilige Aufgabe. Für den himmelschreienden Jammer der serbischen und griechischen Rajah hatte man in der Hofburg nur ein frivoles Lächeln. Ein Gefühl innerer Wahlverwandtschaft verband dies neue Oesterreich, das sich in seinen italienischen Provinzen nur durch das Schwert aufrecht erhalten konnte, mit der hohen Pforte. Schon seit Anfang 1813 hatte Gentz mit dem Hospodaren der Wallachei, Janko Karadja, einen regelmäßigen vertrauten Briefwechsel eröffnet, der den Divan, „unseren treuesten Alliirten," über die Lage der Welt und die Absichten des Wiener Hofes genau unterrichten sollte. Vergeblich war Metternich seit dem Herbst des nämlichen Jahres bemüht gewesen, den Czaren dahin zu überreden, daß der Sultan mit in die europäische Fürstenfamilie aufgenommen, sein Besitzstand durch alle Mächte insgesammt feierlich verbürgt werden sollte.

Diese Lücke in dem großen Systeme der Stabilitätspolitik sollte jetzt noch ausgefüllt werden. Gelang dies und wurden auch die polnischen Pläne Alexanders vereitelt, so war nach Metternichs Meinung das Werk des Congresses auf unabsehbare Zeiten hinaus sichergestellt. So spiegelte sich in diesem Kopfe die Welt. Genuß und Ruhe war ihm das höchste Ziel der Politik, und nur die Furcht vor einer Ruhestörung vermochte ihm einen tapferen Entschluß zu entreißen. Ewige Zersplitterung Deutschlands, also daß die souveränen Kleinkönige freiwillig bei Oesterreich Schutz suchten gegen Preußen und „den höchstgefährlichen Gedanken der deutschen Einheit"; ewige Ohnmacht Italiens, das, wie Lord Castlereagh den klagenden Piemontesen trocken erwiderte, um der Ruhe Europas willen immer getheilt bleiben mußte und in den Augen der Hofburg nur ein geographischer Name war; Frankreich bewacht durch eine Reihe friedfertiger Mittelstaaten, die vom Texel bis zum ligurischen Meere hin den gefährlichen Staat um-

geben und von jeder Berührung mit den Großmächten absperren sollten; Rußland im Zaume gehalten durch das gesammte Europa, das die Türken unter seinen Schutz nahm; die Revolution zerschmettert durch den vereinten Widerstand der Höfe, wo und wie sie sich auch zeigte: in solchen Formen etwa stellte sich Metternich das neue von Oesterreich geleitete Europa vor. Es war ein System der Seelenangst, die Ausgeburt eines ideenlosen Kopfes, der von den treibenden Kräften der Geschichte nicht das Mindeste ahnte; aber diese Politik entsprach dem augenblicklichen Bedürfniß der österreichischen Monarchie, sie entsprach der allgemeinen Schlummersucht der ermatteten Welt und sie ging ans Werk mit gewiegter Schlauheit, mit gründlicher Kenntniß aller gemeinen Triebe der menschlichen Natur, sie verstand sich meisterhaft auf jene kleinen Künste gemüthlich lächelnder Verlogenheit, worin von Alters her die Stärke der habsburgischen Staatskunst lag.

Unter den fremden Gästen erregten die Engländer das größte Aufsehen. Eine solche Toilette, wie sie die colossale Lady Castlereagh trug, so altmodisch, grell und abgeschmackt, war den glatten Continentalen lange nicht vorgekommen. Die seit Jahren von dem Festlande abgesperrten Insulaner erschienen wie Gestalten aus einer anderen Welt; überall reizten sie den Spott durch die wunderlichen Schrullen ihres Spleens, den Widerwillen durch ihren protzenhaften Uebermuth. Die gesammte vornehme Welt lachte schadenfroh, als die Wiener Fiakerkutscher einmal das allgemeine Urtheil über die britische Bescheidenheit auf dem Rücken des Generals Charles Stewart urkundlich beglaubigten. Erst gegen das Ende des Congresses traf Wellington ein, endlich ein würdiger Vertreter der großen Seemacht, aber auch er verstand von den deutschen Dingen nicht mehr als seine armseligen Genossen Castlereagh und Cathcart, hielt sich wie diese an die Rathschläge der Oesterreicher und der Hannoveraner.

Wie anders wußte der Czar sich zur Geltung zu bringen. Er spielte noch gern den schönen jungen Mann, man sah ihn zuweilen Arm in Arm mit den durchlauchtigen jungen Cavalieren von der böhmischen oder der ungarischen Nobelgarde. Dabei bewahrte er doch die salbungsvolle Weihe des Weltheilands und Weltbefreiers; noch nie hatte er so beredt und sanft über die Beglückung des Menschengeschlechts gesprochen. In einer Instruction, die er von Wien aus an alle seine Gesandten schickte, schlug er einen Ton an, der an die Sprache des Rheinischen Mercurs erinnerte: der Sturz Napoleons, sagte er geradezu, sei bewirkt durch den Sieg der öffentlichen Meinung über die Ansichten der meisten Cabinette; für die Zukunft müsse jedes Volk in den Stand gesetzt werden selber seine Unabhängigkeit zu vertheidigen; darum keine Zerstückelung der Länder mehr und Einführung des Repräsentativsystems in allen Staaten! Und abermals war Alexander in der glücklichen Lage daß seine weltbefreienden Gedanken mit seinem persönlichen Interesse genau zusam-

mentrafen. Unterwegs hatte er einige Tage in Pulawy, dem prächtigen Schlosse Czartoryskis verweilt und in vollen Zügen die berauschenden Huldigungen der schönen polnischen Damen genossen; nun brachte er seinen sarmatischen Freund mit nach Wien und trat offen auf als constitutioneller König des neuen Polenreichs.

Nesselrode, der Freund Metternichs, fiel fast in Ungnade; sein Wort galt wenig neben den Ansichten Czartoryskis und Capodistrias. Dieser geistreiche Corfiot verhehlte kaum, daß er den russischen Dienst nur als eine Staffel ansah um dereinst der Held und Befreier seines griechischen Vaterlandes zu werden; allen geknechteten Völkern brachte er seine begeisterte Theilnahme entgegen, zu allermeist dem unglücklichen Italien, das ihm als die Schicksalsschwester seiner Hellas theuer war. Die neugegründete Hetärie von Odessa und der Philomusenbund der Athener fanden an ihm einen Beschützer. Bald sah man einige der russischen Herren mit dem goldenen und dem ehernen Ringe der beiden hellenischen Bünde geschmückt, der junge Fürst Ypsilanti warb rührig für die griechische Sache. Auch deutsche Prinzen, Gelehrte und Staatsmänner schlossen sich bereits den Philhellenen an: Haxthausens schöne Sammlung neugriechischer Balladen ging von Hand zu Hand, erweckte zugleich altclassische Erinnerungen und christlich-romantische Schwärmerei. Wie conservativ die Zeit auch dachte, diesen Großtürken, der soeben die Serben schaarenweise schinden, pfählen und rösten ließ, wollten die deutschen Idealisten doch nicht als einen legitimen Fürsten gelten lassen. Metternich sah mit Sorge, daß die gehoffte europäische Gesammtbürgschaft für seinen türkischen Schützling doch noch im weiten Felde lag, und beobachtete mit wachsendem Mißtrauen die revolutionäre Gesinnung des Czaren, der auch mit Stein wieder in ein freundliches Verhältniß trat und den Deutschen eine lebensfähige Bundesverfassung wünschte. Ein Unglück nur, daß der Freiherr kein Amt bekleidete; so konnte er wohl Allen freimüthig ins Gewissen reden, doch in den kritischen Augenblicken der Verhandlungen niemals den Ausschlag geben.

Der Anspruchslosigkeit König Friedrich Wilhelms ward das ewige Gepränge bald unausstehlich, er sehnte sich heim zur geordneten Arbeit in seinem ruhigen Schlosse und langweilte sich gründlich auf den rauschenden Festen, kaum daß er schüchtern der schönen Gräfin Julie Zichy ein ganz klein wenig den Hof machte. Seine Meinung über die Unentbehrlichkeit der russischen Allianz stand fest, jedoch wagte er noch nicht den abweichenden Ansichten Hardenbergs und Humboldts ein entschiedenes Nein entgegenzustellen und ließ sich sogar zum täglichen Umgang den erklärten Gegner Rußlands Knesebeck gefallen, der, allezeit eifrig österreichisch, sich wie Metternich für den Sultan begeisterte. Dem leichtlebigen Staatskanzler behagte das bunte Treiben wohl; er hörte es gern, wenn man ihm unter den älteren, wie dem Fürsten Metternich unter den jüngeren Männern

des Congresses den Preis der Anmuth und Liebenswürdigkeit zuerkannte; seine abnehmenden Kräfte litten sichtlich unter der unablässigen Zerstreuung. Glücklicher wußte Humboldt die Strapazen des Genusses zu ertragen und im Taumel der geselligen Freuden seinen zähen Fleiß zu bewahren. An Geist und Bildung, an Rührigkeit und ehrenhafter Gesinnung gebrach es den preußischen Staatsmännern nicht. Humboldt und die Geheimen Räthe der Hardenbergischen Staatskanzlei Stägemann, Jordan, Hoffmann, waren, neben Gentz, die besten Arbeitskräfte des Congresses; sie besorgten fast allein die schwierigen statistischen Berechnungen, welche der Neugestaltung der Karte Europas zur Unterlage dienten, und wurden durch ihre unerbittlichen Zahlen den Fremden oft unbequem, namentlich den Franzosen, die jederzeit mit der Geographie auf gespanntem Fuße gelebt haben. Ueber den gelehrten Statistiker Hoffmann sagte Talleyrand einmal erbost: wer ist denn der kleine Mann da, der alle Köpfe zählt und seinen eigenen verliert? Aber die Spannkraft des Entschlusses, die aus dem Labyrinth der diplomatischen Ränke einen sicheren Ausweg gefunden hätte, war diesen treuen Arbeitern versagt. Im Ganzen trat das kleine Gefolge des Königs, bis auf die Lebemänner Prinz August und Hardenberg, schlicht und ehrbar auf; die lustigen Wienerinnen begriffen gar nicht, warum des Königs Bruder, der schöne vielumworbene Prinz Wilhelm, der doch seinen Löwenmuth vor dem Feinde gezeigt hatte, gegen die Damen so mädchenhaft schüchtern war und seiner geliebten Gemahlin gar nicht vergessen wollte.

Den zahlreichsten und buntesten Theil der erlauchten Gesellschaft bildeten natürlich die deutschen Kleinfürsten. Da war Keiner, von dem Baiern Max Joseph bis herab zu Heinrich LXIV. von Reuß, der nicht geschäftig um die Gnade der fremden Herrscher warb; die Russen erzählten mit unverhohlener Verachtung, welche Berge deutscher durchlauchtiger Bettelbriefe im Cabinet ihres Kaisers aufgeschichtet lagen. Da war Keiner, der nicht seine angemaßte Souveränität als ein unantastbares Heiligthum betrachtete: seit den Verträgen des vergangenen Herbstes fühlte man sich dieses napoleonischen Geschenkes wieder so sicher, daß Einer der Kleinsten unbefangen zu Stein sagen konnte: „ich weiß es wohl, die Souveränität ist ein Mißbrauch, aber ich befinde mich wohl dabei.“ Zu den Souveränen gesellte sich die dichte Schaar der Mediatisirten, die noch immer auf die Anerkennung ihres formell unbestreitbaren Rechts hofften, obgleich ihr Schicksal schon in Ried und Fulda entschieden war. Ihr Führer war die Fürstin Mutter von Fürstenberg, eine tapfere und kluge Dame; unermüdlich vertrat sie die Interessen ihrer Leidensgenossen, im Verein mit dem Geheimen Rathe Gärtner, dem viel verspotteten surchargé d'affaires, den sich die Entthronten auf gemeinschaftliche Kosten hielten.

Dazu Abgeordnete aus verschiedenen deutschen Landschaften, die ihre alte Dynastie zurückforderten: Freiherr von Summerau und Dr. Schlaar im

Auftrage der österreichischen Partei des Breisgaus, eine Deputation aus Düsseldorf, die wieder pfalz-bairisch werden wollte u. s. w. Nicht minder eifrig verlangten die drei Oratoren der katholischen Kirche Deutschlands, Wamboldt, Helfferich und Schies die Wiederherstellung der durch den Reichsdeputationshauptschluß vernichteten geistlichen Staaten oder doch mindestens die Herausgabe des geraubten Kirchengutes. Sie standen unter dem Schutze des päpstlichen Gesandten, des gewandten, geistreichen Cardinals Consalvi; der Convertit Friedrich Schlegel, der Neffe Goethes, Rath Schlosser aus Frankfurt und ein großer an guten Köpfen reicher Kreis von Clericalen schloß sich ihnen an. Aber auch auf dem kirchlichen Gebiete zeigte sich die unendliche Zersplitterung des vielgestaltigen deutschen Lebens. Denn neben diesen Vertretern der römischen Papstkirche erschien der Coadjutor von Constanz, Freiherr von Wessenberg, noch einer von den milden, aufgeklärten hochadlichen Kirchenfürsten des alten Jahrhunderts — famosus ille Wessenbergius nannte ihn eine päpstliche Bulle. Der hoffte auf eine deutsche Nationalkirche und dachte seinem Auftraggeber, dem entthronten Großherzog von Frankfurt Dalberg, den Primat Germaniens zu verschaffen. Dazu eine Reihe ehrenfester republikanischer Staatsmänner aus den Hansestädten, an ihrer Spitze der wackere Smidt von Bremen, der während des Winterfeldzugs im großen Hauptquartiere tapfer ausgehalten und sich durch Klugheit und Zuverlässigkeit allgemeine Achtung erworben hatte; dann Jakob Baruch aus Frankfurt als Vertreter der deutschen Judenschaft; dann der kluge Buchhändler Cotta aus Stuttgart, der mit seiner Spürkraft bereits witterte, daß die Entscheidung der deutschen Dinge in Oesterreichs Händen lag, und darum seine Allgemeine Zeitung der Hofburg zur Verfügung stellte; und so weiter eine unendliche Reihe von Strebern, Horchern und Bittstellern.

Als die eigentlichen Vertreter der troisième Allemagne, wie die Franzosen sagten, erschienen die Häupter der Mittelstaaten. Allen diesen Creaturen Napoleons war das Herz geschworen von Neid wider das siegreiche Preußen. Das ließ sich doch nicht ertragen, daß der Staat Friedrichs den Deutschen wieder ein Vaterland, wieder ein Recht zu frohem Selbstgefühle gegeben hatte. Herunter mit dem waffengewaltigen Adler in den allgemeinen Koth deutscher Ohnmacht, Zanksucht und Armseligkeit — in diesem Gedanken fanden sich die Satrapen des Bonapartismus behaglich zusammen. Den Staat zu schwächen, der allein das Vaterland vertheidigen konnte, schien Allen eine selbstverständliche Forderung deutscher Freiheit. Selbst jener bürgerlichste aller Könige, der alltäglich, mit Jedermann schäkernd und plaudernd, in den Straßen Wiens umherschlenderte, jener allbekannte gemüthliche Herr, der mit seinem derblustigen Wesen bald an einen altfranzösischen Obersten, bald an einen bairischen Bierbrauer erinnerte, selbst König Max Joseph betrieb den Kampf gegen Preußen mit schwerem Ernst, befahl seinem Bevollmächtigten in Gegenwart der Mo-

narchen, schlechterdings nichts zu unterzeichnen, so lange der König von Sachsen nicht wieder eingesetzt sei. Nicht anders dachte sein Sohn, der excentrische Kronprinz Ludwig, obgleich er zum Aerger des Vaters sich zu den begeisterten Teutonen hielt und gern mit großen Worten von teutschen Sinne teutschester Bewährung sprach.

Ungleich herausfordernder trat der württembergische Despot auf. Als Senior hatte er unter den gekrönten Häuptern überall den Vortritt und schloß daraus mit dem naiven Dünkel des deutschen Kleinfürstenstandes, daß er nun wirklich der Vornehmste von allen sei, gab stets die reichsten Trinkgelder, um die Großmächtigkeit der neuen Schwabenkrone zu erweisen, bemühte sich in Worten und Gebärden dem gefallenen Imperator nachzuahmen, so weit sein ungeheurer Leibesumfang dies erlaubte, bekundete seinen Ingrimm über den Untergang der rheinbündischen Herrlichkeit ungescheut in rohen Zornreden. Auch sein Thronfolger war wie der bairische ein Gegner der bonapartistischen Gesinnung des Vaters. Ein rastloser Ehrgeiz arbeitete in der Seele dieses Kronprinzen Wilhelm; da er sich in dem letzten Winterfeldzuge als ein tapferer und geschickter Offizier gezeigt hatte, so hoffte er auf das Generalat der deutschen Bundesarmee. Seine Geliebte, die geistreiche Großfürstin Katharina bestärkte ihn in seinen stolzen Träumen; das junge Paar verstand einen solchen Nimbus geistiger Größe um sich zu verbreiten, daß selbst nüchterne Männer meinten, von dem Stuttgarter Hofe werde dereinst ein neues Zeitalter über Deutschland ausgehen. Man überschätzte den Prinzen allgemein, und Manche sahen in ihm schon den künftigen deutschen Kaiser; von den so ungleich größeren Leistungen der preußischen Generale wollte der deutsche Particularismus schon nichts mehr hören.

Unter den Staatsmännern der kleinen Höfe thaten sich namentlich Drei hervor, Wrede, Münster und Gagern, Jeder in seiner Weise ein typischer Vertreter jener den kleinstaatlichen Diplomaten eigenthümlichen impotenten Großmannssucht, welche schon so viel Schmach über Deutschland gebracht hatte und nunmehr während eines halben Jahrhunderts das große Wort in unserem Vaterlande führen sollte. Als ein tapferer Haudegen hatte sich Wrede immer bewährt, seit jenen Tagen, da er den Landsturm der Odenwälder Bauern gegen die Sansculotten führte, bis herab zu der „Entscheidungsschlacht“ von Arcis, wie die servile bairische Presse sagte. Von wirklichem Feldherrntalente besaß er so wenig wie von edler Gesinnung und ernster Bildung. Im Stehlen und im Plündern hatte er es den verworfensten napoleonischen Marschällen gleich gethan, vornehmlich während des schlesischen Winterfeldzuges im Jahre 1807; von seiner brutalen Roheit wußten die unglücklichen Tyroler Aufständischen zu erzählen. Die einsichtigen bairischen Offiziere glaubten selber nicht an diese gemachte Größe; sie wußten wohl, daß sein in Rußland gebliebener Kamerad Deroy, der Reformator der bairischen Infanterie, ein ungleich tüchtigerer

Soldat gewesen, daß die Glanzzeit der bairischen Waffen nicht in dem jüngsten Winterfeldzuge, sondern in den Kriegen des Rheinbundes zu suchen war. Indeß der Glückliche hatte sich zur rechten Zeit von Frankreich abgewendet und den für Oesterreich so vortheilhaften Rieder Vertrag abgeschlossen. Seitdem erfreute er sich der besonderen Gunst des Wiener Hofes; mit dem plumpen Polterer kam man leichter aus als mit Montgelas' zäher Schlauheit. Auch war die österreichische Armee selber so arm an Talenten, daß viele der k. k. Diplomaten diesen Mann im Ernst für einen Feldherrn hielten. Noch ganz berauscht von dem beflissenen Lobe, das ihm die Alliirten für die Niederlage von Hanau gespendet, kam er nach Wien und vermaß sich die preußische Habgier mit den Waffen zu züchtigen, während er für Baiern selbst Mainz, Frankfurt und Hanau, eine ganz unverhältnißmäßige Entschädigung forderte. Er war jetzt Fürst und Feldmarschall, da Baiern doch auch seinen Blücher haben mußte, und suchte durch lärmende Schimpfreden gegen die Federfuchser seinem Titel Ehre zu machen: ein Marschall Wrede, rief er aus, unterzeichnet nur mit dem Degen!

Einen seltsamen Gegensatz zu diesem säbelrasselnden Prahler bildete der steife, würdevoll gemessene Graf Münster — einer jener beneidenswerthen Menschen, die ihren eigenen Kopf mit so ersichtlicher Ehrerbietung auf den Schultern tragen, daß jeder Uneingeweihte an die Kostbarkeit dieses Schatzes glauben muß. Den Bedientennaturen der herzoglichen und großherzoglichen Diplomatie erschien der riesige Mann mit dem langen, an die bekannte Erbschönheit des Hauses Habsburg erinnernden Gesichte wahrhaft großartig, wenn er mit naiver Unbefangenheit sein eigenes Lob verkündete. In der That besaß der Graf eine vielseitige, allerdings wenig gründliche Bildung; Gemahl einer bückeburgischen Prinzessin, langjähriger Genosse des stolzesten Adels der Welt spielte er gern den großen Herrn; auch durfte er wohl mit einigem Selbstgefühle auf die kleinen Leute aus den Rheinbundsstaaten herniederschauen, da er im Dienste der englischen Krone eine reiche Erfahrung gesammelt und in der Bekämpfung des Bonapartismus zähe Ausdauer gezeigt hatte. Gleichwohl war er mehr Hofmann als Staatsmann, mehr Junker als Aristokrat. Wie er sich den Welfen unentbehrlich machte durch kleine Gefälligkeiten bei den ärgerlichen häuslichen Händeln des Königshauses — Kammerherrendienste, zu denen sich weder Steins Stolz noch Hardenbergs Schmiegsamkeit jemals hergegeben hätte — so erhob sich auch seine Auffassung der großen Kämpfe des Jahrhunderts nicht über das platte Standesvorurtheil: das ist der Hauptkampf unserer Zeit, pflegte er zu sagen, die Antichambre will durchaus in den Salon! Als ein correcter kurbraunschweigischer Beamter verlangte er die Wiederherstellung der Kaiserwürde, deren Aufhebung die Welfen ja niemals anerkannt hatten, nur durfte die Selbstherrlichkeit des erlauchten Welfenhauses dadurch nicht geschmälert

werden. Seine zur Schau getragene Verachtung gegen „die Zaunkönige“ des Rheinbundes hinderte ihn keineswegs, sofort auf dem Congresse, ohne Wissen des Prinzregenten, für seine Welfen ebenfalls ein hannoversches Zaunkönigthum zu verlangen — eine anmaßliche Königskrone, deren unhaltbare Ansprüche dereinst noch schwer auf dem kleinen Lande lasten sollten.

Es war der Fluch dieser kleinstaatlichen Welt, daß sich ein ehrenhafter Nationalstolz in ihr nicht bilden konnte. Wie oft Münster auch mit vollem Athem von Deutschlands Größe redete, so setzte er doch seinen Stolz darein, daß alle seine Kinder Engländer waren. Und wie laut er auch den Freisinn der wahren Aristokratie zu rühmen pflegte, so war er doch selber ganz und gar befangen in den lakaienhaften Vorstellungen, welche die gewerbmäßige Geschichtsverfälschung des Particularismus in den deutschen Kleinstaaten ausgebildet hatte. Dies welfische Haus, das seit Heinrich dem Löwen der deutschen Nation nahezu nichts gewesen, war ihm das herrlichste der Erde. Ganz so urtheilslos wie die unterthänigen Göttinger Professoren schrieb er die Blüthe des englischen Parlamentarismus, die sich doch allein durch die erbliche Unfähigkeit der welfischen George und auf Kosten ihrer Krone entwickelt hatte, der Weisheit des Hauses Braunschweig zu und fand auch in der verknöcherten Junkerherrschaft des altadlichen Hannoverlandes die geliebte „welfische Freiheit“ wieder. Diesen großen Augenblick, da Deutschland endlich wieder sich selber angehörte, dachte er zu benutzen, um die gerechte Strafe, welche Heinrich der Löwe vor mehr denn sechshundert Jahren für seine Felonie empfangen hatte, rückgängig zu machen; dagegen fand er es höchst anmaßend, daß Preußen seinerseits die vor sieben Jahren erlittene rohe Mißhandlung sühnen wollte.

Diesem Nachbarn widmete der welfische Staatsmann glühenden Haß, ohne daß er je versucht hätte, die preußischen Zustände auch nur oberflächlich kennen zu lernen. Unter den politischen Sünden, welche dieser unglücklichen Nation die Bahn zur Macht und Freiheit versperrten, ward keine so verderblich wie die allgemeine, in einem gebildeten Volke fast wunderbare Unkenntniß des eigentlichen Inhalts der neueren vaterländischen Geschichte. Von allen den gewaltigen Umgestaltungen, welche die Entstehung des preußischen Volksheeres und damit die Befreiung Deutschlands erst ermöglicht hatten, wußte man in den Kleinstaaten schlechterdings nichts. Wie die Rheinbündner ungeheuerliche Märchen erzählten von dem Stumpfsinn der leibeigenen brandenburgischen Bauern und der Tyrannei des preußischen Junkerthums, so sprachen die Hannoveraner wegwerfend von der Vielregiererei der Berliner Bureaukratie. Die Klügsten dort zu Lande blieben von solchem Dünkel nicht frei. In den Jahren, da der hannoversche Staat gar nicht mehr bestand, schrieb Rehberg, der bedeutendste Mann unter jenen bürgerlichen Räthen, die für die adlichen hannoverschen Minister die Arbeit besorgen mußten, sein Buch über die Verwaltung in Monarchien, eine Verherrlichung des welfischen Adelsregiments im

Gegensatze zur preußischen Knechtschaft; die treffende Widerlegung, welche Friedrich von Bülow, aus gründlicher Kenntniß beider Staaten heraus, veröffentlichte, wurde von Niemand beachtet. So hatte sich auch Münster seinen Begriff vom preußischen Staate allein aus dem landläufigen Gerede und vielleicht aus Wilhelminens Memoiren gebildet; mit unendlicher Verachtung äußerte er sich über die Misere der Berliner Corporalswirthschaft. Wie er im Jahre 1803 aus kleinlichem Mißtrauen die preußische Occupation, welche seine Heimath vielleicht noch retten konnte, hintertrieb, so glaubte er beim Ausbruche des Befreiungskrieges, Preußen lebe nur noch in der Erinnerung, und jetzt da dieser holde Traum verflogen war, schrieb er schwer besorgt an Gagern: seit Oesterreich sich im Osten abrundet und halb aus Deutschland ausscheidet ist Preußens Vergrößerung für uns die schwerste Gefahr. Angst und Scheelsucht blieben die treibenden Kräfte in der deutschen Politik dieser Ministeriunculi, wie Stein sie verächtlich nannte. In Wien hielt sich Münster vorerst noch zurück; er wollte, so meldete er dem Prinzregenten, die preußischen Staatsmänner nicht erbittern um die schwebenden Verhandlungen über die Abrundung des Welfenreichs nicht zu erschweren. Eine läßliche Dilettantennatur, war „der Maler", wie er bei seinen Freunden hieß, ohnehin wenig geneigt zu nachhaltiger Thätigkeit, auch fesselte ihn jetzt eine Krankheit lange an das Zimmer. Wo sich aber die Gelegenheit bot, da arbeitete er emsig gegen Preußen und leider war er über die Gedanken des Staatskanzlers nur zu genau unterrichtet durch jenen bösen Zwischenträger, den Hannoveraner Hardenberg.

Wieder eine andere Spielart kleinstaatlicher Ausländerei verkörperte sich in dem liberalen Foederalisten Hans von Gagern. Wer kannte ihn nicht, den Hans in allen Gassen, den rastlos beweglichen kleinen Herrn mit den munter blitzenden Augen und dem gewinnenden Lächeln um den geistreichen Mund? Ueberall mußte er mit dabei sein, wo gespielt und dinirt und über Land und Leute verhandelt wurde; völlig unberufen mischte er sich in alle Geschäfte des Congresses, unerschöpflich in großen Worten vom europäischen Gleichgewicht und vom Schutze der Mindermächtigen. Der berühmte Weinkeller des Hauses Nassau und die Freundschaft Talleyrands boten ihm die Mittel sich zwischen den Gesandten der Großmächte festzunisten. Vor Jahren hatte der vielgeschäftige Reichsritter für das heilige Reich geschwärmt, nachher, immer mit der gleichen vaterländischen Begeisterung, dem Rheinbunde gedient und ein reichliches Dutzend verurtheilter Kleinfürsten menschenfreundlich vom Galgen abgeschnitten. Jetzt empfahl er eine Foederation von völlig gleichberechtigten Königen, Groß- und anderen Herzögen unter dem Schutze der österreichischen Kaiserkrone, aber auch ein hohes Maß von Grundrechten für das deutsche Volk, denn ein ehrlicher Liberaler blieb dieser wunderliche Jünger der französischen Aufklärung immer.

Wie Münster in England, so suchte Gagern in Holland den Schwerpunkt der mitteleuropäischen Politik. Soeben erst durch einen Zufall in den holländischen Dienst verschlagen hatte er sich alsbald in seiner unsteten Phantasie ein Idealbild von dem europäischen Berufe des oranischen Hauses entworfen, und wie Münster von der welfischen Freiheit so redete er von der oranischen Politik der rechten Mitte. Was kümmerte es ihn, daß das alte Heldengeschlecht der Oranier längst die Augen geschlossen und die neue Linie Nassau-Diez von dem großen Sinne ihrer Ahnen nicht das Mindeste geerbt hatte? Selbst die unersättliche Ländergier des neuen Königs der Niederlande belehrte den Begeisterten nicht, obgleich er auf Augenblicke über dies Uebermaß der Habsucht selber erschrak. Vornehmlich für Deutschland erwartete er wunderbar segensreiche Folgen von der weisen Politik des Fürstenhauses, dessen Wahlspruch lautete: je maintiendray! Im Rausche seines Enthusiasmus wußte er zwischen holländischen und deutschen Interessen gar nicht mehr zu unterscheiden. Den geliebtesten und begabtesten seiner Söhne ließ er in das holländische Heer eintreten ohne zu ahnen daß er ihn in die Fremde schickte; ebenso arglos versuchte er ein Stück nach dem andern vom deutschen linken Rheinufer für seinen Herrn abzureißen. Sein König wollte von dem Deutschen Bunde nichts hören; auch der Gesandte selber fand es bedenklich, die gesammten Niederlande als Bundesverwandte, wie Hardenberg wünschte, dem deutschen Gesammtstaate anzugliedern, und kam daher auf den unsinnigen Vorschlag, daß die Niederlande, wie Oesterreich, Preußen und Dänemark, nur mit einem Theile ihres Gebiets, mit Luxemburg, dem Deutschen Bunde beitreten sollten. Diese Halbheit galt ihm keineswegs als ein trauriger Nothbehelf, sondern vielmehr als ein Triumph echt germanischer Staatskunst; denn je verzwickter, abgeschmackter und nebelhafter sich das deutsche Staatsrecht gestaltete, um so mehr schien es ihm dem uralten Geiste deutscher Freiheit zu entsprechen. An dem alten Reiche hatte er nichts so sehr bewundert wie die ungeheuerlichen Rechtsverhältnisse von Schlesien und Altpreußen, von denen Niemand sicher sagen konnte, ob sie zu Deutschland gehörten. In solchen Bastardsgebilden sah er das eigentliche Wesen des corpus nomenque Germaniae; wie beglückte ihn die Hoffnung, auch unsere Westgrenze mit einem ähnlichen Meisterwerke germanischer Staatenbildung zu schmücken.

Also trabten die großen Kinder der Kleinstaaterei seelenvergnügt auf ihren Steckenpferden dahin und bosselten und feilten mit ihren feinen Händen so lange an dem Staatsbau ihres Vaterlandes, bis die deutsche Verfassung wieder ganz ebenso phrasenhaft, verlogen und sinnlos wurde wie einst das alte Reich. Gegen Preußen hegte Gagern eine aus Todesangst und Verehrung sonderbar gemischte Empfindung; der Haß fand überhaupt keine Stätte in dieser gutmüthigen Seele, die Alles, Menschen und Dinge immer von der freundlichsten Seite nahm. Wenn er

in seinen historischen Phantasien sich bis in die Zeiten Wilhelms III. verstieg, dann hielt er sogar auf Augenblicke Brandenburg und Holland für natürliche Verbündete und betheuerte seinen preußischen Freunden inbrünstig, „wie sehr dem jetzigen Völkersysteme an dem guten Einvernehmen zwischen Berlin und dem Haag gelegen ist." Aber zu nahe an sein geliebtes Holland durfte ihm der streitbare Nachbarstaat nicht heranrücken; vollends die sächsischen Ansprüche der preußischen Politik erschienen dem alten Vorkämpfer des Kleinfürstenthums schlechthin ruchlos. Mit Feuereifer warf er sich ins Zeug um die „heiligsten Rechte" des deutschen hohen Adels zu vertheidigen und schrieb den preußischen Staatsmännern nachdrückliche Briefe in jenem possirlichen Lehrtone, den diese Kleinen allesammt gern gegen die langmüthigen Großen anschlugen. Als er einmal dem Staatskanzler eine seiner wohlgemeinten, verworren-gelehrten Flugschriften sendete, erlaubte er sich die strafende Bemerkung: „Es ist so viel Edles in Ihrem Gemüth, daß ich immer zu den besten Erwartungen zurückkehre, wenn auch Dinge vorgegangen waren, die ich eben nicht billigen kann." Darauf Hardenberg, mit sanfter Anspielung auf die proteische Natur des kleinstaatlichen Patrioten: „Uebrigens muß ich über den Zusatz bemerken, daß, so sehr viel Werth ich auf Ihren Beifall setze, ich doch nicht glaube, in Ihnen einen Censor meiner öffentlichen Handlungen anerkennen zu müssen, so wenig ich mir anmaße, Eurer Exc. politisches Betragen in verschiedenen Epochen zu vergleichen, oder zu entscheiden, wer von uns am Mehrsten auf Deutschlands Ruhe, Eintracht und herzustellendes Vertrauen hinwirkt." Trotz solcher Anzüglichkeiten wollte Hardenbergs Gutherzigkeit dem wunderlichen Heiligen nicht ernstlich gram werden. Seine Freunde betrachteten den Unermüdlichen nicht ohne Humor. Alopeus schrieb treffend: „Dieser unruhige Staatsmann, dem es gleichgiltig ist, welcher Sache er seine Talente widmet, wenn er nur recht thätig erscheinen kann, ist jetzt zum Holländer geworden."*)

Unter Staatsmännern solchen Schlages mußte bald der Einfluß des Mannes fühlbar werden, der von allen Diplomaten des Congresses der gewandteste, von allen Gegnern Preußens der entschlossenste war: des Fürsten Talleyrand. Unerschütterliche Sicherheit des Auftretens ist auf dem glatten Boden der Salons von jeher noch siegreicher gewesen als verbindliche Liebenswürdigkeit. Wenn Metternich und Hardenberg durch anmuthig gewinnende Formen große Erfolge in der vornehmen Gesellschaft errangen, so wirkte Talleyrands cynische Schamlosigkeit noch unwiderstehlicher. Welch ein Eindruck, wenn die unförmliche Gestalt, angethan mit der altmodischen Tracht aus den Zeiten des Directoriums, sich schwerfällig auf ihrem Klumpfuß in den glänzenden Kreis des Hofes

*) Gagern an Hardenberg 12. 18. Novbr. Hardenberg an Gagern 16. Novbr. Alopeus an Humboldt 11. Octbr. 1814.

hineinschob: dicht über der hohen Halsbinde ein ungeheurer Mund mit schwarzen Zähnen; kleine tiefliegende graue Augen ohne jeden Ausdruck; abschreckend gemeine Züge, kalt und ruhig, unfähig jemals zu erröthen oder die innere Bewegung zu verrathen. Eine durchaus mephistophelische Erscheinung; in Hardenbergs Tagebuch heißt er stets: Talleyrand Bocksfuß. Die Damen lauschten ergötzt, wenn er ihnen mit faunischem Lächeln eine zweideutige Bemerkung oder ein boshaftes Witzwort zuwarf; auf die Fragen der Diplomaten gab er mit unverwüstlich kaltblütigem Phlegma salbungsvolle Antworten. Unsaubere Gewohnheiten, die man bei jedem Anderen plebejisch genannt hätte, galten bei ihm als originell; der vornehme Herr aus dem uralten Hause der Fürsten von Perigord, das Orakel aller Feinschmecker des Welttheils, der gründlichste Kenner der Höfe gab sich selber die Gesetze des guten Tons. Er hatte sie Alle kommen und gehen sehen, die Eintagshelden einer wirrenreichen Zeit; er kannte die Marquis des alten Regimes, wie die Redner der Revolution und die Glückskinder des Kaiserreichs. Er hatte den kleinen deutschen Souveränen bis ins innerste Herz geblickt, als er die Ländervertauschungen der rheinbündischen Politik besorgte, immer bereit das Gold aus Jedermanns Hand zu nehmen, aber auch gutmüthig, ergebenen Freunden gefällig, tief durchdrungen von der Wahrheit, daß eine Hand die andere waschen muß. So war er fast allein von den Zeitgenossen des alten Regimes immer obenauf geblieben auf den Speichen des Glücksrades und rühmte sich gern, die hinkende Schildkröte sei doch schneller zum Ziele gekommen als der napoleonische Hase. Geschickt wußte er die Meinung zu verbreiten, als ob er zu jedem Erfolge Napoleons geholfen, jeden Mißgriff des Kaisers widerrathen hätte. Er besaß jene gemessene Haltung und sichere Menschenkenntniß, die den hochadlichen Kirchenfürsten des achtzehnten Jahrhunderts eigenthümlich war, und galt zudem für eingeweiht in alle persönlichen Geheimnisse der vornehmen Welt. Jeder Partei war er dienstbar gewesen; in dem berühmten „Wörterbuche der politischen Wetterfahnen“ behauptete sein Name unbestritten den ersten Platz. Gleichmüthig wie er einst als Bischof für das Heil des freien Frankreichs gebetet, stand er jetzt als Oberkammerherr hinter dem Stuhle des legitimen Königs und schwenkte die Oriflamme bei dem Krönungsfeste der Bourbonen; „ich habe stets die Erfahrung gemacht, sagte er würdevoll, daß noch jedes System, von dem ich abfiel, bald nachher zusammenbrach.“ Im Grunde des Herzens ist er doch immer ein eingefleischter Aristokrat geblieben. Darum wünschte er von jeher einen Bund mit den alten Mächten Oesterreich und England, denn mit dem stolzen Adel dieser Länder ließ sich's leben; das Regiment der russischen Emporkömmlinge und vollends die bürgerlich-soldatische Schlichtheit des preußischen Staates war ihm verächtlich.

Also konnte er zu Wien mit innerem Behagen die Rolle spielen, welche ihm durch die Interessen seines Hofes auferlegt wurde. Er trat auf als

der Wortführer der rechtmäßigsten aller Dynastien, schilderte prahlerisch, wenige Monate vor den hundert Tagen, wie unerschütterlich fest die Macht seines Königshauses stehe, wie jedes bedrängte Recht an den Bourbonen einen sicheren Anker finde, und erfreute die Gedankenarmuth der dynastischen Politik sogleich durch das geschickt erfundene Stichwort „Legitimität". Mit feierlicher Salbung verkündete er sofort die drei schon in seiner Instruction bezeichneten Hauptziele der bourbonischen Staatskunst: Beseitigung „des Menschen der in Neapel herrscht" — der Name Murats kam niemals über Talleyrands keusche Lippen —, Abwehr der russischen Uebergriffe in Polen, endlich und vor Allem Wiedereinsetzung des Königs von Sachsen. In dem sächsischen Handel erkannte der Franzose scharfblickend den Keil, der die Coalition zersprengen mußte; pathetisch nannte er die Sache Friedrich Augusts „die Sache aller Könige" und beklagte das unglückliche Europa, dessen öffentliches Recht durch Preußens und Rußlands Gewaltthaten so schwer bedroht sei.

Schon die formelle Leitung einer so vielköpfigen und buntscheckigen Versammlung bot die größten Schwierigkeiten, zumal da ihre leitenden Männer meistentheils nur als bescheidene Gehilfen der Monarchen auftreten durften. Da Rußland und Oesterreich die Entscheidung aller Streitfragen geflissentlich auf den Congreß verschoben hatten, so waren die großen Mächte vorläufig noch über gar nichts einig, nicht einmal über die Frage, wer an den Berathungen theilnehmen dürfe. Daher konnte weder jemals eine förmliche Eröffnung des Congresses stattfinden noch eine gemeinschaftliche Sitzung aller seiner Mitglieder noch endlich eine Prüfung der Vollmachten; nur wenn ein Sondervertrag unterzeichnet wurde, tauschten die Unterhändler unter sich ihre Beglaubigungen aus.

Um doch einige Ordnung in dies Chaos zu bringen, traten die Minister der vier verbündeten Großmächte schon in der Mitte Septembers, noch vor Ankunft der Franzosen, zu Vorberathungen zusammen. Die preußischen Staatsmänner wahrten eifersüchtig die neugewonnene Großmachtstellung ihres Staates; antifranzösisch von Grund aus, bekämpften sie zugleich die Napoleoniden und verlangten strenge Ausführung jenes geheimen Artikels, der den Bourbonenhof von allen Gebietsverhandlungen ausschloß. Aus beiden Gründen suchten sie die kleinen Staaten den wichtigeren Berathungen fern zu halten, da die Theilnahme der Mindermächtigen unfehlbar den Einfluß Frankreichs verstärken mußte. In solchem Sinne entwarf Humboldt den Plan einer Geschäftsordnung*), den

*) Humboldts „Vorschläge über den Geschäftsgang des Congresses", verhandelt am 18. Sept. u. f.

er dem „Comité der Vier" überreichte. Der Congreß, hieß es hier, ist kein Friedenscongreß, da der Friede längst geschlossen, auch keine berathende Versammlung Europas, da Europa kein constituirtes Ganzes bildet, sondern er hat eine Mehrzahl verschiedener Geschäfte zu erledigen, die auch auf verschiedene Weise behandelt werden müssen: Gebietsfragen, besondere Angelegenheiten und solche Einrichtungen, die für den ganzen Welttheil wichtig sind. Von den Gebietsfragen bleibt die polnische, nach den Verträgen, allein den drei Theilungsmächten vorbehalten, doch soll England eine allen Theilen willkommene Vermittlung übernehmen. Die allgemeinen Grundsätze über die Vertheilung der deutschen Gebiete werden, gemäß dem Pariser Frieden, von den vier Mächten allein aufgestellt; Frankreich, Holland, Dänemark und die Schweiz sind fern zu halten, weil sie nicht von dem europäischen Standpunkte ausgehen, auch Baiern und Württemberg dürfen erst am Schlusse der Berathungen zugezogen werden. Die italienische Gebietsvertheilung unterliegt den Berathungen zwischen Oesterreich, Piemont, dem Papste, den Bourbonen von Sicilien und ihrem Schirmherrn England; Murat bleibt ausgeschlossen. Unter den „besonderen Angelegenheiten" steht die deutsche Verfassungsfrage obenan; sie wird allein durch die deutschen Staaten entschieden, mit Zuziehung von Dänemark — wegen Holstein —, den Niederlanden, die ganz oder theilweise beitreten müssen, und der Schweiz, denn ein ewiges Bündniß zwischen dem Deutschen Bunde und der Eidgenossenschaft „wäre im höchsten Grade wünschenswerth". So bleiben für die Berathungen aller Mächte nur übrig einige gemeinsame Angelegenheiten, nämlich: die Verfassung der Schweiz, da dort ein Bürgerkrieg droht; die neapolitanische Sache: — der nicht von allen Mächten anerkannte Gewalthaber dort muß beseitigt werden; die Entfernung Napoleons aus Elba: — dieser Feuerbrand darf nicht in so drohender Nähe bleiben; endlich die Abschaffung des Sklavenhandels, die Regelung der internationalen Flußschifffahrt und die Rangordnung der Diplomaten. Diese allgemein-europäischen Angelegenheiten werden von einem leitenden Comité bearbeitet und dann dem gesammten Congresse vorgelegt.

Die preußischen Vorschläge fanden sofort lebhaften Widerspruch, obgleich sie sich streng auf dem unzweifelhaften Rechtsboden des Pariser Vertrages hielten. Talleyrand hatte längst dafür gesorgt, daß man in der Hofburg von seiner geheimen Instruction Kunde erhielt, und die Oesterreicher erkannten dankbar, welche löblichen Grundsätze der Tuilerienhof hinsichtlich der sächsischen und der polnischen Frage hegte. Sie fanden es jetzt höchst unbillig, Frankreich von irgend einem wichtigen Theile der Verhandlungen auszuschließen. Lord Castlereagh stimmte ihnen zu; denn das Verhältniß zwischen den Höfen von Paris und London war inzwischen immer freundlicher geworden, und soeben erst, auf der Reise nach Wien, hatte sich Castlereagh nochmals in den Tuilerien aufgehalten. König Ludwig schätzte

die Welfen sogar höher als die Lothringer, da diese sich doch durch das Ehebündniß mit dem Corsen eines unverzeihlichen Frevels gegen die Legitimität schuldig gemacht hatten. Nur Rußland hielt zu Preußen. So stand man denn rathlos, Zwei gegen Zwei, und einigte sich endlich (23. September) über einen unglücklichen Mittelweg. Man beschloß: die deutschen Verfassungssachen werden von einem Ausschuß der fünf deutschen Königshöfe, alle europäischen Angelegenheiten von den vier verbündeten Großmächten und den beiden bourbonischen Mächten (Frankreich und Spanien) bearbeitet; jedoch blieb der Plan der Gebietsvertheilung, nach der Pariser Abrede, zunächst den vier Mächten vorbehalten, diese sollten dann ihre Vereinbarungen an Frankreich und Spanien mittheilen und zuletzt auch die kleinen Höfe zur Aeußerung auffordern.

Offenbar gewährte dies Compromiß den Franzosen die Handhabe alles bisher Beschlossene wieder umzuwerfen, und der mittlerweile eingetroffene Talleyrand säumte nicht, den Fehler zu benutzen. Als der französische Minister und sein ergebener Freund Don Labrador, der Gesandte der spanischen Bourbonen, am 30. September in das Comité der Vier geladen wurden um den Beschluß der vier Mächte entgegenzunehmen, da feierte Talleyrands eiserne Stirn einen glänzenden Triumph. Mit unvergleichlicher Dreistigkeit, als sei der geheime Artikel des Pariser Friedens gar nicht vorhanden, forderte der Franzose die Theilnahme aller Staaten an allen Verhandlungen des Congresses, brachte die Minister der vier Mächte durch tönende Phrasen von der Heiligkeit des öffentlichen Rechtes dermaßen in Verwirrung, daß die Sitzung ohne Ergebniß aufgehoben wurde. Keiner der anderen Gesandten besaß Geistesgegenwart genug, um durch eine kühle Berufung auf den Pariser Frieden die vertragswidrige Anmaßung des Franzosen schon an der Schwelle abzuweisen. Hardenberg konnte schon wegen seiner unglücklichen Taubheit bei solchen unerwarteten Ueberfällen nicht leicht das rechte Wort finden. Humboldt aber und der russische Bevollmächtigte sind auf eine so freche Verhöhnung der kaum erst unterzeichneten Verträge offenbar nicht gefaßt gewesen. Castlereagh und Metternich endlich hatten bereits selber, durch ihre geheimen Verhandlungen mit dem Tuilerienhofe, den Pariser Frieden gebrochen. In einem theatralisch gefärbten Berichte, der Wort für Wort darauf berechnet war die Ueberlegenheit seines Verfassers in helles Licht zu rücken, meldete Talleyrand seinem Könige den erfochtenen Sieg; zu seinen rheinbündischen Freunden aber sagte er stolz: j'ai sû m'asseoir.

Einen durchschlagenden Erfolg errang der Franzose vorerst noch nicht. Er beantragte in den folgenden Sitzungen: alle Souveräne, die nicht förmlich abgedankt, also auch Friedrich August von Sachsen sollten zum Congresse zugelassen und sodann durch die Gesammtheit der Staaten eine Reihe von Ausschüssen eingesetzt werden. Beide Anträge fielen; sie bekundeten doch gar zu deutlich die Absicht, dem französischen Hofe als dem

Gönner der Kleinstaaten die Führung des Congresses zu verschaffen. Endlich ward beschlossen, aus den acht Mächten, welche den Pariser Frieden unterzeichnet, ein leitendes Comité zu bilden. Dieser Ausschuß der Acht war der amtliche Congreß, doch er ward nur sehr selten und lediglich der Form halber versammelt, da drei von den puissances signatrices in der Staatengesellschaft nur noch wenig bedeuteten. Zunächst hatte Talleyrand lediglich erreicht, daß Alles formlos und haltlos durcheinander wogte. Ohne nach dem Comité der Acht zu fragen begannen die vier alliirten Großmächte unter sich vertrauliche Unterhandlungen über die polnische Frage.

Wie mächtig hatte sich doch in wenigen Tagen Talleyrands Ansehen gehoben! Als er ankam, wurde er in den Salons ängstlich gemieden, desgleichen sein Amtsgenosse, der Herzog von Dalberg, der als ein Ueberläufer bei allen Deutschen in schlechtem Rufe stand; nur der gutmüthige Gagern nahm sich der Verlassenen an. Jetzt suchten die Diplomaten den gewandten Franzosen eifrig auf, am eifrigsten natürlich die bedrängten Sachsen. Höchstwahrscheinlich hat er wie Metternich von dem sächsischen Hofe große Geldsummen erhalten. Das galt in diesen Kreisen für durchaus unverfänglich; verzeichnete doch Gentz in seinen Tagebüchern mit der Ruhe des guten Gewissens die Summen, die ihm von der französischen Gesandtschaft bezahlt wurden. Talleyrands geheimer Verkehr mit dem gefangenen Könige war den preußischen Staatsmännern wohl bekannt*), und umsonst pflegte er seine Freundschaftsdienste nicht zu leisten. Ein urkundlicher Beweis für die Bestechung wird sich allerdings wohl niemals führen lassen, denn die Rechnungen der sächsischen Chatoulle sind späterhin auf Befehl des Königs von Sachsen, und sicherlich aus guten Gründen, verbrannt worden. Uebrigens hat die ganze Frage nur für die Skandalsucht oder die moralisirende Kleinmeisterei irgend welche Bedeutung, nicht für das ernste historische Urtheil. Talleyrands Bestechlichkeit ist allbekannt, wird selbst von seinem Lobredner Hans von Gagern nicht in Abrede gestellt; gleichgiltig also, wie oft und von wem er sich bezahlen ließ. Dem sächsischen Hofe aber gereicht nur zur Schande, daß er die alte Politik des Landesverrathes weiter führte; ob er dafür auch Geld aufwendete, thut nichts zur Sache. Auf den Verlauf des Congresses sind diese schmutzigen Händel ohne jeden Einfluß geblieben; nicht das Albertinische Gold, sondern das richtig erkannte Interesse ihres eigenen Staates bestimmte die Haltung der österreichischen wie der bourbonischen Staatsmänner. Der französische Gesandte in Berlin äußerte unverhohlen zu Jedermann: Friedrich August ist Frankreichs treuester Verbündeter gewesen, wir dürfen ihn nicht verlassen.

Zugleich spielte Talleyrand den großmüthigen Beschützer aller deut-

*) Humboldt an Hardenberg, 27. Jan. 1815.

schen Souveräne. Die kleinen Herren waren allesammt in übler Stimmung; Gebietsvergrößerungen standen zu Wien nicht in Aussicht, und das natürliche Uebergewicht der großen Mächte machte sich schwer fühlbar. Meisterhaft verstand Talleyrand diesen Groll der Mittelstaaten zu schüren; das gesammte öffentliche Recht schien ihm in Frage gestellt, wenn die Kronen von Baiern und Württemberg bei der Neuordnung Europas nicht ebenso vollberechtigt mitsprächen wie Preußen oder Rußland. So hob er binnen Kurzem seinen gedemüthigten Staat wieder empor zu der althistorischen Führerstellung an der Spitze der deutschen Kleinstaaten. Mit gutem Grunde priesen die Franzosen ihren geschickten Unterhändler; Czar Alexander aber sagte: „Talleyrand spielt hier den Minister Ludwigs XIV." — ein treffendes Wort, das seitdem oftmals auf die neufranzösische Politik angewendet worden ist.

Kaum vierzehn Tage nach jener stürmischen Sitzung hatte sich Gentz schon völlig mit dem dreisten Franzosen ausgesöhnt. Auch der Czar ließ den gefährlichen Gegner mehrmals zu geheimen Unterredungen über Polen rufen und gab ihm dadurch selber das Recht sich in die polnischen Händel einzumischen. Vor Allen die deutschen Kleinfürsten umdrängten dienstbeflissen den hochherzigen Mann, der die Gleichberechtigung von Rußland und Schwarzburg-Sondershausen so nachdrücklich verfocht. Das siegreiche Deutschland erlebte die Schmach, daß sein hoher Adel sich abermals, wie einst in den Tagen unserer Niederlagen, um die Gunst eines französischen Subalternbeamten bewarb. Wie die kleinen Herren im Jahre 1803 zu Matthieu, drei Jahre darauf zu dem alten Pfeffel als Bittsteller gezogen waren, so schlichen sie jetzt in das bescheidene Stübchen zu Talleyrands vertrautem Rathe, demselben La Besnardiere, der schon vor sieben Jahren in Posen sich in den Künsten deutscher Vaterlands-Gründung geübt hatte. Am lautesten lärmten die Baiern; mit Montgelas hatte Talleyrand bereits auf der Reise, in Baden, eine Besprechung gehalten. Selbst Karl August von Weimar erhob sich nicht über das Gefühl vetterschaftlicher Theilnahme und zog sich erst spät von den Albertinern zurück, als er die unsauberen Hintergedanken der sächsischen Partei durchschaute. Geschäftig trugen die französischen Unterhändler allerhand übermüthige Aeußerungen hin und her, die angeblich im preußischen Heere laut geworden. Die Pariser Zeitungen erzählten, „das anmaßende Benehmen der preußischen Generale in Wien" habe selbst die wärmsten Freunde des ländergierigen Staates abgestoßen, während doch von allen namhaften preußischen Generalen allein der gemessen bedachtsame Knesebeck anwesend war.

Die von späteren Historikern nachträglich gegen Preußens sächsische Pläne erhobenen Einwände kamen im Jahre 1814 Niemandem in den Sinn. Uns Heutigen erscheint es als ein schwächlicher Gedanke, daß man den gefangenen König nicht einfach entthronen, sondern anderswo mit Land und Leuten entschädigen wollte; aber diese Entschädigung verstand sich nach

der Gesinnung jener Tage von selbst, ohne sie wäre der preußische Plan den anderen Höfen noch viel ruchloser erschienen. Ein Gelehrter von heute mag wohl finden, Friedrich August sei kaum schuldiger gewesen als der mit Gnaden überhäufte König von Baiern; Max Joseph selber jedoch und sein Talleyrand haben solche Gründe zur Entschuldigung ihres sächsischen Schützlings begreiflicherweise nie ausgesprochen. Auch an die angeblichen Verdienste der Wettiner um Deutschlands Gesittung dachten die nüchternen Geschäftsmänner in Wien niemals. Der Parteigegensatz, der dort heraustrat, war ungleich einfacher. Auf der einen Seite stand der Wunsch der jungen deutschen Großmacht, ihrem zerrissenen, bedrohten Gebiete eine haltbare Südgrenze zu verschaffen und zugleich der landesverrätherischen Gesinnung der Rheinbundshöfe eine heilsame Warnung zu geben; auf der anderen Seite der uralte Haß Oesterreichs und Frankreichs gegen den Staat, in dem man dunkel den Hort der deutschen Einheit ahnte, und der dynastische Neid der kleinen Höfe. Das wettinische Haus war ein „Haus“ wie das wittelsbachische und württembergische auch, und in der Wahrung der Hausmacht gingen alle Gedanken der kleinen Herren auf. Talleyrand verstand binnen Kurzem alle diese Kräfte des Widerstandes um sich zu sammeln und verhehlte nicht, daß ihm das Loos Friedrich Augusts weit näher am Herzen lag als das Schicksal Polens. Der Rheinische Mercur schrieb warnend: in den bourbonischen Lilien sind noch immer die napoleonischen Bienen und Wespen verborgen. Jenes große europäische Bündniß, das sich um Frankreichs Banner schaarte, giebt den sächsischen Händeln eine weit über den Werth des streitigen Landes hinausgehende historische Bedeutung. Der preußische Staat erfuhr abermals, wie zur Zeit der schlesischen Kriege, daß die weite Welt ihn zu bekämpfen einig war.

Der Gefangene von Friedrichsfelde spielte unterdessen nicht ungeschickt und sicherlich in gutem Glauben die Rolle der tief gekränkten Unschuld. Er war sein Lebelang gewissenhaft auf dem Boden des positiven Rechts geblieben und hatte, so lange das heilige Reich bestand, seine reichsfürstlichen Pflichten genau erfüllt. Der Gedanke aber, daß auch ein souveräner König von Sachsen sich gegen Deutschland versündigen könne, blieb diesem Kopfe unfaßbar. Im Sommer 1814 ließ er dem Czaren eine Denkschrift überreichen; sie zählte in vollem Ernst die Entschädigungen auf, welche Sachsen von Preußen zu verlangen habe! Der König ohne Land forderte von dem Sieger großmüthig nur den Beeskow-Storkower Kreis, einige preußische Enclaven und Begünstigungen für den sächsischen Handel; außerdem Ersatz für Warschau. Wie läppisch dies Machwerk erscheinen mochte, es bildete doch den passenden Uebergang zu einer zweiten Denkschrift, die im Juli zu Nürnberg mit Genehmigung der bairischen Regierung gedruckt wurde. Mit dem äußersten Erstaunen, heißt es hier, habe der König das Gerücht vernommen, daß die Alliirten ihm sein Erb-

land vorenthalten wollten; er würde fürchten die hohen Mächte zu beleidigen, wenn er solcher Verleumdung irgend Glauben schenkte. Darauf wird das Verhalten des sächsischen Hofes gerechtfertigt, alle Schuld auf die force prépondérante geschoben — so hieß der Große Alliirte jetzt — und mit der ganzen stillvergnügten Naivität des deutschen Kleinfürstenthums die treffende Wahrheit ausgesprochen: „nur große Staaten können ihren Ansichten treu bleiben." Friedrich August erklärte sodann allen Höfen, daß er niemals in eine Abtretung willigen werde. Sein Gesandter in Wien, Graf Schulenburg fand zwar keinen Zulaß zu den amtlichen Verhandlungen des Congresses, und in den Berathungen des deutschen Verfassungsausschusses wurde das Königreich Sachsen als nicht mehr vorhanden angesehen. Doch Wrede trug dem Sachsen dienstbereit alles Wissenswerthe zu. Zugleich verhandelte Prinz Anton insgeheim mit seinem Schwager, dem Kaiser Franz; der Sachse Langenau war der nächste Vertraute von Gentz. Die Sache der Albertiner gewann täglich an Boden.

Auch im sächsischen Volke stand es anders als der Staatskanzler wähnte. Mehrere einsichtige Männer vom Adel schlossen sich dem Generalgouvernement des Fürsten Repnin an, so Carlowitz, Miltitz, Oppell, Vieth, auch einige höhere Beamte wie der Freund Schillers, der Vater von Theodor Körner; mit ihrer Hilfe hat die russische Verwaltung sehr segensreich gewirkt, binnen Kurzem eine Menge verrotteter Mißbräuche aus dem kleinen Staate hinausgefegt. Im gebildeten Bürgerthum bestand eine kleine preußische Partei, die Leipziger Kaufleute waren längst verstimmt wider das Adelsregiment. Aus diesen befreundeten Kreisen entnahmen Stein und Hardenberg ihre hoffnungsvolle Ansicht von der Stimmung des Landes. In Wahrheit verharrte die Masse des Volkes in tiefer Abspannung. Sie war erschöpft von den Drangsalen des Krieges, durch die Alleinherrschaft des Adels von allem politischen Denken entwöhnt; man betrachtete, wie alle Deutschen jener Zeit, das angestammte Fürstenhaus als ein unentbehrliches Kleinod des engeren Vaterlandes, doch man blieb vorerst still und gleichmüthig. An dem regen Federkriege, der den diplomatischen Kampf um Sachsens Zukunft begleitete, haben blos zwei namhafte Sachsen theilgenommen: Karl Müller schrieb für die preußische Ansicht, Kohlschütter als Vertreter des unterthänigen Beamtenthums. Nur eine Partei entfaltete eine rührige Thätigkeit: die Oligarchen vom Hofadel. Sie beherrschten das Land seit Jahrhunderten, die starke Hand des preußischen Königthums drohte sie in die Reihen der gemeinen Unterthanen hinabzudrücken. Der Hofadel und die hohen Beamten hielten, so lange der Krieg währte, mit den zahlreichen französischen Gefangenen, die sich in Dresden umhertrieben, vertraute Freundschaft; sie ließen die sächsischen Truppen in den Rheinlanden durch ihre Sendboten bearbeiten, standen mit den befreundeten Diplomaten zu Wien in lebhaftem Verkehr und wußten, des Herrschens gewohnt, das zahme Völkchen daheim nach

und nach dermaßen einzuschüchtern, daß sich bald die große Mehrheit des Volks in dem Rufe vereinigte: „wir wollen unseren König wieder.“ Man begann die trefflichen Männer an der Spitze der provisorischen Verwaltung als Ueberläufer zu verleumden. Noch vor wenigen Jahren lebte im Armenhause zu Wahren ein alter Mann, der im Volksmunde der Verräther hieß; er hatte während des blutigen Kampfes um Möckern einem preußischen Bataillon einen versteckten Fußweg gewiesen.

Das Bild der jüngsten Ereignisse verschob sich allmählich in dem Gedächtniß des Volks; die Sünden des Königs waren vergessen, der Uebergang der Truppen während der Leipziger Schlacht erschien bald schlechtweg als eine schimpfliche Fahnenflucht. Eine Theilung des Landes wünschte man freilich noch weniger als die Einverleibung in den preußischen Staat; man berief sich auf den Czaren, der den klagenden Deputationen aus Sachsen wiederholt „die Integrität ihres Landes“ zugesichert hatte. Die politische Urtheilslosigkeit der Masse erkannte nicht, daß diese Integrität nur möglich war, wenn der alte König nicht wiederkehrte. Die günstigen Nachrichten aus Wien verstärkten jene maßlose Selbstüberschätzung, die zum Wesen der Kleinstaaterei gehört; man erwartete gemüthlich, ganz Europa werde die Waffen ergreifen um dem gefangenen Albertiner auch das letzte seiner Dörfer zurückzugeben. Bei den Führern der particularistischen Partei reichte allerdings die Einsicht weiter, doch sie wollten lieber in einem verkleinerten Sachsen die alte Adelsherrlichkeit fortführen als dem gemeinen Rechte des preußischen Staates sich unterwerfen. Der Generalgouverneur Fürst Repnin schrieb nach der Katastrophe an seinen Gehilfen, den geistreichen Staatsrath Merian, scharf und treffend: „Ich klage die hohen Beamten an, die ganz ebenso wie ich überzeugt waren, daß die Rückkehr des Königs nicht ohne die Zerreißung ihres Vaterlandes stattfinden konnte. Diese selbstsüchtigen Menschen haben lieber das Unglück ihres Vaterlandes bewirken als ihre persönlichen Vortheile verlieren wollen. Die Sachsen wollten ihren Fürsten wieder haben und gaben durch ihr Betragen eine moralische Unterstützung den Absichten jener Mächte, welche die Theilung Sachsens für vortheilhaft hielten.“*)

So lagen die Dinge, als die vier Mächte ihre formlosen Verhandlungen über Polen begannen. Hardenberg wollte noch immer nicht sehen, daß seine sächsischen Hoffnungen rettungslos zu Schanden werden mußten, wenn er in den polnischen Händeln mit Oesterreich und England Hand in Hand ging. Entweder wich der Czar vor dem vereinten Widerstande der drei Höfe zurück: dann wurde die preußische Krone durch ihre getreuen Verbündeten wieder mit jenem polnischen Besitze beladen, den sie selber als eine verderbliche Last ansah, und verlor damit jeden Anspruch auf eine Entschädigung in Sachsen. Oder beide Theile bequemten sich

*) Repnin an Merian, Wien 15/25. Febr. 1815.

zu einem Vergleiche — und dieser Ausgang war der wahrscheinlichere, da weder Oesterreich noch England in jenem Augenblicke einen Krieg wünschte: dann war mit Sicherheit vorauszusehen, daß Alexander, erbittert über Preußens Widerstand, die sächsischen Ansprüche des preußischen Hofes nicht mehr unterstützte; von allen Seiten preisgegeben, hätte unser Staat, wenn er nicht einen Kampf gegen ganz Europa wagen wollte, sich mit einem Landstrich an der Warthe und etwa mit einigen Stücken der Lausitz begnügen müssen. So einfach stand die Rechnung. Für Metternich ergab sich zunächst die Aufgabe, den Staatskanzler über den untrennbaren Zusammenhang der polnischen und der sächsischen Sache zu täuschen, die Lösung der sächsischen Frage hinauszuschieben und vorderhand mit Preußen und England vereint den Plänen Alexanders zu widersprechen; dann war das Bündniß zwischen Rußland und Preußen gesprengt und die Demüthigung der norddeutschen Großmacht sicher. Die Falle war erstaunlich plump. Schon im September schrieb Gentz hoffnungsvoll an Karadja: wenn es nur gelinge, die Vergrößerung Rußlands im vormals preußischen Polen zu ermäßigen, so falle der einzige Grund für die Einverleibung Sachsens hinweg!

In der That wurde die Aufmerksamkeit der preußischen Staatsmänner fast gänzlich durch die polnischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Die Generale verlangten einmüthig eine militärisch haltbare Ostgrenze. Humboldt forderte, daß Preußen für das bedrohte Gleichgewicht Europas eintrete. Stein sagte dem Czaren mit genialer Sicherheit voraus, daß die Errichtung eines polnischen Königreiches unter russischem Scepter entweder zur Losreißung von Rußland oder zur gänzlichen Unterwerfung der Polen führen werde. In Hardenbergs Umgebung ließen sich auch beredte Freunde der Polen vernehmen: so der liebenswürdige Fürst Anton Radziwill und der Geheimrath Zerboni, ein geistreicher Liberaler und schwärmerischer Bewunderer der sarmatischen Freiheit. Dem Staatskanzler selber schien das Vorrücken Rußlands gegen Westen weniger gefährlich als die Wiederherstellung des Königreichs Polen und die drohende polnische Propaganda. Alle diese Bestrebungen, grundverschieden unter sich, trafen doch zusammen in dem Gedanken, daß man Alexanders Pläne bekämpfen müsse; die Frage, wie dann Preußens eigene Ansprüche zu sichern seien, ward noch kaum ernstlich aufgeworfen.

Der Czar war in Petersburg über den einmüthigen Widerspruch seines gesammten Hofes doch etwas erschrocken und begann zu zweifeln, ob er die Vereinigung Litthauens mit Polen seinen Russen zumuthen dürfe; indeß an der Wiederaufrichtung des polnischen Königthums hielt er hartnäckig fest. In Wien trat er sogleich offen heraus mit dem Vorschlage, daß ganz Warschau bis zur Prosna, mit Einschluß von Thorn und Krakau, als ein selbständiges Königreich dem Czarenhause überlassen werden sollte. Zugleich unterstützte er auf das Wärmste die Ansprüche Preußens auf

Sachsen und verpflichtete sich schon am 28. September durch einen förmlichen Vertrag, die Verwaltung des Landes sofort an Preußen zu übergeben. Auch in der deutschen Verfassungssache befürwortete er nachdrücklich die preußischen Pläne; er verhehlte nicht, wie tief er die Selbstsucht der rheinbündischen Höfe verachtete, und vermied doch klug jede zudringliche Einmischung. Auch Capodistrias wünschte lebhaft die Befestigung des Deutschen Bundes, und der jüngere Alopeus, Alexanders Gesandter in Berlin, war ein feuriger Bewunderer des preußischen Waffenruhms. Kurz, Rußlands Haltung gegen Preußen blieb durchaus freundschaftlich, obgleich Preußen sich noch in keiner Weise verpflichtet hatte die polnischen Absichten des Czaren zu unterstützen. Unabweisbar drängt sich die Vermuthung auf, daß Hardenberg durch offenes Entgegenkommen auch eine Verständigung über Thorn und das Kulmerland, ein unbedingtes Zusammenhalten der beiden Mächte erwirken konnte. Er aber blieb auf Metternichs Seite und hoffte zunächst, daß auch England und Oesterreich, wie Rußland bereits gethan, in die vorläufige Occupation von Sachsen willigen würden.

Der König sah der Politik seines Kanzlers nicht ohne Sorge zu und hielt die sofortige Besitznahme von Sachsen für einen voreiligen Schritt, da er, minder hoffnungsvoll als Hardenberg, aus dem Verhalten des Kaisers Franz den richtigen Schluß zog, daß Oesterreich die Vertreibung der Albertiner schwerlich billigen würde. Hätte man die Occupation ein Jahr vorher, gleich nach der Leipziger Schlacht durchsetzen können, so wäre sie ein wirksames Mittel gewesen um die gänzliche Einverleibung vorzubereiten. Wie jetzt die Dinge standen, unmittelbar vor der Entscheidung des Congresses, brachte die Besitznahme keinen Vortheil mehr, sie setzte den Staat nur der Gefahr einer Demüthigung aus, falls er nicht im Stande war das occupirte Land ganz zu behaupten. Deshalb widersprach der König. Er traute jedoch seinem eigenen Verstande zu wenig, am wenigsten in diplomatischen Fragen, ließ widerwillig den Kanzler schalten und meinte nachher, als Hardenbergs Pläne scheiterten, ärgerlich nach seiner Weise: „Hab's immer gesagt, haben aber Alle klüger sein wollen.“ Nur die von Hardenberg vorgeschlagene Ernennung des Prinzen Wilhelm zum Statthalter von Sachsen gab er schlechterdings nicht zu; er wollte mindestens die Personen des königlichen Hauses vor einer beschämenden Niederlage bewahren.

Mit unbeirrtem Selbstgefühle blickte der Staatskanzler über die verständigen Bedenken seines königlichen Herrn hinweg, schrieb verächtlich in sein Tagebuch: „jurat in verba des Kaisers von Rußland“*) und eröffnete, im Bunde mit Metternich, seinen diplomatischen Kampf gegen den Czaren. Auf die Einladung der drei Theilungsmächte übernahm

*) Hardenbergs Tagebuch 1. October 1814.

England die Vermittlung; und schwerlich ist jemals in der gesammten Geschichte der neueren Diplomatie ein Unterhändler so thöricht und ungeschlacht aufgetreten wie der edle Lord, dem seine Parteigenossen nachrühmten: „für alles Gute müssen wir Gott und Castlereagh danken.“ Er sollte vermitteln und gebärdete sich als ein Parteimann, stellte sogleich Forderungen, welche weit über Oesterreichs und Preußens Wünsche hinausgingen. Die einfachsten Rücksichten des Anstandes geboten ihm eine gemäßigte Sprache, da England nach den Verträgen gar nicht berechtigt war sich in die polnischen Händel zu mischen; und gleichwohl schlug er sofort einen zankenden Ton an, den kein gekröntes Haupt und am Allerwenigsten das überspannte Selbstgefühl Alexanders sich bieten lassen konnte. Schon in seiner ersten Denkschrift vom 4. October warf er dem Czaren die Beschuldigung ins Gesicht, Rußlands Verfahren verstoße wider Wortlaut und Geist der Verträge — eine offenbar unwahre Behauptung, da Alexander sich weislich gehütet hatte irgend eine bindende Verpflichtung einzugehen. Er erdreistete sich sogar die Absichten seiner Auftraggeber zu verfälschen und erklärte, Oesterreich und Preußen würden die Herstellung eines völlig unabhängigen Polenreichs mit Freuden begrüßen — was der Meinung des Wiener wie des Berliner Hofes gradeswegs zuwiderlief.

Die einzige Entschuldigung für ein so unerhörtes Verfahren lag in der tiefen Unwissenheit des Lords; offenbar ahnte er gar nicht, was unter der Unabhängigkeit Polens zu verstehen sei. Mit naiver Selbstgefälligkeit schrieb er an Wellington nach Paris, die kräftige Sprache seines Memoires könne und werde ihres Eindrucks auf den Czaren nicht verfehlen*). Noch anschaulicher zeigte sich die Unfähigkeit dieses wunderlichen Vermittlers in seiner zweiten Denkschrift vom 14. October. Hier verlangt er, Oesterreich solle, wo möglich mit Preußen vereinigt, dem Czaren folgende Vorschläge unterbreiten: entweder Herstellung des freien Polenreichs unter einem unabhängigen Fürsten, wie es vor 1772 bestanden; oder falls dies unerreichbar, Wiederherstellung des Zustandes von 1791; oder endlich, im schlimmsten Falle, eine Theilung des Herzogthums Warschau dergestalt, daß Preußen alles Land bis zur Weichsel, Rußland nur den schmalen Landstrich weiter östlich erhielte. Während Hardenberg niemals mehr als die Warthelinie für Preußen gefordert hatte, wollte der Brite, der in Preußens Namen zu sprechen behauptete, unserem Staate fast seinen gesammten alten polnischen Besitz wieder aufladen, ja er versicherte, Preußen sei bereit für die Wiederherstellung des Polens von 1771 „alle nöthigen Opfer zu bringen“, also die Marienburg und die Weichsellande des Deutschen Ordens wieder den Sarmaten auszuliefern! Noch mehr. Der Lord forderte, sämmtliche in der polnischen Sache gewechselten Schriftstücke sollten dem Congresse vorgelegt, alle

*) Goltz's Bericht, Paris 21. Oct. 1814.

europäischen Staaten aufgefordert werden den Plänen Rußlands entgegenzutreten. In seinem blinden Eifer nahm er also harmlos Talleyrands Vorschläge wieder auf und wollte, den Verträgen entgegen, alle Kleinstaaten in die polnischen Händel hineinziehen; das hieß Frankreich zum Schiedsrichter Europas erheben! In einer dritten Denkschrift vom 4. November gestattete er sich vollends eine Sprache, wie sie sonst nur dicht vor Ausbruch eines Krieges gehört wird. Er erklärte, die Ansichten des Czaren „würfen alle zwischen den Staaten hergebrachten Grundsätze von Treu und Glauben zu Boden", und betheuerte nochmals: ein russischer Kaiser, der bis zur Prosna herrsche, werde nach Belieben seine Heere an die Donau und die Oder werfen, Oesterreich und Preußen völlig in Schach halten.

Es war, als ob der Lord den Czaren zum äußersten Widerstande aufreizen wollte. In der That fühlte sich Alexander tief beleidigt und gab in zwei Denkschriften (vom 30. October und 21. November) eine schroff ablehnende Antwort. In hochtrabenden Worten entwickelte er die Anschauungen, welche seitdem in der halbamtlichen russischen Geschichtschreibung herrschend geblieben sind: Rußland konnte im Frühjahr 1813 leicht einen glorreichen Frieden schließen und hat nur um Europas willen den Kampf weiter geführt; die geforderte Vergrößerung ist für die Nachbarn nicht bedrohlich, aber nothwendig um die Russen wie die Polen zu beruhigen. Dazu eine wohlverdiente Abfertigung für den Lord: ein Vermittler ist nur dann nützlich, wenn er die Geister einander näher führt! — Ging man auf solchem Wege weiter, so trieb die nach Frieden schmachtende Welt einem neuen Kriege entgegen.

Währenddem ward dem preußischen Staatskanzler doch unheimlich inmitten seiner sonderbaren Bundesgenossen. Er sah den britischen Vermittler Forderungen aufstellen, die mit Preußens eigner Ansicht nichts mehr gemein hatten, und war noch immer nicht sicher, ob seine treuen Freunde ihn bei seinen sächsischen Plänen unterstützen würden. Hardenberg beschloß also sich Gewißheit zu verschaffen und sendete am 9. October einen warmen und treuherzigen Brief an Metternich: Preußen will dem weisen Systeme d'une Europe intermédiaire (d. h. dem engeren Bunde der drei „deutschen" Großmächte) treu bleiben, muß aber in seiner unsicheren Lage zunächst an seine eigenen Interessen denken und fordert daher offene Antwort auf folgende drei Fragen: stimmt Oesterreich der Einverleibung von ganz Sachsen zu? genehmigt die kaiserliche Regierung die Versetzung Friedrich Augusts nach den Legationen? verzichtet sie auf den Gedanken Mainz an Baiern auszuliefern? (Ueber diese Absicht Oesterreichs, welche Humboldt noch vor zwei Monaten nicht gekannt, war also Hardenberg endlich ins Klare gekommen.) Wenn die kaiserliche Regierung diese drei Fragen bejaht und zugleich verspricht, unsere Absichten auf Mainz und Sachsen fest zu unterstützen, dann „werde ich mit Ihnen hinsichtlich der polnischen Frage in

das vollkommenste Einvernehmen treten". Zuletzt wird Metternich aufgefordert, sofort der vorläufigen Occupation von Sachsen zuzustimmen. Dieselbe Bitte erging an Castlereagh. Hardenberg lebte mithin noch immer der Hoffnung, der österreichische Freund werde ihm ganz Sachsen und außerdem noch das polnische Land, wofür Sachsen als Ersatz dienen sollte, großmüthig gewähren!

Castlereagh antwortete bereits am 11. October, bewilligte die vorläufige Occupation und erklärte: sein Hof werde auch der gänzlichen Einverleibung von Sachsen zustimmen; England wünsche eine vollkommene Wiederherstellung der preußischen Macht und eine Züchtigung der „politischen Unsittlichkeit" Friedrich Augusts. Aber, fuhr er in seinem gräßlichen Französisch fort, „wenn diese Einverleibung stattfinden soll als ein Mittel um den preußischen Staat zu entschädigen für die Verluste, welche er erleiden könnte durch beunruhigende und gefährliche Unternehmungen von Seiten Rußlands, und als ein Mittel um Preußen mit unvertheidigten Grenzen in offenbare Abhängigkeit von Rußland zu versetzen," dann kann ich die Zustimmung Englands nicht in Aussicht stellen. — Was sollte dieser Wortschwall sagen? Preußen erklärte: Erst verbürget uns den Besitz von Sachsen, nur dann können wir wagen unser Bündniß mit Rußland aufzugeben und eure polnische Politik zu unterstützen. Castlereagh antwortete: Erst bewirket, daß Rußland seine Westgrenze nicht zu weit vorschiebt, dann werden wir der Einverleibung Sachsens zustimmen! Der Lord stellte also die preußische Forderung kurzweg auf den Kopf, knüpfte seine Zusage an ein unerfüllbares Verlangen. Da keine der drei Mächte in jenem Augenblicke einen Krieg gegen Rußland wollte, so lag es offenbar nicht in Preußens Hand allein, eine Ermäßigung der russischen Ansprüche durchzusetzen; und trotzdem sollte Preußens Vergrößerung von dieser sinnlosen Bedingung abhängen, während die Erwerbungen Oesterreichs in Italien die bedingungslose Zustimmung Englands gefunden hatten! Diese sonderbare Kunst sich im Kreise zu drehen macht einen so entschieden zweideutigen Eindruck, daß sich unwillkürlich die Vermuthung regt, Metternich oder Münster hätte dem edlen Lord die Feder geführt. Gleichwohl war der unbeholfene englische Staatsmann selber unzweifelhaft in gutem Glauben; er erkannte ebenso wenig wie Hardenberg, daß Preußen nach Lage der Dinge nur zwischen Warschau und Sachsen wählen, doch nimmermehr Beides zugleich erlangen konnte.

Die österreichischen Staatsmänner brachte Hardenbergs offene Anfrage in peinliche Verlegenheit. Gentz wollte kurzerhand mit Preußen und Rußland brechen; leidenschaftlicher denn je schalt er wider die Habgier der preußischen Revolutionäre, wider Alexanders Lehrer Laharpe, der seine liberalen Grundsätze so keck zur Schau trage; immer traulicher ward sein Verkehr mit Talleyrand und Langenau. Metternich sah weiter. Er begriff, daß es noch nicht an der Zeit war die Maske fallen zu lassen, und wollte

40*

den vertrauensvollen preußischen Freund so lange in seinem holden Wahne erhalten, bis Preußen sich mit Rußland überworfen habe und gänzlich vereinzelt dastehe; darum war er geneigt, der vorläufigen Occupation von Sachsen zuzustimmen. Nach wenigen Tagen, am 14. October, wurde Gentz selber durch Castlereaghs Zureden zu der Ansicht seines ruhigeren Freundes bekehrt. Oesterreich genehmigte, daß preußische Truppen in Sachsen einrückten — sans reconnaître le principe, wie Gentz befriedigt hinzufügt. Durch dies Zeichen des Wohlwollens bestärkte man den preußischen Staatskanzler in seinem arglosen Vertrauen und behielt doch freie Hand für die letzte Entscheidung.

Um so schwieriger war die Erwiderung auf Hardenbergs drei Fragen; erst am 22. October kam Metternich damit zu Stande. Die zweite der preußischen Fragen — wegen der Versetzung Friedrich Augusts nach den Legationen — wurde in der k. k. Antwort mit keinem Worte erwähnt, was nach altem diplomatischen Brauche einer unbedingten Weigerung gleich kam. Die dritte — wegen Mainz — wurde entschieden verneint. Diesen Platz, welchen Kaiser Franz selber im Jahre 1797 gegen Venedig an die Franzosen preisgegeben, erklärte Metternich jetzt für die einzige Festung, die einen Marsch gegen die untere Donau verhindere, ja für den einzigen Handelsplatz, welcher Oesterreich den Zugang zu den nördlichen Meeren eröffne — eine erstaunliche Behauptung, die sich nur aus den noch erstaunlicheren geographischen und volkswirthschaftlichen Kenntnissen des k. k. Staatsmanns erklären läßt. „Niemals wird der Kaiser darauf verzichten.“ Soll der Deutsche Bund unter dem gleichmäßigen Einfluß von Oesterreich und Preußen stehen und Süddeutschland in seinen gerechten Ansprüchen befriedigt werden, so darf Preußen das linke Moselufer nicht überschreiten. Also dem preußischen Freunde wurde jetzt selbst Coblenz abgesprochen und die unhaltbarste aller deutschen Flußgrenzen angeboten! Auf Hardenbergs erste Frage endlich erwiderte Metternich: sein Kaiser würde nur mit Schmerz die Entthronung eines der ältesten Geschlechter sehen; die Einverleibung widerspreche dem Interesse Oesterreichs, könne unter den deutschen Fürsten nur Mißtrauen gegen Preußen, Anklagen gegen Oesterreich hervorrufen; der Kaiser hoffe, Preußen werde dem gefangenen Könige mindestens ein Stück Landes an der böhmischen Grenze lassen. „Wenn aber die Gewalt der Umstände die Einverleibung Sachsens unvermeidlich machen sollte,“ dann behält sich Oesterreich Verabredungen über die Festungen und Grenzplätze, über Handel und Schifffahrt vor. Der Kaiser rechne auf „die unbedingte Uebereinstimmung des Vorgehens“ der beiden Höfe in der polnischen Sache, auf eine Verständigung über die gemeinsame Ausführung der „lichtvollen“ Castlereagh'schen Denkschrift. Metternich erlaubt sich dazu noch die unziemliche Bemerkung, die persönlichen Gefühle des Königs Friedrich Wilhelm dürften einer gesunden Politik nicht im Wege stehen.

Ein entschlossener preußischer Staatsmann mußte nach Empfang dieser Erwiderungen sofort erkennen, daß auf die beiden Bundesgenossen kein Verlaß und ein fester Anschluß an Rußland geboten war. Von den drei preußischen Bedingungen hatte Metternich zwei rundweg abgelehnt; und wer irgend wußte, wie wenig selbst ein entschiedenes Ja aus diesem Munde bedeutete, der mochte leicht berechnen, wie viel auf die halbe, gewundene, widerwillige Zustimmung zu der dritten Bedingung zu geben sei. Lag es denn nicht auf flacher Hand, daß „die Gewalt der Umstände die Einverleibung Sachsens nicht mehr unvermeidlich machte", sobald Preußen den größten Theil von Warschau zurück erhielt? Metternich aber rechnete auf das leichtgläubige Vertrauen seines preußischen Freundes und frohlockte laut, daß er seine Gedanken so geschickt umhüllt habe. Auch Gentz war mit der schriftstellerischen Leistung seines Freundes einverstanden und weissagte jubelnd an Wrede's Tafel, in vierzehn Tagen würde das System der europäischen Allianzen verschoben — das will sagen: eine Annäherung Oesterreichs an die Westmächte vollzogen sein.

Gentz war es, der den Fürsten Metternich bewogen hatte in der Mainzer Frage so bestimmt ablehnend aufzutreten; selbst durch ein Bündniß mit Frankreich, meinte er grimmig, müsse Mainz vor Preußens Habgier gerettet werden. Diese Ansicht fand einen treuen Bundesgenossen an der unsterblichen Neigung unserer Kleinfürsten, das einfach Zweckmäßige nicht zu thun, die bedrohten Stellen des Vaterlandes stets den schwächsten Händen anzuvertrauen. Die ernestinischen Höfe, Nassau und Hessen erklärten am 25. October, diese wichtige Festung dürfe an keinen der größeren Staaten, weder an Baiern noch an Preußen, preisgegeben werden; sie gehöre dem gesammten Deutschland. Man schlug vor, einen neuen Deutschen Orden zum Schutze der Rheinfestung zu bilden; so allgemein war der Widerspruch gegen die Befestigung der preußischen Macht am Mittelrhein, daß der Freiherr vom Stein endlich auf den künstlichen Plan verfiel, den Kronprinzen von Württemberg als deutschen Feldmarschall in Mainz zu versorgen. Wer sehen wollte konnte auch aus anderen Anzeichen entnehmen, wie Oesterreich gegen Preußen gesinnt war. Die im tiefsten Vertrauen an Metternich mitgetheilte preußische Landkarte, welche jenen „Isthmus" südhannoverschen Landes zur Verbindung der östlichen mit den westlichen Provinzen für Preußen verlangte, wurde, wie Münster selbst erzählt, durch die österreichischen Staatsmänner dem welfischen Diplomaten verrathen.

Gleichzeitig mit der Antwort an Hardenberg (22. Oct.) erklärte Metternich in einem Schreiben an Castlereagh: Oesterreich könne nur ungern einen Zwischenstaat fallen lassen, der so oft für das Gleichgewicht Deutschlands und Europas nützlich gewesen; wenn aber die Einverleibung Sachsens von den Verbündeten als unvermeidlich angesehen werde, dann wolle Oesterreich dies schwere Opfer bringen unter der zweifachen Bedingung:

daß das Gleichgewicht in Deutschland nicht durch das Vorrücken Preußens südwärts der Mosel gestört werde, und daß die Einverleibung „nicht die Entschädigung bilde für die Zustimmung zu Vergrößerungsabsichten". Die fast wörtliche Uebereinstimmung dieses dunklen Satzes mit Castlereaghs Note vom 11. October legt abermals den Gedanken nahe, daß der edle Lord bei dem verschlungenen Ränkespiele nur ein argloses Werkzeug Metternichs gewesen ist. Der österreichische Staatsmann hielt das Spiel bereits für gewonnen und war der blinden Hingebung des preußischen Staatskanzlers so sicher, daß er ihn in einer neuen Note vom 2. November geradezu aufforderte, mit Oesterreich vereint das aberwitzige polnische Programm Lord Castlereaghs zu unterstützen: Preußen sollte verlangen entweder die Herstellung des Polenreichs von 1771 oder den Zustand von 1791 oder endlich zum Allermindesten die Theilung Polens nach dem Laufe der Weichsel! Dies Allermindeste war selbstverständlich die eigentliche Absicht der Hofburg. Wahrlich, Preußens Staatsmänner mußten mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie jetzt nicht bemerkten, daß Oesterreich überall, in Sachsen, in Polen wie am Rhein, das Gegentheil der preußischen Pläne verfolgte.

Und doch hat es noch lange gewährt, bis dem Staatskanzler und Wilhelm Humboldt die Augen aufgingen. Seltsam, wie künstlich die beiden geistreichen Männer sich drehten und wendeten um nur das Nächstliegende, das treulose Doppelspiel der Hofburg, nicht zu bemerken. Sofort nach Empfang der österreichischen Note vom 22. October begannen lebhafte Berathungen im Schooße des preußischen Cabinets. Am 23. stellte Humboldt die leitenden Gedanken für die Beantwortung der Note zusammen *). Hier spricht er noch ganz ohne Mißtrauen, wiederholt nochmals alle Gründe, die für die Einverleibung Sachsens sprechen: Preußen vertragsmäßigen Anspruch auf Entschädigung, und die Nothwendigkeit, durch „eine politische Lection" zu zeigen, „daß ein Fürst nicht ungestraft gegen die Interessen der Nation, welcher sein Volk angehört, handeln darf." Der Kalischer Vertrag und die Vergrößerung Rußlands in Polen war eine unerfreuliche aber unvermeidliche Folge der Lage, „des falschen Systems die Uebermacht des Westens durch den Osten zu bekämpfen. Gerade damit dies nicht wieder vorkomme, müssen die Mächte Mitteleuropas und namentlich Preußen verstärkt werden." Zerstreute Gebiete in Polen, Deutschland oder Belgien reichen zu solcher Verstärkung nicht aus, „man darf die großen Mächte nicht als Zahlenwerthe behandeln." Darum ist die Einverleibung Sachsens für Oesterreich nicht ein dem preußischen Bündniß, sondern ein dem europäischen Gleichgewichte gebrachtes Opfer; eine Theilung des Landes erscheint durchaus unannehmbar. Darauf erörtert Humboldt die Mainzer Frage und erklärt: Betrachten wir den Platz nur als nöthig für die

*) Humboldts Denkschrift über den Brief des Fürsten Metternich, 23. Octob. 1814.

Vertheidigung Deutschlands gegen Frankreich, so haben wir nur zu verlangen, daß Baiern gar keinen Einfluß auf Mainz gewinne, „wenn dieser Staat nicht offen und ehrlich dem Deutschen Bunde beitritt und auf das Recht selbständiger Kriegführung nicht verzichtet". Dies unveräußerliche Recht der europäischen Macht Baiern hatte Wrede während der letzten Tage in dem deutschen Verfassungsausschusse prahlend verfochten. Humboldt aber fährt mit unverwüstlicher Mäßigung fort: sollte Baiern bessere Gesinnung gegen den Deutschen Bund zeigen, dann müssen wir suchen „diesen Hof zu gewinnen, statt ihn zu beargwöhnen". Die Frage der Moselgrenze endlich ist eine rein statistische Frage; sie läßt sich leicht beseitigen, wenn Oesterreich uns den Erfolg unserer Gebietsverhandlungen mit den kleinen deutschen Staaten verbürgt.

Humboldt sah also in der Hofburg noch immer den treuen, leider etwas schwachen Freund, der durch Vernunftgründe in seinen löblichen Entschlüssen bestärkt werden mußte; er hoffte selbst die Baiern zu bekehren, die bereits unverhohlen den Krieg gegen Preußen predigten; er wollte endlich, um nur Oesterreich bei guter Stimmung zu halten, Mainz aufgeben und auf das rechte Moselufer verzichten. Die Stadt Coblenz selber war allerdings in diesem Zugeständniß nicht inbegriffen.

Nach zwei Tagen war die Stimmung des preußischen Cabinets schon weniger gemüthlich. Man hatte offenbar die englischen und österreichischen Schriftstücke unterdessen schärfer geprüft und wohl auch Einiges erfahren von dem vertrauten Verkehre zwischen Gentz und Talleyrand. Vielleicht mag der König selbst seinen Diplomaten bemerkt haben, die Zustimmung der Hofburg zu der Einverleibung Sachsens sei doch sehr unbestimmt gehalten, und Lord Castlereaghs polnische Pläne gingen weit über Preußens eigene Wünsche hinaus. Genug, eine zweite Denkschrift Humboldts an Hardenberg*) verräth bereits lebhafte Besorgnisse; sie giebt ein sehr anschauliches Bild von dem reichen Geiste ihres Verfassers, bringt in breiter Ausführung eine Ueberfülle seiner Gedanken, die einander gegenseitig das Licht vertreten, und gelangt schließlich doch nicht zu einem runden, klaren, unzweifelhaften Ergebniß. Humboldt prüft zuerst Castlereaghs Vorschläge und stellt nunmehr endlich den so nahe liegenden Gedanken auf, daß man die Grenzfrage und die Verfassungsfrage aus einander halten müsse. Den polnischen Verfassungsplänen des Czaren entgegenzutreten sei nicht räthlich; denn „Kaiser Alexander befindet sich gewiß in großer Verlegenheit, wenn er ausführen will was er den Polen versprochen zu haben scheint, und die Mächte vermehren diese Verlegenheit, wenn sie seinen Absichten nicht allzu entschieden widersprechen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet ist die geplante polnische Verfassung vielleicht sogar ein Gegengift gegen die Nachtheile, welche aus der übermäßigen Vergrößerung

*) Humboldts Denkschrift sur le mémoire de Lord Castlereagh, 25. Oct. 1814.

Rußlands entstehen." Ueber die Grenzfrage bemerkt er, bisher habe man immer nur die Warthelinie mit Thorn und Krakau gefordert, das gelegentlich geäußerte Verlangen nach der Weichselgrenze sei wohl niemals ernstlich gemeint gewesen. Kluge Mäßigung sei nothwendig um die Gefahr zu vermeiden „daß ein Bruch entstehe, und an Europa — d. h. vor Allem an Frankreich gegen Europa — appellirt werde. Frankreich wird sich der Streitfrage immer vornehmlich zu dem Zwecke bedienen um die Zwietracht zwischen den Cabinetten zu verewigen, gelegentlich Vortheil davon zu ziehen und nachher uns preiszugeben und sich mit Rußland zu verständigen, sobald das französische Sonderinteresse befriedigt ist."

Dann betrachtet er Preußens eigenthümliche Stellung. Wir verlangen über Rußlands Angebot hinaus nur noch Thorn und einige halbdeutsche Striche; Oesterreich aber fordert das wichtige Krakau, das die Polen niemals preisgeben werden. Der Gewinn für Oesterreich ist also ungleich größer, während wir um geringer Vortheile willen Gefahr laufen uns mit Rußland zu überwerfen und in eine sehr peinliche Lage zu gerathen. Sehr bedenklich ist auch „die Weise, wie Oesterreich der Einverleibung Sachsens zustimmt. Denn statt laut und kühn zu sagen, daß die kaiserliche Regierung die Sache Preußens gegen Jedermann vertheidigen wird, stimmt sie nur mit Widerstreben, wie aus Gefälligkeit zu und will uns diese Gunst durch andere, sehr schmerzliche Opfer erkaufen lassen. Offen gestanden, es ist sehr zweifelhaft, ob wir nur unseren augenblicklichen Vortheil dem wirklichen und dauernden Interesse Preußens opfern, wenn wir in der polnischen Angelegenheit denselben Weg mit Oesterreich gehen. Man muß vielmehr zugeben, daß Preußen dann sein persönliches Interesse aufgiebt um die Sache Europas zu ergreifen. Dennoch wird Preußen immer den Weg der Grundsätze und niemals den der reinen Convenienz einschlagen." Wir verlangen aber, daß die verbündeten Mächte bei der Feststellung der von Rußland zu fordernden Grenzen auf Preußens schwierige Lage Rücksicht nehmen; desgleichen daß sie „gegen alle anderen Mächte offen und kräftig die Sache Preußens und seiner neuen Erwerbungen vertheidigen; daß sie selber die Aufgabe übernehmen gewissenhaft die Verträge auszuführen, welche uns eine vollständige Wiederherstellung und selbst eine angemessene Vergrößerung zusichern; daß sie uns endlich förmlich den Besitz der Landstriche verbürgen, wegen deren wir noch von Rußland abhängig sind." Wollen die Mächte diese Verpflichtungen nicht übernehmen, dann werden wir zwar nicht eine Politik befolgen, die wir verdammen, aber Preußen wird zu seinem großen Leidwesen sich genöthigt sehen „zuerst an seine Selbsterhaltung zu denken". Zum Schluß nochmals: wir müssen in der Verfassungsfrage nachgeben und nur die Warthelinie fordern; weigert sich Alexander, so dürfen die drei Mächte keinen Vertrag mit ihm schließen, sondern sie müssen die Frage offen lassen und bestimmt erklären, daß sie

von ihrer Ansicht nicht abgehen würden, aber auch in diesem Falle müssen sie so weit als möglich Frankreich fern halten.

Ein wunderlicher Anblick, wie der geistvolle Mann immer wieder sein Roß bis dicht an den Graben heranführt und sich doch nicht das Herz faßt das Hinderniß zu nehmen. Er sieht, daß die vorgeblichen Bundesgenossen ganz andere Pläne verfolgen als Preußen selbst, daß Preußen für sich bei diesem diplomatischen Feldzuge nichts Wesentliches gewinnen kann; er ahnt die Nichtigkeit der österreichischen Versprechungen; er begreift, daß aus dem Kampfe gegen Rußland nur Frankreich Vortheil ziehen wird. Wir erwarten, die einzig mögliche Schlußfolgerung schwebe dem scharfsinnigen Denker schon auf den Lippen. Da führt ihn ein wunderbar künstlicher Gedankengang zu der ungeheuerlichen Ansicht: die erste und selbstverständlichste Pflicht jedes preußischen Staatsmannes, die Pflicht, des eigenen Landes Macht zu sichern, sei eine niedrige Sorge für „das persönliche Interesse Preußens“! Die gleißnerische englische Phrase von „der Sache Europas“ berauscht auch diesen kalten Kopf! Es ist dieselbe überirdische Großmuth, dieselbe übergeistreiche Willensschwäche, die in unserer Geschichte immer mit unheimlicher Regelmäßigkeit den großen Zeiten kühn zugreifender Thatkraft zu folgen pflegt. Auch der gelehrte Hoffmann begnügte sich mit unfruchtbaren Klagen über die Feindseligkeit fast aller Mächte gegen Preußen*); er so wenig wie Humboldt fand den einfachen Schluß, daß man die erdrückende Masse der Gegner sprengen und mindestens mit einer der fremden Mächte sich abfinden müsse.

Was man von Oesterreich zu erwarten habe, konnte nur der gutmüthigen Schwäche noch zweifelhaft scheinen. Eben jetzt traten auf Befehl ihres Kaisers Metternich, Stadion und Schwarzenberg zu einem Rathe zusammen und beschlossen, Preußen müsse durchaus wieder bis zur Weichsellinie vorrücken. Zur selben Zeit ließ Metternich dem Czaren vertraulich anbieten, Oesterreich sei bereit in der polnischen Sache nachzugeben, wenn Rußland die sächsischen Ansprüche Preußens nicht mehr unterstütze. So versicherte Alexander seinem königlichen Freunde auf das Bestimmteste; Metternich, nach seiner Gewohnheit, leugnete Alles. Da aber jenes Anerbieten genau übereinstimmt mit der gleich nachher von Oesterreich wirklich eingehaltenen Politik, so ist diesmal der Czar sicherlich nicht der Lügner gewesen. —

Eine unerhörte Demüthigung stand dem preußischen Staate bevor; da griff König Friedrich Wilhelm rettend ein. Es war vielleicht der heilsamste diplomatische Entschluß seines Lebens. Am 6. November hatte er mit dem Czaren eine lange Unterredung im engsten Kreise. Die beiden Freunde verständigten sich, und der König wagte nun endlich, seinen Diplomaten die Politik anzubefehlen, welche er schon seit Monaten für die einzig sichere

*) Hoffmanns Bemerkungen zu seiner Statistischen Uebersicht, 30. Oct. 1814.

hielt: er befahl dem Staatskanzler, fortan nicht mehr feindlich gegen Rußland vorzugehen. Friedrich Wilhelm hatte die Wiedererwerbung der Millionen treuloser Polen nie gewünscht und konnte also nur mit Befremden erfahren, wie hartnäckig England und Oesterreich nach der Weichselgrenze verlangten. Er wußte besser als Hardenberg, welche Hemmnisse sich der Einverleibung Sachsens entgegenstellten; er hatte aus vertrautem persönlichen Umgang richtig herausgefühlt, daß der Czar für Preußen mindestens mehr aufrichtiges Wohlwollen hegte als der gute Kaiser Franz. Sein schlichter Verstand begriff nicht, warum Preußen — auf die Gefahr hin seinen besten Bundesgenossen zu verlieren — um jeden Preis den phantastischen Gedanken des russisch-polnischen Königthums bekämpfen sollte, der für Rußland selbst weit gefährlicher war als für Deutschland. Nun, da er seine eigenen Staatsmänner rathlos hin und her schwanken sah, griff er selber durch und bewährte wieder den klaren, sicheren Soldatenblick, den er am Tage von Kulm und so oft auf den Schlachtfeldern des letzten Winterfeldzugs gezeigt hatte. Die persönliche Neigung mag dabei mitgewirkt haben, doch der Drang des Gemüths stimmte überein mit der nüchternen politischen Berechnung.

Hardenberg fühlte sich tief gekränkt durch das entschiedene Auftreten seines königlichen Herrn und dachte ernstlich daran seinen Abschied zu fordern; Metternich und Castlereagh suchten ihn in diesem Entschlusse zu bestärken. Die Schwenkung des Königs wurde sofort von den gewandten Gegnern ausgebeutet. Die Franzosen setzten ein effectvolles Märchen in Umlauf: wie Alexander durch brünstige Zärtlichkeitsbetheuerungen seinen Freund und sich selber in sanfte Rührung hineingeredet und dann dem arglosen Könige das verhängnißvolle Versprechen abgenommen habe. Die anmuthige Erfindung fand bei den erbosten fremden Diplomaten um so leichter Gehör, da der Entschluß des Königs ihre sämmtlichen Berechnungen über den Haufen warf; seit dem bekannten Auftritte am Grabe Friedrichs des Großen wußte ohnehin Jedermann, wie Großes der Czar in kunstvollen Rührscenen zu leisten vermochte. Talleyrand verkündete schon am 7. November frohlockend an Gentz den großen Verrath der Preußen und gab dann die Parole aus, welche bald von Metternich und Castlereagh nachgesprochen wurde: Preußen hat „die Sache Europas“ aufgegeben und darf darum Sachsen nicht erhalten! Dieser Abfall der falschen Freunde ist aber nicht durch den König verschuldet worden; er wäre vielmehr, auch ohne die That Friedrich Wilhelms, unzweifelhaft nach einigen Wochen, und dann unter Mitwirkung des Czaren selber, eingetreten. Es bleibt das Verdienst des Monarchen, daß er seinem Staate für den unausbleiblichen Zusammenstoß mit Oesterreich und den Westmächten den Beistand Rußlands und also doch mindestens eine leidliche Entschädigung sicherte.

Leider führte der König sein gutes Werk nicht ganz zu Ende. Ihm genügte, daß er den Bruch mit Preußens natürlichem Bundesgenossen

abgewendet hatte; das Weitere überließ er, nach seiner schüchternen Weise, dem Staatskanzler. Die Monarchen waren in jenem Gespräche nur über zwei Punkte übereingekommen: der König wollte, da ihm der Czar abermals den Besitz von Sachsen verbürgte, der polnischen Königskrone Alexanders nicht mehr widersprechen, und er verwarf die von Oesterreich und England verlangte Weichselgrenze als eine übertriebene, für Preußen selbst nachtheilige Forderung. Doch über die Zukunft des Landstrichs zwischen Warthe und Prosna gingen die Meinungen noch auseinander, und es war sicherlich Hardenbergs Pflicht, diese Grenzfrage sogleich durch vertrauliche Verhandlungen zu erledigen, alle zwischen Rußland und Preußen noch streitigen Punkte aus der Welt zu schaffen, um dann, wohl gedeckt durch gegenseitige bindende Verpflichtungen, mit einem gemeinsamen Programm den Westmächten und der Hofburg entgegenzutreten. Der bestimmte Befehl des Königs hatte die Lage völlig verändert; der Staatskanzler konnte nicht mehr den Vermittler spielen, er mußte Partei ergreifen. Angesichts der unwahren Winkelzüge Metternichs, der sinnlosen Phrasen Castlereaghs, der offenbaren Feindseligkeit Talleyrands und aller kleinen Höfe war Preußen verpflichtet rücksichtslos an seine eigene Sicherung zu denken. Dem heuchlerischen Geschrei über „den Verrath an der Sache Europas“ entging man ja doch nicht mehr.

Außer der von Rußland bereits angebotenen Prosnalinie waren aber nur Thorn und die benachbarten Gebiete des alten Deutsch-Ordenslandes für Preußen unentbehrlich. Diese wichtige Position an der Weichsel und ihr deutsches Hinterland dem großen Vaterlande zurückzugeben blieb allerdings eine unerläßliche Aufgabe der nationalen Politik. Schon auf die erste unbestimmte Nachricht von der bevorstehenden Wiedervereinigung sprachen die Aemter Engelsburg und Rheden sofort dem Staatskanzler ihre herzliche Freude aus und schilderten beweglich, mit wie „unnennbaren Empfindungen“ sie durch sieben lange Jahre dicht an ihrer Grenze das Glück der Preußen gesehen und selber das Joch der fremden Tyrannei hätten tragen müssen.*) Die Wiedererwerbung dieser treuen deutschen Lande war, wie der Erfolg gezeigt hat, keineswegs unmöglich, obgleich Czar Alexander auf das feste Thorn großen Werth legte; man mußte nur einen klaren Entschluß fassen, auf die rein polnischen Landstriche um Kalisch und Czenstochau verzichten und vor Allem Oesterreichs Ansprüche auf Krakau nicht mehr unterstützen. Krakau war, wenn Preußen die Stadt erlangen konnte, unschätzbar als Grenzfestung wie als Stapelplatz für den oberschlesischen Handel; die alte Pflanzung des deutschen Bürgerthums hätte voraussichtlich unter preußischem Scepter bald wieder ein deutsches Gepräge empfangen. Aber wie die Dinge lagen, stritten sich nur Oesterreich und Rußland um den Besitz des Platzes; und warum

*) Eingabe an Hardenberg, 5. Nov. 1814.

sollte Preußen die österreichische Nachbarschaft der russischen vorziehen oder gar die Ansprüche der Hofburg auf Zamosz und die Niederungen der Nida unterstützen? Nachdem der König entschieden hatte, war es geboten sofort mit Rußland die Grenzfrage ins Reine zu bringen.

Hardenberg aber hatte sich schon allzu tief eingelassen in die englisch-österreichischen Zettelungen; er konnte das Mißtrauen gegen Rußland nicht überwinden. Alle seine ehrlichen Hoffnungen für Deutschlands Zukunft beruhten auf dem Bündniß der „drei deutschen Großmächte". Darum wollte er auch jetzt noch eine Mittellinie zwischen den beiden Parteien einhalten und schrieb am Tage nach jenem Gespräche (7. November) vertraulich an Castlereagh. Er hütete sich wohl, von dem Befehle des Königs etwas zu sagen und erzählte nur, wie er im Verlaufe jener Unterredung die Ueberzeugung gewonnen habe, daß man Alexanders polnische Königskrone anerkennen müsse. Für Preußen verlangte er nochmals die Warthelinie und Thorn, für Oesterreich das Land bis zur Nida, Krakau und Zamosz, obgleich Metternich selber auf letzteren Platz wenig Werth legte. — Es war kaum möglich ungeschickter zu verfahren. Der Staatskanzler setzte sich zwischen zwei Stühle; durch die Anerkennung des Königreichs Polen gab er der Hofburg willkommenen Anlaß über Preußens Verrath zu klagen, und zugleich stieß er den Czaren vor den Kopf durch die Forderung einer Grenze, welche Rußland nicht bewilligen konnte.

Auch Humboldt fügte sich nur widerstrebend dem Befehle des Königs. In einer dritten Denkschrift, vom 9. November, warnte er vor der Gefahr, daß Oesterreich durch unser russisches Bündniß in allen deutschen Fragen uns verfeindet werde*): „Da diese Verhältnisse für Preußen immer die nächsten und wichtigsten bleiben, wird Rußland es dafür nicht entschädigen können. Ruhe, Gleichgewicht und Sicherheit lassen sich nicht mehr denken, wenn Preußen sich, ohne die gerechtesten und wichtigsten Gründe, von seinem natürlichen politischen Systeme, der Verbindung mit Oesterreich, Deutschland, England und Holland trennt." Immer wieder verbreitet der holde Traum des deutschen Dualismus seinen Dunstkreis um die Köpfe der preußischen Staatsmänner. Auch ein sehr sonderbarer Grund wird von Humboldts überscharfem Geiste für Hardenbergs Politik herangezogen: der Umstand nämlich, daß die beiden schlimmsten Feinde Preußens und des europäischen Friedens, Frankreich und Baiern, ebenfalls gegen Rußland kämpfen; daraus folgt nicht, wie gewöhnliche Menschen vermuthen werden, daß Preußen, mit diesen Feinden verbündet, höchstwahrscheinlich frevelhaft betrogen würde, sondern umgekehrt, daß „Frankreich und Baiern alles Interesse dabei verlieren, sobald Preußen auf die Seite tritt, auf welche sie sich in Absicht der polnischen Angelegenheit stellen!"

*) Humboldts Denkschrift über die polnische Frage, 9. Nov. 1814.

Aus solchen kunstvollen Vordersätzen ergiebt sich die Nothwendigkeit offen für England und Oesterreich aufzutreten; aber Preußen muß fordern, daß die beiden Mächte augenblicklich in einem definitiven Vertrage Preußens gerechte Forderungen anerkennen und ihm namentlich die Einverleibung von Sachsen verbürgen. Sollten sie jedoch wider Erwarten auf diese Bedingungen nicht eingehen, „so bewiesen sie dadurch schon, daß sie kein rein europäisches Interesse hätten, und daß sie Preußen die Kräfte nicht einräumen wollten, deren es zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit bedarf; und so würde Preußen vor sich und Europa gerechtfertigt sein, sich von ihnen zu trennen und einen eigenen Weg mit Rußland einzuschlagen."

Wahrlich, blinde Ergebenheit gegen Rußland ist das Letzte, was sich den Diplomaten der Staatskanzlei vorwerfen läßt; bis zur zwölften Stunde bauten sie fest auf Oesterreichs Freundschaft. Schon nach wenigen Tagen ward offenbar, daß weder Oesterreich noch England eine feste Verpflichtung für Preußens Wiederherstellung übernehmen wollte. Hardenberg hat dann noch wochenlang in unfruchtbaren Vermittlungsversuchen sich erschöpft; Preußen trug von seinem „Abfall" zunächst nur den Haß davon, der jedem diplomatischen Frontwechsel zu folgen pflegt. Doch als nachher der Streit sich verbitterte, da führte die Natur der Dinge, halb wider den Willen der preußischen Staatsmänner, jene Parteigruppirung herbei, welche dem klaren Blicke des Königs von vornherein als unvermeidlich erschienen war. Auf der einen Seite standen Preußen und Rußland, auf der andern: Oesterreich, England, alle kleinen Neider des werdenden deutschen Staats und, als der Leiter der großen Verschwörung, Frankreich. Nur seinem Könige verdankte der aus tausend Wunden blutende Staat, daß er aus einem solchen Kampfe nicht völlig gedemüthigt hervorging. —

Am 8. November übergab Fürst Repnin die Verwaltung von Sachsen an die preußischen Bevollmächtigten General von Gaudi und Minister v. d. Reck. Der Leipziger Bürgermeister Siegmann und die Handlungsdeputirten sprachen sofort im Namen von Stadt und Kaufmannschaft dem Staatskanzler ihr volles Vertrauen aus, dankten ihm für die treffliche Wahl der obersten Beamten.*) Es fehlte nicht an unerquicklichem Streite, da der moderne Staat mit seiner strengen Aufsicht plötzlich unter die Spinnweben und den verstaubten Urväterhausrath dieser verkommenen altständischen Verwaltung hineinfuhr. An die Spitze des Finanzwesens wurde Staatsrath Friese gestellt, einer der besten Köpfe des preußischen Beamtenthums, derselbe, der nachher der Preußischen Bank lange mit großem Erfolge vorgestanden hat. Er wußte nicht grell genug zu schildern, wie

*) Eingabe der Leipziger Handlungsdeputirten an den Staatskanzler, 15. Nov., Siegmann an Hardenberg, 16. Nov. 1814.

sündlich der Staatshaushalt, der freilich noch immer minder verschuldet war als die erschöpften Finanzen Preußens, durch eine faule, schwerfällige und bestechliche Verwaltung verwahrlost sei, und gerieth mit den Mitgliedern des sächsischen Finanz-Collegiums hart an einander.*) Den sächsischen Edelleuten, welche bisher den Abtheilungen des Generalgouvernements vorgestanden, wurden bürgerliche Beamte an die Seite gesetzt, so der Geh. Rath Krüger, ein echter Sohn der tüchtigen, rücksichtslos strengen altpreußischen Beamtenschule, und der sächsische Hofrath Ferber, ein alter Gegner der Ständeherrschaft, beim Adel längst als Demagog verrufen. Darüber denn große Entrüstung. Die Gekränkten hielten die heiligsten Rechte „der sächsischen Nation“ für gefährdet — die harmlose Verwechslung des persönlichen mit dem allgemeinen Interesse bleibt ja die Erbsünde kleinstaatlicher Weltanschauung — und brachten den armseligen Handel bis vor den Congreß. Stein, der in Streitigkeiten zwischen Edelleuten und „Officianten“ selten unparteiisch verfuhr, schalt auf die Roheit der Preußen. Der Staatskanzler aber wies die Klagenden scharf ab: „Sie können aus diesen nur persönlichen Differentien nicht eine Sache des sächsischen Volkes machen, als dessen Repräsentanten Sie keineswegs angesehen werden können.“

Die verständigen Leipziger Geschäftsmänner faßten bald Zutrauen zu dem neuen straffen und gerechten Regimente; der Curs der Staatspapiere und Kassenbillets stieg sofort. Mit warmen Worten dankte der Handelsconsulent Gruner dem Staatskanzler, daß er der Adelsherrschaft entgegentrete; in ihr liege der Grund „der unserer Administration eigenthümlichen Schwerfälligkeit“. Noch entschiedener schrieb der Chef des großen Bankhauses Reichenbach: „Die Leute werden bald zu bekennen gezwungen sein, daß der das Heil des Vaterlandes nicht will, der die alte Verwirrung, den häßlichen Schlendrian und die starrköpfige Aufrechthaltung alter Mißbräuche wünscht, welche eine gewisse Clique für unser Palladium ausgeben möchte.“**) Einige dieser alten Mißbräuche waren freilich auch der wackeren Leipziger Bürgerschaft theuer. Die Stadt hatte bisher nahezu einen Staat im Staate gebildet; sie hielt ihre eigenen Stadtsoldaten, keine landesherrlichen Truppen durften in ihren Mauern erscheinen; der Stadtrath erfreute sich des behaglichen Rechtes, Niemandem von der Verwaltung des Gemeindevermögens Rechenschaft abzulegen u. s. w. Unter der Hand ließ man um die Erhaltung dieser Privilegien bitten. Der Staatskanzler konnte jedoch, so lieb ihm die Stadt war, lediglich die Bewahrung der alten Meßprivilegien und eine freie Gemeindeverfassung zusagen; er versprach auch, die nothwendigen

*) Darüber berichtet der Finanzminister von Bülow ausführlich an den Staatskanzler, Berlin, 8. Dec. 1814.

**) Gruner an Stägemann 27. November, Reichenbach an Hardenberg 28. November 1814.

neuen Steuern nur „unter Zuziehung einer aus der Nation gewählten Ständeversammlung“ aufzulegen und der Stadt in Friedenszeiten keine Garnison aufzudrängen.*) Weiter ging er nicht. Das gemeine Recht der monarchischen Verwaltung konnte die oligarchischen Vorrechte nicht unberührt fortbestehen lassen.

Gewiß sind auch in Sachsen einzelne Mißgriffe vorgekommen; die Erhebung aus der Enge der Kleinstaaterei ist noch in keiner unserer neuen Provinzen ganz ohne verletzende Härte geschehen. Aber die Masse des Volks blieb trotz ihrer unzweifelhaft particularistischen Gesinnung von jedem Gedanken des Widerstandes weit entfernt. Ein gründlicher Kenner der Verhältnisse, der Gouvernementscommissar von Zeschau in Wittenberg, der spätere sächsische Finanzminister, erklärte freimüthig: man könne nicht verlangen, „daß das sächsische Volk einen Fürsten ganz vergesse, unter dessen Regierung es bis zum Jahre 1806 ganz glücklich lebte;“ doch die Mäßigung der Regierung finde Anerkennung; ganz gewiß seien keine Unruhen zu befürchten, das Volk werde sich rasch in die neue Ordnung eingewöhnen.**) Jedermann weiß, wie genau diese Weissagung bald nachher in der nördlichen Hälfte des Landes sich erfüllt hat. Doch weil es so stand, weil die leichte Verschmelzung des Landes mit dem preußischen Staate außer Zweifel war, darum kämpfte die Adeliche Ressource in Dresden, der alte Sammelplatz des Hofadels und der Bureaukratie, mit leidenschaftlichem Eifer gegen den drohenden Untergang ihrer alten Herrlichkeit. Die Förster — fast die einzigen Menschen im Lande, denen sich der alte König, frei von dem Zwange der Etikette, in seiner menschlichen Harmlosigkeit gezeigt hatte — beförderten eifrig die Briefe des Gefangenen und seines Contino Marcolini. Die Ungewißheit der Zukunft gab der Wühlerei des Junkerthums stets neue Nahrung. Man lauschte angstvoll auf jede Nachricht aus Wien, auf jeden Wink aus Friedrichsfelde. Als der Herzog von Braunschweig im November durch Dresden kam, hielt er für Welfenpflicht, gegen Jedermann von der nahen Rückkehr des angestammten Herrn zu sprechen. Sofort bemerkte Geh. Rath Krüger, wie die Aufregung in der Residenz zunahm; „meine eigene Kanzlei, schrieb er dem Staatskanzler, zittert und bebt bei dieser Aussicht!“***)

Unterdessen tobte weithin durch das Lager des Rheinbundes, am lautesten in Baiern, ein erbitterter Federkrieg, dessen bodenlose Gemeinheit der Sachse Karl von Nostitz treffend als „pamphletistische Mordbrennerei“ bezeichnete. Diese Libelle, zumeist von den Cabinetten selber veranlaßt oder beeinflußt, haben nicht nur die Leidenschaften des Tages

*) Hardenberg an Miltitz 12. December 1814, an Bülow 25. Januar 1815.

**) Schreiben Zeschaus an den provisorischen Chef der sächsischen Polizei von Bülow (18. November 1814).

***) Krügers Bericht an Hardenberg, 29. November 1814.

geschürt und den Kampf verschärft. In ihnen sammelte sich auch das ganze Rüstzeug jener vergifteten Waffen an, welche seitdem während eines Menschenalters gegen Preußen geschwungen wurden; schon jetzt verrieth sich das nachher in den Tagen der Demagogenverfolgung mit so reichem Erfolge gekrönte Bestreben, den Befreiungskrieg und seine Helden vor der Krone Preußen zu verdächtigen. Mit Gentzens Freunde Adam Müller, dem Herausgeber des ultramontanen „Tyroler Boten", wetteiferte der Welfe Sartorius. Der gelehrte Göttinger Historiker verfaßte, während er zu Wien in den Vorzimmern der Diplomaten umherschlich und vertraulich mit Gentz verkehrte, unter dem Namen eines „preußischen Patrioten" die Flugschrift „über die Vereinigung Sachsens mit Preußen" und schilderte mit dem ganzen Kummer eines beschämten treuen Preußenherzens: im Lande geht das Gerücht, daß verblendete Rathgeber die Hände des Königs mit gestohlenem Gute beflecken wollen; die Verführung lauert, der Staat steht am Scheidewege; soll denn nochmals, wie einst in Schlesien, Westpreußen, Hannover, das suum cuique rapit der Sinnspruch unseres Adlers sein? Die Augsburger Allgemeine Zeitung stand, wie in jeder großen Krisis unserer neueren Geschichte, auch diesmal unter den Feinden Preußens.

Noch handfester sprachen Aretin und Hörmann, die beiden alterprobten Schergen des Bonapartismus, in der Münchener Alemannia. Aretins Schrift „Sachsen und Preußen" führte den Gedanken aus, der seitdem ein Lieblingssatz unserer Foederalisten wurde: der aufgeblasene preußische Frosch müsse eine Macht zweiten Ranges bleiben; werde er zu einer „Primär-Macht", so gehe die Ruhe und das Gleichgewicht Europas unter; dazu die herkömmliche Versicherung, daß die preußische Ländergier auch nach Hamburg, nach Böhmen und Mähren trachte. Gleichfalls aus den Kreisen Montgelas' und der bairischen Regierung stammt die Flugschrift „Preußen und Teutschland", die nach einer Fluth wüster Schmähreden schließlich die „Sachsen, Rheinländer und Mainzer" feierlich aufruft, ihre Freiheit gegen die Fänge des preußischen Adlers zu vertheidigen. Die Krone dieser Literatur bilden die in Baiern heimlich gedruckten „Sächsischen Actenstücke aus der Dresdener ungeschriebenen Zeitung" — eine Fälschung von solcher Plumpheit, daß wir heute kaum noch begreifen, wie sie jemals gläubige Leser finden konnte. Da verwendet sich Herzog Ernst von Coburg für seinen gefangenen Verwandten in einem rührenden Briefe, welchen nachweislich La Besnardiere auf Talleyrands Befehl angefertigt hat. Da richten die preußischen Generale (York, Bülow, Kleist, Gneisenau und Massenbach bunt durch einander) eine drohende Adresse an den Staatskanzler und verlangen säbelrasselnd die sofortige Einverleibung Sachsens: „wo wäre die preußische Monarchie, wenn wir dem behutsamen Cabinette blind gehorcht hätten?" Da warnt eine Denkschrift Hardenbergs den König vor dem zügellosen Geiste des Heeres und den gefährlichen Umtrieben

jener geheimen Vereine, die zur Bekämpfung Napoleons so nützlich gewesen. Wilhelm Humboldt frohlockt in einem Briefe an Niebuhr, wie glorreich die Preußen dem Beispiele des von dem großen Historiker so herrlich geschilderten räuberischen Römervolkes zu folgen verständen: „nur Baiern mit seinem eisernen Ministerium steht uns noch im Wege!" Neben solchen Kraftleistungen des bajuvarischen Bonapartismus erscheinen die spärlichen Kundgebungen aus Sachsen selbst zahm und harmlos. Ein kummervoller Aufruf „an alle teutschen Nationen"; ein anonymes Flugblatt, verlegt „bei St. Landgier"; ein paar Schriften von Beamten und Advocaten, worin unter wiederholten „je nun ja" versichert wird, der Verfasser schreibe nur „aus innerer Ueberzeugung" — das ist Alles. Auch die wenigen der Einverleibung günstigen Flugschriften aus Sachsen zeigen denselben Charakter politischer Versumpfung; nirgends ein großer nationaler Gesichtspunkt, immer nur kleinbürgerliche Klagen über die Mißbräuche der adlichen Vetterschaft und den bigotten Sinn des katholischen Hofes: wie anders in Preußen, wo die Prinzessin wie die Bürgersfrau den Luisenorden trägt und alle Religionsparteien der königlichen Gerechtigkeit genießen!

Auch die ausländischen Zeitungen begannen in dem Streite Partei zu ergreifen: durchgängig gegen Preußen. Da das Tory-Cabinet Anfangs den preußischen Ansprüchen günstig schien, so nahmen sich die Whigs, nach der alten Regel englischer Parteitaktik, im Parlamente wie in den Zeitungen eifrig des gefangenen Königs an, und die öffentliche Meinung stand hinter ihnen. Die englische Nation hat während der zwei jüngsten Menschenalter dem Erstarken des deutschen Nordens immer ebenso feindselig, wenngleich minder lärmend widerstrebt wie die Franzosen. Damals fand sie vollends ihre theuersten Handelsinteressen durch Preußen gefährdet: Leipzig, der große Stapelplatz der britischen Waaren, durfte nicht in die Zollgemeinschaft eines großen Staates eintreten. In heiligem Zorne verfluchten die Redner der Whigs die arglistigen Anschläge der Despoten wider „die sächsische Nation", und mit der gleichen erhabenen Begeisterung wurde die Vereinigung Genuas mit Piemont als der Tod der Freiheit Italiens gebrandmarkt. Die französische Presse hielt wie Ein Mann zu dem treuen Alliirten Napoleons. Schon am 7. November, also bevor man in Paris den entscheidenden Schritt des Königs von Preußen kannte, verkündete die halbamtliche Quotidienne unverhohlen das Programm des bourbonischen Rheinbundes: die Regierung des allerchristlichsten Königs ist vielleicht die einzige in Europa, welche bei einer Volksabstimmung auf einstimmige Anerkennung rechnen kann; „die schöne Rolle des Vertheidigers der Unterdrückten, des Beschützers der Schwachen, des bewaffneten Bürgen für die Heiligkeit der Verträge, das ist Frankreichs berechtigte Größe, hierin liegt sein legitimes und unverjährbares Uebergewicht;" darum volle Selbständigkeit für Polen, das als ein schon bestehender Staat nur reicherer

Ausstattung bedarf; darum unbeschränkte Souveränität für die deutschen Staaten, Achtung vor der individualité nationale der Sachsen, der Baiern und der anderen deutschen Völker; „dann wird eine freie und starke Confoederation die französischen Waffen auf immer von den Waffen Oesterreichs und Preußens trennen."

Der Rheinische Mercur trat dem vollstimmigen Chor der Rheinbündler tapfer entgegen und ward darum von den Journalisten Montgelas' der Thersites unter den deutschen Zeitschriften gescholten. Görres warnte in seiner bilderreichen Sprache vor den Basiliskeneiern des gallischen Hahnes. Doch ein sicheres Verständniß der großen Machtfrage war selbst in diesen Kreisen nicht vorhanden. Der Mercur öffnete seine Spalten nicht nur den Freunden, sondern auch den gemäßigten Gegnern der preußischen Ansprüche: ein gefühlvoller Artikel bat die Söhne Germaniens um Schonung für Sachsen, „den geistigeren Bruder, der allein studirt hat" — als ob dieser Bruder nicht auch unter preußischer Herrschaft ungestört hätte weiter studiren können! Die literarische Vertheidigung der preußischen Politik ward im Ganzen nur von solchen Männern geführt, welche der Regierung nahe standen. Auf Veranlassung des Staatskanzlers erschien eine Flugschrift von Varnhagen, oberflächlich wie Alles was dieser politische Dilettant in Staatssachen geschrieben hat, voll hohler Phrasen über „den Geist der Liberalität, der über Preußens Bestrebungen schwebt". Ernster und würdiger sprachen Arndt, Eichhorn und J. G. Hoffmann. Die Schrift des wackeren Statistikers „Preußen und Sachsen" giebt mit ihrer ruhig bescheidenen Haltung eine beredte Antwort auf die modischen Anklagen wider den preußischen Uebermuth. Niemals, sagt Hoffmann gelassen, sei Preußen so einstimmig von der deutschen Welt geschmäht worden wie in den Tagen der Stein-Hardenbergischen Gesetze; gleichwohl müsse das Gute in dem Staate doch wohl überwiegen, da die Nation für die Wiederaufrichtung eines so verrufenen Gemeinwesens so unvergeßliche Opfer gebracht habe. Die kühle und sachliche Darstellung der Schuld des gefangenen Königs erregte in Friedrichsfelde solche Erbitterung, daß der sächsische Minister Graf Einsiedel sich erdreistete von der preußischen Regierung das Verbot der Hoffmann'schen Schrift zu verlangen; selbstverständlich ward ihm seine Note zurückgegeben.

Weitaus das bedeutendste Werk aus diesem Federkriege ist Bartholb Niebuhrs Flugschrift „Preußens Recht wider den sächsischen Hof" — wohl überhaupt die vornehmste Leistung der deutschen Publicistik aus jenem Zeitraum, denn sie vereinigt Arndts edle Leidenschaft und rhetorischen Schwung mit dem Gedankenreichthum und der politischen Sachkenntniß von Friedrich Gentz. Wie frei und kühn entwickelt der große Historiker zwei Kerngedanken unserer nationalen Politik, welche noch niemals früher mit solcher Klarheit ausgesprochen, seitdem allen edleren Deutschen in Fleisch und Blut gedrungen sind. Er zeigt, daß ein großes seiner Einheit bewußtes

Volk den Abfall von der Sache der Nation auch dann als Felonie bestrafen darf, wenn der Verräther kein geschriebenes Recht verletzt hat; „die Gemeinschaft der Nationalität ist höher als die Staatsverhältnisse, welche die verschiedenen Völker eines Stammes vereinigen oder trennen." Alsdann sagt er mit der Sicherheit des Sehers voraus, daß die Tage der deutschen Kleinstaaterei gezählt sind: schwache Gemeinwesen, die sich nicht durch eigene Kraft behaupten können, „hören auf Staaten zu sein." Zu solchem Urtheil gelangte der conservative Denker, da er ein Jahr nach der Schlacht von Leipzig das deutsche Kleinfürstenthum wieder den Fahnen Frankreichs folgen sah. In dem vertrauten Briefwechsel der preußischen Diplomatie sprach sich der Unmuth über den wiederauflebenden Particularismus noch weit schärfer aus. „Die nämlichen Menschen — schrieb Alopeus an Humboldt — die nach der Schlacht von Leipzig ausriefen: ihm geschieht recht, bemitleiden jetzt den frommen König; und die Bourbonen, die im Junimonat vollauf zu thun hatten sich selbst zu erhalten, haben es jetzt so weit gebracht, daß sie sich um die Erhaltung Anderer kräftig verwenden können. Freilich empört sich das Gefühl, wenn man es ansehen muß, daß der nämliche deutsche Kaiser, der von seinen Vasallen schändlicherweise verlassen wurde, jetzt diese mit den Verbrechen des Hochverraths und der Felonie beschmutzten Vasallen schaarenweise in der Kaiserstadt mit allen den Souveränen gebührenden Ehrenbezeigungen aufnimmt. Man frägt sich, welches der Endzweck einer solchen nicht von der Nothwendigkeit gebotenen Herablassung sein kann." —

Auf den Gang der Congreßverhandlungen übten natürlich weder solche Zornworte noch Niebuhrs und Hoffmanns Vernunftgründe irgend einen Einfluß. Oesterreich hatte gehofft, mit England und Preußen vereint den Czaren in die Enge zu treiben und dann über Preußens Kopf hinweg sich mit Rußland zu verständigen. Nun war dieser Plan durch das Eingreifen des Königs vereitelt, und sofort änderte Metternich seine Taktik. Auch ihm, wie den Franzosen, war die sächsische Frage ungleich wichtiger als die Zukunft Polens. Schon am 11. November, in einem Gespräche mit Castlereagh und Hardenberg, nahm er das dem Staatskanzler gegebene Versprechen zurück und erklärte: der allgemeine Widerstand gegen die Einverleibung Sachsens sei unüberwindlich, mindestens Dresden und der südliche Theil des Landes müßten dem gefangenen Fürsten wieder zufallen. So wurde der Gedanke der Theilung Sachsens, welchen Stadion schon im Sommer den Unterhändlern Friedrich Augusts angedeutet hatte, endlich als das Ziel der österreichischen Politik ausgesprochen. Die willkürliche Zerreißung des alten sächsischen Gemeinwesens, die Zerstörung seines altgewohnten Verkehrs durch neue Zolllinien erregte der Hofburg kein Bedenken. Ihre Absicht war lediglich, das ergebene albertinische Haus wieder auf der für Preußen lästigsten Stelle anzusiedeln und zugleich dem preußischen Freunde eine Wunde an seinem Leibe offen zu

halten. Da die Lothringer selber in den Völkern ihres Hausbesitzes niemals eine österreichische Staatsgesinnung zu erwecken versucht hatten, so besaßen sie auch kein Verständniß für die staatsbildende Kraft der preußischen Monarchie; sie hofften, das getheilte Sachsen werde für Preußen ein zweites Polen sein. Kaiser Franz tröstete den Herzog von Weimar: „nu nu, was bruddeln's mit dem Kopf? wenn das Land getheilt wird, kommt's am ersten wieder z'samm."

Hardenberg wies den Antrag Metternichs entschieden zurück und schlug dann vor, die Albertiner nicht durch die Legationen, sondern durch ein Stück des katholischen Westphalens zu entschädigen. Er hatte in Wien endlich bemerkt, daß Oesterreich den nördlichen Theil des Kirchenstaates selber zu behalten wünschte, und dachte die Hofburg durch dies Anerbieten nachgiebiger zu stimmen. Niemand in ganz Deutschland hat damals die preußischen Staatsmänner darauf hingewiesen, was es bedeutete die beiden festen Burgen des römischen Wesens in unserem Norden, Münster und Paderborn, als einen selbständigen Staat in die Hände eines bigott katholischen Fürstenhauses zu geben; der heilige Stuhl wurde von allen Freigeistern jener Generation als völlig machtlos geringgeschätzt, von den Romantikern als ein Feind der Revolution bewundert. Dagegen erkannten die Patrioten sehr richtig, daß nach Hardenbergs neuestem Vorschlage, der allerdings durch den Gang der diplomatischen Verhandlungen unvermeidlich geboten war, die sächsischen Händel viel von ihrer nationalen Bedeutung verloren. Wollte man den getreuesten Vasallen Napoleons wieder auf deutschem Boden ansiedeln, so war die Frage: ob er die Pässe des Erzgebirges oder ein Stück von Niedersachsen erhalten solle? freilich noch immer hochwichtig für Preußens militärische Machtstellung, doch auf die warme Theilnahme des großen Publicums konnte sie nicht mehr zählen. Selbst Arndt gestand, seitdem sei ihm der sächsische Streit gleichgiltig geworden. Metternich fand auch diesen neuen Plan hochbedenklich und wiederholte mit wachsender Bestimmtheit, nur die Wiedereinführung des Gefangenen in einen Theil seines Landes könne den tiefen Unmuth der deutschen Fürsten beschwichtigen.

Auch England nahm bald sein gegebenes Wort zurück. Lord Castlereagh erntete jetzt die Früchte seiner zudringlichen Anmaßung. Er hatte dem Czaren die gröbsten Beleidigungen geboten; und da nunmehr Preußen sich weigerte an dem diplomatischen Feldzuge gegen Rußland ferner theilzunehmen, so trieb die Logik der Thatsachen die englischen Staatsmänner auf die Seite jener Macht, welche Preußen und Rußland am entschiedensten bekämpfte. Bereits am 15. November kam der beschränkt-ehrliche Charles Stewart zu Stein und klagte voll Schmerz und Scham: wir sind gezwungen uns in Frankreichs Arme zu werfen! Die Furcht des britischen Cabinets vor den Zornreden der parlamentarischen Opposition und das Mitgefühl des Prinzregenten für den gefangenen Wettiner be-

schleunigten die Schwenkung. Castlereagh erhielt aus der Heimath den Befehl die preußische Sache gänzlich aufzugeben, und er ist sich in seiner Beschränktheit des begangenen Verrathes niemals klar bewußt geworden. Auch im Parlamente wußte der edle Lord späterhin zur Entschuldigung seines Gesinnungswechsels nur das Eine vorzubringen: die öffentliche Meinung Deutschlands sei der Einverleibung Sachsens entschieden ungünstig gewesen — eine wundersame Behauptung im Munde dieser Hochtorys, welche sonst die Geringschätzung der Wünsche der Völker geflissentlich zur Schau trugen.

Nur Castlereaghs Gedankenlosigkeit und Metternichs Arglist erklären das Räthsel, daß England und Oesterreich jetzt plötzlich Alles für schwarz erklärten was sie bisher für weiß gehalten. Die von ihnen so lange bekämpfte polnische Königskrone Alexanders erschien ihnen nunmehr als eine „Falle", welche der Czar sich zum eigenen Schaden stelle, und die Einverleibung Sachsens, der sie beide mit halben Worten zugestimmt, galt nun als eine schwere Verletzung des Völkerrechts. Man hatte erkannt, daß Rußland ohne einen Krieg von seinen polnischen Plänen nicht abzubringen sei; „die polnische Angelegenheit, schrieb Gagern schon am 1. December, ist beinah beendigt, aus Mangel an Kämpfern." Um so fester rechnete Metternich auf die Vereitelung der so ungleich schlechter gesicherten preußischen Ansprüche. Er stand jetzt mit Talleyrand in herzlichem Vereine, prüfte und genehmigte mit dem Franzosen gemeinsam eine neue Rechtsverwahrung des gefangenen Königs.

Solcher Erfolge froh trat Talleyrand täglich herausfordernder auf, ließ durch Dalberg und La Besnardiere eine Apologie des Albertiners verfassen, versicherte dem getreuen Gagern: niemals werde Frankreich die Preußen weder am linken Rheinufer noch in Sachsen dulden. Eine „Denkschrift über Sachsen vom französischen Gesichtspunkte" zählte Preußens Sünden gegen das deutsche Vaterland auf: den Baseler Frieden, den Reichsdeputationshauptschluß, die Neutralität von 1805 — Alles Sünden vom französischen Gesichtspunkte! Der Moniteur verkündete feierlich: „der einzige Fürst, der vielleicht berechtigt wäre, über Friedrich August zu urtheilen, der König von Frankreich spricht den Gefangenen frei" — und pries begeistert die ewige Zersplitterung als die glorreiche Eigenthümlichkeit der deutschen Nation: „im deutschen Charakter liegt die Anhänglichkeit an heilige Gewohnheiten; die heiligste darunter ist: besonderen Fürsten zu gehorchen."

Diese princes particuliers waren mit der Geschichtsphilosophie des Moniteurs ganz einverstanden; sie zeigten sich bereit, auf Talleyrands Aufforderung einen gemeinsamen Protest gegegen die Einverleibung Sachsens zu unterzeichnen, nur eine drohende Warnung des Czaren hintertrieb das Unternehmen. Der Franzose hatte für jeden der kleinen Herrn lockende Versprechungen bereit, und jeder von ihnen hoffte doch noch auf der großen

Wiener Länderbörse wenigstens einige tausend Seelen zu gewinnen. Die Gesinnung des deutschen Kleinfürstenthums fand einen getreuen Ausdruck in den zahlreichen Denkschriften des Landgrafen von Hessen-Homburg, welche den einleuchtenden Satz ausführten: „da alle Nachbarmächte sich vergrößert haben," so muß Homburg, um nicht von seiner historischen Machtstellung herabzusinken, nothwendig die Dörfer Ober-Ursel und Ober-Roßbach seinem Reiche einverleiben! Der darmstädtische Gesandte von Türkheim begründete sogar, inmitten dieser hoch-legitimistischen Gesellschaft, die Entschädigungsansprüche seines durchlauchtigen Herrn durch eine feierliche Berufung auf die unveräußerlichen droits de l'homme.*) Wenn aber Talleyrands Pläne gelangen, wenn Preußen weder am Rhein noch in Sachsen entschädigt wurde, so blieb mehr Land frei für die Herzenswünsche der Kleinen; darum standen sie alle ohne Ausnahme auf Frankreichs Seite, und der besiegte Feind erschien ihnen wieder als der großmächtige Protector Deutschlands.

Das wüste Gezänk um Sachsen brachte alle anderen Arbeiten des Congresses ins Stocken. Der deutsche Verfassungsausschuß war schon längst unverrichteter Dinge auseinandergegangen. Dazwischen hinein spielten erbärmliche persönliche Ränke. Metternich versuchte den preußischen Staatskanzler bei Alexander zu verdächtigen, legte dem Czaren die antirussischen Noten vor, welche Hardenberg zu Beginn des Congresses geschrieben hatte — und was der Jämmerlichkeiten mehr ist. Trotz aller solcher Proben der österreichischen Freundschaft ließ sich der Staatskanzler von Metternich bereden, noch einmal zwischen Rußland und England-Oesterreich zu vermitteln. Er stellte am 23. November nochmals die alten Forderungen auf: die Warthelinie für Preußen, Krakau und Zamosz für Oesterreich — obgleich er durch den Befehl des Königs verpflichtet war sich nicht von Rußland zu trennen. Zum Glück kam ihm der Freiherr vom Stein zu Hilfe. Der große Mann hatte inzwischen eingesehen, daß er bisher allzu einseitig den polnischen Plänen des Czaren entgegengetreten war; nach seiner herrlichen unbefangenen Weise beschloß er sofort den begangenen Fehler zu sühnen und bot fortan seine ganze Kraft auf, um Sachsen für Preußen zu retten. Ihm war es zu verdanken, daß Alexanders Antwort ziemlich günstig ausfiel. Der Czar versicherte (27. Nov.), daß er niemals den preußischen Bundesgenossen, der ihn so „kraftvoll, edel und ausdauernd unterstützt" habe, verlassen werde, und forderte ganz Sachsen für Preußen, Mainz für den Deutschen Bund; von seinen polnischen Ansprüchen gab er Thorn und Krakau auf, beide sollten als neutrale freie Städte anerkannt werden.

Durch diese Erklärung war die Mainzer Frage erledigt. Metternich verzichtete auf die Absicht, die Festung an Baiern zu geben, denn in der

*) Eingaben des Erbprinzen von Homburg an Humboldt, Türkheims an Hardenberg (Jan. Febr. 1814).

Bekämpfung dieses Planes waren Rußland und Preußen mit dem particularistischen Neide der Kleinfürsten einig. Hardenberg wollte den Schlüssel der Rheinlande nicht treulosen Händen anvertrauen; die Kleinen aber befürchteten, wie die württembergischen Bevollmächtigten sich ausdrückten*), daß ein starker Staat im Besitze von Mainz „das Schicksal aller übrigen deutschen Staaten von sich abhängig machen würde". So verfiel man denn auf ein Auskunftsmittel, das, unnatürlich und abgeschmackt wie es war, doch aus den chaotischen Zuständen des Deutschen Bundes sich mit einer gewissen Nothwendigkeit ergab. Das goldene Mainz, dereinst der Sitz des vornehmsten deutschen Fürsten, wurde der Landeshoheit des Darmstädter Großherzogs unterworfen, weil dieser Machthaber seinen Nachbarn niemals bedrohlich werden konnte; die Festung ward ein fester Platz des Deutschen Bundes mit einer österreichisch-preußischen Garnison. Also behielt Preußen hier doch einen Fuß im Bügel. Von dem unendlichen Streite, welchen das Mitbesatzungsrecht Oesterreichs dereinst erregen sollte, ahnte man noch nichts; man träumte noch den Traum des friedlichen Dualismus. Ebenso künstlich war der russische Vorschlag, Thorn und Krakau zu freien Städten zu erheben; eine Republik Krakau mußte unfehlbar der Heerd einer namentlich für Oesterreich hochgefährlichen polnischen Propaganda werden. Indeß die Gedanken der Hofburg erhoben sich nur bis zu dem Wunsche, daß der beherrschende Platz des oberen Weichselthals den Russen nicht als Grenzfestung dienen dürfe. Metternich fand gegen den Plan wenig einzuwenden.

Die polnischen Händel boten nur noch geringe Schwierigkeiten, zumal da Alexander jetzt die Vereinigung von Litthauen und Polen fallen ließ und allein die warschauischen Lande für das neue Polenreich bestimmte. Seinem klagenden Czartoryski sagte er freilich insgeheim zum Troste: dies verstümmelte Königreich sei nur eine pierre d'attente. Gleichviel, die sächsische Frage blieb fortan der einzige ernsthafte Streitpunkt zwischen den Mächten. Immer heftiger ward der allgemeine Widerspruch gegen die preußischen Pläne. In seiner Verlegenheit entschloß sich der Staatskanzler zu einem der größten diplomatischen Mißgriffe seines Lebens. Er schrieb an Metternich (3. Dec.) einen unbegreiflichen Brief, der das gute Herz des österreichischen Freundes durch bewegliche Worte rühren sollte: „theurer Fürst, retten Sie Preußen aus seinem gegenwärtigen Zustande;" dazu einige schwülstige Verse aus dem Rheinischen Mercur, welche den Doppeladler einluden, mit dem schwarzen Aar gefälligst auf derselben Rieseneiche zu horsten!

Mit kaum verhehltem Hohne antwortete Metternich in einer vertraulichen Note vom 10. December. Er nahm jetzt amtlich seine früheren Zusagen zurück, bot dem preußischen Freunde nur noch ein Fünftel des sächsischen

*) Wintzingerode und Linden an Hardenberg, 8. December 1814.

Landes, ein Stück der Lausitz mit etwas über 400,000 Einwohnern: erhalte der Albertiner seine Krone nicht wieder, so komme der Deutsche Bund nicht zu Stande und Frankreich übernehme wieder das Protectorat der Kleinstaaten. Während er also die Preußen vor den französischen Ränken warnte, übergab er selbst (16. Dec.) diese seine vertrauliche Note an Talleyrand, auf Befehl des Kaisers Franz, damit König Ludwig ersehe, welche „vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten“ zwischen Oesterreich und Frankreich in der sächsischen Frage bestehe! Die Treulosigkeit der Hofburg enthüllte sich so ungescheut, daß der ehrliche Görres entrüstet schrieb: Preußen braucht nur die beiden k. k. Noten vom 22. Oct. und 10. Dec. neben einander drucken zu lassen, um in den Augen aller rechtschaffenen Leute Recht zu behalten. Hardenberg war wie aus den Wolken gefallen; „non fidem servavit“ schrieb er verzweifelnd in sein Tagebuch, als er das Eintreffen jener „ganz und gar unerwarteten“ Antwort verzeichnete.*) Doch sah er wohl, daß auf die Meinung der rechtschaffenen Leute in diesem Machtkampfe gar nichts ankam; er sprach dem Oesterreicher (in einer mit Alexander vereinbarten Note vom 16. Dec.) sein schmerzliches Befremden aus über den Gesinnungswechsel der Hofburg und bot, da sein westphälischer Entschädigungsplan keinen Anklang gefunden, jetzt ein Stück des linksrheinischen Landes, mit Trier und Bonn, zur Versorgung Friedrich Augusts an. Die Verkehrtheit dieses nur durch die letzte peinliche Verlegenheit abgedrungenen Gedankens leuchtet heute Jedem ein: den Albertiner dicht neben der französischen Grenze ansiedeln hieß geradezu den Franzosen ein bequemes Ausfallsthor gegen Deutschland öffnen. Wenn aber Metternich die schwache Seite des preußischen Vorschlags sofort erspähte und salbungsvoll erwiderte: nimmermehr dürfe das linke Rheinufer also den Franzosen bloß gestellt werden — so führte er nur sein unredliches Spiel weiter, denn mit diesem gefürchteten Frankreich stand er selber bereits in herzlichem Einverständniß. Um die Gegner zu theilen, forderte Hardenberg zugleich die fränkischen Markgrafschaften von Baiern zurück. Es war ein unglücklicher Schachzug, obschon die polternde Gehässigkeit der bairischen Staatsmänner wohl eine Züchtigung verdiente. Der Staatskanzler hatte Ansbach-Baireuth zwar noch nicht in einem förmlichen Vertrage abgetreten, doch mehrmals mündlich sich bereit erklärt, das Herzogthum Berg als Entschädigung anzunehmen; wenn er jetzt ohne Aussicht auf Erfolg den alten Streit wieder aufrührte, so gab er nur den Metternich, Wrede und Talleyrand willkommenen Anlaß, die „preußischen Kniffe“ vor der diplomatischen Welt zu verklagen. Er schloß seine Note mit der Versicherung, daß Preußen noch immer zumeist auf Rußlands und Oesterreichs Beistand baue.

In Wahrheit begann man auf beiden Seiten bereits die Möglich-

---

*) Hardenbergs Tagebuch 10. 12. Dec. 1814.

keit eines Krieges zu erwägen. Die Erbitterung im preußischen Volke stieg zusehends. Eine Adresse aus Berlin stellte dem Könige die Kräfte des Landes für den gerechten Kampf zur Verfügung, und Stägemann sang zürnend:

> Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
> die schwinge noch einmal,
> und noch einmal, erzürnt Gemüth,
> ergreif' den tapfern Stahl! . . .
> Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
> von Wunden uns'rer Jagd. —
> auf, Kugelblitz, auf, Lanzenpfeil! —
> die Hunde wollen Schlacht!

Man erfuhr durch Goltz,*) daß die französische Armee, auf Talleyrands Antrag, in der Stille verstärkt wurde. Man hörte von dem Plane, die sächsischen Truppen, welche unter preußischem Oberbefehle nördlich der Mosel standen, im rechten Augenblicke mit den Baiern und Oesterreichern auf dem rechten Moselufer zu vereinigen. Unter den k. k. Generalen zeigte Schwarzenberg die froheste Siegeszuversicht; hatte er doch im letzten Kriege die kleinen Köpfe Blüchers und Gneisenaus genugsam verachten gelernt. Am 16. December enthüllte Metternich dem Grafen Münster seine Absicht einen Deutschen Bund ohne Preußen zu bilden, falls Preußen die sächsischen Ansprüche nicht aufgebe; Oesterreich beanspruchte selbstverständlich nur die bescheidene Stellung des Ersten unter Gleichen. Der welfische Staatsmann begriff sofort: das bedeute den Krieg und die Auflösung des Congresses; er war zu Allem bereit, obwohl ihm Oesterreichs Herrschsucht und die ungünstige geographische Lage Hannovers einige Sorgen bereiteten, und verlangte von England die Verlängerung des Subsidienvertrages, damit das Welfenheer gerüstet werde.

Der preußische Kriegsminister traf sofort seine Anstalten für die Gegenwehr. Am 29. December übersendete Grolman den mit Boyen, Gneisenau und Schöler verabredeten Kriegsplan:**) zwei große Armeen in Sachsen und am Rhein sollten nach der guten fridericianischen Weise den Feldzug gleichzeitig durch eine kühne Offensive eröffnen, während ein Observationscorps Schlesien deckte. So bedrohlich erschien die Lage, daß man über alle Bedenken der militärischen Rangordnung hinwegsah und zu Feldherren der beiden Heere Blücher und Gneisenau vorschlug; neben diesen komme nur noch Bülow in Betracht, da York, Kleist und Tauentzien doch nur treffliche Corpsführer seien. Oberst Krauseneck, der in Mainz unter dem österreichischen Gouverneur Frimont die preußische Garnison befehligte, erhielt Auftrag, sich sofort auf gegebenen Wink der Festungs-

*) Goltzs Berichte aus Paris 24. Nov. 19. Dec. 1814.

**) Grolman an Hardenberg, 29. Dec. 1814 mit einer Denkschrift über den Operationsplan.

werke am rechten Ufer zu bemächtigen; sie genügten um den Platz in Schach zu halten, zur Besetzung der ganzen Festung reichten die bescheidenen Kräfte nicht aus. Auch die anderen Festungen ließ Boyen insgeheim ausrüsten. Die sächsischen Truppen am Rhein wurden ohne Aufsehen weiter nordwärts, in die Nähe preußischer Regimenter verlegt. Von den kleinen norddeutschen Contingenten nahm Boyen an, daß sie allesammt, mit Ausnahme der Hannoveraner, den Fahnen Preußens folgen müßten. Die Monarchie war entschlossen sogleich als der Herr von Norddeutschland aufzutreten; wer durfte in einem solchen Daseinskampfe nach dem Zetergeschrei und den Souveränitätsverwahrungen der Kleinfürsten fragen?

Inmitten dieser allgemeinen Verwirrung sah Talleyrand seinen Waizen blühen. Nachdem ihm Metternich die letzte österreichische Note über Sachsen amtlich mitgetheilt hatte, hielt sich der Franzose nunmehr berechtigt, selber von Amtswegen in die sächsischen Händel einzugreifen und antwortete dem österreichischen Freunde am 19. December. Da die politische Frage zu einer einfachen Grenzfrage geworden sei, so sei die sächsische Angelegenheit gegenwärtig die wichtigste Principienfrage für den Welttheil. Hier stehen die beiden Grundsätze der Legitimität und des Gleichgewichts zugleich auf dem Spiele. Man verbreitet heute die entsetzliche Lehre, daß Könige verurtheilt werden können, daß die Strafe der Confiscation wieder eingeführt werden darf, daß die Völker wie die Heerden eines Meierhofes getheilt werden dürfen, daß es kein öffentliches Recht giebt, „daß für den Stärkeren Alles gerecht ist.“ Aber Europa verflucht diese Grundsätze; „sie erregen den gleichen Abscheu in Wien, in Petersburg, in London, in Madrid und Lissabon“ (also nicht in Berlin). Die Einverleibung Sachsens würde aber auch das Gleichgewicht Europas zerstören, inmitten des Deutschen Bundes „eine unverhältnißmäßige Angriffsmacht“ schaffen. Darum Herstellung des legitimen Königs; sind einige Abtretungen zur Entschädigung Preußens unvermeidlich, so wird Frankreich dem rechtmäßigen Herrscher dazu rathen.

Durch diese Note warf Talleyrand den geheimen Artikel des Pariser Friedens den vier Mächten zerrissen vor die Füße. Nachdem er lange nur im Dunkeln gegen den Vertrag angekämpft, drängte er sich jetzt mit einer amtlichen Denkschrift in die Territorialverhandlungen ein, von denen Frankreich vertragsmäßig ausgeschlossen war, und unterstützte den österreichischen Vorschlag der Theilung Sachsens — was ihn freilich nicht abhielt, im selben Athemzuge den Fluch Europas wider die Politik der Länderveriheilung auszusprechen. Eine zweite Note des Franzosen an Castlereagh (v. 26. Dec.) schlug jenen Ton legitimistischer Salbung an, welcher den Hochtorys unwiderstehlich war. Der Zweck des Congresses ist, „die Revolution zu schließen;“ früher bekämpften sich Republik und Monarchie, heute die revolutionären und die legitimen Dynastien; die

revolutionären Dynastien sind alle verschwunden bis auf die eine, die in Neapel haust, die legitimen alle wiederhergestellt bis auf die eine des unglücklichen Königs von Sachsen; „die Revolution ist also noch nicht geschlossen;" und Frankreich erwartet, daß der Congreß seine Pflicht erfülle. — Schon die nächsten Tage lehrten, daß Frankreichs Vertragsbruch den österreichischen wie den englischen Staatsmännern hochwillkommen kam. Die drei Mächte waren einig; bereits am 14. December hielt Metternich die werdende Tripel-Allianz für so gesichert, daß er den sächsischen Agenten Schulenburg beauftragte, er möge seinem königlichen Herrn schreiben: Sachsen ist gerettet! —

Da die formlosen Verhandlungen nicht zum Ziele führten, so beschloß man endlich, das Comité der Vier wieder einzuberufen und die Gebietsfragen feierlich vor dem Forum der vier verbündeten Großmächte zu erledigen. Am 29. December begann dies Comité aufs Neue zu tagen. Der Verlauf war wie zu erwarten stand: über Mainz war alle Welt einig, desgleichen über die Hauptpunkte der polnischen Angelegenheit; nur die sächsische Frage rückte nicht von der Stelle. Eine neue Note Hardenbergs an Metternich (v. 29. Dec.) fragte die Gegner: „will man Preußen in die Nothwendigkeit setzen, in Zukunft nach Vergrößerungen zu streben?" Sie erregte einen Sturm der Entrüstung, da man die Wahrheit des Vorwurfs fühlte. Auch eine Denkschrift Steins (v. 20. Dec.) konnte den österreichischen Minister nur in seiner Ansicht bestärken. Der edle Mann sagte voraus, das wiederhergestellte Sachsen werde im Norden eine ebenso gefährliche Macht der Zwietracht sein wie Baiern im Süden; er ahnte nicht, daß die Hofburg nichts sehnlicher wünschte als ein norddeutsches Baiern.

Die Hintergedanken Oesterreichs verriethen sich schon in der ersten Sitzung der Vier, als Metternich den Eintritt Talleyrands in das Comité beantragte; zugleich erklärte er, ohne die Genehmigung Friedrich Augusts könne die sächsische Frage nicht entschieden werden. Castlereagh unterstützte seinen Freund. Nach der wunderbaren Logik dieses Kopfes war die Zulassung Frankreichs schon darum nothwendig, „weil die Verträge von Kalisch und Reichenbach nach dem geheimen Artikel des Pariser Friedens auch für Frankreich rechtsverbindlich seien" — und doch schloß jener selbe Artikel Frankreich von jeder Mitwirkung bei den Gebietsverhandlungen ausdrücklich aus. Solchen Zumuthungen traten Rußland und Preußen mit wiederholten scharfen Erwiderungen entgegen; sie wollten Friedrich August unter keinen Umständen und auch Talleyrand erst dann in das Comité einlassen, wenn die vier Mächte sich bereits geeinigt hätten. Es fielen bittere Worte, ernste Drohungen. Unter dem Eindruck dieser leidenschaftlichen Auftritte verfiel Lord Castlereagh zuerst auf den unseligen Gedanken, welchen Talleyrand seit Monaten schürend und hetzend vorbereitet hatte: er beantragte insgeheim ein Kriegsbündniß zwischen England, Oester-

reich, Frankreich und ihren kleinen Gesinnungsgenossen. Im Grunde ist es müßig, einen Charakter dieses Schlages nach seinen Beweggründen zu fragen. Der edle Lord war was seine Landsleute stubborn nennen; in blindem Eifer rannte der englische Stier auf das rothe Tuch der sächsischen Frage los, das ihm die gewandten Espadas Metternich und Talleyrand vorhielten; zudem war dem Lord soeben die Nachricht zugekommen, daß England in Gent mit Nordamerika Frieden geschlossen, also die Arme frei hatte. Irgend ein Interesse, das den englischen Staat zum Kriege wider Preußen treiben konnte, war freilich auf der weiten Welt nicht vorhanden; aber man hatte sich seit vielen Wochen in die Entrüstung wider den Staat, der die Sache Europas verrathen haben sollte, hineingeredet, und einmal doch mußte das von „den Hunden Frankreichs" angefachte Feuer in hellen Flammen aufschlagen. Selbst Gagern wußte zur Entschuldigung der britischen Tollheit nur zu sagen: „der Topf lief über oder es war Vorwand."

Während Metternich mit den Vertretern der Westmächte den Angriff auf Preußen besprach, ging der gesellige Verkehr der diplomatischen Welt in ungetrübter Munterkeit weiter; mit der gewohnten treuherzigen Gemüthlichkeit bewirthete der gute Kaiser Franz seine fürstlichen Gäste, denen er das Messer in den Rücken zu stoßen hoffte. Noch am 2. Januar schrieb Metternich „seinem theueren Fürsten" Hardenberg ein freundschaftliches Billet, bat ihn wegen dringender Geschäfte die heutige Sitzung auf morgen zu verschieben*); einige Stunden nachher kam er selber zu dem Staatskanzler um Rücksprache zu nehmen wegen der Artikel über Thorn und Krakau. Von der Sitzung des 3. Januar berichten die Protokolle des Vierer-Ausschusses nur, daß Oesterreich, im Wesentlichen mit den russischen Vorschlägen einverstanden, eine Vergrößerung seines polnischen Antheils verlangt habe. An demselben Tage, der sich so friedlich anließ, unterzeichnete Metternich mit Castlereagh und Talleyrand das Kriegsbündniß gegen Preußen und Rußland. Der Wortlaut dieses seltsamen Vertrages war ebenso dunkel wie die Absichten seiner Urheber; man hatte guten Grund das Licht zu scheuen. „In Folge neuerdings offenbarter Ansprüche" verpflichten sich die drei Mächte, einander gegenseitig mit mindestens 150,000 Mann zu unterstützen, falls eine von ihnen wegen ihrer gemeinsam aufgestellten gerechten und billigen Vorschläge angegriffen oder bedroht werden sollte; ein Angriff auf Hannover oder die Niederlande gilt als ein Angriff auf England. Die drei Mächte haben zugleich „die Absicht, die Bestimmungen des Pariser Friedens in der seinem wahren Zwecke und Geiste möglichst entsprechenden Weise zu vervollständigen". Andere Mächte, namentlich Baiern, die Niederlande und Hannover, sollen zum Beitritt eingeladen werden. — Also zur Vervollständigung des Pa-

*) Metternich an Hardenberg, 2. Jan. 1815.

riser Friedens, der jede Einmischung Frankreichs in die Gebietsfragen untersagte, schlossen Oesterreich und England ein Bündniß mit Frankreich! Der Vertrag sprach nur von einem Vertheidigungsbündniß; sein wirklicher Zweck war der Angriff. Denn wollte man jenen „neuerdings offenbarten Ansprüchen“ entgegentreten, so mußte man zunächst den Besitzstand Preußens in Sachsen angreifen. Ein geheimer Artikel enthielt überdies die verständliche Drohung: wenn Baiern, Hannover oder die Niederlande der Einladung nicht folgten, so würden sie „jedes Recht auf die Vortheile verlieren, welche sie kraft des gegenwärtigen Vertrages beanspruchen könnten.“

Nach der Absicht seines eigentlichen Urhebers, Talleyrands, war der Bund unzweifelhaft dazu bestimmt, mit überlegener Macht das erschöpfte Preußen zu überfallen und von seiner neu errungenen Großmachtstellung wieder herabzustürzen. Der Franzose stand am Ziele seiner Wünsche; er rühmte sich mit vollem Rechte: „ich habe für Frankreich eine foederative Stellung geschaffen, wie sie fünfzig Jahre glücklicher Unterhandlungen kaum hätten erreichen können,“ und ließ den General Ricard aus Paris kommen um mit Schwarzenberg und Wrede den Feldzugsplan für das Frühjahr zu verabreden. Bereits wurden in Böhmen Truppen zusammengezogen, Wrede verkündete prahlend den unzweifelhaften Sieg, Münster aber zeichnete den Geist dieser unvergleichlich treulosen Politik mit dem frivolen Ausruf: „wir spielen eine Partie en trois; ist der Feind geschlagen, so geht es gegen den Freund.“ Stein hat seitdem nie wieder Vertrauen zu den Welfen fassen wollen. In Friedrichsfelde athmete man auf. Der gefangene König gab seinem Bruder Anton Vollmacht, sofort beim Einmarsch des Heeres der Tripelallianz die Regentschaft in Sachsen zu übernehmen, und empfing von dem Prinzen die frohe Botschaft: „mein Schwager Franz wird unsern Nachbarn nicht sehr gnädig behandeln!“ Graf Schulenburg sah schon die glücklichen Tage nahen, da Preußens Macht zerfallen und Hannover die Führerstellung im Norden übernehmen würde — eine Weissagung, worin man leicht den Widerhall welfischer Prahlereien erkennt.

Der Vertrag vom 3. Januar ist von lang nachwirkenden mittelbaren Folgen gewesen. Er hat Frankreich wieder eingeführt in die Gemeinschaft der Staatengesellschaft und zwischen den Westmächten jene vielgerühmte entente cordiale begründet, welche seitdem, immer nur auf kurze Zeit unterbrochen, fortgewährt hat bis zum heutigen Tage. Er hat am Wiener Hofe den alten Choiseul'schen Gedanken des Bundes der katholischen Großmächte wieder belebt, eine Politik, der es fortan in der Hofburg niemals mehr an mächtigen Freunden fehlte. Er ließ zugleich eine natürliche Gruppirung der Mächte ahnen, die einer großen Zukunft sicher war: hier die Westmächte, Oesterreich und die Pforte; dort die jungen Staaten Preußen, Rußland und Nordamerika. Preußen lernte endlich, wessen man sich von Oesterreich selbst unter dem Segen des friedlichen Dualismus

zu versehen habe. Hardenberg freilich hat die „unglückliche Uebereilung“ seiner österreichischen Freunde nur zu bald großmüthig vergessen; doch unter den jüngeren, kräftigeren Männern der Regierungskreise blieb die Erinnerung an jenen Treubruch lange lebendig. Die alten glorreichen fridericianischen Ueberlieferungen fanden wieder muthige Bekenner; und jener Staatsmann, der nachher in langen stillen Friedensjahren die Politik des großen Königs behutsam weiter führen sollte, der Hauptbegründer des Zollvereins, Eichhorn, hatte an den sächsischen Händeln mit seiner scharfen Feder theilgenommen und sich sein Urtheil über Oesterreich aus den Erfahrungen des Wiener Congresses gebildet.

Es giebt aber ein letztes Maß des Unsinns, das in einer geordneten Staatengesellschaft auf die Dauer nicht überschritten werden kann. Kaum war der Vertrag unterzeichnet, so fragte sich Lord Castlereagh, wie er mit einer so ganz unenglischen Politik vor dem Parlamente bestehen sollte. Hatte England darum ein Vierteljahrhundert hindurch gegen Frankreichs Uebermacht gekämpft, damit jetzt 150,000 napoleonische Veteranen unter dem Lilienbanner wieder den Rhein überschritten? Man kannte in Wien, trotz aller Ableugnungen Talleyrands, die bonapartistische Gesinnung des französischen Heeres. Und sollte der kaum erst blutig erkämpfte Friede wieder gestört werden — einem napoleonischen Satrapen zu Lieb'? Die verbrecherische Thorheit eines solchen Unterfangens begann dem Briten doch einzuleuchten; auch Metternich ward besorgt über den lauten Jubel der Franzosen und der Rheinbündler. Während der folgenden Wochen schlossen sich noch Sardinien, Baiern, Hannover, Darmstadt dem Bündniß vom 3. Januar an, ja die Schwerfälligkeit der Oranischen Regierung hatte sogar den tragikomischen Erfolg, daß die Niederlande erst im April dem Kriegsbunde gegen Preußen förmlich beitraten — in einem Augenblicke, da die Welt durch Napoleons Rückkehr längst wieder verwandelt war und Preußens Heer bereits heranzog die Niederlande gegen Frankreich zu vertheidigen. Doch das Bündniß war todt geboren, eine wirkliche Kriegsgefahr bestand nur etwa sechs Tage lang.

Schon in der Sitzung vom 9. Januar thaten Oesterreich und England einen ersten Schritt zur Versöhnung. Sie gaben die feierliche Erklärung ab, daß die Verhandlungen über Sachsen lediglich den Zweck hätten dem preußischen Staate die vertragsmäßige Entschädigung zu verschaffen, und darum die Entscheidung in keiner Weise von der Zustimmung Friedrich Augusts abhängig sei. Nur unter dieser Bedingung genehmigten Preußen und Rußland den jetzt unvermeidlichen Eintritt des französischen Ministers. Am 12. Januar trat Talleyrand in den Rath der Großmächte ein. Das Comité der Vier erweiterte sich zum Fünfer-Ausschuß, und diese Fünf bildeten den eigentlichen Congreß*), so daß die erlauchte

*) So Humboldt in seinem handschriftlichen „Systematischen Verzeichniß“ der Congreßverhandlungen, Wien 15. Juni 1815.

Versammlung gerade vier Monate gebraucht hatte um sich nur zu constituiren. Das Uebergewicht der fünf großen Mächte erzwang sich Geltung, allen Abreden zuwider. Nunmehr fand Talleyrand selbst die Hegemonie der Großmächte nicht mehr unverträglich mit „dem öffentlichen Rechte"; keine Rede mehr von allen den wohllautenden Gründen, womit er einst zu Beginn des Congresses die Gleichberechtigung aller Staaten Europas vertheidigt hatte.

Auch die preußischen Staatsmänner begannen einzusehen, daß einige Nachgiebigkeit geboten war. Der Vertrag vom 3. Januar blieb ihnen freilich völlig verborgen. Als die Grenzverhandlungen um jene Zeit nicht vorwärts wollten, da haben die preußischen Bevollmächtigten einmal dem niederländischen Minister Nagell gedroht: wenn Holland allzu widerspenstig bleibe, so werde Preußen sich an Frankreich anschließen — was der Holländer sofort, triumphirend über die arglose Unwissenheit der Preußen seinen englischen Freunden meldete. So wenig ahnte Hardenbergs Staatskanzlei, daß der Kriegsbund der Gegner bereits geschlossen war. Doch auf die Möglichkeit eines Krieges war sie längst gefaßt; zu so vielen anderen drohenden Anzeichen kam jetzt noch die sichere Nachricht, daß England und Oesterreich, auf Talleyrands Betrieb, die Pforte zu einem Angriff auf Rußland zu bereden suchten. Man konnte sich's nicht verbergen, die Einverleibung Sachsens ließ sich höchstwahrscheinlich nur durch einen europäischen Krieg erreichen. Und war denn die Frage, ob die Albertiner in Münster, Trier oder Dresden hausen sollten, wichtig genug um deshalb das ermüdete Volk nochmals unter die Waffen zu rufen? Die wohlmeinenden Männer der Staatskanzlei überkam doch zuweilen ein Gefühl patriotischer Scham, wenn sie zurückschauten auf den jammervollen Gang des Congresses: vier Monate unablässigen Streites, und noch kein einziges positives Ergebniß für Deutschland gesichert! In der arg enttäuschten Nation stieg der Mißmuth also, daß selbst Goethe einmal zürnend aus seiner olympischen Ruhe heraustrat. Am zweiten Januar brachte eine Jenaer Zeitung ein Gedicht des Altmeisters:

> Sagt, wie schon am zweiten Tage
> Sich ein zweites Fest entzündet?
> Hat vielleicht willkommne Sage
> Vaterland und Reich gegründet?
> Nein! —

und mit diesem harten Nein ging der Alte gelassen dazu über, einem „würdigen und biedern" Weimarischen Beamten zum Jubelfeste Glück zu wünschen. Das vornehm geringschätzige Wort des Dichters machte, wie Varnhagen versichert, auf die Besseren der deutschen Diplomaten doch tiefen Eindruck; man empfand immer schmerzlicher, daß man bisher gar nichts geleistet. Und sollte nun gar dieser Congreß, der berufen war dem zer-

rütteten Welttheil eine dauerhafte Ordnung zu geben, mit einem neuen europäischen Kriege enden?

Sehr bald sah Hardenberg ein, daß er eine solche Verantwortung nicht übernehmen dürfe. In der Sitzung der Fünf vom 12. Januar verlangte er zwar nochmals das ungetheilte Sachsen; doch insgeheim berieth er bereits seit einigen Tagen mit dem getreuen Hoffmann, ob es nicht gerathen sei, auf einen Theil Sachsens zu verzichten, und schon am 13. Januar entwarf er einen Plan très-confidentiel, worin er die Möglichkeit zugab etwa 840,000 Einwohner von Sachsen wieder an Friedrich August zu überlassen. Dafür forderte er Baireuth, „die Wiege unserer Ahnen. Politische und militärische Gründe rathen sowohl uns als den andern Mächten, nicht zu gestatten, daß Frankreich, Baiern und Sachsen in den Besitz einer ununterbrochenen, Deutschland von den Grenzen Frankreichs bis nach Böhmen und Preußen hin durchschneidenden Querlinie kommen.“ Die Sorge vor einem neuen Rheinbunde blieb nach wie vor bestimmend für Preußens Politik.

Sobald dieser Entschluß dem Ausschusse der Fünf bekannt wurde, war der Boden geebnet für die Verständigung. Die sächsische Angelegenheit verlor den Charakter einer Principienfrage, und es begann der unerquickliche Streit um die einzelnen Stücke des sächsischen Landes. Die Aufgabe der preußischen Unterhändler blieb noch immer sehr schwierig. Sie verlangten vor Allem die Saalepässe sowie die Festungen Wittenberg und Torgau; die Bedeutung dieser Positionen für die damalige Kriegsweise hatte sich in den Kriegen von 1806 und 13 genugsam gezeigt, und — dessen hatten Hardenberg und Humboldt gar kein Hehl — ein freundnachbarliches Verhältniß zu den Albertinern stand auf lange Jahre hinaus nicht zu hoffen. Sie forderten ferner den größten Theil der Lausitz mit dem reichen Görlitz, und endlich Leipzig. Die Stadt war nicht nur hochwichtig als der Mittelpunkt des geistigen wie des wirthschaftlichen Lebens der obersächsischen Lande; der große Meßplatz mußte auch, wenn er eine sächsische Grenzstadt blieb, voraussichtlich durch einen schwunghaften Schmuggelhandel für das preußische Zollwesen sehr gefährlich werden. Fast jede dieser Forderungen fand bei den Verbündeten vom 3. Januar lebhaften Widerspruch. Talleyrand zitterte für das deutsche Gleichgewicht: falle Torgau an Preußen, so werde Oesterreich gezwungen ein unerschwinglich kostspieliges Heer zu halten. Metternich wünschte den preußischen Antheil auf die Niederlausitz zu beschränken und bot dem Staatskanzler sogar das schon für Oesterreich selbst bestimmte Tarnopol an, wenn er nur seine sächsischen Ansprüche ermäßige. Castlereagh endlich suchte namentlich Leipzig für die Albertiner — das will sagen: für den englischen Schmuggel — zu retten.

Höchstwahrscheinlich hätte Preußen, einem so allgemeinen Widerstande gegenüber, selbst in diesem letzten Stadium der sächsischen Frage nochmals

den Kürzeren gezogen, wenn man nicht doch noch zum Degen greifen wollte. Jetzt aber zeigten sich die vortheilhaften Folgen jener vielgescholtenen Schwenkung des Königs. Der Czar unterstützte fest und nachdrücklich jeden Anspruch seines Freundes, und da die Gegner, mit einziger Ausnahme Frankreichs, den Krieg nicht ernstlich wollten, so haben sie schließlich den meisten der preußisch-russischen Forderungen nachgegeben. Talleyrands Muse schwelgte wieder in freien Erfindungen, um die feste Eintracht der beiden Mächte zu zersprengen. Da sollte Alexander ärgerlich ausgerufen haben: „Ach, wenn ich mich nur nicht so tief eingelassen hätte Wenn ich nur mein Wort nicht gegeben hätte!" — und was der Anekdoten mehr war. Sehr möglich, daß Czartoryski seinem kaiserlichen Freunde rieth die Preußen preiszugeben. Aber die Interessen, welche die russische mit der preußischen Politik verbunden, waren stärker als Alexanders Launen oder der Deutschenhaß seines sarmatischen Rathgebers: wurde Preußen nicht vollständig entschädigt, so konnte Rußland die ersehnte Prosnagrenze nicht erlangen. Darum hielt der Czar treu zu seinem Freunde und betrieb, wie Gentz erbost an Karadja schrieb, die preußischen Forderungen ganz so eifrig wie seine eigenen. In dem gesammten Verlaufe dieser letzten Verhandlungen ist es nicht ein einziges mal geschehen, daß Rußland sich von Preußen getrennt hätte. Wenn der Czar schließlich aus dem Streite größeren Vortheil zog als sein Verbündeter, so lag der Grund nicht in irgend einer Treulosigkeit der Russen, sondern in der Thatsache, daß jetzt nur noch die preußischen, nicht mehr die russischen Ansprüche durch Oesterreich und die Westmächte bestritten wurden. Lediglich der verständigen Politik des Königs war es zu verdanken, daß nach peinlichem Streite die Saalepässe und die nordthüringischen Lutherlande, die Festungen der Elblinie und Görlitz an Preußen kamen. Nur Leipzig wurde durch die englische Handelspolitik hartnäckig vertheidigt. Als alle Einigungsversuche scheiterten, da entschloß sich Alexander endlich zu einem „Opfer", das ihm hart ankam: er bot (8. Februar) zum Ersatz das feste Thorn und dessen Umgebungen.

Es war eine kümmerliche Entschädigung und doch ein Beweis für Alexanders guten Willen. Seine Russen hatten sich in der Weichselfestung längst häuslich eingerichtet und wollten dem Czaren diese Nachgiebigkeit lange nicht verzeihen. Alles in Allem war das für das sächsische Volk so schmerzliche Compromiß der Theilung des streitigen Landes, bei der annähernden Gleichheit der Kräfte beider Parteien, das einzig mögliche Ergebniß, da man hüben wie drüben den Krieg scheute; und daß die Theilung für Preußen so günstig ausfiel, daß der Albertiner die größere Hälfte seines Gebietes abtreten mußte, ward allein möglich durch Rußlands Beistand. —

Nunmehr galt es, an anderen Stellen Deutschlands die zu Preußens voller Entschädigung noch fehlenden Landstriche zu suchen. Den unglück-

lichen Einfall, die Baireuther Angelegenheit wieder aufzunehmen, gab der Staatskanzler bald auf. Dagegen ließ Metternich die so lange und hartnäckig festgehaltene Moselgrenze fallen; Preußen erhielt Koblenz und das Gebirgsland zwischen Saar und Nahe. Die preußischen Staatsmänner verhehlten nicht, daß der König nur um Deutschlands, „nur um des allgemeinen Wohles willen“ den linksrheinischen Besitz übernehme; Preußen gelange dadurch in eine ähnlich bedrohte Stellung wie einst Oesterreich durch die Erwerbung Belgiens. Eben diese Bedrängniß des Nebenbuhlers war in Metternichs Augen der einzige Trost für das unwillkommene Vorrücken Preußens gegen Süddeutschland hin; wie schön, meinte er zu seinen Vertrauten, daß man Preußen also mit Frankreich unmittelbar „compromittirt“ habe! Uebrigens gönnte er dem preußischen Gebiete nicht einmal auf dem linken Rheinufer eine genügende Abrundung. Ein Stück des alten Saar-Departements wurde vorbehalten, um hier, dicht an der gefährdeten Grenze, die Ansprüche von Oldenburg, Coburg, Homburg, Strelitz und Pappenheim zu befriedigen. Nach Oesterreichs Ansicht war es ja ein Gebot weiser Politik, möglichst viele Kleinstaaten zur Vertheidigung der Rheingrenze zu nöthigen. Es war, als wollte die Hofburg die benachbarten Elsaß-Lothringer durch den täglichen Anblick des ganzen Elends deutscher Kleinstaaterei gründlich von dem Segen französischer Staatseinheit überzeugen. Sodann bewilligte Castlereagh, daß die Landforderungen Hannovers und der Niederlande zu Preußens Vortheil etwas herabgesetzt wurden.

Auch die polnischen Händel kamen während der nächsten Wochen ins Gleiche. Durch den Vertrag vom 2. Mai 1815 wurde die neutrale Republik Krakau begründet. Eine Commission der drei Theilungsmächte — für Preußen Jordan und Stägemann — ging hinüber um die neue Verfassung einzurichten. Indeß fühlte man von vorn herein, wie lebensunfähig diese lächerlichste von allen Kunstschöpfungen des Congresses war; schon die Instruction der Commissare drohte mit dem Einschreiten der drei Mächte, falls der junge Freistaat zu einem Heerde des Aufruhrs würde.

Der englische Bevollmächtigte ließ es sich nicht nehmen, noch einmal die der britischen Tugend so wohlthuende und dabei so wenig kostspielige Rolle des Protectors sarmatischer Freiheit zu spielen; so hoffte er zugleich den Zorn der Whigs über die Preisgebung Polens zu beschwichtigen. Er verlangte in einer phrasenhaften Circularnote vom 12. Januar: da ein unabhängiges Polen unter einem eigenen Herrscherhause leider unmöglich sei, so sollten die drei Theilungsmächte sich mindestens verpflichten „die Polen als Polen zu behandeln“. Die naive Unwissenheit des edlen Lords dachte die drei Theilungsmächte auf einen Fuß zu behandeln; wer hätte auch diesem Kopfe beibringen sollen, daß Preußen zu dem kleinen, schon theilweise germanisirten Posen ganz anders stand als Oesterreich zu

dem polnisch-ruthenischen Galizien oder Rußland zu der Hauptmasse der alten Adelsrepublik? Wollten die Ostmächte diese neue unberufene Anmaßung Englands nach Gebühr abfertigen, so mußten sie das Cabinet von St. James verbindlich ersuchen, zuvörderst die Iren als Iren zu behandeln. Sie verschmähten jedoch weislich, einen neuen müßigen Streit zu erregen und antworteten mit höflich nichtssagenden Noten. Hardenberg erwiderte (30. Jan.): Preußen sei bereit dem Posener Lande eine den Gewohnheiten und dem Geiste der Einwohner entsprechende Verwaltung zu geben und zu zeigen, daß das nationale Dasein der Völker unter jeder Regierung unangetastet bleiben könne. Auf eine Beschränkung der eigenen Souveränität ließ er sich nicht ein. Es war für Oesterreich wie für Preußen gebieterische Pflicht, sich nicht die Hände zu binden, da Niemand den Verlauf der polnischen Experimente Alexanders berechnen konnte; auch der Czar selber wünschte nicht, in seinen völkerbeglückenden Plänen beaufsichtigt zu werden. Daher enthielt weder die Schlußacte des Congresses noch der Vertrag der drei Theilungsmächte vom 3. Mai irgend ein Wort, das die Polen zu politischer Selbständigkeit berechtigte. Die drei Mächte versprachen lediglich: „ihre polnischen Unterthanen sollen Institutionen erhalten, welche die Bewahrung ihres Volksthums sichern, in Gemäßheit der Staatsformen, welche jede der betheiligten Regierungen ihnen zu gewähren für gut finden wird.“ Dazu die Zusage freien, höchstens durch einen Zoll von 10 Procent beschwerten Handels mit den eigenen Erzeugnissen der vormals polnischen Landestheile, freier Durchfuhr gegen mäßige Zölle und freier (d. h. unverbotener) Schifffahrt auf den polnischen Flüssen bis in die Seehäfen. Die Theilungsmächte waren mithin nur verpflichtet, Sprache und Sitte des Volkes zu schonen, desgleichen dem Handel einige geringfügige Begünstigungen zu gewähren; in allem Uebrigen behielten sie freie Hand.

Gegen Mitte Februars waren die Gebietsverhandlungen zwischen den Großmächten nahezu beendigt. Talleyrands Kriegslust hatte an dem tiefen Friedensbedürfniß der ermüdeten Zeit zuletzt doch einen unüberwindlichen Widerstand gefunden; in dem Comité der Fünf gewann er keinen entscheidenden Einfluß, und die kläffende Meute seiner rheinbündlerischen Genossen wurde von den großen Mächten kurzweg zur Seite geschoben. Die deutsche Verfassung blieb freilich noch in tiefem Dunkel; doch da der Hofburg an der raschen Lösung dieser Frage wenig lag, so entwarf Gentz schon jetzt ein pomphaftes Manifest, das der bewundernden Welt verkünden sollte: „die große Arbeit des Congresses ist beendigt.“ Da kehrte Napoleon von Elba zurück, das von Talleyrand so prahlerisch geschilderte Kartenhaus der bourbonischen Herrlichkeit stob vor dem Hauche des Imperators in alle Winde. Der französische Minister, der soeben noch pathetisch versichert hatte, Millionen französischer Fäuste würden sich gegen den Corsen erheben, ward über Nacht ein machtloser Mann. Die ge-

meinsame Gefahr führte die vier alliirten Mächte aufs Neue zusammen, die letzten noch offenen Gebietsfragen wurden rasch abgethan. Vergeblich versuchte Napoleon die erneuerte Coalition zu sprengen, indem er die Urkunde des Vertrags vom 3. Januar, die er in den Tuilerien im Schreibtische Ludwigs XVIII. vorgefunden, dem Czaren übersendete. Alexander verbrannte das unsaubere Actenstück in Gegenwart Steins vor Metternichs unbeschämten Augen. Man wollte der vergangenen Untreue nicht mehr gedenken.

Die Rückkehr des Imperators brachte die unter der Hand langsam fortgeführten Verhandlungen über Italiens Zukunft endlich zum Abschluß. Auch hier im Süden bewährte sich England als der vertrauteste Bundesgenosse der Hofburg. Aber mit Rußlands Hilfe durchkreuzten die Piemontesen d'Aglié und Brusasco die geheime Absicht Metternichs, einen italienischen Fürstenbund unter Oesterreichs Führung zu stiften. Auch der Wunsch Oesterreichs, die Linie Savoyen-Carignan von der Thronfolge in Piemont auszuschließen erwies sich als unausführbar, da Rußland und Frankreich entschieden widersprachen. Um so zäher hielt die Hofburg ihre alten Ansprüche auf die Legationen fest; sie hatte den gesammten Kirchenstaat durch ihre Truppen besetzt und hoffte sicher, mindestens die Lande nördlich des Apennin zu behalten. Metternich verwarf den Vorschlag der bourbonischen Höfe, daß ein italienischer Ausschuß, nach dem Vorbilde des deutschen, auf dem Congresse gebildet würde um die Frage zu entscheiden: er fürchtete überstimmt zu werden, zumal da die Bourbonen auch auf Toscana Ansprüche erhoben. Inzwischen begann es auf der Halbinsel zu gähren; die voreilige Freude der Lombarden über den Einzug der Tedeschi wich bald einer tiefen Verstimmung, das Volk in der Romagna rottete sich zusammen wider die österreichischen Truppen, einzelne patriotische Verschwörer verkehrten insgeheim mit dem Gefangenen von Elba. Als nun der größte der Italiener seinen abenteuerlichen Zug antrat und Murat in Neapel zum Kriege rüstete, da mußte man in Wien unberechenbare Wirren befürchten. Man lenkte klug ein und verständigte sich rasch mit den sogenannten legitimen Mächten der Halbinsel: Toscana wurde für die Erzherzöge gerettet, die Bourbonen vorläufig mit Lucca abgefunden, der gesammte alte Kirchenstaat aber dem Papste zurückgegeben; allein die Polesina, das fette Niederungsland der Pomündungen, blieb den Oesterreichern. Preußen betheiligte sich an diesen Verhandlungen wenig; nur hielt der König für Fürstenpflicht, aus Rücksicht auf seine neuen katholischen Unterthanen sich wiederholt und nachdrücklich für die Wiederherstellung des Kirchenstaates zu verwenden; nach der allgemeinen Ansicht jener romantischen Tage war ja der Bestand der römischen Kirche unzertrennlich von der weltlichen Macht des Papstthums. In einem feierlichen Proteste verwahrte sich der römische Stuhl gegen die Schmälerung des Kirchenstaates. Niemand achtete darauf. Das moderne Europa war be-

reits daran gewöhnt, daß alle seine großen Friedensschlüsse von den Verwünschungen der Curie begleitet wurden. Dem preußischen Geschäftsträger Piquot aber sprach der Nuntius den warmen Dank des Papstes aus für das Wohlwollen, das der Staatskanzler der katholischen Kirche bewiesen habe.*)

Ueber die orientalischen Händel wurde keine Verständigung erzielt. Nirgends zeigte sich so grell wie hier der trotz allem äußeren Glanze unverkennbare innere Verfall der österreichischen Monarchie. Derselbe Staat, der einst, als die Osmanen mächtig waren, der Vorkämpfer der christlichen Welt gegen den Islam gewesen, überließ jetzt, da die Pforte am Boden lag, muthlos, blind für die Zeichen der Zeit, der russischen Politik die Vollendung seines eigenen Werkes. Im Februar legte der Czar den Mächten einen umfassenden Entwurf vor, wornach sie sich allesammt verpflichten sollten für die Menschenrechte der Rajah einzutreten, Rußland insbesondere als Protector der Orthodoxen, Oesterreich und Frankreich als Beschützer der Lateiner. Es gebe, sagte die russische Note, ein ungeschriebenes Gesetzbuch des Völkerrechts, das in voller Kraft bestehe und allen Völkern Gleichheit der Rechte verbürge. Entrüstet wies Metternich den revolutionären Vorschlag zurück. Doch ebenso wenig war der Czar geneigt die von der Hofburg gewünschte Bürgschaft für den Bestand der Türkei zu übernehmen; selbst England wollte sich nicht mit einer so unberechenbar schweren Verpflichtung belasten. So geschah es, daß in Wien über die Türkei gar nichts beschlossen, die orientalische Frage stillschweigend zu den vielen anderen ungelösten Aufgaben des Congresses gelegt wurde.

Gleichzeitig mit den Berathungen der Großmächte erledigte Hardenberg noch eine überaus verwickelte diplomatische Arbeit: die Abrechnung mit Hannover, Schweden und Dänemark. Diese durch viele Monate hingezogenen dreifachen Verhandlungen zeigen in ihrem sonderbar verschlungenen Zusammenhange sehr anschaulich, welchen weiten Horizont der Blick der preußischen Staatsmänner umfassen mußte, wie nahe unser Staat, Dank seiner centralen Lage, selbst durch die entlegensten Händel des Welttheils berührt wurde; und sie haben dem Vaterlande einen bleibenden Gewinn gebracht: die Befreiung Pommerns von den letzten Resten der Fremdherrschaft. Trotz des Kieler Friedens, der die Lande nördlich der Peene an Dänemark gab, blieb der Staatskanzler unerschütterlich bei seinem Plane, Vorpommern und Rügen für Preußen zu erwerben; jener harte Kampf, den die Hohenzollern fast zweihundert Jahre hindurch mit der Feder und dem Schwerte um ihr altes Erbe geführt, sollte für immer beendigt werden. Doch wie wollte man den rechtmäßigen Eigenthümer, Dänemark, zur Abtretung des Landes nöthigen, da doch Preußen von der dänischen Krone nicht das Mindeste zu fordern hatte? Gleichwohl hat Hardenberg die wichtige Er-

*) Piquots Bericht, Wien 29. Sept. 1814.

werbung ermöglicht durch gewandte Benutzung der wirrenreichen Streitigkeiten, welche die skandinavische Welt erschütterten.

Um die Dänen in Güte zur Abtretung von Vorpommern zu bewegen, mußte man zunächst mit dem unbequemen kleinen Nachbarn wieder in freundlichen Verkehr treten. Es bezeichnet Hardenbergs finassirende Art, daß er ganz unbedenklich am 25. August 1814 mit Dänemark zu Berlin Frieden schloß. Die Witzbolde bespöttelten den Hardenbergischen Familienfrieden; der Staatskanzler unterzeichnete für Preußen, sein dem Vater ganz entfremdeter Sohn Graf Hardenberg-Reventlow für Dänemark. Der Vertrag enthielt, da die beiden Mächte kaum ernstlich gegen einander gefochten hatten, nur die einfache Bestätigung des Kieler Friedens und die Wiederholung der dort gegebenen Zusage, daß Dänemark für Norwegen, außer Schwedisch-Pommern, noch weitere Entschädigungen erhalten sollte. Von Helgoland, das der Kieler Friede endgiltig an England gegeben hatte, ist weder bei diesen Berliner Verhandlungen noch später auf dem Wiener Congresse irgend die Rede gewesen. Man hatte kein Recht, die Insel für Deutschland zu fordern, da sie nie zum alten Reiche gehörte; die binnenländische Beschränktheit der deutschen Politik wußte den Werth des Platzes nicht zu würdigen, der doch soeben erst, in den Tagen der Continentalsperre, seine Bedeutung für den deutschen Handel gezeigt hatte. Die allgemeine Begeisterung für das großmüthige Albion fand kein Arg daran, daß sich England in aller Stille ein kleines norddeutsches Gibraltar gründete.

Im Vertrauen auf diese Verträge kam der König von Dänemark nach Wien und hoffte dort, außer Vorpommern auch noch Lübeck und Hamburg oder mindestens das Fürstenthum Lübeck zu gewinnen. Er wurde der Bruder Lustig der erlauchten Gesellschaft, man lachte viel über seine drolligen Matrosenspäße; doch seine Politik fand nirgends Unterstützung, der getreue Bundesgenosse Napoleons stand unter den Staatsmännern der Legitimität ganz vereinsamt. Lord Castlereagh meinte sich nicht verpflichtet, dem kleinen Staate, welchen England zweimal räuberisch überfallen hatte, jetzt wenigstens das gegebene Wort zu halten. Der Dänenkönig erreichte nur den Fortbestand des Sundzolles, allerdings ein werthvolles Zugeständniß für die dänischen Finanzen. Als ihm Metternich beim Abschiede zurief: Sire, vous emportez tous les coeurs! — gab der Betrogene seufzend zur Antwort: mais pas une seule âme. Währenddem war auch Vorpommern den Dänen verloren gegangen. Die Norweger, geführt von ihrem Statthalter, dem dänischen Prinzen Christian, hatten sich dem Kieler Frieden widersetzt, ihrem Lande eine selbständige Verfassung gegeben und den Statthalter zum König erwählt; darauf war Bernadotte mit seinen Schweden eingerückt, bis nach einem Feldzuge von vierzehn Tagen Prinz Christian in dem Vertrage von Moß (14. August 1814) seine Ansprüche aufgab. Durch Verhandlungen zwischen der Krone Schwe-

den und dem norwegischen Storthing wurde nachher die Vereinigung der beiden Königreiche der Halbinsel herbeigeführt. Noch heute bleibt es dunkel, wie weit die berufene dänische Treue bei jener Erhebung der Norweger mitgewirkt hat. Jener schlaue Franzose aber, der Schwedens Geschicke leitete, wollte natürlich an der Mitschuld des Kopenhagener Hofes nicht zweifeln; er erklärte, der Kieler Friede sei durch Dänemark gebrochen, darum könne auch Vorpommern nicht ausgeliefert werden.

Es war sicherlich nicht an Preußen, den unparteiischen Richter zu spielen in diesen unerquicklichen Händeln der nordischen Mächte; die nationale Politik gebot, den Streit der Fremden um das deutsche Land zu Deutschlands Vortheil auszubeuten und die verlorene Mark dem Vaterlande zurückzubringen. Eine Aufgabe, wie geschaffen für Hardenbergs schmiegsame Gewandtheit. Oesterreich und Frankreich, in früheren Zeiten die hartnäckigsten Feinde der pommerschen Politik der Hohenzollern, verhielten sich diesmal zum Glück ganz gleichgiltig. Der Staatskanzler verständigte sich zunächst mit Schweden. Bernadotte war bereit, seine Ansprüche auf Vorpommern gegen eine Summe Geldes an Preußen abzutreten; am 13. Mai 1815 berichtete Münster dem Prinzregenten als unzweifelhaft, daß Preußen und Schweden schon längst handelseinig seien. Also gegen Schweden gedeckt, hoffte Hardenberg auch die Dänen zum Verzicht auf Vorpommern zu bewegen. Dies war nur möglich, wenn man ihnen einen Ersatz an Land und Leuten bot; denn Dänemark hatte unzweifelhaft das bessere Recht auf Vorpommern. Auf der weiten Welt ließ sich aber nur ein Land finden, das man den Dänen vielleicht zum Ersatze bieten konnte: das Herzogthum Lauenburg rechts der Elbe. Welche Zumuthung: für die 75 Geviertmeilen des reichen Vorpommerns 19 in Lauenburg; für die Seefestung Rügen, für das prächtige Stralsund und die Greifswalder Hochschule blos — das Grab Till Eulenspiegels und zwei Drittel der guten Stadt Ratzeburg, denn ihr Domhof gehörte dem Strelitzer Vaterlande! Nur die Bedrängniß des von allen Seiten bedrohten Kopenhagener Cabinets ließ es möglich scheinen, daß Dänemark auf einen so ungleichen Tausch eingehen würde, der ihm nur den einen Vortheil bot das holsteinische Gebiet abzurunden.

Lauenburg war aber ein rechtmäßiges Besitzthum des hannoverschen Hauses, und so hing denn die Erwerbung Vorpommerns von einer Verständigung mit den Welfen ab, denen Preußen überdies noch die in Reichenbach ausbedungene Vergrößerung um 250—300,000 Seelen schuldete. Daß Hildesheim zu dieser Entschädigung verwendet werden sollte, stand bereits fest; die Abtretung von Ostfriesland dagegen hatte der König standhaft zurückgewiesen, und seitdem war das treue Völkchen seinem Herzen nur noch theurer geworden. Gleichwohl liefen beunruhigende Gerüchte durchs Land; die Abtretung an die Welfen, so hieß es, stehe doch noch bevor. Schwer besorgt schrieb der Oberpräsident Vincke an den

Staatskanzler: nimmermehr dürfe man dies Kernvolk aufopfern, ein Ostfriese sei mehr werth als zwanzig halbfranzösische Rheinländer; auch biete der Besitz der Ems den einzigen freien Zugang zur Nordsee, das einzige Mittel den Rheinzöllen der Holländer entgegenzuwirken.

Da gab der Streit um Vorpommern den welfischen Diplomaten eine bequeme Handhabe um den in Reichenbach gescheiterten Versuch zu erneuern. Der Staatskanzler verlangte jetzt von den Welfen Lauenburg, und da er außerdem noch die vertragsmäßige Vergrößerung für Hannover beschaffen mußte, so ersah Münster rasch seinen Vortheil und forderte als Ersatz: Ostfriesland und jenen „Isthmus" des Göttinger Landes, der nach Hardenbergs Plänen die östlichen Provinzen Preußens mit dem Westen verbinden sollte. Die letztere Forderung ließ sich nicht abweisen, sie ist jedoch in Berlin als ein offenbarer Beweis bösen Willens den Welfen lange nachgetragen worden; denn war man in Hannover ehrlich gesonnen mit Preußen gute Freundschaft zu halten, so konnte die Umklammerung durch Preußen dem Welfenhofe nicht bedrohlich erscheinen. Noch tiefer verletzte den König die Zumuthung wegen Ostfriesland; keine der vielen Enttäuschungen dieser traurigen Zeit hat ihn so schmerzlich berührt. Viele Monate hindurch, bis in den März hinein, widersprach er beharrlich; wie oft hat er Knesebeck deshalb zu dem Staatskanzler gesendet, was immer ein untrügliches Zeichen der Verstimmung war. Die Welfen aber bestanden auf ihrem Scheine. Nicht als ob sie die handelspolitische Bedeutung der Emsmündung irgend gewürdigt hätten; die herrlichen Ströme Niedersachsens waren in den Augen des welfischen Adelsregiments lediglich dazu bestimmt mit ergiebigen Zöllen belastet zu werden. Aber Ostfriesland grenzte an Holland, und eine ununterbrochen zusammenhängende welfisch-oranische Nordwestmacht galt in London und Hannover wie im Haag als nothwendig, um dem preußischen Nachbarn das Gleichgewicht zu halten. Deshalb verharrte Münster bei seiner Forderung, und König Friedrich Wilhelm stand schließlich vor der Frage: ob Vorpommern für Preußen wichtiger sei oder Ostfriesland? Hardenberg stimmte unbedenklich für Pommern; denn da die Landgrenze im Osten durch den Verlust von Warschau sich so ungünstig gestaltete, so war es für Preußen unerläßlich, mindestens auf der Seeseite sich zu decken und die Herrschaft über die Odermündungen ganz in seine Hand zu bringen; Ostfriesland aber, so wichtig es war, bildete doch nur einen Außenposten mehr.

Noch schwerer wog in Hardenbergs Augen eine Erwägung der nationalen Politik: der lange Kampf um die Befreiung Pommerns durfte wahrlich nicht damit enden, daß die Dänen, wie schon am Kieler Busen, so auch am Strelasunde sich einnisteten. Dagegen hatte Hannover selbst während seiner Verbindung mit England immer als ein deutsches Land gegolten, und seine gänzliche Abtrennung von Großbritannien schien damals, da Prinzeß Charlotte noch lebte, sehr nahe, schon nach dem Tode des Prinz-

regenten bevorzustehen; an Hannover abgetreten ging Ostfriesland dem deutschen Leben nicht verloren. Hardenberg hat keineswegs, wie ihm erbitterte Patrioten vorwarfen, in frevelhaftem Leichtsinn das ostfriesische Land preisgegeben, sondern das Für und Wider der verwickelten Frage gewissenhaft abgewogen und dann mit seinem richtigen politischen Blicke das kleinere Uebel gewählt. Schon am 15. Februar ließ er in der Staatskanzlei einen Artikel für die Berliner Zeitungen schreiben, um die Leserwelt auf die Abtretung Ostfrieslands vorzubereiten und zugleich anzudeuten, dies schmerzliche Opfer sei das einzige Mittel zur Erwerbung des ungleich werthvolleren Vorpommerns. Der Aufsatz fand aber weder bei den Zeitgenossen noch bei späteren Historikern Beachtung. Im März endlich gab der König widerstrebend seine Zustimmung. Da erhob sich ein letztes unerwartetes Hinderniß. Nach der thörichten Familien-Ueberlieferung der Welfen war Ostfriesland ein altes Erbe des Welfenhauses, nur durch Gewalt und List an Preußen gekommen. Der Prinzregent erfuhr also mit lebhafter Entrüstung, daß er für den Heimfall dieses urwelfischen Landes auch noch Lauenburg herausgeben sollte. Er sträubte sich aufs Aeußerste; dieser Liebloseste aller Söhne verspürte plötzlich Anwandlungen kindlichen Zartgefühls und versicherte, seine „Delicatesse“ verbiete ihm, noch bei Lebzeiten seines geisteskranken Vaters eine Provinz abzutreten. Münster mußte alle seine Beredsamkeit aufbieten; er stellte dem Erzürnten vor, daß Lauenburg für Preußens pommersche Absichten in der That unentbehrlich sei. Erhebe man Schwierigkeiten, so werde der ohnehin erbitterte König von Preußen vielleicht den ganzen Handel rückgängig machen; und am Ende bleibe ja noch die erfreuliche Aussicht, daß Preußen bei dem neuen Kriege gegen Napoleon wieder des guten englischen Geldes bedürfen würde, dann könne man Lauenburg dem Bundesgenossen wieder abnehmen! Das wirkte; das zarte Gewissen des Welfen war beruhigt.

So kam denn am 29. Mai der Tauschvertrag zwischen Preußen und Hannover zu Stande: Lauenburg für Hildesheim, Goslar, Ostfriesland und ein Stück der Grafschaft Lingen; dazu zwei preußische Militärstraßen durch Hannover als Ersatz für den gewünschten „Isthmus“. Die alten Reichenbacher Forderungen der Welfen waren also doch, in Folge der sächsischen Händel, um etwa 50,000 Seelen herabgemindert worden. Am 4. Juni sodann trat Dänemark seine Rechte auf Schwedisch-Pommern an Preußen ab und erhielt dafür Lauenburg nebst 2 Mill. Thaler; der Staatshaushalt war aber dermaßen erschöpft, daß man sich ausbedingen mußte diese geringe Summe erst vom Neujahr 1816 ab in vier halbjährigen Raten zu zahlen! Endlich am 7. Juni gab Schweden, gegen $3^1/_2$ Mill. Thaler, seine letzten Ansprüche auf deutschen Boden auf und erstattete zugleich die während der letzten Jahre veräußerten vorpommerschen Domänen dem neuen Landesherrn zurück. Preußen bewilligte mithin Ostfriesland und über 5 Mill. Thaler für ein Land, das damals, freilich unter einer

sehr schlaffen Verwaltung, nur einen jährlichen Ueberschuß von 224,000 Thalern brachte. Kaufmännisch betrachtet war das Geschäft sicherlich unvortheilhaft, Schweden allein gewann bei dem verwickelten Handel; die deutsche Nation aber hatte guten Grund dem Staatskanzler für diese schwierige Arbeit zu danken.

Es war die höchste Zeit, Vorpommern von dem skandinavischen Leben zu trennen. Das Land war in fast zwei Jahrhunderten gänzlich für die drei Kronen des Nordens gewonnen; wie spät hatte doch selbst E. M. Arndt, fast vierzig Jahre alt, das Bewußtsein seines deutschen Volksthums gewonnen! Wie viel hundert mal haben die Rügener ihre Feste angetanzt unter den Klängen des alten Schwedensanges: Gustavs skål! Zu Anfang des Jahrhunderts sangen die Stralsunder Kaufherren bei festlichen Gelagen nach feierlicher Melodie das Nationallied:

> Laßt die Politici nur machen!
> Ob Frankreich oder England siegt —
> Man kapert uns kein Schiff, kein Boot:
> Was hat es denn mit uns für Noth?

Nachher, da die blaugelbe Flagge die Schiffe der Stralsunder Rheder nicht mehr zu decken vermochte, begann diese Gemüthlichkeit allerdings einem männlicheren Gefühle zu weichen; indeß sahen der Landadel und das städtische Patriciat, von der schwedischen Krone mit kostbaren Privilegien überschüttet, der Rechtsgleichheit der preußischen Verwaltung mit sehr gemischten Empfindungen entgegen. Wunderbar schnell hat sich dann die Gesinnung des Landes verwandelt. Die Krone Schweden selber empfand, daß durch den Einzug der Preußen nur die natürliche Ordnung hergestellt wurde; König Karl XIII. sprach zum Abschied seinen getreuen Pommern aus, Schweden sei durch die Erwerbung Norwegens in eine „insularische Lage“ gekommen und weniger denn je im Stande die entlegene deutsche Provinz zu vertheidigen. Und dies wackere deutsche Land sollte schon nach wenigen Jahren bewähren, was der Sprecher der Ritterschaft, Graf Bohlen, bei der Huldigungsfeier versprach: „wir werden beweisen, daß wir auch unter einer auswärtigen Regierung nicht verlernt haben Deutsche zu sein.“

In Ostfriesland aber herrschte tiefe Trauer. Lange wollte man die Unheilsbotschaft nicht glauben; die königlichen Behörden versicherten wiederholt, daß sie von der Abtretung amtlich nichts wüßten. Das tapfere Landwehrregiment der Provinz focht noch bei Ligny und Belle Alliance unter preußischen Fahnen; noch im Juli 1815 ging eine Deputation der Stände nach Paris, ihre Mitglieder im Verein mit den Landwehrmännern beschworen den König die Provinz nicht zu verstoßen. Der Widerwille gegen das adliche Hannoverland war so allgemein in diesem Lande des Handels und der Bauernfreiheit, daß man die Abtretung erst zu Ende des Jahres 1815 zu vollziehen wagte. Auch dann währte die alte

Treue fort; wie lange noch haben die ostfriesischen Studenten in Göttingen die schwarzweiße Kokarde an der Mütze getragen, und wenn sie beim Landesvater das „Friedrich Wilhelm lebe hoch" sangen, dann liefen den ehrlichen Jungen die hellen Thränen über die Backen. Bis zum Tode des Königs hat Ostfriesland „seinen alten herrlichen Festtag" gefeiert; noch am 3. August 1839 sahen die Badegäste auf Norderney mit Erstaunen, wie auf jedem Fischerhause der Insel eine preußische Flagge wehte.

Hatte der Staatskanzler in diesen Verhandlungen, freilich nur durch ein schweres Opfer, das Interesse des Staates klug gewahrt, so mußte er dagegen bei den Unterhandlungen mit den Niederlanden die Folgen seiner früheren Uebereilungen tragen. Alle jene verschwenderischen Zusagen, die man während des Winterfeldzuges dem Schooßkinde der englischen Politik gegeben, ließen sich nicht mehr zurücknehmen; auch gelangte Hardenberg selbst in Wien noch nicht zu der Einsicht, daß dies durch Preußens Waffen wieder eingesetzte Oranische Haus eine entschieden feindselige Gesinnung gegen Deutschland hegte. Er betrachtete die Niederlande noch immer als eine feste Vormauer Deutschlands und begrüßte es mit Freuden, daß mindestens Luxemburg dem Deutschen Bunde beitrat. War doch dies Ländchen damals noch kriegerisch und entschieden franzosenfeindlich gesinnt; die Erinnerung an die k. k. Latour-Dragoner und die Jäger von Le Loup lebte noch im Volke. Die preußischen Diplomaten trugen dem oranischen Unterhändler seinen in den sächsischen Händeln bewährten legitimistischen Feuereifer nicht nach, sondern bewiesen, zu Gagerns eigenem Erstaunen, eine „ungemeine Nachgiebigkeit".

Von Jülich und anderen Pariser Verheißungen war freilich nicht mehr die Rede; jedoch Preußen erklärte sich bereit, einen Theil von Geldern mit dem festen Venloo abzutreten, und erprobte dabei nochmals die gehässige Gesinnung der englischen Staatsmänner. Gagern verlangte „la lisière de la Meuse": preußisch Geldern sollte von seinem natürlichen Wasserwege, der Maas, abgesperrt, die Grenze überall mindestens eine Stunde östlich von dem Flusse gezogen werden. Er berief sich auf den Herzog von Wellington, der, noch ganz befangen in den altväterischen Gleichgewichtslehren des alten Jahrhunderts und voll Mißtrauens gegen den unruhigen preußischen Ehrgeiz, in einem militärischen Gutachten die ungeheuerliche Behauptung aufgestellt hatte, ohne diese Lisière würden die Niederlande durch Preußen erdrückt werden. In der gutmüthigen Hoffnung an den Oraniern für alle Zukunft dankbare Bundesgenossen zu haben, war Hardenberg schwach genug auf diese unverschämte Zumuthung einzugehen; so erhielt Deutschland jene Nordwestgrenze, die auf der Karte Europas ihres Gleichen nicht findet.

Schon in den nächsten Monaten sollte Preußen die Dankbarkeit der holländischen Kaufmannspolitik kennen lernen. Die Oranier zeigten sich unter allen Nachbarn Preußens am gehässigsten und händelsüchtigsten.

Gegen Sinn und Wortlaut der Wiener Verträge wurden sofort jene schändlichen Rheinzölle wieder eingerichtet, wodurch die niederländische Republik einst ihre deutschen Hinterlande mißhandelt hatte. Da die statistischen Hilfsmittel jener Zeit sehr mangelhaft waren und Hasselts geographisches Handbuch den Diplomaten als letzte Weisheitsquelle diente, so liefen bei allen Gebietsverträgen des Congresses einzelne kleine Irrthümer mit unter, die bei einigem Anstandsgefühle der betheiligten Staaten nachträglich leicht berichtigt werden konnten. Durch ein solches Versehen geschah es auch, daß die beiden preußischen Straßen von Aachen nach Eupen und Geilenkirchen auf zwei kurzen Strecken niederländisches Gebiet berührten; augenblicklich errichteten die Oranier dort ihre Douanen, unterwarfen den preußischen Binnenhandel ihren Zöllen. Als endlich eine gemischte Commission zusammentrat um die Grenze endgiltig festzustellen, da stritten die Holländer um jede Seele, jeden Baum und jeden Zoll Landes.*) Ueber die Galmeigruben von Altenberg konnte man sich schlechterdings nicht einigen; dies berüchtigte „neutrale Gebiet" an der belgisch-preußischen Grenze erinnert noch heutigen Tags an die freundnachbarliche Gesinnung der Niederländer. Solche gehäufte Proben oranischer Dankbarkeit und vornehmlich die empörende Bedrückung der Rheinschifffahrt ließen das Wohlwollen des Berliner Cabinets für den Haager Hof bald erkalten.

Ein anderer der kleinen Gegner Preußens, Baiern, hatte seine thörichte Feindseligkeit bitter zu bereuen. Wenn irgend ein deutsches Fürstenhaus durch sein dynastisches Interesse auf Preußens Freundschaft angewiesen war, so doch sicherlich das durch die Hohenzollern so oft gerettete Haus Wittelsbach. Preußens Staatsmänner waren auch im Jahre 1814, obgleich sie ein wohlbegründetes Mißtrauen gegen Montgelas hegten, dem bairischen Staate keineswegs feindselig gesinnt. Das feste Mainz wollten sie freilich diesen unzuverlässigen Händen nicht anvertrauen; doch war Hardenberg in Paris geneigt, die badische und die linksrheinische Pfalz an Baiern zu geben, und noch in Wien rieth Humboldt, die Baiern durch Entgegenkommen zu gewinnen, wenn sie nur irgend guten Willen für den Deutschen Bund zeigten. Die schamlos undeutsche Gesinnung, welche von Montgelas' Genossen zur Schau getragen wurde, die prahlerische Feindseligkeit Wredes und die unfläthigen Schimpfreden der „literarischen Mordbrenner" des Münchener Hofes zwangen die Staatskanzlei zu einer veränderten Haltung. Montgelas war nicht nur durch alte Neigung und Gewohnheit an Frankreich gebunden und mit den Führern der norddeutschen Patrioten, namentlich mit Stein und Görres, persönlich verfeindet; er hoffte auch, durch seinen lärmenden Eifer für Friedrich August sich die Dankbarkeit Oesterreichs, Englands und Frankreichs zu sichern

*) So Sack in seinem Generalberichte vom 31. März 1816.

und mit deren Hilfe eine reiche Entschädigung für Salzburg und das Innviertel zu gewinnen. Ein grober politischer Fehler, selbst vom Gesichtspunkte der rein dynastischen Politik betrachtet! England hat sich um die süddeutschen Gebietsfragen niemals viel gekümmert, Frankreich verlor gegen das Ende des Congresses jeden Einfluß, und Oesterreich erwies sich bald als ein treuloser Freund.

Die großen Mächte schlossen ihren Frieden in der sächsischen Sache, und Wrede trug von seiner anmaßenden Zudringlichkeit nur den allgemeinen Haß davon; selbst in den Kreisen der rheinbündischen Diplomaten hießen die Baiern les Prussiens du Midi. Der Czar vor Allen war tief erbittert und hörte willig auf den Freiherrn vom Stein, der nicht müde ward ihm vorzustellen, wie gefährlich es sei den Kernstaat des Rheinbundes zu vergrößern. König Friedrich Wilhelm vernahm mit Befremden durch seinen Gesandten Küster, daß die Münchener Patriotenkreise alltäglich über den Krieg gegen Preußen „wie über die natürlichste und leichteste Sache von der Welt“ redeten.*) Durfte man diesem Staate gestatten, ganz Süddeutschland zu umklammern? Die Vereinigung der badischen Pfalz mit Baiern mußte dem Staatskanzler jetzt in ganz anderem Lichte erscheinen, da die gewünschte Niederlassung Oesterreichs am Oberrheine nicht erfolgt war. Und war denn Preußen irgend gebunden an jene leichtfertigen Versprechungen, welche Metternich eigenmächtig und insgeheim den Baiern gegeben hatte? Wenn Preußen den feierlich verheißenen ununterbrochenen Zusammenhang seines Gebietes nicht hatte erreichen können, warum sollte nicht Baiern die gleiche Entsagung üben? Warum mußten Baden und die beiden Hessen, die für Deutschland nie ernstlich gefährlich werden konnten, eine schwere Beraubung ertragen um den mächtigsten Staat des Rheinbundes ganz unbillig zu vergrößern?

Solche einfache Gründe der Politik und des Rechtes brachten den König und den Staatskanzler allmählich zu dem Entschlusse, dem Münchener Hofe nur die volle Entschädigung für die an Oesterreich abgetretenen Provinzen, doch nichts weiter zu gestatten. Zwar gelang es den bairischen Unterhändlern, nachdem sie den ganzen Winter über mit einer Commission der Großmächte gefeilscht und gemarktet, am 23. April 1815 einen vorläufigen Vertrag mit den Mächten der Coalition abzuschließen, wornach Baiern für Salzburg und das Innviertel einen unverhältnißmäßigen Ersatz erhalten sollte: die Hauptmasse der linksrheinischen Pfalz, Hanau und ein großer Theil des östlichen Odenwalds wurden den Wittelsbachern versprochen, dazu „der Heimfall der badischen Pfalz“ sobald die regierende Linie des badischen Hauses ausstürbe. Diese réversibilité du Palatinat hat sich seitdem wie ein rother Faden durch alle Wandlungen der neueren

*) Küster in seinem Berichte vom 17. Mai 1815; ähnlich in vielen anderen Depeschen.

bairischen Politik hindurchgezogen. Namentlich der Kronprinz Ludwig war völlig beherrscht von diesem Gedanken; er sollte sein schönes geliebtes Salzburg, wo er die letzten Jahre über Hof gehalten, jetzt an Oesterreich ausliefern und wollte dafür mindestens die „Wiege seines Geschlechts" zurückerwerben, obgleich durchaus kein Rechtsgrund den Anspruch unterstützte. Baiern hatte vor Jahren die rechtsrheinische Pfalz gegen überreichliche Entschädigung, ohne jeden Vorbehalt abgetreten, und es ließ sich schlechterdings nicht absehen, warum das Land wieder an die Wittelsbacher zurückfallen sollte sobald die Erbfolge in Baden auf die Grafen von Hochberg überging. Nur die Mißgunst der Großmächte gegen das nachlässige Regiment des Großherzogs Karl von Baden hat eine Zeit lang diese bairischen Anmaßungen begünstigt. Aber der Aprilvertrag war todtgeboren, denn er behielt ausdrücklich „die Zustimmung der betheiligten Souveräne" vor; und diese, Württemberg, Baden, beide Hessen, erhoben sofort lauten Einspruch. Der badische Bevollmächtigte Marschall hatte schon früher dem Staatskanzler geschrieben: „Ludwig XIV. hat durch alle blutigen Kriege, die Europa während seiner Regierung erschütterten, nicht eine Million Einwohner für die französische Monarchie erworben, und nun will Baiern durch einen coup de main im Wege der Unterhandlungen sich um 400,000 Unterthanen bereichern."*) Jetzt erneuerte er seinen Protest. Auch König Friedrich Wilhelm fand es höchst unbillig, daß Hanau ohne jeden Rechtsgrund von Kurhessen abgerissen werden sollte. So geschah es, daß der Aprilvertrag nicht ratificirt wurde, und die Schlußacte des Congresses die Streitfrage offen ließ. —

Unter solchen Kämpfen kam die Wiederherstellung der preußischen Monarchie zu Stande. Das Ergebniß der Wiener Verhandlungen war eine halbe Niederlage der preußischen Politik; weder am Rhein noch in Sachsen noch an der polnischen Grenze hatte sie ihre Ziele vollständig erreicht. Der Staat war gegen den Besitzstand von 1805 um volle 600 Geviertmeilen kleiner und nur um kaum eine halbe Million Einwohner stärker geworden, er hatte die versprochene Abrundung nicht erlangt, sondern zerfiel wieder wie vor Alters in zwei weit entlegene Massen. Zudem war ein den Hohenzollern verfeindetes Fürstenhaus wieder eingesetzt, ein lebensunfähiger Mittelstaat, der niemals wieder zu gesunden politischen Zuständen gelangen konnte, aufs Neue hergestellt. Die vier Kleinkönige beherrschten fast ein Viertel von dem Gebiete des Deutschen Bundes; die Lieblingsschöpfung Napoleons, die neue Macht der Mittelstaaten hatte alle Stürme der Zeit überdauert. Im preußischen Volke erregte der Ausgang des diplomatischen Kampfes tiefe Verstimmung. Ganz im Sinne der öffentlichen Meinung schrieb Blücher: wir haben einen tüchtigen Bullen nach Wien hingebracht und uns einen schäbigen Ochsen

*) Marschall an Hardenberg, 5. März 1815.

eingetauscht. Die Gegner hatten ihrer Schadenfreude kein Hehl. Nicht zufrieden mit dem wirklich errungenen Erfolge sprengten sie das Märchen aus, der preußische Staat habe sich widerwillig statt der südlichen Hälfte von Sachsen die Rheinlande aufladen müssen, während doch Hardenbergs Absichten von Haus aus zugleich auf Sachsen und das Rheinland gerichtet waren. Alle aber begegneten sich in der frohen Hoffnung, ein so künstliches politisches Gebilde könne nicht dauern.

Und doch frohlockten Preußens Feinde zu früh. Das Künstliche dieses Staatsbaues lag nicht darin, daß er zugleich die äußersten Marken des Ostens und Westens beherrschte, sondern allein darin, daß er noch nicht fertig war, daß jene Landschaften, welche die natürlichen Mittelglieder zwischen seinen Provinzen bildeten, ihm noch nicht angehörten. Trotz aller Mißerfolge im Einzelnen hatte Preußen durch die Wiener Verhandlungen die Möglichkeit einer gesunden, kräftigen Fortbildung gewonnen. Die Gefahr eines neuen Rheinbundes, die in Wien so drohend schien, wurde durch Napoleons Rückkehr und abermalige Niederlage auf lange hinaus beseitigt. Die Schwäche der Bourbonen lag vor aller Augen; der von Preußen so hartnäckig bekämpfte Einfluß Frankreichs auf die kleinen Höfe blieb in der That während der nächsten Jahrzehnte sehr geringfügig. Und wie ganz anders stand Deutschland jetzt dem unruhigen Nachbarvolke gegenüber, da statt jener elenden, vom Versailler Hofe besoldeten geistlichen Fürsten der norddeutsche Großstaat die Wacht am Rhein übernahm. Des lästigen polnischen Besitzes ledig verwuchs er jetzt fester denn je mit dem deutschen Leben; zu den jungen überelbischen Colonien traten die alten Culturlande des Rheines mit ihren mächtigen Städten und ihrem entwickelten Gewerbfleiße hinzu. Es gab fortan kein deutsches Interesse mehr, das den preußischen Staat nicht im Innersten berührte. Er besaß, wie König Friedrich Wilhelm sagte, kein Dorf anders als mit der Zustimmung des gesammten Europas und gewann dadurch die Sicherheit, deren er bedurfte um seine buntgemischten neuen Gebiete mit seinem Geist und Wesen zu durchdringen. Wenn er diese unsäglich schwere Aufgabe löste, wenn er das schöne Wort bewährte, das sein König in jenen Tagen aussprach: „Deutschland hat gewonnen was Preußen erworben hat," dann konnte der halbe Erfolg der Wiener Verhandlungen für ihn leicht ebenso segensreich werden wie einst die diplomatische Niederlage des großen Kurfürsten auf dem Westphälischen Friedenstage. Nicht aus Uebermuth wahrlich hatte Hardenberg die Gegner gefragt: wollt Ihr Preußen durchaus zwingen nach neuen Vergrößerungen zu streben? Nur die Gedankenlosigkeit der Hofburg und der kleinen Staaten vermochte sich darüber zu täuschen, daß die neue Gestaltung des preußischen Gebietes keine Dauer versprach, daß eine Großmacht in so unnatürlicher Lage nicht verharren durfte. Die Hälfte Deutschlands gehorchte dem preußischen Scepter; war in dieser erst der deutsche Einheitsstaat fest und sicher begründet, so mußte früher oder später die Stunde

kommen, da das Schwert Friedrichs wieder aus der Scheide fuhr um auch die andere Hälfte, die noch in allen Gliedern die Nachwirkung der zweihundertjährigen Fremdherrschaft verspürte, zum Vaterlande zurückzuführen.

Als ein Menschenalter später die Vertreter der Nation ohne die Mitwirkung der Fürsten über den Neubau des deutschen Gesammtstaates beriethen, vergeudeten sie die günstige Zeit mit Berathungen über die Grundrechte des Volks. Derselbe dunkle Drang der Selbstsucht beherrschte die Diplomaten, die in Wien ohne Zuziehung der Nation über Deutschlands Zukunft verhandelten; das deutsche Verfassungswerk gerieth nach kurzem Anlauf ins Stocken, der Streit über die dynastischen Interessen des Hauses Wettin nahm Monate lang alle Kräfte des Congresses in Anspruch, und erst gegen das Ende des großen Fürstentages, als die Dinge bereits völlig aussichtslos lagen, ward in übereilter Hast die deutsche Bundesacte beendigt. Sehr günstig hatten die Aussichten freilich nie gestanden. Einem Lande, dessen Grenzen Niemand kannte, dem unbestimmten Begriffe „Deutschland“ eine feste politische Form zu geben war an sich eine unmögliche Aufgabe. Ein erbarmungsloser Druck der Noth, wie er einst die Staaten Nordamerikas gezwungen hatte widerwillig auf ihre Souveränität zu verzichten, ward in jenem Augenblicke nicht fühlbar, da alle Welt auf eine lange Zeit friedlichen Behagens hoffte. So zeigte sich denn hart und nackt das politische Naturgesetz, das jeden Staat treibt, sein Ich, seine Unabhängigkeit bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Ehrfurcht vor dem großen Vaterlande, Dankbarkeit gegen seine Befreier, Scham über die eigenen Frevel ließ sich von den Sklaven Napoleons nicht erwarten.

Auch eine durchgebildete öffentliche Meinung, ein leidenschaftlicher Volkswille, stark genug die Widerstrebenden fortzureißen bestand noch nirgends. Was diese Generation an schöpferischem politischem Vermögen besaß, war in dem ungeheuren Ringen um die Befreiung des Vaterlandes darauf gegangen. Wohl flogen die Hoffnungen der Patrioten hoch; wir warten, sagte Arndt, einer neuen Herrlichkeit wie seit Jahrhunderten nicht gewesen ist! Die constitutionellen Ideen der Revolution hatten in der Stille auf deutschem Boden überall Wurzeln geschlagen, „Verfassung“ und „Repräsentativsystem“ galten bereits als gleichbedeutende Worte. Gleichzeitig, unter Männern von ganz verschiedener Bildung, ward die zuversichtliche Weissagung laut: wie die kirchliche Reformation im sechzehnten, so werde die politische im neunzehnten Jahrhundert von Deutschland über die Welt hinausgehen. Zu diesen modernen Gedanken gesellten sich romantische Erinnerungen aus Deutschlands ältester Geschichte: die unvergeßliche Schande der Regensburger Tage schien wie ausgelöscht, mit der Herstellung von Kaiser und Reich mußte auch die Macht der Ottonen

den Deutschen wiederkehren. Niemals hat sich ein hochbegabtes und hochgebildetes Geschlecht in so kindlich unklaren politischen Vorstellungen bewegt; Alles was diese Zeit über den Staat dachte kam aus dem Gemüthe, aus einer innigen, überschwänglichen Sehnsucht, die ihre Ideale nach Belieben bald in der Vergangenheit bald in der Zukunft suchte. Ganz unbefangen verschmolz man das Uralte mit dem Allerneuesten: während der Rheinische Mercur das Scharnhorstische Heerwesen und die Aufhebung aller deutschen Binnenmauthen empfahl, holte er zugleich Dantes Monarchia aus dem Staube hervor und meinte durch die Ideen des dreizehnten Jahrhunderts die Leiden der neuen kaiserlosen Zeit zu heilen. Daß der Politiker bei der Stange bleiben, für seine Gedanken einstehen soll, war der Mehrzahl dieser Publicisten noch unbekannt; harmlos, unmaßgeblich gab Jeder in Zeitungen und Flugschriften seine Wünsche und Einfälle zum Besten, gern bereit auch die entgegengesetzte Ansicht sich anzueignen. Arndt erklärte gradezu: „die Zeit ist jetzt so, daß ein gescheidter Mann blos Ideen aussäen darf aus der Lust des Säens und weil er die Nothwendigkeit begriffen hat, daß die in mancher Hinsicht noch immer zu trägen germanischen Geister aufgeschüttelt werden.“ — Wie richtig hatte doch Fichte seine Zeitgenossen beurtheilt, da er sagte, der Deutsche könne nie ein Ding allein wollen, er müsse auch stets das Gegentheil dazu wollen!

Und welches krankhaft überspannte Selbstgefühl mitten in dieser Zerfahrenheit der öffentlichen Meinung! Unablässig versichern die Blätter: Einzelheiten ausgenommen ist die ganze Nation vollkommen mit sich einverstanden und weiß was ihr frommt und was sie zu fordern berechtigt ist; mit unendlicher Verachtung reden sie von dem Lottospiele der Politiker und den Spiegelfechtereien der Diplomatik. Dies tapfere Geschlecht durfte sich mit gerechtem Stolze eines Heldenkampfes rühmen, und da nun der Verfassungsbau des neuen Deutschlands so lächerlich weit zurück blieb hinter den kühnen Erwartungen des Befreiungskrieges, so entstand in der Nation ein verhängnißvoller Irrthum, der durch zwei Menschenalter wie ein Fluch auf dem deutschen Leben gelegen hat: der Wahn, als ob die Zersplitterung des Vaterlandes allein die Schuld der Höfe sei und nicht ebenso sehr die Schuld dieses zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen patriotischer Sehnsucht und particularistischer Gewöhnung hin und her schwankenden Volkes selber. Die Sprache der Publicistik zeigte ein eigenthümliches Gemisch von Salbung und Bitterkeit. Nirgends erklang sie lauter als in den Spalten des Rheinischen Mercurs, der denn auch schon im Sommer 1814 in den Rheinbundsstaaten des Südens verboten ward. Mögen die Fürsten ernstlich bedenken, rief Görres drohend, wie ihre Völker sie empfangen werden, wenn sie ein zerfetztes Vaterland mit nach Haus bringen, dann bleibt uns nur noch die Wahl zwischen Entwürdigung und Empörung! Das Bild der deutschen Verfassung, das

der Mehrzahl der Patrioten vorschwebte, entsprach etwa jenem Vorschlage für das künftige Reichswappen, welchen der Rheinische Mercur veröffentlichte: „der Doppeladler den schwarzen Aar zärtlich umhalsend und der bairische Löwe friedlich dazu gesellt!" Wahrlich, es war nicht blos trübe Verstimmung, wenn Goethe sagte: der Schlaf sei zu tief gewesen, diese eine Aufrüttelung würde nicht genügen.

So weit sich in dem Durcheinander guter Vorsätze und phantastischer Wünsche ein greifbarer politischer Gedanke erkennen ließ, fand der Plan der Wiederherstellung des habsburgischen Kaiserthums außerhalb der alten preußischen Provinzen noch den meisten Anklang. Was wußte man auch in den Kleinstaaten von der traurigen Rolle, welche das Haus Oesterreich noch in dem jüngsten Kriege gespielt? Mancher wackere Mann sah zwischen Schwarzenberg und Gneisenau, Giulai und Bülow keinen wesentlichen Unterschied. Der Rheinische Mercur bewunderte den „rührend wahren" Charakter des Kaisers Franz: in dem sei kein Arg, keine Ader vom Tyrannen; selbst Metternich ward wohl zuweilen schwacher Gutmüthigkeit beschuldigt, an seiner deutschen Gesinnung zweifelte man nicht. Was schien natürlicher, als die Rückkehr zu den altheiligen Formen einer tausendjährigen Geschichte: nur ein Kaiser konnte das deutsche Dornröschen aus dem Schlummer wecken. In Vers und Prosa fand der alte Kaisertraum neuen Ausdruck:

> Ach das Sehnen wird so laut:
> Wollt Ihr keinen Kaiser küren?
> Kommt kein Ritter heimzuführen
> Deutschland die verlassne Braut?

Die Frage, ob denn die heillose Vereinigung deutscher und ausländischer Interessen abermals beginnen sollte, ward mit einigen nachdrücklichen patriotischen Vermahnungen abgethan. Görres befahl kurzab: „deutsche Fürsten auf fremden Thronen müssen ihre deutschen Länder nie in fremde Angelegenheiten mischen!" Noch beweglicher redete Rückert dem Adler Habsburgs ins Gewissen:

> Nicht die fremde Pommeranze
> Ists, die Dir gehört zunächst:
> Der Reichsapfel, der im Glanze
> Hier an deutschen Eichen wächst!
> Willst bei Apfel, Stab und Kronen
> Nicht auf unsern Eichen wohnen?

Der Naturforscher Oken, ein warmherziger Patriot von handfestem, kurz angebundenem Radicalismus, erwies in der Jenenser Nemesis: mit der Kaiserkrone seien alle anderen Forderungen der Nation von selbst erfüllt, durch sie erlange Deutschland wieder den ersten Rang in Europa. Der geistvolle Philolog F. G. Welcker führte noch zwei Jahre später in den Kieler Blättern alle Gebrechen des Vaterlandes darauf zurück, „daß

dem verfallenen Deutschland kein Kaiser werden wollte.“ So lebendig erhielt sich der Gedanke des Kaiserthums, doch wer vermochte ihn praktisch zu gestalten? Die harte Thatsache des deutschen Dualismus machte den Patrioten für die Zukunft geringe Sorgen: wenn die Lothringer, nach einem Vorschlage des Rheinischen Mercurs, mit den Hohenzollern eine Erbverbrüderung schlossen, so stellte sich ja die wirkliche Einheit über lang oder kurz von selber her. Bis dahin mußte man dem preußischen Staate allerdings eine gewisse Unabhängigkeit neben und unter der österreichischen Kaiserkrone zugestehen. Ein Aufsatz im Mercur wollte den Kaiser Franz an die Spitze eines zwiegetheilten Reichstags stellen, so daß Preußen das norddeutsch-protestantische Collegium, Oesterreich das rheinisch-katholische leitete. Der preußische Staat sollte die schaffende und treibende Kraft in diesem Doppelreiche bilden; denn seit der Staat Friedrichs seine alte Kraft wiedergewonnen hatte, gab man sich draußen im Reiche wieder, wie im achtzehnten Jahrhundert, der behaglichen Ansicht hin, daß Preußen von der gütigen Natur dazu bestimmt sei den anderen Deutschen die Last und Arbeit der großen Politik dienstfertig abzunehmen. Den Oesterreichern theilte Görres die angenehmere Aufgabe zu, „das innerlich wärmende und nährende Element“ im deutschen Reiche zu bilden, dies entspreche ihrem „Stammescharakter“. Aehnliche Ansichten vertrat der wohlmeinende Hildburghausener Geheime Rath Schmid in seinem Buche „Deutschlands Wiedergeburt“; er dachte sich die preußische Krone als den Reichsverweser im Norden und zugleich als einen warnenden Rath und Volkstribunen neben dem österreichischen Erbkaiser.

Auch was Arndt auf Steins Veranlassung „über die künftige ständische Verfassung“ schrieb, zeigt doch, daß der herrliche Mann über die wesentlichen staatsrechtlichen Begriffe noch gar nicht nachgedacht hatte. Er fordert einen Kaiser und einen aus den Landboten der Provinzen gebildeten Reichstag, ohne der Rechte der Fürsten auch nur zu gedenken; er verlangt die alten Landstände zurück, allerdings nicht so unbedingt wie der Koblenzer Romantiker, der die Dreizahl des Lehr-, Wehr- und Nährstandes feierte, sondern in etwas modernerer Form, und diesen altständischen Körperschaften sollen die Minister verantwortlich sein. Die wenigen politischen Sätze der Schrift liegen vereinzelt wie die Muscheln am Strande im dicken Sande moralischer, historischer, ethnographischer Betrachtungen. Die gesammte Bildung der Zeit blieb noch durch und durch unpolitisch, die Methode politischen Denkens, die Kunst sachlicher Erörterung besaßen unter allen deutschen Publicisten nur Zwei: Niebuhr, der sich über die deutsche Verfassungsfrage niemals aussprach, und Gentz, die Feder der Hofburg. Und wie fremd war doch selbst den besten Deutschen jener Tage der ruhige, gehaltene Nationalstolz eines großen Volkes. Auf der einen Seite ein fanatischer Haß gegen Frankreich, ein Haß, welchen Arndt noch nach dem Kriege als den heiligen Wahn, als die Religion unseres

Volkes verherrlichte; auf der anderen eine ebenso blinde Bewunderung für das allein freie England, das allein unter allen heutigen Völkern von vielen herrlichen Namen leuchte — und dies aus dem Munde der Landsleute von Goethe, Stein, Blücher und Gneisenau! Als die Pläne der Welfen auf dem Congresse sich enthüllten, da gingen dem treuen Manne freilich die Augen auf, und er sagte in einer seiner schönsten Schriften, dem „Blick aus der Zeit in die Zeit" frisch von der Leber weg dem englischen Kleinsinn und dem hannoverschen Dünkel harte Wahrheiten.

Ueberall, auch in den Schriften der kundigsten Publicisten, wird als unumstößliche Wahrheit gepredigt, die Kleinstaaterei sei Deutschlands Zierde, sei der kräftige Fruchtboden unserer Freiheit und Cultur; die alte unselige Verwechslung von Freiheit und Vielherrschaft kehrt in den mannichfachsten Formen wieder. Aber da man mit dem Wasser der Kleinstaaterei auch das Feuer der nationalen Macht verschmelzen wollte, so war allen politischen Tausendkünstlern Thür und Thor geöffnet. Die handgreifliche Wirklichkeit der deutschen Einzelstaaten nöthigte die Publicisten von selbst zu nüchterner Selbstbeschränkung; hinsichtlich der Rechte der Landstände entstand bereits eine gewisse Uebereinstimmung der Ansichten, Alle forderten das Recht der Bitten und Beschwerden sowie die Steuerbewilligung, die Meisten auch Theilnahme an der Gesetzgebung. Dagegen bot die unfindbare Größe des deutschen Gesammtstaates ein bequemes Versuchsfeld für dilettantische Schrullen und spielende Willkür; für das große Vaterland erschien keine Narrheit zu abgeschmackt. Da empfahl Professor Lips in Erlangen ein Kaiserthum, das unter den deutschen Fürsten aller fünf Jahre reihum gehen sollte: — wie der Plumpsack, meinte Görres. Da sendete ein hannoverscher Staatsmann dem Congresse den Entwurf einer deutschen Bundesacte, die sich bereits im Artikel 7 zu dem geistreichen Satze erhob: „die große Frage, von welcher alles Uebrige abhängt, besteht aber darin: wie soll es künftig in Deutschland werden und welche Verfassung soll es erhalten? Hic nodus Gordius."

Neben den verworrenen Träumereien der Patrioten ließen sich auch schon wieder die begehrlichen Wünsche des Particularismus vernehmen. Der geistreiche schwergelehrte Karl Salomo Zachariä, ein würdiger Vertreter jenes bedientenhaften alten Professorenthums, das nun doch anfing seltener zu werden, hatte sich bei seiner Berufung nach Heidelberg sofort aus einem unterthänigen Kursachsen in einen unterthänigen Badener verwandelt und schrieb jetzt, ganz im Geiste der Carlsruher Rheinbundsgesinnung, einen „Entwurf zu dem Grundvertrage des deutschen Staatenbundes". Keine Rede mehr von der tausendjährigen Geschichte der deutschen Nation; die souveränen Fürsten Deutschlands können sich nur zum Zwecke der Sicherung der inneren Ruhe und zur Vertheidigung gegen das Ausland verbinden; in allen anderen Angelegenheiten gilt das liberum veto, dergestalt, daß Bundesbeschlüsse nur die Zustimmenden

verpflichten. Ueber diesem Chaos steht ein Bundestag in Wien, geleitet von dem Protector Oesterreich und dem Erzkanzler Preußen. Noch deutlicher sprach jener Gehilfe Münsters, Sartorius in einer Flugschrift, die einen Sonderbund aller Mittel- und Kleinstaaten empfahl. Das Aeußerste leistete ein in der diplomatischen Welt insgeheim verbreitetes Schriftchen „Zum Wiener Congreß", das wahrscheinlich mit La Besnardieres Beihilfe verfaßt war: hier ward ungescheut die Wiederherstellung des Rheinbundes für den Süden und Westen angerathen, der Norden mochte sich an Preußen halten. Aber auch ein wohlgemeintes patriotisches Buch („Ideen über die Bildung eines freien germanischen Staatenbundes") verlangte die Bildung einer Foederation der Kleinstaaten unter Baierns Führung. Der Verfasser war wahrscheinlich der Leipziger Buchhändler Baumgärtner, Generalconsul des Königs von Preußen. Die unglaubliche Begriffsverwirrung der beiden nächsten Jahrzehnte kündigte sich schon an in der charakteristischen Thatsache, daß sogleich nach dem Befreiungskriege ein wackerer, verständiger Deutscher in aller Unschuld den preußischen Staat als eine halbfremde Macht behandeln konnte!

Die altpreußischen Provinzen verhielten sich gänzlich schweigsam in diesem Federkriege. Die Natur forderte ihre Rechte nach der krampfhaften Anspannung des ungleichen Kampfes; manche der Einsichtigen fühlten wohl auch, daß der Traum des preußischen Kaiserthums, der in den Kreisen der Freiwilligen so oft besprochen worden, für jetzt ganz unmöglich blieb. Nur in den Deutschen Blättern des wackeren Leipziger Buchhändlers F. A. Brockhaus ward einmal eine Stimme laut, die den Ansprüchen Preußens einigermaßen gerecht wurde. Ein Artikel „Tantae molis erit Germanam condere gentem" zeigte mit einer damals unerhörten Nüchternheit: für den Einheitsstaat, der unser Ziel bleiben müsse, sei der rechte Augenblick noch nicht gekommen; von der Erneuerung der alten sogenannten freien Foederativverfassung könne man aber nichts Anderes erwarten als die Wiederkehr jener elenden Zeiten, da Deutschland „das allgemeine Wirths-, Werb- und Hurenhaus von ganz Europa war". Vorderhand bleibe den Deutschen lediglich die Aufgabe, den Ausbau der Freiheit im Innern zu sichern, und in dieser Hinsicht biete nur ein Staat Grund zur Hoffnung: Preußen. Der also schrieb wagte noch kaum zwischen den Zeilen anzudeuten, daß er von Preußen dereinst auch die Vollendung der nationalen Einheit erwartete.

Wie viel tapferer ging der Adjutant Karl Augusts, der junge Thon auf die Frage der deutschen Zukunft los — derselbe, der späterhin als Leiter des Weimarischen Finanzwesens in der Geschichte des Zollvereins eine Rolle spielen sollte. Er hatte unter den Lützow'schen Jägern mitgefochten und sich die stolzen patriotischen Stimmungen der Kriegszeit auch während des Congresses treu bewahrt. Als er nun das unvermeidliche Mißlingen der Wiener Verhandlungen vor Augen sah, schrieb er kurz,

scharf und sicher einen Aufsatz: Was wird uns die Zukunft bringen?*) und erwies, wie für jetzt doch nur ein ganz loser Bund ohne Haupt zu Stande komme; das alte Reich sei todt für immer, alle Hoffnungen der Nation beruhten fortan auf Preußens innerer Entwicklung. Möge dieser Staat sich innerlich kräftigen, dann werde er stark genug sein um dereinst die undeutschen Mächte Oesterreich und England aus unserem Lande hinauszuschlagen, die Mittelstaaten, Napoleons Gebilde, zu zertrümmern und die gesammte Nation unter seiner Krone zu vereinigen. So die Gedanken eines deutschen Soldaten im Mai 1815. Sie blieben den Zeitgenossen verborgen wie jene Schrift Fichtes aus dem Sommer 1813; vielleicht daß einmal Karl August auf die Abhandlung seines jungen Adjutanten einen Blick geworfen und darin einen Anklang an die Fürstenbundsträume seiner eigenen Jugend erkannt hat. Wie unheimlich erscheint doch die schwerflüssige Langsamkeit der nationalen Entwicklung neben den raschen Gedanken der kurzlebigen Einzelmenschen! Vor hundertundfünfzig Jahren gerade hatte Pufendorf die Bildung des Deutschen Bundes vorausgesagt; jetzt endlich ward das Seherwort zur Wahrheit. Und wie viele Jahrzehnte voll Sorge, Schmach und Arbeit sollten abermals vergehen, bis sich erfüllte was dieser neue namenlose Prophet, allein unter allen Zeitgenossen, vorher sah: die Losreißung von Oesterreich und die Einheit Deutschlands unter Preußens Krone!

Eine so verworrene öffentliche Meinung konnte den Cabinetten nicht die Richtung auf bestimmte Ziele geben; sie bewirkte nur das Eine, daß eine deutsche Bundesverfassung überhaupt zu Stande kam. Die österreichischen Staatsmänner hatten noch in Teplitz beabsichtigt, die deutschen Souveräne wie die italienischen lediglich durch eine Defensiv-Allianz mit der Hofburg zu verbinden. Aber schon während des Krieges war Metternich zu der Einsicht gelangt, daß Angesichts der hochgespannten Erwartungen der deutschen Nation irgend eine festere Form bündischer Verfassung gewährt werden müsse. Deshalb, aus Furcht vor der Revolution, gab er in Chaumont dem Drängen Hardenbergs nach und bewilligte die Zusage „eines foederativen Bandes“ für die deutschen Staaten. Auch darin zeigte sich die Erstarkung des neuen Deutschlands, daß keine der fremden Mächte in Wien den Anspruch erhob unmittelbar in die deutschen Verfassungshändel einzugreifen. Für diese Arbeit, die ihm die heiligste aller irdischen Angelegenheiten blieb, setzte Stein die ganze Wucht seines heroischen Willens ein. Mit heiligem Entsetzen sahen die kleinen Fürsten und Minister auf den unzähmbaren Mann, wie er einmal, die mächtigen Augen funkelnd, die Nase kreideweiß vor Zorn, dem bairischen Kronprinzen die geballte Faust vor das Gesicht hielt. Doch was vermochte alle Leiden-

*) Als Manuscript gedruckt Weimar 1867 u. d. T.: Aus den Papieren eines Verstorbenen.

schaft, alle Ausdauer gegenüber einer Aufgabe, die schon völlig unlösbar geworden war durch den Dualismus der Großmächte, durch den bösen Willen der Rheinbundshöfe und nicht am Wenigsten durch die allgemeine, auch von Stein selber getheilte politische Unklarheit der Zeit?

Sobald der Reichsritter sich überzeugte, daß Oesterreich die Wiederannahme der Kaiserwürde hartnäckig abwies, ließ er seine Teplitzer Pläne fallen und arbeitete, noch in Chaumont am 10. März 1814, einen neuen Bundesentwurf aus, welcher die executive Gewalt den vier größten deutschen Staaten zuwies. Sein Augenmerk war jetzt vornehmlich auf die Beschränkung des „Sultanismus“ der kleinen Despoten gerichtet; darum Grundrechte, „Rechte der Deutschheit,“ von Bundeswegen jedem Deutschen gewährleistet, und ein aus Abgeordneten der Fürsten und der Landtage gemischter Bundestag. Im nächsten Sommer ward dieser Entwurf von Neuem umgestaltet und im Juli, bei einer Zusammenkunft in Frankfurt, mit dem Staatskanzler und dem Grafen Solms-Laubach eingehend berathen. Widerstrebend ergab sich der Freiherr jetzt darein, die Abgeordneten der Landtage aus dem Bundestage auszuschließen; bildet man den Bundestag allein aus Fürsten, meinte er bitter, so vertraut man den Schutz der landständischen Rechte gerade denen an, welche ein Interesse haben sie zu untergraben! Aber die Unmöglichkeit, bei Oesterreich und den Rheinbundshöfen ein deutsches Parlament durchzusetzen sprang in die Augen, desgleichen die unbehilfliche Schwerfälligkeit einer allzu zahlreichen Bundesversammlung ohne Haupt; auch schien es bei der Macht, welche die Landesherren besaßen, in der That unziemlich, ihre Vertreter unter der Ueberzahl der Volksabgeordneten verschwinden zu lassen. Der so naheliegende Gedanke, ein Staatenhaus für die Fürsten, ein Volkshaus für die Vertreter der Nation zu bilden, tauchte noch nirgends auf; um die Verfassung der nordamerikanischen Union hatte sich noch Niemand in Deutschland ernstlich bekümmert.

Den also umgebildeten Entwurf legte Hardenberg im September, gleich nach seiner Ankunft in Wien, dem österreichischen Minister vor, und seltsam genug war das Werk gerathen. Wie wunderlich hatten sich doch diese wohlmeinenden norddeutschen Patrioten gedreht und gewendet um die Quadratur des Cirkels zu finden und das kaum halbdeutsche Oesterreich mit dem eigentlichen Deutschland unter einen Hut zu bringen. Sie erkannten richtig, daß Oesterreich sich einer irgend kraftvollen Bundesgewalt nicht fügen konnte; jedoch da sie von der völligen Gleichheit Oesterreichs und Preußens wie von einem unantastbaren Glaubenssatze ausgingen, so verlangten sie für das Haus Lothringen nicht jene privilegirte Sonderstellung zurück, welche die kaiserlichen Erblande im alten Reiche seit Jahrhunderten eingenommen hatten, sondern schlugen vor: Oesterreich solle nur mit den Ländern westlich des Inns, Preußen nur mit den Provinzen links der Elbe in den engeren Bund eintreten, beide Mächte aber

für ihr gesammtes Gebiet eine ewige Allianz mit Deutschland schließen. Dabei war als selbstverständlich vorausgesetzt, daß Oesterreich seine oberrheinischen Provinzen doch noch wieder übernehmen würde. Auch die Schweiz und die Niederlande beabsichtigte man zu einem ewigen Bündniß einzuladen. Tragische Ironie des Schicksals! Unmittelbar nachdem die Märker, Pommern, Preußen und Schlesier den anderen Deutschen das Signal gegeben hatten für den Kampf der Befreiung, dachte unser erster Staatsmann alles Ernstes diese Kernlande des neuen Deutschlands vom Deutschen Bunde auszuschließen.

In dies Deutschland links der Elbe und des Böhmerwaldes wollte Stein die Kreisverfassung des alten Reichs wieder einführen, damit die unbrauchbaren Contingente der kleinsten Staaten zu leistungsfähigen Massen zusammengeballt würden. Daher sieben Kreise, und wo möglich noch die Niederlande als achter burgundischer Kreis. Oesterreich und Preußen übernehmen in je zwei Kreisen, Baiern, Hannover, Württemberg in je einem das Amt des Kreisobersten, die militärische Führung und die Aufsicht über die Ausführung der Bundesgesetze; die vormaligen Kurfürsten von Baden und Hessen erhalten in je einem Kreise die Stelle des zweiten Kreisobersten. Hier aber erhob sich die peinliche Frage, ob man dem unsteten Ehrgeiz des Münchener und Stuttgarter Hofes eine verstärkte Macht gewähren dürfe. Alle kleinen Nachbarn zitterten vor der gewaltthätigen Ländergier des Königs Friedrich; die Hechinger Regierung beschwor die preußischen Staatsmänner beweglich*), doch ja dafür zu sorgen, daß ihr Ländchen nicht gänzlich von württembergischem Gebiete umschlossen würde, sondern durch badisches Land hindurch einen freien Zugang zum Bodensee erhielte. Deshalb schlug Stein vor, dem bairischen und schwäbischen Kreise ausschließlich die Gebiete von Baiern und Württemberg zuzuweisen; die sämmtlichen Kleinstaaten wurden der Führung der drei sogenannten deutschen Großmächte, Oesterreich, Preußen, England-Hannover untergeben. Diese sieben vormaligen Kurfürsten bilden zusammen den Rath der Kreisobersten, der die executive Gewalt, die auswärtige Politik und das Kriegswesen in seine Hand nimmt; kein Bundesstaat darf selbständig mit dem Auslande unterhandeln. Der Kurfürstenrath des alten Reichs, der selbst in der Rheinbundsverfassung als Rath der Könige fortbestanden hatte, sollte also mit erhöhter Macht wieder aufleben. Stein wollte, wie alle preußischen Staatsmänner, so weit noch möglich zurückkehren auf den Rechtsboden, welchen die Fürstenrevolution von 1803 geschaffen hatte. Das Directorium im Rathe der Kreisobersten erhalten Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich, dergestalt daß Oesterreich wie vor Alters den Vorsitz führt, Preußen aber das eigentliche Direc-

*) In wiederholten Eingaben des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen an den Staatskanzler.

torium, die Geschäftsleitung übernimmt, wie einst Kurmainz „Mund und Feder" des Regensburger Reichstags war. Die gesetzgebende Gewalt steht, gemeinsam mit den Kreisobersten, dem Rathe der Fürsten und Stände zu, der alle mindermächtigen Fürsten, die freien Städte und die Mediatisirten umfaßt: jeder Stand, der ein Gebiet von mehr als 50,000 Köpfen besitzt, erhält eine Stimme, gleichviel ob er noch Souverän heißt oder nicht, die übrigen zusammen haben sechs Curiatstimmen.

Auf solche Weise wollte der Reichsritter den unglücklichen Opfern des Staatsstreichs von 1806 gerecht werden ohne ihnen doch die Landeshoheit zurückzugeben. Er machte seine preußischen Freunde wiederholt darauf aufmerksam, daß man die in ihrer Macht so ungleichen Mediatisirten nicht alle auf gleichen Fuß behandeln dürfe*); da sei das Gesammthaus Hohenlohe mit 106,000 Seelen, Fürstenberg mit 83,000 und so abwärts bis zu den Aspremonts, die ein Völkergewimmel von 195 Köpfen beherrschten. Den besten Theil des Entwurfs bildeten die Abschnitte über die Rechte der Nation: in jedem Bundesstaate sollen Landstände bestehen mit dem Rechte der Steuerbewilligung, der Vertretung der Landesrechte, der Mitwirkung bei der Gesetzgebung; jedem Deutschen wird die Sicherheit des Eigenthums gewährleistet, desgleichen Preßfreiheit, das Recht der Beschwerde, das Recht in andere deutsche Staaten auszuwandern und sich auf jeder deutschen Lehranstalt zu bilden.

Als Hardenberg am 13. September in Baden bei Wien diesen Plan mit Metternich besprach, zeigte sich sogleich, daß Oesterreich einen so ausführlichen Entwurf nicht wünschte. Die Hofburg war, wie Gentz seinem Karadja gestand, von vornherein gesonnen in Wien nur die allgemeinen Grundzüge der Bundesverfassung festzustellen, alles Weitere dem Frankfurter Bundestage zu überlassen; mehr als das schlechthin Unerläßliche wollte sie den Souveränen nicht zumuthen. Sodann verlangte Metternich, daß Oesterreich und Preußen mit allen ihren vormals „teutschen Ländern" dem Bunde beiträten; nur die Wacht am Oberrhein wollte Oesterreich durchaus nicht wieder übernehmen, Hardenberg gab um so leichter nach, da durch Oesterreichs Vorschlag der Rechtsboden von 1803 wiederhergestellt wurde. Mit Behagen erzählten die k. k. Diplomaten ihren Vertrauten, daß nunmehr der Kaiserstaat in allen Kriegsfällen, etwa die italienischen Händel ausgenommen, auf die Heeresfolge Deutschlands rechnen könne; lägen doch irgendwo in Galizien zwei alte schlesische Lehen, die sogenannten Herzogthümer Zator und Auschwitz, folglich sei der Deutsche Bund auch zur Vertheidigung des österreichischen Polens verpflichtet! Welche Provinzen der beiden Großmächte als teutsche Länder zu betrachten seien, das hatte freilich in jener confusio divinitus ordinata, die sich römisches Reich nannte, Niemand zu sagen gewußt, und

*) Stein an Humboldt, 29. December 1814.

auch jetzt kam man darüber nicht ins Klare; die Frage ward erst vier Jahre später, auf dem Papiere mindestens, entschieden. Sicher war nur, daß mit dem Eintritt der Hauptmasse Cisleithaniens jede ernsthafte Bundesverfassung unmöglich wurde, und eben dahin ging Metternichs Absicht.

Endlich stellte der österreichische Minister seinem preußischen Freunde eindringlich vor, wie schwerfällig das zweiköpfige Directorium sei; wie viel einfacher, wenn Oesterreich, das doch nicht auf alle seine alten Kaiserrechte verzichten könne, allein den Vorsitz übernähme; alle deutschen Geschäfte würden ja doch im Voraus vertraulich zwischen den beiden führenden Großmächten vereinbart werden; auch sei unter dem Präsidium „blos eine formelle Leitung der Geschäfte zu verstehen". Hardenberg gab nach. Ebenso blind wie er einst in den Anfängen seiner diplomatischen Laufbahn an Frankreichs Freundschaft geglaubt hatte vertraute er jetzt auf Oesterreich; er wollte die Möglichkeit eines Streites zwischen den beiden Mächten nicht mehr zugeben und bemerkte nicht, welchen Vortheil in solchem Falle das Recht des Vorsitzes bot.*) Nunmehr wurde der Entwurf nach Oesterreichs Wünschen abgeschwächt und verkürzt, bis seine 41 Artikel zu zwölf zusammengeschrumpft waren. Diese zwölf Artikel legten die beiden führenden Staaten am 14. October dem Fünfer-Ausschusse vor, der nach dem Beschlusse der europäischen Mächte über die deutsche Verfassung berathen sollte. Das Schicksal des Deutschen Bundes ward also allein in die Hände von Oesterreich, Preußen, England-Hannover, Baiern und Württemberg gegeben; den übrigen Staaten blieb nur die nachträgliche Zustimmung vorbehalten.

Offenbar war dieser Versuch der Bildung einer deutschen Pentarchie nur ein willkürlicher Nothbehelf der Verlegenheit; denn wollte man sich an das historische Recht, an die alten Prärogativen des Kurfürstenrathes halten, so durfte man die Kurhäuser Baden und Hessen nicht ausschließen. Um die Willkür zu beschönigen berief sich Metternich auf jene Clausel der Accessionsverträge, welche die Kleinstaaten von Baden abwärts verpflichtete sich den Anforderungen der künftigen Bundesverfassung zu fügen; aber durch diese Zusage war das Recht der Mitberathung keineswegs ausgeschlossen. Der wirkliche Beweggrund für das eigenmächtige Vorgehen

*) Man hat oft behauptet, Metternich habe dem Staatskanzler mündlich die Theilung des Präsidiums für die Zukunft versprochen. Aber nicht nur ist für diese sonderbare Vermuthung niemals irgend ein Beweis erbracht worden, sondern es liegen auch Actenstücke vor, welche zu dem entgegengesetzten Schlusse zwingen. Im Jahre 1816 nämlich, unmittelbar vor Eröffnung des Bundestages, machte der Bundesgesandte von Hänlein auf eigene Hand den vergeblichen Versuch, nachträglich noch für Preußen einen Antheil am Präsidium zu erlangen. Es entspann sich darüber zwischen ihm und Hardenberg ein langer Briefwechsel, und in diesen sämmtlichen vertrauten Briefen, worin alle die Forderung Hänleins unterstützenden Gründe ausführlich erörtert werden, geschieht einer österreichischen Zusage nirgends Erwähnung.

der beiden Großmächte war lediglich die diplomatische Convenienz; sie hielten für unmöglich durch eine Verhandlung mit allen deutschen Staaten irgend ein Ergebniß zu erzielen. Der Erfolg lehrte jedoch, daß in dem wunderbaren Wirrsal der deutschen Politik das Leichte oft schwer und das Unwahrscheinliche möglich ist. Die Bundesverfassung kam erst zu Stande als man den bunten Haufen der gesammten Kleinstaaten zur Berathung heranrief. Die Verhandlungen des Fünfer-Ausschusses dagegen, die sich in dreizehn stürmischen Sitzungen bis zum 16. November hinzogen, verliefen ohne jedes Ergebniß; denn unter den auserwählten fünf Staaten tagten die beiden boshaftesten Feinde der deutschen Einheit, Baiern und Württemberg.

Sie hatten beide, Baiern ohne jede Bedingung, Württemberg unter einem nichtssagenden Vorbehalt, die volle Souveränität zugesichert erhalten; ermuthigt durch die unbillige Gunst, welche ihnen die Großmächte gewährten, entfalteten sie sofort, wie Stein entrüstet sagte, ihr System „der Vereinzelung gegen den Bund, des Ehrgeizes gegen die Kleinstaaten, des Despotismus gegen das eigene Land.“ Ihre Absicht war, wie die preußischen Staatsmänner sogleich erriethen, die Entscheidung der deutschen Verfassungsfrage so lange hinauszuschieben, bis ihre eigenen Gebietsansprüche nach Wunsch erledigt seien.*) Mit seiner gewohnten brutalen Grobheit versicherte Wrede sofort, die europäische Macht Baiern habe gar kein „persönliches Interesse“ an dem Deutschen Bunde, sie könne durch Anschluß an Frankreich weit größere Vortheile erlangen und wolle nur aus freundlicher Nachgiebigkeit gegen den allgemeinen Wunsch dem Vereine der deutschen Souveräne beitreten. Noch nach dem Congresse gestand Montgelas dem preußischen Gesandten von Küster „seine äußerste Gleichgiltigkeit gegen den Deutschen Bund: warum sollten denn die deutschen Staaten nicht wie die italienischen ganz selbständig neben einander leben, verbunden nur durch gute Nachbarschaft und gegenseitige freie Convenienz?“**)

Nichts lag den preußischen Staatsmännern ferner als eine radicale unitarische Politik. Während in Steins Augen der Einheitsstaat immer das Ideal blieb, theilten Hardenberg und Humboldt aus voller Ueberzeugung den allgemeinen Glauben an die culturfördernde Macht der Kleinstaaterei. Knesebeck führte in seiner doctrinären Weise wiederholt den Gedanken aus, Deutschland werde nur durch die Buntheit seiner politischen Zustände fähig den Mittelpunkt Europas zu bilden; er wollte „dies Centrum als Palladium für die freie Association und Erhaltung des Gleichgewichts auch dadurch stempeln, daß es Beides auch in sich darstellen soll.“***) Aber wie bescheiden auch die Wünsche der

*) So Humboldt in dem oben erwähnten Systematischen Verzeichniß.

**) Küsters Bericht, München 28. August 1815.

***) Knesebecks Denkschrift vom 7. Januar 1814.

Preußen waren, der frivole Hohn gegen Deutschland, welchen Wrede zur Schau trug, erregte doch ihren Zorn. Der Baier erklärte kurzab, sein König sei nicht gewillt, „sich der Ausübung irgend eines Regierungsrechtes, das der Souveränität anhängt, zu begeben," am Allerwenigsten der Befugniß, nach Belieben mit dem Auslande Bündnisse abzuschließen; denn an diesem Rechte finde der bairische Nationalstolz Gefallen; verzichte man darauf, so „verliere Baiern an Achtung und Würdigkeit bei den Auswärtigen". Für die fünf Kreisobersten verlangte er vollständige Parität, also ein jährlich wechselndes Directorium. Darum wünschte er auch möglichst wenige Provinzen Oesterreichs und Preußens in den Bund aufzunehmen; jedenfalls dürften die beiden Großmächte nur ebenso viel Truppen zum Bundesheere stellen wie Baiern.

So enthüllte sich zum ersten male die Absicht der Mittelstaaten das deutsche Heer, aus Eifersucht gegen die Großmächte, zu schwächen — eine Politik des Neides, die selbst in der polnischen Geschichte kein Seitenstück fand und nach Jahren in der lächerlichen Kriegsverfassung des Deutschen Bundes ihre Absichten durchsetzen sollte. Noch frecher als die Baiern sprachen die württembergischen Bevollmächtigten; sie rührten durch ihre herausfordernden Reden den ganzen ekel Bodensatz der alten Rheinbundsgesinnung wieder auf. Von Grundrechten der Nation wollten sie schon darum nichts hören, weil der Stuttgarter Hof das Dasein einer deutschen Nation nicht anerkannte. Eine schamlose Geschichtsverfälschung, die bereits in den Schulen der Rheinbundsstaaten ihr Gift zu säen begann, leugnete kurzerhand Alles ab was den Deutschen durch Jahrhunderte gemeinsam gewesen, ließ aus der gesammten Vorzeit unseres Volkes nichts gelten als die acht Jahre der napoleonischen Anarchie. „Der Zweck des Bundes, erklärte Minister von Linden trocken, widerspricht der Absicht, aus verschiedenen Völkerschaften, z. B. Preußen und Württembergern, so zu sagen eine Nation zu bilden!" Dagegen zeigte der Stuttgarter Hof einen sehr verdächtigen Eifer für die Kreisverfassung. Er wünschte, daß allein die Kreisobersten Mitglieder des Bundes werden, alle anderen Fürsten sich nur als untergebene Kreisstände „den fünf Mächten" anschließen sollten, und verlangte vornehmlich Vergrößerung der südwestdeutschen Kreise, damit König Friedrich den ersehnten neuen Landgewinn auf einem Umwege erlangen und über vier Millionen mittelbarer oder unmittelbarer Unterthanen das Schwert des Kreisobersten schwingen konnte.

Die preußischen Bevollmächtigten führten den Kampf gegen dies unwürdige Treiben in erster Reihe; selbst Metternich sah nicht ohne Sorge, daß die zu Ried und Fulda gestreute Saat doch gar zu üppig aufging, und konnte nicht umhin seinen süddeutschen Schützlingen zuweilen zu widersprechen, namentlich wenn sie den Rechten seiner Standesgenossen, der Mediatisirten zu nahe traten. Münster endlich ergriff begierig die Gelegenheit um das Licht der gerühmten welfischen Freiheit vor aller

Welt leuchten zu lassen. Sein Prinzregent theilte soeben in einem hochmüthigen Rundschreiben den europäischen Höfen die Gründung des Königreichs Hannover mit und stellte die fragwürdige Behauptung auf, „durch seine Verbindung mit Großbritannien habe das welfische Haus dem deutschen Vaterlande vielfältig Schutz und Unterstützung angedeihen lassen.“ In dem gleichen prahlerischen Tone schrieb Münster eine Note zur Bekämpfung der Doctrinen des württembergischen Sultanismus; er wies nach, daß die Rechte der Landstände durch die Souveränität der kleinen Kronen keineswegs hinfällig geworden seien, und ward von der urtheilslosen öffentlichen Meinung wegen seiner edlen liberalen Gesinnung hoch gepriesen, während er doch in Wahrheit nur für das Ständewesen des hannoverschen Adelsregiments eine Lanze gebrochen hatte. Die Lage der Dinge im Fünfer-Ausschuß gestaltete sich bald so hoffnungslos, daß Stein im äußersten Unmuth den Czaren zu Hilfe rief. Alexander ließ mit warmen Worten seine Zustimmung zu den Vorschlägen der deutschen Großmächte aussprechen und mahnte die deutschen Staaten an die Verheißungen der Kalischer Proclamation. Der Stuttgarter Despot aber konnte die frevelhaften Angriffe auf die Vollgewalt seiner Rheinbundskrone nicht länger mehr mit ansehen; „man wird sich bald schämen müssen ein Württemberger zu sein“ — hörte man ihn schelten. Am 16. November erklärte Württemberg seinen Austritt aus dem Rathe der Fünf, und vor den Augen des spottenden Europas ging die deutsche Pentarchie an ihrer Uneinigkeit zu Grunde.

Unterdessen hatten sich auch die kleinen Staaten geregt, mit Recht erbittert über die angemaßte Fünfherrschaft. Baden, das vergeblich Einlaß in den Rath der Fünf verlangt hatte, überreichte an demselben Tage, da Württemberg ausschied, eine förmliche Verwahrung, welche dem Großherzog alle Rechte der unbeschränkten Souveränität vorbehielt. Die bonapartistische Gesinnung des Ministers von Hacke verschmähte die gehässigsten Worte nicht: nicht darum habe sein Großherzog fremde Ketten abgestreift um vielleicht eigene zu tragen. Gagern aber versammelte die Vertreter der meisten Kleinstaaten, von Kurhessen abwärts, um sich und stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, den Großen „fühlbar zu machen, daß wir da sind und unser Handwerk wohl verstehen.“ Eine überaus gemischte Gesellschaft fand sich hier zusammen: ehrliche, einsichtige Patrioten wie Smidt und der Mecklenburger Plessen, verstockte Particularisten wie der Nassauer Marschall, endlich Phantasten wie Gagern selber, der nicht die rheinbündische Gesinnung Baierns und Württembergs fürchtete, sondern „die verhüllte Zweiherrschaft“ Oesterreichs und Preußens. Manche der Theilnehmer bestimmte lediglich die Eifersucht gegen die Mediatisirten; sie wollten sich nicht überbieten lassen von diesen Entthronten, die als consequente Legitimisten für alle Kleinodien aus des heiligen Reiches Rumpelkammer sich begeisterten und den Kaiser Franz mit Bitten um die Wie-

derannahme der Karolingerkrone bestürmten. Einig waren die Kleinstaaten vorderhand nur in dem Wunsche die Fünfherrschaft zu brechen.

Immerhin zeigten die kleinen Höfe auch diesmal, wie so oft in der älteren Reichsgeschichte, doch etwas mehr vaterländischen Sinn als die Mittelstaaten; mehrere unter ihnen wünschten, im Bewußtsein der eigenen Ohnmacht, ernstlich eine starke Reichsgewalt, die sie gegen den Ehrgeiz der größeren Nachbarn beschützen sollte. Daher entschloß sich Stein diese kleinfürstliche Opposition für seine patriotischen Zwecke zu benutzen; er schob den vielgeschäftigen Gagern geschickt zur Seite und bewog den Verein der neunundzwanzig kleinen Fürsten und Städte am 16. November, an demselben Tage, da Württemberg ausschied, den beiden führenden Mächten eine Collectivnote zu überreichen. Darin wurden Oesterreich und Preußen gebeten, sämmtlichen deutschen Staaten einen neuen Verfassungsplan „auf der Basis gleicher Rechte und einer vollständigen Repräsentation aller Bundesglieder“ vorzulegen; an die Spitze des Bundes aber müsse ein Kaiser „als teutscher Freiheit Aegide“ treten. So luftig und unklar dieser Kaiserplan erschien und so gewiß mehrere der Unterzeichner den Kaisergedanken lediglich als einen frivolen Vorwand gebrauchten um nur der Fünfherrschaft ledig zu werden, ebenso gewiß enthielt die Erklärung der Kleinstaaten einige ehrenwerthe bestimmte Zugeständnisse: sie erboten sich namentlich, den Landtagen ein von Bundeswegen festzustellendes Minimum landständischer Rechte zu gewähren.

Also zugleich von Innen und Außen angegriffen brach die deutsche Pentarchie zusammen. Einige Monate lang bestand gar kein deutscher Verfassungsausschuß mehr. Der Boden war frei für willkürliche Pläne jeder Art; Gagern und Plessen sprachen bereits von einem Bunde der Mittel- und Kleinstaaten ohne Oesterreich und Preußen, aber mit Dänemark und den unvermeidlichen Niederlanden. Münster erwiderte den Kleinstaaten im Namen der Großmächte, erkannte ihre patriotischen Absichten wohlwollend an und erklärte bestimmt, die Wiederaufrichtung des Kaiserthums sei, Angesichts der Weigerung Oesterreichs, ganz unmöglich. Die Rheinbundsgesinnung dagegen, welche sich in den Noten Württembergs und Badens so schamlos ausgesprochen hatte, wollten die Großmächte nicht ungerügt hingehen lassen. Oesterreich und England-Hannover hofften in jenem Augenblicke noch, den preußischen Hof von Rußland abzuziehen und kamen darum in den deutschen Händeln den Ansichten Preußens mit einer Beflissenheit, die sie freilich zu nichts Ernstlichem verpflichtete, entgegen. Münster entwarf für Preußen und Oesterreich eine identische Note, welche dem badischen Hofe übergeben werden sollte. In einer unerhört scharfen Sprache hielt er der Carlsruher Regierung ihr Sündenregister vor, alle ihre Bedrückungen gegen das eigene Volk, „Maßregeln, die unter die willkürlichsten des französischen Revolutionssystems gerechnet werden müssen.“ Dann wird der wichtige Grundsatz aufgestellt, daß es den deutschen

Staaten keineswegs frei stehe, ob sie dem Bunde beitreten wollten oder nicht. Die Großmächte berufen sich nicht auf den tausendjährigen, niemals rechtsgiltig aufgehobenen Bestand des deutschen Reichs; sie halten sich an das Nächstliegende, an die Accessionsverträge des vergangenen Jahres: alle der großen Allianz Beigetretenen seien gebunden an die Kalischer Proclamation, die dem deutschen Volke die Wiederaufrichtung seiner Verfassung „unter nöthigen Modificationen" zusage. „Die Garantie, welche die alliirten Mächte über die Souveränität Badens ertheilt haben, kann nicht auf unbedingte Befugnisse gedeutet werden, welche Seiner K. Hoheit niemals zugestanden haben und welche mit den Absichten geradezu streiten würden, welche der deutschen Nation von Seiten der alliirten Mächte als Zwecke des Kriegs, zu dessen glücklicher Beendigung ihre Vaterlandsliebe und ihr auf diese Zusicherung gestützter Muth so Vieles beigetragen hat, bekannt gemacht worden sind."*) Im letzten Augenblicke wurde Metternich bedenklich; ein solcher Ton erschien ihm zu schroff. Man begnügte sich dem badischen Minister mündlich die Meinung der Großmächte mitzutheilen. Dagegen wurde dem württembergischen Hofe am 24. November eine gemeinsame Antwort übergeben, welche, obschon in etwas milderer Form, dem Münster'schen Entwurfe entsprach und sehr nachdrücklich erklärte: alle deutschen Staaten sind verpflichtet dem Bunde beizutreten. Es war, als ob Stein selber den Großmächten die Feder geführt hätte; schade nur, daß weder Metternich noch Münster ernstlich gewillt war den schönen Reden die That folgen zu lassen.

Die Auflösung des Fünfer-Ausschusses wurde folgenreich für viele Jahre, denn sie gab den Anlaß für die Begründung der constitutionellen Staatsformen in Süddeutschland. Aus den gemeinsten Beweggründen, aus Souveränitätsdünkel und particularistischer Angst vor der Einmischung der Bundesgewalt entschlossen sich die Cabinette der drei Mittelstaaten des Südens, auf eigene Faust das Nothwendige zu thun und ihren Landen das Repräsentativsystem zu gewähren. Sie waren dazu auch leichter im Stande als Preußen, da ihre napoleonische Präfectenverwaltung bereits zehn Jahre Zeit gehabt hatte um alle Landestheile einer gleichmäßigen Ordnung zu unterwerfen und jede centrifugale Kraft zu bändigen. König Max Joseph hatte schon im September eine Durchsicht der papiernen Verfassung von 1808 angeordnet; sobald er dann in Wien wahrnahm, daß die Großmächte den Souveränen ein Minimum landständischer Rechte von Bundeswegen auferlegen wollten, befahl er seiner Revisionscommission im October ihre Arbeiten schleunigst zu beendigen. Friedrich von Württemberg ließ seine Minister, in einer ungezogenen Replik vom 24. November, die unantastbare Allmacht der schwäbischen Königskrone nochmals vertheidigen, er wetterte und tobte wider die Anmaßung der Großmächte und verließ

*) Münsters Entwurf zur Beantwortung der badischen Note vom 16. Nov. 1814.

Wien schon um Weihnachten hoch entrüstet. Gleichwohl entging seiner Klugheit nicht, daß es zu Ende war mit den guten Tagen der ungestörten Selbstherrlichkeit. Die Schwaben erkannten den brutalen Tyrannen kaum wieder, so sanft und gnädig trat er nach seiner Heimkehr plötzlich auf, so sichtlich bemühte er sich Frieden zu halten mit seinem Volke; von Napoleon wollte er gar nichts mehr hören, doch ebenso bestimmt sprach er aus, daß er niemals irgend einer Weisung aus Wien gehorchen werde.*) Am 11. Januar 1815 überraschte er sein unglückliches Land durch eine Proclamation, welche die nahe Einberufung eines Landtags ankündigte: der König gewähre diese längst beabsichtigte Wohlthat schon jetzt, um zu beweisen, „daß nicht eine äußere Nothwendigkeit oder eine gegen Andere eingegangene Verbindlichkeit“ ihn zwinge. Damit glaubte er dem Deutschen Bunde ein Schnippchen geschlagen zu haben; er ahnte nicht, wie bald sein mißhandeltes Volk selber ein furchtbares Strafgericht über die Sünden des letzten Jahrzehntes halten würde. Auch dem kranken Großherzog Karl von Baden fehlte es nicht an Verstand. Die herrischen Mahnungen der Großmächte schreckten ihn aus seinem dumpfen Brüten auf; schon am 1. December ließ er dem preußischen Staatskanzler in einer verbindlichen Note anzeigen, er sei bereit seinem Volke alle die in dem preußischen Bundesplane geforderten landständischen Rechte zu gewähren und habe bereits eine Verfassungscommission eingesetzt. Aus so trüben Quellen entsprang die constitutionelle Bewegung in Süddeutschland; doch da sie der Natur der Dinge entsprach, so nahm sie ihren Fortgang auch als die kleinen Kronen von dem Deutschen Bunde nichts mehr zu fürchten hatten.

In jenem Augenblicke war die Besorgniß der Mittelstaaten keineswegs grundlos, denn die preußischen Staatsmänner betrieben, ungeschreckt durch den Zerfall des Fünfer-Ausschusses, das deutsche Verfassungswerk mit rührigem Eifer. Die nationale Politik war ihnen Herzenssache; wiederholt hatten sie dem vaterlandslosen Gerede der Baiern und Württemberger die Erklärung entgegengehalten: ihr König betrachte es „als seine Regentenpflicht, seine Unterthanen wieder in eine Verbindung zu bringen, wodurch sie mit Deutschland eine Nation bilden.“ Humboldt schritt sofort an die Ausarbeitung eines neuen Entwurfs; da stieß er auf eine ganz unerwartete neue Schwierigkeit. Der österreichische Minister nämlich, der bisher für die Kreisverfassung gesprochen hatte, ward plötzlich anderen Sinnes. Er errieth, was allerdings sehr nahe lag, daß die kleinen norddeutschen Contingente, dem preußischen Kreisobersten untergeordnet, unfehlbar in der preußischen Armee verschwinden würden; und da er bei dem deutschen Verfassungswerke, das ihn im Uebrigen völlig kalt ließ, nur den einen Zweck verfolgte die Macht Preußens zu beschränken, so erklärte er sich

*) Berichte des Geschäftsträgers Jouffroy, Stuttgart 12. Jan. 7. März 1815.

jetzt gegen jede Kreiseintheilung. Auch Münster stimmte dem österreichischen Freunde bei, sobald dieser ihm das Schreckgespenst der norddeutschen Hegemonie vor die Augen hielt.

So geschah es, daß Humboldt jetzt gleichzeitig zwei Entwürfe für die Bundesacte ausarbeiten mußte, den einen mit, den anderen ohne Kreise; in beiden waren die wesentlichen Grundgedanken der Zwölf Artikel beibehalten. Am 9. December erörterte der Rastlose in einer Denkschrift die Vorzüge der Kreisverfassung: sie sei unentbehrlich um den kleinsten Staaten einen geordneten Instanzenzug für ihr Gerichtswesen zu sichern und die militärische Kraftanspannung schon im Frieden vorzubereiten; das Gegentheil ging nur an unter „dem bonapartistischen Systeme", das in beständigem Kriegszustande lebte und vor keinem Mittel zurückschrak. Zugleich versucht er den Klagen der Kleinstaaten über Unterdrückung zu begegnen und schlägt vor, außer Baden und Kurhessen noch drei jährlich wechselnde Mitglieder des Fürstenrathes in den Rath der Kreisobersten aufzunehmen.*) Zwei Tage später übersandte er die vollendeten Entwürfe dem Staatskanzler, betonte nochmals, wie wichtig die Kreisverfassung für Preußens zerstückelte Lage sei, rieth aber trotzdem nicht allzu ängstlich auf dieser Forderung zu bestehen, denn unsere Stärke in Deutschland werde immer zum Theil eine moralische sein, und viel komme darauf an, „daß Preußen den kleinen Fürsten nicht als eine Gefahr, sondern als ein Schutz erscheine." Jetzt endlich, nach fast drei Monaten fruchtloser Verhandlungen, stieg dem geistvollen Manne eine Ahnung, aber auch nur eine Ahnung auf von Oesterreichs bundesfreundlichen Absichten. „Man hat uns, schrieb er, gern bei der deutschen Verfassungsangelegenheit vorangestellt und uns leicht und gern in Allem nachgegeben, weil man es lieber mochte, wenn lieber wir (da man auch von uns wußte, daß wir immer eine feste und kräftige Verfassung wollen würden) den Fürsten, denen allen die Fesseln einer Constitution lästig sind, unangenehm würden und gefährlich erschienen." Daß aber die Hofburg selber eine feste und kräftige Verfassung nicht wollen konnte, war ihm noch immer nicht klar geworden; vielmehr hoffte er sich rasch mit Oesterreich und Hannover über einen der beiden Entwürfe zu verständigen und etwa in acht Tagen die Verhandlungen mit Baiern und Württemberg wieder aufzunehmen.**) Während die preußischen Staatsmänner also, treufleißig und arglos, Wasser in das deutsche Danaidenfaß schöpften, verhandelte Metternich mit Münster insgeheim über den Plan eines Deutschen Bundes ohne Preußen!

Stein versah die Arbeit Humboldts mit seinen Bemerkungen, for-

*) Humboldts Denkschrift über die beiden neuen Entwürfe zur Bundesacte, 9. December 1814.

**) Humboldt an Hardenberg, 11. Decbr. 1814.

derte höhere Rechte für die Mediatisirten und die Reichsritter, aber auch ein reicheres Maß von Volksrechten, namentlich die Aufhebung der Leibeigenschaft und des Dienstzwanges sowie die Ablösung der Frohnden in ganz Deutschland. Ernstlichen Anstoß nahm Stein allein daran, daß Humboldt, aus Rücksicht auf Oesterreich, die Bestimmungen über die Landtage abgeschwächt und den Landständen nur noch eine berathende Stimme eingeräumt hatte. „Das ist ein Riesenschritt rückwärts, erwiderte der Freiherr. Preußen hat unter allen Ländern am Wenigsten Ursache ihn zu thun und zu veranlassen. In diesem Staate vereinigen sich alle Elemente, die eine ruhige, verständige Bewegung kräftig organisirter Landstände verbürgen: Nationalität, Gewohnheit und erprobte Bereitwilligkeit Abgaben zu leisten, Opfer zu bringen, Besonnenheit und gesunder Menschenverstand, allgemeine Bildung. Oesterreich kann aus vielen Gründen nicht gleiche Grundsätze aussprechen, wegen der Fremdartigkeit seiner Bestandtheile, dem niederen Zustande seiner allgemeinen Bildung, den Maximen seiner Regierung und Regenten, und es mag aus diesen Gründen eine Ausnahme machen. Man überlasse es ihm sich auszusprechen."*) Also sah sich selbst dieser feurige Parteigänger des lothringischen Kaiserthums genöthigt eine Ausnahmestellung für Oesterreich zu fordern sobald auf die praktischen Folgen des bündischen Lebens die Rede kam.

Alle die saueren Mühen dieser Decemberwochen blieben für jetzt verlorene Arbeit. Denn mittlerweile verschärfte sich der Streit um die sächsisch-polnische Frage, die drohende Kriegsgefahr nahm Aller Gedanken in Anspruch, und während der ersten Hälfte des Januars rückte das deutsche Verfassungswerk keinen Schritt von der Stelle. Sobald die Luft etwas reiner ward, kehrte Humboldt sofort wieder zu seinem Schmerzenskinde zurück. Er hatte inzwischen mit dem wohlmeinenden Weimarischen Minister von Gersdorff viel verkehrt, die Wünsche der Kleinstaaten näher kennen gelernt und die Ueberzeugung gewonnen, daß sich seit der Auflösung des Reichs an den deutschen Höfen ein ungeheurer Dünkel, mit dem man rechnen mußte, gebildet hatte. Jene Abstufungen des Ranges und des Rechtes, die in der alten Reichsverfassung bestanden, waren vergessen; die neuen Souveräne fühlten sich einander schlechthin gleich. Sollte die Bundesacte überhaupt zu Stande kommen, so durfte den Kleinstaaten keine allzu auffällige formelle Unterordnung unter die größeren Genossen zugemuthet werden; denn, meinte Gersdorff mit jener kindlichen Unschuld, die von jeher das Vorrecht unserer kleinstaatlichen Diplomaten war: „man liebt den Schein der Freiheit selbst wenn man ihr Wesen nicht zu besitzen vermag."**) Zudem fiel jeder Grund für die Bildung eines Kreisoberstenrathes hinweg, wenn man die Kreiseintheilung

*) Steins Bemerkungen zu dem Entwurfe ohne Kreise 26. u. 29. Decbr. 1814.
**) Gersdorff an Humboldt, 6. December 1814.

selber bei der Hofburg nicht durchsetzen konnte. Nach der Haltung, welche die Mittelstaaten im Fünfer-Ausschuß und in den sächsischen Händeln eingenommen hatten, schien es auch sehr zweifelhaft, ob ein Rath von fünf, sieben oder zehn Staaten die executive Gewalt des Bundes einträchtiger, wirksamer handhaben würde als ein aus allen Staaten gebildeter Bundestag.

Daher erwog Humboldt mit dem Staatskanzler schon im Januar die Frage, ob man nicht, Angesichts der Verstimmung der Kleinstaaten, besser thue die zwei Räthe fallen zu lassen und statt ihrer eine einzige Bundesversammlung zu bilden, welche die laufenden Geschäfte in einem engeren Rathe, wichtigere Fragen im Plenum zu erledigen hätte; in dem Plenum sollten alle Staaten mindestens eine Stimme, die Mediatisirten einige Curiatstimmen erhalten. Bei der grenzenlosen Eifersucht Aller gegen Alle erschien die nahezu vollständige Parität als das einzige Mittel um nur irgend eine Form bündischer Einheit zu erreichen. Die beiden Staatsmänner entwarfen sodann eine Note an Metternich, baten um die bestimmte Erklärung: ob der kaiserliche Hof die Kreisverfassung endgiltig ablehne? und ob er die Bildung eines einfachen Bundestages, statt der zwei Räthe, genehmige? Dann könne ein neuer Entwurf ausgearbeitet werden. Preußen sei zu jedem Zugeständniß bereit: „nur drei Punkte sind es, von denen man nicht abgehen kann: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Ohne das Bundesgericht würde es dem Rechtsgebäude in Deutschland an dem letzten und nothwendigsten Schlußsteine mangeln.“*) Es waren dieselben drei Cardinalpunkte, welche Hardenberg schon in Paris als die Hauptaufgaben der Bundesverfassung bezeichnet hatte.

Also quälten die treuen Patrioten sich ab an der hoffnungslosen Arbeit. Preußen allein unter allen deutschen Staaten betrieb das deutsche Verfassungswerk mit nachhaltigem Eifer; seine Staatsmänner wiesen jetzt auch den einzigen Weg, der noch mindestens zu einer nothdürftigen Verständigung führen konnte. Seine Politik zeigte sich in Allem rechtschaffen und ohne Hintergedanken, namentlich auch den Mediatisirten gegenüber, die es wiederholt dankbar aussprachen, daß sie allein an der preußischen Krone einen großmüthigen Beschützer fänden.**)

Um die Sache nur rasch wieder in Gang zu bringen, beschlossen die preußischen Staatsmänner am 2. Februar, das Einzige was fertig vor-

*) Hardenberg und Humboldt, Entwurf einer Note an Fürst Metternich, die neue Organisation des Bundestags betreffend. Das Concept ist undatirt, muß aber schon im Januar geschrieben sein, da mehrere der darin enthaltenen Sätze wörtlich in der preußischen Note vom 2./10. Februar wiederkehren.

**) Graf Solms-Laubach an Hardenberg, 4. April 1815, und viele andere ähnliche Eingaben.

lag, jene beiden Humboldt'schen Entwürfe vom December, an den österreichischen Minister zu übersenden. In einer begleitenden Note wiederholten sie nochmals alle die in Humboldts vertraulichen Denkschriften ausgesprochenen Bedenken für und wider die Kreisverfassung und erboten sich bereitwillig zu jeder Abänderung — mit einziger Ausnahme jener drei unantastbaren Punkte: Kriegsgewalt, Bundesgericht und landständische Verfassungen. Durch diese entgegenkommende Haltung hofften sie um so sicherer eine rasche Verständigung mit der Hofburg zu erreichen, da ja Humboldts beide Entwürfe nichts weiter enthielten als eine gründlichere Ausarbeitung jener Zwölf Artikel, welche Metternich selbst im October dem Fünfer-Ausschuß mit vorgelegt hatte. Sehr willkommen war es ihnen daher, daß sich im nämlichen Augenblicke auch der Verein der deutschen Fürsten und Städte wieder rührte. Durch den Zutritt Badens und einiger Kleinen bis auf zweiunddreißig Mitglieder verstärkt, bat er am 2. Februar die beiden führenden Mächte um schleunige Eröffnung der Berathungen Aller. Hardenberg und Humboldt erklärten sich sofort bereit, und da auch Metternich zustimmte, so ließen sie nunmehr, am 10. Februar, ihre Note mit den beiden Denkschriften an das österreichische Cabinet abgehen.

Aber der österreichische Staatsmann, der im Herbst so gefällig mit Preußen zusammengegangen war, fand jetzt der Bedenken kein Ende: er hatte während der sächsischen Händel die Mittelstaaten als brauchbare Bundesgenossen gegen den norddeutschen Nebenbuhler schätzen gelernt und wollte durchaus Alles vermeiden was ihren Souveränitätsdünkel verletzen konnte. Wie man sich in der Hofburg den Deutschen Bund vorstellte, das hatte Freiherr von Wessenberg schon im December in einem neuen Bundesplane verrathen. Es war bereits der fünfte Entwurf, der in dieser trostlosen Verhandlung zur Sprache kam. Dies geistlose Machwerk lud die deutschen Staaten ein, sich nach Gefallen einem Bunde anzuschließen, der die gemeinsame äußere und innere Sicherheit erhalten sollte; wer eintritt, darf ohne Zustimmung der Genossen nicht wieder ausscheiden. Alle Bundesstaaten haben als solche gleiche Rechte. Ein permanenter Bundesrath wird aus den Gesandten aller Staaten gebildet, Oesterreich führt den Vorsitz. Keine Spur von einer wirklichen Bundeskriegsgewalt; der Bundesrath hat lediglich „darauf zu sehen“, daß jeder Staat sein Contingent vollständig erhält. Die Ausgaben werden durch Matrikularbeiträge bestritten. Die auswärtige Politik bleibt den Bundesstaaten ungeschmälert, nur dürfen ihre Verbindungen mit Auswärtigen nicht gegen den Bund selber gerichtet sein. Landstände sind binnen Jahr und Tag einzuberufen, doch wird ihre Einrichtung den Landesherren überlassen. Dazu noch ein Artikel über die Mediatisirten und einige, sehr bescheidene, Unterthanenrechte, wozu aber die Preßfreiheit nicht gehört; endlich noch die Zusage, daß der Bund für die Freiheit des Handels und der Schiff-

fahrt „sorgen" werde. — Hier endlich bekannte die Hofburg Farbe; jene Zwölf Artikel hatte sie im October nur deshalb angenommen, weil sie damals Preußen noch bei guter Stimmung erhalten wollte. Metternichs wirkliche Meinung ging jetzt, wie schon in Teplitz, dahin, daß die Souveränität der deutschen Staaten nur so weit beschränkt werden dürfe als erforderlich war um die europäische Stellung des Hauses Oesterreich einigermaßen sicher zu stellen. Von den drei Punkten, welche Preußen als die Fundamente der Bundesverfassung ansah, war der eine, das Bundesgericht, in dem Wessenbergischen Plane gänzlich beseitigt; über die anderen beiden, Kriegsgewalt und Landstände, schlüpfte der Vertraute Metternichs mit einigen allgemeinen Redensarten hinweg. So weit gingen die Absichten jener beiden Mächte auseinander, deren Interessen Hardenberg für harmonisch hielt.

Die Wessenbergische Arbeit konnte ruhig ihrer Stunde harren, grade weil sie der leerste und farbloseste von allen den bisherigen Entwürfen war; sie wurde die Grundlage der deutschen Bundesverfassung, das Ei, woraus der Kukuk des Frankfurter Bundestages auskroch. Vorderhand hütete sich Metternich weislich das Werk seines Geheimen Raths schon jetzt förmlich als k. k. Gegenentwurf vorzulegen, er begnügte sich die beiden Pläne Humboldts für unausführbar zu erklären. Da die beiden Vormächte sich über eine Vorlage nicht einigten, so konnten auch die verheißenen Berathungen Aller nicht beginnen.

Um die Verwirrung zu vollenden warf jetzt Stein noch einen neuen Zankapfel unter die Hadernden. Der Reichsritter konnte sich von dem schönen Kaisertraume so schnell nicht trennen, allzu tief waren ihm die grandiosen Bilder der Stauferzeiten ins treue Herz gegraben. Sobald er gewahr wurde, daß auch die Kleinstaaten, mit den Lippen mindestens, die Herstellung der Kaiserkrone forderten, nahm er seine Teplitzer Pläne wieder auf, und es gelang ihm diesmal sogar den Czaren zu überzeugen. Alexander hatte aus den widrigen Erfahrungen der jüngsten Wochen gelernt, wie leicht sich eine österreichisch-französische Allianz gegen Rußland und Preußen bilden konnte, und gab sich der Hoffnung hin, der Besitz der deutschen Kaiserkrone würde, wie vor Alters, der Hofburg die Annäherung an die Tuilerien erschweren. Doch verfuhr er auch jetzt, wie immer während des Wiener Congresses, als ein zuverlässiger Freund König Friedrich Wilhelms und wollte den Kaiserplan nur dann unterstützen, wenn Preußen von freien Stücken zustimme. So begann denn seit dem 9. Februar, zu Hardenbergs bitterem Aerger, ein lebhafter Notenwechsel zwischen Stein und Capodistrias einerseits, Humboldt andererseits. Abermals führte Stein, wie einst in Teplitz, den verzwickten Gedanken aus: weil Oesterreich kein rein deutscher Staat sei, darum müsse der Kaiserstaat durch ein künstliches verfassungsmäßiges Band an Deutschland angeschlossen werden. Mit unbestreitbaren Gründen zeigten der Reichsritter

und sein russischer Gehilfe, daß eine monarchische Spitze kräftiger sei als eine collegialische. Ebenso unwiderleglich erwies Humboldt die Unfähigkeit Oesterreichs diese monarchische Macht zum Heile der Nation zu gebrauchen: „Deutschland widerstrebt jener österreichischen Unbeweglichkeit, für welche die Erfahrung nichts ist und die Jahrhunderte spurlos vorübergehen.“ Die Nothwendigkeit des preußischen Kaiserthums, die sich aus diesem Für und Wider von selber zu ergeben schien, konnte, wie die Lage war, noch nicht erkannt werden; saßen doch die Lothringer wieder so fest im germanischen Sattel, daß sie zuweilen schon daran dachten Preußen ganz vom Rücken des deutschen Rosses herunterzuwerfen! Das Ergebniß war, daß die Kaiserpläne begraben wurden. Humboldt behielt Recht mit seiner trockenen Erklärung: nur ein Bund ist jetzt noch möglich.

Ueber diesem unfruchtbaren Zwischenspiele gingen wieder vier Wochen verloren, und kaum war es zu Ende, so kam am 7. März die Nachricht von Napoleons Rückkehr. Das europäische Kriegsbündniß und die Rüstungen drängten viele Wochen lang alle anderen Fragen in den Hintergrund. Die deutsche Verfassung schien rettungslos verloren. Auch der auf Preußens Antrag eingesetzte deutsche Militärausschuß, welchem der Kronprinz von Württemberg vorsaß, ging unverrichteter Dinge auseinander; mit zorniger Scham verließ Rühle von Lilienstern diese Versammlung, von der er gehofft hatte, sie werde die allgemeine Wehrpflicht für ganz Deutschland einführen. Desgleichen scheiterten die ebenfalls auf Preußens Betrieb berufenen Conferenzen über die deutsche Flußschifffahrt; denn die Welfen fanden es ganz unerhört, daß die rein deutschen Flüsse derselben Freiheit genießen sollten wie die mehreren europäischen Mächten gemeinsam angehörigen. Wegwerfend schrieb Münster an den Prinzregenten: Hannover werde sicherlich nicht finanzielle Opfer bringen „um einige vage Ideen von Handelsfreiheit zu begünstigen“. Die ehrenwerthen Männer unter der deutschen Diplomatie überkam ein vernichtendes Gefühl der Scham. Welch ein Schauspiel bot seit sechs langen Monaten dies Deutschland, das soeben noch die Welt mit seinem Kriegsruhm erfüllt hatte! Nichts als Zank und Stank, nichts als Neid gegen die Retter der Nation, und noch immer kein Ende! Der wackere Gersdorff rieth in seiner Herzensangst dem Staatskanzler: jetzt könne aus Deutschland doch nichts Tüchtiges werden, die feindselige Gesinnung von Baiern und Genossen lasse sich nicht verkennen; besser also, Preußen schließe mit dem Süden nur eine Allianz, mit den kleinen norddeutschen Staaten aber einen festen Bund, der für das ganze Vaterland eine bessere Zukunft vorbereiten könne.*)

Die Mehrzahl der streitigen Gebietsfragen war erledigt, die Monarchen rüsteten sich zur Abreise, Alle verlangten ungeduldig nach dem Schluß

*) Gersdorff an Hardenberg, 7. April 1815.

des Congresses und horchten gespannt auf die Nachrichten aus Westen; die Rheinbündner erhoben wieder keck das Haupt, mehrere der Mittelstaaten verhehlten kaum, daß sie auf neue Siege des Imperators hofften. Das war die Stimmung nicht, die ein dauerndes nationales Werk zeitigen konnte. Hardenberg, der in der Regel ein sicheres Gefühl für die Gunst des Augenblicks zeigte, wünschte denn auch die Verfassungsberathungen zu vertagen, bis nach einer neuen Niederlage Napoleons der Trotz der Rheinbündner gebrochen und die allgemeine Stimmung wieder ruhiger und gesammelter wäre. Aber wie würde die Nation, die jetzt abermals zu neuen schweren Opfern aufgeboten ward, ihre Fürsten und Minister empfangen, wenn sie ihr nach diesem Pomp endloser Feste nichts, rein nichts heim brachten? Dies schien doch gar zu schmachvoll; selbst Gentz warnte vor dem Zorne der öffentlichen Meinung. Ueberdies wünschte Metternich dringend, die deutsche Bundesacte, die in seinen Augen ja nur eine europäische Angelegenheit war, in die große Schlußacte des Congresses mit aufzunehmen und sie also unter die Bürgschaft des gesammten Welttheils zu stellen. Er legte hierauf noch in späteren Jahren den höchsten Werth und stellte gern die charakteristische Behauptung auf: der Deutsche Bund ist grade deshalb eine dauernde Foederation, weil „sein Entstehen das vereinte Werk der europäischen Mächte und der deutschen Fürsten war".*) Und seltsamerweise ward diese Ansicht von allen preußischen Staatsmännern, selbst von Humboldt getheilt; sie hofften durch die europäische Gesammtbürgschaft den Mittelstaaten eine neue Felonie zu erschweren und bedachten nicht, wie grausam einst das alte Reich unter der zudringlichen Einmischung seiner auswärtigen Garanten gelitten hatte. So kam es, daß Preußen sich doch noch entschloß die Verhandlungen zu der denkbar ungünstigsten Zeit wieder aufzunehmen.

Auf eine irgend erträgliche Ordnung der deutschen Dinge hoffte Humboldt freilich längst nicht mehr; was frommte seine dialektische Kunst gegen die Bosheit der Mittelstaaten und die berechnete Zurückhaltung Oesterreichs? Er selbst gesteht: jetzt blieb nichts mehr übrig als den Bund zu Stande bringen, gleichviel auf welche Weise. Dennoch legte er sich abermals ins Zeug und brachte zu Anfang Aprils einen neuen wesentlich abgekürzten Entwurf zu Stande. Es war der sechste. Aber die Verhandlungen wurden wieder verschoben; die Mittelstaaten zeigten keine Neigung sich noch auf irgend etwas einzulassen. In der zweiten Hälfte des Monats schien die Stimmung wieder günstiger zu werden. Sofort schöpfte Humboldt neuen Muth**) und wagte am 1. Mai einen siebenten, mehr in das Einzelne eingehenden Plan vorzulegen.

Die Hofburg jedoch erklärte beide Entwürfe für unmöglich. Das

*) Metternich an Hruby, 11. December 1817.

**) So berichtet er selbst in der Systematischen Uebersicht.

Haus Oesterreich selber war natürlich nach seiner oft bewährten Reichstreue zu jedem Opfer bereit; daran durfte Niemand zweifeln, der die brünstigen Betheuerungen der k. k. Staatsmänner vernahm. Nur wegen des unüberwindlichen Widerstandes der kleinen Königshöfe sah sich der österreichische Minister zu seinem lebhaften Bedauern genöthigt, die preußischen Vorschläge wieder einmal abzuweisen. Metternich wußte aus seiner reichen diplomatischen Erfahrung, daß langwierige Streitigkeiten zuletzt durch die allgemeine Ermüdung entschieden werden. Jetzt begann dies Gefühl bei Jedermann übermächtig zu werden. Alle stimmten dem Oesterreicher bei, da er nun heraussagte, was schon im September seine Meinung gewesen war: an eine Bundesverfassung sei für jetzt doch nicht zu denken; genug wenn man ihre „Grundzüge“ feststelle. Dann holte er jenen Wessenbergischen Plan vom December wieder hervor, der allerdings kaum als der Grundzug eines Grundzugs gelten konnte, ließ das Machwerk ein wenig erweitern und übergab diese Umarbeitung am 7. Mai als achten Entwurf den preußischen Staatsmännern. Ueber diesen Entwurf ward nun endlich eingehend zwischen Metternich und Hardenberg verhandelt. Auf Preußens Wunsch schaltete der Oesterreicher einige verschärfende Zusätze ein, der Staatskanzler fügte eigenhändig den Artikel über die Mediatisirten hinzu, und so entstand jener neunte und letzte Bundesplan, welchen Metternich am 23. Mai im Namen Oesterreichs und Preußens den Bevollmächtigten aller deutschen Staaten zur Beschlußfassung unterbreitete. Trotz der zweimaligen Umarbeitung waren die Hauptsätze des österreichischen December-Entwurfs unverändert geblieben, so daß Wessenberg als der eigentliche Verfasser der deutschen Bundesacte betrachtet werden muß. Der liebenswürdige, feingebildete Breisgauer Baron zählte zu den freisinnigsten Politikern Oesterreichs; er hegte sogar, wie sein Bruder, der den Römischen verhaßte Coadjutor, eine gewisse Schwärmerei für das deutsche Vaterland. Aber in Sachen der deutschen Politik konnte es unter den k. k. Staatsmännern keine Meinungsverschiedenheit geben; wer dem Hause Oesterreich diente mußte dem deutschen Gesammtstaate den Charakter eines losen völkerrechtlichen Vereins zu verleihen suchen, weil sonst der Kaiserstaat keinen Raum darin fand.

Tags zuvor, am 22. Mai hatte König Friedrich Wilhelm die folgenschwere Verordnung über die Repräsentation des Volks unterzeichnet. Die preußischen Staatsmänner rechneten sichs zur Ehre, wie Humboldt oft sagte, daß Niemand in Wien wärmer als sie für die Rechte der deutschen Landstände eingetreten war. Wie durfte also Preußen zurückbleiben hinter den süddeutschen Höfen, die bereits ihre Verfassungscommissionen einberufen hatten? Wer hätte damals auch nur für denkbar gehalten, daß die Einführung des Repräsentativsystems gerade in Preußen auf die schwersten Hemmnisse stoßen und sich am Längsten verzögern würde? Mindestens eine feierliche Zusage schien unerläßlich; war doch Hardenberg

längst gewöhnt, sich durch hochtönende Versprechungen mit den harten Pflichten des Gesetzgebers abzufinden. Auch der König war seit Ende 1808 für die constitutionellen Gedanken gewonnen und wünschte seinem treuen Volke sogleich ein Zeichen dankbaren Vertrauens zu geben. Aber mit welcher frevelhaften Fahrlässigkeit ging der Staatskanzler wieder zu Werke! Er ließ den König versprechen, daß die Provinzialstände wiederhergestellt oder, wo sie nicht mehr beständen, neu eingeführt werden und aus ihnen durch Wahl die allgemeine Landesrepräsentation hervorgehen solle. So band er der absoluten Krone im Voraus die Hände, und dies in einem Augenblicke, da er selber über die provinzialständischen Rechte jenes bunten Ländergemischs, das in den preußischen Staat neu eintrat, nicht einmal oberflächlich unterrichtet war! Die öffentliche Meinung, dankbar für Alles was freisinnig hieß, nahm die königliche Verheißung mit heller Freude auf, vornehmlich gefiel ihr die der Modeansicht entsprechende Zusage einer schriftlichen Verfassungsurkunde. Bald genug sollte sich herausstellen, daß Hardenberg einen schweren politischen Fehler begangen, daß er das Unmögliche versprochen hatte. —

Dem tragischen Niedergange unserer vaterländischen Hoffnungen durfte auch der Humor nicht fehlen. Das durch sieben Monate verschleppte deutsche Verfassungswerk mußte zuletzt in athemloser, unbedachter Hast übers Knie gebrochen werden. Als die so oft verheißenen Berathungen Aller endlich eröffnet wurden, da hatte Gentz die Redaction der Schlußacte des Congresses schon nahezu beendigt; es galt zu eilen, wenn die deutsche Bundesacte darin noch Platz finden sollte. So wurde denn zwischen dem 23. Mai und dem 10. Juni, in elf kurzen Conferenzen, wovon zwei nur den Ceremonien der Eröffnung und des Schlusses galten, die schwerste aller europäischen Fragen abgethan. Frivoler ward niemals mit dem Schicksal eines großen Volks gespielt. Bei der Eröffnung fehlte Württemberg. Freiherr von Linden entschuldigte sein Ausbleiben in einem französischen Billet mit einer Landpartie, sein Amtsgenosse Wintzingerode schützte Unpäßlichkeit vor, und auch allen folgenden Sitzungen blieben die Württemberger fern. Für die bereits abgereisten badischen Minister war zwar ein Stellvertreter anwesend, er hatte jedoch keine Vollmacht und erklärte nach einigen Tagen seinen Austritt. Die Uebrigen erschienen. Die Kleinstaaten waren Anfangs nur durch fünf Bevollmächtigte vertreten, setzten aber durch, daß von der dritten Sitzung an jeder Staat seinen eigenen Vertreter sendete.

Am 26. Mai begann die eigentliche Berathung. Baiern verlangte sogleich, gegen den lebhaften Widerspruch der Preußen, daß der Ausdruck „souveräne“ Fürsten in den Eingang der Bundesacte aufgenommen werde. Als man sodann den Entwurf im Einzelnen durchging, da erhob sich bei jedem Artikel ein so heilloser Wirrwarr grundverschiedener Forderungen, und auf dem Tische des Vorsitzenden häufte sich ein solcher Berg von

Noten, Vorbehalten und Bedenken an, daß jede Möglichkeit einer Verständigung aufhörte. Verstimmt ging man auseinander. Hardenberg und Humboldt richteten Tags darauf in voller Verzweiflung an Metternich und Münster eine Note*), worin sie aussprachen: bei der Kürze der Zeit und nach den Erlebnissen der jüngsten Sitzung scheine die Fortsetzung einer wirklichen Discussion unmöglich; die Ansichten gingen zu weit auseinander, auch dürften Oesterreich, Preußen und Hannover — die also in den Augen der preußischen Staatsmänner noch immer als treue Gesinnungsgenossen erschienen — sich nicht in eine schiefe Stellung bringen, sich nicht zwingen lassen um des lieben Friedens willen für die Schwächung der Bundesgewalt zu stimmen. „Die Unterzeichneten sind bei allen Vorberathungen durchaus der Meinung S. F. Gnaden des Herrn Fürsten von Metternich beizepflichtet, daß dasjenige, was die früheren Entwürfe hierüber enthielten, nur der Nothwendigkeit den Bund jetzt und hier wirklich zu schließen aufgeopfert werden könne; und sie gestehen frei, daß sie einzig und allein aus diesem Grunde, einzig und allein um nicht jede Vereinigung der Fürsten Deutschlands zu hindern oder aufzuschieben, aber übrigens mit sehr schmerzlichen Gefühlen einen Entwurf mit vorgelegt haben, von dem sie nur zu sehr empfinden, wie wenig er dem wichtigen Zwecke entspricht, den man sich unmittelbar nach der Befreiung Deutschlands und noch bei dem Anfange des Congresses vorgesetzt hatte, und wie ungünstig dies auch auf die allgemeine Stimmung einwirken wird. Sollte dieser Entwurf durch eine Discussion, für welche der jetzige Augenblick, in dem die schnelle allgemeine Uebereinkunft der vorherrschende Gesichtspunkt ist, immer ungünstig bleibt, noch mehr geschwächt werden, so ist kaum der mindeste günstige Erfolg der Verhandlungen in Frankfurt abzusehen." Daher verlangt Preußen ein Ultimatum der drei Großmächte an die deutschen Staaten; die drei Höfe nehmen sogleich an dem Entwurfe die Abänderungen vor, welche nach dem Verlaufe der letzten Conferenz unumgänglich scheinen, und erklären in der nächsten Sitzung: weitere Aenderungen sind unzulässig, wir schließen den Bund ab mit allen den Fürsten, welche diese Vorlage annehmen, über Einzelheiten mag dann der Frankfurter Bundestag entscheiden. Die Beiden schlossen: verfahre man also, dann würden die meisten Staaten sofort beitreten, einige erst etwas später sobald sie sich überzeugten, daß der Bund auch ohne sie zu Stande gekommen sei.

Also doch endlich wieder ein rasches kühnes Ergreifen des Moments, nach der alten stolzen fridericianischen Weise! Wenn Oesterreich und England-Hannover den preußischen Antrag annahmen, so war der Erfolg sicher, so wurden das Bundesgericht, die schärfere Fassung des Artikels über die Landstände und alles Gute, was Preußen sonst noch in den

*) Hardenberg und Humboldt an Metternich und Münster, 27. Mai 1815.

österreichischen Entwurf hineingebracht hatte, für den Deutschen Bund gerettet. Denn nur drei Wochen später ward die Schlacht von Belle Alliance geschlagen, und wie hätten die Mittelstaaten dann noch wagen dürfen dem Deutschen Bunde fern zu bleiben? Der Vorschlag Preußens entsprach auch durchaus der wohlbegründeten Rechtsansicht, welche die drei verbündeten Höfe im November den Cabinetten von Stuttgart und Carlsruhe entgegengehalten hatten — der Ansicht, daß die Kleinstaaten durch die Accessionsverträge verpflichtet waren dem Bunde beizutreten. Jetzt aber kam an den Tag, daß jene kräftigen November-Noten für Oesterreich und Hannover nur ein diplomatischer Schachzug gewesen waren. Metternich wollte von jener strengen Rechtsansicht nichts mehr wissen. Wie schon der Wessenbergische Entwurf die deutschen Fürsten nur bescheiden „einlud", nach Belieben in den Bund einzutreten, so erklärte jetzt der österreichische Minister: irgend ein Zwang zum Eintritt dürfe gegen die deutschen Souveräne niemals, auch nicht mittelbar angewendet werden! Was kümmerten ihn auch das Bundesgericht und die Landstände — diese fixen Ideen der preußischen Politik, die man in der Hofburg halb gleichgiltig halb mißtrauisch ansah? Sollte Oesterreich wegen solcher Dinge sich die Freundschaft der Mittelstaaten verscherzen?

Metternich lehnte den preußischen Vorschlag ab, und am 29. Mai setzte man die Conferenzen in der alten chaotischen Weise fort. Die Aussichten gestalteten sich immer düsterer, denn an diesem Tage wurde Hofrath von Globig, der Gesandte des endlich wieder hergestellten Königs von Sachsen, in die Versammlung eingeführt; durch ihn erhielten die centrifugalen Kräfte eine werthvolle Verstärkung. Globig trat natürlich mit seinem alten Gönner Metternich in vertrauliche Berathungen. Man erwog insgeheim, ob Sachsen nicht einem süddeutschen Bunde unter Oesterreichs Führung beitreten solle, gab aber den Gedanken rasch wieder auf; der Oesterreicher meinte: gegenwärtig erscheine ein gesammtdeutscher Bund doch als das geeignetste Mittel um den Ehrgeiz Preußens wirksam zu beschränken! Am 30. Mai besprach die Conferenz den Artikel über die Landtage. Der lautete jetzt, nachdem Oesterreich alle die in den preußischen Entwürfen vorgeschriebenen landständischen Rechte gestrichen hatte, ganz kurz: In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen. Gagern, allezeit ein ehrlicher Liberaler, fand diese Fassung zu nackt und unbefriedigend. Anderen erschien sie zu streng und gebieterisch; wer durfte sich denn herausnehmen, souveränen Fürsten mit einem „soll" irgend etwas zu befehlen? Die Mehrheit beschloß: „In allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung stattfinden" — statt eines Befehles eine Prophezeiung! Und mancher der Abstimmenden hoffte schon insgeheim als ein falscher Prophet erfunden zu werden.

Der 2. Juni brachte die Katastrophe, den Triumph des Particularismus. Die deutsche Welt sollte erfahren, was die Wiederherstellung

des albertinischen Königthums für unsere nationale Politik bedeutete. Darüber war kein Streit, daß man jetzt nur über die Grundzüge der künftigen Bundesverfassung berieth. Die Bundesacte sagte ausdrücklich, das erste Geschäft des Frankfurter Bundestages werde „die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung" sein. So blieb doch noch die schwache Hoffnung, daß sich in Frankfurt nach Napoleons Niederwerfung vielleicht eine verständige Mehrheit bilden und einige der Wiener Sünden sühnen konnte. Da beantragte Sachsen das liberum veto, die Einstimmigkeit für alle Beschlüsse des Plenums der Bundesversammlung. Ein letzter Rest von Schamgefühl hinderte die Conferenz zwar, diesen Antrag in seiner nackten Frechheit anzunehmen. Aber die Mehrheit beschloß Tags darauf, was der Sache nach auf dasselbe hinauslief: daß alle Beschlüsse über die Grundgesetze, über organische Bundeseinrichtungen, über jura singulorum und Religionsangelegenheiten nur mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden dürften. Damit wurde ein neuer polnischer Reichstag begründet, der gesetzlichen Fortbildung des deutschen Gesammtstaates für immer ein Riegel vorgeschoben, die Partei der Reform in die Bahnen der Revolution hinübergedrängt. Dies war das erste Lebenszeichen des wieder aufgerichteten sächsischen Königreichs. Die Grundgesetze einer Bundesverfassung, die noch gar nicht bestand, deren Grundzüge man erst feststellte, an einstimmige Beschlüsse binden — das hieß nichts anderes als von vorherein erklären: dem neuen Deutschland ist nur durch das Schwert zu helfen. Und was war denn mit der Phrase „organische Bundeseinrichtungen" gemeint? Auch darüber ward man nicht einig und vermied jede Auslegung.

Durch diesen Beschluß war das Wenige verdorben was sich noch verderben ließ. In Allem und Jedem hatte der Particularismus und die Willkür der kleinen Kronen die Oberhand behalten. Natürlich behaupteten sie ihre eigene Diplomatie und das Recht der Bündnisse; nur gegen den Bund und seine Mitglieder durften sie sich mit Auswärtigen nicht verbinden. Dadurch war nicht unbedingt ausgeschlossen, daß Deutsche gegen Deutsche, als Hilfstruppen fremder Mächte, zu Felde zogen. Und diese Gefahr lag noch immer sehr nahe. Fing doch der alte schmutzige Soldatenhandel wieder an: noch während des Congresses wurde ein nassauisches Regiment an Holland verkauft oder, wie man sich amtlich ausdrückte, verliehen. „Bei einmal erklärtem Bundeskriege" sollte kein Bundesstaat einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen. Was aber ein Bundeskrieg sei? und ob der Bund bei einem Angriffe auf die ausländischen Besitzungen seiner Mitglieder zum Einschreiten verpflichtet sei — über diese Lebensfragen konnte man sich nicht einigen. Gewiß war nur, daß der Bund, armseliger als ein Staat dritten Ranges, selber keine Angriffskriege führen durfte, denn die Bundesacte sprach nur vom Schutze gegen Angreifer. Nachdem die Rechte der Landstände mit einer

Redensart abgefertigt waren, wendete sich der Uebermuth der napoleonischen Könige gegen die Mediatisirten. Vergeblich versuchte Preußen den Entthronten einige Curiatstimmen zu sichern; die Mittelstaaten setzten durch, daß diese Frage an den Bundestag verwiesen wurde, und nach Allem was man hier vor Augen sah wußte bereits Jedermann was eine solche Vertröstung bedeutete. Noch schlimmer erging es den Juden. Der ursprüngliche Entwurf hatte ihnen „die denselben in den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte“ zugesichert. An die Stelle dieses bedeutungsvollen „in“ setzte man ein „von“. Durch diese drei Buchstaben erhielten Hannover und Kurhessen freie Hand die Gesetze des Königreichs Westphalen aufzuheben und den Juden-Leibzoll wieder einzuführen; die Frankfurter Juden gingen der Emancipation verlustig, welche sie sich soeben erst mit schwerem Gelde von dem Fürsten-Primas Dalberg erkauft hatten.

Auch die Hoffnung auf eine nationale Neugestaltung der katholischen Kirche Deutschlands schwand mehr und mehr. Wie war doch die deutsche Hierarchie zugerichtet worden durch die Secularisationen und die zahllosen anderen Gewaltthaten des napoleonischen Zeitalters. Und wie tief war ihre politische Machtstellung gesunken: statt jener Wolke geistlicher Fürsten saßen jetzt im hohen Rathe des Deutschen Bundes nur noch sechs katholische Souveräne, Oesterreich, Baiern, Sachsen, zwei Hohenzollern und Lichtenstein. Beide Parteien des deutschen Clerus bestürmten die Staatsmänner mit ihren Eingaben. Cardinal Consalvi und die Oratoren forderten Herstellung des alten Besitzes und wo möglich auch der alten politischen Macht der Kirche, jedenfalls Theilnahme kirchlicher Vertreter an den Verhandlungen über den Bund und Wiederbesetzung der verwaisten Bisthümer durch den Papst. Heinrich Wessenberg andererseits führte den Plan einer deutschen Nationalkirche unter der Leitung eines Fürsten-Primas wiederholt in wortreichen Denkschriften aus und blieb doch dabei, nach Priesterart, den Protestanten gegenüber ultramontan; eine Anerkennung der Rechte der Evangelischen von Bundeswegen schien ihm wenig wünschenswerth. Beide Parteien bekämpften einander leidenschaftlich. Wessenberg war den Oratoren kaum mehr als ein Ketzer. Graf Spiegel aber, auch ein vornehmer feingebildeter Kirchenfürst der alten Zeit, warnte die preußischen Staatsmänner dringend vor den Denkschriften der Oratoren: „es weht darin ein rein ultramontanischer Geist, eine Größe ganz im Gegensatze mit dem auf immer ehrwürdigen Wahrheitssinne, der die Väter auf den Concilien zu Constanz und Basel beseelte.“ Er wünschte zwar Herstellung der katholischen Kirche, aber auch ihre Weiterbildung „durch liberale Regierungen“.*)

Baiern und Württemberg standen beiden Theilen gleich feindlich gegen-

*) Spiegel an Humboldt, 2. Decbr. 1814.

über; sie hofften, jedes für sich, durch ein Concordat mit Rom Landesbisthümer zu gründen und den Deutschen Bund hier wie überall ganz aus dem Spiele zu lassen. Die Preußen endlich zeigten sich auch in dieser Frage, wie durchweg in den Wiener Bundesverhandlungen, gerecht, freisinnig, national; sie forderten, daß der Bund der katholischen Kirche eine für ganz Deutschland gemeinsame Verfassung gebe, aber auch den evangelischen Landeskirchen ihre alten Rechte gewährleiste. So wogten die Ansichten durch einander. Nur in Einem stimmten Alle ohne Ausnahme überein: in der Meinung nämlich, daß Oesterreich sich selbst überlassen, außerhalb der neuen Ordnung unseres kirchlichen Lebens bleiben müsse. Sobald man an irgend eine praktische Frage herantrat, ergab sich immer wieder, daß Oesterreich nicht zu uns gehörte. Daher konnte denn der von der liberalen Welt gefeierte Heinrich Wessenberg in Wien bei seinem Bruder, dem k. k. Geheimen Rath wohnen und sich sogar in den Kreisen der Hofburg einiger Gunst erfreuen: was er erstrebte galt ja nur für die Länder draußen im Reich, ließ die kaiserlichen Erblande unberührt. Zahllose Conferenzen waren schon wegen dieser Kirchensachen gehalten worden, zu hohen Thürmen hatte sich das Schreibwerk der Petitionen und Entwürfe aufgestapelt; da gelang es doch endlich, vermuthlich durch Wessenbergs älteren Bruder, in den letzten österreichischen Bundesentwurf einen Artikel einzuschalten, welcher der katholischen Kirche eine gemeinsame Verfassung, den Evangelischen die Aufrechterhaltung ihrer alten Rechte verhieß. Die Mehrheit stimmte zu. Aber Baiern widersprach, und mit solchem Eifer, daß Heinrich Wessenberg alle Hoffnung aufgab. Am 3. Juni schrieb er dem Staatskanzler*): da „die Kirchensachen in Deutschland noch immer in einem beispiellosen Zustande von Verlassenheit sich befänden" und der Congreß sich mit den Einzelheiten nicht habe beschäftigen können, so erlaube er sich vorzuschlagen, daß die betheiligten Souveräne, die Fürsten mit katholischen Unterthanen, binnen zwei Monaten Abgeordnete nach Frankfurt senden möchten. Dort in Frankfurt, auf freien Conferenzen, welche dem bairischen Dünkel doch unmöglich gefährlich erscheinen konnten, dachte der Unermüdliche seine Nationalkirche doch noch durchzusetzen.

Mittlerweile war selbst Oesterreich zu der Einsicht gelangt, daß man ein Ende machen mußte. Gingen die Verhandlungen so weiter, so konnte zuletzt sogar von dem österreichischen Entwurfe nichts mehr übrig bleiben. Metternich eröffnete also der Conferenz am 5. Juni — was er schon mehrmals angekündigt, aber aus Rücksicht auf die Gefühle der Rheinbundshöfe noch nicht ausgeführt hatte —: die Bundesacte habe nunmehr eine Fassung erhalten, welche der Ansicht der meisten Höfe zu entsprechen scheine; er erkläre hiermit Oesterreichs Beitritt zum Deutschen Bunde, auf Grund der beschlossenen Verfassungs-Grundzüge, und bitte die anderen

*) Wessenbergs Denkschrift an Hardenberg, 3 Juni 1815.

Staaten das Gleiche zu thun. Er sagte jedoch keineswegs, wie Preußen verlangt hatte, daß der Bund auch ohne den Beitritt Aller zu Stande kommen werde, sondern stellte Jedem frei zu thun und zu lassen was ihm beliebe. Darauf traten auch Preußen, Hannover, Dänemark, Luxemburg und einige Kleine bei. Die Meisten gaben nachher wehmüthige schriftliche Erklärungen hinzu. Preußen fügte sich nur, weil es immer noch besser sei „einen unvollkommenen Bund zu schließen als gar keinen", desgleichen Hannover nur weil es „wünschenswerther scheine einen unvollkommenen Deutschen Bund als keinen einzugehen"; Luxemburg schloß „ein Band, das Zeit, Erfahrung und steigendes Zutrauen erst bessern müssen" — und was der Klagen mehr war. Aber welch ein Aufruhr in der Versammlung, als Graf Rechberg jetzt trocken erklärte, er sehe sich genöthigt den Beitritt Baierns in diesem Augenblicke noch vorzubehalten! Er machte dann noch einige ernste, geheimnißvolle Andeutungen, woraus Jedermann schließen mußte, der Münchener Hof versage sich dem Bunde. Die Bestürzung war allgemein, und zu allem Unglück beging der gute Gagern noch eine folgenschwere Thorheit. Ohne reichspatriotische Phrasen ging es bei ihm niemals ab; daher fügte er, indem er den Beitritt Luxemburgs erklärte, noch die Bedingung hinzu: der Bund müsse das ganze Deutschland umfassen. Nassau schloß sich wie immer den oranischen Vettern an. Gagerns Vorbehalt entsprang allerdings zum Theil einer foederalistischen Schrulle; denn in einer erläuternden Note bemerkte der luxemburgische Gesandte: da sein König nur die Gesammtheit der deutschen Staaten als Deutschen Bund gelten lasse, so dürfe die Besatzung der Bundesfestung Luxemburg auch nur vom Bunde, d. h. von allen Staaten abwechselnd gestellt werden. Gleichwohl war die Erklärung des redseligen Phantasten sicherlich nicht bös gemeint. Er ahnte nicht, welches arge Beispiel er gab. Welch eine Verwirrung mußte entstehen, wenn noch mehrere der übrigen Staaten erklärten: wir treten nur bei, falls alle Anderen beitreten! Und so geschah es in der That. Die Entscheidung über Deutschlands Zukunft ward im Submissionswege ausgeboten und schließlich denen zugeschlagen, die das Geringste für das Vaterland leisten wollten.

In der Conferenz am 8. Juni, so war beschlossen, sollten die noch ausstehenden Beitrittserklärungen verlesen und das Werk beendet werden. Die zwei Tage bis dahin vergingen in banger Aufregung, in peinlicher Angst. Graf Rechberg ließ nichts von sich hören; allgemein ward versichert, Baiern trete nicht bei. Selbst der kaltblütige Humboldt war wie vernichtet, nach Allem was er in dieser Gesellschaft hatte erleben müssen. Völlig entmuthigt entwarf er bereits den Plan für einen provisorischen Bund ohne Baiern.*) Unterdessen trug Gagerns Fehler seine Früchte.

*) Humboldt, Entwurf für einen vorläufigen Vertrag zwischen den beitretenden deutschen Staaten.

Sachsen, Darmstadt und Andere, ja sogar Dänemark und Mecklenburg, welche am 5. Juni ohne Vorbehalt beigetreten waren, erklärten jetzt, sie könnten sich nur einem Bunde, der das ganze Deutschland umfasse, anschließen. Mehrere dieser Staaten baten ausdrücklich, man möge den Fürsten, welche noch draußen bleiben wollten, durch neue Zugeständnisse den Eintritt ermöglichen. Es war eine Schraube ohne Ende. Wenn Baiern sich versagte, so stob Alles auseinander.

Da meldete Graf Rechberg am Morgen des 8. Juni, seine neuen Instructionen seien eingetroffen. So behauptete er wenigstens; doch scheint es keineswegs unmöglich, daß der Baier sich diesen ganzen lächerlichen Schlußeffect des unwürdigen Intrigenstücks nur in seiner schöpferischen Phantasie ausgedacht hat um die letzten Wünsche der Wittelsbacher desto sicherer durchzudrücken. Genug, Alles athmete auf. Oesterreich und Preußen traten sofort mit Rechberg in vertrauliche Berathung; er aber forderte außer einigen Kleinigkeiten: Beseitigung des Bundesgerichts und des Artikels über die katholische Kirche. So erfüllte sich denn was Hardenberg am 27. Mai warnend vorhergesagt: die beiden Großmächte kamen wirklich in die schiefe Lage, um des Friedens willen für die Schwächung der Bundesgewalt stimmen zu müssen, was für Metternich freilich kein Opfer war. Das Bundesgericht fiel — der Schlußstein des deutschen Rechtsgebäudes, wie es Humboldt so oft genannt; und von den Papiermassen der kirchlichen Verhandlungen blieb nichts übrig als ein dürftiger Artikel, welcher anordnete was fast überall in Deutschland schon längst zu Recht bestand: daß die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen könne. Dann ging es zur Conferenz, und Metternich verkündete „mit Vergnügen", daß Baiern nur noch einige wenige Aenderungen wünsche. Dies einige Wenige ward genehmigt, und nunmehr war man wirklich zu Ende, denn was hätte an dieser Acte noch gestrichen werden können? Am 10. Juni versammelte man sich noch einmal um die Bundesacte zu unterzeichnen und die Leiche der deutschen Einheit mit allen diplomatischen Ehren feierlich zu verscharren. Wann sollte sie auferstehen?

Die ersten elf Artikel der vom 8. Juni datirten Urkunde wurden noch, gerade vor Thorschluß, in die Schlußacte des Congresses eingefügt; das siegreiche Deutschland hatte fortan alle Fürsten Europas, mit Ausnahme des Papstes und des Sultans, als die Garanten seines Grundgesetzes zu verehren. Auch die Proteste fehlten nicht, welche von Alters her zu jeder großen deutschen Staatsaction gehörten. Die Mediatisirten verwahrten allesammt ihre Rechte. Noch kühner erhoben die Fürsten von Isenburg und Knyphausen ihr Haupt; sie betrachteten sich als Souveräne und erklärten als solche ihren Beitritt zum Deutschen Bunde. Es war vergeblich; den Bedürfnissen der deutschen Cultur, die ja nach der allgemeinen Meinung in der schönen Mannichfaltigkeit unseres Staatslebens

ihre Wurzeln haben sollte, genügten achtunddreißig deutsche Mächte. Da ergab sich plötzlich, daß noch ein neununddreißigster Souverän vorhanden war, der Landgraf von Hessen-Homburg. Den hatte man ganz vergessen; doch da er zugleich k. k. Feldmarschallleutnant war, so durften die Deutschen hoffen, daß der Bundestag sich seiner noch erbarmen würde. — Am Lautesten klagte der römische Stuhl. Cardinal Consalvi berief sich in einer schwungvollen lateinischen Note auf jenen Nuntius Chigi, der einst gegen den Westphälischen Frieden protestirt hatte, und legte Verwahrung ein, weil weder das heilige römische Reich, dieser durch die Heiligkeit des Glaubens geweihte Mittelpunkt der politischen Einheit, noch die Macht der geistlichen Fürsten wiederhergestellt sei.

Nur damit der Bund gewiß das gesammte Deutschland umfasse hatten die besser gesinnten Cabinette den letzten schweren Forderungen Baierns nachgegeben, und dennoch war trotz allem Feilschen und Dingen der Bund Aller nicht zu Stande gekommen. Wie einst Nordcarolina und Rhode Island an der Begründung der zweiten Unionsverfassung Nordamerikas nicht theilnahmen, so blieben Baden und Württemberg der Stiftung des Deutschen Bundes fern und traten erst bei als Napoleons Sturz zum zweiten male entschieden war: Baden am 26. Juli, Württemberg am 1. September. —

So entstand die Bundesacte, die unwürdigste Verfassung, welche je einem großen Kulturvolke von eingeborenen Herrschern auferlegt ward, ein Werk, in mancher Hinsicht noch kläglicher als das Gebäude des alten Reichs in den Jahrhunderten des Niedergangs. Ihr fehlte jene Majestät der historischen Größe, die das Reich der Ottonen noch im Verfalle umschwebte. Blank und neu stieg dies politische Gebilde aus der Grube, das Werk einer kurzlebigen, in sich selbst verliebten Diplomatie, die aller Erinnerungen des eigenen Volkes vergessen hatte; kein Rost der Jahrhunderte verhüllte die dürftige Häßlichkeit der Formen. Von Kaiser und Reich sang und sagte das Volk; bei dem Namen des Deutschen Bundes hat niemals ein deutsches Herz höher geschlagen. Unter den Bundesstaaten hatten nur sechs der kleinsten ihren Besitzstand seit zwanzig Jahren nicht verändert; selbst das geduldigste der Völker konnte an die Legitimität einer zugleich so neuen und so willkürlichen Länderverteilung nicht mehr glauben. Dieselbe Fremdherrschaft, die das alte Reich zu Grunde gerichtet, belastete auch den neuen Bund. Oesterreichs Uebermacht hatte sich seit den Tagen Friedrichs erheblich verstärkt, sie war jetzt um so schwerer zu brechen, da sie ihren Einfluß mittelbar, ohne die herrischen Formen des Kaiserthums ausübte. Die auswärtigen Diplomaten lächelten schadenfroh: wie schön, daß wir Oesterreich und Preußen zusammengekoppelt und dadurch geschwächt haben! Das alte Reichsrecht sprach doch noch von einer deutschen Nation; die Vorstellung mindestens, daß alle Deutschen ihrem Kaiser treu, hold und gewärtig seien, war niemals ganz ver-

schwunden. Die neue Bundesacte wußte gar nichts mehr von einem deutschen Volke; sie kannte nur Baiern, Waldecker, Schwarzburg-Sondershausener, Unterthanen jener deutschen Fürsten, welche nach Gefallen zu einem völkerrechtlichen Vereine zusammengetreten waren. Die Nation mußte den Becher der Demüthigung bis zur Hefe leeren; jene württembergische Mahnung: „man werde doch nicht aus verschiedenen Völkerschaften sozusagen eine Nation bilden wollen“ hatte vollständig Recht behalten. Die Deutschen standen außer jeder Beziehung zu der Bundesgewalt, waren nicht einmal verpflichtet ihr zu gehorchen; nur wenn ein Souverän einen Bundesbeschluß als Landesgesetz zu verkündigen geruhte, mußten seine Unterthanen diesem Landesgesetze sich fügen. Die Nation war mediatisirt durch einen Fürstenbund. Wie die Revolution von 1803 so ward auch diese neue Verfassung Deutschlands ausschließlich durch die Dynastien geschaffen.

Der neue Bundestag war der Regensburger Reichstag in etwas modernerer Gestalt, ganz ebenso schwerfällig und unbrauchbar; daß er bald als engerer Rath bald als Plenum tagte, war eine leere Förmlichkeit, da auch im engeren Rathe alle Neunundbreißig mitstimmten. Der Widerspruch zwischen dem formalen Rechte und der lebendigen Macht trat im Deutschen Bunde sogar noch greller hervor als im heiligen Reiche. Der durch den Genuß der Souveränität aufgestachelte Dünkel der kleinen Kronen bewirkte in Wien eine Stimmenvertheilung, welche alle Ungeheuerlichkeiten des alten Reichsrechts weitaus überbot und nun ihrerseits dazu half jenen Dünkel bis zum Wahnsinn zu steigern. Eine gewisse Bevorzugung der kleinen Bundesglieder liegt im Wesen jeder Foederativverfassung; das aber ging doch über jedes Maß erlaubter Unbilligkeit hinaus, daß im Plenum des Bundestags die sieben größten Staaten, Oesterreich, die Königreiche und Baden, die zusammen mehr als fünf Sechstel des deutschen Volks umfaßten, mit nur 27 Stimmen die Minderheit bildeten neben den 42 Stimmen des letzten Sechstels. Das hieß die großen Staaten geradezu auffordern zur Umgehung der Bundesbeschlüsse oder zur gewaltsamen Einschüchterung der kleinen Genossen. Und dazu jenes Geschenk der Krone Sachsen, die Einstimmigkeit für alle wichtigen Beschlüsse — eine Vorschrift die im heiligen Reiche nur für Religionssachen und jura singulorum gegolten hatte. Jetzt konnte Reuß jüngerer Linie jede Entwicklung des Bundes verbieten. Diese Fortbildung ward aber vollends unmöglich gemacht durch die Begründung der landständischen Verfassungen. Denn sollte der Bund irgend welches Leben gewinnen, so mußte er, zunächst die Militärgewalt und die auswärtige Politik der Bundesstaaten zu beschränken suchen; dies waren aber gerade die einzigen Kronrechte welche nach Einführung der Landstände den Kleinfürsten noch ungeschmälert verblieben, ein freiwilliger Verzicht darauf stand mithin ganz außer Frage.

Und diese vielköpfige Bundesversammlung ohne Haupt trug keine Verantwortlichkeit, weder rechtlich noch sittlich. Sie bestand aus Gesandten, welche lediglich ihre Instruction zu befolgen hatten und also jeden Tadel von sich auf ihre Auftraggeber abwälzen konnten, während andererseits die kleinen Kronen nur allzu bald die Kunst lernten, sich vor dem Zorne der öffentlichen Meinung hinter dem Bundestage zu verstecken. Deutschlands innere Politik ward zu einem Luftkampfe; Niemand wußte mehr, wo er eigentlich seine Gegner suchen sollte. Die entsittlichenden Wirkungen solcher Unwahrheit zeigten sich rasch genug, an den Höfen wie im Volke: feige Angst auf der einen, Wolkenkukuksheimer Träume und unklare Verbitterung auf der anderen Seite. Die heillose Verwirrung mußte um so unerträglicher werden, da ein schwerer Kampf zwischen dem Bunde und seinen Gliedern gar nicht ausbleiben konnte; denn die Centralgewalt des Bundes war absolutistisch, war lediglich ein Organ der Fürsten, in den Einzelstaaten aber kam bald die Macht der Landtage empor.

Die Nation nahm das traurige Werk mit unheimlicher Kälte auf. Wer überhaupt davon redete sprach seine grimmige Entrüstung aus. Die wenigen Artikel über Volksrechte, an denen der öffentlichen Meinung zumeist gelegen war, enthielten so leere, so windige Versprechungen, daß sogar diese gutherzige Nation anfangen mußte an den bösen Willen ihrer Machthaber zu glauben. Wie sonderbar nahm sich neben den unbestimmten Phrasen über Preßfreiheit, Handelsfreiheit, Landstände die genaue Aufzählung der Privilegien der Mediatisirten und der Thurn- und Taxis'schen Postrechte aus. Und zu Alledem das Kläglichste: die Bundesacte war gar keine Verfassung, sondern enthielt nur die niemals ausgeführten Grundzüge eines künftigen Bundesrechts. Vier Jahre später schrieb der ehrliche Gagern nicht ohne Reue einem conservativen Freunde: „Sie reden von der Erhaltung des Bestehenden. Ich suche vergeblich den Bestand. Ich sehe eine Bundesacte, die wir zu entwickeln zu Wien uns erst vornahmen!“ —

In den Gebietshändeln hatten Preußens Staatsmänner, durch die Festigkeit ihres Königs, doch einen halben Erfolg erreicht. In den Bundesverhandlungen wurden sie aufs Haupt geschlagen; nichts, gar nichts von ihren Absichten hatten sie durchgesetzt. Aber der Schild preußischer Ehre war ohne Makel geblieben. Die Haltung des Staates, der uns von den Fremden befreit, gereichte noch in Wien allen anderen Deutschen zur Beschämung — wenn in einem solchen harten Interessenkampfe die Scham überhaupt Raum fände. Zäh und redlich, consequenter als Stein, hatten Hardenberg und Humboldt einen bestimmten Plan eingehalten, immer nur Schritt für Schritt zurückweichend vor dem vereinten Widerstande nahezu des gesammten Deutschlands, einen Plan, der freilich auch an der allgemeinen politischen Unklarheit der Epoche krankte, aber

jedenfalls ehrenhafter und verständiger war als alle anderen Wiener Vorschläge. Die beständig wechselnde Form ihrer Entwürfe war nicht ihre Schuld, sondern ergab sich unvermeidlich aus der Bedrängniß eines aussichtslosen Streites wider Gegner, die nicht durch das Wort, sondern allein durch den Schlag überzeugt werden konnten. Das Einzige, was den Beiden zur Last fiel, war das arglose Vertrauen zu den falschen Freunden Oesterreich und Hannover. Aber selbst ein vollkommener Staatsmann, der von solcher Schwäche frei blieb, konnte in diesem Kriege nicht siegen. Der gesammte Gang der deutschen Schicksale während der jüngsten Jahre führte unabwendbar zu der traurigen und doch nothwendigen Folge, daß nach Napoleons Fall nicht sein tapferer Feind Preußen, sondern sein schwankender Gegner Oesterreich und seine Bundesgenossen, die Rheinbündner über die Gestaltung unseres Staates entschieden.

Selbst der Czar äußerte seinen Unwillen über den kläglichen Ausgang, und sogar Gentz hatte ein so lächerliches Machwerk doch nicht erwartet. Gleichwohl besaß die neue Ordnung der deutschen Dinge drei folgenschwere Vorzüge. Die welthistorischen Wirkungen der Fürstenrevolution von 1803 blieben unverändert, das fratzenhafte theokratische Wesen kehrte nicht wieder; das neue Deutschland athmete in der gesunden Luft weltlichen Staatslebens. Sodann ward durch die Bundesverfassung die Entstehung eines neuen Rheinbundes zwar keineswegs verhindert aber wesentlich erschwert; deshalb allein, so gestanden Hardenberg und Humboldt oftmals, nahmen Preußens Staatsmänner ein Werk an, über dessen Mängel sie sich nicht täuschten. Preußen trat dem Bunde bei um die Mittelstaaten an wiederholtem Landesverrathe zu hindern, während diese und Oesterreich in der Bundesverfassung nur ein Bollwerk gegen den preußischen Ehrgeiz sahen. Endlich war der Deutsche Bund so locker und ohnmächtig, daß er den Staat Friedrichs in seiner inneren und äußeren Entwickelung kaum stören konnte. Sobald Preußen sich erst wieder auf sich selbst besann, bot ihm die schattenhafte Bundesverfassung tausend Mittel und Wege um die kleinen Staaten durch Sonderbünde an sich zu ketten und durch die That zu beweisen, daß Oesterreich für Deutschland nichts leisten, Preußen allein der Sehnsucht der Nation und dem recht verstandenen Interesse der kleinen Höfe selber gerecht werden konnte. Und dies bleibt für uns, die wir die abgeschlossene Laufbahn überschauen, der historische Ruhm des Deutschen Bundes: er besaß nicht die Kraft, das Erstarken des einzigen lebendigen deutschen Staates zu hindern — des Staates, der berufen war dereinst ihn selber zu zerstören und diesem unglücklichen Volke eine neue, würdige Ordnung zu schenken. —

Zweiter Abschnitt.

Belle Alliance.

So alltäglich es ist, daß kommende Ereignisse ihren Schatten voraus werfen, ebenso selten geschieht es, daß die Helden einer abgeschlossenen, überwundenen Vergangenheit wieder auf der verwandelten Bühne der Zeit erscheinen. An solcher Wiederkehr vergangener Größe haftet immer ein wunderbarer, traumhafter Zauber, weil sie dem nothwendigen ewigen Werden des historischen Lebens widerspricht. Phantastischer hat das Schicksal nie gewaltet als während jener hundert Tage, da mit einem male, wie ein Gespensterzug am hellen Mittag, die Männer und die Leidenschaften eines Zeitalters der Kriege wieder hereinbrachen über ein neues friedensfrohes Geschlecht und das grandiose Abenteuer des napoleonischen Kaiserthums in einem stürmischen Nachspiele seinen würdigen Abschluß fand. Am 1. März landete Napoleon mit seinen neunhundert Getreuen an der Küste bei Cannes; am 20. Abends, am Geburtstage des Königs von Rom, fuhr sein bestaubter Reisewagen durch die schweigende Hauptstadt nach den Tuilerien, und ein Schwarm von Veteranen begrüßte freudetrunken den heimkehrenden Helden am Portale des verlassenen Königsschlosses. „Der Kaiser hat sich gezeigt, und die königliche Regierung besteht nicht mehr" — schrieb er stolz an die Gesandten. Noch nie und nirgends hatten die dämonischen Mächte des Genies und des Ruhmes einen so glänzenden Triumph gefeiert; der unblutige Siegeszug schien wirklich, wie der Imperator den Fürsten Europas versicherte, „das Werk einer unwiderstehlichen Gewalt, des einstimmigen Willens einer großen Nation, die ihre Pflichten und ihre Rechte kennt."

Und doch ging diese wundergleiche Revolution fast allein von der Mannschaft des Heeres aus. Die alten Corporale und Sergeanten, die hier, wie in allen Berufsarmeen, den Geist des Heeres beherrschten, hingen mit abgöttischer Verehrung an dem Bilde des demokratischen Helden, sie waren die Apostel jener napoleonischen Religion, deren ungeheuerliche Legenden das stolze Volk über seine Niederlagen trösteten. Wie hätte das vierte Artillerieregiment, in dessen Reihen einst der Leutnant Bonaparte gedient, der feurigen Anrede des gros papa widerstehen sollen,

der die glorreiche Tricolore und die weltbezwingenden Adler zurückbrachte, den verhaßten neuen Offizieren aus dem Emigrantenadel den Laufpaß gab? Hingerissen von einem Taumel der Begeisterung, überwältigt von der Macht wundervoller Erinnerungen folgte ein Regiment nach dem anderen dem lockenden Beispiele: die Zeit sollte wiederkehren, da der Praetorianer Alles war, der Bürger nichts. Die alte Garde umwand ihre Adler mit Flor und gelobte sie nicht eher zu enthüllen, als bis die Ehre des Kaiserreichs durch glänzende Siege an den Prussiens und den anderen Fremdlingen gerächt sei. Aber das Heer war nicht mehr Frankreich, wie einst in den Tagen des achtzehnten Brumaire. Wenn sogar ein Theil der Offiziere, darunter einige der tüchtigsten Marschälle wie Oudinot und Macdonald, an dem großen Eidbruch theilzunehmen verschmähte, so sahen vollends die friedlichen Mittelklassen mit rathloser Bestürzung dem Wiederaufsteigen dieser demokratischen Tyrannis zu, deren sonderbar zweiseitiges Wesen ihnen zugleich willkommen und bedrohlich schien. Die Restauration hatte an der napoleonischen Verfassung nichts Wesentliches geändert; sie zehrte, wie die Bonapartisten sagten, von „dem Capitale von Autorität", das der erste Consul allen seinen Nachfolgern hinterlassen. Die schlagfertige Maschine der Präfectenverwaltung arbeitete stetig weiter. Der wohlmeinende König aber, dem die Gunst der Torys die Kurbel in die Hand gegeben, blieb den Personen, den Gefühlen und Gewohnheiten der neuen demokratischen Gesellschaft völlig fremd; und um ihn drängten sich die Artois und Blacas, die begehrliche Meute der Emigranten, die den Augenblick der Wiederaufrichtung des alten Adelsregimentes kaum erwarten konnten. Nicht allein die Mißgriffe der Krone, sondern mehr noch die unheimlichen Absichten, welche man ihren Anhängern zutraute und zutrauen mußte, erweckten den Haß des Volkes gegen die Bourbonen.

Neben jenen Pilgern des Grabes, die sich um das Lilienbanner schaarten, erschien der rückkehrende Napoleon selbst den bürgerlichen Klassen als ein nationaler Held, ein Vertreter der vergötterten Ideen von 89. Aber sein Name bedeutete zugleich: Krieg. Der Instinct der Geschäftswelt fühlte alsbald heraus, daß weder dieser Mann jemals Frieden halten, noch die Nachbarmächte ihn ruhig gewähren lassen konnten. Sofort nach seiner Rückkehr ging die vortheilhafte Stellung, welche Talleyrands Schlauheit der bourbonischen Krone in der Staatengesellschaft verschafft hatte, wieder verloren; Frankreich stand völlig vereinsamt, und vor den Augen der friedensbedürftigen Gesellschaft eröffnete sich die düstere Aussicht auf neue unabsehbare kriegerische Stürme. Zudem hatten die parlamentarischen Institutionen der Charte rasch Boden gewonnen. Kaum war das Zeitalter des militärischen Ruhmes abgelaufen, so warf sich die Nation mit bewunderungswürdiger Lebenskraft wieder in die politischen und literarischen Parteikämpfe. Das Land freute sich an dem rednerischen

Prunk der Kammerverhandlungen, an der lauten Kritik der freien Presse. Die constitutionelle Doctrin fand wieder ehrliche, überzeugte Bekenner. Tausende glaubten treuherzig, es sei die Bestimmung dieses Volkes der Freiheit, die englische Parlamentsherrschaft mit dem unantastbaren napoleonischen Verwaltungsdespotismus zu verquicken und also den constitutionellen Musterstaat zu begründen; die Verwirklichung dieser Ideale schien aber leichter möglich unter der schwachen Krone der Bourbonen als unter der eisernen Herrschaft des Soldatenkaisers. So geschah es, daß die Gebildeten und Besitzenden sich dem Imperator argwöhnisch fern hielten; der Curs der Rente sank in wenigen Tagen bis auf 53. Anhänglichkeit an das königliche Haus zeigten freilich nur einzelne Striche des Südens und Westens; selbst der legitimistische Aufstand, der in der Vendee ausbrach war ungefährlich, da er mehr von dem Adel als von den Bauern ausging. Die Rückkehr Napoleons erfolgte zu früh; einige Jahre später, da die Erinnerung an die Schrecken der Kriegszeit schon mehr verblaßt und der Groll gegen die Emigranten noch mächtiger angewachsen war, hätte sie vielleicht Erfolg haben können. Wie jetzt die Dinge lagen verhielt sich die Mehrheit der Nation skeptisch, ängstlich, verlegen. Nur die Bauern in den allezeit kriegerischen Ostprovinzen und die Arbeitermassen einiger großer Städte hießen den gekrönten Plebejer willkommen. In den Vorstädten von Paris that sich eine Foederation zusammen, aber die jacobinischen Erinnerungen, die hier wieder auflebten, hatten mit dem Caesarencultus des Heeres wenig gemein.

Napoleon bemerkte schnell, wie sehr das Land sich verwandelt hatte; die Bourbonen, sagte er ingrimmig, haben mir Frankreich sehr verdorben. Um die Mittelklassen zu gewinnen mußte er mit den liberalen Ideen liebäugeln: „das Genie hat gegen das Jahrhundert gekämpft, das Jahrhundert hat gesiegt!“ In geschickten Manifesten stellte er sich als den Erwählten des Volkes dar und hob den popularen Charakter des Kaiserreichs hervor, das die Demokratie disciplinirt, die Gleichheit vollendet und die Freiheit vorbereitet habe. Doch Verheißungen genügten längst nicht mehr. Er sah sich genöthigt ein Cabinet aus Männern der Revolution zu bilden und die Verfassung des Kaiserreichs durch eine Zusatzacte zu ergänzen, welche der Nation eine gewählte Volksvertretung, die Preßfreiheit, das Petitionsrecht, ja sogar eine Beschränkung der militärischen Gerichtsbarkeit gewährte. So mußte er sich selber die Hände binden, in einem Augenblicke, da nur eine schrankenlose Dictatur die friedenslustige Nation zu starker kriegerischer Anstrengung zwingen konnte. In Tricots und antikem Mantel zog er dann auf das Maifeld hinaus um die Schaulust der Pariser durch ein großes volksthümlich-militärisches Spektakelstück zu befriedigen und öffentlich sein demokratisches Glaubensbekenntniß abzulegen: „als Kaiser, als Consul, als Soldat verdanke ich Alles dem Volke!“ Seine Lieblingstochter Hortensia und ihr kleiner Sohn Ludwig wohnten

dem prahlerischen Schauspiele bei; aber Marie Luise kehrte nicht wieder in die Tuilerien zurück: die Treue der Oesterreicherin gehörte nur dem Glückslinde, nicht dem Gatten.

Auf Schritt und Tritt erfuhr der Imperator, daß er nur noch der Bandenführer einer großen Soldatenmeuterei, nicht mehr das allgefürchtete Staatsoberhaupt war; Scham und Zorn übermannten seine stolze Seele, wenn er sich am Fenster zeigen mußte um die Huldigungen der Foederirten aus den Arbeitervierteln entgegenzunehmen. Auf Augenblicke fragte er sich wohl, ob er nicht kurzab die rothe Mütze aufsetzen, die Führung der radicalen Parteien übernehmen, die Nationalgarde der Pariser Bourgeoisie auflösen und an ihrer Statt ein Volksheer aus den foederirten Arbeitermassen bilden solle. Aber der Abscheu wider die Jacobiner überwog. Napoleon konnte nicht lassen von den alten despotischen Gewohnheiten, verfolgte seine Gegner durch Proscriptionslisten, errichtete wieder eine zweifache geheime Polizei, deren Agenten einander wechselseitig bewachten. Und trotz der Zusatzacte, trotz seiner liberalen Betheuerungen, trotz seiner ablehnenden Haltung gegen die Jacobiner erwarb er sich doch nicht das Vertrauen der Bourgeoisie. Wohl schloß sich der leichtgläubige Doctrinär Benjamin Constant dem bekehrten Despoten an, und das Organ der Constitutionellen, Dunoyers Censeur pries die Zusatzacte als die Vollendung der französischen Freiheit — eine wundersame Selbsttäuschung, die nachher durch Jahrzehnte das Schlagwort der Opposition geblieben ist. Aber die Masse der Constitutionellen verharrte in ihrem Mißtrauen; sie hoffte insgeheim auf den schlauen Ludwig Philipp von Orleans, der schon seit Langem stillgeschäftig nach der Bürgerkrone Frankreichs seine Netze auswarf. Als die Abgeordneten im Juni zusammentraten, wurde ein Gegner Napoleons, der Mann des Convents Lanjuinais zum Präsidenten erwählt; mit rücksichtsloser Heftigkeit traten die radicalen Parteiführer dem Kaiser entgegen.

Das Aergste blieb doch, daß Napoleon, um die Scheu der Bourgeois vor dem Kriege zu beschwichtigen, eine erheuchelte Zuversicht auf den Bestand des Friedens zeigen mußte. Nichts lag ihm in jenem Augenblicke ferner als der Wunsch nach Krieg: erst wenn die große Armee des Kaiserreichs wiederhergestellt war, durfte der Streit um die unveräußerlichen alten Grenzen von Neuem beginnen. Wiederholt versicherte er den europäischen Höfen, daß sich in Frankreich Nichts verändert habe, daß er auf alle Pläne kriegerischer Größe verzichte und nur noch einen Kampf anerkenne, den heiligen Kampf um das Glück der Völker. Niemand glaubte ihm. Unaufhaltsam rüstete sich das alte Europa zur Vernichtung des Usurpators, und doch mußte er noch eine Weile den Schein bewahren, als ob sein Kaiserthum ein Reich des Friedens sei. Nach drei Wochen erst wagte er die Vermehrung des Heeres zu befehlen: die Armee, die er 115,000 Mann stark vorgefunden, wuchs bis Anfang Juni nur auf 198,000

Mann kriegsbereiter Truppen. Das nämliche Gefühl der Unsicherheit zwang ihn auch zu einer höchst gewagten Kriegführung. Nach den Erfahrungen des letzten Jahres schien bei einem zähen Vertheidigungskriege im Innern Frankreichs ein Erfolg nicht ganz unmöglich; doch da der Usurpator weder auf eine Massenerhebung rechnen noch sich der Gefahr einer Niederlage auf französischem Boden aussetzen konnte, so mußte er den Angriff auf die Nachbarlande wagen, und für diesen verzweifelten Schlag standen ihm nur 128,000 Mann zu Gebote. Was übrig blieb wurde an den weiten Grenzen entlang vertheilt — eine völlig nutzlose Zersplitterung der militärischen Kräfte; der Argwohn der öffentlichen Meinung erlaubte dem Imperator nicht, irgend ein Stück französischer Erde ganz ohne Vertheidigung preiszugeben. Erst als der Krieg unvermeidlich ward, ließ Napoleon die friedliche Maske fallen und bekannte sich nochmals zu den hochmüthigen Gedanken der alten Kaiserpolitik. Sein Kriegsminister Davoust mußte alle die alten Soldaten vom linken Rheinufer unter die Fahnen rufen. In seiner Anrede an die Armee sprach der Imperator wieder wie einst als der Schirmherr des deutschen Particularismus, mahnte zum Kampfe gegen die unersättliche Coalition, die sich bereits anschicke die kleinen deutschen Staaten zu verschlingen; eine Proclamation, die auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance in dem erbeuteten Wagen Napoleons gefunden wurde, verkündete den Belgiern und Rheinländern die frohe Botschaft: sie seien würdig Franzosen zu sein!

Sobald dieser Caesar wieder an die Spitze seiner Praetorianer trat, mußte der alte Kampf zwischen Weltherrschaft und Staatenfreiheit unausbleiblich von Neuem entbrennen. Nach dem Buchstaben des Völkerrechts war Napoleons Schilderhebung allerdings nur ein legitimer Eroberungskrieg des souveränen Fürsten von Elba gegen den Allerchristlichsten König; vergeblich suchte Gentz im Oesterreichischen Beobachter durch künstliche Sophismen dies unbestreitbare Rechtsverhältniß wegzudeuteln. Aber wie durften die Formen des Völkerrechts diesem Gewalthaber zu Gute kommen, der sein Leben lang mit Treu und Glauben gespielt, jedes heilige Recht der Staatengesellschaft mit Füßen getreten hatte? Den Millionen in Deutschland, Rußland, England erschien der rückkehrende Despot nicht als ein kriegführender Fürst, sondern schlechtweg als ein blutiger Verbrecher, der durch ruchlosen Wortbruch alle Segnungen des schwer errungenen Friedens wieder in Frage stellte. Ein Aufschrei des Zorns ging durch das preußische Land. Der alte Todfeind war wieder zur Stelle, war wie ein hungriger Wolf eingebrochen in die friedlichen Hürden der befreiten Völker; das deutsche Schwert mußte ihn nochmals herunterschleudern von dem angemaßten Throne — wer hätte das bezweifelt? Dies tapfere Volk, das unter den Nackenschlägen des Tyrannen so namenlos gelitten, wollte und konnte nichts sehen von allen den rührenden und erhebenden Auftritten, welche die Rückkehr des Imperators verschönten, nichts von

allen den politischen Wirren, welche die rathlose Ueberraschung der französischen Nation erklärten. Den Preußen war Frankreichs Volk einfach eine Rotte von Verräthern, sein Heer eine eidvergessene Soldatesca, die sich mit ihrem alten Räuberhauptmann zu neuen Plünderungszügen verschwor. Und mit dem grimmigen Hasse verband sich diesmal ein Gefühl freudigen Stolzes. Der alte Blücher sprach seinen Preußen wieder aus der Seele, da er auf die erste Nachricht jubelnd rief: „das ist das größte Glück für uns, nun kann die Armee wieder gut machen was die Diplomaten verfehlten.“ Erst durch den Verlauf des Congresses und Talleyrands feindselige Zettelungen hatte die Masse der Patrioten im Norden klar erkannt, wie matt und schwächlich der Pariser Friedensschluß gewesen und wie wenig gesichert unsere Westgrenze war. Sobald sich die Aussicht auf einen neuen Krieg eröffnete, erhob die Presse, der Rheinische Mercur voran, sofort den Ruf: jetzt endlich sei die Zeit gekommen dem gallischen Raubthier die Zähne auszubrechen. In tausend Tönen, weit lauter und bestimmter als ein Jahr zuvor, erklang die Forderung: heraus mit dem alten Raube, heraus mit Elsaß und Lothringen!

Auch den Höfen war keinen Augenblick zweifelhaft, daß sie die Zerstörung des Pariser Friedens nicht dulden durften. Schon am 8. März schlug Stein die Aechtung des Friedensbrechers vor. Am 13. traten die acht Mächte, welche den Friedensschluß unterzeichnet hatten, zusammen und beschlossen eine öffentliche Erklärung, worin sie den Völkern Europas verkündeten, daß Napoleon Buonaparte sich selber außerhalb des bürgerlichen und politischen Rechts gestellt, als Feind und Störer der Ruhe der Welt sich der öffentlichen Verfolgung preisgegeben habe. Die Bonapartisten schrieen Zeter über diesen unerhörten, diesen menschenfresserischen Beschluß; doch er sprach nur aus, was das empörte Gewissen aller Deutschen und Russen und der großen Mehrheit des englischen Volkes gebieterisch forderte. Am 25. März erneuerten die vier Verbündeten von Chaumont ihr altes Bündniß, boten dem Könige von Frankreich sowie jedem anderen von Buonaparte angegriffenen Lande auf Verlangen ihren Beistand an, luden alle Mächte Europas zum Beitritt ein und verpflichteten sich die Waffen nicht eher niederzulegen als bis Buonaparte außer Stand gesetzt sei neue Unruhen zu erregen und sich der Staatsgewalt in Frankreich abermals zu bemächtigen. Die Achtserklärung schloß eine Veränderung der französischen Grenzen nicht schlechthin aus, denn sie behielt den Mächten ausdrücklich das Recht vor die Bestimmungen des Pariser Friedens zu vervollständigen und zu verstärken. Aber sie beruhte, wie das Kriegsbündniß vom 25. März, auf einem verhängnißvollen thatsächlichen Irrthum, auf der Annahme, daß die Bourbonen mindestens in einem Theile Frankreichs sich behaupten und die verbündeten Heere als Hilfstruppen der königlichen Armee auftreten würden.

Erst einige Tage später erfuhr man in Wien, daß König Ludwig sein

Land bis auf das letzte Dorf hatte räumen müssen. Der legitime Herrscher saß als ein Fürst ohne Land in Gent, jetzt gänzlich unter dem Einfluß der racheschnaubenden Emigrantenpartei; der geächtete Störer der öffentlichen Ruhe aber zeigte seinen gekrönten Herren Brüdern in friedfertigen Briefen die unblutige Unterwerfung Frankreichs an und erbot sich sofort den Pariser Vertrag anzuerkennen. Die Lage war mit einem Schlage verändert, und die grollenden Whigs im Parlamente säumten nicht sie auszubeuten: Whitebread und Burdett fragten in donnernden Reden, ob England von Neuem bluten solle um einem freien Volke eine Regierung aufzuzwingen, eine Dynastie, deren haltlose Schwäche sich so kläglich offenbart habe?

Die Tory-Regierung fühlte, daß sie die Opposition beschwichtigen mußte, und ließ daher in Wien erklären: der Prinzregent genehmige zwar den Vertrag vom 25. März und werde Alles aufbieten um Buonaparte zu bekämpfen, doch könne er sich nicht verpflichten den Franzosen eine bestimmte Regierung aufzuerlegen. Oesterreich, Preußen und Rußland erkannten am 9. Mai diese Auslegung des Vertrages als wohlbegründet an und behielten sich ebenfalls freie Hand vor gegenüber der künftigen Regierung Frankreichs. Sodann entspann sich in dem Comité der acht Mächte eine langwierige Berathung über die Frage: ob nicht in Folge der thatsächlichen Erfolge und der friedfertigen Zuschriften Buonapartes eine neue veränderte Erklärung geboten sei. Die zu diesem Zwecke ernannte Commission gelangte zu dem Schlusse, daß die Betheuerungen des Usurpators keinen Glauben verdienten; sie behauptete in sehr gemäßigten Worten: das Recht einer Nation ihre Regierungsform zu verändern sei nicht schrankenlos, sondern den Nachbarstaaten stehe die Befugniß zu sich gegen den gemeingefährlichen Mißbrauch dieses Rechtes zu verwahren; sie erinnerte an die allbekannte Thatsache, daß die Alliirten dem besiegten Frankreich nur unter der ausdrücklichen Bedingung der Entthronung des corsischen Friedensstörers einen milden Frieden gewährt hätten, und erklärte scharf und treffend: „die förmliche Zustimmung der französischen Nation zu der erneuten Thronbesteigung Buonapartes würde einer Kriegserklärung gegen Europa gleichkommen." Diese förmliche Zustimmung der französischen Nation zu dem Gewaltstreiche des Usurpators erfolgte in der That, fast im nämlichen Augenblicke da der Commissionsbericht (am 12. Mai) dem Comité der Acht vorgelegt wurde. Die napoleonische Zusatzacte ward der Nation zur allgemeinen Abstimmung vorgelegt; mehr als 1¼ Millionen Stimmen erklärten sich dafür, kaum 5000 wagten zu widersprechen, die große Mehrzahl hielt sich fern, ließ willenlos Alles über sich ergehen. Damit hatte das französische Volk die Thronrevolution unzweifelhaft anerkannt, und für die acht Mächte ergab sich, nach den eigenen Worten ihrer Commission, die Nothwendigkeit, nunmehr die frühere, allein gegen die Person Buonapartes gerichtete Declaration fallen

zu lassen und dem Staate Frankreich, wie er sich jetzt thatsächlich neu gestaltet hatte, den Krieg zu erklären. Aber dieser allein richtige Schluß ward nicht gezogen, da die Absichten der verbündeten Mächte sehr weit auseinander gingen.

Jene salbungsvolle Versicherung der Torys, England wolle den Franzosen nicht eine bestimmte Regierung aufzwingen, war keineswegs ehrlich gemeint, sondern lediglich ein parlamentarischer Schachzug. Die starr legitimistische Gesinnung des Tory-Cabinets änderte sich nicht; in seinen Augen war und blieb der König ohne Land der rechtmäßige Beherrscher von Frankreich, und Europa war selbstverständlich verpflichtet, durch einen royalistischen Kreuzzug den legitimen König wieder auf den Thron seiner Väter zurückzuführen, damit England als der hochherzige Beschützer der dankbaren Bourbonen den herrschenden Einfluß in den Tuilerien erhielte. In solchem Sinne wiederholte Wellington beständig: „Frankreich hat keine Feinde; dieser Krieg ist ein Krieg Europas, Frankreich mit eingeschlossen, gegen Buonaparte und sein Heer.“ Darum durfte auch Niemand irgend welche Gebietsforderungen an Frankreich stellen. Voll hoher sittlicher Entrüstung, behaglich auf ihre wohlgefüllten Taschen klopfend, sprachen die Torys über die preußische Armuth und Habgier; ihr Neid gegen Deutschland trat so gehässig hervor, daß selbst die Gutherzigkeit der preußischen Patrioten jetzt endlich über den wahren Charakter der britischen Handelspolitik ins Klare kam und Mancher, der seit Jahren ein glühender Bewunderer der englischen Hochherzigkeit gewesen, nunmehr sein Urtheil berichtigte. Aber wie beschränkt, heuchlerisch, engherzig die Politik der Torys auch erschien, sie allein unter den Verbündeten wußten genau was sie wollten und verfolgten ihr Ziel mit hartnäckiger Ausdauer.

In der Hofburg fehlte es nicht an fanatischen Legitimisten, die in das englische Horn bliesen. Adam Müller fand es ganz unbestreitbar, daß Ludwig XVIII. nunmehr schon seit vierundzwanzig Jahren regiere und Buonaparte nur ein Rebell sei; sonst würde ja das göttliche Recht aller Throne geleugnet und „das lächerliche Recht der Völker, eine Art von Willen zu haben, anerkannt!“ Metternich selbst dachte nüchterner, er hegte keine Vorliebe für die Bourbonen und behielt sich vor, nach den Umständen zu handeln; aber da seine ruheselige Natur jede zweifelhafte Neuerung verabscheute und die Verträge von Paris und Wien ihm als ein unantastbares Werk ausbündiger diplomatischer Weisheit erschienen, so durften die Torys hoffen, den österreichischen Freund allmählich zu ihrer Anschauung hinüberzuziehen. Czar Alexander dagegen und König Friedrich Wilhelm konnten dem Bourbonen das Kriegsbündniß vom 3. Januar nicht verzeihen. Unter den preußischen Generalen war nur eine Stimme darüber, daß dies zugleich schwache und treulos undankbare Königshaus nicht zurückkehren dürfe; der Czar sprach mit Wärme von dem liberalisirenden Herzog von Orleans. Doch weder der Petersburger

noch der Berliner Hof hatte schon einen bestimmten Plan für die Wiederbesetzung des französischen Thrones gefaßt; überdies stimmten die beiden Mächte unter sich keineswegs überein. Während die preußischen Staatsmänner von Haus aus auf die Sicherung der deutschen Westgrenze hinarbeiteten, gefiel sich der Czar wieder in überschwänglicher Großmuth. Den wahren Grund seiner Hochherzigkeit verrieth er einmal, als ihm der Ausruf entfuhr: entweder ich nehme Theil an diesem Kuchen, oder der Kuchen soll gar nicht gebacken werden! Rußland konnte von diesem Kriege nichts gewinnen, und was kümmerte ihn Deutschland wenn er hoffen konnte durch Freisinn und Zartgefühl den englischen Einfluß in Frankreich aus dem Felde zu schlagen? Schon am 25. Mai ließ er seinen Gesandtschaften schreiben: es besteht eine französische Nation, deren berechtigte Interessen nicht ungestraft geopfert werden dürfen; darum weder eine Herstellung der unhaltbaren alten Ordnung noch eine Demüthigung Frankreichs, das für die Wohlfahrt Europas unentbehrlich ist.

Bei dieser tiefgreifenden Meinungsverschiedenheit ließ sich eine unzweideutige Kriegserklärung gegen Frankreich, wie sie von Hardenberg und Humboldt gewünscht wurde, nicht durchsetzen. Die Coalition beschloß auf jede weitere öffentliche Erklärung zu verzichten und beruhigte sich bei dieser Halbheit um so lieber, da ja in den Wechselfällen des Krieges sich leicht die Gelegenheit zu bestimmteren Beschlüssen bieten konnte. Alle Welt erwartete einen langen und langweiligen Krieg; war doch die Führung der europäischen Heere wieder in Schwarzenbergs und Langenaus bewährte Hände gelegt worden. Die Mächte begannen also den Feldzug in einer überaus unklaren völkerrechtlichen Stellung. Sie hatten den Kampf gegen Buonaparte angekündigt — denn so nannten sie den Imperator noch immer — und nachher versichert, daß sie nicht den Zweck verfolgten die Bourbonen wieder einzusetzen. Sie waren unbestreitbar im Zustande des Krieges gegen den französischen Staat, da das Völkerrecht nur Kriege zwischen Staaten kennt; ob sie sich aber selber als Feinde Frankreichs betrachteten, das blieb Angesichts ihrer eigenen widerspruchsvollen Erklärungen durchaus zweifelhaft. Auch die Proclamation an die Franzosen, welche Schwarzenberg beim Einmarsche der Heere erließ, lautete sehr unbestimmt; mit Mühe hatte Gagern erlangt, daß aus dem Satze „Europa will den Frieden“ mindestens der gefährliche Schluß „und nichts als den Frieden“ gestrichen wurde.

Diese rechtliche Unklarheit bei der Einleitung des Krieges hat nachher den unglücklichen Ausgang der Friedensverhandlungen zwar nicht allein verschuldet — denn die Entscheidung gab der vereinte Widerstand, welchen das gesammte Europa den deutschen Forderungen entgegensetzte — aber die Stellung der deutschen Unterhändler auf dem Friedenscongresse wesentlich erschwert. Genug, diesem vieldeutigen Bündniß „gegen Buonaparte“ traten nach und nach alle Mächte zweiten Ranges bei; eine thörichte, vorzeitige Schilderhebung Murats in Italien, die rasch nieder-

geschlagen ward, bestärkte die Höfe in der Ueberzeugung, daß jede Verhandlung mit dem Bonapartismus unmöglich sei. Deutschland erschien, was seit drei Jahrhunderten nicht mehr erlebt worden, schon beim Beginne des großen Krieges vollkommen einig. Offenen Verrath wagte Niemand mehr, obwohl sich die böse Gesinnung des Münchener und des Stuttgarter Hofes wieder in tausend Zänkereien über das Verpflegungswesen bekundete. Aber die Nation sollte schmerzlich genug erfahren, daß Einigkeit nicht Einheit ist. Da der Deutsche Bund in dem Augenblicke der Kriegserklärung noch nicht bestand, so konnten die deutschen Staaten auch nur einzeln der Coalition beitreten; sie erhielten im Rathe der großen Mächte keine Stimme und erprobten sogleich, wie werthlos jenes Recht der selbständigen diplomatischen Vertretung war, das sie als die schönste Zierde ihrer Kronen betrachteten.

Angesichts der ungeheuren Ueberlegenheit der Streitkräfte der Verbündeten verhieß die alsbaldige Eröffnung des Feldzugs sicheres Gelingen; fast alle namhaften Generale der Coalition, Blücher und Gneisenau, Wellington, Toll und Diebitsch stimmten darin überein. Die Zögerung, meinte Blücher, schafft Napoleon nur die Heere, die wir mit vielem Blute bekämpfen müssen. Nach Gneisenaus Ansicht konnten am 1. Mai drei große Armeen von je 200,000 Mann etwa am Ober-, Mittel- und Niederrhein zum Einmarsch in Frankreich bereit stehen. Sein staatsmännischer Blick sah voraus, was fast alle Uebrigen für unmöglich hielten, daß der Imperator die Offensive ergreifen würde. Um so dringender rieth er den Alliirten ihrerseits mit dem Angriff zuvorzukommen. Rückten die drei Armeen gleichzeitig gegen Paris vor und versammelte sich unterdessen in ihrem Rücken die vierte Armee, die aus Rußland herankam, dann konnte Napoleon nur einer von ihnen eine ebenbürtige Macht entgegenstellen; erlitt das eine Heer durch die Feldherrnkunst des Gegners einen Unfall, so zog es sich auf die große Reservearmee zurück, die beiden anderen aber blieben im Vorgehen auf Paris. Wieder wie vor'm Jahre bezeichnete Gneisenau die feindliche Hauptstadt als das einzig mögliche Ziel des Kampfes, während selbst muthige Männer wie Humboldt bedenklich meinten, die Geschichte kenne keine Wiederholungen. Und wieder wie damals warnte er vor jeder Zersplitterung der Kräfte: mit dem Sturze Napoleons sei alles Andere, auch das Schicksal Italiens von selbst entschieden.

In der Hofburg dagegen ward der italienische Kriegsschauplatz als so hochwichtig angesehen, daß selbst Radetzky erklärte: Oesterreich müsse die Schweiz zum Mittelpunkte seiner Operationen wählen, um mit der italienischen Armee in Verbindung zu bleiben. Auf der Halbinsel begann es zu gähren. Die Mailänder fingen schon an, die übereilte Revolution des vergangenen Frühjahrs zu bereuen, murrten über die Herrschaft des bastone tedesco. Die phantastischen Manifeste Murats, die von der Einheit Italiens redeten, machten doch einigen Eindruck; auch die natür-

liche Theilnahme für den großen Landsmann, der soeben wieder die Wunderkraft des antico senno Italiens offenbart hatte, erwachte von Neuem. Kaiser Franz hielt für nöthig, seinen Bruder Johann in das neue lombardo-venetianische Königreich zu senden, denselben der vor sechs Jahren die Italiener zuerst zur Freiheit aufgerufen hatte. Der Erzherzog ließ es an Biederkeit und guten Worten nicht fehlen, doch machte er auf die menschenkundigen Südländer geringen Eindruck. Der Wiener Hof fühlte sich seines adriatischen Besitzes keineswegs sicher. Dazu die alte, auch von Knesebeck getheilte Vorliebe der k. k. Generale für gesuchte und weitläuftige Bewegungen, endlich und vor Allem der dringende Wunsch die Gefahren des Krieges den Verbündeten zuzuschieben, damit Oesterreich bei dem schwierigen Friedensschlusse mit ungebrochener Kraft dastände.

Aus Alledem ergab sich ein ungeheuerlicher Kriegsplan, der selbst die Künsteleien von 1814 noch überbot: in den Niederlanden 210,000 Mann unter Blücher und Wellington, am Mittelrhein Barclay de Tolly mit 150,000 Russen, am Oberrhein und in der Schweiz 200,000 Oesterreicher, in Piemont endlich eine Armee von 60,000 Mann — eine Truppenmasse, die bis zu Ende Juli noch durch einen Nachschub von 170,000 Mann auf 800,000 Köpfe verstärkt wurde und dann dem Feinde um das Dreifache überlegen war. Als das nächste Ziel der Operationen dachte sich Schwarzenberg nicht Paris, sondern Lyon. Von Napoleon aber stand mit Sicherheit zu vermuthen, daß er sich auf den zunächst stehenden Feind, auf das niederländische oder das mittelrheinische Heer stürzen würde; die k. k. Truppen waren also vor der Faust des Gefürchteten sicher. Da nach dem österreichischen Plane die Russen sogleich in die erste Reihe der Kämpfer einrücken sollten, so verlangte Schwarzenberg die Vertagung des Einmarschs bis zum 16., dann zum 27. Juni, endlich gar bis zum 1. Juli. Obgleich alle anderen Mächte es hochbedenklich fanden dem rastlosen Feinde ein volles Vierteljahr Frist zu schenken, so behält doch in einem Coalitionskriege der Zaudernde immer Recht. Oesterreich behauptete hartnäckig, seine Rüstungen nicht eher beendigen zu können, und so mußte denn am 19. April der große Kriegsrath der Coalition zu Wien die Vorschläge der Hofburg im Wesentlichen annehmen, in die Verspätung der Operationen willigen. Die diplomatische Welt, und Hardenberg mit ihr, glaubte bestimmt, die Entscheidung werde im Centrum der verbündeten Heere fallen. Der Armee in den Niederlanden dachte man, wie vor zwei Jahren der schlesischen, die bescheidene Rolle eines Hilfscorps zu, und wieder wie damals sollte der Gang der Ereignisse aller Voraussicht spotten.

Mit den Berathungen über den Kriegsplan verband sich ein lebhafter Streit über die Vertheilung der kleinen deutschen Contingente. Die Höfe der Mittelstaaten hielten es allesammt für ein Gebot kleinköniglicher Ehre, ihre Truppen lieber unter fremden als unter preußischen Oberbefehl zu stellen. Graf Münster meinte die Stunde gekommen um sein altes Ideal,

die englisch-hannoversche Hegemonie in Norddeutschland zu verwirklichen, und warnte die kleinen Nachbarn dringend vor dem Anschluß an Preußen. In der That wurden außer den Niederländern auch die Hannoveraner, Sachsen, Nassauer und Braunschweiger dem englischen Heere Wellingtons zugetheilt; nur ein kleines norddeutsches Bundesarmeecorps, zumeist aus Kurhessen bestehend, trat unter preußischen Befehl. Die süddeutschen Truppen zogen zu den Oesterreichern und Russen am Ober- und Mittelrhein, so daß sich auch diesmal ein Gefühl nationaler Waffengemeinschaft nicht bilden konnte.

Napoleons Heer war das beste, das er je ins Feld geführt. Die aus der Kriegsgefangenschaft und den deutschen Festungen heimgekehrten Veteranen bildeten den Stamm seiner Regimenter. Mit abgöttischer Verehrung blickte der gemeine Mann auf seinen kleinen Corporal; noch niemals war die Mannschaft so ganz durchglüht gewesen von Praetorianerstolz und leidenschaftlicher Kampflust. Aber ihren Generalen traute sie nicht über den Weg, da ein Theil der Marschälle den Bourbonen treu geblieben war; und kehrte das Glück dem Imperator den Rücken, so stand von diesen tapferen Graubärten, die allesammt ihren Fahneneid gebrochen hatten und von den Bourbonen das Aergste befürchten mußten, wenig sittliche Widerstandskraft zu erwarten.

Wie anders die Stimmungen im preußischen Heere! Als der König in einem kräftigen Aufrufe seinen Preußen sagte: „Europa kann den Mann auf Frankreichs Thron nicht dulden, der die Weltherrschaft als den Zweck seiner stets erneuerten Kriege laut verkündigte" — da fand er überall in dem treuen Volke williges Verständniß. Abermals wie vor zwei Jahren eilte die Jugend zu den Waffen, der Landsturm und die Detachements der freiwilligen Jäger wurden von Neuem errichtet, und abermals beseelte die Kämpfer der feste Entschluß, daß dieser heilige Krieg nicht anders enden dürfe als mit einem ganzen und vollen Siege. Das von den ungeheuren Anstrengungen der jüngsten Jahre noch ganz erschöpfte Preußen stellte wiederum 250,000 Mann unter die Fahnen; auch die kleinen norddeutschen Nachbarn zeigten diesmal regeren Eifer, stellten etwa 70,000 Mann. An kriegerischer Erfahrung und Sicherheit kam das Volksheer freilich dem Feinde nicht gleich. Die Armee befand sich gerade in einem gefährlichen Uebergangszustande als der unerwartete Kriegsruf erscholl. Das Wehrgesetz und die Gebietserwerbungen machten eine Neubildung eines großen Theiles der Truppenkörper nothwendig; noch auf dem niederländischen Kriegsschauplatze mußten einzelne Bataillone von ihren alten Regimentern abgetrennt werden. Die gesammte Reiterei wurde neu formirt, der Artillerie fehlte die Mannschaft; Blücher hatte für seine 304 Kanonen nur 5303 Mann, bei einem Armeecorps gar nur 11 Mann für das Geschütz, während das Reglement 30 Mann auf das Geschütz rechnete. Die Mehrzahl der Linientruppen, die bis zum Ende

des vorigen Jahres noch am Rhein gestanden, hatte der Kriegsminister erst vor Kurzem in die östlichen Provinzen zurückverlegt, theils weil er die schwer heimgesuchten Rheinländer der Einquartierung entlasten wollte, theils weil er einen Krieg mit Oesterreich befürchtete. Als nun plötzlich das Unwetter im Westen aufstieg und der König der Niederlande dringend um sofortige Hilfe bat, da mußte man was am nächsten zur Hand war auf den Kriegsschauplatz werfen. Die 116,000 Mann, die sich in Belgien versammelten, waren zur Hälfte Landwehren, und von diesen wieder bestand ein großer Theil, die Elblandwehr, aus Truppen der neuen, vormals westphälischen Provinzen — Mannschaften, die sich erst in den preußischen Dienst einleben mußten: hatten doch Manche darunter vor Kurzem noch unter Napoleon gefochten.

Den Oberbefehl über die Feldarmee hatte der König schon im März seinem greisen Feldmarschall wieder übertragen; auch Gneisenau übernahm wieder die schwere Vertrauensstellung an Blüchers Seite. Um der Wiederkehr der gehässigen Streitigkeiten zwischen den Führern vorzubeugen, wurde das Commando der drei ersten Armeecorps, welche den belgischen Feldzug eröffnen sollten, den Generalen Zieten, Borstell und Thielmann anvertraut, die alle drei im Dienstalter hinter Gneisenau standen. Bülow erhielt das vierte Corps, das als Reserve dienen sollte; so kam der Eigensinnige nicht zu häufig mit seinem Gegner Gneisenau in Berührung. Das norddeutsche Bundesarmeecorps, das sich am deutschen Niederrhein, im Rücken der Blücher'schen Armee versammelte, wurde unter Kleists Befehle gestellt, dessen mildes und gehaltenes Wesen sich für die diplomatischen Aufgaben eines Bundesfeldherrn besonders eignete. York und Tauentzien endlich erhielten das Commando der beiden Armeecorps in den östlichen Provinzen. General Grolman trat selbst als Generalquartiermeister in Blüchers Hauptquartier ein und wies den Corpsführern der belgischen Armee vier seiner fähigsten Offiziere, Reiche, Aster, Clausewitz und Valentini als Stabschefs zu. Der Held von Wartenburg fühlte sich in tiefster Seele gekränkt, forderte nochmals seinen Abschied, wollte in dieser Vertheilung der Rollen nichts sehen als eine Parteigehässigkeit des „Tugendbundes“. Wie York dachten alle die alten militärischen Gegner der Reformpartei; sie klagten, durch Boyen und Grolman kämen die Phantasten und Demagogen in der Armee obenauf. Am Hofe begann wieder das arge Spiel der geheimen Verdächtigung gegen das schlesische Hauptquartier. In den Offizierskreisen versicherte man bestimmt: Herzog Karl von Mecklenburg, der den Feldmarschall bei der Abreise im Namen der Berliner Garnison noch einmal begrüßte, habe vergeblich um ein Brigadecommando in der Blücher'schen Armee gebeten; der Schwager des Königs solle dem gefährlichen Einflusse Gneisenaus fern gehalten werden. General Knesebeck unternahm sogar den Feldmarschall selbst zu freiwilligem Verzicht auf den Oberbefehl zu bereden; doch kaum fing er behutsam an von Blüchers

hohen Jahren zu sprechen, so lachte der Alte hell auf: was das für dummes Zeug ist!

Damit war Alles abgethan: wer hätte den Helden der Nation von der Stelle, die ihm gebührte, verdrängen dürfen? Während der thatenarmen Monate letzthin war er wirklich nur ein gebrechlicher alter Mann gewesen, und eben jetzt traf den zärtlichen Vater noch ein grausamer Schlag: sein Lieblingssohn Franz, ein hochbegabter, verwegener Reiteroffizier, war im Kriege schwer am Kopfe verwundet worden und verfiel in unheilbare Geisteskrankheit. Aber sobald der Krieg entschieden war, raffte sich der herrliche Greis wieder auf, wie ein edles Schlachtroß beim Schmettern der Trompete; er fühlte die Last der Jahre und des Kummers nicht mehr. Wieder einmal hatte er Alles voraus gewußt: warum wollten ihm die verfluchten Diplomatiker nicht glauben, als er ihnen vor'm Jahre vorhersagte, der Bösewicht werde ganz gewiß aus seinem Käfig ausbrechen? Ueberall auf der Reise drängten sich die Massen um den volksthümlichen Helden. Frisch und jugendlich, leuchtend von Zuversicht trat er unter seine jubelnden Truppen. Wie that es ihm wohl, das neue ostfriesische Regiment, die Landsleute seiner herzlieben Frau mit unter seinen Befehlen zu sehen. Den erbitterten sächsischen Offizieren hielt er aus der Fülle seines deutschen Herzens heraus eine mächtige Rede: hier kenne er nicht Preußen noch Sachsen, hier seien nur Deutsche, die für ihr großes Vaterland siegen wollten und müßten. Mit diesem Heere getraute er sich Tunis, Tripolis und Algier zu erobern, wenn nur das Meer nicht dazwischen wäre. Die Stunde des Kampfes konnte er kaum erwarten und schrieb siegesgewiß an seinen getreuen Heinen, der ihm daheim seine Güter verwaltete: „Die Franzosen habe ich vor mich, den Ruhm hinter mich, balde wird es knallen!“*)

Er fand die Armeeverwaltung in peinlicher Verlegenheit. Denn der König der Niederlande, der so dringend um schleunigen Einmarsch der Preußen gebeten hatte, that jetzt, da er sich in Sicherheit wußte, gar nichts für die Verpflegung der verbündeten Heere in dem reichen Lande; er kannte die Verachtung, welche die preußischen Offiziere seit dem thüringischen Feldzug gegen ihn hegten, erwiderte sie durch unverhohlene Abneigung und zeigte so üblen Willen, daß ihn Gneisenau, sicher mit Unrecht, französischer Sympathien beschuldigte. Baares Geld, woran Wellington Ueberfluß hatte, fehlte den Preußen gänzlich; schon seit anderthalb Monaten war der Armee kein Sold bezahlt worden. Der treffliche Generalintendant Ribbentrop wußte keinen Rath mehr. Blücher schrieb dem Staatskanzler zornig: „der niederländische König ist der ungefälligste, heimlichste, interessirteste Mensch.“**) Um der dringendsten Noth abzuhelfen,

*) Blücher an Heinen, Lüttich 6. Mai 1815.

**) Blücher an Hardenberg, Namur 27. Mai 1815.

stellte er eigenmächtig Wechsel aus, die von den Elberfelder Kaufleuten auf seinen großen Namen hin bezahlt wurden. Seine Truppen mußte er vorläufig von den Bauern verpflegen lassen und ebendeshalb weiter als räthlich war, im Norden der Maas und Sambre zwischen Fleurus, Namur, Cinay und Hannut zerstreuen. Alle diese Sorgen fochten ihn in seiner Siegeszuversicht gar nicht an. Auf den ersten Blick durchschaute er die innere Schwäche des neuen Kaiserreichs: „die Nation ist bei Weitem nicht so vor Bonaparte portirt wie die französischen Blätter es ausposaunen." Er sagte mit prophetischer Sicherheit voraus, daß die Entscheidung hier auf dem belgischen Kriegsschauplatze fallen werde. „Beendigen wir den Krieg glücklich, schrieb er dem Staatskanzler, so gerathen alle großen Herren in meine Schuld; und gut soll und wird es gehen, denn die große Macht, so sich die Sicherheitscommissarien von Bonaparte träumen, ist ein Hirngespinnst. Es fehlt ihm an Allem, und besonders hat er das Zutrauen zu sich selbst und seinem Anhang verloren."*)

Auch über die Forderungen, welche Deutschland nach dem Siege an die Franzosen zu stellen habe, war Blücher von Haus aus mit sich im Reinen; „ich hoffe, so schrieb er schon zu Anfang Mai, dieser Krieg wird sich so endigen, daß Frankreich in Zukunft Deutschland nicht mehr so gefährlich sein wird. Elsaß und Lothringen müssen sie hergeben." Und wunderbar, derselbe Mann, in dem sich der nationale Stolz und Haß des norddeutschen Volkes verkörperte, war zugleich ein Kosmopolit im edelsten Sinne. Es wird in alle Zukunft eine stolze Erinnerung für unsere Nation bleiben, wie jener weitherzige deutsche Weltbürgersinn, der bisher nur unserer Bildung zu Gute gekommen, für unser Staatsleben ein Fluch gewesen war, jetzt einmal unter höchst außerordentlichen Verhältnissen auch politisch fruchtbar wurde und Deutschlands Feldherren befähigte europäische Politik großen Stiles zu treiben. In Blüchers Augen war dieser Kampf ein heiliger Krieg der verbrüderten Völker Europas für die gemeinsame Freiheit, und nichts schien ihm selbstverständlicher als daß der Bruder für den Bruder einstehen müsse bis zum letzten Blutstropfen. Mit einer rückhaltlosen Selbstvergessenheit, deren schlechterdings nur der deutsche Idealismus fähig war, erklärte er sich bereit alle Kräfte seines Heeres für die Sache Europas einzusetzen. Vertrauensvoll kam er seinem englischen Waffengefährten entgegen und setzte treuherzig bei dem Briten die nämliche Gesinnung voraus. Das kurze, sichere soldatische Wesen des englischen Feldherrn gefiel ihm wohl: „Wellington ist die Gefälligkeit selbst, schrieb er befriedigt, und ein sehr bestimmter Mann, wir werden eine gute Ehe mit einander führen." Als trotz seiner stürmischen Bitten und Vorstellungen der Beginn des Krieges von den Wiener Strategen immer weiter hinausgeschoben wurde, da drohte er dem Staats-

*) Blücher an Hardenberg, Namur 2. Juni 1815.

kanzler: „Wenn der Befehl zum Vorwärts ausbleibt, die Unruhen in Frankreich zunehmen, so mache ich es wie in Schlesien und schlage los. Wellington accompagnirt mich sicher.“ Gneisenau, gleich seinem greisen Freunde bereit zu jedem Opfer für die gemeinsame Sache, urtheilte doch anders über den Charakter des Briten; er meinte, von dem lasse sich der zäheste und tapferste Widerstand gegen den Feind erwarten, aber weder eine kühne Unbotmäßigkeit, noch irgend eine Aufopferung für die Verbündeten. Und dies Urtheil traf das Rechte; denn wenn im Blücher'schen Hauptquartiere die hochherzige Begeisterung für die Freiheit Europas vorherrschte, so war Wellington ein Engländer vom Wirbel bis zur Zehe, im Guten wie im Bösen.

Die kurzen sechs Tage des belgischen Feldzugs erwecken nicht nur die höchste politische und menschliche Theilnahme durch den rastlosen, mächtig aufsteigenden dramatischen Gang der Ereignisse, durch die Ueberfülle grandioser Kämpfe, Leidenschaften und Schicksalswechsel, die sich in wenigen Stunden zusammendrängte; sie gewähren auch einen tiefen Einblick in die wunderbar vielgestaltige und ungleichmäßige Entwicklung der abendländischen Völker, denn drei grundverschiedene Epochen der europäischen Kriegsgeschichte traten in den Ebenen von Brabant gleichzeitig auf den Kampfplatz. Hier das achtzehnte Jahrhundert, das Söldnerheer Altenglands; dort das Zeitalter der Revolution, das Berufssoldatenthum der demokratischen Tyrannis; da endlich die neueste Zeit, das preußische Volk in Waffen. Jede der drei Armeen entfaltet in einem ungeheuren Ringen ihre eigenste Kraft, und jede wird geführt von dem Feldherrn, der ihrem Charakter entspricht. Da Blücher und Gneisenau, die Helden des stürmischen Völkerzornes; dort der gekrönte Plebejer; hier endlich jener Wellington, der damals von Münster und den Hochtorys als der größte Feldherr des Jahrhunderts gefeiert wurde, uns Nachlebenden aber als der letzte großartige Vertreter einer völlig überwundenen Kriegsweise erscheint.

Wellington zählt zu jenen seltenen Männern, die ohne schöpferisches Genie, fast ohne Geist, allein durch die Kraft des Charakters, durch die Macht des Willens und der Selbstbeherrschung zu den Höhen historischen Ruhmes emporstiegen. Wer hätte diesem langsam fassenden Knaben einen Weltruf geweissagt, ihm der nie recht jung war und von seinen eigenen Brüdern Richard und Heinrich an Talent weitaus übertroffen wurde? Ein Sohn jener hochkirchlichen Toryfamilien, die sich als Eroberer in Irland niedergelassen hatten und inmitten der feindseligen Kelten den Rassen- und Standesstolz, die Art und Unart des englischen Mutterlandes nur um so starrer bewahrten, hatte er nach altenglischem Adelsbrauche die subalternen Stellen im Heere durch Geld und Gunst rasch übersprungen, schon mit fünfundzwanzig Jahren in dem Revolutionskriege ein Regiment befehligt. Sodann lernte er in Ostindien die

Kunst des Herrschens, unter den Augen seines Bruders Richard Wellesley, des genialen Begründers der britischen Großmachtstellung im Oriente. Streng gegen sich und Andere, unverbrüchlich gehorsam und pflichtgetreu, gerecht und ehrenhaft, kalt, sicher und verständig in Allem, zeigte er sich jeder der schwierigen militärischen und politischen Aufgaben, welche das indische Leben dem Heerführer stellt, vollauf gewachsen; und wie verwegen der Bedachtsame, der alle Möglichkeiten peinlich genau vorher erwog, zur rechten Stunde das Glück zu packen wußte, das lehrten der glänzende Sieg von Assaye über die sechsfache Uebermacht der Hindus und der kühne Reiterzug in die Berge der Mahratten. Nach Europa zurückgekehrt nahm er Theil an der berüchtigten Raubfahrt nach Kopenhagen, tapfer und tüchtig wie immer, aber auch vollkommen gleichgiltig gegen das traurige Schicksal des ruchlos überfallenen schwachen Gegners; denn niemals war ein Sohn Britanniens so ganz durchdrungen von der altnationalen Ansicht: right or wrong, my country! Nachher übernahm er den Oberbefehl in Portugal, von Haus aus voll ruhiger Siegeszuversicht; trocken erklärte er, „ich werde mich behaupten." Der theatralische Prunk der neufranzösischen Kriegsherrlichkeit machte auf diesen nüchternen Kopf gar keinen Eindruck; an dem Sturze Napoleons zweifelte er niemals. Während der sechs Jahre des Halbinselkrieges erzog er seine Söldner zu Virtuosen in allen Künsten der altüberlieferten Kriegsweise.

Von Neuerungen und durchgreifenden Verbesserungen hielt er nichts; niemals hat er irgend ein Verdienst begünstigt, niemals eine Beförderung außer der Reihe vorgeschlagen. Selbständige, denkende Generale waren ihm unbequem, während sein weitherziger Bruder Richard begabte Untergebene in ungestörter Freiheit schalten ließ; er brauchte zuverlässige, geschickte Werkzeuge und fand sie mit sicherer Menschenkenntniß heraus. Seine Adjutanten waren zumeist junge Lords, die auf den besten Pferden der Welt die Befehle des Feldherrn pünktlich überbrachten und auf jede eigene Meinung gehorsam verzichteten. Er kannte seinen Werth, sagte seinen Freunden im Tory-Cabinet gerade heraus: „Ihr habt Niemand außer mir," ließ sich mit einer außerordentlichen, nie mißbrauchten Vollmacht ausstatten, so daß er jeden Offizier ohne Weiteres suspendiren und in die Heimath zurücksenden konnte. Seine Generale durften während der Schlacht in der angewiesenen Position Alles thun, was sie für gut hielten, aber das nächste Hinderniß vor ihrer Front war ihre unüberschreitbare Grenze, bei Strafe des Standrechts. Die Offiziere liebten den Gestrengen wenig, der nie in kameradschaftlicher Herzlichkeit aufthaute, nie einen Anflug von Wohlwollen oder Großmuth verrieth, auch nicht wenn der Dienst dabei keinen Schaden nehmen konnte. Der durchbohrende Blick der kalten Augen, die stolzen Züge mit der Adlernase und dem festgeschlossenen unbeweglichen Munde, der scharfe befehlende Klang der Stimme verboten jede vertrauliche Annäherung. Aber Alle gehorchten, Alle fühlten sich

stolz dem schwer zu Befriedigenden genug zu thun; ein Tadel oder auch nur ein Urtheil über die Maßregeln des Feldherrn wagte sich selbst im vertrauten Gespräche der Offiziere nicht heraus. Sie folgten seinen Befehlen blindlings wie den unerforschlichen Rathschlüssen des Schicksals; selten einmal würdigte er sie einer Ansprache und setzte dann in langsamer Rede, schwerfällig und unschön, aber bestimmt und deutlich seine Absichten auseinander.

Eine so unbedingte Abhängigkeit war nur möglich in den kleinen Armeen der alten Zeit. In der That befand sich Wellington dann am wohlsten, wenn er selber, wie die Landsknechtsführer des sechzehnten Jahrhunderts, die Frundsberg, Emser und Leyva, den persönlichen Mittelpunkt des Heeres bildete, wenn er seine Regimenter in dicht gedrängter Aufstellung eng um sich versammelt hielt und sie mit seinem Auge nahezu übersah. Tief unter den hochadlichen Offizieren, die ihre Patente durch Kauf erwarben, von ihnen getrennt durch eine unausfüllbare Kluft stand die rohe Masse der Mannschaft, der Abschaum des englischen Volks, wie Wellington selber sagte. Reicher Sold und gute Kost nebst der entsprechenden Prügeltracht hielt diese Miethlinge zusammen. Wunderbares vermochten die athletischen Körper mit ihrem altenglischen Boxermuthe, ihrer Muskelkraft und Ausdauer zu leisten, wenn der Drillsergeant sie einige Jahre lang unter seine Fuchtel genommen hatte; unwiderstehlich wirkte der Bajonettangriff der Hünengestalten der Garde oder der wuchtige Anprall der schweren Reiter auf ihren großen edlen Rossen. Aber wehe der Stadt, die von diesen Truppen mit Sturm genommen ward wie das unglückliche Badajoz; in dem Taumel des Sieges verlor die neunschwänzige Katze ihre Schrecken, die Bande der Mannszucht zerrissen und entfesselt rasten die Mordlust, die Raubgier, alle viehischen Begierden dahin. So glich dies Heer einem großen, mit höchster Sicherheit arbeitenden Uhrwerke und war doch mehr als eine Maschine; denn in dem Offizierscorps lebten der ritterliche Anstand und der Nationalstolz des englischen Adels, auch der brutale Soldat war nach so vielen glänzenden Erfolgen dem nie besiegten Feldherrn ganz und gar ergeben, sah mit Selbstgefühl auf seine ruhmreiche Fahne.

Wellington hatte in Spanien sein kleines Heer mit bedachtsamer Umsicht geschont, nur von Zeit zu Zeit, wenn alle Anzeichen den Erfolg verbürgten, einen kühnen Angriff gewagt, ohne je das Dasein seiner Armee auf das Spiel zu setzen. Dem Imperator selber war er niemals auf dem Schlachtfelde begegnet; die großartige, durch ungeheure Massenschläge den Sieg mit einem male erzwingende Kriegsweise Napoleons blieb ihm unbekannt. Ganz unbefangen hielt er jene altväterisch bedachtsame Kriegführung, die ihm selber in den ungewöhnlichen Verhältnissen des spanischen Kriegsschauplatzes so große Erfolge bereitet hatte, für die einzig richtige. Auf die Volksheere sah er mit der ganzen Verachtung des Berufssoldaten herunter; sie waren ihm allesammt um nichts besser

als die spanischen Guerillas, welche sich auf dem Schlachtfelde so oft unbrauchbar erwiesen, und niemals wollte er zugeben, daß der Erfolg des Halbinselfeldzuges doch nicht möglich gewesen wäre ohne den Fanatismus jener zuchtlosen Banden, die den Feind im Rücken durch die Schrecken des kleinen Kriegs ermüdeten und schwächten. „Der Enthusiasmus, schrieb er in seiner ungelenken Weise an Castlereagh, ist in der That keine Hilfe um irgend ein Ding zu vollbringen und ist nur eine Entschuldigung für die Unordnung, womit jedes Ding gethan wird, und für den Mangel an Mannszucht und Gehorsam in den Heeren." Aus diesen militärischen Ansichten sprach zugleich die antirevolutionäre Gesinnung des Hochtorys. Wellington hat in späteren Jahren, sobald sein sicherer Soldatenblick die unaufhaltsame Nothwendigkeit einer Reform erkannte, mehrmals gewagt sich von seinen politischen Freunden zu trennen und, unbekümmert um den Zorn der Partei, selber mit starker Hand vollendet was er bisher als gefährliche Neuerung bekämpft. Im Alter stand der Ruhmgekrönte hoch genug um allein dem Ganzen zu leben, allein der Stimme seines lauteren Patriotismus zu folgen: „ich gäbe, sagte er einst, willig mein Leben dahin, wenn ich meinem Lande damit einen Monat bürgerlichen Krieges ersparen könnte." Im Jahre 1815 war er durchaus noch ein hochconservativer Parteimann; der Weltkrieg jener Tage erschien ihm einfach als ein Kampf der legitimen Obrigkeit gegen die Revolution.

Die nationalen Leidenschaften, die in den Völkern des Festlandes brandeten, betrachtete er halb mit Argwohn halb mit Verachtung. Unter Iren, Hindus, Spaniern und Portugiesen hatte er den größten Theil seines Lebens verbracht; nach solchen Erfahrungen stand ihm die Meinung fest, daß keine andere Nation sich den Briten auch nur von fern vergleichen dürfe. Die altenglische Sünde der Geringschätzung fremden Volksthums zeigte sich bei diesem trockenen unliebenswürdigen Helden in so beleidigenden, kalt hochmüthigen Formen, daß selbst die Spanier, die ihm so viel verdankten, ihn aus Herzensgrunde haßten. Ganz wie sein Freund Castlereagh blieb er der Ansicht, daß die parlamentarische Freiheit ein ausschließliches Besitzthum des bevorzugten englischen Stammes sei und für die Unreife der Continentalen nicht tauge. Wie er schon in Indien und Spanien die staatsmännische Thätigkeit mit der militärischen verbunden hatte, so war er nach dem Frieden in Paris und Wien als Gesandter wirksam und wurde von den Ministern so tief ins Vertrauen gezogen, daß man ihn geradezu wie ein Mitglied des Cabinets betrachtete. Er theilte das Mißtrauen der Torys gegen die aufstrebenden Mächte Preußen und Rußland, war in den Geheimnissen der Cabinette weit gründlicher bewandert als das Blücher'sche Hauptquartier und übernahm sein Commando sogleich mit einem festen, klar durchdachten politischen Plane — mit der Absicht den legitimen König wieder in das Schloß seiner Väter zurückzuführen.

Unter den 94,000 Mann seines Heeres waren 32,000, etwa ein Drittel, Engländer, 37,000 Deutsche, 25,000 Niederländer. Von den Deutschen waren nur die ruhmreichen Regimenter der Deutschen Legion, etwa 7000 Mann, ebenso kriegserfahren wie die wohlgedrillten englischen Veteranen, die Mannschaft weniger roh, die Offiziere nach deutscher Weise höher gebildet; auch die schwarze Schaar des Herzogs von Braunschweig bestand größtentheils aus geschulten Soldaten. Dagegen befand sich unter den Hannoveranern und Nassauern viel junge Mannschaft, desgleichen unter den neugebildeten niederländischen Regimentern; auf die französisch gesinnten Belgier war überdies kein Verlaß. Wellington betrachtete diese buntscheckige Armee mit geringem Zutrauen und suchte ihr mehr sittlichen Halt zu geben indem er die alten Regimenter mit den jungen Truppen durcheinander mischte. Auch von dem kriegerischen Werthe des preußischen Heeres dachte er nicht hoch. Wohl kamen Augenblicke, da Blüchers mächtige Persönlichkeit, der hohe Schwung der Seele, der aus den Worten und Blicken des Alten sprach, selbst diesen Nüchternen bezauberte; „was für ein schöner alter Knabe er doch ist," sagte er einmal mit ungewohnter Wärme, als er dem Davonreitenden nachblickte. Aber der „republikanische Geist" dieses Volksheeres blieb ihm unheimlich. War doch der stürmische nationale Stolz und Thatendrang der preußischen Armee jetzt schon allen Höfen verdächtig geworden; selbst der Czar meinte um jene Zeit, er werde wohl noch einst seinen preußischen Freund gegen dessen eigenes Heer beschützen müssen!

Obwohl Wellington, wie die meisten seiner Landsleute, im Stillen der Meinung war, daß der Sturz des Weltreichs eigentlich durch den spanischen Krieg bewirkt worden sei, so sah er doch nicht ohne Sorge dem Augenblicke des ersten persönlichen Zusammentreffens mit Napoleon selber entgegen. Der Gefahr einer Niederlage wollte und durfte er sich nicht aussetzen; denn wie sollte England die von den anderen Höfen nicht gewünschte Zurückführung der Bourbonen erwirken, wenn sein kleines Heer geschlagen wurde? Darum ging er mit höchster Vorsicht zu Werke. Sobald der Kriegsrath in Wien die Vertagung des Kampfes beschlossen hatte, fügte sich der englische Feldherr nach seiner Gewohnheit unweigerlich dem Befehle und richtete sich auf eine behutsame Vertheidigung ein. Während Blücher durch die Schwierigkeiten der Verpflegung genöthigt ward, sein Heer nördlich der Sambre weit auseinanderzulegen — doch immerhin noch nahe genug um die Armee bei der höchsten Pünktlichkeit allenfalls in starken vierundzwanzig Stunden versammeln zu können — zerstreute Wellington seine Truppen ohne Noth, absichtlich über einen noch weit größeren Raum. Denn da er Napoleons Charakter und Kriegsweise nicht kannte, so nahm er an, die Franzosen würden in mehreren Colonnen, an verschiedenen Stellen zugleich in Belgien einbrechen, und vertheilte seine Armee, statt sie nahe an die Preußen heranzuschieben, auf

der weiten Linie von Quatrebras bis westlich in die Gegend von Gent, während er nach seiner streng methodischen Art seine Reserve bei Brüssel zurückbehielt um nach Umständen die bedrohten Punkte unterstützen zu können. So dachte er gegen jeden möglichen Angriff gerüstet zu sein, die Verbindung mit England über Antwerpen und Ostende sicherzustellen und zugleich seine Schützlinge, den Hof des flüchtigen Königs in Gent und das Häuflein der bourbonischen Haustruppen bei Alost vor einer Ueberrumpelung zu bewahren. Aber durch diese weitgedehnte Aufstellung ward ein rasches Zusammenwirken mit Blücher verhindert; es blieb möglich, daß Napoleon, der jedem einzelnen der beiden verbündeten Heere überlegen war, sich plötzlich zwischen die beiden Armeen eindrängte und die Preußen, die ihm am nächsten standen, schlug ehe Wellington zur Unterstützung herbeieilen konnte. —

Kurz bevor die Schwerter aus der Scheide fuhren erlebte die deutsche Armee noch eine unheimliche Katastrophe. Selbst dieser erste Krieg, den die Deutschen in vollem Einmuth führten, sollte nicht beginnen, ohne daß die Flammen des alten grimmigen Bruderzwistes noch einmal aus dem Boden emporschlugen. Den unglücklichen sächsischen Händeln folgte in Belgien noch ein tragisches Nachspiel. Sobald die großen Mächte über Sachsens Schicksal einig geworden, hatten sie beschlossen den gefangenen König in die Nähe von Wien kommen zu lassen, damit er der geschlossenen Uebereinkunft beiträte. Die preußische Regierung wußte aus Dresden, daß der sächsische Hofadel die Durchreise seines angestammten Fürsten zu lärmenden Kundgebungen benutzen wollte; sie wußte desgleichen durch die Minister in Berlin, daß Friedrich August entschlossen war, alles in Wien Beschlossene rundweg abzulehnen und die Verhandlungen von vorn zu beginnen.*) Sofort traf Hardenberg seine Maßregeln. Der Gefangene mußte, als er am 22. Februar die Reise nach Preßburg antrat, seinen Weg durch Schlesien nehmen. An der österreichischen Grenze begrüßte ihn sofort das Geläute der Glocken und aller Pomp eines fürstlichen Empfanges. Doch mehr als solche Ehren konnte Kaiser Franz seinem Schützlinge nicht bieten; denn neben der Abwehr des neuen Angriffs der Franzosen erschien jetzt der Streit um Sachsen in seiner ganzen kleinlichen Erbärmlichkeit, als eine lästige Störung, die man um jeden Preis aus der Welt schaffen mußte. Preußen erlebte die Genugthuung, daß alle die völkerrechtlichen Grundsätze, welche Hardenberg bisher unter dem Zetergeschrei des entrüsteten „Europas“ vertheidigt hatte, nunmehr von Oesterreich, England und Frankreich förmlich anerkannt wurden. Einstimmig erklärten die Mächte: da eine Eroberung des ganzen Landes, eine debellatio vorliegt, so ist ein Friedensschluß mit dem entthronten Fürsten

*) Berichte des sächsischen Generalgouvernements und des Ministers v. d. Goltz an den Staatskanzler vom 2. Januar und 19. Februar 1815.

rechtlich nicht geboten; nur aus freiem Willen sind die Eroberer bereit, die eine Hälfte des Landes an Friedrich August zurückzugeben, wenn er zuvor die Bewohner der anderen Hälfte ihres Eides entbunden und sich den Wiener Beschlüssen unterworfen hat; bis dahin verbleibt die Verwaltung des ganzen Landes in Preußens Händen. Mit solchen Aufträgen traten am 12. März Metternich, Wellington und Talleyrand vor den Wettiner.

Als er trotzig die Wiederaufnahme der Verhandlungen verlangte, erwiderten sie in einer scharfen Note, „er verkenne gänzlich seine Lage.“ Talleyrand aber versicherte erhaben: Friedrich August habe „dem grausamsten Feinde Deutschlands“ gedient und verdiene darum keine Schonung! Das Hin- und Herzerren, das nun begann (von Unterhandlungen kann man kaum reden), erregt höchstens ein pathologisches Interesse. Zwei Monate lang hielt der verblendete alte Mann die Mächte hin mit Entschädigungsforderungen für Warschau oder die Lausitz, mit Rechtsverwahrungen, Formbedenken und tausend armseligen Quälereien. Erst am 18. Mai kam der Friede zwischen Preußen und Sachsen zu Stande, genau nach den Beschlüssen des Comités der Fünf. An den Höfen regte sich der Verdacht, Friedrich August suche absichtlich die Verhandlungen hinzuziehen, bis ein neuer Sieg Napoleons den Albertinern ihre alte Macht zurückgäbe. Die Vermuthung lag sehr nahe. Der Dresdner Pöbel, der mit blauem wie der mit rothem Blute, jubelte dem rückkehrenden Großen Alliirten entgegen; damals wie im Jahre 1866 fand das Ehrgefühl dieser Kreise seinen getreuen Ausdruck in dem Verslein: „Preußischer Kukuk, warte! Uns hilft Bonaparte!“ Der Hof in Preßburg dachte doch anders; die Rückkehr der napoleonischen Herrschaft war dem alten Könige in jenem Augenblicke unwillkommen, weil sie ihn des Beistandes seiner mächtigen Beschützer beraubte. Der mühselige Gang der letzten Verhandlungen erklärt sich genugsam aus der legitimistischen Starrheit und der pedantischen Formenseligkeit des Albertiners. Was verschlug es dem kleinköniglichen Stolze, wenn die unleidlichen provisorischen Zustände in dem armen Lande, das seit anderthalb Jahren nicht mehr zur Ruhe gekommen, noch um einige Monate verlängert wurden?

Derselben Gesinnung begegnete das preußische General-Gouvernement bei den sächsischen Beamten. Die obersten Behörden widersetzten sich hartnäckig, als die in Folge der Theilung unvermeidliche Absonderung der Archive und Registraturen anbefohlen wurde; man ging so weit, sogar Rechnungs-Ablegung von dem General-Gouvernement zu verlangen. Das Dresdner Geheime Consilium behauptete in einem höchst possirlichen bandwurmartigen Schriftstücke*) „die Ohnmöglichkeit, ohne allerseitiges Einverständniß“ die Theilung durchzuführen, und berief sich auf die Parlaments-

*) v. 31. März, eingetragen als „Nr. 6 der ausländischen Registrande“.

reden „des bei der Abfassung der Wiener Protokolle selbst mitgewirkten Lords Castlereagh". Alles vergeblich; sogar der Name des selbst mitgewirkten Lords machte auf den Staatskanzler keinen Eindruck. Hardenberg befahl, mit Strenge vorzugehen; die Theilung sei durch die Mächte unwiderruflich beschlossen, von einer Rechenschaft über die Verwaltung eines eroberten Landes „könne gar nicht die Rede sein"*). Das Land blieb also vorläufig in Preußens Besitz, alle für die definitive Theilung erforderlichen Vorbereitungen wurden vollzogen; das Zaudern des alten Königs bewirkte nur einige unfruchtbare Zänkereien. Den sächsischen Legitimisten aber ist niemals ein Schimmer der Selbsterkenntniß aufgegangen, auch als sie endlich die Früchte ihres Thuns vor Augen sahen; sie haben nie begriffen, daß sie selber durch ihre Gehässigkeit gegen Preußen redlich mitgeholfen hatten zu der vielbeweinten Theilung des Landes.

Für die kleine sächsische Armee sollte der Starrsinn Friedrich Augusts verhängnißvoll werden. Der Kriegsherr als Gefangener in Preußens Händen, und seine Soldaten als Bundesgenossen im Lager der Alliirten: in diesem schiefen und unwahren Verhältniß waren die bedauernswerthen Regimenter durch anderthalb Jahre verblieben. Ihr Unstern wollte, daß sie an dem Kriegsruhm der Verbündeten fast keinen Antheil gewannen; die Anschauungen des preußischen Heeres blieben diesen altgedienten Berufssoldaten ganz fremd, der Name Landwehr galt hier als Schimpfwort. Nach dem Frieden standen sie lange in Westdeutschland, der Heimath fern, doch von Dresden aus beständig durch Briefe und Sendboten bearbeitet. Die anhaltende Ungewißheit über die Zukunft des Landes rief Parteiungen im Offizierscorps hervor. Eine Adresse zu Gunsten des gefangenen Königs wurde eingereicht, unter lebhaftem Widerstreben der preußischen Vorgesetzten. Die Legitimisten wollten das grüne Kreuz, eine von dem russischen Gouvernement gestiftete Auszeichnung, nicht mehr auf der Brust ihrer Kameraden dulden; in Coblenz kam es zu gewaltsamen Auftritten zwischen Görres und sächsischen Offizieren. Die Mannschaft begann irr zu werden an ihren Führern; sie fühlte sich wie verrathen und verkauft, da selbst der gemeine Soldat merkte, daß die plötzliche Verlegung des Armeecorps in die Nähe preußischer Garnisonen politische Gründe hatte. Aller Unsegen des Parteikampfes brach über die Truppen herein. Wer billig urtheilt, wird sich nur darüber verwundern, daß in so ungesunden Zuständen die Bande der ehrenhaften deutschen Mannszucht nicht schon früher zerrissen.

Die dienstliche Haltung der Regimenter blieb untadelhaft den Winter über, obgleich die alten rheinbündischen Erinnerungen natürlich wieder lebendig wurden, da und dort in den Quartieren der sächsischen Soldaten

*) Weisungen an das General-Gouvernement v. 24. u. 27. März 1815.

auch ein vive l'empereur erklang. Die beiden Generale, welche in der Armee mit Recht des höchsten Ansehens genossen, Zeschau und Le Coq, waren strenge Legitimisten und durften deshalb nicht bei den Truppen bleiben. Das Commando des Corps wurde durch einen argen Mißgriff dem General Thielmann anvertraut, der seinen alten Kameraden als ein Deserteur verdächtig war; und er verstärkte diese Mißgunst, indem er nach seiner schauspielerischen Weise, mit unmilitärischer Redseligkeit durch Trinksprüche und Anreden die Offiziere für Preußen zu gewinnen suchte. Da aus Wien die Nachricht von der Theilung des Landes kam, forderte er sofort eigenmächtig seine Kameraden auf, zwischen dem preußischen und dem sächsischen Dienste zu wählen; darauf neuer Zwist unter den Offizieren, steigendes Mißtrauen unter der Mannschaft. So hat der General durch sein taktlos zudringliches Benehmen die Lockerung der Mannszucht in der kleinen Armee unbestreitbar mitverschuldet.

Diese heillosen Wirren zu beendigen war für den König von Preußen unerläßliche Pflicht. Boyen sah schon im März unruhige Auftritte unter den sächsischen Truppen voraus. Durfte man sie in ihrem unfertigen Zustande belassen bis zu dem ganz unabsehbaren Zeitpunkte, da es dem Albertiner gefallen würde seinen thörichten Widerstand aufzugeben? Der König befahl daher am 14. März dem General Gneisenau ungesäumt aus den dem preußischen Antheile angehörigen Mannschaften neue Regimenter zu bilden: „ich werde mich freuen, von jetzt an nie einen Unterschied zwischen meinen älteren Regimentern und ihnen zu machen."*) Den Offizieren blieb die Wahl des Dienstes freigestellt. Die Gewissenhaftigkeit des Königs ließ sich nicht ein auf die peinliche Frage, ob der alte Fahneneid der Sachsen nicht durch ihren Uebertritt zu den Verbündeten aufgehoben sei. Er befahl einfach eine neue Formation der sächsischen Regimenter, wozu er unzweifelhaft befugt war, und wollte die Vereidigung der an Preußen kommenden Truppentheile so lange vertagen, bis Friedrich August sie des alten Eides entbunden hätte. Am 1. April schärfte Hardenberg dem General Gneisenau den königlichen Befehl nochmals ein, da nach dem Gange der Verhandlungen an der schließlichen Zustimmung des Wettiners nicht zu zweifeln sei. Die Mächte in Wien waren mit dem Verfahren des Staatskanzlers einverstanden; sie beschlossen die bei der Krone Sachsen verbleibenden Regimenter der Armee Wellingtons zuzutheilen. Die preußischen Generale schoben dann die Ausführung schonend noch um einige Wochen hinaus. Um den Sachsen sein Vertrauen zu zeigen nahm Blücher in Lüttich mitten unter ihnen sein Hauptquartier. Aber seine herzliche Ansprache fand taube Ohren; der Groll der Truppen stieg von Tag zu Tag, die ganz bonapartistisch gesinnten Quartierwirthe des Lütticher Landes regten die Verblendeten noch mehr auf.

*) Cabinetsordre an Gneisenau 14. März 1815.

Als endlich auf einen neuen königlichen Befehl am 2. Mai die Theilung der Armee angeordnet wurde, da brach die so lange von Dresden her geschürte und unzweifelhaft auch durch einzelne gewissenlose Offiziere genährte Erbitterung der Mannschaft furchtbar aus. Trunkene Soldatenhaufen stürmten unter dem Rufe „wir lassen uns nicht theilen" das Haus des Feldherrn. Der alte Held mußte fliehen vor seinen eigenen Soldaten; nur durch die Tapferkeit seiner sächsischen Wachen entging er dem Tode. Auf die Willenskraft und das sittliche Ansehen der Offiziere kommt bei solchen Ausbrüchen der Roheit Alles an. Die sächsische Wache vor Blüchers Thür that ehrenvoll ihre Soldatenpflicht; die Reiterei und die Artillerie hielten sich dem wüsten Treiben ganz fern. Auch unter dem Fußvolk blieb die Mannschaft überall da ruhig, wo die Führer sie zu beherrschen verstanden; selbst solche Offiziere, die sich bereits für den preußischen Dienst gemeldet hatten, behaupteten ihr Ansehen, wenn sie nur tüchtig waren. Jenes Bataillon dagegen, das schon zur Zeit der Dennewitzer Schlacht, früher als die anderen Sachsen, zu den Preußen übergegangen war, zeichnete sich in Lüttich durch seine Zuchtlosigkeit traurig aus*).

Nachsicht gegen diese fast im Angesichte des Feindes begangene Meuterei wäre schimpfliche Schwäche gewesen. Das Kriegsrecht nahm seinen Gang, die Rädelsführer wurden erschossen, die Fahne der sächsischen Garde vor der Front verbrannt. General Borstell, der sich aus Mitleid mit den Unglücklichen geweigert hatte, die Verbrennung der Fahne vorzunehmen, büßte seinen Ungehorsam auf der Festung; an seiner Stelle übernahm General Pirch den Befehl über das zweite Armeecorps. Dann mußte das sächsische Corps den Rückmarsch in die Heimath antreten, da die preußischen Soldaten, wüthend über die dem Marschall Vorwärts angethane Schmach, mit den Sachsen nicht zusammen fechten wollten, und Wellington sich weigerte die meuterische Truppe in sein Heer aufzunehmen. Schuldige und Unschuldige gingen des Schlachtenruhms von Ligny und Belle Alliance verlustig. Auf dem Rückmarsch erfuhren die Sachsen vielleicht das Entsetzlichste, was jemals deutsche Krieger ertragen haben. Ueberall am Rhein und in Westphalen grimmiger Haß und Abscheu gegen die Meuterer; in Aachen besetzten bewaffnete Bürger argwöhnisch die Wachen und Thore, als die sächsischen Regimenter vorbeikamen. Ueberall jubelte das Volk über den neuen strahlenden Sieg Blüchers und Gneisenaus. Die preußischen Freiwilligen, welche dem siegreichen Heere nachzogen, konnten ihre Verachtung gegen „die sächsischen Hunde" nicht bemeistern; nach wiederholten blutigen Raufhändeln mußte man mehrmals die Landstraße vermeiden um schmählichen Begegnungen auszuweichen. Und dazu der grade für die ehrenhaften Offiziere empörende Gedanke, daß sie an dem Kampfe

*) Ich benutze hier u. A. die Aufzeichnungen meines Vaters, der als blutjunger Offizier bei einem sächsischen Regimente in der Nähe von Lüttich stand und seine Leute im Zaume zu halten wußte.

von Belle Alliance hätten theilnehmen können und dort unzweifelhaft ihre Pflicht gethan haben würden! Natürlich schob man alle Schuld auf die preußischen Generale, die doch nur den Befehl ihres Königs ausgeführt und den Sachsen durchaus keinen neuen Eid zugemuthet hatten. Während ganz Deutschland sich das Herz erhob an dem neuen Ruhme der preußischen Waffen, herrschte in Sachsen tiefe Trauer; man sang das Lied des sächsischen Tambours: „O Vaterland, daß du zerrissen bist! Wie sollt' ich noch leben zu dieser Frist?" Die kleine Armee hat nach der endlich vollzogenen Theilung noch Jahrzehnte lang unter den Folgen jenes bösen Tages gelitten; sie blieb mit Offizieren überfüllt, das Avancement stockte gänzlich. Die napoleonischen Veteranen, die alten Herren mit dem blaugelben und dem rothen Bande, gaben den Ton an; aus diesen Kreisen ist dann der Todhaß gegen Preußen wie ein heiliges Vermächtniß auf die jüngere Generation übergegangen.

Der greise Feldmarschall aber fühlte sich unglücklich bis zur Verzweiflung. Seit fünfundfünfzig Jahren trug er den Degen und hatte niemals anderes Blut vergossen als das Blut der Feinde. Und nun diese Schmach! Nun mußte er, der Vater seiner Soldaten, Hinrichtungen vornehmen in der eigenen Armee und nachher noch sein ganzes Ansehen einsetzen um die Meuterer vor dem Ingrimm der Preußen zu beschützen. Der gewaltige Mann war wie vom Fieber geschüttelt und horchte in furchtbarer Aufregung auf das Knattern des Gewehrfeuers, als draußen der Spruch des Kriegsgerichts vollstreckt ward. An den König von Sachsen aber schrieb er mit seinem mächtigen Freimuth, in einer Sprache wie sie nie ein Feldherr gegen ein gekröntes Haupt gewagt hat: „Ew. K. Majestät haben durch Ihre früher ergriffenen Maßregeln Ihre Unterthanen, einen geachteten deutschen Völkerstamm, in das tiefste Unglück gestürzt. Durch Ihre späteren Maßregeln kann es dahin kommen, daß er allgemein mit Schande bedeckt wird. Das vergossene Blut wird dereinst vor Gottes Gericht über den kommen, der es verschuldet hat, und vor dem Allwissenden wird Befehle geben und Befehle dulden als ein und dasselbe geachtet werden müssen. Ew. K. Majestät wissen, daß ein Greis von 73 Jahren keine anderen irdischen Absichten mehr haben kann als daß die Stimme der Wahrheit gehört werde und das Rechte geschehe. So haben Ew. K. Majestät dieses Schreiben aufzunehmen!"*) Blücher mochte in seinem Zorne ein Wort zu viel sagen; es ließ sich nicht erweisen, daß die Meuterei planmäßig vorbereitet worden wäre. Doch im Wesentlichen traf der Alte das Rechte: ohne das verblendete Zaudern Friedrich Augusts, ohne die schändliche Aufwiegelung, die von seinen Helfershelfern seit Monaten betrieben wurde, wäre das Blut der sächsischen Soldaten bei Lüttich nicht geflossen. —

*) Blücher an König Friedrich August, 6. Mai 1815.

In der zweiten Woche des Juni führte Napoleon seine Feldarmee, den Marsch geschickt verdeckend, gegen die belgische Grenze um bei Charleroi die Sambre zu überschreiten. Von dort geht eine Straße nordwärts über Quatrebras nach Brüssel, eine zweite ostwärts in einem großen Bogen über Sombreffe nach Namur. Der Imperator wußte über die Aufstellung der Verbündeten ungefähr, daß Wellingtons Heer in der Gegend von Brüssel, das preußische bei Namur stand. Das Dreieck zwischen Charleroi, Quatrebras und Sombreffe bildete also den natürlichen Platz für die Vereinigung der verbündeten Armeen; gelang diese Vereinigung rechtzeitig, so war den 210,000 Mann der beiden Feldherren der Sieg über die 128,000 Franzosen von vornherein gesichert. Daher beschloß Napoleon hier zwischen die beiden Heere einzubrechen um sie dann getrennt zu schlagen. Obwohl er sich durch die Gährung in Frankreich, durch die fast hoffnungslose Schwierigkeit seiner militärischen Lage lebhaft beunruhigt fühlte und während dieses Feldzugs nach seinem eigenen Geständniß die gewohnte kalte Sicherheit nicht immer bewahrte, so war ihm doch die alte hochmüthige Geringschätzung des Gegners geblieben. Er hoffte, sein plötzliches Erscheinen werde genügen um Blücher gegen Osten abzudrängen, Wellington zum Rückzug nordwärts zu bewegen, so daß der Zwischenraum zwischen Beiden sich erweiterte. Daß die Preußen sogleich, dicht an der Grenze, eine Schlacht annehmen würden, erwartete er nicht. Aber dies Unerwartete geschah. Sobald Gneisenau das Anrücken des Feindes gegen Charleroi erfuhr, befahl er sofort, in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni, die Concentration des gesammten Heeres bei Sombreffe, die am 16. vollendet sein sollte. Am 15. bei Morgengrauen begann der Anmarsch der Franzosen. Ihr rechter Flügel wendete sich gegen das Armeecorps Zietens, das unter blutigen Gefechten auf der Straße nach Sombreffe zurückging.

Schon bei diesen ersten Kämpfen zeigte sich die furchtbare Erbitterung der beiden Nationen. Wie oft hatten im vorigen Jahre die aus den deutschen Festungen heimkehrenden napoleonischen Veteranen in blinder Wuth Raufhändel begonnen, wenn sie unterwegs preußischen Regimentern begegneten; jetzt galt es Rache zu nehmen an diesen preußischen Hunden, die ihrerseits den Haß nicht minder herzhaft erwiderten. Gleichzeitig ging Napoleons linker Flügel nordwärts auf der Straße nach Quatrebras vor und gelangte, da die Spitzen der englischen Armee um eine bedeutende Strecke weiter zurückstanden als die Preußen, mit leichter Mühe bis nach Frasnes. Die Stellung des preußischen Heeres bei Sombreffe wurde dadurch in der rechten Flanke bedroht. Zudem ward auch schon zweifelhaft, ob Bülows Corps am nächsten Tage rechtzeitig bei der Armee eintreffen würde. Um die Empfindlichkeit des älteren Generals zu schonen hatte Gneisenau dem Marschbefehle an Bülow eine so höfliche Fassung gegeben, daß er fast wie ein unmaßgeblicher Vorschlag klang. Bülow, immer geneigt zu eigen-

mächtigem Handeln und noch ohne Kenntniß von dem wirklichen Ausbruch der Feindseligkeiten, blieb unbesorgt in Lüttich und verschob die anbefohlene Vereinigung seines Corps bei Hannut auf den 16. Juni. Ein zweiter dringenderer Befehl zum Anmarsch traf ihn daher in Hannut nicht an. Das vierte Corps verlor in einem Zeitpunkte, da jede Minute kostbar war, einen vollen Tag und konnte am 16. nicht mehr bei der Armee eintreffen. Die Lage der drei preußischen Corps, die sich in der Gegend von Sombreffe zusammenzogen, gestaltete sich also sehr ernsthaft, und obwohl das Blücher'sche Hauptquartier ungestüm nach einer raschen Entscheidung verlangte, so wurde doch am Morgen des 16. ernstlich die Frage erwogen, ob man nicht besser thue die Armee weiter nördlich, näher an das rechts rückwärts stehende englische Heer heranzuführen; dort konnte die Vereinigung der Verbündeten sich ungestört vollziehen.

Während Gneisenau die Absicht Napoleons sogleich durchschaute, blieb Wellington bei seiner vorgefaßten Meinung, daß der Anmarsch der Feinde in mehreren Colonnen erfolgen werde, und befürchtete einen Angriff auf seiner rechten Flanke, auf der Straße von Mons her. Die erste Nachricht von den Gefechten bei Charleroi ließ er unbeachtet, da er dort nur einen Theil der Armee Napoleons vermuthete; und auch als er endlich am Abend des 15. von Brüssel aus, einen ganzen Tag später als Blücher, die Concentration seiner Armee anordnete, befahl er nicht einfach den Linksabmarsch des gesammten Heeres nach dem wichtigen Knotenpunkte Quatrebras, wo die Straßen von Charleroi und Namur nach Brüssel zusammentrafen und eine Vereinigung mit den Preußen möglich war, sondern gab seinen Corps die Richtung auf die fünf Meilen lange Linie von Enghien im Westen über Nivelles nach Genappe im Osten, so daß die englische Armee nur mit ihrer äußersten Linken die Straße nach Charleroi berührte. Die völlig grundlose Sorge vor einer Umgehung im Westen bestimmte alle Anordnungen des englischen Feldherrn; seine Reserven, die nach Genappe, auf die Straße von Charleroi marschiren sollten, ließ er am 16. fünf Stunden lang bei Waterloo rasten, weil er im Zweifel war, ob er sie nicht noch weiter im Westen verwenden sollte. Zum Glück besetzte Prinz Bernhard von Weimar mit seiner nassauischen Brigade am Abend des 15. eigenmächtig den Kreuzweg von Quatrebras; aber selbst dieser schwache vorgeschobene Posten des linken Flügels der Engländer stand noch eine starke Meile rechts rückwärts hinter der preußischen Aufstellung und vermochte eine Umgehung der rechten Flanke Blüchers schwerlich zu verhindern.

Noch verderblicher wurde, daß der Herzog sich selber und den preußischen Feldherrn gründlich täuschte über die Stellung, welche sein Heer am 16. einnehmen konnte. Am 15. um Mitternacht ließ er an Blücher schreiben, nächsten Tags früh 10 Uhr würden 20,000 Mann des englischen Heeres bei Quatrebras stehen — was nach den getroffenen Anord-

nungen rein unmöglich war. Am 16. vor Tagesanbruch verließ er selbst das glänzende Ballfest, das die Herzogin von Richmond den englischen Offizieren gab, warf sich aufs Pferd, und eilte auf der Straße nach Charleroi südwärts bis über Quatrebras hinaus auf die Höhen von Frasnes, dicht gegenüber dem linken Flügel der Franzosen. Von dort schrieb er um 10½ Uhr früh an Blücher: um 12 Uhr würden seine Reserven in Genappe, nur eine halbe Meile hinter Quatrebras eintreffen, die englische Reiterei in Nivelles, 1⅓ Meile westlich von Quatrebras. War dies richtig, so durfte Blücher mit Sicherheit auf die Unterstützung der Engländer am Nachmittage zählen. Um 1 Uhr hielten die beiden Feldherren auf dem Windmühlenhügel von Bussy, im Rücken der preußischen Aufstellung eine Zusammenkunft, und hier versprach Wellington, daß er Nachmittags in die Schlacht eingreifen, die Franzosen je nach Umständen über Marbais oder Frasnes im Rücken oder in der Flanke anfallen werde. Mit den Worten „um 4 Uhr werde ich hier sein" trennte sich der Herzog von dem preußischen Feldherrn.

Im Vertrauen auf diese Zusage beschlossen Blücher und Gneisenau die Schlacht anzunehmen. Die beiden Armeecorps von Zieten und Pirch standen mit der Front nach Süden auf dem Höhenzuge von Brye und weiter vorwärts in dem tiefen feuchten Wiesengrunde des Lignebaches, der sich zu den Füßen dieser sanften Bodenerhebung ausdehnt; hier am Bache waren die Dörfer St. Amand la Haye rechts und Ligny links stark besetzt. Thielmann mit dem dritten Armeecorps traf erst um Mittag nach angestrengtem Marsche auf dem Schlachtfelde ein und stellte seine Truppen zwischen Sombreffe und Tongrinne als linken Flügel mit der Front nach Westen auf, so daß die Linien des Centrums und des linken Flügels fast senkrecht aufeinander stießen und die Schlachtstellung einen nach Süden geöffneten Haken bildete. Der äußerste rechte Flügel bei Wagnelée stand überdies völlig ungedeckt, falls etwa vom Westen her, aus der Gegend von Frasnes ein Angriff erfolgte. Nur die bestimmte Erwartung, daß Wellington rechtzeitig zur Unterstützung des rechten Flügels herankommen werde, bewog die preußischen Heerführer, sich in so unvortheilhafter Stellung auf eine Schlacht einzulassen; sie hofften das Gefecht den Nachmittag über hinzuhalten, bis gegen Abend 40,000 Mann vom englischen Heere die Entscheidung brächten.

Aber der englische Feldherr konnte sein Wort nicht halten. Er sah sich selbst bei Quatrebras mit überlegener Macht angegriffen und hatte dort noch um 3 Uhr Nachmittags nur 7000 Mann zur Stelle; dann erst trafen neue Zuzüge ein. Erst am späten Abend standen etwas über 30,000 Mann bei Quatrebras versammelt, grade genug um den Angriff nothdürftig abzuschlagen; an die verheißene Unterstützung war also nicht mehr zu denken. Wellington hatte das Unmögliche versprochen, sicherlich nur aus Irrthum, in gutem Glauben; aber was verschlug es ihm auch, wenn er sein Wort

nicht halten konnte und die Bundesgenossen durch seine Schuld eine Schlappe erlitten? Es waren ja doch nur Deutsche, und auf die fremden Nationen, mit denen ihn sein Kriegerleben zusammenführte, hatte er niemals Rücksicht genommen, mochten sie nun Hindus, Portugiesen oder Preußen heißen. Seine nächste Aufgabe war, das englische Heer zu erhalten — so faßte er seine Pflichten auf; und wenn die Bundesgenossen den Hauptstoß der Feinde aufnahmen, so gewann er um so sicherer Zeit seine eigenen Truppen zu vereinigen. Der Herzog allein verschuldete — erst durch die verspätete und verfehlte Versammlung seiner Streitkräfte, dann durch seine unhaltbare Zusage — daß, statt einer Schlacht mit vereinten Kräften, zwei Schlachten zu gleicher Zeit und nur durch den Zwischenraum einer guten Meile getrennt, beide unter sehr ungünstigen Verhältnissen für die Alliirten, geschlagen werden mußten.*)

Der Imperator blieb noch am Vormittag des 16. in dem Wahne, daß die beiden Heere der Coalition sich nach Brüssel und Namur zurückzögen, er gönnte daher seinen durch das gestrige Gefecht und die starken Märsche der letzten Tage ermüdeten Truppen eine sehr lange Rast. Erst um Mittag überzeugte er sich, daß die Preußen in der Position von Ligny und St. Amand la Haye Stand hielten und beschloß den Angriff mit der Hauptmasse seines Heeres, dem rechten Flügel und den Reserven. Ney aber, der mit dem linken Flügel bei Frasnes auf der Brüsseler Straße stand, erhielt Befehl rechts abzumarschiren und den Preußen in die rechte Flanke zu fallen; so konnte am Abend des langen Sommertages das Heer Blüchers vernichtet werden. Dieser Schlachtplan setzte freilich voraus, daß Ney auf der Brüsseler Straße nur eine schwache feindliche Macht antraf, daß die Engländer wirklich auf Brüssel zurückgingen.

Napoleon hatte auf dem Schlachtfelde von Ligny etwa 75,000 Mann zur Stelle, Blücher 78—80,000 Mann. Die unglückliche hakenförmige Aufstellung der Preußen erlaubte aber dem Imperator fast seine gesammten Streitkräfte gegen La Haye und Ligny zu verwenden, wo die beiden Armeecorps von Zieten und Pirch, 56,000 Mann, allein den Angriff der Uebermacht aushalten mußten. Thielmann, durch den gewundenen Lauf des Lignebachs von Ligny getrennt, wurde durch einige Scheinangriffe der Franzosen beschäftigt; er konnte wohl einige Truppentheile den beiden anderen Corps zu Hilfe senden, doch mit der Masse seines Corps nicht an dem Hauptkampfe theilnehmen. Die eigentliche Schlacht bewegte sich um den Besitz von La Haye und Ligny; hier auf diesem

*) So hat im Wesentlichen schon Clausewitz den Sachverhalt dargestellt, ohne daß der Herzog, in seiner bekannten Erwiderung auf das Buch des Generals, einen Widerspruch versucht hätte. Was Clausewitz nur andeutete, ist jetzt im Einzelnen erwiesen durch die Untersuchungen von M. Lehmann (Historische Zeitschrift. Neue Folge II. S. 274) und H. Delbrück (Zeitschrift f. Preuß. Geschichte 1877. S. 645).

engen Raume lag die Entscheidung, und hier vermochte der linke Flügel der Preußen gar nicht einzugreifen. Beide Heere fochten mit verzweifeltem Muthe, der Haß so vieler Jahre brach furchtbar aus. Kein Pardon hüben und drüben; ein französischer General drohte Jeden erschießen zu lassen, der ihm einen gefangenen Preußen brächte. Im Ganzen bewahrten die französischen Truppen mehr Ruhe und Sicherheit; die Offiziere behielten ihre Leute fest in der Hand, während die Leidenschaft ungestümer Kampflust, die in dem deutschen Volksheere flammte, die preußischen Führer oft zu vorzeitiger Vergeudung der Kräfte verleitete. Der wellige, erstarrten Meereswogen gleichende Boden, die mit mannshohem Getreide und dichtem Kartoffelkraut bestandenen Felder der üppigen Brabanter Ebene boten Gelegenheit zu mannichfachen Ueberraschungen, denen die Kaltblütigkeit der jungen preußischen Truppen, namentlich der Landwehr nicht immer gewachsen war. Es war ein drückend heißer Tag. Bei stechender Sonne und schwüler Gewitterluft mußte das preußische Fußvolk, das zum Theil schon Tags zuvor gefochten hatte, zum Theil die Nacht hindurch marschirt war, sechs Stunden lang fast ununterbrochen das Nahgefecht um die Dörfer bestehen. Manchen stand der Schaum vor dem Munde von der Wuth des Kampfes und der ungeheuren Anstrengung; hier schlürfte Einer mit lechzenden Lippen das Kothwasser aus einer Mistlache, dort brach ein Anderer, unverwundet, vor Erschöpfung todt zusammen.

Kurz vor 3 Uhr begann Vandamme den Angriff auf den rechten Flügel der Preußen bei La Haye und nahm das Dorf nach zweistündigem blutigem Ringen. Da führt Blücher selbst frische Truppen zum Angriff vor, das Dorf wird zurückerobert, geht aber von Neuem verloren, da eine Attake der preußischen Reiterei nebenan mißlingt. Gleichwohl kommt das Gefecht hier zum Stehen, die Franzosen werden in dem Dorfe festgehalten, gelangen keinen Schritt darüber hinaus. Vergeblich sendet Napoleon gegen Abend einen Theil seiner Garde zur Unterstützung Vandammes; das Corps Zietens behauptet sich sechs Stunden lang unerschütterlich. Trafen jetzt die Engländer zur Verstärkung des rechten Flügels ein, so war der Sieg entschieden. Unterdessen war Gerard mit dem rechten Flügel der Franzosen gegen das Dorf Ligny vorgegangen; dort hatten die Preußen das Schloß und die Häuser zur Vertheidigung eingerichtet, ihre Batterien bestrichen wirksam die Fläche vor der Front. Viermal werden die Angreifenden zurückgeworfen, und als sie endlich in die Häuserzeile eindringen, gewinnen sie doch nur die Hälfte des Dorfes. In der anderen Hälfte, jenseits des Baches behaupten sich die Preußen, und nun entbrennt im Inneren des Dorfes ein Gefecht von unerhörter Hartnäckigkeit, da beide Parteien aus den dichten Infanteriemassen in ihrem Rücken beständig Verstärkungen an sich ziehen. Bald steht das Schloß und ein großer Theil des Dorfes in Flammen; in der Dorfgasse thürmen sich die Leichen auf; jedes Haus und jeder Stall wird zu einer kleinen

Festung, bis auf die Treppen und in die Stuben der Wohnungen verfolgen die Wüthenden einander mit dem Bajonett. So wogt der Kampf unentschieden dahin, durch fünf furchtbare Stunden. Aber die Preußen verbrauchen ihre ganze Kraft; 14,000 Mann, mehr als neunzehn Bataillone werden nach und nach in dies eine Dorf hineingeworfen, und zuletzt bleibt kein einziges frisches Regiment des Fußvolks mehr übrig für die Entscheidung. Noch war nichts verloren; noch mußte das Erscheinen der Engländer die Schlacht wenden. Hatte doch Wellington am Nachmittage dem Feldmarschall abermals durch Leutnant Wussow sagen lassen, er werde mit den soeben eingetroffenen Verstärkungen eine kräftige Offensive zu Gunsten der preußischen Armee versuchen; sein Bevollmächtigter im Blücher'schen Hauptquartiere, Oberst Hardinge versicherte noch um 7 Uhr bestimmt, in einer halben Stunde spätestens müßten seine Landsleute zur Stelle sein. Eine Stunde nachher ließ Gneisenau dem General Krafft sagen, nur noch eine kleine Weile solle er sich in Ligny behaupten, dann könne die englische Hilfe nicht fehlen.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Da führte Napoleon seine wohlgeschonten Reserven, die alte Garde und eine gewaltige Reitermasse persönlich gegen Ligny vor um das Centrum der Preußen zu durchbrechen. Während die Grenadiere unter dem wilden Rufe: „Es lebe der Kaiser! Kein Pardon!" in die Dorfgasse eindringen und jetzt endlich die ermatteten Vertheidiger zum Abzuge zwingen, umgehen einige Bataillone der Garde, von der Dämmerung begünstigt, das Dorf auf der Ostseite. Ihnen nach, den Bach durchreitend, sieben Regimenter schwerer Reiter, der Kern der kaiserlichen Cavallerie, 5000 Pferde. Sie wenden sich an Ligny vorbei gegen den Windmühlenberg von Bussy, gegen die zweite Linie der preußischen Aufstellung. Blücher erkennt die Gefahr und versucht mit seiner Lieblingswaffe den Schlag abzuwehren. Soeben noch sah man den Alten erschöpft von der Anstrengung und dem quälenden Zweifel wie einen gebrochenen Mann dahertraben. Jetzt flammt er wieder auf in jugendlichem Feuer, läßt eine Reiterbrigade, welche seitwärts hinter Ligny hält, zum Angriff vorgehen. Die Reiter jubeln, als der alte Held, den Säbel in der Faust schwingend, in weiten Bogensätzen auf seinem prächtigen Schimmel heransprengt und sich selbst an ihre Spitze stellt. Neben ihm führt Oberstleutnant Lützow, der Freischaarenführer von 1813 das sechste Uhlanenregiment mit lautem Marsch Marsch! vor; es folgen die westpreußischen Dragoner, die kurmärkischen und die Elb-Landwehrreiter; in gestrecktem Laufe jagen die Rosse durch das hohe Korn. Da stutzen die Thiere plötzlich vor einem tiefen Hohlwege, der die Felder durchschneidet, und während die Uhlanen versuchen das unvermuthete Hinderniß zu nehmen, schlagen zwei wohlgezielte Salven in ihre aufgelösten Reihen. Milhauds Kürassiere hauen nach, die Preußen machen Kehrt. Auch die Kürassiere müssen gleich darauf vor dem Feuer eines preußischen Ba-

taillons umkehren; lachend sehen die Westphalen mit an, wie die schweren Reiter sich unter ihren gefallenen Pferden hervorwinden und, den Küraß mit beiden Händen haltend, zu Fuß das Weite suchen. Die Uhlanen und die Landwehrreiter sammeln sich wieder, dringen von Neuem vorwärts; herüber und hinüber fluthen die Massen der Kämpfer. Mitten in dem wilden Getümmel trabt Gneisenau, zieht den Säbel, sagt fröhlich zu Major Bardeleben, der wehrlos, den Arm in der Binde, neben ihm reitet: „halten Sie Sich nur an mich; ein Hundsfott, wenn ich Sie nicht heraushaue!" Zugleich drängen sich die aus Ligny vertriebenen Regimenter gegen Brye zurück, langsam, unablässig feuernd, aber in ungeordneten Schwärmen. Die Mitte der Schlachtstellung ist schon nahezu durchbrochen.

Auch St. Amand la Haye wird endlich geräumt; unaufhaltsam dringt der Feind gegen die Höhe von Bussy. Kurz vor Einbruch der Nacht braust ein Gewitter über das Schlachtfeld; das Rollen des Donners und das Geheul des Sturmes übertäubt während einer halben Stunde den Lärm der Schlacht. Doch mitten in der Finsterniß des Unwetters tobt der Kampf weiter; die erschöpften Soldaten athmen auf bei dem frischen Luftzuge. Die Geschlagenen sammeln sich um Brye und den Hügel von Bussy, das Vorrücken des Feindes geräth hier ins Stocken. Währenddem war der Feldmarschall verschwunden. Schon bei jener ersten Attake der Uhlanen hatte eine Kugel sein Pferd getroffen, und er lag nun lange fast bewußtlos unter dem schweren Thiere; ohne ihn zu bemerken stürmten Freund und Feind mehrmals dicht an ihm vorüber, nur sein getreuer Adjutant Graf Nostitz hielt bei ihm aus, bis endlich Major v. d. Busche von den Elb-Landwehrreitern herbeikam und den Betäubten auf einem Soldatenpferde hinwegführte. Aber in der Verwirrung der Nacht vergingen mehrere Stunden bevor die Rettung des Feldherrn bekannt wurde.

Die Führung des Heeres lag für jetzt allein auf den Schultern Gneisenaus, der eine Weile schweigend in der Nähe von Brye hielt. Die ihn so sahen in seiner majestätischen Ruhe ahnten nicht, welche schweren Gedanken ihm Kopf und Herz bestürmten. Er hatte, wie Blücher und Grolman, der Zusage Wellingtons volles Vertrauen geschenkt, noch vor einer Stunde sicher auf den Sieg gerechnet und dachte mit Unmuth an den englischen Feldherrn, der sein Wort so schlecht gehalten. Was schien natürlicher, als dem Beispiel des Briten zu folgen, nur für die Sicherheit des eigenen Heeres zu sorgen und den gefahrlosen Weg nach der deutschen Grenze einzuschlagen? Die alte Römerstraße, die im Rücken des Schlachtfeldes nordostwärts in das Maasthal führte, bot den Geschlagenen die bequemste Rückzugslinie; hier mußte man bald mit Bülow, der von Osten herankam, zusammentreffen und konnte später Verstärkungen aus Deutschland an sich ziehen. Unwillkürlich hatte bereits ein Theil der Truppen diesen Weg eingeschlagen, der auf den ersten Blick als der einzig mögliche erschien. Aber nahm die Armee die Richtung nach der Maas, so

entfernte sie sich von den Bundesgenossen, und es stand mit Sicherheit zu erwarten, daß der behutsame englische Feldherr sich dann nach Antwerpen, vielleicht auf seine Schiffe zurückzog. So ging der belgische Feldzug mit einem Schlage zu Ende, und wer stand dafür, ob die Coalition mit ihren bösen Congreß-Erinnerungen, mit ihrer mühsam verhaltenen Zwietracht, mit ihrem kleinmüthigen Schwarzenbergischen Hauptquartiere dann noch den Muth fand den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, wenn ihre beiden besten Feldherren das Spiel verloren gaben? Ein Ausweg blieb noch: hatte Wellington nicht vorwärts zu den Preußen kommen wollen, so konnten diese rückwärts die Vereinigung mit dem englischen Heere suchen. Wenn die Armee ihre Verbindung mit dem Rheine aufgab und auf jede Gefahr hin den schwierigen Weg nach Norden, in der Richtung auf Wavre einschlug, so näherte sie sich den Verbündeten und es blieb möglich, daß in zwei oder drei Tagen irgendwo in der Nähe von Brüssel die Schlacht mit vereinten Kräften noch geschlagen wurde, welche heute durch Wellingtons Schuld vereitelt war. In wenigen Minuten mußte der folgenschwere Entschluß gefaßt werden; das Schicksal der nächsten Monate europäischer Geschichte hing daran. Gneisenau entschied wie er mußte, wie außer ihm von allen Heerführern jener Tage nur noch Blücher selbst entschieden hätte. Nach einem Blick auf die Karte befahl er den Marsch nordwärts über Tilly und Mellery nach Wavre.

Die Adjutanten flogen aus um den Truppen in der Finsterniß die Richtung anzugeben. General Jagow deckte den Rückzug, blieb noch bis 2 Uhr Nachts auf dem Schlachtfelde. Die Franzosen trauten ihrem eigenen Siege nicht, ihre Garde stand die ganze Nacht hindurch unter den Waffen. Sie wagten weder zu verfolgen noch auch nur die Marschrichtung der Geschlagenen zu erkunden und verloren jede Fühlung mit dem Gegner. Die preußische Armee hatte 12,000 Mann verloren, etwas mehr als der Feind, das Corps Zieten sogar fast ein Viertel seiner Mannschaft. Aber so unerschütterlich war die sittliche Spannkraft dieses Heeres: nach wenigen Stunden der Nachtruhe standen die Regimenter schon bei Tagesanbruch wieder in guter Ordnung beisammen. Keine Spur von jener gedrückten Stimmung, die nach unglücklichen Kämpfen selbst den Tapferen überkommt; gleich lebhaft verlangten die Soldaten wie die Führer nach einer neuen Schlacht um die Scharte auszuwetzen. Einige tausend Mann von den neugebildeten westphälischen Regimentern waren freilich versprengt, irrten an der Römerstraße entlang der Maas und dem Rheine zu. Doch von den erprobten Truppen aus den alten Provinzen fehlte fast Niemand; die Wenigen unter diesen Veteranen von 1813, die im Dunkel der Nacht von ihren Regimentern ostwärts abgekommen, schlossen sich, sobald sie auf Bülows Corps trafen, diesem an und nahmen noch Theil an der Schlacht von Belle Alliance.

Glücklicher hatte das englische Heer den heißen Tag überstanden. Als

Ney gegen 2 Uhr mit dem linken Flügel des französischen Heeres befohlenermaßen auf der Brüsseler Straße nordwärts gegen Quatrebras vorging, mußte er bald erfahren, daß die englische Macht ihm gegenüber weit stärker war als Napoleon angenommen. Zwar im Anfang war er den 7000 Nassauern und Niederländern, welche Wellington zur Stelle hatte, um reichlich das Doppelte überlegen, und da er überdies sein Fußvolk durch den Wald von Bossu, der links vor seiner Fronte lag, unbemerkt dicht an den Gegner heranschieben konnte, so geriethen die Alliirten eine Zeit lang in ernste Bedrängniß und waren bereits nahe daran den wichtigen Kreuzungspunkt zu räumen. Da kamen zwischen 3 und 4 Uhr — mehrere Stunden später als Wellington gerechnet hatte — die ersten Regimenter der Reserve von Brüssel heran: eine englische Division unter General Picton, dann Herzog Wilhelm mit seinen schwarzen Braunschweigern. Ihnen gelang, das Gefecht auf dem linken Flügel wieder herzustellen, und sie drangen schon über Quatrebras hinaus, als ein mächtiger Reiterangriff der Franzosen sie in Verwirrung zurückschleuderte. Wellington selbst entging nur durch die Schnelligkeit seines Rosses dem Tode. Der tapfere Welfe aber ward inmitten seines Leibbataillons von der tödlichen Kugel getroffen. Er starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm; denn nun lebte er fort im Gedächtniß seines treuen Volkes als ein Held der Nation, als der Führer der schwarzen Schaar, und jene häßlichen Züge welfischer Härte und Ueberhebung, die sich während der kurzen Monate seiner Regierung dem braunschweigischen Ländchen schon sehr fühlbar gemacht hatten, wurden gern vergessen.

In diesem gefährlichen Augenblicke trafen die englischen und hannoverschen Regimenter des Generals Alten auf dem rechten Flügel der Verbündeten ein; mehr als diese schwache Division wollte Wellington nicht von Nivelles heranziehen, da ihn noch immer der Wahn beherrschte, Napoleon werde eine Umgehung im Westen versuchen. Die Division Alten begann sich in dem Walde von Bossu auszubreiten, und mit ihrer Hilfe wurde Neys zweiter Angriff abgeschlagen. Marschall Ney hoffte längst nicht mehr, nach Ueberwältigung der englischen Streitkräfte sich auf das Schlachtfeld von Ligny wenden zu können; genug wenn ihm nur gelang den Gegner hier von der Brüsseler Straße zu verdrängen. Der sonst allen Anderen durch unbekümmerten Soldatenmuth voranleuchtete, zeigte sich in diesem Feldzuge immer fieberisch unruhig; die Erinnerung an den Eidbruch der jüngsten Wochen, die Furcht vor einer schmachvollen Zukunft quälte ihn sichtlich. In leidenschaftlicher Erregung beschwor er seinen tapferen elsaßlothringischen Landsmann Kellermann, wieder wie einst bei Marengo durch einen wuchtigen Reiterangriff den Ausschlag zu geben: Frankreichs ganze Zukunft stehe auf dem Spiele. Auch dieser dritte Versuch scheiterte, vornehmlich an der Festigkeit der englischen Veteranen Pictons, die, wie einst ihre Vorfahren bei Minden, das Gewehr zur Attake rechts nahmen und

mit dem Bajonett den Reitern zu Leibe gingen. Indessen nahmen Altens tapfere Regimenter den Wald von Bossu, und auf der Brüsseler Straße zogen neue Reserven heran: die englischen Garden und die letzten Braunschweiger. Wellington verfügte jetzt über mehr als 30,000 Mann gegen 21,000. Als die Dämmerung hereinbrach, war seine ganze Linie im langsamen Vorgehen, freilich nur eine kleine Strecke weit; die Schlacht endete fast auf der nämlichen Stelle wo sie begonnen.

Ein seltsamer Glücksfall kam dem englischen Feldherrn zu gute. Das Corps des Generals Erlon war der Armee Neys zugetheilt, aber am Nachmittage, noch bevor Erlon an dem Treffen von Quatrebras theilnehmen konnte, durch Napoleon nach dem Schlachtfelde von Ligny abberufen worden; die Regimenter langten in der That schon in der Nähe des rechten Flügels der Preußen an, als Ney sie nach Quatrebras zurückrief. So irrte dies Corps, das leicht gegen Wellington den Ausschlag geben konnte, während des Nachmittags zwischen den beiden Schlachtfeldern hin und her und vereinigte sich erst am Abend, als das Treffen bereits entschieden war, mit Neys Armee. Der Marschall hatte, wenngleich er den unmöglichen Zumuthungen des Imperators nicht genügen konnte, doch einen werthvollen Erfolg erreicht: die Vereinigung der beiden Heere der Coalition war vorläufig verhindert. Wellington aber sprach mit unerquicklichem Hochmuth von seinem wahrlich bescheidenen Siege; „wir haben geschlagen, die Preußen sind geschlagen" — wiederholte er mehrfach. Da er Napoleons Pläne noch immer nicht durchschaute, noch am 17. ja selbst am 18. Juni eine Umgehung von Westen her für möglich hielt, so konnte er auch nicht begreifen, daß er selber das ganze heillose Wirrsal dieser unnöthigen Doppelschlacht hervorgerufen, und fand kein Wort der Dankbarkeit für die Preußen, deren uneigennützige Aufopferung ihm doch allein die Annahme des Gefechts bei Quatrebras ermöglicht hatte. —

Spät in der Nacht wurde Blücher von seinen Generalstabsoffizieren in einem Bauernhause zu Mellery, auf dem Wege nach Wavre, aufgefunden. Ruhig seine Pfeife rauchend lag der Alte auf der Streu; er fühlte sich an allen Gliedern zerschlagen von dem schweren Sturze, doch seine frohe Zuversicht war nicht gebrochen. Unbedenklich genehmigte er die Anordnungen seines Freundes; die Beiden hatten sich so ganz in einander eingelebt, daß Gneisenau sicher war stets aus der Seele des Feldmarschalls heraus zu beschließen. Am Morgen ritt der Feldherr dem Heere voraus nach Wavre; die Soldaten jubelten sobald sie des Geretteten ansichtig wurden, und antworteten mit einem fröhlichen Ja als er im Vorüberreiten fragte, ob sie morgen wieder schlagen wollten. Auf den Sonnenbrand von gestern folgte ein grauer schwüler Tag mit vereinzelten Gewitterschauern, dann am Abend strömender Regen, die ganze Nacht hindurch. Mühsam wateten die Soldaten, die nun seit drei Tagen im Marsch oder im Gefechte gewesen, in dem aufgeweichten schweren Boden und schoben

die Räder der Kanonen durch den tiefen Schlamm. Auf der Beiwacht war der Schlaf fast unmöglich, und doch blieb der frohe Muth unverwüstlich; am Morgen des 18. sah man die schlesischen Füsiliere nach den Klängen der Feldmusik einen lustigen Walzer tanzen. Ein warmer Aufruf des Feldmarschalls mahnte die Truppen ihre letzte Kraft aufzubieten für den neuen Kampf: „vergesset nicht, daß Ihr Preußen seid, daß Sieg oder Tod unsere Losung ist!“

In seinem Berichte an den König sprach Gneisenau offen die Anklage aus, daß Wellington „wider Vermuthen und Zusage“ seine Armee nicht rechtzeitig concentrirt habe, und in vertrauten Briefen äußerte er sich noch weit schärfer. Jedoch in dem veröffentlichten Berichte des Blücher'schen Hauptquartiers wurde die peinliche Frage schonend übergangen, und auch nach dem Kriege verschmähte Gneisenau, um der Bundesfreundschaft willen, hochherzig jeden Federkrieg, obgleich die unaufrichtigen Erzählungen des Briten sein reizbares militärisches Ehrgefühl geradezu zum Widerspruche herausforderten. Erst zwanzig Jahre später wurde durch ein nachgelassenes Geschichtswerk von Clausewitz, der unzweifelhaft die Mittheilungen seines Freundes Gneisenau benutzt hatte, die geheime Geschichte dieses Feldzugs aufgeklärt. In jenem Augenblicke vollends lag dem kühnen Manne nichts ferner als ein unfruchtbares Hadern um vergangene Fehler; er meldete dem Könige, eine Schlacht mit getheilten Kräften sei jetzt nicht mehr möglich, und traf sofort seine Vorbereitungen für die Vereinigung mit dem englischen Heere. Die Stimmung im Hauptquartiere ward mit jeder Stunde zuversichtlicher, da die zuwartende Haltung des Feindes deutlich bewies, daß das Ergebniß des 16. Juni zwar eine verlorene Schlacht, aber keine Niederlage war. Blücher fühlte sich des Erfolges völlig sicher; er wollte, falls Napoleon die Engländer nicht angriffe, selber mit Wellington vereint dem Feinde alsbald die Schlacht anbieten und hieß das wilde Regenwetter, „unseren alten Alliirten von der Katzbach“, hochwillkommen. Der russische Militärbevollmächtigte Toll kam übel an, als er für nöthig hielt diese stolzen Preußen zu trösten und beschwichtigend sagte, die große Armee unter Schwarzenberg werde Alles wieder gut machen. Blüchers Adjutant Nostitz erwiderte scharf: „ehe Sie zu Ihrem Kaiser zurückkehren, ist entweder der belgische Feldzug ganz verloren oder wir haben die zweite Schlacht gewonnen, und dann brauchen wir Eure große Armee nicht mehr!“

Auf Blüchers Anfrage erklärte sich der englische Feldherr bereit, am 18. an der Brüsseler Straße eine neue Schlacht anzunehmen, wenn er auf die Hilfe von etwa 25,000 Preußen zählen könne. Der Alte erwiderte, er werde kommen und hoffentlich mit seiner ganzen Armee. Nach einem kurzen glänzenden Reitergefechte, wobei Lord Uxbridge mit den Riesen der englischen Garde-Cavallerie die französischen Lanciers buchstäblich niederritt, ging Wellington am Nachmittage nordwärts zurück und ver-

sammelte sein Heer bei Mont St. Jean, rittlings auf der Brüsseler Straße, mit der Front nach Süden. Die Furcht vor einer Umgehung von rechts her gab er freilich noch immer nicht ganz auf und ließ daher bei Hal, zwei Meilen westlich vom Schlachtfelde ein Corps von 17,000 Mann stehen, sodaß in den Entscheidungsstunden fast ein Fünftel seines Heeres fehlte. Das preußische Heer war in der Nacht vom 17. auf den 18. vollzählig in der Gegend von Wavre versammelt, nur zwei starke Meilen östlich von Mont St. Jean, und auch die sehnlich erwartete Munitionscolonne traf noch ein. Aber diese kurze Entfernung, die ein Adjutant im Galopp wohl in einer guten Stunde zurücklegen konnte, bot bei dem entsetzlichen Zustande der Wege für die unbehilflichen Geschützmassen einer großen Armee erhebliche Schwierigkeiten. Zudem ward ein langer Aufenthalt unvermeidlich, da das noch unberührte Corps Bülows die Spitze nehmen sollte und die weiter vorwärts stehenden Heertheile erst durchkreuzen mußte. Beabsichtigte der englische Feldherr nur eine Demonstration, wie Gneisenau eine Zeit lang argwöhnte, so konnte die Lage der Preußen, die ihre linke Flanke bloß stellten, hochgefährlich werden; nur im festen Vertrauen auf die unerschütterliche Ausdauer des englischen Heeres durften sie das Wagniß unternehmen. Wellington getraute sich dem preußischen Feldherrn nur zuzumuthen, daß er zur Verstärkung des linken Flügels der Engländer herankäme. Gneisenau aber wählte nach seiner großen Weise einen kühneren und schwereren Plan: er dachte vielmehr die Franzosen im Rücken und der rechten Flanke anzugreifen. Gelang dieser Schlag, so war Napoleons Heer vernichtet und der Krieg mit einem male beendet.

Daß die Besiegten so verwegene Gedanken fassen durften, wurde nur möglich durch die Unterlassungssünden des Siegers. Gewiß war es für Napoleon nicht unbedenklich den Preußen mit der Hauptmacht seines Heeres zu folgen. Aber seine verzweifelte Lage forderte kühne Entschlüsse. Blieb er dem rührigsten seiner Gegner auf den Hacken, so war möglich, daß die geschlagene Armee auf dem Rückzuge gänzlich aus den Fugen gerieth, da die Wirkung eines Sieges sich durch unaufhaltsame Verfolgung zu verdoppeln pflegt. Ob Wellington dann noch einen Schlag gegen Ney wagte, erschien mindestens zweifelhaft; wahrscheinlicher doch daß der Bedachtsame sich auf Antwerpen zurückzog. Es war nicht Kleinmuth was den Imperator hinderte diesen Entschluß zu fassen, sondern der alte Fehler der Ueberhebung. Wie einst nach der Dresdener Schlacht und nach den Siegen in der Champagne, so dachte er auch jetzt zu niedrig von dem Gegner; er glaubte bestimmt, die Preußen eilten in voller Auflösung dem Rheine zu, und hielt nicht einmal für nöthig ihren Rückzug beobachten zu lassen. Stand es also wie er wähnte, dann blieb ihm freilich Zeit vollauf um das englische Heer zu schlagen. Gemächlich ließ er seine Truppen am Vormittag des 17. rasten. Seine Gedanken weilten mehr

in Paris als bei dem Heere; er fragte seine Generale, was wohl die Jacobiner nach diesem neuen Siege des Kaiserreichs thun würden. Erst um Mittag befahl er dem Marschall Grouchy den Preußen zu folgen, in der Richtung ostwärts nach Gembloux und der Maas, sie nicht aus den Augen zu lassen und ihre Niederlage zu vollenden; für diesen Zweck gab er dem Marschall 33,000 Mann, eine Macht zu stark für ein Beobachtungscorps, zu schwach um eine Schlacht gegen das gesammte preußische Heer zu wagen. Grouchy zog während der zweiten Hälfte des Tages nach Osten in die Irre ohne der Preußen gewahr zu werden. Erst am Morgen des 18. fand er ihre Spur und wendete sich gegen Wavre; aber von Gneisenaus Plänen ahnte er nichts, sondern vermuthete nunmehr die preußische Armee auf dem Rückzuge nach Brüssel. Er so wenig wie sein Kaiser hielt für denkbar, daß ein geschlagenes Heer sich sogleich nach der Schlacht wieder ordnen und zu einem neuen Angriffe rüsten könnte. Der Gedanke sich zwischen die beiden Heere der Coalition einzuschieben, kam dem Imperator jetzt nicht mehr in den Sinn, da die Möglichkeit des Rückzuges der Preußen nach Norden durchaus außerhalb seiner Berechnungen lag. Er selber vereinigte sich am Nachmittage des 17. in der Nähe von Quatrebras mit der Armee Neys, zog dann in voller Sicherheit nordwärts auf der Brüsseler Straße den Engländern nach, um sie morgen oder übermorgen diesseits oder jenseits von Brüssel zur Schlacht zu zwingen.

So verworren und unfertig die Doppelschlacht am 16. Juni verlaufen war, ebenso einfach großartig gestaltete sich der Gang der Ereignisse am 18. Wellington hatte mit Kennerblick eine feste defensive Stellung gewählt, wie er sie von Spanien her liebte. Sein Heer hielt auf einem langgestreckten niederen Höhenzuge, der von Westen nach Osten streichend, etwa in der Mitte, bei dem Dorfe Mont St. Jean von der wohlgepflasterten Brüsseler Landstraße senkrecht durchschnitten wird. Auf diesem engen Raume von kaum 5000 Schritt Länge standen die Truppen dicht zusammengedrängt, mehr als 30,000 Deutsche, 24,000 Engländer, über 13,000 Niederländer, zusammen 68,000 Mann, auf der Rechten Lord Hill, im Centrum der Prinz von Oranien, auf dem linken Flügel General Picton. Ein tief eingeschnittener, von Hecken eingefaßter Querweg lief der Front entlang. Im Rücken des Heeres fiel der Boden sanft ab, so daß die Mehrzahl der Regimenter dem anrückenden Feinde verborgen blieb; weiter nördlich lag an der Landstraße der lichte, von zahlreichen Wegen durchzogene Wald von Soignes, der für den Fall des Rückzugs eine gute Deckung bot. Der Herzog blieb während vieler Stunden im Centrum bei Mont St. Jean; hier unter einer Ulme, auf einer Bodenwelle neben der Landstraße konnte er fast die ganze Aufstellung überblicken und nach seiner Gewohnheit Alles unmittelbar leiten. Einige hundert Schritt vor der Front lagen wie die Vorwerke einer Festung drei

stark besetzte Positionen: vor der Rechten das Schloß Goumont inmitten der alten Bäume seines Parkes, von hohen Mauern umschlossen; vor dem Centrum an der Landstraße das Gehöfte La Haye Sainte; vor dem äußersten linken Flügel die weißen Häusergruppen von Papelotte und La Haye. Die Straße fällt südlich von Mont St. Jean sanft ab, führt dann völlig eben durch offene Felder und steigt eine starke halbe Stunde weiter südlich, nahe bei dem Pachthofe La Belle Alliance wieder zu einem anderen niederen Höhenzuge empor, so daß das Schlachtfeld eine weite, mäßig eingetiefte Mulde bildet, die allen Waffen den freiesten Spielraum gewährt.

Auf diesen Höhen bei Belle Alliance stellte Napoleon sein Heer auf, Reille zur Linken, Erlon zur Rechten der Straße, dahinter bei Rossomme die Reserve; sein Plan war einfach durch einen oder mehrere Frontalangriffe die Linien der Engländer zu durchbrechen, wo möglich an der schwächsten Stelle, auf ihrem linken Flügel. Da die unsicheren Feuerwaffen jener Zeit dem Angreifer erlaubten mit ungebrochener Kraft nahe an den Vertheidiger heranzugelangen, so hoffte der Imperator durch ungeheuere Massenschläge den zähen Gegner niederzuringen. Seine Kriegsweise war während der letzten Jahre immer gewaltsamer geworden; heute vollends, in der fieberischen Leidenschaft des verzweifelten Spielers zeigte er die ganze Wildheit des Jacobiners, ballte viele Tausende seiner Reiter, ganze Divisionen des Fußvolks zu einer einzigen Masse zusammen, damit sie wie die Phalangen Alexanders mit ihrem Elephantentritt Alles zermalmten. So begann die Schlacht — ein beständiges Vordringen und Zurückfluthen der Angreifer gleich der Brandung am steilen Strande — bis dann das Erscheinen der Preußen in Napoleons Rücken und rechter Flanke den Schlachtplan des Imperators völlig umstieß. Der Kampf verlief wie eine planvoll gebaute Tragödie: zu Anfang eine einfache Verwicklung, dann gewaltige Spannung und Steigerung, zuletzt das Hereinbrechen des Alles zermalmenden Schicksals; unter allen Schlachten der modernen Geschichte zeigt wohl nur die von Königgrätz in gleichem Maße den Charakter eines vollendeten Kunstwerks. Der letzte Ausgang hinterließ in der Welt darum den Eindruck einer überzeugenden, unabwendbaren Nothwendigkeit, weil ein wunderbares Geschick jeder der drei Nationen und jedem der Feldherren genau die Rolle zugewiesen hatte, welche der eigensten Kraft ihres Charakters entsprach: die Briten bewährten in der Vertheidigung ihre kaltblütige, eiserne Ausdauer, die Franzosen als Angreifer ihren ritterlichen, unbändigen Muth, die Preußen endlich die gleiche stürmische Verwegenheit im Angriff und dazu, was am schwersten wiegt, die Selbstverleugnung des begeisterten Willens.

Napoleon rechnete mit Sicherheit auf einen raschen Sieg, da er die Preußen fern im Südosten bei Namur wähnte. Seine Armee zählte über 72,000 Mann, war dem Heere Wellingtons namentlich durch ihre

starke Cavallerie und die Ueberzahl der Geschütze — 240 gegen 150 Kanonen — überlegen. Unter solchen Umständen schien es unbedenklich den Angriff auf die Mittagszeit zu verschieben, bis die Sonne den durchweichten Boden etwas abgetrocknet hätte. Um den Gegner zu schrecken und die Zuversicht des eigenen Heeres zu steigern, veranstaltete der Imperator im Angesichte der Engländer eine große Heerschau; krank wie er war, von tausend Zweifeln und Sorgen gepeinigt, empfand er wohl auch selber das Bedürfniß sich das Herz zu erheben an dem Anblick seiner Getreuen. So oft er späterhin auf seiner einsamen Insel dieser Stunde gedachte, überkam es ihn wie eine Verzückung, und er rief: „die Erde war stolz so viel Tapfere zu tragen!“ Und so standen sie denn zum letzten male in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die Veteranen von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino, die so lange der Schrecken der Welt gewesen und jetzt aus dem Schiffbruch der alten Herrlichkeit nichts gerettet hatten als ihren Soldatenstolz, ihre Rachgier und die unzähmbare Liebe zu ihrem Helden. Die Trommler schlugen an, die Feldmusik spielte das Partant pour la Syrie! In langen Linien die Bärenmützen der Grenadiere, die Roßschweifhelme der Kürassiere, die betroddelten Czakos der Voltigeure, die flatternden Fähnchen der Lanciers, eines der prächtigsten und tapfersten Heere, welche die Geschichte sah. Die ganze prahlerische Glorie des Kaiserreichs erhob sich noch einmal, ein überwältigendes Schauspiel für die alten Soldatenherzen; noch einmal erschien der große Kriegsfürst in seiner finsteren Majestät, so wie der Dichter sein Bild kommenden Geschlechtern überliefert hat, mitten im Wetterleuchten der Waffen zu Fuß, in den Wogen reitender Männer. Die brausenden Hochrufe wollten nicht enden; hatte doch der Abgott der Soldaten vorgestern erst aufs Neue seine Unbesiegbarkeit erwiesen. Und doch kam dieser krampfhafte Jubel, der so seltsam abstach von der gehaltenen Stille drüben im englischen Lager, aus gepreßten Herzen: das Bewußtsein der Schuld, die Ahnung eines finsteren Schicksals lag über den tapferen Gemüthern. Zehn Stunden noch, und die verwegene Hoffnung des deutschen Schlachtendenkers war erfüllt, und dies herrliche Heer mit seinem Trotze, seinem Stolze, seiner wilden Männerkraft war vernichtet bis auf die letzte Schwadron.

Um ½12 Uhr begann Napoleon die Schlacht, ließ seinen linken Flügel gegen das Schloß Goumont vorgehen, während er zugleich auf seiner Rechten die Anstalten für den entscheidenden Stoß traf. Vier Divisionen Fußvolk schaarten sich dort zu einer riesigen Heersäule zusammen; eine bei Belle Alliance aufgestellte große Batterie bereitete durch anhaltendes Geschützfeuer den Angriff vor. Gegen ½ 2 Uhr führte General Erlon die gewaltige Infanteriemasse wider den linken Flügel der Briten heran. Aber noch bevor diese Bewegung begann wurde der Imperator bereits durch eine unheimliche Nachricht in der kalten Sicherheit seiner Berech-

nungen gestört. Er erfuhr um 1 Uhr durch einen aufgefangenen Brief, daß General Bülow auf dem Marsche sei gegen die rechte Flanke der Franzosen; und während er auf der Höhe bei Rossomme, im Rücken des Centrums, an seinem Kartentische stand, glaubte er auch schon fern im Osten bei dem hochgelegenen Dorfe Chapelle St. Lambert dunkle Truppenmassen zu bemerken, die alsbald zwischen den Wellen des Bodens wieder verschwanden. Ein sofort ausgesendeter Adjutant bestätigte die Vermuthung. Gewaltsam suchte der Kaiser sich zu beruhigen und sendete vorläufig zwei Cavalleriedivisionen ostwärts über den rechten Flügel der Schlachtstellung hinaus. Es war ja doch sicher nur das eine Corps Bülows, vielleicht nur ein Theil davon, und ehe die Preußen in die Schlacht eingreifen konnten, mußte Wellington geschlagen sein. Seinen Offizieren aber sagte Napoleon mit zuversichtlicher Miene, Marschall Grouchy ziehe zur Unterstützung der rechten Flanke herbei: die Armee durfte von der Gefahr nichts ahnen. Währenddem war Erlon mit seinen vier Schlachthaufen vorgerückt; schon während des Anmarsches erlitt er schwere Verluste, ganze Reihen in den tiefen Colonnen wurden von den englischen Kanonenkugeln niedergerissen. Es gelang zuerst eine niederländische Brigade in die Flucht zu schlagen; nur ein Theil der Truppen des jungen Königreichs bewährte sich; der alte Blücher hatte ganz recht gesehen, als er meinte, diese Belgier schienen „keine reißenden Thiere“ zu sein. Dann aber brach das englische und hannoversche Fußvolk hinter den schützenden Hecken hervor, umfaßte mit seinen langen Linien die unbehilflichen Klumpen der Franzosen. Nach einem mörderischen Gefechte, bei dem der tapfere Picton den Tod fand, mußten die Angreifer zurückgehen. Ponsonbys schottische Reiter setzten nach, sprengten die Weichenden auseinander, drangen in unaufhaltsamem Laufe bis in die große Batterie der Franzosen; hier erst wurden sie durch französische Cavallerie zur Umkehr genöthigt.

Der große Schlag war mißlungen. Und jetzt ließ sich schon nicht mehr verkennen, daß jedenfalls ein beträchtlicher Theil der preußischen Armee im Anmarsch war, und zwar in der Richtung auf das Dorf Plancenoit, das im Rücken des rechten Flügels der Franzosen lag. Noch stand es dem Imperator frei die Schlacht abzubrechen, aber wie hätte der Stolze einen so kleinmüthigen Entschluß fassen können? Er sendete das Corps Lobaus über Plancenoit hinaus, so daß seine Schlachtstellung statt einer einfachen Linie nunmehr einen auf der Rechten rückwärts gebogenen Haken bildete. Die Preußen verdarben ihm die ganze Anlage der Schlacht noch bevor von ihrer Seite ein Schuß gefallen war. Den gegen die Engländer fechtenden Heertheilen wurde die auf der Rechten drohende Bedrängniß sorgsam verborgen gehalten. Darum ließ Napoleon die Truppen Lobaus nicht weiter nach Osten vorgehen, wo sie das Corps Bülows am Rande des breiten Lasnethals leicht aufhalten konnten, sondern hielt sie nahe bei Plancenoit zurück: der Zusammenstoß mit den Preußen

sollte so lange als möglich hinausgeschoben werden, damit die Armee nicht durch den Kanonendonner auf der Rechten in ihrer Siegeszuversicht beirrt würde. Aus Furcht vor dem Angriff der Preußen wagte der Imperator auch nicht mehr, die 24 Bataillone seiner Garde, die noch unberührt in Reserve standen, gegen die Engländer vorzuschicken, sondern beschloß mit seiner gesammten Cavallerie das Centrum Wellingtons zu durchbrechen: ein aussichtsloses Beginnen, da die Hauptmasse des Fußvolks der Verbündeten noch unerschüttert war.

Blücher war am Morgen von Wavre aufgebrochen. Die alten Glieder wollten sich noch gar nicht erholen von dem bösen Sturze vorgestern, doch wer durfte dem Helden heute von Ruhe und Schonung sprechen? Lieber, rief er aus, will ich mich auf dem Pferde fest binden lassen, als diese Schlacht versäumen! Wohlgemuth ritt er inmitten der Regimenter, die sich mit unsäglicher Anstrengung durch den tiefen Schlamm hindurcharbeiteten; ein Brand in Wavre hatte den Marsch erheblich verzögert. Die Soldaten frohlockten wo der Feldherr sich zeigte, traten mit lautem Zuruf an ihn heran, streichelten ihm die Kniee; er hatte für Jeden ein ermunterndes Wort: „Kinder, ich habe meinem Bruder Wellington versprochen, daß wir kommen. Ihr wollt mich doch nicht wortbrüchig werden lassen?" Thielmann blieb mit dem dritten Armeecorps bei Wavre zurück um den Rücken des Heeres gegen einen Angriff Grouchys zu decken, der in der That am Nachmittage auf Wavre heranzog. Die übrigen drei Corps nahmen den Marsch auf Chapelle St. Lambert; um 10 Uhr waren die Spitzen, um 1 Uhr die Hauptmasse der Armee dort auf den Höhen angelangt. Nun theilte sich das Heer. Zieten mit dem ersten Corps marschirte gradaus, in der Richtung auf Ohain und weiter gegen den rechten Flügel der Franzosen. Bülow mit dem vierten Corps und dahinter das zweite Corps unter Pirch wendeten sich nach links, südwestwärts, gegen den Rücken der französischen Aufstellung. Das schwierige Defilé des Lasnethals war zum Glücke vom Feinde nicht besetzt, der Bach ward überschritten, und gegen 4 Uhr ließ Bülow seine Truppen wohl verdeckt in und hinter dem Walde von Frichemont antreten: erst wenn eine genügende Macht zur Stelle war, sollte der überraschende Vorstoß erfolgen. In tiefem Schweigen rückten die Regimenter in ihre Stellungen ein; die Generale hielten am Rande des Waldes und verfolgten mit gespannten Blicken den Gang der Schlacht. Als einer der Offiziere meinte, der Feind werde nun wohl von den Engländern ablassen, und um sich den Rückzug zu sichern seine Hauptmacht gegen die Preußen werfen, da erwiderte Gneisenau: „Sie kennen Napoleon schlecht. Er wird gerade jetzt um jeden Preis die englische Schlachtlinie zu zersprengen suchen und gegen uns nur das Nothwendige verwenden."

Und so geschah es. Noch ehe die Preußen bei dem Walde von Frichemont anlangten, zwischen 3 und 4 Uhr hatte der zweite große

Angriff der Franzosen begonnen. Ney sprengte mit vierzehn Regimentern schwerer Reiterei auf der Westseite der Landstraße gegen die Vierecke der englischen Garde und der Division Alten im Centrum heran. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her, aber das Fußvolk hielt unerschütterlich aus. Endlich zurückgeworfen zog Ney auch die Cavallerie Kellermanns an sich, so daß er jetzt 26 Reiterregimenter zu erneutem Angriff heranführte, die größte Reitermasse, welche dies kriegerische Zeitalter jemals an einer Stelle thätig gesehen hatte. Der Boden dröhnte von dem Hufschlag von zehntausend Pferden, ein Wald von Säbeln und Lanzen bedeckte die Thalmulde, stundenlang schwankte das Gefecht, zehn-, zwölfmal ward die Attake gegen einzelne Bataillone erneuert. Nochmals behielt die Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks die Oberhand. Auch dieser Angriff scheiterte, die Schwadronen begannen zu weichen, ein kühnes Vorgehen der englischen und hannoverschen Reservereiterei brachte sie vollends in Verwirrung; aber auch die Sieger fühlten sich tief erschöpft.

Auf den anderen Theilen des Schlachtfeldes gestaltete sich unterdessen der Gang der Ereignisse weit günstiger für Napoleon. Die Division Quiot, die schon an dem großen Angriffe Erlons theilgenommen, ging von Neuem auf der Landstraße vor und bestürmte die Meierei von La Haye Sainte. Dort stand Major Baring mit einem Bataillon von der leichten Infanterie der Deutschen Legion und einigen Nassauern. Die grünen Jäger hatten schon um Mittag die Schlachthaufen Erlons abgeschlagen; die treuen Männer hingen mit ganzem Herzen an ihren Offizieren, alle bis zum letzten Gemeinen zeigten sich entschlossen von diesem Ehrenposten nimmermehr zu weichen. Und welche Aufgabe jetzt! Schon brannten die Dächer des Gehöftes, die Einen mußten löschen, die Anderen führten aus den Fenstern, hinter den Hecken und Mauern des Gartens das Feuergefecht gegen die furchtbare Uebermacht draußen. Pulver und Blei gingen aus; vergeblich sandte Baring wiederholt seine Boten rückwärts nach Mont St. Jean mit der dringenden Bitte um Munition. Erst als fast die letzte Patrone verschossen war, räumte die tapfere kleine Schaar den Platz. Wie Rasende drangen die Franzosen hinter den Abziehenden in das Gehöfte ein, durchsuchten brüllend alle Stuben und Scheunen: „kein Pardon diesen grünen Brigands!“ — denn wie viele ihrer Kameraden waren heute Mittag und jetzt wieder den sicheren Kugeln der deutschen Jäger erlegen! Das Vorwerk des englischen Centrums war genommen, und bald ergoß sich der Strom der Angreifer weiter bis nach Mont St. Jean. Die Mitte der Schlachtlinie Wellingtons ward durchbrochen. Da führte der Herzog selber die hannoversche Brigade Kielmannsegge herbei und ihr gelang die Lücke im Centrum vorläufig zur Noth wieder auszufüllen. Aber auch nur vorläufig; denn die Reserven waren schon herangezogen bis auf den letzten Mann, und La Haye Sainte,

die beherrschende Position dicht vor dem Centrum, blieb in den Händen des Feindes. Mittlerweile konnte auch der tapfere Bernhard von Weimar auf dem linken Flügel die Vorwerke La Haye und Papelotte gegen die Division Durutte nicht mehr behaupten. Er begann zu weichen. Wellingtons Besorgniß stieg. Schon seit mehreren Stunden hatte er wiederholt Adjutanten an Blücher gesendet mit der dringenden Bitte um Hilfe. Kalt und streng stand er unter seinen Offizieren, die Uhr in der Hand, und sagte: „Blücher oder die Nacht!" Wenn Napoleon jetzt im Stande war seine Garde gegen Mont St. Jean oder gegen den erschütterten linken Flügel der Engländer zu verwenden, so konnte ihm der Sieg nicht fehlen.

In diesem verhängnißvollen Zeitpunkte begann der Angriff der Preußen. Bereits klang fern vom Osten her, beiden Theilen vernehmlich, Kanonendonner nach dem Schlachtfelde hinüber — die erste Kunde von dem Gefechte, das sich bei Wavre, im Rücken der Blücher'schen Armee, zwischen Thielmann und Grouchy entspann. Um die nämliche Zeit fiel vor dem Walde von Frichemont der erste Schuß. Es war ½5 Uhr Nachmittags; grade fünf Stunden lang hatte die Armee Wellingtons den Kampf allein aushalten müssen. Bülows Batterien fuhren staffelförmig auf den Höhen vor dem Walde auf. Ein einzig schönes Schauspiel, wie dann die Brigaden des vierten Corps mit Trommelklang und fliegenden Fahnen nach einander aus dem Gehölze heraustraten und zwischen den Batterien hindurch sich in die Ebene gegen Plancenoit hinabsenkten. Gneisenau fühlte sich in seinem ewig jungen Herzen wie bezaubert von der wilden Poesie des Krieges und unterließ selbst in seinem amtlichen Schlachtberichte nicht zu schildern, wie herrlich dieser Anblick gewesen sei.

Der Held von Dennewitz that sein Bestes um die Fehler vom 15. und 16. Juni zu sühnen, leitete den Angriff mit besonnener Kühnheit wie in den großen Zeiten der Nordarmee. Gleich im Beginne des Gefechts fiel der allbeliebte Oberst Schwerin, derselbe, der vor einem Jahre der Hauptstadt die Siegesbotschaft gebracht hatte. Das Corps Lobaus ward zurückgedrängt, unaufhaltsam drangen die Preußen vorwärts auf Plancenoit. Etwas später, um 6 Uhr hatte General Zieten mit der Spitze des ersten Corps Ohain erreicht und ging dann, sobald er von der Bedrängniß des englischen linken Flügels unterrichtet war, rasch auf die Vorwerke La Haye und Papelotte vor, wo die Division Durutte sich soeben eingenistet hatte. Prinz Bernhard von Weimar rettete die Trümmer seiner Truppen, als die preußische Hilfe herankam, rückwärts in den schützenden Wald von Soignes; seine tapferen Nassauer waren durch das lange, ungleiche Gefecht völlig kampfunfähig geworden. Die Brigade Steinmetz warf nun die Franzosen aus den beiden Vorwerken wieder hinaus, die brandenburgischen Dragoner hieben auf die Zurückweichenden ein, die Batterien des ersten Corps bestrichen weithin den rechten Flügel des Feindes, und bis in das französische Centrum

hinein verbreitete sich schon die Schreckenskunde, dort auf der Rechten sei Alles verspielt.

Gegen 7 Uhr war die Schlacht für Napoleon unzweifelhaft verloren. Sein linker Flügel hatte wieder und wieder vergeblich das Schloß Goumont berannt, im Centrum war der große Reiterangriff gescheitert, auf der Rechten und im Rücken drängten die Preußen von zwei Seiten her näher und näher; den einzigen Gewinn der letzten Kämpfe, die Meierei von La Haye Sainte auf die Dauer zu behaupten war nicht mehr möglich. Durch einen rechtzeitigen Rückzug konnte noch mindestens die Hälfte des Heeres gerettet werden. Es ergab sich aber nothwendig aus dem Charakter des Imperators und aus seiner verzweifelten politischen Lage, daß er diesen Ausweg verschmähte und noch einen dritten allgemeinen Angriff versuchte — diesmal nach zwei Seiten zugleich. Er ließ um sieben Uhr die 24 Bataillone seiner Garde heranrufen, behielt nur zwei als letzte Reserve zur Hand, sendete zwölf nach Plancenoit gegen Bülow. Die übrigen zehn sollte Ney zu einem neuen Angriff gegen das englische Centrum führen, abermals westlich der Landstraße, möglichst entfernt von den Schaaren Zietens. Mit stürmischem Hochruf eilten die Bataillone bei Belle Alliance an dem Imperator vorüber: es war ja ihr Handwerk den Sieg zu entscheiden. Sie tauchen dann in die unheimliche Bodenmulde hinab, wo dichte Haufen von Leichen und Pferden den Todesweg der französischen Reiter bezeichnen, stürmen unter Trommelschlag, unbekümmert um die Geschosse der englischen Batterien, über die Felder, ersteigen den Abhang dicht vor der Front der britischen Garde. Droben liegen indessen Maitlands Grenadiere im Grase verborgen. Als die ersten Bärenmützen auf der Höhe erscheinen, schallt weithin Wellingtons durchdringender Ruf: „auf, Garden! fertig!“ — und mit einem male steigt dicht vor den Augen der entsetzten Franzosen eine rothe Mauer auf, die lange Linie der englischen Garde, eine furchtbare Salve kracht auf wenige Schritte Entfernung in die Reihen der Angreifer hinein. Ein kurzes wüthendes Handgemenge, dann werden die Blauen von den Rothen mit dem Bajonett den Abhang hinuntergeschleudert. Neys Pferd bricht von einer Kugel getroffen unter dem Reiter zusammen, und wie sie den Führer fallen sehen wenden sich die Garden zur Flucht. Der aber macht sich von seinem Thiere los, springt auf, versucht mit zornigen Rufen die Weichenden zu halten. Umsonst; denn mittlerweile sind die übrigen Bataillone weiter links zwischen zwei Feuer gerathen und gehen ebenfalls zurück. Die Kaisergarde stiebt auseinander; ihr unglücklicher Führer irrt baarhaupt, mit zerbrochenem Degen auf dem Schlachtfelde umher und sucht vergeblich die Kugel, die ihn von seiner Gewissensangst und seinen finsteren Ahnungen erlösen soll.

Indem hatte Blücher schon den Schlag geführt, der die Vernichtung des napoleonischen Heeres entschied. Die Truppen Bülows gingen in

drei Colonnen im Sturmschritt auf Plancenoit vor. In und neben dem Dorfe hielten jene zwölf frischen Bataillone der Kaisergarde; und sie fochten mit dem höchsten Muthe, denn Alle fühlten, daß hier die Entscheidung des ganzen Krieges lag. Die anstürmenden Preußen sahen sich im freien Felde den Kugeln der Vertheidiger, die in den Häusern und hinter den hohen Mauern des Kirchhofs verdeckt standen, schutzlos preisgegeben. Dieser letzte Kampf ward fast der blutigste dieses wilden Zeitalters; das Corps Bülows verlor in viertehalb Stunden 6353 Mann, mehr als ein Fünftel seines Bestandes, nach Verhältniß ebenso viel wie die englische Armee während des ganzen Schlachttages. Der erste und der zweite Sturm ward abgeschlagen; da führte Gneisenau selbst die schlesischen und pommerschen Regimenter zum dritten male vorwärts, und jetzt gegen 8 Uhr drangen sie ein. Noch ein letzter wüthender Widerstand in der Dorfgasse, dann entwich die Garde in wilder Flucht; ihr nach Major Keller mit den Füsilieren des 15. Regiments, dann die anderen Bataillone. Auf der ganzen Linie erklang in langgezogenen Tönen das schöne Signal der preußischen Flügelhörner: Avanciren! Zu gleicher Zeit ward weiter nördlich das Corps Lobaus von Bülows Truppen in der Front, von Zietens Reitern in der Flanke gepackt und völlig zersprengt. Die beiden Heertheile der Preußen vereinigten sich hier; der furchtbare Ring, der den rechten Flügel der Franzosen auf drei Seiten umklammern sollte, war geschlossen. Von Norden drängten die Engländer, von Osten und Süden die Preußen heran. Den Truppen Zietens wies Grolman die Richtung nach der Höhe hinter dem Centrum der Franzosen, nach dem Pachthof La Belle Alliance, der mit seinen weißen Mauern weithin erkennbar wie ein Leuchtthurm über dem tiefen Gelände emporragte. Dorthin nahmen auch die Sieger von Plancenoit ihren Weg.

Ueber 40,000 Preußen hatten noch am Gefechte theilgenommen, und jetzt da die Arbeit fast gethan war kam auch das Armeecorps Pirchs von den Höhen hinter Plancenoit herab. Napoleon war während dieser letzten Stunde nach La Haye Sainte vorgeeilt um die Division Quiot noch einmal zum Angriff auf Mont St. Jean vorzutreiben. Sobald er zu seiner Linken die Niederlage Neys und gleichzeitig den Zusammenbruch des gesammten rechten Flügels bemerkte, sagte er wie vernichtet: „es ist zu Ende, retten wir uns!“ Er eilte an der Landstraße zurück, nicht ohne schwere Gefahr, denn schon ward die Straße zugleich von den Engländern und von Zietens Batterien mit einem heftigen Kreuzfeuer bestrichen.

Schweigsam, unbeweglich, mit wunderbarer Selbstbeherrschung sah Wellington auf die ungeheuere Verwirrung. Sein Heer war nicht nur völlig ermattet, sondern auch in seiner taktischen Gliederung ganz gebrochen; der lange Kampf hatte alle Truppentheile wirr durcheinander geschüttelt, aus den Trümmern der beiden prächtigen Reiterbrigaden Ponsonby und Somerset stellte man soeben zwei Schwadronen zusammen. Keine Mög-

lichkeit, mit solchen Truppen noch ein nachhaltiges Gefecht zu bestehen. Der Herzog wußte wohl, daß allein das Erscheinen der Preußen ihn vor einer unzweifelhaften Niederlage bewahrt hatte; seine wiederholten dringenden Bitten an Blücher lassen darüber keinen Zweifel. Doch er war dem militärischen Ehrgefühle seiner Tapferen eine letzte Genugthuung schuldig; auch sah er mit staatsmännischer Feinheit voraus, wie viel gewichtiger Englands Wort bei den Friedensverhandlungen in die Wagschale fallen mußte, wenn man sich so anstellte, als hätten die britischen Waffen die Schlacht im Wesentlichen allein entschieden. Darum ließ er, sobald er den rechten Flügel der Franzosen dem preußischen Angriffe erliegen sah, alle irgend verwendbaren Trümmer seines Heeres noch eine Strecke weit vorrücken. Auf diesem letzten Vormarsch trieb der hannoversche Oberst Halkett die beiden einzigen Vierecke der Kaisergarde, die noch zusammenhielten, vor sich her und nahm ihren General Cambronne mit eigenen Händen gefangen. Aber die Kraft der Ermüdeten versagte bald, sie gelangten nicht über Belle Alliance hinaus. Wellington überließ, nachdem er den Schein gerettet, die weitere Verfolgung ausschließlich den Preußen, die ohnehin dem Feinde am Nächsten waren.

Die Geschlagenen ergriff ein wahnsinniger Schrecken. Kein Befehl fand mehr Gehör, Jeder dachte nur noch an sein armes Leben. Fußvolk und Reiter wirr durch einander, flohen die aufgelösten Massen auf und neben der Landstraße südwärts; die Troßknechte zerhieben die Stränge und sprengten hinweg, so daß die 240 Kanonen allesammt bis auf etwa 27 in die Hände der Sieger fielen. Selbst der Ruf L'Empereur! der sonst augenblicklich jeden Weg dem kaiserlichen Wagen geöffnet hatte, verlor heute seinen Zauber; der kranke Napoleon mußte zu Pferde davonjagen, obgleich er sich kaum im Sattel halten konnte. Nur um die Fahnen schaarten sich immer noch einige Getreue; ihrer vier waren in der Schlacht verloren gegangen, die übrigen wurden allesammt gerettet. Niemals in aller Geschichte war ein tapferes Heer so plötzlich aus allen Fugen gewichen. Nach der übermenschlichen Anstrengung des Tages brach alle Kraft des Leibes und des Willens mit einem Schlage zusammen; das Dunkel der Nacht, die Uebermacht der Sieger, der umfassende Angriff und die rastlose Verfolgung steigerten die Verwirrung. Entscheidend blieb doch, daß diesem Heere bei all seinem stürmischen Muthe die sittliche Größe fehlte. Was hielt diese Meuterer zusammen? Allein der Glaube an ihren Helden. Nun dessen Glücksstern verbleichte, waren sie nichts mehr als eine zuchtlose Bande.

Die Sonne war schon hinter dicken Wolken versunken, als die beiden Feldherren vor dem Hofe von Belle Alliance mit einander zusammen trafen; sie umarmten sich herzlich, der bedachtsame Vierziger und der feurige Greis. Nahebei hielt Gneisenau. Endlich doch ein ganzer und voller Sieg, wie er ihn so oft vergeblich von Schwarzenberg gefordert;

endlich doch eine reine Vergeltung für allen Haß und alle Schmach jener entsetzlichen sieben Jahre! Es sang und klang in seiner Seele; er dachte an das herrlichste der fridericianischen Schlachtfelder, das er einst von seiner schlesischen Garnison aus so oft durchritten hatte. „Ist es nicht gerade wie bei Leuthen?“ — sagte er zu Bardeleben und sah ihn mit strahlenden Augen an. Und wirklich, wie einst bei Leuthen bliesen jetzt die Trompeter das Herr Gott Dich loben wir! und die Soldaten stimmten mit ein. Aber Gneisenau dachte auch an die Schreckensnacht nach der Schlacht von Jena, an jene Stunden beim Webichtholze, da er die Todesangst eines geschlagenen Heeres, die dämonische Wirkung einer nächtlichen Verfolgung mit angesehen. Noch gründlicher als einst an der Katzbach, sollte heute der Sieg ausgebeutet werden. „Wir haben, rief er aus, gezeigt wie man siegt, jetzt wollen wir zeigen wie man verfolgt.“ Er befahl Bardeleben mit einer Batterie den Fliehenden auf den Hacken zu bleiben, immer aufs Gerathewohl in das Dunkel der Nacht hineinzuschießen, damit der Feind nirgends Ruhe fände. Er selber nahm was von Truppen zur Hand war mit sich, brandenburgische Uhlanen und Dragoner, Infanterie vom 15. und 25. und vom 1. pommerschen Regimente; Prinz Wilhelm der Aeltere, der die Reservereiterei des Bülow'schen Corps geführt, schloß sich ihm an.

So brauste die wilde Jagd auf der Landstraße dahin; nirgends hielten die Flüchtigen Stand. Erst bei Genappe, wo die Straße auf einer engen Brücke das Thal der Dyle überschreitet, versuchten die Trümmer der kaiserlichen Garde den Uhlanen zu widerstehen; doch kaum erklang, gegen 11 Uhr, der Sturmmarsch des preußischen Fußvolks, so brachen sie auseinander. General Lobau und mehr als 2000 Mann geriethen hier in Gefangenschaft; auch der Wagen Napoleons mit seinem Hut und Degen ward erbeutet. Welche Ueberraschung, als man die Sitzkissen aufhob; der große Abenteurer hatte sich die Mittel sichern wollen für den Fall der Flucht, den Wagen über und über mit Gold und Edelsteinen angefüllt. Die armen pommerschen Bauerburschen standen vor dem Glanze fast ebenso rathlos wie einst die Schweizer bei Nancy vor dem Juwelenschatze des Burgunderherzogs; Mancher verkaufte einen kostbaren Stein für wenige Groschen. Das prächtige Silbergeschirr des Imperators behielten die Offiziere der Fünfundzwanziger und schenkten es der Lieblingstochter ihres Königs als Tafelschmuck.

Gneisenau aber und Prinz Wilhelm ritten nach kurzem Verschnaufen rastlos weiter. Drüben jenseits der Dyle glaubten die Franzosen sicher zu sein und hatten sich zur Beiwacht gelagert. Mindestens siebenmal wurden sie durch die nachsetzenden Preußen von ihren Feuern aufgescheucht. Als sein Fußvolk nicht mehr weiter konnte, ließ Gneisenau einen Trommler auf ein Beutepferd aufsitzen; der mußte schlagen was das Kalbfell aushalten wollte, und weiter ging es mit den Uhlanen allein. Wie viele Schaaren

der Franzosen sind dann noch vor dem Klange dieser einzigen Trommel auseinandergelaufen! Die Straße war übersäet mit Waffen, Tornistern und allerhand Getrümmer, wie einst der Weg von Roßbach nach Erfurt. Beim Morgengrauen ward das Schlachtfeld von Quatrebras erreicht, aber erst jenseits, in Frasnes, nach Sonnenaufgang hielten die erschöpften Verfolger ein. Sie hatten die Zerrüttung des feindlichen Heeres so bis zur völligen Auflösung gesteigert, daß sich von den Kämpfern von Belle Alliance nur 10,000 Mann, lauter ungeordnete Haufen, nachher in Paris wieder zusammen fanden.

Mit stolzen Worten dankte Blücher dem unübertrefflichen Heere, das ermöglicht habe was alle großen Feldherren bisher für unmöglich gehalten hätten: „So lange es Geschichte giebt wird sie Euer gedenken. Auf Euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!" An Stein schrieb er einfach: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden" und sprach die Hoffnung aus, seine alten Tage als Steins Nachbar „in Ruhe aufs Land zu verleben". Er befahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollen Namen des Hofes La Belle Alliance, wo die beiden Sieger „durch eine anmuthige Gunst des Zufalls" zusammen getroffen waren — „zum Andenken des zwischen der britischen und preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren." Wellington ging auf den schönen Gedanken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen, darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde; denn dort hatte er am 17. Juni übernachtet und von Spanien her war er gewohnt die Stätten seiner Siege mit dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang, so weit er schon bekannt war, erzählte, stellte der Herzog in seinem Berichte die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine immerhin dankenswerthe Hilfe geleistet hätten. Zum Glück wurde von solchen Zügen englischer Bundesfreundschaft vorderhand noch wenig ruchbar. Das Verhältniß zwischen den Soldaten der beiden Heere blieb durchaus freundlich; die tapferen Hochschotten, die auf dem Schlachtfelde den preußischen Vierundzwanzigern um den Hals fielen und mit ihnen gemeinsam das Heil Dir im Siegerkranz! sangen, fragten wenig, wem das höhere Verdienst gebühre.

In der Heimath hatte die Unglückspost von Ligny große Bestürzung erregt; man sah schon ein neues Zeitalter unendlicher Kriege emporsteigen. Um so stürmischer nun die Freude über die Siegesbotschaft. Wie war doch plötzlich das Machtverhältniß zwischen den beiden Nachbarvölkern

verschoben! Schon jenseits der Grenze empfingen die Deutschen den Feind; die Hälfte des preußischen Heeres und ein Theil der norddeutschen Contingente genügten um, vereint mit etwa 60,000 Engländern und Niederländern, das französische Heer aufs Haupt zu schlagen; unabweisbar drängte sich der Gedanke auf, daß Preußen allein, selbst ohne Oesterreich, bereits stark genug war die bösen Nachbarn zu bemeistern, wenn sich nur alle deutschen Staaten ihm anschlossen. Gneisenau sagte befriedigt: „Die Franzosen ahnen nicht blos, sie wissen jetzt, daß wir ihnen überlegen sind." Im Bewußtsein solcher Kraft verlangte die Nation wie aus einem Munde rücksichtslose Ausbeutung des Sieges, gänzliche Befreiung des deutschen Stromes. Im Namer Aller rief Arndt den Siegern zu:

Nun nach Frankreich, nun nach Frankreich!
Holt gestohlnes Gut zurück!
Unsre Vesten, unsre Grenzen,
Unsern Theil an Siegeskränzen,
Ehr' und Frieden holt zurück!

In gleichem Sinne rief ein anderer Poet:

Reißt Vaubans Stachelgurt von Frankreichs Grenze,
Legt ihn der Euren an!

Die Unvollkommenheit alles menschlichen Thuns zeigt sich aber nirgends greller als im Kriege. Ein letzter Erfolg, der noch möglich schien, entging den Preußen — nicht ohne die Schuld der beiden gelehrtesten Männer der Armee, wie die Offiziere urtheilten. Das Heer Grouchys entzog sich der Vernichtung. Als der Marschall am 18. Juni gegen Wavre herankam, hielt ihn Thielmann bis zum Abend durch ein geschickt und muthig geführtes Gefecht an der Dyle fest. Am frühen Morgen des 19. griff Grouchy abermals an, und Thielmann, der dem übermächtigen Feinde nur drei Brigaden entgegenzustellen hatte, wich in der Richtung auf Löwen zurück. Sein Generalstabschef, der geistvolle Clausewitz hielt die Lage für noch bedenklicher als sie war und setzte den Rückzug allzu weit nach Norden fort. Als die Franzosen sodann, auf die Schreckensnachricht aus Belle Alliance, schleunigst umkehrten und der Sambre zueilten, da hatten die Preußen die Fühlung mit ihnen verloren und konnten sie nicht mehr erreichen. Unterdessen ward auch von der Hauptarmee her ein Unternehmen gegen Grouchy eingeleitet. Während General Pirch am späten Abend des 18. bei Plancenoit eintraf und die Schlacht schon nahezu beendet fand, verfiel sein Generalstabschef, der gelehrte Aster sogleich auf den glücklichen Gedanken, dies zweite Corps müsse sich jetzt ostwärts wenden um je nach Umständen die Armee Grouchys zu verfolgen oder ihr den Rückzug abzuschneiden. Er sprach damit nur aus was unmittelbar nachher Gneisenau selber dem General auftrug. Die Aufgabe bot große Schwierigkeiten. Das Corps war durch den Tag von Ligny und

durch mehrfache Entsendungen geschwächt, zählte nur 16,000 Mann, halb so viel wie vor drei Tagen; die Soldaten fühlten sich tödlich erschöpft, und zudem wußte man nichts Sicheres über Grouchys Stellung. Was Wunder, daß der Nachtmarsch nur langsam von statten ging? Aber bei größerer Rührigkeit seines Generalstabs mußte der General am 19. erfahren, wo Grouchy zu finden sei. Dies ward versäumt. Erst am 20. kam die Nachricht, daß der Marschall in der Nacht, ohne einen Schuß zu thun, unweit der Vorposten nach der Sambre zu vorübergezogen und also den beiden Corps von Pirch und Thielmann glücklich entschlüpft war. Pirch eilte sofort nach, traf die Nachhut bei Namur, nahm die Stadt nach einem blutigen Gefechte an den Thoren, aber die Hauptmacht Grouchys war schon in Sicherheit. So geschah es, daß den Franzosen vorläufig noch ein leidlich geordnetes Heer von 30,000 Mann übrig blieb, das vielleicht den Kern für eine neue Armee bilden konnte.

Die beiden Feldherren verständigten sich schnell über den gemeinsamen Einmarsch in das Innere Frankreichs, wobei die Preußen wieder die Spitze nehmen sollten; nur gingen Beide von grundverschiedenen Absichten aus. Blücher wollte einfach die Unterwerfung des verhaßten Landes vollenden bis die Monarchen das Weitere verfügten; Wellington wünschte den legitimen König schleunig in die Tuilerien zurückzuführen. Und wie viel vortheilhafter war die politische Stellung des Briten! Während Blücher, ohne Kenntniß von den Plänen seines Hofes, sich begnügen mußte seinen Generalen jeden amtlichen Verkehr mit den Bourbonen zu verbieten, ging Wellington, unbekümmert um die Wünsche der Bundesgenossen, ruhig auf sein sicheres Ziel los, forderte den Genter Hof auf, dem englischen Heere nachzuziehen.

Die Entscheidung des Krieges fiel so wunderbar rasch, daß jene Mächte, welche eine neue Restauration nicht wünschten, sich gar nicht auf die veränderte Lage vorbereiten konnten. König Ludwig war noch der von allen Mächten anerkannte König von Frankreich, das gesammte diplomatische Corps hatte ihn nach Gent begleitet, und den Vorstellungen der fremden Staatsmänner glückte es, den gefährlichen Einfluß des Grafen Blacas zu beseitigen, den König für eine gemäßigtere Richtung zu gewinnen. Einer ersten, unklugen und übermüthigen Proclamation folgte schon am 28. Juni eine zweite voll freundlicher Verheißungen. Der Bourbone versprach, sich abermals zwischen die alliirten und die französischen Armeen zu stellen, „in der Hoffnung, daß die Rücksichten, welche man mir zollt, zu Frankreichs Heile dienen werden;“ er verwahrte sich feierlich gegen die Wiederherstellung der Zehnten und grundherrlichen Rechte, gegen die Rückforderung der Nationalgüter. Wellington trug kein Bedenken, den Friedensdeputationen, welche ihm die Hauptstadt zusendete, zu erklären, die Bedingungen der Sieger würden um Vieles härter werden, wenn die Nation ihren König nicht zurückriefe. Und seltsam, der russische Ge-

sandte Pozzo di Borgo unterstützte eifrig die Bestrebungen des englischen Feldherrn: ganz auf eigene Faust, denn der Czar selber dachte in jenem Augenblicke noch an die Thronbesteigung der Orleans. Pozzo hoffte durch Begünstigung der bourbonischen Sache auf Jahre hinaus der mächtigste Mann in den Tuilerien zu werden. Ein Theil der besitzenden Klassen neigte sich nun doch der Ansicht zu, daß eine neue Restauration der einzig mögliche Ausgang der rathlosen Verwirrung und namentlich für Frankreichs europäische Stellung vortheilhaft sei — eine kühle Berechnung, die freilich mit den Gefühlen dynastischer Treue nicht das Mindeste gemein hatte.

Der Imperator mußte sogleich erfahren, daß Frankreich für einen unglücklichen Napoleon keinen Raum bot. Auf den Rath seiner Umgebung verließ er das Heer, das ihn doch allein stützen konnte, am 20. Juni und eilte nach Paris; dort sah er sich von aller Welt so gänzlich verlassen, daß er bereits nach zwei Tagen zu Gunsten seines Sohnes abdankte. Die provisorische Regierung, die sich unter Leitung des schlauen Fouché gebildet hatte, beachtete die Worte des Gestürzten nicht mehr. Er verbrachte dann noch einige Tage voll banger Zweifel in jenem Malmaison, wo einst die verstoßene Josephine in ihrer Einsamkeit gelebt hatte, bot der Regierung vergeblich seine Dienste als einfacher General an. Endlich sah er ein, daß seine Rolle ausgespielt war; der Gedanke, mit Hilfe der jacobinischen Foederirten in den Pariser Vorstädten wieder ans Ruder zu gelangen, schien dem Despoten zu unmilitärisch. Als die Preußen sich näherten, verließ er am 29. Juni das Schloß und eilte an die Küste nach Rochefort. Der große Schauspieler schlug nun noch einmal seine Toga in malerische Falten, erklärte dem Prinzregenten, er komme um wie Themistokles Schutz zu suchen am gastlichen Heerde des großmüthigen Feindes, und begab sich am 15. Juli an Bord des englischen Kriegsschiffs Bellerophon. Hardenberg erlebte die Genugthuung, daß sein so oft wiederholter Vorschlag jetzt von allen Mächten unbedenklich gebilligt wurde; es blieb nichts übrig als den unheilvollen Mann fern von Europa in sichere Haft zu bringen. Dort auf der einsamen Felseninsel hat der Gefangene mit eigenen Händen eine Strafe über sich verhängt, wie sie der bitterste Feind nicht grausamer ersinnen konnte. Dies titanische Leben nahm ein gaunerhaftes Ende. Mit wüstem Gezänk und der gewerbmäßigen Verbreitung ungeheuerlicher Lügen füllte er seine letzten Jahre aus; er selber riß den Schleier hinweg von der bodenlosen Gemeinheit des Riesengeistes, der sich einst erdreistet hatte der Welt den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Ueber die Behandlung Napoleons hatten die beiden Feldherren sich nur schwer geeinigt. Der Gegensatz der britischen und der deutschen Politik brach überall hervor. Wellington wollte die Gefühle der Franzosen sorgsam schonen, und da er im Herzen völlig kalt blieb, so erkannte

er auch richtig, daß es den Eroberern übel anstand ihren Sieg durch eine Gewaltthat zu beflecken. In Blüchers Hauptquartier dagegen flammte der alte Haß gewaltig auf: so viele deutsche Männer lagen abermals in ihrem Blute durch die Schuld dieses einen Mannes! Blücher vermaß sich, er wolle den Unhold, wenn er ihn finge, im Schlosse von Vincennes erschießen lassen, auf derselben Stelle, wo einst der Herzog von Enghien ermordet wurde; denn wozu sonst die Wiener Achtserklärung gegen den Störer der öffentlichen Ruhe? Erst auf Wellingtons dringende Bitten gab er den grimmigen Plan auf und fügte sich „der theatralischen Großmuth", wie Gneisenau erbittert schrieb, „aus Achtung für den Charakter des Herzogs und — aus Schwäche". Dagegen setzte der preußische Feldherr durch, daß der Marsch bis nach Paris fortgesetzt wurde, während der Engländer der Hauptstadt die neue Demüthigung lieber ersparen und seinen bourbonischen Schützling allein einziehen lassen wollte. Blücher blieb standhaft, stellte den Friedensgesandten der Pariser so strenge Bedingungen, daß die Fortsetzung des Krieges unvermeidlich wurde.

Das preußische Heer drang unaufhaltsam vor, den Engländern weit voran; auch der Festungskrieg ward mit Nachdruck begonnen, so daß noch vierzehn feste Plätze ihre Thore den Deutschen öffnen mußten. Das Volk betrug sich überall tief feindselig; die Franzosen ließen sichs nicht nehmen, daß dieser neue Krieg der Coalition ein himmelschreiendes Unrecht sei. Auch die Preußen traten härter und schroffer auf als im vorigen Jahre. Gneisenau hoffte die Armee Grouchys an der Oise von Paris abzuschneiden. Dies gelang nicht; immerhin wurden die Truppen des Marschalls durch die rastlose Verfolgung fast ebenso vollständig aufgelöst wie die Besiegten von Belle Alliance. Der kühne Parteigänger Major Frankenhausen ließ ihnen nirgends Ruhe, er bewährte wieder den alten Ruhm der preußischen Reiterei, die sonst in diesem Kriege wenig Gelegenheit zur Auszeichnung fand. In den Gefechten von Compiegne und Villers Cotterets leisteten die Franzosen nur schwächlich Widerstand. Die Geschlagenen entkamen in aufgelösten Schaaren in die Hauptstadt, und mit ihnen gebot Davoust, der Oberbefehlshaber von Paris, noch über 70,000 Mann; doch was war von diesen muth- und zuchtlosen Haufen zu erwarten? Am 29. Juni langte Blücher in Gonesse an, wenige Stunden nördlich von Paris; der liebliche Kessel des Seinethals lag dicht vor seinen Blicken. Sein Heer hatte die 36 Meilen von dem belgischen Schlachtfelde in elf Tagen, mit nur einem Ruhetage, zurückgelegt.

Hier im Hauptquartier zu Gonesse kam ein böser Tag für Gneisenau. Das zieht die Herzen so mächtig zu dem Bilde dieses großen Deutschen hin, daß er in Allem so einfach menschlich war und darum auch einmal recht menschlich bitter und ungerecht werden konnte. So widerfuhr es ihm heute. Er wußte, daß er der eigentliche Feldherr dieses Krieges gewesen, daß der rettende Gedanke der Vereinigung der beiden Heere allein

aus seinem Kopfe entsprungen war; nun mußte er hören, wie die Verbündeten Wellington als den ersten der Helden priesen, diesen Briten, der wohl auf dem Schlachtfelde hohe Umsicht und Ausdauer gezeigt, doch bei der Leitung des Feldzugs Fehler auf Fehler gehäuft hatte. Eine tiefe Bitterkeit überkam ihn, wenn er sein ruhmlos verborgenes Wirken, alle die so lange schweigsam ertragenen Kränkungen der letzten Jahre überdachte. Wie abenteuerlich hatte das Schicksal mit ihm gespielt, von Kindesbeinen an! In Schilda, dem sächsischen Abdera war er zur Welt gekommen, mitten im Wirrwarr des Kriegslagers der Reichsarmee, unter den Feinden Preußens; die preußischen Kanonen brummten dem Kinde das Wiegenlied, und wenig fehlte, so wäre der Knabe auf dem Rückzuge in der Nacht nach der Torgauer Schlacht von den Hufen der Pferde zertreten worden, hätte ihn ein mitleidiger Grenadier nicht aufgehoben. Nachher die öde freudlose Zeit, da er in Schilda barfuß die Gänse hütete, bis endlich die katholischen Verwandten in Würzburg sich seiner erbarmten. Der Heimathlose wußte niemals recht, zu welchem deutschen Stamme noch zu welcher Kirche er eigentlich gehörte. Dann die wilden tollen Studentenjahre in Erfurt, eine kurze Dienstzeit bei den österreichischen Reitern, eine Fahrt nach Amerika mit den Unglücklichen, die der Ansbacher Markgraf den Briten verkaufte. Darauf der preußische Dienst: im Anfang glänzende, überschwängliche Hoffnungen, dann wieder die leere Nichtigkeit des subalternen Lebens, so armselig, so niederdrückend, daß dieser Feuergeist, der sich einst fast in seinen eigenen Gluthen verzehrt hatte, jetzt ernstlich Gefahr lief zum Philister zu werden. Als dann die weltverwandelnden Geschicke über Preußen hereinbrachen, da jauchzte der Genius in ihm auf; durch ihn errang das gedemüthigte Heer den ersten Erfolg, seit Scharnhorsts Tode durfte sich Niemand mehr mit ihm vergleichen. Und was war sein Lohn? Die Offiziere des Generalstabs, die den Zauber des Genies im täglichen Umgang empfanden, wußten freilich wohl, was Deutschland an diesem Manne besaß; sie kamen sich vor wie in der verkehrten Welt, wenn sie diesen geborenen Herrscher mit dem Federhute in der Hand ehrerbietig neben dem Czaren stehen sahen. Aber wenn die Soldaten den alten Blücher mit donnerndem Hurrah begrüßten, so bemerkten sie kaum den unbekannten General an der Seite des Feldmarschalls. Bülow hatte seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingetragen, von Gneisenau wußte sie nichts. Er war älter als alle Generale der Infanterie und noch immer Generalleutnant, hatte nie ein selbständiges Commando geführt, trug weder den schwarzen Adlerorden noch das große eiserne Kreuz. Der König liebte ihn nicht, das boshafte Geflüster unter den Hofleuten hörte nicht auf; er fühlte sich seiner Stellung im Heere so wenig sicher, daß er erst kürzlich den Staatskanzler gebeten hatte ihm doch für die Friedenszeiten das Amt des Generalpostmeisters zu verschaffen. Wie fern lag ihm alle Ueberhebung, wie oft

nannte er sich nur einen vom Glücke begünstigten Soldaten; aber einmal doch mußte der Unmuth heraus. In höchster Leidenschaft schrieb er dem Staatskanzler an einem Tage drei Briefe voll heftiger Anklagen, beschuldigte in seinem Zorne selbst Stein und Blücher des Undanks.*) Die Gerechtigkeit des Königs gab ihm bald Genugthuung; er trug nachher den Ordensstern, der im Wagen Napoleons gefunden worden. Doch über den historischen Ruhm, der ihm gebührte, ist die Mehrzahl der Zeitgenossen nie ins Klare gekommen; erst ein späteres Geschlecht seiner Landsleute ward seiner Größe gerecht, und die Franzosen wissen bis zum heutigen Tage noch nicht, wer der erste Feldherr des verbündeten Europas war.

Der Unmuth zog nur wie ein flüchtiges Gewölk über Gneisenaus freie Stirne hin. Noch an dem nämlichen 30. Juni war der Held wieder ganz bei der Sache, legte den beiden Heerführern seinen Plan für die Einnahme der Hauptstadt vor. Während Bülow die leidlich befestigte Nordseite von Paris durch Scheinangriffe beschäftigte, marschirte Blücher mit der übrigen Armee rechtsab, überschritt die Seine unterhalb der Stadt und schickte sich an, den Platz vom Süden her anzugreifen; am 2. Juli wurde Bülow von den nachrückenden Engländern abgelöst und folgte dem Feldmarschall. Die letzten Kämpfe an der offenen Südseite fielen wieder allein den Preußen zur Last. Umsonst versuchte Davoust in einem beweglichen Briefe Waffenruhe zu erbitten. Die Behauptung des Marschalls, nach dem Sturze Napoleons bestehe kein Grund mehr zum Kriege, klang dem deutschen Feldherrn wie Hohn; in einer geharnischten Antwort forderte er den verhaßten Peiniger der deutschen Bürger zur Capitulation auf: „wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso wie die von Hamburg auf sich laden?“ Ein unglückliches Gefecht seiner Lieblingswaffe erschütterte den Alten tief. Die alterprobten brandenburgischen und pommerschen Husaren, 650 Pferde unter der Führung des kühnen Sohr, geriethen bei Versailles plötzlich in einen Hinterhalt, unter die elf Reiterregimenter des Generals Excelmans; als sie zurücksprengten, verirrten sie sich in dem Dorfe Chesnoy zwischen die hohen Mauern einer Sackgasse. Ein Drittel schlug sich durch, die Anderen wurden größtentheils niedergehauen. Unter ihnen auch der blutjunge Freiwillige Heinrich von York, der Lieblingssohn des Generals; der rief, als die Feinde ihm Pardon anboten: „ich heiße York!“ und hieb um sich bis er zusammenbrach. So mußte der eiserne Mann, der einst den deutschen Krieg begonnen, dicht vor dem letzten Siege noch einmal mit seinem Herzblute zahlen.

Am 2. Juli drang das Corps Zietens nach einem heftigen Gefechte bis auf die Hochebene von Meudon vor. Als der wilde Van-

---

*) Gneisenau an Hardenberg, drei Briefe aus Gonesse 30. Juni 1815.

damme in der folgenden Nacht versuchte, von Issy aus diese Position zurückzuerobern, ward er gänzlich geschlagen; die Ueberlegenheit der preußischen Waffen zeigte sich so glänzend, daß Davoust noch am selben Morgen sich zur Uebergabe bereit erklärte. Blücher sendete den General Müffling als Unterhändler. Der hatte einst in Blüchers Namen die unvergeßliche Capitulation von Ratkau abgeschlossen; der Alte konnte ihn seitdem nie ohne stillen Aerger ansehen und hieß ihn jetzt eine andere Capitulation zu Stande bringen, die den letzten Flecken von seinem Ehrenschilde tilgen sollte. Binnen drei Tagen mußte die Stadt übergeben werden, Davoust mit den Trümmern der Armee über die Loire zurückgehen. Triumphirend schrieb Blücher an Knesebeck: „Mein Tagewerk ist vollendet, Paris ist mein! Meinen braven Truppen, ihrer Ausdauer und meinem eisernen Willen verdanke ich Alles!“ Nachher ward noch der ganze Westen und Norden des Landes von den Heeren der Verbündeten besetzt. Welche Freude, als Scharnhorsts Schwiegersohn Friedrich Dohna seine Reiter ihre Rosse in der Loire tränken ließ; er dachte stolz an seine tapferen Ahnen, die in den Hugenottenkriegen gleichfalls den Schrecken der deutschen Waffen bis vor die Wälle von Blois und Orleans getragen hatten.

Diesmal wollte Blücher der verhaßten Stadt weder die Ehre seines Besuches noch die Augenweide eines feierlichen Einzugs gönnen. Sie sollte fühlen was der Krieg ist. Die Regimenter rückten einzeln ein und wurden allesammt einquartiert, obgleich die Bourgeois über solche Beschimpfung leidenschaftlich klagten. Behörden und Bürgerschaft zeigten die höchste Gehässigkeit; daß diese Preußen in vier Tagen der französischen Kriegsherrlichkeit ein Ende gemacht, war ihnen eine unbegreifliche Unverschämtheit. Der Sieger verlangte die Zahlung von zwei Monaten Sold für die Armee und sofort zwei Millionen Kriegssteuer; die Klagenden verwies er an Daru: der verstehe, wie man das Geld zur Stelle schaffe. Gleich am ersten Abend wurde das Danziger Bild von preußischen Musketieren aus dem Louvre entführt, und nun begann die Zurücknahme des Raubes. Haarklein müssen sie Alles herausgeben — meinte der Alte und trieb zur Eile, damit die verfluchten Diplomatiker nicht dazwischen kämen. Allein dem harten Willen des deutschen Feldherrn verdankte die Welt, daß der europäische Skandal des großen Pariser Plünderungsmagazins nun ein Ende nahm. Altenstein, Eichhorn und der junge Kölnische Kunstforscher de Groote zeigten den preußischen Soldaten das gestohlene Gut; doch trotz dem Spüreifer der deutschen Gelehrten ward ein Theil des unübersehbaren Raubes nicht wieder aufgefunden. Nachdem die Preußen das Werk der Sühne einmal in Gang gebracht, machten auch andere Staaten ihre Ansprüche geltend. Der Manuscriptenschatz der Heidelberger Palatina, den einst Tilly nach Rom, dann Bonaparte nach Paris entführt hatte, gelangte endlich wieder an den Neckar zurück; das kunstsinnige Volk von Florenz empfing mit Sang und Klang

in bekränztem Zuge seine Götterbilder, die Venus und den Apollino, als sie wieder heimkehrten in die herrliche Tribuna der Ufficien. Die Brücke von Jena wollte Blücher in die Luft sprengen lassen — am Liebsten, wenn sich Fürst Talleyrand vorher darauf gesetzt hätte; nur das Einschreiten der Monarchen vereitelte die Absicht.

Das Hauptquartier blieb zu St. Cloud. In jenem Saale der Orangerie, wo einst der Staatsstreich des Brumaire vollführt wurde, schlugen die preußischen Regimentsschneider ihre Werkstatt auf; zum Abschied nahm der Feldmarschall noch das David'sche Bild von Bonapartes Alpenzuge mit hinweg und schenkte es seinem Könige für das Berliner Schloß. In Paris führte der Gouverneur Müffling ein strenges Regiment, über die Truppen wie über die ewig scheltenden und jammernden Quartierwirthe. Unter ihm gebot der Commandant Oberst Pfuel, ein eifriger Teutone, hochgerühmt auf allen Turn- und Schwimmplätzen der norddeutschen Jugend; dem handfesten Manne kam es nicht darauf an, einem schimpfenden Franzosen sogleich mit der nationalen Waffe, dem Floret, Satisfaction zu geben. Er hatte einen schweren Stand unter dem fieberisch aufgeregten Volke; häufig wurden die preußischen Wachposten Nächtens angefallen, mehrmals mußten sie in den Arcaden des Palais Royal mit der Waffe einschreiten, wenn der herausfordernde Hohn der Gäste in den Cafehäusern gar zu übermüthig wurde.

Einen seltsamen Gegensatz zu dem scharfen, doch keineswegs gewaltthätigen Auftreten der Preußen bildete Wellingtons berechnete Milde. Der Herzog ließ seine Truppen im Freien beim Boulogner Gehölz lagern, vermied Alles was die Pariser Eitelkeit irgend kränken konnte, und vollendete unterdeß in aller Gelassenheit einen Meisterstreich britischer Diplomatie, der dem gewandtesten Londoner Stockjobber zur Ehre gereichte. Wie er die Dinge ansah, verstand sichs ganz von selbst, daß Englands Wille in diesem Coalitionskriege allein entscheiden mußte. Ohne bei den verbündeten Höfen auch nur anzufragen ließ er den Bourbonen, unter dem Schutze der englischen Bajonette, in die Tuilerien einziehen. Als die drei Monarchen am Abend des 10. Juli in Paris eintrafen, saß König Ludwig schon seit zwei Tagen wieder auf seinem Throne und empfing sie als leutseliger Hausherr. Fouché, der rasch merkte woher der Wind wehte, hatte sich den Bourbonen noch rechtzeitig angeschlossen und dafür gesorgt, daß die Kammern des Kaiserreichs sich nicht wieder versammelten. Was frommte es, daß Blücher jede Einladung König Ludwigs ausschlug, daß die preußischen Wachen in den Tuilerien den Hof gar nicht bemerken wollten? Die zweite Restauration war vollzogen, durch England allein; an die Wiedervertreibung der Bourbonen konnte keine der anderen Mächte im Ernst denken. Durch diese vollendete Thatsache vereitelte die britische Politik zugleich die gerechten Forderungen der deutschen Nation. Die Abtrennung von Elsaß-Lothringen war möglich, wenn die Alliirten sich zu-

nächst unter sich einigten und dann den Bourbonen in das verkleinerte Königreich zurückriefen; sie war unerreichbar wenn man darüber mit einem befreundeten Könige verhandeln mußte. Mit gutem Grunde klagte Hardenberg, das eigenmächtige Verfahren der Briten habe die Coalition in einen „amphibischen Zustand" versetzt.*)

Die beiden Kaiser wurden durch den glänzenden Erfolg des belgischen Feldzugs keineswegs angenehm überrascht. Das Heer des Czaren kam gar nicht mehr ins Feuer. Die Oesterreicher und die Süddeutschen begannen, nach einem unbedeutenden Gefechte bei Straßburg, einen sehr matten Belagerungskrieg gegen die elsässischen Festungen; Erzherzog Johann ward, von wegen der fast unblutigen Eroberung von Hüningen, durch die dankbaren Baseler wie ein anderer Napoleon gefeiert. Die anderen Plätze hielten sich sämmtlich. Das Volk bethätigte überall fanatischen Haß; mancher Nachzügler der verbündeten Heere ward unter unmenschlichen Martern umgebracht. In den Vogesen rotteten sich die Gebirgsschützen zusammen; die Schlettstätter ließen nachher die äußerst harmlosen Gräuel der Belagerung auf ihrem Rathhause in pathetischen Bildern verherrlichen. Genug, der österreichische Kriegsruhm hielt sich in den bescheidensten Grenzen. Kaiser Franz sagte zu den Offizieren des Blücher'schen Hauptquartiers in seiner anbiedernden Weise: „Ihr Herren Preußen seid doch Taifelskerle;" und Metternich gestand dem Freiherrn vom Stein, ein österreichisches Heer hätte nach der Schlacht von Ligny mindestens sechs Wochen gebraucht um sich zu erholen — worauf Stein nachdrücklich erwiderte: „da sehen Sie was die sittliche Kraft vermag." Getreuer als in solchen Artigkeiten bekundete sich die wirkliche Stimmung der Hofburg in den hämischen Briefen Adam Müllers, der nicht genug witzeln konnte über die auf den Boulevards berlinisirenden Blücher'schen Römer.

Auch der Czar verbarg kaum, wie tief es ihn wurmte, daß die Bundesgenossen ihm allen Kriegsruhm vorweg genommen hatten. Sobald er sah, daß an der Herstellung der Bourbonen nichts mehr zu ändern war, gab er seine orleanistischen Pläne sofort auf, hieß Pozzo di Borgo's eigenmächtiges Verfahren nachträglich gut und bemühte sich wieder, durch Großmuth gegen Frankreich dem englischen Nebenbuhler den Rang abzulaufen. Das hochherzige Pathos, worin er sich gefiel, zeigte jetzt eine eigenthümlich mystische Färbung. Unterwegs, in Heidelberg war er in die Netze der bigotten Schwärmerin Frau von Krüdener gerathen, die ihn seitdem nicht mehr los ließ. Die vielgefeierte Prophetin war im Grunde eine flache Natur; der alte Goethe meinte, als sie starb: „So ein Leben, wie Hobelspäne! Nicht einmal ein Häufchen Asche ist daraus zu gewinnen zum Seifensieden!" Aber sie verstand sich in der Modesprache und den Modegefühlen der romantischen Zeit mit Anmuth zu bewegen, und Alexan-

*) Hardenbergs Tagebuch 3. Juli 1815.

ders liebebedürftiges Herz sehnte sich nach süßerer Tröstung, als der dürre Rationalismus seines Lehrers Laharpe sie bieten konnte. In Paris empfing den Czaren sofort ein Kreis christlich begeisterter Damen, huldigte dem neuen Weltheiland, der das Reich des Gottesfriedens begründen und, natürlich, nach dem Vorbilde des Erlösers Alles vergeben und vergessen sollte. Ebenso natürlich, daß diese großmüthigen Absichten wieder genau zusammenfielen mit dem vermeintlichen Interesse der russischen Politik. Obgleich Alexander auf seine Weise wirklich ein treuer Bundesgenosse seines westlichen Nachbarn war, so wünschte er doch keineswegs daß Preußen stark genug würde um der russischen Freundschaft entrathen zu können; darum sollte Deutschland an seiner Westgrenze verwundbar bleiben. Noch lebhafter als im vorigen Jahre trat der Czar heuer für die Franzosen ein, blieb für Steins Mahnungen ganz unzugänglich. Metternich fand sich ebenfalls schnell in die neue durch Wellingtons Rücksichtslosigkeit geschaffene Lage; er ließ den Gedanken an die Einsetzung Napoleons II., womit Gentz eine Zeit lang gespielt hatte, sofort fallen, und kam den Bourbonen freundlich entgegen. Da er nach wie vor der Meinung blieb, daß Oesterreich die gefährliche Position am Oberrheine keinenfalls wieder übernehmen dürfe, so wünschte er einen schleunigen, milden Friedensschluß. Was fragte der Wiener Hof nach den gerechten Ansprüchen der deutschen Nation?

Diese Hoffnungen der Deutschen fanden nirgends wärmeren Ausdruck als in den Briefen der preußischen Generale. Schon vier Tage nach der Entscheidungsschlacht schrieb Gneisenau an den Staatskanzler: „wehe denen und Schande ihnen, wenn diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen würde um Belgien, Preußen, Deutschland zu sichern für ewige Zeiten!“ Er forderte für Belgien einige feste Plätze im französischen Flandern, für Preußen Mainz und Luxemburg, desgleichen Nassau und Ansbach-Baireuth; Baiern sollte dafür in Elsaß-Lothringen entschädigt werden, das Haus Nassau im wälschen Luxemburg. „Welche Sprache jetzt Preußen führen kann und muß, wissen Sie besser als ich. So hoch hat noch nie Preußen gestanden!“ In ähnlichem Sinne bat Blücher den König, „die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder verlieren was der Soldat mit seinem Blute errungen hat.“ Der Alte lebte, wie fast die gesammte deutsche Nation, des naiven Glaubens, daß die fremden Mächte den Preußen den so redlich verdienten Siegespreis gar nicht versagen könnten, wenn nur unsere Diplomaten fest blieben. Der König war mit den Wünschen seiner Generale persönlich durchaus einverstanden und beauftragte Gneisenau, neben Hardenberg und Humboldt als Bevollmächtigter an dem Friedenscongresse theilzunehmen; dem feurigen Helden that es recht in der Seele wohl, daß derselbe Talleyrand, der in Wien den Vernichtungskrieg gegen Preußen geschürt hatte, ihm jetzt als demüthiger Unterhändler für die Besiegten gegenübertreten mußte. Aber Friedrich Wilhelms Nüchternheit erkannte auch, wie wenig in diesem harten Machtkampfe auf

Vernunftgründe und auf die offenbare Gerechtigkeit der preußischen Forderungen ankam; „das alleinige Verfolgen meines Staatsinteresses, schrieb er beschwichtigend an den Feldmarschall, findet Schwierigkeiten in den vielfach combinirten Interessen der übrigen Staaten.“

In der That war die Stellung der preußischen Unterhändler heuer sogar noch ungünstiger als bei dem ersten Friedenscongresse; in allen wesentlichen Fragen begegneten sie dem Widerspruche der anderen vier Mächte. Wohl traten die alten Gegner von Wien her, die Niederlande, Baiern und Württemberg, diesmal mit Eifer für die preußischen Forderungen ein, da die Schwächung der französischen Ostgrenze für sie noch weit wichtiger war als für Preußen selber. Aber — so scharf hatte sich das System der Pentarchie bereits ausgebildet — die Denkschriften der Staaten zweiten Ranges wurden von den großen Mächten als müßige Stilübungen angesehen, selten auch nur einer Antwort gewürdigt. Der preußische Staat stand allein; sein Heer hatte sich heldenhaft für die gemeinsame Sache des Welttheils aufgeopfert um schließlich für das eigene Land nahezu nichts zu erringen. —

Als Hardenberg am 15. Juli in Paris eintraf, mußte er von dem Czaren sogleich heftige Vorwürfe hören wegen der Zügellosigkeit des preußischen Heeres. Und doch hielt Blücher strenge Mannszucht, bestrafte unnachsichtlich die vereinzelten Ausschreitungen unter seinen Truppen. Nur die Niederländer und, nach ihrer alten Gewohnheit, die Baiern, ließen sich einige Ausbrüche der Roheit zu schulden kommen; indeß trug auch daran die störrische Gehässigkeit der Quartierwirthe reichliche Mitschuld. Der Seinepräfect selber hetzte die Pariser gegen die Verbündeten auf. Als Müffling das venetianische Viergespann von dem Triumphbogen des Carrouselplatzes herabnehmen ließ, wurden die Arbeiter mehrmals von dem Pöbel und den Leibgardisten der Bourbonen vertrieben, bis endlich ein österreichisches Bataillon Frieden stiftete. Der Staatskanzler errieth sofort, daß die einseitig gegen die Preußen gerichteten Anklagen des Czaren eine bestimmte Absicht versteckten: es kam darauf an, die Preußen als siegestrunkene Uebermüthige darzustellen, auch ihr Kriegsruhm wurde geflissentlich verkleinert und angezweifelt.

In dem großen Ministerrathe saßen Nesselrode, Capodistrias, Pozzo; Castlereagh, Wellington, Stewart; Metternich, Wessenberg, Schwarzenberg — Keiner darunter, der den drei preußischen Bevollmächtigten entgegengekommen wäre. Die Präsidialmacht des neuen Deutschen Bundes hielt sich zu Anfang zurück, da sie dem einmüthigen Verlangen der deutschen Nation doch nicht allzu laut widersprechen durfte, aber sie that auch nicht das Mindeste um die Zurückforderung der Vogesengrenze zu unterstützen. Gentz sprach von vorn herein mit giftigem Hohne über „die engherzigen

Anschauungen" der Preußen, die aus dem Kampfe gegen die Revolution selbstsüchtig Vortheil ziehen wollten. Der von Stein und seinen Freunden aufgeworfene Vorschlag, das Elsaß dem Erzherzog Karl zu geben, steigerte nur den Widerwillen des Kaisers Franz, der gegen diesen Bruder stets ein tiefes Mißtrauen hegte.

Zwischen den beiden Nebenbuhlern Rußland und England entspann sich nun ein stürmischer Wettlauf um den Preis der Großmuth; beide hofften sich für die drohende orientalische Verwicklung die Freundschaft Frankreichs zu sichern. Bei den Briten wirkte auch noch die Erinnerung an das Bündniß vom 3. Januar und die damals begründete entente cordiale mit, vor Allem aber die den Hochtorys eigenthümliche geistige Beschränktheit. Zu großen Gesichtspunkten der festländischen Politik vermochten sich diese Insulaner nicht zu erheben; Castlereagh sprach unbefangen aus: „wenn man für fünf oder sieben Jahre Vorsichtsmaßregeln ergriffe, so sei das Höchste geschehen, was die Diplomatie leisten könne." Die Sieger beschlossen, die Unterhandlung mit der Krone Frankreich erst dann zu beginnen, wenn sie sich unter einander geeinigt hätten. Das unglückliche Land lag waffenlos zu den Füßen der Eroberer. Ueberall die Raserei des Parteihasses; in Paris tiefer Groll gegen den König, den Schützling der Fremden; im Süden begann schon der Bürgerkrieg, der wüthende Kampf des „weißen Schreckens". Ueberdies wurden die Trümmer der napoleonischen Armee eben jetzt, auf Alexanders Rath, aufgelöst, weil der Czar den Verbündeten beweisen wollte, daß ihnen kein Feind mehr gegenüberstehe, daß die Stunde des Vergebens gekommen sei. Das Land war außer Stande den Bedingungen der Sieger irgend welchen Widerstand entgegenzustellen. Um so schwerer hielt die Verständigung zwischen den Siegern selbst. So glatt und leicht die Verhandlungen über den ersten Pariser Frieden verlaufen waren, ebenso stürmisch gestaltete sich diesmal die Berathung. Zwei volle Monate lang führten die preußischen Staatsmänner den diplomatischen Kampf gegen das gesammte Europa, bis sie endlich nachgeben mußten und dann, nach der eigentlichen Entscheidung, die Friedensverhandlung mit Frankreich eröffnet wurde.

Schon am 15. Juli hatte Castlereagh die Grundsätze aufgestellt, von denen die Verbündeten ausgehen sollten*): „das Ansehen König Ludwigs entehren oder schwächen heißt in der That die eigene Macht der Verbündeten verringern." Es ist auch die Pflicht der Mächte, die Nation mit Nachsicht und Versöhnlichkeit zu behandeln, dagegen den König bei der Neubildung des Heeres und der Unterdrückung der Verschwörer zu unterstützen. Im schärfsten Gegensatze zu dieser Ansicht, welche die Sieger von Belle Alliance in der That nur als die ergebene Polizeimannschaft

*) Castlereaghs Memorandum v. 15. Juli 1815.

des Allerchristlichsten Königs betrachtete, sprach Hardenberg am 22. Juli seine Forderungen aus.*) Drei Ziele, sagt er, sind durch diesen Friedensschluß zu erreichen: Bürgschaft für die Ruhe Europas, Entschädigung für die Kriegskosten, endlich Ausführung der beim ersten Frieden gegebenen Versprechungen. Die Ruhe der Welt kann nur durch die Schwächung der französischen Ostgrenze gesichert werden, da die Franzosen spätestens nach Abzug unserer Heere sich wieder feindselig zeigen werden. Der letzte Krieg hat die Verwundbarkeit der Niederlande offenbart, wie die militärische Schwäche Oberdeutschlands durch die napoleonischen Feldzüge erwiesen ist. Also Verstärkung der Niederlande durch eine Reihe französischer Festungen; das Elsaß an Deutschland zurückgegeben, seine festen Plätze durch Oesterreich besetzt; für Preußen die Festungen an der Saar und der oberen Mosel; für die Schweiz einige Grenzfestungen im Jura, für Piemont ganz Savoyen. Von Dünkirchen bis hinauf nach Chambery und den savoyischen Seen sollte ein mehrere Meilen breiter Streifen, der die ganze Ostgrenze entlang lief und die vorderste der drei Vauban'schen Festungsreihen umfaßte, abgetrennt werden, wie eine Landkarte aus der Staatskanzlei näher angab.

Wie Preußen überall in diesem Kriege seine rücksichtslose Hingebung an die gemeinsame Sache Europas bethätigt hatte, so forderte Hardenberg auch von dem Siegespreise für seinen eigenen Staat unmittelbar nur wenig: Metz, Diedenhofen und Saarlouis. Selbst Gneisenau hatte rasch eingesehen, wie stark das allgemeine Mißtrauen gegen Preußen sei und rieth daher jetzt, mehr für die Niederlande, Oesterreich und Süddeutschland als für Preußen selbst zu verlangen; den Briten müsse man vorstellen: so werde Preußen im Westen gesichert und könne gegen Rußland schärfer auftreten.**) Als eine Möglichkeit bezeichnete der Staatskanzler endlich noch die Losreißung der freien Grafschaft Burgund, die sich nach ihrer alten Freiheit zurücksehne. In der allgemeinen Zerrüttung jener Tage regten sich allerdings auch vereinzelte centrifugale Bestrebungen, die man längst erstorben glaubte: sogar aus Lyon kamen Abgesandte zu Kaiser Franz und baten, die Stadt als selbständige Republik von Frankreich abzutrennen. In der Franche Comté waren die alten habsburgischen Ueberlieferungen noch sehr lebendig; Besançon, die Stadt Granvellas, bewahrte in jeder Straße Erinnerungen an die goldenen Zeiten Karls V., über dem Thore des Rathhauses prangte noch der Adler mit dem alten stolzen Deo et Caesari semper fidelis. Doch das Alles bedeutete wenig; der Vernichtungskrieg des Convents gegen die Provinzen hatte mit einem vollständigen Siege der Staatseinheit geendet. In allen den Landstrichen,

*) Hardenberg, Denkschrift über die von dem Comité der Vier zu befolgenden Grundsätze, 22. Juli 1815.

**) Gneisenau an Hardenberg, 27. Juli 1815.

welche Hardenberg zurückforderte, dachte die große Mehrheit des Volks den Alliirten feindlich — mit der einzigen Ausnahme des treuen Saarbrückens, das den Staatskanzler schon auf der Durchreise festlich begrüßt und abermals flehentlich um Vereinigung mit Preußen gebeten hatte*); selbst das benachbarte Saarlouis, die Heimath Neys, war bis zum Fanatismus französisch gesinnt.

Hinsichtlich der Geldentschädigung erinnerte Hardenberg an die thörichte, von Preußen vergeblich bekämpfte Großmuth vom vorigen Jahre: „es wäre Narrheit noch einmal ebenso zu handeln.“ Er verlangte, obgleich der ängstliche Altenstein ihm gerathen hatte sich mit 800 Mill. zu begnügen**), die Zahlung von 1200 Mill. Fr., davon 200 Mill. vorab für die Eroberer von Paris, Preußen und England. Eine Rechnung aus der Staatskanzlei wies sodann nach, daß Frankreich in den Jahren 1806 bis 1812 aus Preußen allein 1228 Mill. erhoben hatte — was noch um reichlich 300 Mill. hinter der Wahrheit zurückblieb.***) Endlich für die Zurückgabe der Kunstschätze und die Einlösung der anderen noch unerfüllten Versprechungen des vorigen Jahres sollte eine europäische Commission sorgen. Die preußischen Vorschläge waren streng, doch durchaus gerecht, Angesichts der vollständigen Niederlage des napoleonischen Heeres und der unbelehrbaren Feindseligkeit der Franzosen. Ein Unglück nur, daß die Entsagung, welche der preußische Staat für sich selber übte, die Behauptung der erhofften Beute erschwerte; denn wer anders als Preußen konnte die widerspänstigen Elsasser mit starker Hand festhalten während der bösen Uebergangszeit bis ein neues gut deutsches Geschlecht heranwuchs? Da Oesterreich sein altes Erbe hartnäckig verschmähte, so tauchten die wunderlichsten Vorschläge auf; man dachte an einen vierzigsten Bundesstaat unter dem Kronprinzen von Württemberg, Gagern wollte das Elsaß sogar in die Eidgenossenschaft aufnehmen. Und daneben in Frankreich hunderttausende grollender napoleonischer Veteranen! Welche Aussichten für die Zukunft!

Indeß ward dieser einzige stichhaltige Einwurf, der sich gegen Hardenbergs Vorschläge erheben ließ, von der Gegenpartei kaum beiläufig erwähnt. Die große Denkschrift, welche Capodistrias am 28. Juli überreichte, bewegte sich vielmehr in den luftigen Regionen der politischen Romantik, da Rußland die wirklichen Zwecke seiner Politik nicht enthüllen durfte. Der gewandte Grieche hatte sich in den salbungsvollen Ton, welcher der gegenwärtigen Stimmung Alexanders entsprach, um so leichter eingelebt, da er selber die großen Worte und die leeren Allgemeinheiten liebte, und führte beweglich aus: mit Frankreich habe Niemand Krieg ge-

*) Hardenbergs Tagebuch, 11. Juli 1815.

**) Altensteins Denkschrift über die Contribution, Paris 21. Juli 1815.

***) Vgl. oben S. 321 u. 391.

führt, nur mit Bonaparte, folglich sei das Eroberungsrecht unanwendbar, wenn man nicht das legitime Königshaus dem Hasse preisgeben und in den Augen der Nachwelt alle Gräuel der Revolution rechtfertigen wolle. Darum einfache Wiederherstellung des Pariser Friedens und, für den Fall einer nochmaligen Revolution, Erneuerung des Bündnisses von Chaumont, endlich militärische Besetzung des Landes auf kurze Zeit, bis zur Abtragung einer Contribution, welche von den Nachbarstaaten Frankreichs wesentlich zur Anlegung von Grenzfestungen verwendet wird.

Diese Vorschläge schmückten sich mit dem wohllautenden Titel einer „Combination von moralischen und reellen Garantien", erregten jedoch im preußischen Lager lebhafte Entrüstung. Am 4. August schrieb Humboldt dem Staatskanzler: „Der russische Plan ist der verderblichste für Preußen, der hätte ersonnen werden können. Wenn er befolgt würde, so zöge Preußen von diesem ganzen Kriege, seinen Verlusten, seinen ungeheueren Aufopferungen keinen anderen Vortheil als einen Contributionsantheil, den es noch größtentheils zur Anlegung fester Plätze gegen Frankreich aufwenden soll. Dagegen hätte es die wichtigen Nachtheile, die Mittel, die ihm der jetzige Krieg gebracht hätte, nicht auf die Erleichterung des erschöpften Landes und die Sicherung seiner östlichen Grenzen wenden zu können, russische Truppen jahrelang durch seine Staaten und Deutschland ziehen zu sehen und in allen seinen Verhandlungen mit Frankreich noch den Einfluß des russischen Hofes auf seinem Wege zu finden." Wir müssen um jeden Preis die Verbündeten zur Verengerung der Grenzen Frankreichs bewegen und darum „das Ansehen vermeiden, als spräche Preußen nur zu seinem eigenen Vortheil. In der That ist es auch Preußen in der jetzigen Lage mehr um Sicherung seiner Grenzen als um Vergrößerung zu thun."*) In einer zweiten vertraulichen Denkschrift entwickelt er dann nochmals sein altes so oft mit Metternich besprochenes System des „intermediären Europas", der festen Vereinigung von England, Oesterreich und Preußen, welche die beiden drohenden Massen Frankreich und Rußland in Schranken halten soll; dies System ist schon in Wien erschüttert worden durch die allzu starke Vergrößerung Rußlands und wird vollends unhaltbar wenn Preußen mit ungesicherten Grenzen der tödlich erbitterten französischen Nation und den Bourbonen, die uns ihre Feindseligkeit schon genugsam gezeigt haben, gegenüber gestellt wird.**)

Sodann übergab Humboldt dem Comité der Vier eine schlagende Widerlegung der russischen Denkschrift; die Aufgabe war wie geschaffen für seine unbarmherzige Dialektik. Er zeigte, wie der Krieg zwar nicht zum Zwecke der Eroberung begonnen worden, jetzt aber thatsächlich der

---

*) Humboldt an Hardenberg 4. Aug. 1815.
**) Humboldt, Mémoire très-confidentiel, 4. Aug. 1815.

Zustand der Eroberung vorhanden sei; wie Frankreich büßen müsse, was Frankreich verschuldet; wie den Verbündeten zwar das Recht der eigenen Sicherung zustehe aber nicht unzweifelhaft das Recht der Einmischung in Frankreichs innere Angelegenheiten; möge man den Franzosen sogleich nehmen, was zur militärischen Deckung ihrer Nachbarn unentbehrlich sei, dann aber dem Lande alsbald seine Unabhängigkeit zurückgeben, denn Preußen wisse aus eigener Erfahrung, daß nichts ein Volk tiefer erbittere als die Anwesenheit fremder Truppen in Friedenszeiten; wolle Europa die Franzosen unter seine Vormundschaft nehmen, so werde die Revolution niemals endigen. Gleichzeitig begründete Hardenberg nochmals seine Forderungen in einer ausführlichen Denkschrift (vom 4. August), erwies, wie Frankreich schon seit Ludwig XIV. seine natürlichen Vertheidigungslinien überschritten habe und eben durch den Besitz dieser Außenposten zu immer neuen Eroberungskriegen verlockt worden sei. Auch Knesebeck schloß sich an, diesmal ganz nüchtern und ohne doctrinäre Wunderlichkeiten; er hob hervor, daß selbst ein Friedensschluß von übertriebener Milde keine Sicherheit gebe für die Dauer der bourbonischen Herrschaft, denn niemals würde das französische Volk die Niederlage in Brabant verzeihen.

Mittlerweile kam, auf Hardenbergs Einladung, auch Stein nach Paris. Der Freiherr verlebte unterwegs einige Tage am Rhein mit Goethe gemeinsam, und der treue Arndt beobachtete mit stiller Rührung, wie die beiden besten Söhne des Vaterlands einander so freundlich forschend mit ihren großen braunen Augen ansahen, Jeder bemüht die räthselhafte Eigenart des Anderen behutsam zu schonen. In Paris bot Stein alle seine Beredsamkeit bei dem Czaren auf, widerlegte in einer bündigen Denkschrift (vom 18. August) die russische Behauptung, daß Frankreich der Verbündete seiner Besieger sei: ist Frankreich unser Freund, warum halten wir dann das Land besetzt und schreiben Lieferungen aus? Er schloß mahnend: „England und Rußland sollen nicht glauben, es sei ihr Vortheil Deutschland beständig in einem Zustande von Aufregung und Leiden zu belassen.“ Aber was wog jetzt Steins Wort neben den Thränen und Gebeten der Frau von Krüdener und der Frau von Lezay-Marnesia? Die Blitze seiner Rede drangen nicht mehr durch den dicken Nebel der Weihrauchswolken, welche den Czaren im Hotel Montchenu umgaben. Und wenn Stein nichts mehr galt, was vermochten vollends die Vertreter der Mächte zweiten Ranges? Die Badener traten sehr bescheiden auf, schilderten in beweglichen Eingaben den unhaltbaren Zustand an ihrer Rheingrenze — wie soeben erst die Franzosen von Straßburg aus versucht hätten eine Brücke auf das deutsche Ufer zu schlagen — verlangten zum Mindesten das alleinige Eigenthum an der Kehler Brücke und die Schleifung der Straßburger Festungswerke*).

*) Hacke an Hardenberg 19. Aug.; Hacke und Berstett an Hardenberg 21. Oct. 1815.

Ungleich dreister sprach der ehrgeizige Kronprinz von Württemberg. In seinen Briefen und Denkschriften kündigte sich schon jene Opposition der Mittelstaaten gegen die Großmächte an, welche nachher durch viele Jahre das deutsche Leben beunruhigen sollte. Er erklärte drohend, Europa könne so wenig den neuen vierfachen Despotismus ertragen, wie einst den einfachen Napoleons und sagte bereits, was er vierzig Jahre später dem Bundestagsgesandten von Bismarck wiederholte: die Schutzlosigkeit unserer Südwestgrenze werde die süddeutschen Kronen über lang oder kurz zu einem neuen Rheinbunde nöthigen.

Niemand aber war unermüdlicher als der holländische Reichspatriot Gagern; fielen doch diesmal die Interessen der Niederlande mit denen Deutschlands durchaus zusammen. Der Unaufhaltsame fühlte sich so recht in seinem Elemente, wenn er in zahllosen Denkschriften das ganze Rüstzeug seiner reichsgeschichtlichen Gelehrsamkeit entfaltete und die lange Reihe der französischen Gewaltthaten seit den Zeiten Heinrichs II. und Moritzs von Sachsen nachwies. So phantastisch er in seinen foederalistischen Träumen war, die Romantik der legitimistischen Staatslehre berührte den Schüler Montesquieus und Humes nicht. Auf die Behauptung, man habe nur mit Bonaparte Krieg geführt, antwortete er frischweg mit der Frage, ob etwa Bonaparte allein bei Belle Alliance geschossen, kartätscht und gesäbelt hätte: „die Nationen sind es, die sich bekriegen, auf die Nationen fallen die glücklichen wie die unglücklichen Folgen der Kriege zurück.“ Natürlich, daß der alte Anwalt der Kleinstaaten auch gegen die Hegemonie der Großmächte Einspruch erhob. Auch Don Labrador, der spanische Gesandte, verlangte feierlich Zulassung zu den Conferenzen*). Indeß die Unmöglichkeit, die an sich schwierige Verhandlung vor dem Forum der sämmtlichen europäischen Staaten zu erledigen, sprang in die Augen; der Rath der Vier beschloß schon am 10. August, die Staaten zweiten Ranges erst zu der eigentlichen Unterhandlung mit Frankreich — das will sagen: erst nach der Entscheidung — zuzuziehen.

Die unzertrennliche Interessengemeinschaft zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten zeigte sich so deutlich, daß alle die bösen Erinnerungen der Rheinbundszeiten spurlos verwischt schienen. Preußen übernahm wieder seine natürliche Rolle als Beschützer des gesammten Deutschlands. Was sich an rechtlichen und politischen Gründen für die Wiedereroberung unserer alten Westmark nur irgend anführen ließ, ward in der That von den preußischen Diplomaten und ihren Genossen aus den Kleinstaaten mit erschöpfender Gründlichkeit ausgesprochen. Mit richtigem Takt hoben die Staatsmänner am stärksten den Gesichtspunkt der militärischen Sicherung hervor, den einzigen, der auf eine Diplomatenversammlung einigen Eindruck machen konnte. Dr. Butte dagegen, in seiner vielgelesenen Schrift

*) Labrador an Hardenberg, 15. September 1815.

über die Friedensbedingungen, sowie die Mehrzahl der deutschen Zeitungen nahmen den Gedankengang Arndts wieder auf und forderten die Sprachgrenze als ein natürliches Recht der Nation. Bei der freundlichen Gesinnung hüben und drüben stand auch ein ernster Streit über die Vertheilung der Beute nicht zu befürchten, wenn nur erst der Rückfall des Elsasses an den Deutschen Bund gesichert war. Aber diese Entscheidung lag allein in der Hand der Großmächte, und nur zu bald zeigte sich in Paris, wie vor Kurzem in Wien, daß Humboldts Traum vom „intermediären Europa" ein leeres Phantasiegebilde war. England und Oesterreich, die er für Preußens natürliche Bundesgenossen ansah, verhielten sich gegen die deutschen Forderungen ebenso ablehnend wie Rußland und Frankreich.

Am 6. August ließ sich Metternich zum ersten male vernehmen und erklärte feierlich, dieser Krieg sei gegen das bewaffnete Jacobinerthum geführt worden und dürfe nicht in einen Eroberungskrieg ausarten. Darum suchte er die Bürgschaften der europäischen Ruhe vornehmlich in einer verständigen Ordnung der inneren Angelegenheiten Frankreichs und in einer vorübergehenden militärischen Besetzung; außerdem sollten die Festungen der vordersten Linie entweder an die Nachbarstaaten abgetreten „oder wenigstens geschleift werden". Alsdann führte er näher aus, wie Deutschland nur der Festung Landau bedürfe, zum Ersatz für das zerstörte Philippsburg; im Uebrigen genüge es, wenn die Festungen im Elsaß geschleift würden und Straßburg nur seine Citadelle behielte. Den gewiegten Diplomaten des Viererausschusses mußte sofort einleuchten, daß jenes „oder wenigstens", gleich beim Beginne der Verhandlungen ausgesprochen, die wirkliche Meinung Metternichs kundgab; bei dem Systeme der Arrondirungspolitik, das er nun seit drei Jahren unbeirrt verfolgte, durfte er den Rückfall des Elsasses nicht wünschen. Nur die preußischen Staatsmänner, immer geneigt von dem österreichischen Freunde das Beste zu vermuthen, wollten den eigentlichen Sinn der k. k. Denkschrift nicht begreifen; sie bedauerten nur „die schwankende Haltung" des Wiener Hofes, während die russischen wie die englischen Minister sofort erkannten, daß Oesterreich sich von der gemeinsamen Sache Deutschlands lossagte, und darum nur noch von „den preußischen Forderungen" sprachen.

Auch auf England hoffte Hardenberg noch eine Zeit lang; war doch allbekannt, daß die Haltung Castlereaghs und Wellingtons den Wünschen ihres Landes keineswegs entsprach. Die Londoner Presse forderte laut entschlossene Ausbeutung des Sieges; Castlereaghs Parteigenossen, die Torys, von jeher die entschiedensten Gegner Frankreichs, eiferten am Lebhaftesten gegen jede falsche Großmuth. Lord Liverpool selbst schrieb im Namen des Cabinets, man könne diese offenbare Gesinnung der Nation nicht übersehen. Sogar der Prinzregent sprach sich für die deutschen Ansprüche aus und folgte den Rathschlägen des Grafen Münster, der in Paris, zu

Steins freudigem Erstaunen, mit den Preußen treulich zusammenging. Ganz unbekümmert um den Widerspruch der Nation schritten Castlereagh und Wellington ihres Weges weiter. Der Herzog blieb dabei, die Beendigung der Revolution sei der einzige Zweck dieses Krieges, daher könne jetzt nur eine Occupation für wenige Jahre erfolgen. Castlereagh schloß sich ihm an und vertröstete die Preußen auf besseren Lohn nach zukünftigen Kriegen*): „Fortgesetzte Ausschreitungen Frankreichs können ohne Zweifel in künftigen Tagen Europa zur Zerstückelung Frankreichs nöthigen, und Europa wird eine solche Veränderung seines Länderbestandes mit Kraft durchführen und mit Einmuth aufrechthalten, wenn dieselbe dereinst in den Augen der Menschheit als eine nothwendige und gerechtfertigte Maßregel erscheinen wird.“ Aber der gegenwärtige Krieg ist nicht um solcher Zwecke willen begonnen worden. Zum Schluß nochmals: „Wenn die Alliirten durch den kriegerischen Ehrgeiz Frankreichs in ihrem Vertrauen getäuscht werden sollten, dann werden sie nochmals die Waffen ergreifen, nicht nur gestützt auf beherrschende militärische Positionen, sondern auch mit jener sittlichen Kraft, welche allein eine solche Coalition zusammenhalten kann.“

Also in der angenehmen Erwartung neuen Blutvergießens, neuer Kriegsnoth sollten die nach Frieden schmachtenden Deutschen diese einzige Gelegenheit zur Sicherung ihrer Grenzen aus der Hand geben! Was Wunder, daß diese Anweisung auf zukünftiges Elend, neben den salbungsvollen Worten von der sittlichen Kraft der Coalition, allen Deutschen wie Spott klang? Die Stimmung ward mit jedem Tage erregter. Sogar der gesellige Verkehr zwischen den Staatsmännern der beiden Parteien gerieth ins Stocken, die Briten beklagten sich bitter über Humboldts eisige Kälte und schneidende Sarkasmen. So zog sich der Handel durch anderthalb Monate. Endlich entschloß sich der Staatskanzler einen halben Schritt zurückzuweichen; er erbot sich am 28. August, das obere Elsaß aufzugeben, verlangte für Deutschland nur noch Diedenhofen und Saarlouis, Landau und Bitsch, endlich Straßburg als freie Stadt.

Unterdessen hatte Gneisenau eine Denkschrift für den Czaren aufgesetzt, die am 31. August auf Befehl des Königs übergeben wurde; Friedrich Wilhelm versprach sich von den feurigen Worten des Generals einigen Eindruck und hoffte am nächsten Tage durch eine persönliche Unterredung seinen Freund vollends umzustimmen.**) Ohne auf die preußischen Forderungen im Einzelnen einzugehen versuchte Gneisenau zunächst nur das Herz des Czaren für den Grundsatz der Gebietsabtretung zu gewinnen. Er zeigte, daß in der That Frankreich die Schuld an dem

*) Castlereaghs vertrauliche Note an Hardenberg, wahrscheinlich im August geschrieben.

**) Boyen an Gneisenau 31. Aug. 1815. Gneisenau, Memorandum für S. Maj. den Kaiser Alexander.

neuen Kriegsunglück trage; ohne die Hilfe aller energischen Männer Frankreichs, ohne die stumpfe Theilnahmlosigkeit der Masse hätte „der geächtete Abenteurer" niemals den Zug von Cannes nach Paris vollenden können. „Europa erwartet von den Verbündeten mit Recht die Bestrafung solcher Unthaten und wird mit Erstaunen erfahren, daß man einen neuen Utrechter Frieden schließen, die Leiden dieses beklagenswerthen Deutschlands verewigen will; das wird die Regierungen zur Verzweiflung bringen und die Völker erbittern. Wenn von zwei Nachbarn der eine die Einheit der Staatsgewalt besitzt, physisch und moralisch auf den Angriff eingerichtet ist, während der andere durch die natürlichen Gebrechen einer Bundesverfassung und durch die Gestalt seiner Grenzen strenge auf die Vertheidigung beschränkt wird, so läßt sich leicht vorhersehen, welcher von Beiden unterliegen wird. Was in den Händen des Einen ein Angriffsmittel ist, wird in der Hand des Anderen ein Mittel zur Abwehr. Die bourbonische Regierung kann sich nicht sicherer die Volksgunst gewinnen, als wenn sie sich der abenteuerlichen Rachsucht ihrer Nation ganz hingiebt. Ermuthigt durch die Erfahrung, daß seine Grenze auch nach den größten Niederlagen unverletzt bleibt, daß die Berechnungen einer engherzigen Politik ihm unter allen Umständen die Sicherheit seines Gebietes gewährleisten, wird das französische Volk bald keine Schranke mehr für seinen Uebermuth kennen. Und sollen wir der französischen Partei in Deutschland neue Gründe geben zu dem Glauben, daß man mehr gewinnt durch Anschluß an die Eroberungspläne Frankreichs als durch Erfüllung seiner Pflichten gegen das Vaterland und die gemeinsame Sache Europas? Das mächtige und furchtbare Rußland steht wahrlich zu hoch für kleinliche Erwägungen, welche dem großherzigen Charakter des Kaisers nicht entsprechen. Bleibt Frankreichs Grenze unverändert, so wird man allgemein sagen, England wolle den Continent in neue Wirren stürzen, damit er nicht Zeit habe sich gegen die britische Handelspolitik zur Wehr zu setzen." So der Gedankengang des langen, in mangelhaftem Französisch, doch mit der höchsten rednerischen Kraft geschriebenen Memorandums. Gneisenau trug auch kein Bedenken, für Piemont, die Niederlande und die kleinen deutschen Staaten die Zulassung zu den Conferenzen zu verlangen, was in den Augen der anderen Großmächte eine arge Ketzerei war.

Der Czar blieb taub. Auch seine Unterredung mit dem Könige führte zu keinem Ergebniß. Dem General dankte Alexander kurz und trocken für seine wohlgemeinten eifrigen Bemühungen um die großen Interessen Europas*) und ließ durch Capodistrias eine ausführliche Widerlegung abfassen, die in Ermangelung von Gründen eine unerhörte Fülle moralischer Gemeinplätze entfaltete: „Soll Europa darum den militärischen Despotismus besiegt und den Geist der Eroberung vernichtet haben, um jetzt aber-

*) Czar Alexander an Gneisenau 5. Sept. 1815.

mals aus einem Könige von Frankreich ein Opfer zu machen und dem Königthum eine neue Entheiligung zu bereiten? Das hieße die Sittlichkeit für immer aus allen politischen Verhandlungen verbannen. Die Gewalt allein würde dann Grundsatz, Mittel und Zweck der Staatskunst werden! Frankreich, erniedrigt und durch eine Reihe willkürlicher Maßregeln noch mehr sittlich verdorben, müßte sich schließlich in die Arme der gewaltsamsten Partei werfen. Eine vorübergehende Occupation bietet den Nachbarn Frankreichs jede Sicherheit, die sie nur wünschen können." Zum Schluß: „Verkennen wir in einem so entscheidenden Augenblicke nicht den unwandelbaren Gang der Vorsehung, welche die Sache der Religion, der Sittlichkeit und Gerechtigkeit nur darum hat straucheln lassen, um ihr neue Triumphe zu bereiten und um den Fürsten wie den Völkern große und heilsame Antriebe zu geben!"*)

Als dies Musterstück orientalischer Kanzelberedsamkeit am 5. September den preußischen Staatsmännern überreicht wurde, hatten sie bereits ihre letzte Hoffnung auf England aufgeben müssen. Castlereaghs Bruder Lord Charles Stewart war nach Windsor geeilt und in den letzten Tagen des August zurückgekehrt mit der frohen Botschaft, daß er den Einfluß des Grafen Münster überwunden, den Prinzregenten gänzlich für die Ansicht Castlereaghs und Wellingtons gewonnen habe. Mit erhöhtem Selbstgefühle durften die Beiden nun vorgehen. Der Herzog erwiderte (31. August) auf Hardenbergs letzte Denkschrift kurz und scharf: jede Gebietsabtretung sei unpolitisch und widerrechtlich, weil nicht im Einklange mit der Wiener Erklärung der Verbündeten; die Occupation für einige Jahre genüge vollauf.**) Castlereagh aber erklärte (2. September), im Namen des Prinzregenten, Englands volle Zustimmung zu den russischen Vorschlägen. So war man denn in offener Zwietracht: Rußland und England versagten sich grundsätzlich jeder Gebietsforderung Preußens; Oesterreich — mit seinem schüchternen Verlangen nach Schleifung der elsassischen Grenzplätze — stand scheinbar in der Mitte, doch in Wahrheit der englisch-russischen Meinung sehr nahe. Sollte dies an Geld und Truppen erschöpfte Preußen jetzt seine Forderungen mit den Waffen durchsetzen? Daran war nicht zu denken.

Aber auch der Czar fühlte, daß er seinem besten Alliirten nicht eine unbedingte, demüthigende Unterwerfung zumuthen durfte, da er doch die Fortdauer des preußisch-russischen Bündnisses dringend wünschte. Er beschloß daher schon am 7. September ein wenig einzulenken, freilich nur eine winzige Strecke weit, und ließ durch Nesselrode dem Staatskanzler erklären: Rußland halte zwar wie England unwiderruflich fest an dem Gedanken der vorübergehenden Occupation (le système des garanties

*) Capodistrias, Réponse au mémoire du général de Gneisenau, 5. Sept. 1815.

**) Wellingtons Denkschrift an Hardenberg, 31. Aug. 1815.

temporaires lautete der Kunstausdruck); damit seien jedoch einige kleine Gebietsabtretungen wohl vereinbar. Also Landau an Deutschland, Savoyen an Piemont, einige Grenzplätze an die Niederlande, vielleicht auch Hüningen an die Schweiz; für Preußen selber gar nichts. Auch diese Denkschrift triefte wieder von Lehren der Weisheit und Tugend: „das doppelte Ziel der Beruhigung Europas und Frankreichs kann nur erreicht werden, wenn die Verbündeten bei den Friedensunterhandlungen dieselbe Reinheit der Absichten, dieselbe Uneigennützigkeit, denselben Geist der Mäßigung bewahren, welche bisher die unwiderstehliche Kraft des europäischen Bundes gebildet haben."*) Trotz Alledem that der Czar jetzt doch selber was er vor zwei Tagen noch für einen Verrath an Religion und Sittlichkeit erklärt hatte, er gab die mit so viel heiliger Entrüstung verfochtene Unantastbarkeit des französischen Bodens auf und bahnte damit den Weg zur Verständigung. In einem vertraulichen Begleitbriefe beschwor Nesselrode den Staatskanzler, „diese traurige Angelegenheit rasch zu beendigen. Dies werde dem Czaren das liebste Geburtstagsgeschenk sein. Nichts ist Ihm und uns Allen peinlicher als diese Meinungsverschiedenheit zwischen zwei Höfen, deren Beziehungen so innig sind."**)

Mit großer Gewandtheit benutzte Metternich sofort die Gunst des Augenblicks, um als Vermittler zwischen die Streitenden zu treten. In einer Denkschrift vom 8. September erkannte er die gemäßigte und versöhnliche Haltung aller Höfe dankbar an und fand es sehr erklärlich, daß gleichwohl in Folge der Verschiedenheit der geographischen Lage und der nationalen Stimmungen ihre Ansichten nicht gänzlich übereinstimmten. Oesterreich wünsche eine möglichst große Sicherheit aber möglichst geringe Opfer für Frankreich und schlage daher „ein gemischtes System von dauernden und zeitlichen Bürgschaften" vor, also vor Allem die Zurückführung Frankreichs auf den Besitzstand von 1790. „Die Grenzen von 1790" — damit war sehr glücklich eines jener handlichen Schlagwörter gefunden, wie sie die noch ganz französisch gebildete Diplomatie jener Tage liebte. Die weiteren Vorschläge der Denkschrift paßten freilich zu diesem wohlklingenden Worte wie die Faust auf das Auge; sie zeigten deutlich, daß Metternich nicht ehrlich vermittelte, sondern die englisch-russische Partei ergriff. Von jenem Viertel des Elsasses, das im Jahre 1790 noch deutsch gewesen, war gar nicht mehr die Rede; vielmehr verlangte der Oesterreicher außer Landau und jenen niederländischen Grenzplätzen, welche der Czar bereits zugestanden hatte, ausdrücklich nur noch Saarlouis, und selbst diesen Platz nicht unbedingt, da ja Frankreich zur Erbauung einer anderen Saarfestung Gelder an Preußen zahlen könne. Dazu endlich

*) Nesselrode an Hardenberg über Castlereaghs Denkschrift vom 2. Sept. (7. Sept. 1815).

**) Nesselrode an Hardenberg, 7. Sept. 1815.

1200 Mill. Kriegsentschädigung und eine siebenjährige Besetzung des Landes durch 150,000 Mann, welche unter Wellingtons Oberbefehl „die europäische Polizei" handhaben sollen.*)

Also von Oesterreich preisgegeben, erklärte Hardenberg nunmehr (8. September), daß sein König um der Eintracht willen auf seine weitergehenden Ansichten verzichte und die Grenzen von 1790 annehme; jedoch er verstand diesen Grundsatz ehrlich und verlangte — zum Ersatz für jene eingesprengten deutschen Gebiete im Elsaß — außer Landau auch Saarlouis, Bitsch und den nördlichsten Streifen des Elsasses mit Fort Louis, Weißenburg, Hagenau. Selbst England erklärte sich jetzt mit einer mäßigen Gebietsforderung einverstanden, und so endigte denn die Verhandlung, wie einst der Streit über Sachsen, mit einem widerwärtigen Feilschen um die einzelnen Städte und Festungen. Hardenberg vertheidigte jede seiner letzten Forderungen mit der höchsten Hartnäckigkeit, doch da ihn keine der anderen Mächte unterstützte, so konnte er zuletzt nur Landau, Saarlouis und das Kohlenbecken von Saarbrücken für Deutschland retten. Von dem Metternich'schen Vorschlage „Besitzstand von 1790" blieb zuletzt nicht viel mehr übrig als der Name, da der sogenannte Vermittler sein eigenes Wort nicht ernst nahm. Am 19. September beschlossen die vier Mächte, nunmehr mit Frankreich in Verhandlungen einzutreten. Tags darauf überreichten sie ihr gemeinsames Ultimatum. Sie nahmen an, der Friede sei gesichert, denn was konnte das waffenlose Frankreich wider ihre nur allzu milden Bedingungen ausrichten? Die russische Armee trat bereits den Rückmarsch an. Blücher schrieb schon am 23. September in die Heimath: „Der Friede ist zu Stande, aber leider nicht so wie er hatte sein sollen, wie ich es eingeleitet, aber durch Hardenberg seine zuletzt bewiesene Standhaftigkeit ist er doch noch besser zu Stande gekommen wie es den Anschein hatte. Wir hatten gleichsam gegen Alle zu fechten."**)

In den Augen der Franzosen dagegen bildete das Ultimatum der Verbündeten erst den Anfang der eigentlichen Verhandlungen. Ganz Paris beeiferte sich, wie nach einer stillen Verschwörung, den hochsinnigen Czaren von seinen Alliirten zu trennen. Die vornehme Welt schwelgte in jenen frommen Redensarten, welche dem neuen Weltheiland wohl thaten, und bewunderte den weihevollen Spruch Talleyrands: „Nichts ist weniger aristokratisch als der Unglaube." Der Czar wurde mit geistreichen Huldigungen wie mit plumpen Schmeicheleien überschüttet; als er zum Abschied sein Heer auf der Ebene von Vertus musterte, sagten die Pariser Blätter wonnetrunken: wie heimisch müsse sich der edle Herrscher dort auf dem Tugendfelde fühlen! Wellington dagegen entging, trotz seines rück-

*) Metternichs Denkschrift für das Comité der Vier, 8. Sept. 1815.
**) Blücher an Heinen, 23. Sept. 1815.

sichtsvollen Auftretens, den gehässigsten Angriffen nicht, ward einmal im Theater geradezu aus der königlichen Loge hinausgepfiffen. Mit den Preußen vollends lebte Jedermann auf Kriegsfuß. Welche Entrüstung in Paris am 3. August, als die preußischen Truppen zur Feier ihres nationalen Festtags ihre Quartiere und Kasernen erleuchteten und auf dem Hause des Königs die Inschrift zu lesen stand: parcere subjectis et debellare superbos! Und welch ein kleinlicher Zank um den Sold und die Verpflegung der Truppen! Anfangs waren die Bourbonen, bei der allgemeinen Unordnung, in der That kaum im Stande den Pflichten des Besiegten nachzukommen. Als aber Hardenberg 5 Mill. aus Preußen herbeischaffen ließ um den rückständigen Sold zu bezahlen, weigerte sich Blücher dies neue Opfer aus der Hand seiner Mitbürger anzunehmen: „die Armee, schrieb er stolz, ist kein Söldnerheer, das um jeden Preis abgelohnt werden muß, sie ist mit der Nation eins!" Dann kam endlich eine Vereinbarung zu Stande, kraft deren Frankreich die Verwaltung in den occupirten Landestheilen wieder übernahm und zugleich die Pflicht für Sold und Unterhalt der Heere zu sorgen. Doch wie die Bourbonen im vorigen Jahre die versprochene Rückgabe der Kunstschätze verweigert hatten, so brachen sie auch diesmal ihr Wort. Der in seiner Großmuth unerschöpfliche Czar stundete sofort die fälligen Zahlungen, auch das reiche England drückte ein Auge zu, und Oesterreich hatte nicht den Muth sich von den Beiden zu trennen. Nur das von allen Mitteln entblößte Preußen konnte keine Nachsicht üben. Als der Finanzminister Louis an Humboldt kurz und hochmüthig schrieb, die für die Bekleidung der preußischen Truppen geforderten Summen könnten nicht bezahlt werden, da erhielt er die Antwort: er selber trage die Schuld, wenn Preußen sich jetzt selber helfe. Die Generale erhielten Befehl, in den Departements Requisitionen auszuschreiben, und nun endlich entschloß sich der bourbonische Hof seinen Verpflichtungen nachzukommen. *)

Ganz im Sinne dieses steifen Hochmuths war auch die Note gehalten, womit Talleyrand am 21. Septbr. das Ultimatum der Verbündeten beantwortete. Der gewandte Mann hatte aus dem beginnenden Abmarsch der russischen Armee neue Hoffnungen geschöpft und begann hochtrabend: der Allerchristlichste König habe mit den vier Mächten, seinen Verbündeten, keinen Krieg geführt und könne ihnen folglich ein Eroberungsrecht nicht zugestehen; niemals werde er eine Scholle Landes von „dem alten Frankreich" abtreten; stellten die vier Mächte dergleichen Zumuthungen, so seien die französischen Bevollmächtigten angewiesen, sie nicht einmal anzuhören! Die Verbündeten forderten aber von dem „alten Frankreich" nichts weiter als Saarlouis, Landau und einen Strich an der Maas; sie waren bereit, dafür Avignon und das deutsche Viertel des Elsasses, die Eroberungen

*) Louis an Humboldt 23. Aug. Humboldts Bemerkungen dazu 24. Aug. 1815.

der Revolution, den Bourbonen zu lassen, so daß „das alte Frankreich“ noch immer einen Zuwachs von mehreren hunderttausend Köpfen behielt! Zwei Tage vorher hatte Talleyrand auch die Rückgabe der Kunstschätze für unzulässig erklärt, weil sie den Haß des Volks gegen die Bourbonen steigern müsse. Eine solche Sprache aus dem Munde eines völlig entwaffneten Staates erschien doch sogar den Briten und den Russen unerträglich. Wellington, der früher die Rückforderung der Kunstschätze bedenklich gefunden hatte, meinte jetzt: sie sei nothwendig um den Franzosen „eine große moralische Lection zu geben“. Auf Talleyrands Note erwiderten die vier Mächte schon am folgenden Tage scharf abweisend: von Eroberungen sei überhaupt nicht die Rede, sondern nur von Maßregeln für die Sicherheit Europas; wolle der königliche Hof etwa jenen Grundsatz der Unantastbarkeit der französischen Grenzen wieder aufnehmen, der unter Napoleon so viel Unglück angerichtet habe? — Den Deutschen gegenüber hatten England und Rußland den Grundsatz der Unverletzlichkeit Frankreichs soeben erst salbungsvoll vertheidigt; jetzt gaben sie ihn wieder auf.

In den Tuilerien verbreitete diese Antwort tiefe Bestürzung. König Ludwig versuchte noch einmal persönlich einen Sturm auf das erregbare Gemüth des Czaren. „In der Bitterniß meines Herzens — so schrieb er am 23. Septbr. — nehme ich meine Zuflucht zu E. Maj., um Ihnen hingebend das peinliche Gefühl auszusprechen, das ich beim Durchlesen der Vorschläge der vier Mächte empfunden habe. Eines vor Allem erschüttert mich tief und treibt mich zur Verzweiflung an dem Wohle des unglücklichen Frankreichs: der niederschmetternde Gedanke, daß E. Maj., auf den ich meine Hoffnung gesetzt, die mir übersendete Note gebilligt zu haben scheint. Ich zögere nicht Ihnen zu versichern, Sire: ich werde mich weigern das Werkzeug für den Untergang meines Landes zu werden, und ich werde eher vom Throne niedersteigen als der Befleckung seines alten Glanzes durch eine beispiellose Erniedrigung zustimmen!“ Kaiser Franz ward gleichzeitig durch ein Handbillet auf dies verzweifelte Schreiben aufmerksam gemacht; nur den Todfeind, den König von Preußen würdigte der Bourbone keiner Mittheilung.*) Indeß die angedrohte Abdankung war doch allzu unwahrscheinlich, das theatralische Pathos des Briefes stand in einem allzu lächerlichen Mißverhältniß zu der Thatsache, daß die Verbündeten das alte Frankreich ungestört im Besitze einer erheblichen Vergrößerung lassen wollten. Selbst der Czar war über den maßlosen Jammer seines Schützlings befremdet. Ganz unerschütterlich blieb Alexander freilich nicht; er setzte durch, daß von den letzten Forderungen der Coalition noch ein wenig nachgelassen wurde. Die Verbündeten verzich-

*) König Ludwig an Kaiser Alexander 23. September, an Kaiser Franz 23. September 1815.

teten auf die wichtige Maasfestung Givet und auf Condé: der glorreiche Name dieses Platzes war dem Hause der Kapetinger gar zu theuer!

Ein Ministerwechsel in den Tuilerien kam dem Abschluß des Friedenswerkes zu statten. Da die legitimistischen Ultras durch die Gewaltmittel des weißen Schreckens den Sieg bei den Kammerwahlen davongetragen hatten, so konnte weder der Königsmörder Fouché noch der vermittelnde Talleyrand sich im Cabinet behaupten. Der Czar half in der Stille nach, da ihm Fouchés Verkehr mit den Engländern verdächtig war; er dachte sogar ernstlich daran, seinem Pozzo di Borgo als geborenem Franzosen eine Stelle in dem Ministerium zu verschaffen, fand es jedoch zuletzt klüger den Vertrauten in der sicheren Stellung eines russischen Gesandten zu belassen. Der Herzog von Richelieu bildete am 26. September das neue Cabinet, ein wohlmeinender, aber mit Frankreich völlig unbekannter Staatsmann, der sich durch langen Aufenthalt in Rußland das Wohlwollen des Czaren erworben hatte. Machtlos wie er war, allein angewiesen auf die Gunst Alexanders fand er sich rasch in das Unvermeidliche, und schon am 2. October kam die entscheidende Vereinbarung zwischen Frankreich und den vier Mächten zu Stande. Das Protokoll brauchte wieder den hochtrabenden Ausdruck, die Grenze von 1790 solle die Regel bilden; doch in Wahrheit trat Frankreich nur ab: einen Landstrich an der belgischen Grenze mit Marienburg und Philippeville, ferner den Rest von Savoyen, endlich Landau und Saarlouis mit Saarbrücken.

Czar Alexander konnte den Schauplatz seiner Thaten nicht verlassen, ohne die Welt noch einmal durch eine Offenbarung erhabener Gefühle in Erstaunen zu setzen. In den angstvollen Tagen nach der Schlacht von Bautzen hatte König Friedrich Wilhelm einmal tiefbewegt auf einem einsamen Ritt zu seinem Freunde gesagt: „jetzt kann uns nur Gott allein noch retten; siegen wir, so wollen wir ihm vor aller Welt die Ehre geben!“ Wie oft war seitdem jene weihevolle Stunde dem Czaren wieder vor die Seele getreten. Hochaufgeregt durch die Weissagungen der Frau von Krüdener und durch ein phantastisches Schriftchen des deutschen Philosophen Baader, beschloß er jetzt den hingeworfenen Gedanken seines Freundes nach seiner Weise zu gestalten und schrieb eigenhändig die Urkunde der heiligen Allianz nieder, ein persönliches Glaubensbekenntniß, das der Welt zeigen sollte, das neue europäische Dreigestirn verdanke seinen Glanz allein der Sonne Christi. Aller Edelsinn und alle Glaubensinbrunst, aber auch die ganze unklare Gefühlsseligkeit und die weltliche Eitelkeit dieses schwammigen Charakters waren in dem wundersamen Actenstücke niedergelegt. Die Erkenntniß, daß die europäische Staatengesellschaft eine lebendige Gemeinschaft bildet, diese alte halbvergessene Wahrheit, die sich nach den Gräueln des napoleonischen Zeitalters der Welt wieder übermächtig aufdrängte, empfing unter den Händen des Gottbegeisterten eine sonderbare theokratische Umbildung. Die drei Monarchen von Oesterreich,

Preußen und Rußland, so schrieb der Czar, betrachten sich als verbunden durch die Bande einer wahrhaften und unauflöslichen Brüderlichkeit, als Familienväter ihren Unterthanen gegenüber; sie sehen sich an als von der Vorsehung beauftragt drei Zweige einer Familie zu regieren, und erkennen als den einzigen Souverän der einen christlichen Nation allein „Gott, unsern göttlichen Erlöser Jesus Christus, das Wort des Höchsten, das Wort des Lebens". Alle Staaten, welche sich zu diesen Heilswahrheiten bekennen, sind zum Eintritt in den heiligen Bund brüderlich eingeladen*).

Jene räthselhafte Schicksalsgunst, welche es immer so fügte, daß die Gefühlswallungen Alexanders mit seinem Vortheile zusammentrafen, waltete auch über diesem Ergusse seiner heiligsten Empfindungen. Alle Mächte Europas konnten seiner brüderlichen Einladung folgen, nur jene beiden nicht, welche der russischen Politik von Altersher als unversöhnliche Feinde galten. Der Papst mußte fern bleiben, weil der Stellvertreter Christi nur die civitas Dei unter der Herrschaft des gekrönten Priesters anerkennen durfte. Vollends der ungläubige Sultan war, wie der Czar unverhohlen aussprach, für immer aus dem großen Bruderbunde Europas ausgeschlossen. Dem verständigen Sinne Friedrich Wilhelms erschienen die orakelhaften Sätze, die ihm der Czar mit feierlichem Ernst vorlegte, sehr befremdlich; aber warum dem alten Freunde eine Gefälligkeit versagen, welche dem preußischen Staate durchaus keine Verpflichtung auferlegte? Bereitwillig schrieb der König, wie sein Freund wünschte, das Actenstück mit eigenen Händen ab (26. September). Schwerer entschloß sich Kaiser Franz; er sah voraus, wie peinlich dieser heilige Bund den treuen Freund in Konstantinopel berühren würde. Doch da Metternich die fromme Urkunde lächelnd für leeres Geschwätz erklärte, so trat auch Oesterreich noch am selben Tage bei. Nach und nach haben sich dann sämmtliche Staaten Europas dem heiligen Bunde angeschlossen, die meisten aus Gefälligkeit für den Czaren, einige auch weil die frommen Worte vom väterlichen Fürstenregiment den hochconservativen Neigungen des anbrechenden Restaurationszeitalters entsprachen.

Nur drei hielten sich zurück: jene beiden alten Feinde Rußlands — und England. Während der Prinzregent als Beherrscher von Hannover willig unterzeichnete, erklärte Castlereagh in einer bissigen Rede: das Parlament bestehe aus praktischen Staatsmännern und könne daher wohl einen Staatsvertrag genehmigen, doch nicht eine Erklärung von Grund-

*) Eine Andeutung in einer Parlamentsrede Lord Liverpools hat Anlaß gegeben zu der häufig wiederholten Behauptung, daß die Acte der heiligen Allianz einige geheime Artikel enthalten hätte. Obgleich die Unhaltbarkeit dieser Annahme sich schon aus inneren Gründen ergiebt, so sei hier doch zum Ueberfluß noch versichert, daß die im Berliner Geh. Staatsarchiv verwahrte Original-Urkunde nichts weiter als den allbekannten Text enthält.

sätzen, welche den englischen Staat in die Zeiten Cromwells und der Rundköpfe zurückschleudern würden. Der wahre Beweggrund der Hochtorys war aber nicht die Rücksicht auf das Parlament, mit dem sie schon fertig zu werden verstanden, sondern das Mißtrauen gegen Rußland und die Sorge für den Sultan, der in der That durch den Abschluß der heiligen Allianz lebhaft beunruhigt wurde. Die wunderliche Episode ist nicht ohne culturhistorisches Interesse, da sich die romantischen Stimmungen und das lebendige europäische Gemeingefühl des Zeitalters darin widerspiegeln. Eine politische Bedeutung dagegen hat der heilige Bund nie gehabt; sie ward ihm nur angedichtet durch die Oppositionspresse aller Länder, die sich bald gewöhnte von „dem System der heiligen Allianz“ zu sprechen und ihre Anklagen gegen die Politik der Ostmächte an diese imaginäre Adresse richtete.

Am 20. November ward endlich der Frieden unterzeichnet. Aber auch dieser Vertrag brachte den Deutschen noch nicht den endgiltigen Abschluß ihrer inneren Gebietsstreitigkeiten. Landau ward an Oesterreich und von diesem an Baiern abgetreten, doch damit war den Forderungen der Wittelsbacher noch nicht Genüge geleistet. Da Oesterreich die Wiedererwerbung des Elsasses verschmäht und also das einfachste Mittel zur gänzlichen Befriedigung des Münchener Hofes aufgegeben hatte, so ließ sich Metternich, um doch ein Unterhandlungsmittel in Händen zu haben, von den großen Mächten den dereinstigen „Heimfall“ des Breisgaus und der badischen Pfalz zusichern — eine völlig rechtswidrige Verabredung — und der unselige Gebietsstreit zwischen Baiern und Oesterreich blieb vorläufig unerledigt. Glücklicher war England. Außer der Abschaffung des Negerhandels, die dem britischen Volke bereits zu einem Gegenstande der nationalen Eitelkeit, des allgemeinen Sports geworden war, erlangten die Torys auch die Schirmherrschaft über die ionischen Inseln; die mediterranische Machtstellung des Inselreichs war nunmehr fester denn je begründet. Frankreich mußte, je nach seinem Wohlverhalten, drei bis fünf Jahre lang die militärische Besetzung seiner Nordostprovinzen ertragen und 700 Mill. Kriegsentschädigung zahlen. 500 Mill. wurden zu je einem Fünftel unter die vier Großmächte und die Gesammtheit der Kleinstaaten vertheilt; England und Preußen erhielten außerdem noch je 25 Mill. für die Einnahme von Paris. Der Rest ward für die Befestigung der an Frankreich angrenzenden Landstriche bestimmt, dergestalt daß Baiern 15 Mill., der Deutsche Bund 25 Mill. für die rheinischen Festungen erhielt; Preußen mußte sich mit 20 Mill. begnügen, da ihm Saarlouis und das Besatzungsrecht in Luxemburg abgetreten wurde.

Am nämlichen Tage erneuerten die vier Mächte ihr altes Bündniß. England hatte die einfache Verlängerung des Chaumonter Vertrages auf zwanzig Jahre gewünscht. Aber Rußland hielt entgegen, daß man Frankreich doch nur während des Ausnahmezustandes der Occupationszeit als

einen verdächtigen Feind behandeln dürfe, und setzte durch, daß die vier Mächte sich, ohne feste Zeitangabe, zur Erhaltung des legitimen Königshauses und der Charte verpflichteten*), denn von dem Parteifanatismus der Emigranten befürchtete der Czar die schwersten Gefahren für Frankreich. Die vier Mächte gelobten einander, durch wiederholte Zusammenkünfte der Monarchen oder der Minister die europäische Sicherheit zu überwachen. So ward denn der gesammte Welttheil, und Frankreich insbesondere unter die polizeiliche Aufsicht der Coalition gestellt; die Bourbonen durften nicht ruhen bis sie aus dieser, für eine stolze Nation demüthigenden Lage wieder herauskamen und die Aufnahme Frankreichs in das Bündniß der großen Mächte durchsetzten. Da die vier Mächte sämmtlich, Oesterreich und England nicht ausgenommen, der wilden Leidenschaft der Emigranten mißtrauten, so richteten sie zum Abschied noch eine Note an Richelieu, ermahnten ihn die Mäßigung mit der Festigkeit zu verbinden, allen Feinden der öffentlichen Ruhe, unter welcher Gestalt sie sich auch zeigten, die feste Verfassungstreue entgegenzustellen. Voll schwerer Besorgniß verließen die Staatsmänner der Coalition Paris. Keiner von ihnen glaubte an die Lebenskraft des alten Königshauses, sie alle schätzten die Dauer der bourbonischen Herrschaft nur auf wenige Jahre. Und einem solchen Staate, dessen Zukunft völlig unberechenbar erschien, hatte das verbündete Europa die beherrschenden Plätze am deutschen Oberrhein wieder eingeräumt!

In der gesammten modernen Geschichte ist nur noch einmal nach glänzenden kriegerischen Erfolgen ein Friede geschlossen worden, der sich an schonender Milde dem Vertrage vom 20. November 1815 vergleichen läßt: der Prager Friede von 1866. Aber was in Prag aus dem freien Entschluß, aus der weisen Selbstbeschränkung des Siegers hervorging, das führte in Paris der gemeinsame Argwohn der Verbündeten gegen den kühnsten und rührigsten der Siegesgenossen herbei. Der große Augenblick, da das seit Richelieu so unnatürlich verrenkte Gleichgewicht Europas wiederhergestellt und den Deutschen ihr altes Erbtheil zurückgegeben werden konnte, ward versäumt weil alle Mächte des Ostens und Westens sich begegneten in dem Entschlusse die Mitte des Welttheils beständig niederzuhalten. Durch schmerzliche Erfahrungen erkaufte sich die deutsche Nation die Erkenntniß, daß sie die Sühne des alten Unrechts allein von ihrem eigenen guten Schwerte erwarten durfte. Alle die düsteren Weissagungen Hardenbergs, Humboldts und Gneisenaus gingen wörtlich in Erfüllung. Die Franzosen empfanden nicht nur, wie billig, die mehrjährige Anwesenheit der fremden Truppen als eine unauslöschliche Schmach; sie nahmen auch den beispiellos milden Frieden für eine grausame Beleidigung. Nicht Saarbrücken oder Landau lag ihnen am Herzen; was sie nicht vergessen

*) Russische Denkschrift über den Bündnißvertrag, 9./21. Oct. 1815.

konnten war die Niederlage von Belle Alliance. Rache für Waterloo! — dies blieb für Jahrzehnte der Schlachtruf des französischen Volkes. Diesem Gedanken entsprangen die Revolution von 1830, die Kriegsdrohungen von 1840 und die Wiederherstellung des Kaiserreiches, bis dann nach einem halben Jahrhundert der alte Herzenswunsch in einem wüsten Eroberungskriege sich entlud und der deutsche Sieger die Unterlassungssünden von 1815 endlich sühnte.

So blieb das Verhältniß zwischen den beiden Nachbarvölkern auf Jahrzehnte hinaus krankhaft unsicher und gespannt. Die Deutschen empfingen die Kunde von dem faulen Frieden mit bitterem Zorne. So recht im Namen seines Volkes rief Blücher: „Preußen und Deutschland steht trotz seiner Anstrengungen immer wieder als der Betrogene vor der ganzen Welt da“ — worauf er dann abermals seinen Ingrimm gegen die Diplomatiker aussprach und zornig fragte, wie lange denn „diese sonderbare Versammlung von Unterthanen, die ihre eigenen Monarchen beherrschen,“ noch bestehen solle. In ihrer naiven Unkenntniß der politischen Verhältnisse hatten viele Deutsche alles Ernstes gehofft, in Paris würden nicht nur die alten Grenzen des Vaterlandes wieder hergestellt, sondern auch die Gebrechen der Bundesverfassung geheilt werden. Schenkendorf wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß man den Erben der Leopolde und Ferdinande, der die deutsche Krone so kaltblütig verschmähte, nun doch zwingen könnte, sich mit dem alten Purpur zu bekleiden. Der treue Mann konnte die Stunde gar nicht erwarten, da das versteinerte Birnengesicht des Kaisers Franz wieder mit dem Reife der Karolinger geschmückt würde, und sang:

O sei denn endlich weiser,
Du Herde ohne Hirt,
Und wähle schnell den Kaiser
Und zwing' ihn daß er's wird!

Welche Entrüstung nun unter diesem teutonischen Geschlechte, als sich ergab, daß Alles beim Alten blieb, daß die Kaiserherrlichkeit begraben war, daß Rappoltsweiler und Oberehnheim wieder Ribeauvillé und Obernay heißen, daß die alten schönen Heimathlande deutscher Gesittung wieder von dem Schlamme wälscher Verbildung überfluthet werden sollten, um vielleicht für immer darin zu versinken! In tausend deutschen Herzen hallte die Klage des Dichters wieder:

Doch dort an den Vogesen
Liegt ein verlornes Gut.
Da gilt es, deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen!

Und was am tiefsten verwundete: dieselben verlorenen deutschen Länder, denen man die Freiheit hatte bringen wollen, frohlockten über den diplomatischen Erfolg des Auslandes. In heller Verzweiflung rief Rückert:

Wird unser Siegszug denn zur Flucht?
Ganz Frankreich höhnt uns nach.
Und Elsaß, du entdeutschte Zucht,
Höhnst auch! O ärgste Schmach!

Im Rheinischen Mercur donnerte Görres mit der ganzen Wildheit seines Jacobinerzornes wider das Basiliskenei, das der gallische Hahn gelegt und die deutsche Einfalt ausgebrütet hat. Die Erbitterten wollten die so nahe liegenden Gründe des großen Mißlingens nicht sehen, schoben alle Schuld auf Hardenbergs Schwäche und auf die „deutsche Uneinigkeit", welche fortan ein stehender Klagepunkt in den Beschwerden der enttäuschten Patrioten bleiben sollte. Und doch hatten der König wie seine Staatsmänner ihre Schuldigkeit im vollen Maße gethan und bei den Ministern der Mittelstaaten treue Unterstützung gefunden. Nicht die Deutschen waren uneinig gewesen, sondern Oesterreich war von Deutschland abgefallen. Jene alte habsburgische Hauspolitik, welche so oft deutsche Reichslande gegen kaiserliche Erblande an die Fremden dahingegeben, hatte diesmal, da für das Haus Lothringen nichts Wünschenswerthes zu erwerben stand, die Deutschen einfach im Stiche gelassen.

Es war aber der Fluch des friedlichen Dualismus, daß die preußische Regierung fortan von der öffentlichen Meinung für die Sünden Oesterreichs verantwortlich gemacht wurde und, um nur den theuren Bundesgenossen nicht zu kränken, grundsätzlich unterließ sich selber vor der Nation zu rechtfertigen. Und wie frech und schamlos log diese Hofburg jetzt dem deutschen Volke ins Angesicht! Gentz, der nachgerade jeden sittlichen Halt verlor, versicherte im Oesterreichischen Beobachter mit dreister Stirn, niemals hätte zwischen den großen Mächten irgend eine Meinungsverschiedenheit über die Friedensbedingungen bestanden, und schloß feierlich: wäre dem nicht so, „dann haben wir das Publicum aus Unwissenheit oder geflissentlich falsch berichtet!" War es zu verwundern, wenn einer solchen Politik gegenüber die Sprache der Patrioten täglich heftiger ward und Görres wüthend schrieb: „Wie die Vendomesäule ein fortwährendes Zeichen unserer Schande ist, so soll im Rheinischen Mercur die fortwährende Protestation des Volks gegen alles Halbe und Schlechte niedergelegt werden, damit die Nachwelt erkenne: die Zeitgenossen waren damit nicht einverstanden!"

Der unglückliche Friede verbitterte nicht nur die Stimmung der Nation dermaßen, daß dem jungen Deutschen Bunde von Haus aus auch nicht ein Schimmer freudiger Hoffnung entgegenstrahlte. Er förderte auch die während des Krieges erwachsene Selbstüberschätzung des Volks; darüber war ja gar kein Streit, daß „das Volk" Alles ungleich herrlicher hinausgeführt hätte als die Diplomaten. Die Massen der Nation kehrten bald wieder allen politischen Gedanken den Rücken; sie wendeten sich den schweren Sorgen des Haushalts zu um in treuer Arbeit

die Wunden des ungeheuren Kampfes auszuheilen. Wer aber den feurigen Idealismus des Befreiungskrieges noch im Herzen bewahrte, der tröstete sich des Glaubens: jetzt sei die Stunde gekommen, da das Volk selber die Leitung des deutschen Staates übernehmen müsse. Es klang wie die Weissagung der Kämpfe und Leiden des kommenden Jahrzehnts, wenn einer der Besten aus dem jungen Geschlechte, der Kieler Historiker F. C. Dahlmann, zur Siegesfeier die in Form und Inhalt den Geist der Zeit bezeichnenden Worte sprach: „Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Cabinette überstrahlt.“ —



Inhalt.

Erstes Buch.

Einleitung. Der Untergang des Reichs.

Zweites Buch.

Die Anfänge des Deutschen Bundes 1814—1819.



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.